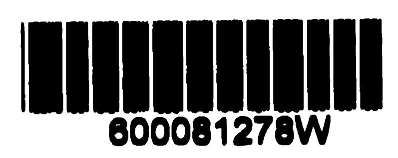
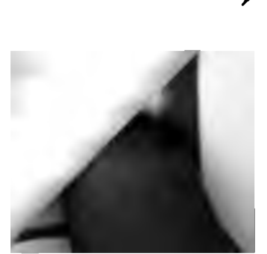



600081278W









Indien und seine Regierung.

Nach

den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften

von

Leopold von Orlich.

„Regna bellaque per Gallias semper fuere, donec in nostrum jus concederetis. Nos, quamquam totiens lacessiti, jure victoriae id solum vobis addidimus, quo pacem tueremur. Nam neque quies gentium sine armis, neque arma sine stipendiis, neque stipendia sine tributis haberi queunt.“ *Tacitus*, *Hist. IV.* 74.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung.

Geschichte und Colonisation der Länder Sind und Peng'âb, Geschichte des Königreichs Oude und Schilderung der britisch-indischen Armee.

Leipzig,

Verlag von Gustav Mayer.

1859.

Geschichte und Colonisation

der

Länder Sind und Peng'âb, Geschichte des Königreichs Oude

und

Schilderung der britisch-indischen Armee.

Nach

den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften

von

Leopold von Orlich.

Leipzig,
Verlag von Gustav Mayer.
1859.



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Inhalt.

Berichtigungen.

Seite 9 Zeile 19 statt „(92 J. d. Zijrie)“ lies: „(92. J. d. Hedschrah)“.
Seite 17 Zeile 5 von unten statt „in Ghaznie“ lies: „nach Ghaznie“.
Seite 80 Zeile 10 von oben statt „Duabahs“ lies: „Subah's“.
Seite 98 Zeile 8 von unten statt „250 Offiziere und Soldaten“ lies: „250 Unteroffiziere und Gemeine“ 2c.
Lies im Abschnitt den Sind betreffend statt „Cüth“ stets: „Cütch“ (sprich Katsch), und statt „Jacobadad“ stets: „Jacobabad“.
Seite 165 Zeile 9 von oben statt „den Apfel seiner Augen, die Blume seines Herzens“ lies: „dem Apfel seiner Augen, der Blume seines Herzens“.
Seite 165 No. 2, die hinter dem Worte „Kat“ angegebenen Quellen gehören nicht dahin, sondern auf Seite 292 No. 4ª.
Seite 195 letzte Zeile von unten statt „war ein Mann von geringem Einflusse“ lies: „war ein Mann von nicht geringem Einflusse“ —
Seite 200 Zeile 16 von unten statt „vier Jahre“ lies: „fünf Jahre“.
Seite 205 letzte Zeile unten statt „von etwas mittlerer Größe“ lies: „von etwas mehr als mittlerer Größe“. —
Seite 241 Zeile 9 von unten statt „Gulab Singh ist ein Dogra“ lies: „Gulab Singh war ein Dogra“.
Seite 243 Zeile 5 von unten statt „der gegenwärtige Herrscher von Cashmir“ lies: „der im Jahre 1858 verstorbene Herrscher von Cashmir“.
Seite 291 Zeile 8 von oben statt „erreichten bereits gegen 140 Lack“ lies: „erreichten bereits 2 Crore und über 5 Lack“.
Seite 316 Zeile 8 und 9 von unten statt „Hierauf beschlossen Ceasa und Miean“ 2c. lies: „Hierauf beschloß Ceasa Miean“ 2c.
Seite 318 Zeile 18 statt „zu erreichen sei“ lies: „zu erreichen“.

Erste Abtheilung.

Geschichte des Sind vom Jahre 600 bis zum Jahre 1857.

Am Ende des 7. Jahrhunderts, zur Zeit des Kaliphen von Bagdad Abdul Malik, begab sich eine Karawane, der sich Kaufleute aus Aegypten angeschlossen hatten, auf Befehl des Kaliphen nach dem Sind und nach Hindostan, um weibliche Sclaven und andere Dinge zu kaufen. Nachdem die Abgesandten ihren Auftrag vollführt hatten und mit Sclaven und Gütern reich beladen sich dem Wege längs der Seeküste zuwandten, wurden sie bei Daiwül Bander, dem heutigen Tatta, von Straßenräubern überfallen, welche Viele derselben tödteten, Einige zu Gefangenen machten und sich der Schätze bemächtigten. Nur Wenige entkamen, die dem Kaliphen die Trauerkunde von dem Ereigniß überbrachten. Von Zorn entbrannt befahl er, eine Armee an den Grenzen zu versammeln, um den Feind zu züchtigen. Inmitten der Vorbereitungen starb Abdül Malik. Sein Sohn Banie Umaiyah, ein strenger Tyrann und großer Forscher des Koran, der Gründer der Karawanenseraien und der Erbauer der ersten Minarets, wurde durch Hajjaj, den er als Gouverneur nach Kufa gesandt hatte, von dem Hergange obigen Ereignisses in Kenntniß gesetzt, sowie daß noch mehrere der Mohamedaner dieser Karawane sich in den Händen der Ungläubigen befanden. Der Kaliph befahl deren Befreiung und die Zurückerstattung des Geraubten zu bewirken. Hajjaj sandte zwei Vertraute als Spione, mit einem Firman des Kaliphen versehen, nach dem Sind, um sich von dem Zustande des Landes und seiner Kräfte zu unterrichten [1]).

Zu jener Zeit war Dâher, der Sohn des Chat [2]), König im Sind. Er empfing die Abgesandten mit Ehren, hörte deren Klagen, läugnete jedoch, daß

seine Unterthanen sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht hätten, „wobei seine Zunge voll süßer Worte und sein Herz voll Falschheit war.“ Nachdem Dâher Nachforschungen hatte anstellen lassen, entließ er die Abgesandten mit einem Schreiben an den Kaliphen, in welchem er sich entschuldigte, keine Gewalt über die räuberischen Horden von Daiwül Bander zu besitzen. Sobald Hajjaj hierüber dem Kaliphen berichtet hatte, wurde ihm der Befehl, eine Armee auszurüsten, mit deren Führung er Mohamed, den Sohn des Kasim und Vetter des Kaliphen beauftragte. Nach Verlauf eines Monats hatte Hajjaj sich marschfertig gegen den Sind aufgestellt.

Das Königreich Sind erstreckte sich im 7. Jahrh. östlich bis Kaschmire und Kanoge, im Westen bis Mekran und bis zu den Seegestaden gegen Daiwül und Laherie Bander; im Süden bis Surat und Diu Bander, nördlich bis Kandahar, Sejistan (Sehwistan), den Solimanbergen, Karmania und Kiekanan[3]). Es war in vier Provinzen getheilt, von denen drei von Gouverneuren verwaltet wurden, wogegen die größte derselben, in welcher die Hauptstadt Alore lag, unter der unmittelbaren Leitung des Königs stand[4]). Alore, die Residenz des Königs, wurde damals von dem Hauptstrome des Indus (Mihran genannt) bespült. Seine Größe, die Pracht und Schönheit der vielen Paläste und Gebäude, welche die Mauern umschlossen, sowie die herrlichen Gärten, welche innerhalb wie außerhalb der Stadt lagen, hatten dieser großen Stadt den Ruf gegeben, daß dort Alles zu finden sei, was ein menschliches Herz nur begehren könne. Hier herrschte vor Abdül Malik's Zeiten Rais Sahieris (Sohn des Sahsie[5]), unter dem Rufe eines guten und gerechten Regenten, der die Weisesten seines Landes an sich zu fesseln wußte und mit starker Hand das Volk zu leiten verstand. Nachdem er viele Jahre sein Land beherrscht hatte, welches in dem langen Frieden in Glück und Wohlstand blühete, wurde er plötzlich von Niemroz von Persien, welcher von Küth und Mekran durch Karmania mit einem großen Heere vordrang, unerwartet angegriffen. Der Perserkönig brandschatzte jene Länder und kehrte mit Tausenden von Gefangenen in seine Heimath zurück. Sahieris versammelte sofort ein Heer, setzte sich mit demselben gegen Mekran in Bewegung und forderte Niemroz zum Kampfe auf. Die Heere begegneten sich — wahrscheinlich unweit Küth —, die Schlacht dauerte vom frühen Morgen bis Mittag, das Sindheer wurde geschlagen, und König Sahieris, der sich bemühte, den Rückzug seiner Armee zu decken, von einem Nawak (eine Art Pfeil) im Halse verwundet, in Folge

dessen er sich verblutete. Niemroz gab die Verfolgung auf und kehrte nach seinen Ländern zurück, wodurch es der in Flucht aufgelösten Sind-Armee möglich wurde, sich zu sammeln. Dieselbe wurde nach Alore zurückgeführt und erklärte hier Rais Sahsie, den Sohn des Sahieris, zum Könige. Sein mildes und menschenfreundliches Wesen artete nicht in Schwäche aus, er durchzog sein Land, um allen Uebelständen abzuhelfen und Gerechtigkeit herrschend zu machen. Er führte eine regelmäßige Besoldung der Armee ein, bestimmte die Rentenzahlung der Ryots, welche ihre Abgaben in Getreide und Geld an drei Terminen im Jahre entrichten mußten. Denjenigen unter ihnen jedoch, welche die Lehm-Festen von Alore, Schwistan, Uch, Matte Horth, Mode und Süvraie baueten, wurden dafür ihre Abgaben erlassen. Desgleichen wurden die Kaufleute und Sirkare einer Abgabe unterworfen, die sie den Collectoren einzuzahlen hatten.

Rais Sahsie fand in Rais Ram, seinem Vezier, einen Minister, welcher mit seltenem Geschick und großer Umsicht die Landes-Angelegenheiten leitete und dem Könige gegenüber mit soviel Takt handelte, daß dieser dem gewandten Hindu die Regierung beinahe ganz überließ. Der König suchte sich durch die Freuden dieser Welt zu entschädigen und verlebte, wie die Geschichte erzählt, die Tage und Nächte auf dem Ruhebette der Glückseligkeit. Nur wenn die wichtigsten Fragen zu entscheiden waren, begab sich der Minister zu den Pforten des Harems, um den Willen des Königs zu erforschen. Sonst berieth Rais Ram mit den weisesten Brahmanen und den erfahrensten Männern die Angelegenheiten des Landes, und es scheint, daß zu diesen Berathungen auch Anderen der Zutritt gewährt wurde. Denn als der Minister eines Tages, von seinen Rathgebern umgeben, das Wohl des Volkes erwog, trat ein durch seine Schönheit und seine edle Haltung ausgezeichneter junger Mann in den Kreis der Edeln des Landes, bat um das Wort und wußte durch seine Beredsamkeit und den Wohlklang seiner Stimme alle Anwesenden für sich zu gewinnen. Es war Kak (Chak), der Sohn eines berühmten Brahmanen aus Alore. Rais Ram fand bald in dem jungen Mann einen der Begabtesten seines Volkes, überhäufte ihn mit Geschenken und wählte ihn sich zu seinem Beistande. Sowie bisher der Minister allein das Land im Namen des Königs regiert hatte, so herrschte jetzt Kak über den allgewaltigen Rais Ram und war der That nach der Vezier des Landes geworden.

Rais Ram wird plötzlich von einer schweren Krankheit heimgesucht, und zu einer Zeit, als höchst wichtige Briefe von Daiwul eintrafen, über welche

sofort entschieden werden mußte, so daß die Chobdare solche ohne Aufschub dem Könige überbrachten. Rais Sahsie befand sich im Harem, wo seine Gemahlin ihm ein großes Fest veranstaltet hatte, und da er sich dem Jubel und der Freude nicht entziehen und das Königspaar sich nicht trennen wollte, so befahl der König dem Rathe seiner Gemahlin gemäß, daß man einen Vorhang vor dem Throne herablasse und Chak herbeirufe; denn, bemerkte die Königin, er ist ja ein Brahmane, und es ist besser, daß man ihn selbst höre und mit ihm berathe. Kak nahete sich dem Throne, indem er Segen und Heil über das Königspaar aussprach und dann die eingelaufenen Briefe verlas. Der König gab seine Befehle, welche Kak zu Papier brachte und dem Könige vortrug, der durch die Abfassung so befriedigt war, daß er ihn nicht nur mit einem kostbaren Khilat bekleidete, sondern auch befahl, daß Kak in allen wichtigen Landes-Angelegenheiten den Zutritt zum Harem haben solle.

So ereignete es sich, daß die Königin Kak zu sehen bekam und ihr Herz wurde so heftig von Liebe für ihn entbrannt, daß sie eine ihrer Vertrauten zu ihm entsandte, um eine Zusammenkunft mit ihm zu verabreden. Aber Kak fürchtete für sein Leben und für seine Familie; er wußte, welch' ein Schicksal ihn treffen würde, wenn er sich einer solchen Untreue schuldig machte, und indem er den Antrag unter dem Vorgeben von der Hand wies, daß ein Brahmane einer solchen Handlung unfähig sei, mied er jedwedes Begegnen. Die Königin verfiel in tiefe Schwermuth, die Liebe für Kak war ihr einziges Sehnen, denn alles, was ihrem Leben sonst Freude und Glückseligkeit gewährte, war zur Bitterkeit geworden. Der Königin Herzenssache wurde bald kundbar und wurde auch dem Rais Sahsie hinterbracht, aber dieser entgegnete, daß Kak als gläubiger Brahmane ein solches Verbrechen nicht begehen würde.

Nach einiger Zeit verfiel der König in eine gefährliche Krankheit, alle ärztliche Hilfe war vergeblich, und als die Königin sah, daß ihr Gemahl dem Tode nahe war, ließ sie Kak herbeirufen. Sie eröffnete ihm, daß der König im Sterben läge und daß sie sich einen Plan gemacht habe, ihn zum Vicekönige wählen zu lassen. Sie ließ sofort alle Chobdare nach dem Palaste berufen und erklärte ihnen, daß auf Befehl des Königs am folgenden Tage ein großer Darbar stattfinden solle, an welchem jeder dazu Berechtigte sich einfinden müsse. Die Königin hatte den Thron des Königs in der Empfangshalle aufstellen lassen und als die Chobdare erschienen, eröffnete ihnen die Königin, daß Kak seine Stelle einnehmen solle, weshalb er auch ihm das königliche Siegel gegeben habe.

Ueberrascht und hülflos gehorchten sie dem Befehle, und wenige Tage darauf starb der König.

Rais Sahsie hinterließ keinen Sohn, aber Verwandte, die zum Throne berechtigt waren; deshalb berief die Königin ihren Geliebten, um mit ihm zu berathen, wie ihm der Thron gesichert werden könnte, bevor die Nachricht vom Tode ihres Gatten kund würde. Sie verschaffte sich so viel Ketten, als mächtige Mitglieder der Königsfamilie lebten, welche Ansprüche an den Thron machen konnten und ließ von den fünfzig Anverwandten einen nach dem Andern im Geheimen nach dem Palaste berufen, indem sie ihm eröffnen ließ, daß Rais Sahsie ihn zu seinem Nachfolger bestimmt habe. Als sie den Palast betraten, wurden sie festgenommen und eingeschlossen. Hierauf ließ sie die weniger Bemittelten und solche der Königsfamilie nach dem Palaste einladen, welche von jenen angefeindet worden waren und erklärte ihnen, daß sie ihre Gegner in Ketten gelegt und eingeschlossen habe, und jedem die Besitzungen derer zuerkenne, die er tödten würde. So gelang es ihr, sich dieser Mächtigen zu entledigen und in den Belehnten mit den Jaghirdaren Schuldige und treue Anhänger zu gewinnen. Am folgenden Tage wurde der Leichnam des Rais Sahsie dem Gebrauche gemäß in feierlicher Weise verbrannt und ihr Geliebter Chak bestieg als König den Thron. 639 n. Chr.

Obgleich Kak mit Zustimmung der Amire sich als König erklärte, so verdankte er dies allein der Königin Wittwe, auf welcher der Verdacht ruht, daß sie ihren Gatten vergiftet hatte, und durch deren listige Anschläge viele der Edelsten des Landes heimlich ermordet wurden. Damit Kak den Adel sowie das Volk für sich gewinne, machte er beträchtliche Geschenke aus dem reich gefüllten Schatze, verlieh Gunstbezeugungen aller Art, erhöhete den Sold der Truppen und erließ den Ryots einen Theil der Abgaben. Nachdem er sich auf diese Weise in seiner Würde befestigt glaubte, vermählte er sich, den üblichen Formen gemäß, mit der Königin.

Als die Kunde von diesen Begebenheiten nach Jodhpur und Jetpur kam, deren Fürsten als Verwandte von Sahsie Anspruch auf den Thron hatten, so rüsteten dieselben ein großes Heer aus, um sich mit den Waffen in der Hand ihr Recht zu erobern. Das heranrückende Heer wurde von dem Sirdar Rana Maharat befehligt, welcher nach Jaisalmere vordrang und von dort aus an Kak ein Schreiben richtete, in welchem er ihn als Brahmanen des Thrones für verlustig und zugleich für unwürdig erklärte, im offenen Kampfe ihm ent-

gegentreten zu können. Kak zeigte voll Furcht und Zagen die demüthigende Herausforderung der Königin mit den Worten: „Siehe, ein mächtiger Feind ist da! Was ist nun dein Rath?“ Als die Königin den muthlosen Gatten vor sich sah, entgegnete sie ihm: „Obgleich es der Männer Sache ist, in den Krieg zu ziehen, so will ich doch, wenn du dich fürchtest, deine Gewänder anlegen, wogegen du dich in die meinigen kleiden sollst und ich will in den Kampf gehen.“ Kak beschämt, traf jetzt alle Anstalten, um mit einem wohlgerüsteten Heere seinem Feinde entgegentreten zu können, wobei der reich gefüllte Schatz ihm zu gut kam, mit welchem er nicht nur das Heer, sondern auch das Volk für sich zu gewinnen suchte. Inzwischen hatte sich Rana Maharat mit seinem Heere Alore genähert, und Kak eilte ihm mit seinen Streitern entgegen, so daß die Heere zum Kampfe einander gegenüber standen. Da begab sich Rana Maharat vor die Front seines Heeres und forderte seinen Gegner zum Zweikampfe heraus, denn er rief mit lauter Stimme: „Kak, warum hast du diese Macht zur Vernichtung herbeigeführt? der Streit ist allein zwischen uns Beiden, daher komm in die Ebene und laß uns Beide den Kampf ausfechten. Wer der Sieger ist, hat des Besiegten Reich und Eigenthum.“ Kak, den Muth durchdrungen hatte, nahm den Kampf an. Rana Maharat begab sich vor die Front seines Heeres und stieg vom Pferde; dasselbe that Kak, befahl jedoch seinem Steigbügelhalter, ihm mit dem Pferde zu folgen. Als die beiden Kämpfer sich einander so nahe gekommen waren, um mit gezogenem Schwerte den Kampf zu beginnen, lief Kak's Steigbügelhalter eilig mit dem Pferde herbei und Kak, der mit Blitzesschnelle sein Pferd bestieg, griff nun mit dem Schwerte den Gegner an und tödtete mit einem Schlage Rana Maharat. Sobald dessen Heer den Tod des Führers vernahm, trat es den Rückzug an, der bald in eine vollständige Flucht ausartete. Verfolgt von Kak und seinen Truppen, welche viele der Flüchtigen tödteten, dauerte das Gemetzel bis zum Abend, und die Macht des Feindes war für immer gebrochen. Kak blieb die Nacht auf dem Schlachtfelde und hielt am folgenden Tage den Einzug in das festlich geschmückte Alore, wo die Einwohner den im Kampfe erprobten Helden als ihren wirklichen König mit allen erdenklichen Ehren empfingen. Seit jenem Siege erst fühlte sich Kak sicher auf dem Throne, durchzog sein Reich bis zu den fernsten Grenzen, und nachdem er überall mit Weisheit und Kraft die Verwaltung des Landes geordnet hatte, kehrte er heim nach Alore, wo er nach einigen Jahren sein Leben im Frieden beschloß. Er hinterließ zwei Söhne, Dâher und

Däher-Seyn[6]) und eine Tochter, von denen der älteste Däher den Thron bestieg.

Dem Gebrauche jener Tage gemäß vertheilte Däher, der neue König, Gelder an die Truppen und erleichterte die Lasten der Ryots. Nach Verlauf eines Jahres bereiste er sein Land, erst gegen Osten um einen Gouverneur einzusetzen, dann nach Jetpur, von dort gegen Westen nach Brahminabad, wo er seinen Bruder Däher Seyn als Gouverneur zurückließ. Während der sechs Monate, die er hier verlebte, schloß er einen Freundschafts-Vertrag mit dem Statthalter von Karmanda. Bei der Rückkehr nach Alore kamen ihm die Großen des Landes zum Willkommen entgegen, unter denen sich auch die Brahmanen und die Astrologen befanden, welche nach gewohnter Weise, als der Fürst sie mit Geschenken überhäufte, ihre Segenswünsche und ihre Prophezeiungen darbrachten. „Wir haben, sagten sie, dein, deines Bruders und deiner Schwester Glück zu erforschen gesucht und wir fanden, daß in deinem und deines Bruders Lebensfaden kein Unheil sich zeigt, aber es scheint, daß deine Schwester Baie Ranie die Gattin des Mannes werden wird, der sich zum Könige dieses Landes erheben wird." Rais Däher verfiel in tiefes Nachdenken, er hielt Berathung mit den Edelsten des Landes, und suchte auf jede Weise seine Macht zu befestigen, aber all dieser Vorsichtsmaßregeln ungeachtet wurde sein Herz von Bangigkeit erfüllt, wenn er der Prophezeiung der Astrologen gedachte. Noch einmal berief er die Sterndeuter, und als diese bei ihrer Verkündigung blieben, versammelte er die Minister seines Vaters und alle Großen des Landes, um ihnen zu erklären, daß er zur Rettung seines Thrones beschlossen habe, seine Schwester zu heirathen. Empört über dies Vorhaben, entgegneten sie ihm, daß er dadurch auf ewig seine Familie entehren würde, die Welt würde ihn verfluchen, seine Glaubensgenossen würden ihn von sich stoßen, und im ganzen Lande würde Uneinigkeit herrschen. Aber Rais Sahsie konnte keine Ruhe über sich gewinnen, er berief noch einmal die Edeln des Landes und wußte dieselben endlich für sein Vorhaben zu gewinnen. In einer Nacht ließ Rais Däher die Brahmanen geheimnißvoll nach einem Gemach des Palastes berufen, um die Ehe mit seiner Schwester zu vollziehen. Dem Gebrauche gemäß wurden die Zipfel der Hemden der beiden Vermählten mit einander verbunden, welche dann im Kreise um ein Feuer gingen und zusammen den Thron bestiegen, auf welchem Rais Däher sein Schwert zog, in dessen glänzender Klinge sie ihre Gesichter spiegeln mußten. Der König beschenkte die

Zeugen reich mit Gold und Juwelen; aber obgleich er die Nacht mit seiner Schwester verblieb, so fand doch keine Annäherung statt, und als der Tag anbrach, wurde Baie Ranie nach ihrem Hause zurückgebracht.

Die Kunde von diesem bisher unerhörten Ehebündnisse ging durchs Land und erreichte auch bald des Königs Bruder Dâher Seyn zu Brahminabad. Es entspann sich zwischen den Brüdern ein Briefwechsel, welcher von Vorwürfen in Ausdrücken tiefster Verachtung zu den heftigsten Drohungen ausartete. Die Brüder rüsteten sich zum Kampfe und Dâher Seyn rückte mit einem großen Heere gegen Alore vor, woselbst auch der König sich zum Kampfe vorbereitet hatte und dem Bruder entgegen ging. Dieser mied den offenen Kampf, und nachdem Rais Dâher mehrere Tage auf die Annäherung seines Bruders gewartet hatte, so überließ er sich in den dortigen Jangles den Jagdfreuden. Dâher Seyn wollte diesen Moment benutzen und machte eine Bewegung, um sich des Forts von Alore durch Ueberraschung zu bemächtigen; aber die Besatzung hatte noch Zeit genug, die Thore zu schließen und zeigte sich, von den Einwohnern unterstützt, zur äußersten Vertheidigung bereit, weshalb Dâher Seyn östlich der Stadt ein Lager bezog. Sobald der König von dem Vordringen seines Bruders benachrichtigt wurde, eilte er nach dem Fort zurück und ließ gleich nach seinem Eintreffen alles zu einem großen Feste bereiten. Er wünschte sich mit dem Bruder zu versöhnen und sandte deshalb am andern Morgen die Edelsten des Landes an ihn ab; aber Dâher Seyn weigerte sich zu kommen. Da erschienen seine Mutter und all die Großen des Landes und baten ihn, die friedlichen Anerbietungen nicht von sich zu weisen, indem Rais Dâher nicht von sinnlichen Trieben zu dieser Verbindung veranlaßt worden sei, sondern allein nur, um der drohenden Gefahr vorzubeugen, welche der Weissagung nach ihn getroffen hätte. Da alle, auch die Weisesten dem beistimmten, so versprach Dâher Seyn dem Bruder die Hand der Versöhnung zu reichen. Er bestieg andern Tages einen Elephanten, begab sich auf demselben bis an den Fuß der Festungswälle, dem Palaste seines königlichen Bruders gegenüber und brachte in Demuth seine Absicht dar, aber als der König ihn aufforderte, herabzusteigen und in den Palast zu kommen, entschuldigte er sich, daß ihn ein Schwur binde, wonach er weder mit ihm unter demselben Dache wohnen, noch an seine Seite sich setzen dürfe. Daher begab sich Rais Dâher folgenden Tages von vielem Volke umgeben aus der Stadt, um den Bruder im freien Felde zu begrüßen. Dieser kam ihm entgegen, sprang vom Pferde, als er ihn sah und küßte seine Füße, worauf

auch der König vom Pferde stieg, den Bruder umarmte, Wange und Stirne küßte und mit ihm in das unweit davon befindliche Zelt trat. Nachdem sie sich verständigt und gegen einander ausgesprochen hatten, kehrte Rais Dâher nach dem Palast zurück, aber kaum hatte er den Bruder verlassen, so wurde dieser von einem heftigen Fieber befallen, begleitet von Geschwüren, die plötzlich den ganzen Körper bedeckten, so daß Dâher Seyn, aller Sorgfalt ungeachtet, schon nach vier Tagen starb. Auf die Nachricht von seinem Tode sandte der König Abgesandte ab, um sich von der Wahrheit zu überzeugen; sie fanden die Gattin unverschleiert zu den Füßen der Leiche. Todtenkläger verkündigten dem sich nähernden Könige in lauten und wehmüthigen Tönen den Tod des Bruders. Der König näherte sich baarfuß und unbedeckten Hauptes der Leiche, warf einen Blick auf den Todten und ließ dann die Leiche verbrennen. Nachdem die Trauerformen beendigt waren, begab er sich nach Brahminabad, nahm des Bruders Diener mit sich nach Alore und setzte seine Vertraueten an deren Stelle ein.

Mehrere Jahre nach dem Hergange dieser Begebenheiten, während welcher Rais Dâher mit unbeschränkter Macht sein Land regierte, näherte sich Mohamed Kasim (Schwiegersohn des Hajjaj) im Jahre 710 n. Ch. (92 J. d. Hijrie) mit einem Heere von 15,000 Mann (6000 Reiter zu Pferde, 6000 auf Kameelen und der Rest Fußtruppen) der Stadt Mekran. Er bemächtigte sich dieses Ortes und all des Landes bis zum Meere, und beschloß jetzt, nachdem er von Sclavenhändlern und Flüchtigen die nöthigen Erkundigungen eingezogen hatte, den Sind zu erobern. Karmania wurde zuerst besetzt und mit Magazinen und Kriegs-Material versehen und verschanzt, besonders mit all den nöthigen Mitteln, die zur Erstürmung der Festen erforderlich waren. Als die Nachricht von der Besetzung von Küth und Mekran zur Kunde von Rais Dâher kam, beschloß er dahin aufzubrechen und die Mohamedaner anzugreifen; aber seine Häuptlinge warnten ihn, sich mit einer so gewaltigen Macht von Arabern in den Kampf einzulassen, die von Fanatismus getrieben, in den Krieg zögen und den Sieg davon tragen würden. Sie schlugen vor, sich des Feindes durch Geldgeschenke zu entledigen. Rais Dâher fühlte seine Schwäche und unterhandelte. Kasim ließ sich nicht abhalten, weiter vorzudringen, er stürmte Dipal oder Dewal, welches die Inder mit Ausdauer vertheidigt hatten und zerstörte hier einen, wahrscheinlich dem Buddha geweiheten Tempel. An dessen Stelle wurde eine Moschee (mesjich) gebauet, umgeben von einem Quartier für Mohamedaner. Hierauf drang er gegen Nieraukote, dessen Be-

fehlshaber Sumânin ihm den Ort verrieth. Der Verräther leistete Mohamed große Dienste und suchte selbst die Generale Vikarin und Bhâda des Dâher in einem Schreiben zu überzeugen, daß jeder Widerstand nutzlos sei und daß sie sich einem so mächtigen Feinde unterwerfen sollten. Diese blieben jedoch treu und da ein von ihnen versuchter nächtlicher Angriff mit bedeutendem Verlust fehlschlug, so suchte Bhâda zu Gunsten seines in Mohamed's Händen befindlichen Sohnes zu unterhandeln. Als Statthalter von Sehwistan war sein Antrag besonders willkommen; dem Sohne wurde verziehen und die Länder westlich vom Indus kamen so in des Mohamedaners Besitz. Was sich ihm aber widersetzte, wurde getödtet, er befahl die Beschneidung sämmtlicher Brahmanen, aber als er erfuhr, daß sich dieselben dieser Bekehrung widersetzten, so befahl er, Alle männlichen Geschlechts über siebenzehn Jahre alt zu tödten und die Anderen, Frauen inbegriffen, als Sclaven zu behandeln. Hierauf bemächtigten die Muselmänner sich der Stadt Tatta und wandten sich dann nach Sehwistan, wo es zu einem furchtbaren Gemetzel kam. Bereits hatte Mohamed Kasim in zwei blutigen Schlachten jenseits Sehwistan auf dem Wege nach Alore den Sieg über die Ungläubigen davon getragen, als er in einer dritten geschlagen und zum Rückzuge genöthigt wurde. Inzwischen gelang es ihm, sich des Forts von Sehwistan zu bemächtigen, unter dessen Schutze es ihm möglich wurde, sich das umliegende Land zu unterwerfen. Budhnam, der als Vezier jene Länder verwaltet hatte und Mohamed die Treue gelobte, wurde mit der Leitung der Länder von Tatta und Nierankote betrauet.

Während Mohamed sich in der Provinz Sehwistan festzusetzen und zu verstärken suchte, und seine Annäherung überall Schrecken verbreitete, sandten die Bewohner von Chinah einen Abgesandten an ihn ab, der die feindliche Macht erkunden sollte. Dieser traf gerade zur Zeit des Gebetes im Lager ein, wo Mohamed Kasim als hoher Priester das Amt verrichtete, dessen Bewegungen die in Linien aufgestellten Truppen so blindlings folgten, daß der Hindu bei seiner Heimkehr ausrief: „Wer so einig wie diese handelt, wird jeden Gedanken ins Werk setzen und vollführen," und als er ihnen ihre religiöse Weise schilderte, gingen die Bewohner von Chinah mit Geschenken dem Mohamed entgegen und gelobten den Befehlen des Islam sich zu unterwerfen. Es waren die ersten Muselmänner jener Länder. Sie wurden zur Abgabe des Zehnten ihres Ertrages veranlaßt und deshalb deren Land auch Ushrie genannt, und sie selbst der Gaben wegen, die sie dem Eroberer darbrachten, Murzug.

Mohamed beschloß jetzt Alore anzugreifen; er setzte Talahtie gegenüber über den Indus und marschirte von dort aus geraden Weges auf Alore. Diese Brücke hatte der Inder Mukhin vermöge Boote festgestellt, welche mit Sand und Steinen gefüllt waren, und die er vermöge Pflöcke aneinander befestigt hatte. Rais Dâher wollte ihm entgegen gehen, aber die Magier und Sterndeuter warnten davon ab, indem der glückliche Moment noch nicht gekommen sei. So begnügte er sich einen Theil seines Heeres den Muselmännern entgegen zu senden, während er sich mit frischen Truppen zu verstärken suchte. Die abgesandte Macht nahm eine Aufstellung an den Ufern des Kachharie-Kolab-Sees, wogegen Mohamed bis zu Rafyan vorgedrungen war. Von hier aus entsandte er Abdüla, die Ungläubigen anzugreifen. Es kam an den Ufern jenes Sees zu einem mehrstündigen und blutigen Kampfe, die Hindus wurden geschlagen und Viele ertranken auf der Flucht. Der Führer der Hindus soll, als der Kampf noch nicht entschieden war, vom Pferde gefallen sein, und da die Truppen das Pferd ihres Führers ohne den Reiter sahen, so glaubten sie ihn getödtet, ihnen sank der Muth und in der daraus entstehenden Verwirrung ging die Schlacht verloren.

Das vom Siege und durch Fanatismus berauschte Heer verfolgte ohne Aufenthalt den flüchtigen Feind und stand nach wenigen Tagen vor der Feste Alore. Rais Dâher hatte sich in dieselbe zurückgezogen und wurde nun durch alle den Muselmännern bekannten Angriffsmittel, den Sturmbrechern (Münjnieg) und durch Feuerkugeln belagert. Auf beiden Seiten wurde mit solch einer Erbitterung gefochten, daß es in zehn Tagen zu sieben blutigen Schlachten kam, in denen allen die Muselmänner den Sieg davon trugen. An einem Donnerstage, den 10. Tag des Ramzan im Jahre 711, beschloß Rais Dâher seinem Gegner die Schlacht anzubieten. An der Spitze von 40,000 Mann, wovon 10,000 Mann in Panzerhemden gekleidet waren, ging er den Muselmännern entgegen. Dâher saß auf einem reich und prachtvoll gezierten Elephanten, die mit Edelsteinen geschmückte goldene Krone auf seinem Haupte, und ihm zur Seite zwei durch ihre Schönheit berühmte Sclavinnen, von denen ihm die Eine den Becher mit Wein gefüllt reichen mußte, während die Andere ihm mit einem Fächer Kühlung zuwehete. Die Infanterie eröffnete den Kampf, hinter derselben standen die mit Kämpfenden besetzten Elephanten, welche aus hölzernen Thürmen fochten und dann die geharnischten Reiter. Der König leitete von der Mitte aus die Schlacht. Diese begann am frühen Morgen und

dauerte bis zum Abend, denn die Muselmänner wollten nicht weichen. Da es auf keiner Seite zur Entscheidung kam, so setzte sich der kühne und rastlose Mohamed an die Spitze einer auserwählten Truppe seines Heeres und drängte mit Ungestüm die vor den Elephanten stehenden Fußsoldaten zurück, während zu derselben Zeit Andere brennende Raketen nach den hölzernen Thürmen der Elephanten warfen. Diese gingen bald in Flammen auf, die Elephanten wurden wild, durchbrachen die Linien der Truppen und flohen dem Indus zu; aber da, wo sie sich dem Wasser näherten, war der Boden so sumpfig, daß die schweren Thiere in das aufgeschwemmte Erdreich sanken und sich nicht mehr bewegen konnten. Unter diesen Elephanten war auch der, auf welchem sich Rais Dâher befand, und im Begriffe sich zu retten, wurde der König von einem Pfeile tödtlich durch den Hals getroffen. Mit der eben untergehenden Sonne hauchte Dâher sein Leben aus, aber die hinter ihm auf andern Elephanten befindlichen Brahmanen bemächtigten sich eilig des todten Königs, begruben ihn in der aufgeschwemmten Erde und flohen nach der Stadt. Auf der Flucht wurden sie von Kais, einem der muselmännischen Führer, festgenommen, der ihnen das Leben zu erhalten gelobte, wenn sie ihm Auskunft über den König geben könnten. Sie eröffneten ihm, daß der König getödtet und daß sein Leichnam im Schlamm vergraben sei. Beinahe zu derselben Zeit wurden die beiden Sclavinnen, welche sich mit Dâher auf demselben Elephanten befanden, vor Mohamed Kasim gebracht, der deshalb den König entkommen glaubte und alle Anordnungen traf, nicht überfallen zu werden. Da nahete sich Kais mit den gefangenen Brahmanen und berichtete den Tod des Königs, und als Mohamed hierbei die Worte ausrief: „Gott ist groß" — (Alla-ho-Akbar) brachen die Muselmänner in ein allgemeines Siegesgeschrei aus. Sofort begab sich Mohamed, von einigen seiner Braven begleitet, nach dem Wasser; er befahl den Brahmanen, den Körper des Königs auszugraben und ließ dessen Haupt auf eine Lanze stecken. Alore wurde eng eingeschlossen und die Muselmänner verbrachten die Nacht im Gebete.

Als der Morgen tagte, sandte Mohamed das Haupt des Königs, begleitet von den beiden Sclavinnen, an das Hauptthor der Feste, aber das Volk, obgleich es dasselbe sah, wollte daran nicht glauben. Man berichtete an Rais Dâher's Gemahlin, die schöne Ladhie, den Tod des Königs; sie eilte nach dem Thore, sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen, und fragte vom Walle aus die Sclavinnen, wo der König geblieben sei. Diese wiesen weinend auf sein Haupt und als die Königin es erkannte, stürzte sie sich verzweiflungsvoll

die Mauer herab, jedoch ohne sich zu tödten. Jetzt öffnete man die Thore, Mohamed hielt seinen Einzug, bemächtigte sich des Schatzes und setzte Kais zum Gouverneur ein. Mit dem Schatze, sowie vielen andern Kostbarkeiten und den vornehmsten Gefangenen, wurde Kais unter Begleitung von 200 Reitern über Makran nach Bagdad geschickt. Der Kaliph belohnte Mohamed mit reichen Geschenken und sandte ihm in einem Firman den Befehl, sich der sämmtlichen Länder des Dâher zu bemächtigen. Mit Sturm nahm er Brahminabad in Besitz, wo nach Einigen acht-, nach Anderen sechsundzwanzigtausend Einwohner erschlagen worden sein sollen. Nach diesem Siege kamen Abgesandte der verschiedenen Stämme der Sammah um Loharie, der Sahtahs, der Kandars (auch Chandars), der Machies, der Halas, der Ghorachas ihre Unterwerfung anzubieten. Merkwürdig ist es, daß, obgleich Mohamed die besten der Hindutempel zu muselmännischen Gebethäusern einrichtete, er es dennoch für zweckmäßig erachtete, Brahmanen mit Einziehung der Revenuen und mit den Richterstellen zu bekleiden[8]).

So endete Dâher seine dreiunddreißigjährige Regierung und damit zugleich die Herrschaft der Brahmanen, welche dreiundsiebenzig Jahre gedauert hatte. Seinem Untergange folgte der der Religion der Eingeborenen; ihre Tempel wurden entweihet, ihre Götter zerstört. So erschienen die Sammah-Stämme mit bloßen Häuptern und baarfuß, eingedenk ihrer erschlagenen Häuptlinge und daß sie ihres Lebensunterhaltes verlustig gegangen wären, indem sie den Priestern gedient hätten. Sie baten, an anderen Stellen Tempel erbauen zu dürfen, was ihnen auch auf Mohamed's Vorstellungen vom Khaliphen bewilligt wurde. Deshalb sollten sie zum Unterschiede von den übrigen Indern in ihren Händen ein Gefäß mit Körnern tragen und als Bettler von Thür zu Thür Almosen sammeln.

Die Söhne des Rais Dâher, Gefhja und zwei andere, hatten sich mit einigen treuen Anhängern nach der starken Feste Sekündür an der Vipâcâ zurückgezogen und beunruhigten von dort aus die Ortschaften im Sind. Mohamed brach dahin auf, aber die Schwierigkeit der Verpflegung für seine Truppen war so groß, daß er mit den Königs-Söhnen durch einen Vertrauten zu unterhandeln suchte. Diese weigerten sich, die Feste zu räumen, vorgebend, sie wüßten, daß Rais Dâher noch lebe und bald mit einem großen Heere aus Bengalen zu ihrer Hülfe herbeieilen würde. Mohamed ließ deren Mutter Ladhie herbeiholen, um ihren Söhnen selbst den Tod des Vaters zu bestätigen;

aber als sie den Ausgang der Schlacht und den Tod des Königs schluchzend und weinend erzählte, wollten die Belagerten es nicht glauben, hielten sie im Einverständniß mit dem Feinde und warfen mit Steinen nach ihr. Jetzt wurden die Anstrengungen der Belagerer verdoppelt, neue und mächtigere Angriffswerkzeuge mit solcher Ausdauer und so viel Erfolg angewendet, daß die Belagerten sich ergeben mußten. Was sich nicht zum Islam bekehrte, fiel durch's Schwert. Hier befand sich einer der größten Hindutempel; er wurde zerstört, wobei beträchtliche Schätze in die Hände der Muselmänner fielen, von denen der fünfte Theil zur Erbauung von Moscheen verwendet wurde.

Mohamed Kasim kehrte nach Alore zurück, setzte hier im Jahre 712 (94 Hedschris) Alinaf zum Gouverneur ein und brach mit einem Theile des Heeres nach Multan auf. Die Häuptlinge kamen ihm entgegen, unterwarfen sich einem jährlichen Tribut in Waaren und Geld und gelobten Treue. Nachdem hier Daud zum Gouverneur eingesetzt war, sowie Hazien als Gouverneur des Forts von Barampur (auch Shiewpur genannt) am Jelum bekleidet war, marschirte Mohamed mit seinem bis zu 50,000 Mann herangewachsenen Heere von Multan nach Delhalpur und drang selbst bis Kanoge vor. Obgleich sich überall die Raja's und die Hakims dem Islam unterwarfen, und einen Theil an Geld und Produkten jährlich nach Daral Islam zu liefern gelobten, so setzte Mohamed dennoch Officiere aus seinem Heere zu Statthaltern ein.

Als Mohamed Kasim den Marsch nach der Heimath antrat, traf ihn ein Schreiben des Kaliphen Wallied, in welchem ihm anbefohlen wurde, die beiden Töchter des Rais Dâher, Purumûladeri und Surûgdevi, berühmt durch ihre seltene Schönheit, mit deren Dienerschaft und unter Escorte nach Daral Kaliphat abzusenden. Deren Sorgfalt und Sicherheit wurde Eunuchen anvertraut. Nach einer Reise von zwei Monaten wurden die Königstöchter dem Kaliphen übergeben, der sie, von einem Dollmetscher begleitet, bewillkommte. Als die Schwestern sich entschleierten, wurde der Kaliph von der großen Schönheit derselben nicht wenig überrascht, befahl der jüngeren, mit ihrer Umgebung sich zurückzuziehen, um die ältere über ihre Gefangenschaft und Reise zu befragen. Diese nahete sich dem Kaliphen mit Würde und sagte: „Wir sind nicht werth, dir anzugehören, weil Mohamed Kasim uns drei Tage vor unserer Abreise geschändet hat." Der Kaliph, vom Zorne übermannt, entsandte sofort einen Vertrauten mit einem Schreiben an Mohamed, welches die Worte enthielt: „Wo dieses Mohamed Kasim auch erreicht, er wird sich sofort in eine Kuhhaut gehüllt

nach Daral Kaliphat begeben." Der Chobdar überreichte diesen Firman Mohamed Kasim zu Udeypur; er ließ sich dem Befehle gemäß in die Kuhhaut hüllen und folgte willig seinem Führer; aber ob Gram oder eine plötzliche Krankheit die Ursache war, nach drei Tagen wurde Mohamed todt in der Kuhhaut gefunden. Der Chobdar barg ihn in einen Sarg und eilte, die Leiche seinem gestrengen Herrn zu übergeben.

Es war am Tage eines großen Darbars, als er in Daral Kaliphat eintraf, und da der Kaliph hörte, daß Mohamed auf dem Wege gestorben sei, befahl er, die Leiche nach dem Harem zu bringen. Die Töchter von Rais Däher wurden herbeigerufen. „Kommt und sehet wie meine Befehle vollzogen werden," sagte ihnen der Kaliph. Als sie in der Leiche den Urheber ihres Unglückes erkannten, priesen sie die Macht des Kaliphen und schlossen mit den Worten: „Könige, die ihrer Gerechtigkeit wegen berühmt sind, sollten in großen Dingen nicht übereilt handeln und ihren Feinden nicht unbedingt Glauben schenken." Der Kaliph verlangte die Bedeutung dieser Aeußerung. „Wir," entgegneten sie, „erregten diesen Verdacht gegen Mohamed Kasim aus Haß gegen ihn, weil unser Vater durch seine Hände getödtet worden ist, und wir durch ihn unseres Vaterlandes und unserer Reichthümer beraubt, als Gefangene nach fremden Ländern geschleppt worden sind. Wir müssen der Wahrheit Raum geben und gestehen, daß Mohamed gegen uns wie ein Vater oder ein Bruder handelte; seine grausame Hand hat uns nie berührt, ja unsere Unschuld geschützt; aber die Liebe zu unserem Vater forderte Rache, weshalb wir ihn eines solchen Vergehens beschuldigten. Unser Wunsch ist erfüllt, jetzt harren wir in Geduld der Strafe, welche, du Herr, über uns verhängen wirst."

Der Kaliph verblieb lange Zeit gebeugten Hauptes nachdenkend auf seinem Sitze; gepeinigt von Gewissensbissen und von Reue, gab er seinem Schmerze durch den Befehl Erleichterung, die Königstöchter an Pferdeschwänze zu binden, um die Stadtmauern zu ziehen und ihre Körper in den Tigris (den Dijlah) zu werfen. Mohamed erhielt ein feierliches Leichenbegängniß und ein Denkmal zu Damascus. Der Kaliph überlebte ihn nur noch zwei Jahre und starb im Jahre 714.

Bei seinem Tode verweigerten die eroberten Provinzen des Sind, mit Ausnahme von Daiwülpur und des Landes bis zum Meere, seinem Sohne und Nachfolger Suliman den Gehorsam zu leisten. Er sandte Ahmir nach dem Sind als Gouverneur. Nur wenige Jahre herrschte Suliman, welchem Mürwan,

genannt Kadir Billah (der Starke durch die Macht Gottes) in dem Kaliphat folgte; zu dieser Zeit wurde Abdûl Khûttab mit der Regierung des Sind betrauet. Aber im Jahre 750 bemächtigte sich Abdûla des Kaliphats und wurde der erste Kaliph der Banie Abbasie-Linie.

Kaum hatte er sich des Thrones versichert, so entsandte er Darûl Kaliphat mit einem Heere nach dem Sind, um die Anhänger der Banie Amajyûh-Dynastie daraus zu vertreiben. Vier Jahre später ging Jaugfar Mansur Abbasie mit einem Heere nach Hindostan, und als im Jahr 786 der Kaliph Harun-al-Reshied regierte, beauftragte er Abul Abbas mit der Regierung des Sind. Während dessen Verwaltung, welche mehrere Jahre dauerte, sowie unter der seiner Nachfolger sollen verschiedene Einfälle nach Hindostan unternommen worden sein.

Aber die Statthalter fern von dem Sitze des Kaliphats gewannen eine mehr unabhängige Stellung und unter der Regierung Almamûn's erhob um das Jahr 828 zum erstenmale Einer derselben, Bashar-ben-Daud die Fahne des Aufruhrs, indem er die erhobenen Steuern zurückbehielt. Es wurde gegen ihn Ghâjan, ein früherer Statthalter von Khorâsan abgeschickt, dem er sich ergab, nachdem ihm dieser sein Leben zu schonen versprochen hatte und begleitete ihn nach Bagdad. Ihm folgte Musa, welcher den indischen Fürsten von Als-bach mit Namen Bâla besiegte und einen solchen Ruhm über seine gute Verwaltung hinterließ, daß der Kaliph nach seinem Tode seinen Sohn Amrah 836 als Statthalter einsetzte. Unter ihm ereignete sich ein Krieg gegen die Jâth und die mit ihnen stammverwandten Med, wahrscheinlich die eigentlichen Ureinwohner jener Länder; erstere bewohnten das Gebiet Kikan. [illegible] Die Jâth wurden bald besiegt, und in der von ihm angelegten Stadt Albaida, das heißt die weiße, eine Militär-Colonie angelegt. [illegible] der Jâth begleitet, zog er nun die Med an, [illegible] einige Tausend derselben und ließ eine Straße in ihr bisher unwegsames Gebiet bauen. Nach diesem Siege wurden die Oberhäupter der Jâth, welche die Oberherrschaft des Kaliphen anerkannten, zu einer Versammlung berufen, wo ihnen die von den Muhammedanern an Ungläubige auferlegte Kopfsteuer [illegible]

So sank im Laufe des neunten Jahrhunderts und den folgenden die Macht der Abbassiden und so konnte es nicht ausbleiben, daß sich ihre Statthalter unabhängig machten. Es bildeten sich drei verschiedene Dynastien, welche jedoch alle von nur kurzer Dauer waren, die Thâheriden nach ihrem Gründer, dem Statthalter Thâher in Khorasan; sie wurden von Jakub-ben-Leith, dem Gründer der Soffariden-Dynastie 872 vertrieben. Jakub, ein Kupferschmied, eroberte Khorasan, Fars, Sejistan, Balk, Tokharestan und Bamian; er starb 878 auf einem Kriegszuge nach Bagdad gegen den Kaliphen. Die Macht der Sammaniden wurde 977 von Sebektejin vernichtet. Als daher Mohamed Ghaznie nach dem Sind vordrang, fanden sich daselbst verschiedene kleine Fürstenthümer, welche sich vom Kaliphat losgerissen hatten; unter diesen waren Multan und Mançura die bedeutendsten. In ersterer Stadt herrschte ein Araber aus dem Geschlechte der Koreishiten, sein Land war blühend, es sollen hundertundzwanzigtausend Pachthöfe darin gewesen sein, und er soll über ein bedeutendes Heer befehligt haben. In Multan befand sich der berühmte Tempel des Sonnengottes, den jährlich Pilger aus allen Theilen von Indien besuchten, welche dem Fürsten Abgaben in Silber, Perlen und anderen Produkten entrichten mußten. Die Reichthümer des Tempels waren so groß, daß man ihn das goldene Haus nannte, und der Theil des Indus, welcher unterhalb Multan vorüberfloß, hieß der goldene Mehran. Im Tempel befand sich ein Standbild des Aditja, welches die Inder hoch verehrten; als die indischen Fürsten den Amir einst bedroheten, so erklärte er, es zu zerschlagen oder das eine Auge desselben zuzudecken [9]).

Mohamed Ghaznie überzog im Jahr 1019 von Ghaznie aus Indien. Zuerst wandte er sich 1005 gegen Multan, wo der Enkel eines Affghanen-Sheikhs regierte und sich durch Verbindung mit dem Peng'âb von seinem Feinde zu befreien suchte. Da Mohamed den Hindukönig schlug, so unterwarf sich der Multanfürst dem Ghazneviden und erhielt Verzeihung gegen das Versprechen des Gehorsams und eines jährlichen Tributs von 20,000 goldenen Dihrem. Er brach sein Gelübde jedoch bald, so daß Mohamed 1010 wieder gegen ihn zu Felde zog, ihn besiegte und als Gefangenen in Ghaznie mit sich nahm. Im Jahr 1019 besetzte er Uch und vertrieb den dortigen Statthalter. Dann sandte er den Vezier Abdur Ruzay (1026) mit einem Heere gegen Bakkar, von wo derselbe das Land erobernd über Sehwistan nach Tatta vordrang. Durch ihn wurde die Verwaltung des Sind neu geordnet, die Abgaben bestimmt und

erfahrene Richter eingesetzt. Mit dem Tode von Mohamed im Jahre 1030 nahm dessen Sohn Masûd den Thron von Ghaznie ein und leitete von dort aus selbst die Verwaltung des Sind sowohl als die von Hindostan. Nach einer elfjährigen Regierung folgte ihm sein Sohn, der Sultan Modud, auf welchen nach wenigen Jahren (1049) der Sultan Majdud in den Besitz der Herrschaft jenes weiten Reiches kam. Er starb zu Lahore, wohin die Sultane ihre Residenz verlegt hatten.

Nach ihm bestieg Khusru Malik den Thron. Seine Herrschaft dauerte ein Vierteljahrhundert und wird als eine segensreiche geschildert. Es war in dieser Zeit im Frühjahre 1150, wie Grabesinschriften es andeuten, daß der Indus in einer Nacht plötzlich sein mächtiges Bette bei Alore verließ und mit der größten Wassermasse zwischen Sakkar und Rorie durchbrach. Dieser Stromveränderung folgte eine allmälige Versiegung bei Alore und ist dies die Ursache des Unterganges oder vielmehr der allmäligen Veródung von Alore [10].

Aber im Jahre 1187 rückte Sultan [illegible] mit einem Heere heran, eroberte Lahore, [illegible] Khusru Malik gefangen [illegible] nach [illegible]

[illegible]

So sank im Laufe des neunten Jahrhunderts und den folgenden die Macht der Abbassiden und so konnte es nicht ausbleiben, daß sich ihre Statthalter unabhängig machten. Es bildeten sich drei verschiedene Dynastien, welche jedoch alle von nur kurzer Dauer waren, die Thâheriden nach ihrem Gründer, dem Statthalter Thâher in Khorasan; sie wurden von Jakub-ben-Leith, dem Gründer der Soffariden-Dynastie 872 vertrieben. Jakub, ein Kupferschmied, eroberte Khorasan, Fars, Sejistan, Balk, Tokharestan und Bamian; er starb 878 auf einem Kriegszuge nach Bagdad gegen den Kaliphen. Die Macht der Sammaniden wurde 977 von Sebektejin vernichtet. Als daher Mohamed Ghaznie nach dem Sind vordrang, fanden sich daselbst verschiedene kleine Fürstenthümer, welche sich vom Kaliphat losgerissen hatten; unter diesen waren Multan und Mançura die bedeutendsten. In ersterer Stadt herrschte ein Araber aus dem Geschlechte der Koreishiten, sein Land war blühend, es sollen hundertundzwanzigtausend Pachthöfe darin gewesen sein, und er soll über ein bedeutendes Heer befehligt haben. In Multan befand sich der berühmte Tempel des Sonnengottes, den jährlich Pilger aus allen Theilen von Indien besuchten, welche dem Fürsten Abgaben in Silber, Perlen und anderen Produkten entrichten mußten. Die Reichthümer des Tempels waren so groß, daß man ihn das goldene Haus nannte, und der Theil des Indus, welcher unterhalb Multan vorüberfloß, hieß der goldene Mehran. Im Tempel befand sich ein Standbild des Aditja, welches die Inder hoch verehrten; als die indischen Fürsten den Amir einst bedroheten, so erklärte er, es zu zerschlagen oder das eine Auge desselben zuzudecken [9]).

Mohamed Ghaznie überzog im Jahr 1019 von Ghaznie aus Indien. Zuerst wandte er sich 1005 gegen Multan, wo der Enkel eines Affghanen-Sheikhs regierte und sich durch Verbindung mit dem Peng'âb von seinem Feinde zu befreien suchte. Da Mohamed den Hindukönig schlug, so unterwarf sich der Multanfürst dem Ghazneviden und erhielt Verzeihung gegen das Versprechen des Gehorsams und eines jährlichen Tributs von 20,000 goldenen Dihrem. Er brach sein Gelübde jedoch bald, so daß Mohamed 1010 wieder gegen ihn zu Felde zog, ihn besiegte und als Gefangenen in Ghaznie mit sich nahm. Im Jahr 1019 besetzte er Uch und vertrieb den dortigen Statthalter. Dann sandte er den Vezier Abdur Ruzay (1026) mit einem Heere gegen Bakkar, von wo derselbe das Land erobernd über Sehwistan nach Tatta vordrang. Durch ihn wurde die Verwaltung des Sind neu geordnet, die Abgaben bestimmt und

der König von Delhi davon Kunde erhielt, beauftragte er seinen Vezier Nizam-al-Mulk die Feste Uch zu nehmen, indem er selbst nach Delhi zurückzukehren beschloß. Uch fiel ohne Widerstand und nun rückte Nizam-al-Mulk gegen Bakkar, aber bei seiner Annäherung floh Nasir-u-din in einem Boote auf dem Indus dem Meere zu, wurde aber, als er den Ocean erreichte, im Sturme von den Wellen begraben. Nizam-al-Mulk trat 1226 die Verwaltung des Sind an und soll während der sechs Jahre seiner Herrschaft zur Hebung des Landes viel beigetragen, die Städte bevölkert und die Lage der Ryots verbessert haben.

Shams-u-din starb 1235 zu Delhi, sein Sohn regierte nur wenige Jahre, so daß 1241 sein Enkel Masüd den Thron bestieg. Masüd überließ sich dem Trunke und der Schwelgerei; und als er von einem siegreichen Zuge gegen die Mongolen, die Uch bedrohet hatten, heimkehrte, kam es zu Multan in Folge eines Festgelages zu Streitigkeiten und Verfolgungen. Die Häuptlinge sandten heimlich einen Kosid nach Bahraiyach zu seinem Onkel, dem Sultan Nasir-u-din Mohamed und boten ihm den Thron von Delhi an. Nasir-u-din eilte herbei, bemächtigte sich des Thrones (1246), nahm Masud Shah gefangen und setzte ihn ins Gefängniß, woselbst er seine Tage beschloß.

Während der 19 Jahre, daß Nasir-u-din zu Delhi herrschte, verbreitete er seinen Ruf der Macht, Gerechtigkeit und Frömmigkeit weit über Indien. Es wird von ihm erzählt, daß er jedes Jahr zwei Abschriften des Koran vollendete, verkaufte und von dem Gelde seine Nahrung bezahlte. In seinem Palaste wurden keine weiblichen Sclaven gehalten, ja seine Gattin mußte ihm mit ihren Händen das tägliche Mahl bereiten, und als sie einst von dieser häuslichen Pflicht erschöpft, den Wunsch aussprach, daß ihr zu diesem Zwecke wenigstens eine Sclavin gehalten würde, entgegnete der Sultan, „des Landes Abgaben müßten nach göttlichem Willen vertheilt werden, was erübrigt, gehöre den Armen und Schwachen; aber wenn sie geduldig und ergeben ihr Schicksal trage, so würde der Allmächtige sie reichlich nach dem Tode belohnen."

Nasir-u-din bereiste sein weites Reich, bestellte Khalag Khan als Gouverneur von Sehwistan und Malik Sanjar über Uch und Multan. Er bestrafte Laknutie und war im Begriff gegen die vordringenden Mongolen nach Multan zu ziehen, als die Nachricht kam, daß sich dieselben eilig zurückgezogen hätten. Nach einer langen Krankheit starb Nasir-u-din kinderlos im Jahre 1265.

Ihm folgte Gheias-u-din Balbün, der als Sclave in Chilhalganie vom Sultan Shams-u-din Altamsh gekauft worden war. Mit einer kräftigen aber gerechten Hand herrschte dieser Sultan über all die Länder, welche sein früherer Herr besessen hatte. Sicherheit der Personen und des Eigenthums wurde durch eine gleichmäßige Abgaben-Vertheilung und durch unerbittliche Verfolgung der Straßenräuber hergestellt, wogegen in Rechtsstreitigkeiten nach mohamedanischen Gesetzen verfahren wurde.

Im Anfange seiner Regierung übertrug er seinem Sohne Sultan Mohamed Lahore, Multan und Sind. Mohamed zog den Umgang mit frommen und weisen Männern dem aller andern Lebensfreuden vor, namentlich waren es zwei Sheikhs im Sind und zwei Dichter, die zu Delhi lebten, welche er an seinen Hof zog und mit Geschenken und Freundschaftsbeweisen überhäufte. Im Zusammensein mit seinen Freunden bewunderte man seine Haltung, denn Mohamed konnte einen ganzen Tag auf einer Stelle sitzen, ohne die einmal angenommene vornehme Haltung auch nur durch Bewegung eines Gliedes zu verändern; sein Gelübde war Hakka (bei Gott) und sicher konnte der, dem er es gegeben, darauf rechnen. Alle drei Jahre zog er nach Delhi, um ein Jahr am Hofe seines Vaters zuzubringen. Nachdem er beinahe zwanzig Jahre den Sind und Lahore ruhmvoll verwaltet hatte, nahete sich ein Turkomanenheer des Gangiz Khan unter Anführung von Kattagh Khan und Timur, überschritt den Nielâb und bedrohete Lahore. Mohamed ging mit 30,000 Reitern dem Feinde entgegen, es kam zu einer entscheidenden Schlacht unweit Lahore, in welcher Mohamed blieb, aber das Turkomanenheer geschlagen und in Flucht aufgelöst den Rückzug antrat. Sultan Balbün überlebte seinen geliebten Sohn nur kurze Zeit; von Kummer und Gram gebeugt, sank er 1286 ins Grab, nachdem er noch vorher seinen Enkel Kaikhasrow zum Regenten über Multan und den Sind eingesetzt hatte.

Nach seinem Tode gelang es Jalal-u-din Khaljie, durch List oder Gewalt die Häuptlinge (Amirs) zu bewegen, daß sie ihn als König anerkannten. An Tapferkeit und Weisheit stand er über allen seinen Zeitgenossen, sowie er sich durch seinen Rath und seine Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen wußte. Im Jahre 1289 wurde sein Name im Gebete zu Delhi zum ersten Male verlesen. Sein Lieblingssohn Arkalie Khan wurde von ihm, als er im Jahre 1293 Lahore besuchte, zum Gouverneur über den Sind eingesetzt. Arkalie Khan hatte einen liebenswürdigen Charakter und ein zufriedenes und glückliches Wesen; er nahm

seine Residenz in Multan und unternahm von dort aus zweimal Streifzüge gegen die Stämme, welche plündernd das Land beunruhigten. Aber während er jene ihm anvertrauten Provinzen zu heben suchte, brach eine Verschwörung in Delhi aus, wo sein Vater von Ala-u-din, seinem Neffen und Schwiegersohn, im Jahre 1295 ermordet wurde.

Ala-u-din suchte die Vornehmen und das Volk durch seine Freigebigkeit zu gewinnen, indem er Juwelen, Pferde und Elephanten in Menge vertheilte, aber dem Vatermörder blieben die Herzen des Volkes abgeneigt, und da sein Schwager und Vetter in Multan regierte, so sandte er seinen Bruder Ülag Khan mit einem Heere von 40,000 Reitern gegen denselben ab. Derselbe war mit so großer Schnelligkeit dahin vorgedrungen, daß er Arkalie Khan überraschte und einschloß, bevor derselbe Zeit hatte, sich zum Kampfe zu rüsten. Nach einer dreimonatlichen Belagerung trat Hungersnoth ein, und da jede Möglichkeit sich zu retten abgeschnitten war, wurden Unterhandlungen angeknüpft, die feindlichen Führer begegneten sich außerhalb der Stadt und da sie sich ohne Erfolg wieder trennten, so suchte Arkalie durch Vermittelung eines Priesters sein Leben zu retten. Es wurde ihm gewährt und er verließ Multan. Ein Theil des Heeres mit 10,000 Reitern wurde unter Nasrüt Khan zur vollständigen Eroberung des Sind abgeschickt mit der Weisung überall neue Diener einzusetzen. Als sich derselbe zu Multan befand, kam die Nachricht, daß die Mongolen von Sejistan aus den Sind bedroheten, überall plünderten und sich bereits der Feste Sehwistan bemächtigt hätten. Nasrüt Khan schiffte sich auf dem Indus in Booten mit einem starken Heere ein und landete unweit Sehwistan. Die Mongolen gingen ihm entgegen; es kam zur Schlacht, in welcher die Mongolen geschlagen und in Flucht aufgelöst der Heimath zueilten. Nasrüt Khan marschirte nach Bakkar. Hier eingetroffen empfing er den Befehl vom Sultan, mit der Hälfte seines Heeres über Jaisalmere nach Guzerat vorzudringen, um sich Ülag anzuschließen, der mit Eroberung jener Länder beauftragt worden war. Ülag nahm Jaisalmere, tödtete viele der Hindus, ließ eine Besatzung von 200 Mann zurück und eilte, sich mit Ala-u-din's Heere zu vereinigen. Dieser hatte inzwischen Bengalen und den Dekan seinem Scepter unterworfen, dann Guzerat genommen, wobei er die Hindus, welche sich nicht zu Mohamedanern bekehrten, tödtete. In jeder der verschiedenen Provinzen wurde ein Hakim, ein Dewan, ein Amin und ein Kazie eingesetzt, sowie unter ihm in allen Theilen des Reiches eine regelmäßige Postverbindung ein-

Ihm folgte Gheias-u-din Balbün, der als Sclave in Chilhalganie vom Sultan Shams-u-din Altamsh gekauft worden war. Mit einer kräftigen aber gerechten Hand herrschte dieser Sultan über all die Länder, welche sein früherer Herr besessen hatte. Sicherheit der Personen und des Eigenthums wurde durch eine gleichmäßige Abgaben-Vertheilung und durch unerbittliche Verfolgung der Straßenräuber hergestellt, wogegen in Rechtsstreitigkeiten nach mohamedanischen Gesetzen verfahren wurde.

Im Anfange seiner Regierung übertrug er seinem Sohne Sultan Mohamed Lahore, Multan und Sind. Mohamed zog den Umgang mit frommen und weisen Männern dem aller andern Lebensfreuden vor, namentlich waren es zwei Sheikhs im Sind und zwei Dichter, die zu Delhi lebten, welche er an seinen Hof zog und mit Geschenken und Freundschaftsbeweisen überhäufte. Im Zusammensein mit seinen Freunden bewunderte man seine Haltung, denn Mohamed konnte einen ganzen Tag auf einer Stelle sitzen, ohne die einmal angenommene vornehme Haltung auch nur durch Bewegung eines Gliedes zu verändern; sein Gelübde war Hakka (bei Gott) und sicher konnte der, dem er es gegeben, darauf rechnen. Alle drei Jahre zog er nach Delhi, um ein Jahr am Hofe seines Vaters zuzubringen. Nachdem er beinahe zwanzig Jahre den Sind und Lahore ruhmvoll verwaltet hatte, nahete sich ein Turkomanenheer des Gangiz Khan unter Anführung von Kattagh Khan und Timur, überschritt den Nielâb und bedrohete Lahore. Mohamed ging mit 30,000 Reitern dem Feinde entgegen, es kam zu einer entscheidenden Schlacht unweit Lahore, in welcher Mohamed blieb, aber das Turkomanenheer geschlagen und in Flucht aufgelöst den Rückzug antrat. Sultan Balbün überlebte seinen geliebten Sohn nur kurze Zeit; von Kummer und Gram gebeugt, sank er 1286 ins Grab, nachdem er noch vorher seinen Enkel Kaikhasrow zum Regenten über Multan und den Sind eingesetzt hatte.

Nach seinem Tode gelang es Jalal-u-din Khaljie, durch List oder Gewalt die Häuptlinge (Amirs) zu bewegen, daß sie ihn als König anerkannten. An Tapferkeit und Weisheit stand er über allen seinen Zeitgenossen, sowie er sich durch seinen Rath und seine Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen wußte. Im Jahre 1289 wurde sein Name im Gebete zu Delhi zum ersten Male verlesen. Sein Lieblingssohn Arkalie Khan wurde von ihm, als er im Jahre 1293 Lahore besuchte, zum Gouverneur über den Sind eingesetzt. Arkalie Khan hatte einen liebenswürdigen Charakter und ein zufriedenes und glückliches Wesen; er nahm

seine Residenz in Multan und unternahm von dort aus zweimal Streifzüge gegen die Stämme, welche plündernd das Land beunruhigten. Aber während er jene ihm anvertrauten Provinzen zu heben suchte, brach eine Verschwörung in Delhi aus, wo sein Vater von Ala-u-din, seinem Neffen und Schwiegersohn, im Jahre 1295 ermordet wurde.

Ala-u-din suchte die Vornehmen und das Volk durch seine Freigebigkeit zu gewinnen, indem er Juwelen, Pferde und Elephanten in Menge vertheilte, aber dem Vatermörder blieben die Herzen des Volkes abgeneigt, und da sein Schwager und Vetter in Multan regierte, so sandte er seinen Bruder Ülag Khan mit einem Heere von 40,000 Reitern gegen denselben ab. Derselbe war mit so großer Schnelligkeit dahin vorgedrungen, daß er Arkalie Khan überraschte und einschloß, bevor derselbe Zeit hatte, sich zum Kampfe zu rüsten. Nach einer dreimonatlichen Belagerung trat Hungersnoth ein, und da jede Möglichkeit sich zu retten abgeschnitten war, wurden Unterhandlungen angeknüpft, die feindlichen Führer begegneten sich außerhalb der Stadt und da sie sich ohne Erfolg wieder trennten, so suchte Arkalie durch Vermittelung eines Priesters sein Leben zu retten. Es wurde ihm gewährt und er verließ Multan. Ein Theil des Heeres mit 10,000 Reitern wurde unter Nasrüt Khan zur vollständigen Eroberung des Sind abgeschickt mit der Weisung überall neue Diener einzusetzen. Als sich derselbe zu Multan befand, kam die Nachricht, daß die Mongolen von Sejistan aus den Sind bedroheten, überall plünderten und sich bereits der Feste Sehwistan bemächtigt hätten. Nasrüt Khan schiffte sich auf dem Indus in Booten mit einem starken Heere ein und landete unweit Sehwistan. Die Mongolen gingen ihm entgegen; es kam zur Schlacht, in welcher die Mongolen geschlagen und in Flucht aufgelöst der Heimath zueilten. Nasrüt Khan marschirte nach Bakkar. Hier eingetroffen empfing er den Befehl vom Sultan, mit der Hälfte seines Heeres über Jaisalmere nach Guzerat vorzudringen, um sich Ülag anzuschließen, der mit Eroberung jener Länder beauftragt worden war. Ülag nahm Jaisalmere, tödtete viele der Hindus, ließ eine Besatzung von 200 Mann zurück und eilte, sich mit Ala-u-din's Heere zu vereinigen. Dieser hatte inzwischen Bengalen und den Dekan seinem Scepter unterworfen, dann Guzerat genommen, wobei er die Hindus, welche sich nicht zu Mohamedanern bekehrten, tödtete. In jeder der verschiedenen Provinzen wurde ein Hakim, ein Dewan, ein Amin und ein Kazie eingesetzt, sowie unter ihm in allen Theilen des Reiches eine regelmäßige Postverbindung ein-

gerichtet wurde, wodurch alle Wochen von den fernsten Punkten die Berichte der Beamten an den Hof abgesandt werden mußten. Vor seinem Tode belehnte er Ghazie Malik mit Multan, Uch und dem Sind, gleichsam zum Lohne, daß er die Mongolen von Ghazie Khan vertrieben hatte.

Ala-u-din starb (1310) inmitten der Sorgen seinen Thron zu befestigen und das Land zu heben. Seine Lebenstage waren im Kriege und im Kampfe für weltliche Macht verflossen; der Gedanke, seinen Nachfolger zu dem künftigen Berufe heranzubilden, hatte ihn nie beschäftigt. So kam es, daß seine Söhne, in Unwissenheit, Schwelgerei und all dem sinnlichen Getriebe des Harems aufgewachsen, körperlich und sittlich bereits gesunken waren, als der Vater die Augen schloß. Ueberall brachen Unruhen aus, sein Sohn und Nachfolger wurde auf Anstiften von Khasrow Khan ermordet, der sich zum Könige erklärte. Khasrow überließ sich dem Müßiggange und der Schwelgerei, und zeigte eine solche Vorliebe für die Hindus, daß der Fakir Malik geheimnißvoll Delhi verließ und zu seinem Vater Ghazie Malik nach Multan floh. Sofort wurde ein Heer ausgerüstet, mit welchem Ghazie Malik nebst seinem Sohne in Eilmärschen auf Delhi vorrückte, so daß er nur mit 3000 seiner auserwählten Reiter davor eintraf. Das Heer, welches der Sultan ihm entgegenschickte, wurde nach einem blutigen Kampfe geschlagen und floh, Khasrow Khan rückte folgenden Tages mit einem beträchtlichen Hinduheere seinem Feinde entgegen, wurde aber im ersten Zusammentreffen überwältigt, wobei ein furchtbares Blutbad unter den Hindus angerichtet wurde. Khasrow hielt sich für verloren und floh. Ghazie Malik bezog nebst seinem Sohne ein Lager vor der Stadt, wohin sich in der Nacht der Gouverneur, die Vornehmsten und der Katwal von Delhi begaben, ihre Unterwürfigkeit gelobten und ihm die Schlüssel der Feste überlieferten. Umgeben von den Großen des Reiches hielten Ghazie Malik und seine siegreichen Truppen den Einzug und widmeten drei Tage dem Andenken Ala-u-din's im Gebete. Hierauf ließ er verkündigen, daß er demjenigen den Thron einräumen würde, der der Familie von Ala-u-din angehöre. Da sich niemand fand, so erklärten die Häuptlinge, das Heer, die Syuds und die Priester, daß Ghazie Malik der einzige des Thrones Würdige sei. Unter dem Namen Gheias-u-din Toghlak Shah huldigten ihm die Großen (im Jahre 1320) als ihrem Sultan; sein Sohn der Fakir erhielt den Namen Sultan Mohamed Shah.

Während der Zeit, daß sich diese Ereignisse zu Delhi zutrugen, war der

Sünrah-Stamm verheerend in den Sind eingefallen und hatte sich Tatta's bemächtigt. Sofort wurde Malik Taj-u-din nach Multan, Khwaja-Kattier nach Bakkar und Malik Ali Sher nach Sehwistan als Statthalter geschickt und in jenen Ländern der Friede wieder hergestellt.

Nach einer vierjährigen Herrschaft starb der Sultan und sein Sohn Mohamed Shah bestieg (1326) den Thron. Seine erste Sorge war die Verwaltung des Sind, mit welcher Khasrow Khan beauftragt wurde, dann begab er sich nach Dhowlatabad und leitete von hier aus die Regierung. Während dieser Zeit lud Khasrow die Großen von Multan und die Häuptlinge der Beludschen nach Bakkar ein, wußte selbige für sich zu gewinnen, um ein unabhängiges Reich zu bilden. Kaum hatte der Sultan von der Empörung seines Vasallen Kunde erhalten, so eilte er mit einem Heere nach Multan. Die Vorhut seiner Armee traf unerwartet auf Khasrow's Truppen, griff dieselben an, schlug sie, nahm Khasrow gefangen und brachte sein Haupt dem Sultan. Mohamed gab im Zorne den Befehl, Multan zu stürmen und Alles mit dem Schwerte niederzumetzeln; schon hatte das Blutbad begonnen und eine Stunde gedauert, als es den Priestern, die sich unbedeckten Hauptes nach seinem Zelte begaben, gelang, den Sultan zu bewegen, daß er dem Gemetzel einzuhalten befahl.

Merkwürdig ist, daß Sultan Mohamed am Abend seines Lebens von dem Gedanken beunruhigt wurde, sich nur dann sicher und mit Recht auf dem Throne von Delhi zu fühlen, wenn ihn der Kaliph der Abbassiden damit belehnt habe. In dieser Unruhe und von allerlei religiösen Ideen gequält, sandte er Malik Nasien für diesen Zweck mit kostbaren Geschenken an den Kaliphen nach Aegypten. Derselbe schickte ihm eine Standarte und den Khilat, deren Träger überreich beschenkt wurden, und der Sultan von Delhi verordnete, daß in allen Moscheen sein Name erst nach dem des Kaliphen verlesen werden sollte.

Unruhen, welche in Guzerat (1350) ausbrachen, veranlaßten Mohamed dahin aufzubrechen; er kam nach Junagar in Kattiwar, wo einer seiner Sclaven Tain die Fahne der Empörung aufgesteckt hatte, und bei seiner Annäherung nach Cambay floh. Verfolgt vom Sultan suchte er Schutz in Jhareja, Mohamed folgte ihm auf dem Wege nach Tatta, wurde aber im Lager zu Hakrie, wo er rastete, um seine Truppen abzuwarten, vom Fieber befallen. Er verfolgte dennoch den Marsch, fühlte sich zu Kundal frei vom Fieber, verstärkte hier seine Armee und brach nun gegen Tatta auf. Einen Tagmarsch

von Tatta, in welches Tain sich zurückgezogen hatte, begann der Moharram; der Sultan fastete, das Fieber kehrte zurück und er erlag den Anfällen desselben nach 21 Tagen im Jahre 1351.

Als Sultan Mohamed sein Ende nahe fühlte, ernannte er Fheroz Shah, den Sohn seines Onkels, zum Nachfolger. Von den Großen gehuldigt, bestieg derselbe nach drei Tagen den Thron. Sobald Tain den Tod des Sultans vernahm, wußte er die Sümrah-, Ihareja- und Sammah-Stämme für sich zu gewinnen, mit deren Hülfe er das Heer des Sultans im Rücken zu beunruhigen suchte. Fheroz Shah ging ihm mit 2000 seiner besten Reiter entgegen, überraschte ihn durch einen Nachtmarsch, wobei es zu einem blutigen Gefecht kam, in welchem Tain geschlagen wurde und in die Gebirge floh. Hierauf trat Fheroz Shah in kurzen Tagemärschen den Weg nach Delhi an, errichtete noch zuvor ein Fort am Langerah-See und setzte hier wie in Sehwistan Vertrauete zu Gouverneuren ein. Von letzterem Orte aus unternahm er eine Wallfahrt zum Grabe des als Heiligen verehrten Baz-Kalandar. In Bakkar rastete er zwanzig Tage und besetzte das Fort mit achtzig Unverheiratheten. Malik Rukn-u-din wurde unter dem Titel von Ikhlas Khan über den Sind als Regent bestellt. Auf dem Wege zu seiner Hauptstadt verlieh er überall Ehrenbezeugungen und Geschenke und in Delhi, umgeben von all den Großen des Reiches, entfaltete er, dem Gebrauche früherer Sultane gemäß, die Pracht und Freigebigkeit seiner königlichen Würde.

Nachdem er alle nöthigen Aenderungen vollendet hatte, durchreiste er sein Reich und empfing überall die Huldigungen und Geschenke der Zemindars. Während er sich am Fuße der Gebirge bei Kalanur den Jagdfreuden überließ, entwarf er Pläne, um an den Ufern des Saraswatie einen schönen Palast zu errichten. Mit Entwürfen aller Art beschäftigt, durchzog er (1370) Bengalen, dann den Nordwesten, marschirte auf Naggarkote, wo die Bergbewohner ihn mit Eis beschenkten und wandte sich dann nach Tatta, um einen Häuptling zu züchtigen. Aber Mangel an Verpflegung, sowie Ueberschwemmungen und Moskitoschwärme nöthigten ihn während der Regenzeit sich nach Guzerat zurückzuziehen; sobald diese vorüber waren, drang er von neuem gegen Tatta vor, um den aufrührerischen Khairudin zum Gehorsam zu zwingen. Derselbe bat um Vergebung, wurde vom Sultan mit Wohlwollen in seine Dienste aufgenommen, aber als er bei Schwistan auf einem Boote zu entfliehen suchte, in Ketten gelegt und mit noch anderen der Zemindare, die sich feindlich gezeigt

Feste Kotalah; dieser überfiel in der Nacht Humayun Khan, wurde jedoch geschlagen und rettete sich mit Abu Bakkar in die Feste. Sobald Mohamed Shah davon Kunde erhielt, eilte er in Eilmärschen gegen Kotalah; es gelang ihm, den Ex-Sultan einzuschließen, welcher sich für verloren hielt und um sein Leben bat. Auf seine Bitte wurde er nach der Feste Mewat verbannt, wo er bald darauf starb; aber seinem Freunde Bahadur Khan gelang es, zu entkommen.

Mohamed begab sich nach Delhi, dann nach Guzerat und durchzog Bengalen, um das von Unruhestiftern und Plünderern heimgesuchte Land zu säubern. Zu dem Zwecke begann er die Errichtung eines Forts zu Mohamedabad, verfiel jedoch dabei in eine lang anhaltende Krankheit, was Bahadur Khan benutzte, gegen Delhi vordrang und einige Dörfer in dessen Nähe plünderte. Obgleich der Sultan sich noch krank fühlte, so brach er dennoch mit Truppen nach Mewat auf, wo es unter dem Schutze von Kotalah, dessen sich Bahadur bemächtigt hatte, zu einer Schlacht kam, in der Bahadur geschlagen wurde. Er versuchte sich in Kotalah zu vertheidigen, fühlte sich aber nicht stark genug, entwich daraus und floh ins Gebirge. Der Sultan kehrte nach Mohamedabad zurück. Erschöpft von den Anstrengungen erlag sein von Krankheit geschwächter Körper und er gab bald darauf (1393) den Geist auf. Sein zweiter Sohn Ala-u-din bestieg nach drei Tagen der Trauer, die dem Vater gewidmet wurden, mit Zustimmung aller Großen den Thron, aber er hatte nur wenige Tage regiert, als ein plötzliches Unwohlsein auch ihn hinwegraffte.

Gleich nach seinem Tode entfernten sich einige der Edeln, um sich nach ihren Jaghiren zurückzuziehen; doch Khan Jehan, der einflußreichste Minister des Sultan Mohamed, sah in dieser unerlaubten Entfernung so vieler Edeln Gefahr für den Nachfolger. Es gelang ihm, durch Ueberredungskünste die Edeln zur Rückkehr zu bewegen und mit Zustimmung der Amire und der Vornehmsten von Delhi wurde der jüngste Sohn von Mohamed Shah unter dem Namen Nasir-u-din Mohamed Shah zum Sultan erhoben (1393).

Er bestätigte die Minister, die Edeln und die Beamten in ihren bisher genossenen Würden und Rechten, verlieh an Mugarab Malik den Titel Khan und ernannte ihn zu seinem Nachfolger; desgleichen wurde Khan Jehan zum Raja über das Land zwischen Kanoge und Behar unter dem Titel Sültanat Ushraf eingesetzt. Khan Jehan machte sich bald zu einem mächtigen Regenten [illegible] [illegible]igkeit und stellte die zerstörten Festen [illegible] [illegible]erbreitete sich über ganz Bengalen [illegible]

Gouverneurs an Mohamed Shah nach Naggarkote als Zeichen der Unterwerfung geschickt hätte. Mohamed rückte nach Sammanah, hielt hier Hof und erklärte sich als rechtmäßiger König. Sofort huldigten ihm nicht nur die Zemindare im Gebirge, sondern auch einige der Amire und viele der Vornehmsten von Delhi unterwarfen sich seinem Scepter, wodurch seine Armee bis zu 20,000 Reitern und ein beträchtliches Heer an Fußsoldaten verstärkt wurde. Auf seinem Marsche gegen Delhi ritten von allen Seiten Reisige herbei, so daß sein Heer bald bis zu 50,000 Reitern herangewachsen war. Er rückte über Jehan Numa gegen Delhi vor, betrat ohne große Schwierigkeiten den Ort, so daß es auf den Straßen mit der Vorhut zu einem blutigen Kampfe kam, welcher abgebrochen werden mußte, weil der Häuptling Bahadur Khan Mewatie mit einem starken Corps zur Unterstützung des Sultans herbeigeeilt war. Beide Theile rüsteten sich (1389) zu einer großen Schlacht. Mohamed wurde geschlagen, zog sich über den Jümna zurück und floh endlich mit 2000 Mann nach dem Duab. Rastlos und voll Hoffnung rückte er noch in demselben Jahre von neuem gegen Delhi vor, versuchte sein Glück in einer zweiten Schlacht, wurde abermals geschlagen und floh, vom Sultan eine kurze Strecke verfolgt, nach dem Gebirge. Mohamed begab sich nach Chalpar, wo seine Anhänger und alle Unzufriedenen sich um ihn sammelten. Dies veranlaßte den Sultan, von Delhi aus Firmane nach Lahore, Multan und allen großen Städten mit der Weisung zu erlassen, alle Anhänger von Fheroz Shah zu tödten. Hierdurch entstand eine entsetzliche Verwirrung; Mord und Plünderung herrschten in allen Theilen des Landes, niemand fühlte sich seines Lebens, noch seines Eigenthums sicher. Die Amire, welche dem Sultan bisher geneigt waren, fielen von ihm ab und traten in Unterhandlungen mit Mohamed Shah; dieser wußte, daß der Sultan rath- und hülflos war, rückte gegen Delhi vor und hielt ohne Widerstand den 16. Rümazan 1389 seinen feierlichen Einzug. Abu Bakkar floh nach Mewal.

Sobald Mohamed Shah als Sultan anerkannt war, entfernte er alle ihm feindlich Gesinnten aus der Stadt und tödtete diejenigen, welche er als ihm unversöhnlich kannte. Mit kräftiger Hand suchte er Frieden und Sicherheit wieder herzustellen, und als er sich in seiner Stellung befestigt glaubte, beschloß er sich seines Gegners zu bemächtigen. Sein jüngster Sohn Humayun Khan wurde von vielen der Amire mit einem starken Heere gegen denselben abgesandt. Abu Bakkar befand sich von Bahadur Khan unterstützt nahe der

hülf- und rathlosen Lage in täglichen Kämpfen Rettung suchte. Während in diesem Theile Indiens die Parteien ihre Kräfte nutzlos aufrieben, entstand zwischen Sarang Khan und Khizar Khan, dem Hakim von Multan, ein Streit, jener von den Anhängern des Malik Bhittie unterstützt, nahm Multan (1395 n. Chr.) und sobald er sein Ansehen wieder hergestellt hatte, brach er mit einem beträchtlichen Heere gegen Delhi auf. Die Häuptlinge daselbst vereinigten sich, gingen Sarang Khan entgegen, es kam (1396) zu einer Schlacht, die unglücklich für Sarang ausfiel und ihn veranlaßte, sich auf Multan zurückzuziehen.

Von diesen Bürgerkriegen suchte Mirza Pier Mohamed, der Enkel des Amir Timur Saheb Kiran, Nutzen zu ziehen. Er drang 1397 ins Peng'âb und belagerte Uch. Der dortige Gouverneur Malik Ali, von Sarang Khan eingesetzt, vertheidigte sich standhaft einen Monat, wo ein Corps von 4000 Pferden unter Malik Tajuddin zu seiner Befreiung heranrückte. Mirza brach die Belagerung ab und ging dem heranrückenden Feinde entgegen; Malik wurde geschlagen und nun wandte sich Mirza gegen Multan. Mit seltener Ausdauer und Tapferkeit vertheidigte sich Sarang Khan in beinahe täglichen Gefechten während sechs Monaten; aber erschöpft an Kräften und aus Mangel an Lebensmitteln mußte er sich dem Mirza übergeben. Multan und die angrenzenden Länder wurden besetzt und seinem Scepter unterworfen.

Sobald die dem Könige bisher ergebenen Amire von dieser Besitznahme hörten, versammelten sie sich am Grabe des Sheikh Khutüb-u-din und schlossen ein gemeinsames Bündniß zur Sicherung ihrer Länder. Saheb Kiran folgte seinem Großsohne Mirza, traf 1397 in Multan ein, von wo er seine Besitznahme und Herrschaft über den Sind verkündete. Seitdem löste sich der Sind von der Botmäßigkeit der Könige von Delhi; die Gouverneure der verschiedenen Provinzen suchten sich jeder in seiner Weise und wie die Umstände es geboten unabhängig zu machen.

Zuerst macht sich die Regierung des Stammes der Sumrah und Sammah geltend, welche beinahe 125 Jahre über einen großen Theil des Sind die Herrschaft ausübten.

Unter den Nachkommen Mohamed des Ghazneviden fiel mit Abdur Reshied, der die Freuden des Harems und Ergötzlichkeiten jedweder Art, den Pflichten des Regenten vorzog, die Macht seines Hauses. Beinahe in allen Theilen des weiten Reiches machten sich die einzelnen Völkerschaften frei und

wählten Häuptlinge ihres Stammes zu Herrschern. Zu diesen gehörte auch der Sümrah-Stamm, dessen verschiedene Clanhäupter bei Tharie zusammenkamen und Sümrah, Sohn des Chandar, auf den Thron des Sultanats von Sind erhoben. Sümrah war der mächtigste Sirdar unter den vielen zerstreuten Clans; er verstand es, Frieden und Vereinigung herzustellen, sich überall Achtung und Anhang zu verschaffen und gründete seine Macht durch eine eheliche Verbindung mit der Tochter von Sad, dem nächst ihm ansehnlichsten Zemindar unter jenen Stämmen. Durch diese Vereinigung wurden dieselben nach ihm das Volk Sümrah genannt.

Nach seinem Tode folgte sein Sohn Bhungar, der seine Herrschaft zu befestigen und zu vergrößern wußte und im hohen Alter seinem Sohne Doda ein wohl geordnetes Reich hinterließ. Doda befestigte nicht nur seine Regierung, sondern vergrößerte auch sein Reich bis Nasarpor; aber inmitten dieser Unternehmungen starb er in der Blüthe des Lebens und hinterließ einen unmündigen Sohn Singhar und eine Tochter Tharie. Diese führte mit seltenem Geschicke die Regierung für ihren Bruder und scheint auch diesen für seinen Beruf zweckmäßig herangebildet zu haben, denn als er den Thron bestieg, herrschte er mit Kraft im Innern und nach Außen. Er überzog Nanik Rai, den Raja von Kütch mit Krieg und bemächtigte sich seiner Person und seines Landes. Wenige Jahre darauf starb er kinderlos im kräftigsten Alter. Seine Wittwe Hamun bemächtigte sich der Regierung und erließ von ihrem Sitze, der Feste Dakka, ihre Befehle; so wurden ihre Brüder zu Gouverneuren von Thur und Tharie eingesetzt. Aber noch lebten Brüder von Doda, die für ihr Leben besorgt, sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatten. Von ihrem Schlupfwinkel aus sammelten sie die Treuen ihrer Familie und vertrieben die Brüder der Hamun.

In dieser Verwirrung erhob sich ein Abkömmling von Doda, Namens Piethu, zum Sultan, und machte seiner Familie den Thron so sicher, daß sein Sohn Khaira ohne Schwierigkeiten folgte. Nach dessen Tode bestieg mit Zustimmung der Amire Khasief den Thron. Unter ihm blühete das Land, er machte den Einfällen plündernder Horden ein Ende, wodurch die Ryots sich in ihren landwirthschaftlichen Beschäftigungen sicher fühlten und mit der Sicherheit die Zufriedenheit einkehrte. Der Sitte jener Zeiten gemäß lebte der Sultan, seinem Volke wenig sichtbar, in seinem Palaste zu Tatta, wo er, auf dem Throne sitzend, seine Befehle und seine Vollmachten an die Minister erließ. Diese Abgeschlossenheit behagte Khasief wenig, er suchte das Freie, um sich in

den Shikargahs und Jangles den Freuden der Jagd zu überlassen. Hierdurch erwachte ein kriegerischer Geist in ihm, der ihn trieb, ein Heer um sich zu versammeln, mit welchem er gegen die Beludschen, die Sodah's und Jharejas zu Felde zog. An deren Grenzen angekommen, erschienen die Häuptlinge jener Stämme, ihm ihre Huldigung darzubringen; sie wurden empfangen und trennten sich, mit reichen Geschenken beladen, zur Zufriedenheit beider Theile.

Khasief war im Begriff nach Tatta zurückzukehren, als ein Beludsche vor ihm erschien, sich beklagend, daß räuberische Horden von dem Stamme der Sammah ihn und seinen Clan all ihrer Habe beraubt hätten. Sofort setzte sich der Sultan zu Pferde; es gelang ihm, diese Plünderer einzuholen und das Geraubte zurückzunehmen; gegen die Strafbaren wurde mit aller Strenge verfahren. So wie in kleinen Dingen, so handelte Khasief in größeren mit Energie und unerbittlicher Strenge, wenn seinem Befehle nicht Folge geleistet wurde; daher unter ihm von Kütch bis Nasarpor Sicherheit herrschte und alle Klassen sich glücklich fühlten.

Nach seinem Tode nahm Doda, Großsohn des Piethu, mit Zustimmung aller Häuptlige, den Thron ein. Sobald er seiner Regierung Festigkeit gegeben hatte, brach er, bei Zeiten gewarnt, gegen Kütch auf, um den ihn bedrohenden Sammah-Stamm zu züchtigen; diese, davon unterrichtet, sandten Gesandte mit Geschenken, darunter berühmte Kütch-Pferde, zur Versöhnung ab, und da Doda an deren Aufrichtigkeit jetzt nicht zweifelte, entließ er die Gesandten, beschenkt mit Geld, einem Pferde und einem Khilat. Während Doda zu Tharie Hof hielt, suchte ein den Jât-Beludschen der Jharejas feindlich gesinnter Häuptling Namens Raumal, aus Rache gegen diesen Clan, den Sultan zu vermögen, ihn mit einem Heere dahin abzusenden, um rückständige Tribute einzuziehen, deren sich die Jharejas, wie er Doda glauben machen wollte, seit Jahren entzogen hätten. Sobald diese von dem Antrage hörten, entsandten sie einige ihrer Häuptlinge, die in demüthiger Stellung, ihre Säbel um den Hals hängend und mit reichen Geschenken vor Doda erschienen, um ihre Treue und die Unwahrheit der Anschuldigung darzulegen. Raumal mußte in Gegenwart der Abgesandten sein Unrecht bekennen; aber sein von Haß und Rache gereiztes Herz ruhte nicht, bis Doda ihn in seine Heimath entlassen hatte, wo er seine Pläne zur Reife zu bringen gedachte. Mit aufrührerischen Entwürfen beschäftigt, wollte er die Fahne der Empörung entfalten. Zwei Häuptlinge Ram Rai und Mehran berichteten Doda von seinem Vorhaben, aber der Sultan glaubte,

daß diese als falsche Ankläger gegen Ranmal aufträten, wie dieser vorher gegen die Ihareja's gethan hatte und sandte zwei seiner Vertrauten zu Ranmal, um sich augenscheinlich von der Wahrheit der Anschuldigung zu überzeugen. Als diese beim Clanhäuptlinge eintrafen, war derselbe abwesend, um Truppen für sich zu gewinnen, und sie empfingen ein sehr ungastliches Willkommen von dessen Angehörigen. Bald darauf erschien Ranmal, er nahm anfänglich die Miene der Freundschaft und Unterwürfigkeit an, verrieth jedoch bald in einem Gespräch, daß sein tief gekränktes Herz durch Doda's Handlungsweise erbittert war. Sie riethen ihm, seine Klage vor Doda selbst anzubringen und kehrten heim, dem Sultan darüber zu berichten. Es war keine Zeit zu verlieren. Ranmal brach mit seinen Reisigen in die Ebene und Doda eilte ihm mit einem gleich starken in Eile zusammengebrachten Heere entgegen. Unser Geschichtsschreiber erzählt, daß es zu einer Schlacht kam, in welcher beide Heere ohne Unterbrechung sechs Stunden hindurch kämpften, ohne daß auch nur ein Theil von der Stelle gewichen wäre. Man blieb erschöpft die Nacht gerüstet auf dem Kampfplatze, von vielen Todten und Verwundeten umgeben, beschäftigt mit Plänen, wie für den folgenden Tag der blutige Kampf beendigt werden könnte. Mit der aufgehenden Morgenröthe begann der Kampf mit derselben Bitterkeit und Ausdauer, bis plötzlich Ranmal, von einem Pfeile durch den Hals getroffen, todt vom Pferde fiel. Seinem Heere sank der Muth, es löste sich auf und floh, verfolgt von Doda's Reitern, welche viele der Flüchtigen tödteten und große Beute machten. Bald nachher kamen Abgesandte, welche, Unterwerfung gelobend, Geschenke brachten und um Vergebung des Geschehenen baten.

Nachdem Versöhnung gestiftet worden war, begab sich Doda auf Nasarpur, empfing hier die Huldigungen und Geschenke vieler Zemindare, unter andern auch die von Sahibah, den er mit Zustimmung der Häuptlinge als Sirdar über die Jât-Beludschen einsetzte. Doda kehrte dann nach Tatta zurück, wo er kurze Zeit darauf starb.

Sein Sohn Amar bestieg zwar mit Hülfe der Edeln des Landes den Thron, aber da er sich dem Trunke und der Wollust ergab, so lösten sich bald überall die Bande des Gehorsams. Mulah Hamed machte ihn auf die Gefahr aufmerksam und veranlaßte ihn, mit einem schnell zusammengerafften Heere geg.n Kutch aufzubrechen. In der Ebene vor dem Orte hatten sich die Sammah's mit einer ihm überlegenen Macht zum Kampfe aufgestellt; das Gefecht begann und endete zum Vortheil der Sammah's. Mulah Hamed sah

die Gefahr, welche ihm drohete, fern von Tatta und ohne alle Hoffnung auf Hülfe, berief er die Sirdars zusammen, indem er ihnen das Mißliche ihrer Lage vorstellte und sie aufforderte den Kampf noch einmal zu beginnen, weil sie nur zwischen Sieg, sicherm Untergang oder Tod zu wählen hätten. Hierdurch wie durch die Aussicht auf Plünderung angefeuert, wurde der Angriff von neuem begonnen; die Sammah's wurden geschlagen, flüchteten und all ihre Kostbarkeiten fielen in die Hände der Sieger. Wenige Tage darauf erschienen die Häuptlinge der Sammah's, um Frieden zu schließen, der ihnen auch gewährt wurde, indem Amar die in dieser Zeit feindselig aufgetretenen Sodahs, Jâts und Beludschen züchtigen wollte; aber als diese seine Annäherung vernahmen, unterwarfen sie sich seinen Bedingungen. Befriedigt über diese erfolgreichen Friedensschlüsse, begab er sich nach Tharie, wo er im Genusse seines Glückes sein Leben aushauchte.

Sein einziger noch im Kindesalter befindlicher Sohn Doda wurde von den Häuptlingen bei Seite gesetzt und Chunar, der Brudersohn von Amar zum Sultan erhoben. Von Befürchtungen beängstigt, suchte er durch alle möglichen Mittel sich seines Thrones zu versichern, weshalb er die dem rechtmäßigen Thronerben ergebenen Häuptlinge verfolgte und selbst einigen das Leben nahm. Es gelang jedoch Doda sich ihm zu entziehen. Sobald derselbe zum Jüngling herangewachsen war, bemühte er sich Chunar, [illegible] in seine Gewalt zu bekommen. Doda [illegible] Guzerat. Auf dem Wege [illegible]

[illegible]

folgten dem Strome, dieses Eine trieb dem Strome entgegen; er fischte es heraus, theilte es bei seinen Gliedern und ließ solche einzeln ins Wasser fallen. Alle folgten dem Strome, nur eines nicht, dieses Eine barg die Kraft in sich; er that es in sein Gewand und wanderte mit diesem Talisman nach Ghaznie.

Daselbst herrschte Sultan Mondad Shah, der seit lange von einer gefährlichen und schmerzhaften Krankheit heimgesucht, alle Aerzte und die Weisen seines Landes berufen hatte, ihn von seinem Leiden zu befreien. Der Sultan hatte sich nämlich eines Tages von vielen seiner Großen umgeben, nach einem seiner Shikargahs begeben, ein Wild sprang plötzlich vor ihm auf, welches der Sitte gemäß nur er allein verfolgen durfte; er setzte demselben lange Zeit vergeblich nach, so daß er endlich, erschöpft und von Durst geplagt, an einem sprudelnden Gebirgsbache still hielt, um seinen Durst zu löschen. Indem er sich über das Flüßchen beugte und hastig das köstliche Wasser einschlürfte, schluckte er zwei eben geborene kaum sichtbare Schlangen hinunter. Diese waren nach zwei Jahren im Magen herangewachsen, er fühlte ihre Bewegungen, ohne zu wissen was es eigentlich war, das ihm diese peinliche Unbehaglichkeit verursachte. Alle Mittel seiner Aerzte, ihn von seinem Leiden zu befreien, waren vergeblich gewesen.

Mondad Shah fühlte sich dem Tode nahe, als Doda in seiner Hauptstadt eintraf; dieser gab sich für einen Arzt aus, der vom Sind komme und ein Mittel besäße, den Sultan zu heilen. Die Weisen zu Ghaznie belachten den fremden Doktor; aber der Sultan sah in seiner Verzweiflung in dem Fremden seinen Retter und ließ ihn zu sich kommen. Doda erschien, entkleidete den Sultan und legte den Talisman auf dessen Haupt, wodurch ihm sofort ein Blick in dessen Inneres gewährt wurde, welcher ihm zwei kleine Schlangen kenntlich zeigte. Sobald er sich dessen versichert hatte, verbarg er sein Rohrglied. Er erklärte dem Sultan, daß er seine Krankheit kenne, daß er hoffe, ihn davon zu befreien, jedoch zu seiner Sicherheit eine schriftliche Versicherung erbitte, in welcher bestimmt ausgesprochen sei, daß ihm kein Leid zugefügt werden solle, im Falle der Sultan den dabei angewandten Mitteln unterliegen sollte. Sobald ihm dies gewährt worden war, verordnete Doda, daß sich der Sultan zwei Tage jedweder Nahrung zu enthalten habe; am dritten Tage kam Doda, verband des Sultans Augen, legte das Rohrglied auf dessen Haupt und ließ ihm erst einen kleinen, mit Brod und feiner Seide umwickelten Haken hinunterschlucken. Nicht lange, so sah Doda wie eine der Schlangen denselben verschlang;

vorsichtig zog er den an einem starken Seidenfaden befestigten Haken herauf und mit ihm die eine Schlange; dasselbe gelang in gleicher Weise mit der andern Schlange. Gleich darauf fühlte sich der Sultan wie neugeboren. Doda nahm die Binde von seinen Augen und zeigte ihm nun die beiden Schlangen. Erfreut über den Erfolg sagte er seinem Lebensretter: „Ich verspreche dir, daß alles, was du von mir erbittest, dir gewährt werden soll.“ Doda offenbarte ihm nun, wer er sei, und daß Chünar ihn seines Thrones beraubt habe und er bat ihn, durch Hülfe seiner Macht sich in den Besitz seines Erbes setzen zu dürfen. Der Sultan erließ sofort den Befehl, ein Heer für seinen Lebensretter auszurüsten, ihm zu folgen und für seine gerechte Sache zu fechten. Doda marschirte mit diesem Heere gegen Tatta, wohin sich Chünar auf die Nachricht von dem Ungewitter, das ihn bedrohete, begeben und in die dortige Feste geworfen hatte. Mit großer Erbitterung begann der Kampf, nach zwölf Tagen gelang es den Angreifern, die Feste zu stürmen. Chünar und viele seiner Anhänger erlagen dem Schwerte und eine reiche Beute fiel den Siegern zum Lohne in die Hände. Doda nahm ohne Schwierigkeit Besitz vom Throne. Seine Regierung soll viele Jahre gedauert haben und eine weise und kräftige gewesen sein.

Sein Nachfolger Arrah Mehl erhob sich gewaltsam auf den Thron, aber seine Tyrannei und Grausamkeit machte ihn bald so verhaßt, daß seine Freunde sich von ihm lossagten, einen Häuptling des Sammah-Stammes mit Namen Jam Unnar heimlich herbeiriefen, dann eines frühen Morgens in den Palast drangen, den Sultan ermordeten und seinen Kopf über das Eingangsthor aufrichteten. Jam Unnar, gehuldigt von den Großen des Landes, wurde als Sultan ausgerufen.

Jam Unnar gewann bald an Macht und Ansehen, so daß er sich in Kurzem von vielen Häuptlingen umgeben sah, die ihm ihre Unterstützung zusagten, um die Türken aus dem Lande zu vertreiben. Deren Sultan hatte sich Sehwistan's bemächtigt und daselbst Malik Ratun zum Gouverneur eingesetzt. Gegen diesen setzte er sich in Marsch, Malik kam ihm entgegen, die beiden Heere fochten mit größter Heftigkeit, aber Jam Unnar mußte sich zurückziehen. Verstärkt rückte er von Neuem vor, eine zweite Schlacht begann, der Türke Malik Ratun im Anrennen gegen seinen Gegner stürzte mit dem Pferde, was Jam Unnar benutzte und ihm mit seinem Säbel den Kopf vom Rumpfe trennte. fiel hierauf in seine Hände. Als die türkischen Gouverneure zu

Bakkar davon Kunde erhielten, forderten sie Unnar zur Schlacht auf, der jedoch, aus Besorgniß vor dem Ausgange eines neuen Kampfes mit diesen wilden und tapferen Horden, sich nach Tharie begab, woselbst er bald nach seiner Ankunft einer Krankheit erlag.

Die Vornehmsten des Sammah-Stammes wählten Junah zum Oberhaupte. Sein wohlwollendes Wesen vermehrte bald seine Anhänger, so daß er beschloß, sich des ganzen Sind zu bemächtigen. Nachdem er in die ihm unterworfenen Länder seine Verwandten zu Gouverneuren eingesetzt hatte, ging er mit seinen Truppen bei Talahtie über den Indus und begann einen Krieg der Verwüstung über alle Ortschaften um Bakkar. Vergeblich suchte ihn der Hakim von Bakkar zu vertreiben, und erschöpft von den fortwährenden Angriffen, sowie aus Mangel an Lebensmitteln, gab er Bakkar auf und zog sich nach Uch zurück Seitdem wußte er sich zum absoluten Herrscher gegen 13 Jahre zu behaupten da wurde sein Reich von Multan aus durch Sultan Ala-u-din's feindliches Vorgehen bedrohet, der seinen Bruder Ulug Khan über Multan setzte. Als dieses Heer weiter gegen Bakkar vordrang, starb Jam Junah. In dieser Verwirrung fielen Bakkar und Sehwistan in feindliche Hände. Der in der Eile auf den Thron erhobene Tamashie, Sohn von Jam Unnar, ging den Truppen des Sultans von Delhi entgegen, wurde geschlagen und gefangen genommen und er und seine Familie nach Delhi gesandt. Die Sammah's verblieben im Besitze von Tharie und Vertraute des Jam Unnar leiteten die Regierung, und zwar mit so viel Umsicht, daß sich für die im Exil lebende Fürstenfamilie eine bleibende Anhänglichkeit erhielt. Jam Tamashie starb in Delhi, und nach seinem Tode gelang es seinem Sohne Khair-u-din nach dem Sind zu entkommen, wo er als Herrscher anerkannt wurde. Später als Sultan Mohamed Shah auf seiner Unternehmung gegen Guzerat durch den Sind kam, forderte er ihn auf, sich persönlich zur Huldigung bei ihm in Tatta einzustellen; aber Khair-u-din fürchtete für seine Freiheit und weigerte sich. Da der Sultan plötzlich zu Tatta starb und Khair-u-din sich mit dessen Nachfolger Feroz Shah versöhnte, so blieb er unbeschränkter Fürst des Sind, als der Sultan nach Delhi zurückkehrte. Von seiner Gerechtigkeit und seiner Menschenliebe werden mancherlei Züge erzählt, so daß unter ihm Cultur und Wohlstand überhand nahmen, indem er den Ryots die Lasten erleichterte. Er starb, bedauert von seinen Unterthanen, nach einer segensreichen mehrjährigen Regierung.

Sein Sohn Jam Babaniyah bestieg mit Hülfe der Amire den Thron.

Aber kaum hatte er sich in den Besitz desselben gesetzt, so bedrohete ihn der eroberungssüchtige Feroz Shah, der, nachdem Hindostan und Guzerat seinem Scepter unterworfen waren, mit einem Heere in den Sind rückte. Ueberschwemmungen sowie ungesunde Winde, begleitet von unzähligen Moskitoschwärmen, nöthigten ihn, nach drei Monaten sich wieder nach Guzerat zurückzuziehen. Doch hatte er sein Vorhaben nicht aufgegeben, denn als die kühlere Jahreszeit eintrat, drang er von neuem vor; Babanîyah ging ihm entgegen und es kam zu einer Schlacht, in der er geschlagen und gefangen genommen und von Feroz Shah nach Delhi geführt wurde. Während seiner Gefangenschaft wußte er die Freundschaft des Königs von Delhi zu gewinnen, der ihn bald darauf wieder als unumschränkten Sultan in sein Reich einsetzte. Er starb nach fünfzehnjähriger Regierung kinderlos und sein Bruder Tamachie nahm den Thron ein, der nach einer dreizehnjährigen Regierung, die in Müßiggang und Haremsfreuden verlebt worden war, der Pest erlag. Seine beiden Nachfolger Sulah-u-din und dessen Sohn Nizam-u-din brachten, jener durch Raubzüge nach Kütch und durch Härte gegen die Zemindare, und dieser durch Müßiggang Uneinigkeit und Unzufriedenheit im Lande hervor. Aus Furcht vor seinen Onkeln, die nach der Herrschaft strebten und sich seiner bemächtigen wollten, flüchtete er nach Guzerat, wo er starb. In dieser Verwirrung wählten die Großen Ali Sher zu ihrem Oberhaupte. Wider seinen Willen hatte man ihn aus der Einsamkeit auf den Thron erhoben; aber er erfüllte die Hoffnungen, welche seine Wähler in ihn setzten. Berühmt durch seinen Muth und seine Tapferkeit fanden seine auf Gerechtigkeit und Menschenliebe gegründeten Maßregeln überall Eingang; er selbst liebte die Tugenden des Wohlthuns und suchte sein Volk glücklich zu machen. Sein größtes Vergnügen waren Nachtfahrten auf dem Indus, wo er, von wenigen seiner Freunde begleitet, sich auf einem Boote von den Wellen schaukeln ließ, und in der Stille und Kühle der Nacht den Träumereien hingab. Unzufriedene lauerten ihm einst auf und ermordeten ihn nach einer segensvollen siebenjährigen Regierung, als er eines Nachts aus dem Boote stieg, um nach dem Palaste zu gehen.

In der Verwirrung des Moments erhoben seine Angehörigen Karan auf den Thron. Mehrere der Amire waren ihm abgeneigt und als er Miene machte, sich derselben durch Hinterlist zu entledigen, kam ihm der mächtigste der Häuptlinge Tatteh Khan zuvor. Karan hatte alle Großen zu einem Mahle eingeladen, suchte Jeden der Gäste in besonderer Weise durch Liebkosungen zu gewinnen

folgten dem Strome, dieses Eine trieb dem Strome entgegen; er fischte es heraus, theilte es bei seinen Gliedern und ließ solche einzeln ins Wasser fallen. Alle folgten dem Strome, nur eines nicht, dieses Eine barg die Kraft in sich; er that es in sein Gewand und wanderte mit diesem Talisman nach Ghaznie.

Daselbst herrschte Sultan Mondad Shah, der seit lange von einer gefährlichen und schmerzhaften Krankheit heimgesucht, alle Aerzte und die Weisen seines Landes berufen hatte, ihn von seinem Leiden zu befreien. Der Sultan hatte sich nämlich eines Tages von vielen seiner Großen umgeben, nach einem seiner Shikargahs begeben, ein Wild sprang plötzlich vor ihm auf, welches der Sitte gemäß nur er allein verfolgen durfte; er setzte demselben lange Zeit vergeblich nach, so daß er endlich, erschöpft und von Durst geplagt, an einem sprudelnden Gebirgsbache still hielt, um seinen Durst zu löschen. Indem er sich über das Flüßchen beugte und hastig das köstliche Wasser einschlürfte, schluckte er zwei eben geborene kaum sichtbare Schlangen hinunter. Diese waren nach zwei Jahren im Magen herangewachsen, er fühlte ihre Bewegungen, ohne zu wissen was es eigentlich war, das ihm diese peinliche Unbehaglichkeit verursachte. Alle Mittel seiner Aerzte, ihn von seinem Leiden zu befreien, waren vergeblich gewesen.

Mondad Shah fühlte sich dem Tode nahe, als Doda in seiner Hauptstadt eintraf; dieser gab sich für einen Arzt aus, der vom Sind komme und ein Mittel besäße, den Sultan zu heilen. Die Weisen zu Ghaznie belachten den fremden Doktor; aber der Sultan sah in seiner Verzweiflung in dem Fremden seinen Retter und ließ ihn zu sich kommen. Doda erschien, entkleidete den Sultan und legte den Talisman auf dessen Haupt, wodurch ihm sofort ein Blick in dessen Inneres gewährt wurde, welcher ihm zwei kleine Schlangen kenntlich zeigte. Sobald er sich dessen versichert hatte, verbarg er sein Rohrglied. Er erklärte dem Sultan, daß er seine Krankheit kenne, daß er hoffe, ihn davon zu befreien, jedoch zu seiner Sicherheit eine schriftliche Versicherung erbitte, in welcher bestimmt ausgesprochen sei, daß ihm kein Leid zugefügt werden solle, im Falle der Sultan den dabei angewandten Mitteln unterliegen sollte. Sobald ihm dies gewährt worden war, verordnete Doda, daß sich der Sultan zwei Tage jedweder Nahrung zu enthalten habe; am dritten Tage kam Doda, verband des Sultans Augen, legte das Rohrglied auf dessen Haupt und ließ ihm erst einen kleinen, mit Brod und feiner Seide umwickelten Haken hinunterschlucken. Nicht lange, so sah Doda wie eine der Schlangen denselben verschlang;

machten, sich seiner Oberherrschaft zu entziehen, begab er sich mit einem Heere dahin, unterwarf sie seiner Gewalt und setzte Thamnas über jenes Pergana. Sein Sohn Jam Secander war noch im Jünglingsalter, als er den Thron bestieg. Seine Jugend wollten die Hakims von Sehwistan und Bakkar benutzen, um sich unabhängig zu machen, versagten ihm den Gehorsam und begannen gegen einander zu kämpfen. Secander marschirte mit einem Heere von Tatta aus gegen sie, er hatte bereits Nasarpur erreicht, als ihm die Nachricht überbracht wurde, daß ein General seines Vaters sich in Tatta zum Sultan erhoben habe; indeß seine Herrschaft dauerte nur drei Tage, indem die Vornehmen von Tatta ihn vertrieben und Jam Secander ihrer Treue versicherten. Der junge Sultan besorgt für seinen Thron versöhnte sich mit den aufrührerischen Hakims und kehrte nach Tatta zurück, aber nicht lange genoß er die Freuden einer ruhigen Herrschaft, indem er nach anderthalb Jahren starb.

Nach seinem Tode, im Jahre 1454, benutzte ein Häuptling Namens Roydhan aus Kütch den Moment der Verwirrung, indem er, von seinen einflußreichen Anhängern unterstützt, bei der Nachricht von dem Tode des jungen Sultans, sich nach Tatta begab. Er berief daselbst die Häuptlinge und sagte ihnen: „Ich bin nicht gekommen, mich des Reiches zu bemächtigen, sondern um das Eigenthum der Muselmänner zu schützen. Ich halte mich nicht für geeignet, euer König zu sein, darum wählt den, welchen ihr für würdig haltet und ich werde der erste sein, der sich ihm unterwirft.“ Einstimmig begrüßten sie ihn als ihren Sultan und erhoben ihn auf den Thron. Während der acht Jahre, die er regierte, verlebte er beinahe zwei Jahre im Kriege, um die Grenzen seines Reiches bis zum Ocean, Kajar, Mallie, Bhundie, Mathelah und Ubawrah festzustellen. Nach einigen soll er durch seinen Freund und Nachfolger Sanjar vergiftet worden sein; andere berichten, daß er auf der Jagd vom Pferde fiel, im Steigbügel hängen blieb und zu Tode geschleift wurde.

Mit Hülfe eines als heilig verehrten Fakirs bestieg der schöne Sanjar den Thron. Seine Schönheit war weit berühmt und von so einnehmender Weise, daß Leute sich erboten, ihm freiwillig zu dienen, um sich seines Anblicks erfreuen zu können; ja Frauen sollen ihrer Sinne beraubt worden sein, weil sie ihre Sehnsucht an seinem Anblicke nicht stillen konnten. Unter seiner Regierung wurden Sitten und Gebräuche eingeführt, die diesen Ländern bisher unbekannt waren, wozu wohl geh[illegible] Besoldungen einführte und eine dem Ryot [illegible] [illegible]lich versetzte er die

Bakkar davon Kunde erhielten, forderten sie Unnar zur Schlacht auf, der jedoch, aus Besorgniß vor dem Ausgange eines neuen Kampfes mit diesen wilden und tapferen Horden, sich nach Tharie begab, woselbst er bald nach seiner Ankunft einer Krankheit erlag.

Die Vornehmsten des Sammah-Stammes wählten Junah zum Oberhaupte. Sein wohlwollendes Wesen vermehrte bald seine Anhänger, so daß er beschloß, sich des ganzen Sind zu bemächtigen. Nachdem er in die ihm unterworfenen Länder seine Verwandten zu Gouverneuren eingesetzt hatte, ging er mit seinen Truppen bei Talahtie über den Indus und begann einen Krieg der Verwüstung über alle Ortschaften um Bakkar. Vergeblich suchte ihn der Hakim von Bakkar zu vertreiben, und erschöpft von den fortwährenden Angriffen, sowie aus Mangel an Lebensmitteln, gab er Bakkar auf und zog sich nach Uch zurück Seitdem wußte er sich zum absoluten Herrscher gegen 13 Jahre zu behaupten da wurde sein Reich von Multan aus durch Sultan Ala-u-din's feindliches Vorgehen bedrohet, der seinen Bruder Ulug Khan über Multan setzte. Als dieses Heer weiter gegen Bakkar vordrang, starb Jam Junah. In dieser Verwirrung fielen Bakkar und Sehwistan in feindliche Hände. Der in der Eile auf den Thron erhobene Tamashie, Sohn von Jam Unnar, ging den Truppen des Sultans von Delhi entgegen, wurde geschlagen und gefangen genommen und er und seine Familie nach Delhi gesandt. Die Sammah's verblieben im Besitze von Tharie und Vertraute des Jam Unnar leiteten die Regierung, und zwar mit so viel Umsicht, daß sich für die im Exil lebende Fürstenfamilie eine bleibende Anhänglichkeit erhielt. Jam Tamashie starb in Delhi, und nach seinem Tode gelang es seinem Sohne Khair-u-din nach dem Sind zu entkommen, wo er als Herrscher anerkannt wurde. Später als Sultan Mohamed Shah auf seiner Unternehmung gegen Guzerat durch den Sind kam, forderte er ihn auf, sich persönlich zur Huldigung bei ihm in Tatta einzustellen; aber Khair-u-din fürchtete für seine Freiheit und weigerte sich. Da der Sultan plötzlich zu Tatta starb und Khair-u-din sich mit dessen Nachfolger Feroz Shah versöhnte, so blieb er unbeschränkter Fürst des Sind, als der Sultan nach Delhi zurückkehrte. Von seiner Gerechtigkeit und seiner Menschenliebe werden mancherlei Züge erzählt, so daß unter ihm Cultur und Wohlstand überhand nahmen, indem er den Ryots die Lasten erleichterte. Er starb, bedauert von seinen Unterthanen, nach einer segensreichen mehrjährigen Regierung.

Sein Sohn Jam Babaniyah bestieg mit Hülfe der Amire den Thron.

bemächtigen. Jedoch die Freunde des letzten Sultans und mächtigen Häuptlinge Darya und Sarang Khan beriefen in Eile die Edelsten des Reiches nach Tatta und erklärten den jugendlichen Feroz zum Sultan. Salah-u-din fühlte sich nicht stark genug, um mit den Waffen sein Glück zu versuchen und suchte Schutz und Aufnahme bei seinem Schwiegervater, dem Sultan Muzaffür von Surat.

Der junge Jam Feroz überließ sich den Freuden des Harems und fand nur Genuß im Umgange mit Possenreißern und charakterlosen Menschen. Es war dies um so mehr zu beklagen, da berühmte Gelehrte und Priester, wie Moulana Abdül Aziez, von Herat sich nach dem Sind begaben, um hier zu lehren. Die alten Rathgeber wurden zurückgesetzt, und als die Ausfälle des Sammah-Stammes und des Khasah-Khails den würdigen Darya Khan zu strengen Maßregeln veranlaßten, wurde ihm diese Eigenmächtigkeit sehr ungehörig verwiesen. Der Khan zog sich nach seinem Jaghir zu Kahan zurück, bald folgten ihm Andere und in dieser Mißstimmung riefen die Unzufriedenen den Salah-u-din, sich des Thrones zu bemächtigen. Mit Truppen von seinem Schwiegervater unterstützt, marschirte er auf Tatta, setzte über den Indus ohne Schwierigkeit, indem der junge Sultan von seiner Mutter überredet, zu Darya nach Kahan geflohen war, um sich seines Beistandes zu versichern. Salah-u-din erklärte sich als Sultan. Darya war versöhnlichen Charakters und eingedenk der Freundschaft seines alten Fürsten, sammelte er ein Heer, welches durch Verstärkungen von Bakkar und Sehwistan bald so beträchtlich heranwuchs, daß er dem Usurpator entgegen ging. Salah-u-din nahm eine feste Stellung in Tatta ein und schickte einen Theil des Heeres mit Streit-Elephanten unter seinem Vezier Hajjaj ihm entgegen. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher Hajjaj siegte und einen Boten mit der Siegesbotschaft absandte. Dieser fiel dem sich zurückziehenden Darya in die Hände, welcher das Schreiben an Salah-u-din verfälschte, indem er schrieb, daß er (Hajjaj) geschlagen sei und ihm rathe, eilig Tatta zu verlassen, um sich mit dem Reste des Heeres mit ihm zu vereinigen. Die List gelang, Salah-u-din hatte sich auf Chachyan zurückgezogen und Feroz kam wieder in Besitz von Tatta und des Thrones. Doch nur wenige Jahre blieb er in seiner Macht, denn im Jahre 1520 brach der Shah Beg Urghun mit seinen kriegerischen Mongolen von Kandahar aus gegen den Sind auf und gründete die Herrschaft der Urghunieyah's über jene Länder.

Mir Zunun ist einer der Helden Asiens, die durch Tapferkeit und List von dem Range eines gemeinen Reiters, der zur Leibwache des Mirza Abu Sanied gehörte, sich zur höchsten fürstlichen Würde erhob. Sein unerschrockenes Wesen, die Art wie er im Kampfe sein Pferd tummelte und von seinen Waffen Gebrauch machte, und immer da zu finden war, wo das Gefecht am heißesten sich entwickelte, zog bald die Augen des Mirza auf ihn. Mit Geschenken und Ehren überhäuft, ist er schon als Jüngling an der Spitze einer größeren Heeres-Abtheilung; aber nach der Schlacht von Kara Bagh zwang ihn der Neid seiner Kampfgenossen nach Herat zurückzukehren, wo sein Vater lebte, und wo er einige Zeit im Dienste des Sultan Yadgar blieb. Unbefriedigt in dieser Stellung trieb ihn Ruhmsucht nach Samarkand in den Dienst des Sultan Ahmed. Nachdem er hier über zwei Jahre gelebt hatte, brach zwischen den Amirs von Tarkhanie und denen von Urghunie Krieg aus, und dies veranlaßte ihn, eilig nach Khorasan zu gehen, woselbst Sultan Husain ihn in seine Dienste aufnahm und über die Länder Ghore und Dawür setzte. Hier hatte sein kampflustiger Geist hinreichende Gelegenheit sich zu stählen; denn die kriegerischen und mächtigen Nachbarstämme der Hazarah und Nakdarie ließen ihm keine Wahl, als deren Unterjochung oder sich ihnen zu unterwerfen. Nach beinahe ununterbrochenem Kriege von vier Jahren gelang es, diese wilden Stämme sich ihm zu verbinden (1481).

Sultan Husain setzte ihn zum Lohne über Kandahar, Tarat und Ghore. Seine Macht wurde so groß, daß er Shawül, Mastung und die angrenzenden Länder dem Scepter seines Herrn unterwarf und aus den besten Kriegern der unterjochten Stämme und der Mongolen von Kandahar ein kleines Heer für sich heranbildete.

Der Sultan, von Eifersucht und Mißtrauen erfüllt, berief ihn zu sich. Zunun säumte nicht und begab sich mit seltenen und kostbaren Geschenken versehen, an den Hof seines Herrn. Nach Sitte legte er nicht nur das Kostbarste, was er besaß, zu den Füßen des Thrones, sondern er beschenkte auch alle Vornehmen und einflußreichen Männer am Hofe, das beste Mittel, dem Neide und der Mißgunst den Mund zu schließen und Freunde zu gewinnen. Jedermann wußte von den Tugenden und trefflichen Eigenschaften des freigebigen Zunun zu erzählen; Sultan Husain konnte jedoch nicht das Mißtrauen gegen den tapfern und mächtig gewordenen Häuptling los werden. Zunun fühlte dies und suchte den einflußreichsten Mann und Minister am Hofe, des Sultans ältesten Sohn, Budien-uz-Zaman für sich zu gewinnen; er bemühete sich in

Gesprächen dessen Gedanken zu errathen, und da er fand, daß das zahlreiche Gefolge, welches ihn begleitet hatte und noch umgab, dem Sultan ein Dorn im Auge war, so entließ er dasselbe in die Heimath. Dies wurde beifällig und als ein aufrichtiges Zeichen seiner Treue aufgenommen. Als daher nach Verlauf eines Jahres die Besetzung der Gouverneurstelle von Kandahar wieder zur Sprache kam, indem Niemand es wagte, Mir Zunun in den Weg zu treten, ja als es dringend dem Sultan ans Herz gelegt wurde, wußte Budien-uz-Zaman keinen Würdigern dafür vorzuschlagen, als Zunun. „Keiner der Amire, sagte der Sohn dem Sultan im Darbar, will sich dahin begeben; sie fürchten entweder eine tödtliche Krankheit oder den Streit; daher es das Beste ist, Mir Zunun wieder dahin zurückzusenden, denn sollte er sich empören, so wird des Sultans große Macht ihn vernichten.

Zwar willigte der Sultan in diesen Vorschlag, befahl einen Firman für Zunun auszustellen, beschenkte ihn mit einem schönen Khilat, einem kostbar gesattelten Pferde und einer Mohamedsfahne, und gestattete ihm die nöthige Begleitung zu wählen; aber er verschob fortwährend den Tag der Abschieds-Audienz, gleichsam ahnend, daß der tapfere Zunun einmal von ihm entlassen, von Ruhm und Herrschsucht erfüllt, sich auf immer von ihm abhängig machen würde. Der Mirza blieb dem Zunun gewogen, und um auch den Sultan von der Treue seiner Gesinnungen am besten zu überzeugen, so berief er seinen Sohn Shah Beg nebst seinen mächtigsten Anhängern nach Khorasan, welche auch kurze Zeit darauf von 200 Reitern begleitet eintrafen. Dies erfüllte den Sultan mit Vertrauen und er willigte jetzt ein, daß Zunun nach Kandahar gehen könne, jedoch sollten sein Sohn und die mit ihm gekommenen Edeln an seinem Hofe bleiben. Inzwischen kamen von Kandahar aus dringende Aufforderungen an Zunun, welche die dortige Lage der Dinge täglich bedenklicher schilderten und worin man ihn bat, zu eilen um die Leitung selbst zu übernehmen. Zunun sah, daß er nur durch List aus der ihm gelegten Schlinge kommen konnte, er entwich heimlich mit seinem Sohne und den Edeln von Kandahar, indem er seine Pferde, Zelte und Dienerschaft im Stich ließ. Erst nach drei Tagen entdeckte man seine Entweichung und als dies dem Sultan berichtet wurde, sagte er: „Ich bin durch seine Schlauheit überlistet worden und weiß nun, daß ich ihn nie wiedersehen werde."

Sofort wurde Sarban Ali mit einem Firman dem Flüchtigen nachgeschickt, welcher Zunun in dem Moment erreichte, als er Tarat verließ. Mit

allen Zeichen der Unterwürfigkeit empfing Zunun das Schreiben seines Herrn, worin er in freundlicher Weise aufgefordert wurde, zurückzukehren. „Ich bin nur zwei Märsche von meiner Heimath, sagte er dem Abgesandten, ich wünsche meine Kinder zu sehen und wenn ich meine Sehnsucht gestillt habe, werde ich dich zum Sultan begleiten." In Kandahar wurde der Abgesandte mit großer Auszeichnung behandelt, und eines Tages, als Zunun von seinen Söhnen und den Vornehmsten umgeben in seinem Zelte saß, und Sarban Ali mit Geschenken überhäufte, stellte er ihm die Frage, ob der Sultan ihn zurückkehren lassen würde, wenn er jetzt mit ihm ginge? Der Abgesandte, überwältigt von den Gefühlen der Dankbarkeit, gab der Wahrheit Raum und entgegnete, daß er glaube, der Sultan wünsche ihn in seiner Nähe zu behalten. Zunun entließ Sarban Ali mit einem Schreiben, voll von Versicherungen der Ergebenheit, aber daß Umstände es ihm unmöglich machten, Kandahar zu verlassen.

Sultan Husain's Ungnade fiel auf seinen Sohn Budien-uz-Zaman, der des Vertrauens beraubt, den Hof verließ und nach Kandahar ging. Der unzufriedene Mirza, der einstige König, wurde von Zunun und seinem Sohn Shah Beg aufs ehrenvollste empfangen, und, um ihn ganz an sich zu fetten, vermählte er ihn mit seiner schönen Tochter, die eben ihr zwölftes Jahr erreicht hatte. Momentan wurde die verwandtschaftliche Verbindung durch einen Mordanfall gegen Zunun gestört, den ein Sclave im Dienste des Jugendlehrers vom Mirza (des Sheikh-Ali Tighaie) zu ermorden suchte, als er an dem Grabe eines Heiligen zu Dawür seine Gebete verrichten wollte. Der Sclave wurde sofort von Zunun's Begleitern in Stücke gehauen, aber der Verdacht fiel auf dessen Herrn, der sich ins Haus des Budien-uz-Zaman flüchtete, von wo er unter der Bedingung ausgeliefert wurde, daß man sein Leben schonen wolle. Der Sheikh blieb lange Zeit im Fort von Garmsie im Gewahrsam, von wo er endlich auf dringendes Ansuchen des Mirza entlassen wurde.

Zu der Zeit, als der Mirza Budien-uz-Zaman sich nach Kandahar zurückgezogen hatte, lebte sein Sohn, der durch Schönheit und Anmuth berühmte Mohamed Mosin als Gouverneur zu Asterabad. Dem jugendlichen Herzen des stolzen Prinzen mißfiel es, daß sein Vater sich aus Mißmuth unter den Schutz eines Häuptlings seines königlichen Vaters begeben hatte. Der Mirza billigte diese edlen Gesinnungen, entschuldigte sich durch den Drang der Umstände, sowie daß die Intriguen seiner jüngeren Brüder ihm die Rückkehr für jetzt unmöglich machten; er warnte seinen Sohn vor diesen Onkeln, bat ihn,

sich denselben niemals anzuvertrauen, weil er Beweise habe, daß sie ihm nach dem Leben trachteten. „Deinem Großvater gehorche, niemals deinen Onkeln!" war die letzte Warnung. Aber unbedachtsamer Weise hatte Mosin bereits Asterabad seinem Onkel Muzaffür Husain übergeben. Aufgemuntert durch ein zweites Schreiben, sich des Anrechts jener Länder nicht zu begeben, ja mit den Waffen in der Hand sich wieder in Besitz derselben zu setzen, beschloß der lebhafte und nach Thaten durstende Mosin seinem Onkel die Schlacht anzubieten. Es kam zu einem blutigen Kampfe, in welchem Mosin an Heldenmuth keinem nachstand, die tapfersten Streiter überwand und schon neigte sich der Sieg auf seine Seite, als er im Gedränge der Schlacht plötzlich durch Reißen des Sattelgurtes vom Pferde fiel. Ein Sepoy war eben im Begriff, ihn zu tödten, als sein Onkel Muzaffür ihn erkannte und rettete; er umarmte und küßte den schönen Jüngling, nahm ihn gefangen nach Asterabad, wo er in silberne Ketten gefesselt in engem Verwahrsam gehalten wurde. Ihn quälte die Nähe des Gefangenen, er schickte ihn (1497) zu Mohamed Barnodag Barlas nach Herat, welcher der Bruder seiner Mutter war, und begab sich selbst zu seinem Vater Sultan Husain nach Ab Murghan, um über den Hergang der Begebenheiten persönlich zu berichten. Daselbst befand sich auch die Khodaijah Begüm, die Mutter des Muzaffür Husain, und als sie davon hörte, beschloß sie den Tod des schönen Mosin, damit ihr Sohn dereinst den Thron besteigen könne. Sie wußte des Sultans allgewaltigen Minister Nizam-ul-Mulk für sich zu gewinnen, der eines Nachts, als der Sultan vom Weine berauscht war, ihn zur Unterzeichnung des Todesurtheils seines Großkindes überredete. Damit kein Augenblick verloren ging, eilten noch in derselben Stunde Todes-Vollstrecker mit dem Befehle nach Herat. Als der König am folgenden Tage erwachte, erinnerte er sich mit Schrecken dieses Urtheils und von Angst und Gewissensbissen geplagt, sandte er einen Firman, „dem Geliebten seines Herzens kein Leid zuzufügen". Aber die von der Begüm abgeschickten Henkersknechte hatten den Vorsprung gewonnen, sie fanden den Prinzen im Gefängniß, der sie in seiner Unschuld freundlich begrüßte, und ahnungslos über das, was ihm bevorstand, wenige Momente darauf ihren Streichen erlag.

Sobald die Nachricht von diesem abscheulichen Ereigniß den betrübten Vater in Kandahar erreichte, beschloß er von Mir Zunun unterstützt, sich an dem Urheber dieses Mordes zu rächen. In jener Zeit und in diesen Ländern, wo der Vater den Sohn, dieser wiederum den Vater, und wo Mütter ihre

Gatten oder ihre Kinder gewissenlos hinopfern, um ihren Leidenschaften oder ihrer Herrschsucht zu fröhnen, ist es eine natürliche Folge, daß jetzt Vater und Sohn gegen einander kämpfen. Zunun vermochte die Ryots mit ihrer Habe und ihren Produkten sich in bestimmte Festen zu flüchten; er selbst übernahm die Vertheidigung der für unüberwindlich gehaltenen Feste Pishing, sein Sohn Shah Beg besetzte den Hissar von Kandahar, Mirza Mohamed Mokiem wollte Dawur vertheidigen. Dagegen sollten Badien-uz-Zaman und der Bruder von Zunun der Mir Sultan Ali unter dem Schutze dieser Festen den anrückenden Feind im offenen Felde beunruhigen und jedwede Zufuhr abschneiden. Der König rückte von Tarat aus gegen Dawür, seine und seiner Armee Lage wurde täglich bedrohlicher, indem Hunger im Heere eine so große Unzufriedenheit hervorbrachte, daß die Sepoys desertirten und ihn zu verlassen droheten. In dieser Bedrängniß gelang es den Commandanten der Feste von Biest zur Uebergabe zu bereden, wodurch das Heer vom Hungertode gerettet wurde und sich dann nach Herat zurückzog.

Der Sultan verabschiedete bald darauf den größten Theil seines Heeres und überließ sich, von einigen der Großen umgeben, arglos den Vergnügungen zu Alang Mashien. Sobald sein Sohn und Shah Beg davon benachrichtigt wurden, versammelten sie in aller Stille 3 bis 4000 Reiter und beschlossen den König damit zu überfallen. Nach einem mit kurzen Unterbrechungen gemachten Marsche von fünf Tagen kamen sie den sechsten Tag nahe Sabzwar, welches von Tariedien, einem der jüngeren Söhne des Königs, besetzt war; dieser hatte kaum Zeit genug, sich in Vertheidigungs-Zustand zu setzen, und Eilboten an seinen Vater abzusenden, um ihn von dem Herannahen des Feindes zu unterrichten. Im ersten Momente der Verwirrung bemächtigte sich des Königs und seiner Anhänger ein Gefühl der Verzweiflung. Man beschloß sich aufs Aeußerste zu vertheidigen, ließ um Alang Mashien Erdwälle aufwerfen, den Ort in der Eile so gut es ging, verproviantiren und suchte durch einzelne Abtheilungen den herannahenden Feind zu beunruhigen; zugleich wurde ein Bote an den Gouverneur Ali Sher nach Herat abgesandt, sich in Vertheidigungszustand zu setzen und mit einer Armee zur Unterstützung des Sultans herbeizueilen.

Budien-uz-Zaman und sein Gefährte Shah Beg wurden nahe Tarat von drei Abgesandten des Königs zum Frieden aufgefordert, aber Budien-uz-Zaman's Bedingung, daß ihm sein Vater Sistan und Tamashie übergeben solle, wurde

verworfen. Sie glaubten sich des Sieges so sicher, daß sie sich in der Nacht, bevor sie Alang Mashien erreichten, der Ruhe überließen; der günstige Moment war dadurch verloren gegangen, denn von allen Seiten waren in dieser Nacht Häuptlinge mit ihren Reisigen im Lager des Königs eingetroffen. Als sich daher am anderen Tage die feindlichen Heere begegneten, traf Budien-uz-Zaman auf eine viel stärkere Macht, als er erwartet hatte, der Muth entsank ihm und seine Truppen, von den Anstrengungen des langen Marsches erschöpft, nach blutigem aber kurzem Kampfe geschlagen, lösten sich auf und flohen. Budien-uz-Zaman zog sich auf Ghore, Shah Beg nach Dawür zurück.

Während dieser Ereignisse war Zunun in Ghore zurückgeblieben, wohin nun Budien-uz-Zaman eilte, sich mit ihm zu vereinigen. Man beschloß mit größerer Macht den Kampf zu erneuern, die Waffenfähigen der Urghun, Hazarah, Takdaries-Kabchags und anderer Stämme wurden aufgefordert, sich ihnen anzuschließen. Doch bevor der Krieg von neuem beginnen sollte, wollte man den Weg der Unterhandlungen versuchen, und schickte Gesandte mit Friedensanträgen ab. Der König hatte sich nach Herat begeben, ihm war der Kampf mit seinem Sohne zuwider; aber er wollte ebensowenig in dessen Forderung willigen. Nach vielfachen Berathungen gelang es dem Amir Ali Sher, der sich von Herat aus zum König begeben hatte, ihn zu bewegen, einen Firman auszufertigen (im J. 1497), nach welchem Sistan und Tarat seinem Sohne angehören sollten. Diesen Firman empfing Budien-uz-Zaman in Ghore.

Sultan Husain Shah glaubte dadurch den Geist des Friedens in seines Sohnes und seiner Anhänger Lager einkehren zu sehen, und wandte sich nach Asterabad, wo Unruhen ausgebrochen waren. Doch kaum hatte er den Marsch dahin angetreten, so beschlossen sein Sohn und Zunun mit einem starken Heere Herat anzugreifen. Der Gewohnheit gemäß beraubten die vordringenden Feinde alle Anhänger des Königs ihrer Heerden; ihr Marsch verbreitete Furcht und Schrecken, Herat füllte sich mit Flüchtigen, in welchen die daselbst befehligenden Häuptlinge Nizam-u-din und Ali Sher alle Vorbereitungen zu einer ernsten Vertheidigung machten, zu welchem Zwecke die kleine Feste Balukat geräumt wurde, um sich auch mit deren Besatzung verstärken zu können. Das feindliche Heer hatte Admiehah passirt, woselbst Zunun, welcher den Vortrupp befehligte, von einigen der Häuptlinge aus der Umgegend von Baghat ein Willkommen erhielt, jedoch gewarnt wurde, weiter vorzudringen, indem ein zahlreiches Hee-

allen Zeichen der Unterwürfigkeit empfing Zunun das Schreiben seines Herrn, worin er in freundlicher Weise aufgefordert wurde, zurückzukehren. „Ich bin nur zwei Märsche von meiner Heimath, sagte er dem Abgesandten, ich wünsche meine Kinder zu sehen und wenn ich meine Sehnsucht gestillt habe, werde ich dich zum Sultan begleiten." In Kandahar wurde der Abgesandte mit großer Auszeichnung behandelt, und eines Tages, als Zunun von seinen Söhnen und den Vornehmsten umgeben in seinem Zelte saß, und Sarban Ali mit Geschenken überhäufte, stellte er ihm die Frage, ob der Sultan ihn zurückkehren lassen würde, wenn er jetzt mit ihm ginge? Der Abgesandte, überwältigt von den Gefühlen der Dankbarkeit, gab der Wahrheit Raum und entgegnete, daß er glaube, der Sultan wünsche ihn in seiner Nähe zu behalten. Zunun entließ Sarban Ali mit einem Schreiben, voll von Versicherungen der Ergebenheit, aber daß Umstände es ihm unmöglich machten, Kandahar zu verlassen.

Sultan Husain's Ungnade fiel auf seinen Sohn Budien-uz-Zaman, der des Vertrauens beraubt, den Hof verließ und nach Kandahar ging. Der unzufriedene Mirza, der einstige König, wurde von Zunun und seinem Sohn Shah Beg aufs ehrenvollste empfangen, und, um ihn ganz an sich zu ketten, vermählte er ihn mit seiner schönen Tochter, die eben ihr zwölftes Jahr erreicht hatte. Momentan wurde die verwandtschaftliche Verbindung durch einen Mordanfall gegen Zunun gestört, den ein Sclave im Dienste des Jugendlehrers vom Mirza (des Sheikh-Ali Tighaie) zu ermorden suchte, als er an dem Grabe eines Heiligen zu Dawür seine Gebete verrichten wollte. Der Sclave wurde sofort von Zunun's Begleitern in Stücke gehauen, aber der Verdacht fiel auf dessen Herrn, der sich ins Haus des Budien-uz-Zaman flüchtete, von wo er unter der Bedingung ausgeliefert wurde, daß man sein Leben schonen wolle. Der Sheikh blieb lange Zeit im Fort von Garmsie im Gewahrsam, von wo er endlich auf dringendes Ansuchen des Mirza entlassen wurde.

Zu der Zeit, als der Mirza Budien-uz-Zaman sich nach Kandahar zurückgezogen hatte, lebte sein Sohn, der durch Schönheit und Anmuth berühmte Mohamed Mosin als Gouverneur zu Asterabad. Dem jugendlichen Herzen des stolzen Prinzen mißfiel es, daß sein Vater sich aus Mißmuth unter den Schutz eines Häuptlings seines königlichen Vaters begeben hatte. Der Mirza billigte diese edlen Gesinnungen, entschuldigte sich durch den Drang der Umstände, sowie daß die Intriguen seiner jüngeren Brüder ihm die Rückkehr für jetzt unmöglich machten; er warnte seinen Sohn vor diesen Onkeln, bat ihn,

har vordrang, um auch den älteren Bruder zu entsetzen, nachdem er den jüngeren so schnell aus Cabul vertrieben hatte. Shah Beg von seinem Bruder Mokiem unterstützt ging dem Baber entgegen, wurde jedoch nach mehrstündigem Kampfe geschlagen und genöthigt Kandahar aufzugeben, und im Süden unter befreundeten Stämmen Schutz zu suchen. Mit Kandahar fielen dem Sieger seit Jahren angehäufte Schätze in die Hände; er ernannte seinen Bruder Nasir-u-din zum Gouverneur von Kandahar, und nahm die noch in der Kindheit befindliche Tochter von Mohamed Mokiem, die Mah Begum, mit sich nach Cabul. An Verfolgung der Flüchtigen dachte man nicht, die in Eile zusammengebrachten Kämpfer kehrten nach dem Siege ebenso schnell, wie sie gekommen waren, mit Beute beladen in die Heimath zurück. Dies benutzten Shah Beg und sein Bruder Mokiem, sammelten ein zahlreiches Heer, marschirten auf Kandahar, welches Nasir-u-din bei ihrer Annäherung verließ und sich nach Cabul zurückzog; bald nach ihrem Eintreffen starb Mohamed Mokiem. Dessen geraubte Tochter wurde später an Kasim Kokah vermählt, der bald nach seiner Vermählung im Kampfe gegen die Uzbeken blieb.

Nachdem Shah Beg seine Herrschaft in Kandahar befestigt hatte, begab er sich nach Shawül, wohin er die Sirdars aller Nachbarstämme berufen hatte, um sich mit ihnen über sein ferneres Verhalten zu berathen. Zwischen Shah Ismael, der sich Khorasan's bemächtigt hatte und Sultan Baber zu Cabul fanden unaufhörliche Kämpfe statt, weßhalb seine Lage in Kandahar ihm gefährdet schien, und wenn ihm dieser Ort noch einmal entrissen werden sollte, so befand er sich ohne einen festen Ort, von dem aus er den Krieg mit Erfolg fortsetzen konnte. Dies veranlaßte ihn, sich südlich nach Siebie zu wenden, er nahm diese Feste, drang nach Tattehpur und unterwarf sich hier nach einem blutigen Gefechte die Stämme jener Gegenden, welche ihm mit 1000 Pferden und 3000 Mann zu Fuß entgegengekommen waren. Beide Orte wurden nun befestigt und mit Truppen besetzt. Der Shah kehrte erst nach Kandahar, dann nach Dawar zurück, überall mit Einrichtungen beschäftigt, die seiner Macht Sicherheit und Kraft verliehen. Bei seinem Eintreffen in letzterem Orte bewillkommte ihn die Mutter der geraubten Mah Begum, in ein schwarzes und grobes Tuchgewand gehüllt, und rief ihm mahnend zu, daß er sich der Tochter seines Bruders erinnern und sie den Ihrigen wieder zuführen solle. Auf den Rath seiner beiden Frauen sandte er eine durch ihre Treue und Anhänglichkeit geprüfte Sklavin nach Cabul, die sich der Verbannten zu erkennen geben und

ihren Angehörigen zurückführen sollte. Die schlaue und gewandte Sclavin fand Mittel und Wege, um in den Harem der Fürstin Mah zu kommen und diese für den Plan zu gewinnen, sich zur Flucht bereit zu machen. Zwei Häuptlinge, bekannt mit jenen Ländern, begaben sich verkleidet durch Hararah von einigen Bewaffneten begleitet nach Cabul, wo sie heimlich vor dem Thore auf die Schöne warteten; ihren Pferden waren zuvor die Eisen verkehrt aufgelegt worden. Als die Mah sich eines Abends ins Bad begab, entwich sie aus demselben zu der auf sie harrenden Begleitung. In der Eile und aus Furcht entdeckt zu werden, hatte sie ihre Tochter Nahiedj, ein Kind von 18 Monaten zurückgelassen, und wollte, von Mutterliebe gequält, erst auch diese holen; aber jeder Verzug drohete die größte Gefahr, man setzte sich in Marsch und erreichte nicht ohne mancherlei Beschwerden Kandahar nach mehreren Tagen. Mit allen Beweisen der Liebe von Shah Beg begrüßt, vermählte dieser die schöne und junge Fürstin später an seinen Sohn Shah Husain.

Die Herrschaft der Uzbeken brach mit dem Tode ihres Khans Mohamed Shaibanie zusammen, der von Shah Ismael (1511) getödtet wurde, und auf den Trümmern dieser Macht gründete Shah Ismael eine Herrschaft, die bis in weiteste Ferne Furcht und Schrecken verbreitete. Einer seiner Häuptlinge, Dermish Khan, drang bereits siegreich gegen Tarat und Sistan, bemächtigte sich beider Orte und bedrohete Kandahar. Shah Beg befand sich in der Gefahr, von zwei ihm überlegenen Nachbaren vernichtet zu werden, deshalb wollte er auf dem Wege der Unterhandlung sich in dem Besitz seiner Länder erhalten. Shah Baber hielt er durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze ein Sohn des Abul Husain sich befand, und durch Geschenke vom Vorgehen ab, und um auch den gewaltigen Ismael für sich zu gewinnen, ging er selbst mit zahlreichem Gefolge demselben zur Bewillkommnung entgegen. Er wurde anfänglich mit Wohlwollen aufgenommen, aber als sein Freund vom Hofe des Shah in Folge eines Auftrages entfernt wurde, wollte ihn Shah Ismael nicht entlassen, zeigte Mißtrauen, ließ ihn festnehmen und gefesselt nach dem Fort Zafar bringen. Wenige aus Shah Beg's Umgebung folgten ihm in die Verbannung, die Meisten kehrten in die Heimath zurück. Unter seinen Getreuen war ein Sclave mit Namen Sunbul, der, als Shah Ismael nach Irag sich begeben hatte, in Zafar unter dem Gefängnisse seines Herrn als Süßigkeitshändler eine Bude aufrichtete. Sunbul wurde durch seine Süßigkeiten, sowie durch sein gefälliges und freigebiges Wesen mit den Wachen und so mit den Gefangenen bekannt.

wundet, und verließ das Schlachtfeld, um sich durch eine schnelle Flucht zu retten.

Während sich diese Ereignisse zutrugen, traten beinahe zu derselben Zeit (1501) Begebenheiten in Cabul ein, die von großem Einflusse auf diese Länder wurden. Der daselbst herrschende Mirza Ülag Beg war gestorben, aber sein Sohn Abdu-Razag, der ihm auf den Thron folgte, war noch in der Kindheit, unter den Häuptlingen bildeten sich Parteien, jede wollte die Gewalt an sich reißen, bis es Sher Razm gelang, sich der Regierung zu bemächtigen. Nur kurze Zeit dauerte seine Herrschaft, die unzufriedenen Häuptlinge drangen unerwartet mit ihren Bewaffneten in die Stadt, überraschten Sher Razm beim Trunke von Conjie und tödteten ihn. Aus der sich ergebenden Verwirrung, indem die Häuptlinge sich nicht einigen konnten, wollte Mohamed Mokiem, der jüngste Sohn von Zunun, der zu Garmsere lebte, Nutzen ziehen und sich Cabul's bemächtigen. Er brach mit einem Heere auf, aus den Hazarahs und Hakdaries bestehend. Der junge Mirza floh, Mohamed Mokiem nahm ohne Widerstand vom Lande Besitz, und um seine Herrschaft zu sichern, vermählte er sich mit der Schwester des entthronten Mirza. Zunun empfing die Nachricht von diesem Ereignisse an den Ufern des Ab Amwiezah, mißbilligte seines Sohnes vorschnelles Handeln, warnte ihn vor dem treulosen und hinterlistigen Charakter des Affghanen und drang in ihn, sich zur Leitung der Regierung nur seiner eigenen Leute zu bedienen. Mokiem hatte sich seines Thrones kaum zwei Jahre erfreut, so wurde er (1504) von Mohamed Baber Badshah, der mit einem großen Heere von Samarkand vordrang, bedroht. Mokiem zog sich in die Burg von Cabul zurück, wurde hier jedoch so eng eingeschlossen, daß er sich dem Baber Shah ergab und in seine Heimath zurückkehrte.

Auf diesen schnellen Thronwechsel, welcher Zunun mit Unruhe und Sorge um das Schicksal seines Sohnes erfüllt hatte, folgte eine größere Gefahr, die alle Throne Central-Asien's mit dem Untergange bedrohete. Nämlich im Jahre 1507 erschien Mohamed Khan Shaibanie mit seinen Uzbeken, welche gleich unabsehbaren Heuschreckenschwärmen den Gurg durchsetzten und sich mit Blitzesschnelle nach Khorasan wandten. Sultan Husain sah mit Bangigkeit die ihm drohende Gefahr, Eilboten wurden an Zunun abgeschickt, ihm mit den Waffenfähigen seiner Stämme zu Hülfe zu kommen. Obgleich seine Familie ihm abrieth, sich in diesen neuen Kampf zu begeben, ja, obgleich er selbst, sein Schicksal ahnend, ungern den Bitten seines früheren Herrn nachgab, dessen

Untergang er vor Augen sah, so konnte er doch dem in ihm lebenden ritterlichen Geiste nicht widerstehen, der ihn trieb dahin zu gehen, wo die Gefahr am größten war. Er nahm Abschied von den Seinigen und brach mit den tapfersten seiner Urghunesen gen Khorasan auf. Noch hatte er nicht den dritten Marsch zurückgelegt, als ihn die Nachricht von dem Tode seiner Lieblingstochter, der Chochak Begüm, erreichte, die in Herat gestorben war, er empfahl seinem Sohne Shah Beg die Sorge für die Hinterbliebenen in Herat, und alsdann nach Kandahar zurückzukehren, für dessen Sicherheit er ihn verantwortlich machte. Sein Sohn Mokiem sollte Dawar und der Sultan Ali Sistan verwalten und vertheidigen. Als Mir Zunun beim Heere des Sultans eintraf, hatten die Uzbeken den Amwiehah überschritten; im Lager des Sultans herrschte Muthlosigkeit, die Einen wollten sich auf Herat zurückziehen, Andere, zu denen Zunun gehörte, drängten zum Kampfe. Es kam vor Khorasan zu einer der blutigsten Schlachten jener Zeiten, man focht mit Erbitterung und mit einem Muthe ohne Gleichen. Zunun, von seinen Getreuen umgeben, focht da, wo der Kampf am heftigsten war; er und seine Braven glaubten durch Tapferkeit dem an Zahl doppelt überlegenen Feinde die Spitze bieten zu können, aber ihre Gegner führten immer neue Truppen ins Feld. Zunun, von Wunden bedeckt, fiel vom Pferde, und focht, die ihm angebotene Lebensrettung von sich weisend, bis zum letzten Athemzuge. Mit ihm fiel die letzte Stütze des Thrones von Sultan Husain. Mohamed Khan nahm Khorasan und drang bis Tarat.

Auf die Nachricht von Zunun's Tode wurde sein ältester Sohn Shah Beg von seinen Brüdern und den Häuptlingen als deren Sirdar anerkannt. Er hatte nur wenige Monate von seinem Throne in Kandahar Besitz genommen, so bedrohete ihn der von Tarat her siegreich anrückende Mohamed Khan mit seinen Uzbeken; dieser hatte bereits Garmsere erreicht und durch seine Macht alle Fürsten in Schrecken gesetzt, so, daß Shah Beg ihn durch Abgesandte im weiteren Vordringen aufzuhalten suchte und sich zu unterwerfen gelobte. Man einigte sich dahin, daß Shah Beg die Münzen im Namen des Uzbekenfürsten prägen und dessen Namen dem Seinigen voran in den Moscheen lesen lassen sollte. Drei Pferde, ein kostbares Khilat und ein Zelt waren die Geschenke, welche der Uzbeke seinem neuen Vasallen schickte, und sich dann nach Khorasan zurückbegab.

Kaum war diese Gefahr beseitigt, so drohete eine neue von Cabul aus, indem Baber, vom Glücke verführt, mit Truppen über Ghaznie gegen Kanda-

har vordrang, um auch den älteren Bruder zu entsetzen, nachdem er den jüngeren so schnell aus Cabul vertrieben hatte. Shah Beg von seinem Bruder Mokiem unterstützt ging dem Baber entgegen, wurde jedoch nach mehrstündigem Kampfe geschlagen und genöthigt Kandahar aufzugeben, und im Süden unter befreundeten Stämmen Schutz zu suchen. Mit Kandahar fielen dem Sieger seit Jahren angehäufte Schätze in die Hände; er ernannte seinen Bruder Nasir-u-din zum Gouverneur von Kandahar, und nahm die noch in der Kindheit befindliche Tochter von Mohamed Mokiem, die Mah Begüm, mit sich nach Cabul. An Verfolgung der Flüchtigen dachte man nicht, die in Eile zusammengebrachten Kämpfer kehrten nach dem Siege ebenso schnell, wie sie gekommen waren, mit Beute beladen in die Heimath zurück. Dies benutzten Shah Beg und sein Bruder Mokiem, sammelten ein zahlreiches Heer, marschirten auf Kandahar, welches Nasir-u-din bei ihrer Annäherung verließ und sich nach Cabul zurückzog; bald nach ihrem Eintreffen starb Mohamed Mokiem. Dessen geraubte Tochter wurde später an Kasim Kokah vermählt, der bald nach seiner Vermählung im Kampfe gegen die Uzbeken blieb.

Nachdem Shah Beg seine Herrschaft in Kandahar befestigt hatte, begab er sich nach Shawül, wohin er die Sirdars aller Nachbarstämme berufen hatte, um sich mit ihnen über sein ferneres Verhalten zu berathen. Zwischen Shah Ismael, der sich Khorasan's bemächtigt hatte und Sultan Baber zu Cabul fanden unaufhörliche Kämpfe statt, weßhalb seine Lage in Kandahar ihm gefährdet schien, und wenn ihm dieser Ort noch einmal entrissen werden sollte, so befand er sich ohne einen festen Ort, von dem aus er den Krieg mit Erfolg fortsetzen konnte. Dies veranlaßte ihn, sich südlich nach Siebie zu wenden, er nahm diese Feste, drang nach Tattehpur und unterwarf sich hier nach einem blutigen Gefechte die Stämme jener Gegenden, welche ihm mit 1000 Pferden und 3000 Mann zu Fuß entgegengekommen waren. Beide Orte wurden nun befestigt und mit Truppen besetzt. Der Shah kehrte erst nach Kandahar, dann nach Dawar zurück, überall mit Einrichtungen beschäftigt, die seiner Macht Sicherheit und Kraft verliehen. Bei seinem Eintreffen in letzterem Orte bewillkommte ihn die Mutter der geraubten Mah Begüm, in ein schwarzes und grobes Tuchgewand gehüllt, und rief ihm mahnend zu, daß er sich der Tochter seines Bruders erinnern und sie den Ihrigen wieder zuführen solle. Auf den Rath seiner beiden Frauen sandte er eine durch ihre Treue und Anhänglichkeit geprüfte Sklavin nach Cabul, die sich der Verbannten zu erkennen geben und

ihren Angehörigen zurückführen sollte. Die schlaue und gewandte Sclavin fand Mittel und Wege, um in den Harem der Fürstin Mah zu kommen und diese für den Plan zu gewinnen, sich zur Flucht bereit zu machen. Zwei Häuptlinge, bekannt mit jenen Ländern, begaben sich verkleidet durch Hararah von einigen Bewaffneten begleitet nach Cabul, wo sie heimlich vor dem Thore auf die Schöne warteten; ihren Pferden waren zuvor die Eisen verkehrt aufgelegt worden. Als die Mah sich eines Abends ins Bad begab, entwich sie aus demselben zu der auf sie harrenden Begleitung. In der Eile und aus Furcht entdeckt zu werden, hatte sie ihre Tochter Nahiedj, ein Kind von 18 Monaten zurückgelassen, und wollte, von Mutterliebe gequält, erst auch diese holen; aber jeder Verzug drohete die größte Gefahr, man setzte sich in Marsch und erreichte nicht ohne mancherlei Beschwerden Kandahar nach mehreren Tagen. Mit allen Beweisen der Liebe von Shah Beg begrüßt, vermählte dieser die schöne und junge Fürstin später an seinen Sohn Shah Husain.

Die Herrschaft der Uzbeken brach mit dem Tode ihres Khans Mohamed Shaibanie zusammen, der von Shah Ismael (1511) getödtet wurde, und auf den Trümmern dieser Macht gründete Shah Ismael eine Herrschaft, die bis in weiteste Ferne Furcht und Schrecken verbreitete. Einer seiner Häuptlinge, Dernish Khan, drang bereits siegreich gegen Tarat und Sistan, bemächtigte sich beider Orte und bedrohete Kandahar. Shah Beg befand sich in der Gefahr, von zwei ihm überlegenen Nachbaren vernichtet zu werden, deshalb wollte er auf dem Wege der Unterhandlung sich in dem Besitz seiner Länder erhalten. Shah Baber hielt er durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze ein Sohn des Abul Husain sich befand, und durch Geschenke vom Vorgehen ab, und um auch den gewaltigen Ismael für sich zu gewinnen, ging er selbst mit zahlreichem Gefolge demselben zur Bewillkommnung entgegen. Er wurde anfänglich mit Wohlwollen aufgenommen, aber als sein Freund vom Hofe des Shah in Folge eines Auftrages entfernt wurde, wollte ihn Shah Ismael nicht entlassen, zeigte Mißtrauen, ließ ihn festnehmen und gefesselt nach dem Fort Zafar bringen. Wenige aus Shah Beg's Umgebung folgten ihm in die Verbannung, die Meisten kehrten in die Heimath zurück. Unter seinen Getreuen war ein Sclave mit Namen Sunbul, der, als Shah Ismael nach Irag sich begeben hatte, in Zafar unter dem Gefängnisse seines Herrn als Süßigkeitshändler eine Bude aufrichtete. Sunbul wurde durch seine Süßigkeiten, sowie durch sein gefälliges und freigebiges Wesen mit den Wachen und so mit den Gefangenen bekannt.

Auf diese Weise gelang es ihm, sich mit seinem Herrn in Verbindung zu setzen, der Tag der Flucht wurde festgesetzt, Vertraute sollten sich bereit halten, ihn zu entführen, sobald er seine Zelle verlassen konnte. Am Abend des festgesetzten Tages spendete Sunbul die köstlichsten Süßigkeiten, die mit Berauschendem versetzt waren, an die Wachen, und als diese in festen Schlaf gefallen waren, ließ Shah Beg sich an Stricken herab, setzte sich auf das bereit stehende Pferd und entkam glücklich.

Sobald Baber in Cabul von der Gefangennehmung des Shah Beg Kunde erhalten hatte, beschloß er, sich Kandahar's zu bemächtigen; aber bevor er sein Heer in Bewegung setzen konnte, war Shah Beg entkommen und erreichte Kandahar zeitig genug, um es gehörig vertheidigen zu können. Baber traf mit einer großen Armee davor ein, bereits wurden alle Vorrichtungen zum Sturme gemacht, als er schwer erkrankte, hierdurch gerieth alles in Stockung, ja viele seiner Truppen verließen ihn, und das auf das Gebot eines Mannes hervorgerufene Heer aus Reisigen der verschiedensten Stämme zusammengesetzt, drohete sich ebenso schnell aufzulösen, als es zusammengekommen war. Shah Beg wünschte den Frieden, daher glaubte er unter solchen Umständen ein williges Gehör zu finden, machte Vorschläge und war erfreut, daß seine Anträge angenommen wurden und der lästige Feind sich nach Cabul zurückbegab. Doch er wußte wohl, daß Baber ihm ein unversöhnlicher Feind war, der, wie er sich gegen seine Häuptlinge in Siebie äußerte, diesmal nur den Weg nach Kandahar habe kennen lernen wollen, er würde mit stärkerer Macht zurückkehren, weil seine unruhigen Häuptlinge dem Kampfe mit den Uzbeken und Kazalbashen nicht gewachsen wären, gegen ihn jedoch im Vortheil wären. In dieser Besorgniß suchte er sich zu verstärken, und da das eigene Land bereits viel gelitten hatte, beschloß er seinen südlichen Nachbar zu brandschatzen. Im Januar des Jahres 1515 sandte er 1000 Pferde von Siebie nach dem Sind, diese plünderten die Dörfer Kahan und Bagbahnan und der Reichthum und die Cultur jener Landstriche war damals so groß, daß sie in wenig Tagen tausend Kameele zusammen brachten und mit sich zurückführten. Diese Plünderer waren kaum heimgekehrt, so traf Baber vor Kandahar ein und begann, vermöge Minen, sich der Feste zu bemächtigen. In der Feste herrschte Hungersnoth und im Lager der Feinde ein tödtliches Fieber, so, daß auch dieser Feldzug fehlschlug. Kaum hatte Baber sich entfernt, so verließ Shah Husain, der älteste Sohn von Shah Beg, in Folge einer Entzweiung Kandahar und begab sich unter

den Schutz des Erbfeindes seines Vaters. Baber empfing ihn mit allen Ehren, und wollte, wie er sich ausdrückte, ihm zeigen, wie Könige leben und handeln.

Baber unternahm 1516 einen neuen Zug gegen Kandahar, wurde jedoch diesmal durch das Versprechen, daß Shah Beg ihm nächstes Jahr den Ort überliefern wolle, zum Abzuge veranlaßt. Shah Beg hatte sich nach Siebie und Shawül begeben, und sandte zur festgesetzten Zeit von dort aus die Schlüssel der Feste nach Cabul, womit sein Feind sich zufrieden stellte. In den beiden folgenden Jahren herrschte Mißwachs im Lande; daher wandte sich Shah Beg nach dem Sind und plünderte die Gegenden von Kanduka und Machie. Dürya-Khan, der Sohn des Jam Nindah, welcher über Tatta herrschte, rückte gegen Siebie vor, zu einer Zeit, als Shah Beg sich auf einem Zuge gegen Sistain befand; es kam zu fortwährend kleinen Gefechten, in deren einem Abu Mohamed getödtet wurde, und die Sinder waren genöthigt, nach Tatta zurückzukehren.

Wir sehen aus dem Hergange dieser rastlosen Kämpfe zwischen den verschiedenen Stämmen und Völkerschaften Central-Asiens, wie die im Norden herangewachsene Macht, sich nach dem Süden auszubreiten suchte, und wie die dort lebenden Stämme gewaltsam gezwungen wurden, ihre Nachbarn zu unterjochen oder zu verdrängen. Shah Beg und seine Urghun-Häuptlinge machten sich mit Tatta und jenen fruchtbaren und reichen Landstrichen bekannt, und einer dieser Häuptlinge, Kasim Kübkie, war es, der den Shah Beg aufforderte, den Sind zu erobern. Der Shah sammelte ein Heer zu Tattehpur und ließ Beg Albie mit einigen Sirdars zum Schutze seiner Familie im Fort von Shawül, Mohamed erhielt die Sorge für Siebie und andere Sirdare bewachten Tattehpur und Günjabah, während er selbst mit einem Heere von über 40,000 Mann, dessen Vorhut von Fazil Kükultash angeführt wurde, nach dem Sind marschirte.

Das Heer bewegte sich über Baghbanan und Gundie gegen Tatta, und erreichte die Ufer des Khanwah-Canals nördlich von diesem Orte. Derselbe war so angeschwollen, daß man ihn ohne Schiffbrücke nicht passiren konnte, vergeblich harrte der Khan mehrere Tage, um Mittel zum Uebergange zu finden, bis es gelang, eine Furth zu entdecken, durch welche das Heer, ohne Widerstand zu finden, durchsetzen und bis gegen Tatta vorrücken konnte. Die Truppen der Sinder befehligte Dürya Khan, welcher Jam Feroz in der Stadt zurückließ, während er dem Feinde im offenen Felde entgegenging. Es kam (1509) zu einer blutigen Schlacht, in welcher, nach einem mehrstündigen

Kampfe, in dem beide Theile an Tapferkeit und Heldenmuth wetteiferten, Dürya gefangen genommen und von den Sammahten getödtet wurde; das Sindheer löste sich auf und der schwache Jam Feroz entfloh aus Tatta. Tatta fiel den Siegern in die Hände, die nach Sitte der Mongolen plünderten und mehrere Tage in so arger und grausamer Weise wirthschafteten, daß der Shah, von dem Elend der Bewohner gerührt, dem Kazi einen Pfeil seines Köchers gab, den er, hoch gehoben, vom tom-tom Schlage begleitet, durch die Straßen trug, wodurch der Plünderung Einhalt geschah.

Jam Feroz hatte sich nach dem Dorfe Perar zurückgezogen, von wo er einen Abgesandten an Shah Beg abschickte, mit Versicherung seiner Unterwerfung und Treue. Der Shah sagte ihm ein freundliches Willkommen zu, und so erschien der unglückliche Feroz, den Säbel um seinen Nacken hängend, demuthsvoll vor ihm im Lager zu Tatta. Shah Beg empfing ihn liebevoll, Geschenke und Artigkeiten wurden gegenseitig gewechselt, ja der Shah sandte an Feroz den Khilat, welchen einst Sultan Husain seinem Vater Junun geschenkt hatte. Er erkannte, daß es vortheilhaft für ihn sei, in Shah Feroz einen Alliirten zu besitzen, weßhalb er einen Theil des Sind von Lükkie bis Tatta ihm überließ und für sich das Land oberhalb Lükkie behielt. Jam Feroz sollte unter der Leitung der Urghunen Aliek und Mohamed Bekkar regieren. Sobald dieser Vertrag vollzogen war, marschirte Shah Beg auf Sehwistan, indem die dortigen Häuptlinge sich mit denen von Shuta und Sodah, die von den Söhnen des Dürya geführt wurden, bei Talathie vereinigt hatten und jeden Antrag sich ihm zu unterwerfen entschieden von der Hand wiesen. Nachdem Sehwan von ihm besetzt war, ließ er neue Versöhnungs-Vorschläge machen, welche ein ihm feindselig gesinnter Priester aus Tatta, der sich der Familie Dürya angeschlossen hatte, zu hintertreiben wußte. Da er den Kampf nun nicht vermeiden konnte, so setzte er, vermöge einer Schiffbrücke, die aus Indusbooten gebildet war, über den Fluß. Diesseits Talahtie kam es zur Schlacht, in welcher beinahe der ganze Stamm der Sodah's vernichtet wurde und viele Hundert, die sich durch den Indus zu retten suchten, ertranken.

Shah Beg kehrte nach diesen siegreichen Unternehmungen nach Siebie und Shawül zurück, wo die Aussöhnung mit seinem Sohne Husain stattfand. Noch lebte Salah-u-din, der einst Jam Feroz aus Tatta vertrieben und sich zum Herrscher eingesetzt hatte. Er bemühete sich, die feindselig gesinnten Stämme der Jharejas, Kungurs und die Reste der Sodah's an sich zu ketten, und brach

im Jahre 1521 mit 10,000 Pferden nach dem Sind auf, um Feroz zu vertreiben. Shah Beg empfing die Boten des Feroz, welche um Hülfe nachsuchten, in Shawül. Sofort wurde mit Zustimmung der Häuptlinge sein Sohn Husain mit einem Corps abgeschickt, dem andere Truppen folgen sollten. Nach einem Marsche von 20 Tagen traf er in Tatta ein. Salah-u-din zog sich bei seiner Annäherung auf Jün zurück. Nachdem die Verstärkungen aus Shawül eingetroffen waren, marschirte Husain seinem Gegner entgegen, um ihn zur Schlacht zu zwingen. Salah-u-din's Sohn, Haibut, eröffnete mit einem starken Vortrupp den Kampf, erlag aber nach blutigem Streite den Mongolen und wurde getödtet; sein Vater, von Rache erfaßt, stürzte sich auf die Nachricht von dem Tode seines Sohnes, todesverachtend in den Feind, und wurde gleichfalls mit vielen der Edelsten ein Opfer seiner Kühnheit. Das Heer, seiner Führer beraubt, floh nach Guzerat.

Während Husain schnell und ruhmvoll diesen Feind bezwungen hatte, war sein Vater gegen die aufrührerischen Bewohner von Machie gezogen. Ein hartes Strafgericht wurde über die Empörer ausgeübt, viele wurden getödtet, deren Besitzungen von Grund aus zerstört und ihre Habe den Truppen preisgegeben. Von dort aus begab sich Shah Beg nach Baghbanan, wohin er seinen Sohn einlud, um ihn als Sieger mit Ehren zu überhäufen. Mit der Verstärkung von Sehwistan und Einsetzungen vieler seiner Vornehmen in die dortigen Ländereien beschäftigt, faßte er den Entschluß, noch Bakkar seinem Scepter zu unterwerfen, und dann sein Heil an der Eroberung von Guzerat zu versuchen. Er rückte mit einem Heere nach Kanduka und schickte von dort Mir Fazil über den Fluß, sich aller Ortschaften zu versichern. Dessen zwölfjähriger Sohn Mohamed wurde zum Gouverneur von Bakkar eingesetzt und erhielt die Weisung, die Häuptlinge der Dhareja's, eines sehr unruhigen und räuberischen Stammes, zur Niederlassung im dortigen Fort zu veranlassen. Als diese zur Abgabenleistung nach Bakkar aufgefordert wurden, verweigerten sie den Gehorsam und hielten den Ort umschlossen. Der junge Mohamed wollte seinen Heldenmuth an ihnen auslassen, aber, von den Syad's daran verhindert, mußte er sich so lange auf die Vertheidigung beschränken, bis sein Vater Mir Fazil zu seiner Hülfe eingetroffen war. Huldigend empfingen ihn die dortigen Zemindars, und als die Häuptlinge der Dhareja's die Unmöglichkeit eines Widerstandes einsahen, kamen siebenundvierzig derselben ihren Tribut darzubringen. Wie später die Mamelukken in Cairo der Hinterlist erlagen, so scheinen auch

hier die Häuptlinge der Dharejas geopfert worden zu sein. Mehr als die Hälfte wurden auf Fazil's Befehl niedergemetzelt, die anderen in dem Khünie-Burj (Blutthurm) festgesetzt, um wenige Tage darauf auf Shah Beg's Befehl von dessen Zinnen herab in den Abgrund gestürzt und getödtet zu werden. Den Shad's von Bakkar wurde Leben und Eigenthum geschenkt, weil sie sich treu dem jungen Mohamed gezeigt hatten, aber sie mußten ihre Wohnungen den Mongolen und deren Familien einräumen, sie erhielten Grund und Boden auf dem linken Ufer des Indus und gründeten hier Rorie, wo deren Nachkommen den schmutzigen, aber malerisch gelegenen Ort noch heute bewohnen.

Damals stand noch als einziger Ueberrest des berühmten und großen Alore ein Fort; Shah Beg erlaubte den Mongolen-Ansiedlern dasselbe niederzureißen und sich der Bau-Materialien zu den Wällen und zu ihren Wohnungen zu bedienen. Die Insel, auf welcher Bakkar gebaut ist, muß damals viel umfangreicher gewesen sein, denn nicht nur für Shah Husain, der hier als Gouverneur leben sollte, wurden Wohnungen gebauet, sondern auch mehrere der Vornehmsten, wie Mir Fazil und andere und deren Familien, erhielten hier ihre Häuser.

Von dieser Zwingburg aus sollte das umliegende Land seinem Scepter unterworfen und besonders an den widerspenstigen Beludschen ein hartes Strafgericht ausgeübt werden. Er vertheilte bewaffnete Haufen über zweiundvierzig von deren Dörfern und an einem Tage wurden sämmtliche Bewohner derselben getödtet, nicht der Ungehorsam jener Unglücklichen, sondern deren fruchtbare Ländereien, waren ihm und seinen Mongolen ein Dorn im Auge.

Sobald Shah Beg nach muselmännischer Weise und im Geiste des grausamen Mohamed des Ghaznuviden den Sind geordnet hatte, setzte er sich mit einem zahlreichen Heere zur Eroberung von Guzerat in Bewegung. Dem Sieger schlossen sich alle Kampflustigen aus weitester Ferne an, die Aussicht auf Raub und Plünderung war ebenso einladend, als die, Ehren und Macht zu erlangen. Auf seinem Marsche war jeder Ruhepunkt mit dem Blute von Unschuldigen getränkt. In Kanduka erkrankte sein geliebter Fazil am Fieber und kehrte, von den Seinigen begleitet zur Wiederherstellung nach Bakkar zurück; aber wenige Tage darauf starb er. Sein Tod machte einen tiefen Eindruck auf Shah Beg, er mahnte ihn an sein Ende, und von bangen Todesgedanken erfüllt, eilte er, sein Vorhaben zu vollenden, bevor der Tod ihn

überrasche. Noch hatte er nicht Tatta erreicht, so erhielt er die Nachricht, daß Baber über Khushab gegen Hindostan vorrücke; dies machte ihn für seine neue Eroberung besorgt. In Akham hatte er noch eine Zusammenkunft mit Jam Feroz, den er dahin berufen hatte. Voll Unruhe über die nächste Zukunft beschleunigte dies seinen Tod; der Körper sank plötzlich zusammen, und er fühlte sein herannahendes Ende. Umgeben vom Getümmel eines Kriegslagers, suchte er Trost im Koran, aus welchem einer seiner Freunde ihm vorlas, und verschied, Gebete stotternd, im Jahre 1522. Shah Beg's Leben ist ein Gemisch von Frömmigkeit, Wohlwollen, Härte und Grausamkeit. Als Jüngling zeigte er Demuth und fand Gefallen daran, die meiste Zeit des Tages im Gebete zuzubringen, später liebte er den Umgang mit den Weisen seiner Zeit, welche er zweimal in der Woche um sich zu versammeln pflegte; ja er schrieb in seinen Mußestunden religiöse Commentare, deren einige bis auf unsere Zeit gekommen sind. Aus diesen religiösen Studien, die von der Befangenheit eines Muselmannes zeugen, worin Haß und Verfolgungsgeist gegen Andersgläubige gepredigt wurde, entsprang wahrscheinlich die Grausamkeit und Härte gegen die unterjochten Sinder. Von seiner Familie und von seinem Volksstamme wurde er als ein Heiliger verehrt, weßhalb sein Körper drei Jahre nach seinem Tode in der Monalla zu Mecca unter einem besonders dazu errichteten Grabmale beigesetzt wurde.

Sein Sohn und Nachfolger Husain befand sich zu Nasarpur, als ihm die Nachricht von dem Tode seines Vaters überbracht wurde, gehuldigt von den Großen, befahl er jedoch, daß sein Name erst nach dem des Baber in den Moscheen gelesen werden sollte. Sobald er die ersten Pflichten und Sorgen erfüllt hatte, die mit seiner neuen Würde verbunden waren, beschloß er, den treulosen Jam Feroz zu züchtigen, welcher bei der Nachricht vom Ableben des Shah Beg dessen Tod in Tatta durch Freudenmusik hatte verkünden lassen. Das zum Kriege nach Guzerat bestimmte Heer erhielt Befehl sich zum Marsche gegen Tatta bereit zu halten. Als Husain daselbst eingetroffen war, kamen Gesandte von Jam Feroz mit reichen Geschenken und Versicherungen seiner Freundschaft; aber Husain ließ sie nicht vor sich kommen und befahl ihnen zu ihrem Heere zurückzukehren. Jam Feroz verließ in Eile Tatta und floh über den Indus. Das Heer von Husain rückte auf dem linken Ufer gegen Tatta vor, und als er hier beim Uebersetzen nach Tatta von dem Vezier Manik und dem Schwiegersohn des Jam auf dem Flusse von bewaffneten Booten aus mit

Schießwaffen, Bogen und Pfeilen aufs lebhafteste angegriffen wurde, kam es zu einem Kampfe, bei dem die Sinder unterlagen und viele ertranken. Nach diesem einzigen Versuch um Leben und Thron, floh Feroz nach Kütch, um von dort aus mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften noch einmal sein Glück den Waffen anzuvertrauen.

Es gelang dem Jam ein Heer von gegen 50,000 Mann zu Pferde und zu Fuß zusammenzubringen, mit welchem er sich gegen Tatta in Bewegung setzte. Shah Husain ließ eine Besatzung in Tatta zurück, schiffte über den Indus und ging seinem Feinde entgegen. Das Heer des Jam bestand aus Hindus, welche in den Kampf gingen, sich dem Tode zu weihen; als daher die Heere sich ansichtig wurden, stiegen die Sinder von ihren Pferden, nahmen ihre Turbangewände (Pagries) vom Kopfe und banden sich aneinander. So, gleich einer Mauer, erwarteten sie den Feind. Husain hielt sich des Sieges gewiß, vor versammeltem Heere stieg er vom Pferde und verrichtete, nach muselmännischer Weise, sein Gebet. Sobald dasselbe beendet war, wurde das Zeichen zum Beginn des Kampfes gegeben und mit gezogenem Schwerte stürzten sich die fanatisch erregten Mongolen auf die Sinder. Es begann ein förmliches Hinschlachten, das bis zum Abend dauerte, in Folge dessen gegen 20,000 Mann getödtet wurden. Jam Feroz entkam nach Guzerat, wo er bald darauf starb. Husain verblieb drei Tage auf dem Schlachtfelde, überließ seinen Truppen die reiche Beute und beschenkte die Häuptlinge mit Ländereien.

Nach Verfolgung der feindlichen Flüchtlinge kehrte Husain über Tatta nach Toghlagabad zurück; verblieb hier mehrere Monate, und ging dann, den Jagdfreuden sich überlassend, über Halakundie nach Bakkar. Ueberall wurde er von den Sirdars der umliegenden Länder als Sieger und Herr begrüßt, Geschenke wurden entgegengenommen und Jaghire vertheilt; so verlieh er Durbelah an Mir Tarukh.

Beinahe zu derselben Zeit als sich diese Ereignisse zutrugen, hatten die Stämme der Dahars und Machies, die in Ubawrah und Bittie Wahan lebten, sich in einen Kampf mit den Mahars und den Ryots von Mathelah eingelassen, in welchen die Beludschen von Sewraie hineingezogen wurden, indem sie gemeinsame Sache gegen die Mongolen zu machen beabsichtigten. Mit Züchtigung dieser aufrührerischen Stämme beauftragte der Shah den Babu Ahmed (Sohn des Fazil), der nach gewohnter Weise das blutige Schwert walten ließ, überall plünderte, und sich erst befriedigt zeigte, als die Machies

von Ubawrah ihm eine ihrer Töchter zum Pfande der Treue ausgeliefert hatten.

Kaum war die Ruhe hergestellt, so nöthigten ungewöhnliche Ueberschwemmungen des Indus die dem Husain gehörigen Kameelheerden zur Grasung nach der Gegend von Mathelah zu senden. Sowie die Beludschen von Sewraie und die Jât's von Darawar und Tatehpur davon hörten, bemächtigten sie sich derselben und führten sie in ihre Schlupfwinkel. Babu Ahmed eilte mit 3000 Reitern von Bakkar aus, den Raub wieder abzufangen, wurde aber dabei in einem blutigen Gefechte tödtlich verwundet und starb auf dem Heimwege bei Mathelah. Sein jüngerer Bruder, Abdül Fateh, beschloß dessen Tod zu rächen, es gelang ihm, die Dahars zu überraschen, viele wurden getödtet und der Rest bis Moco verfolgt. Nicht lange dauerte der Friede, neue Einfälle und Plünderungen veranlaßten ihn zur Zeit, als die heißen Winde weheten, andere Beludschenstämme zu verfolgen, wobei er, vom Sonnenstiche getroffen, ums Leben kam.

Diese wiederholten Einfälle kriegerischer Stämme, die nach Multan sich zurückzogen, bewogen Shah Husain, seine Eroberungspläne dahin zu richten. Mit dem mächtigen Baber hatte er sich durch Heirath verbunden, indem er sich mit der Tochter von dessen Dawan vermählt hatte, und die von der Mah Begüm, als sie vor Jahren heimlich Cabul verließ, zurückgelassene Prinzessin Rashiedj wurde dem Sohn des Dawan angetrauet. Dazu kam, daß Baber in Hindostan ein weites und mehr ergiebiges Feld für seine eroberungssüchtigen Pläne fand, als ihm der weniger erträgliche Sind mit seinen angrenzenden Ländereien gewähren konnte. Nach dieser Seite gesichert, brachte er diejenigen Sirdare, auf deren Treue er sich nicht verlassen konnte, zu Bakkar in Gewahrsam, und beschloß 1524 gegen Multan zu Felde zu ziehen.

Multan war lange Jahre von den Mongolen aus Ghaznie, dann von den Königen von Delhi beherrscht; und als deren Macht aufhörte, ein Raub der mächtigsten Häuptlinge gewesen, unter denen Sultan Kutüb-u-din am längsten und glücklichsten regierte. Nach Sultan Ala-u-din's Tode herrschte allgemeine Auflösung im Mongolenreiche, auch Multan trennte sich von Delhi und die dortigen Häuptlinge wählten den Sheikh Yusuf zu ihrem Oberhaupte. Es gelang ihm, nicht nur Multan, sondern auch Uch, die größten Städte und die mächtigsten Zemindare seinem Scepter zu unterwerfen. Nur der Sirdar der Längah's, Rai Sühierah, welcher zu Ripie residirte, sah mit Neid und

Schießwaffen, Bogen und Pfeilen aufs lebhafteste angegriffen wurde, kam es zu einem Kampfe, bei dem die Sinder unterlagen und viele ertranken. Nach diesem einzigen Versuch um Leben und Thron, floh Feroz nach Kütch, um von dort aus mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften noch einmal sein Glück den Waffen anzuvertrauen.

Es gelang dem Jam ein Heer von gegen 50,000 Mann zu Pferde und zu Fuß zusammenzubringen, mit welchem er sich gegen Tatta in Bewegung setzte. Shah Husain ließ eine Besatzung in Tatta zurück, schiffte über den Indus und ging seinem Feinde entgegen. Das Heer des Jam bestand aus Hindus, welche in den Kampf gingen, sich dem Tode zu weihen; als daher die Heere sich ansichtig wurden, stiegen die Sinder von ihren Pferden, nahmen ihre Turbangewände (Pagries) vom Kopfe und banden sich aneinander. So, gleich einer Mauer, erwarteten sie den Feind. Husain hielt sich des Sieges gewiß, vor versammeltem Heere stieg er vom Pferde und verrichtete, nach muselmännischer Weise, sein Gebet. Sobald dasselbe beendet war, wurde das Zeichen zum Beginn des Kampfes gegeben und mit gezogenem Schwerte stürzten sich die fanatisch erregten Mongolen auf die Sinder. Es begann ein förmliches Hinschlachten, das bis zum Abend dauerte, in Folge dessen gegen 20,000 Mann getödtet wurden. Jam Feroz entkam nach Guzerat, wo er bald darauf starb. Husain verblieb drei Tage auf dem Schlachtfelde, überließ seinen Truppen die reiche Beute und beschenkte die Häuptlinge mit Ländereien.

Nach Verfolgung der feindlichen Flüchtlinge kehrte Husain über Tatta nach Toghlagabad zurück; verblieb hier mehrere Monate, und ging dann, den Jagdfreuden sich überlassend, über Halakundie nach Bakkar. Ueberall wurde er von den Sirdars der umliegenden Länder als Sieger und Herr begrüßt, Geschenke wurden entgegengenommen und Jaghire vertheilt; so verlieh er Durbelah an Mir Tarukh.

Beinahe zu derselben Zeit als sich diese Ereignisse zutrugen, hatten die Stämme der Dahars und Machies, die in Ubawrah und Bittie Wahan lebten, sich in einen Kampf mit den Mahars und den Ryots von Mathelah eingelassen, in welchen die Beludschen von Sewraie hineingezogen wurden, indem sie gemeinsame Sache gegen die Mongolen zu machen beabsichtigten. Mit Züchtigung dieser aufrührerischen Stämme beauftragte der Shah den Babu Ahmed (Sohn des Fazil), der nach gewohnter Weise das blutige Schwert walten ließ, überall plünderte, und sich erst befriedigt zeigte, als die Machies

von Ubawrah ihm eine ihrer Töchter zum Pfande der Treue ausgeliefert hatten.

Kaum war die Ruhe hergestellt, so nöthigten ungewöhnliche Ueberschwemmungen des Indus die dem Husain gehörigen Kameelheerden zur Grasung nach der Gegend von Mathelah zu senden. Sowie die Beludschen von Sewraie und die Jât's von Darawar und Tatehpur davon hörten, bemächtigten sie sich derselben und führten sie in ihre Schlupfwinkel. Babu Ahmed eilte mit 3000 Reitern von Bakkar aus, den Raub wieder abzufangen, wurde aber dabei in einem blutigen Gefechte tödtlich verwundet und starb auf dem Heimwege bei Mathelah. Sein jüngerer Bruder, Abdül Fateh, beschloß dessen Tod zu rächen, es gelang ihm, die Dahars zu überraschen, viele wurden getödtet und der Rest bis Moco verfolgt. Nicht lange dauerte der Friede, neue Einfälle und Plünderungen veranlaßten ihn zur Zeit, als die heißen Winde weheten, andere Beludschenstämme zu verfolgen, wobei er, vom Sonnenstiche getroffen, ums Leben kam.

Diese wiederholten Einfälle kriegerischer Stämme, die nach Multan sich zurückzogen, bewogen Shah Husain, seine Eroberungspläne dahin zu richten. Mit dem mächtigen Baber hatte er sich durch Heirath verbunden, indem er sich mit der Tochter von dessen Dawan vermählt hatte, und die von der Mah Begüm, als sie vor Jahren heimlich Cabul verließ, zurückgelassene Prinzessin Rashiedj wurde dem Sohn des Dawan angetrauet. Dazu kam, daß Baber in Hindostan ein weites und mehr ergiebiges Feld für seine eroberungssüchtigen Pläne fand, als ihm der weniger erträgliche Sind mit seinen angrenzenden Ländereien gewähren konnte. Nach dieser Seite gesichert, brachte er diejenigen Sirdare, auf deren Treue er sich nicht verlassen konnte, zu Bakkar in Gewahrsam, und beschloß 1524 gegen Multan zu Felde zu ziehen.

Multan war lange Jahre von den Mongolen aus Ghaznie, dann von den Königen von Delhi beherrscht; und als deren Macht aufhörte, ein Raub der mächtigsten Häuptlinge gewesen, unter denen Sultan Kutüb-u-din am längsten und glücklichsten regierte. Nach Sultan Ala-u-din's Tode herrschte allgemeine Auflösung im Mongolenreiche, auch Multan trennte sich von Delhi und die dortigen Häuptlinge wählten den Sheikh Yusuf zu ihrem Oberhaupte. Es gelang ihm, nicht nur Multan, sondern auch Uch, die größten Städte und die mächtigsten Zemindare seinem Scepter zu unterwerfen. Nur der Sirdar der Lüngah's, Rai Sühierah, welcher zu Ripie residirte, sah mit Neid und

Mißgunst den Häuptling eines Stammes als König in Multan, der seiner Familie seit Jahren befreundet und von dieser als geringer angesehen worden war; er beschloß, ihn durch List auf die Seite zu schaffen. Eingedenk, daß der König ihm nicht traute, schrieb er ihm den zärtlichsten und freundschaftlichsten Brief, worin er ihm seine Tochter zur Gattin anbot. Yusuf, erfreuet über diesen Beweis von Freundschaft, willigte gern in die Verbindung mit einer so mächtigen Familie. Rai Sühierah kam oft nach Multan, seine Tochter zu besuchen, pflegte jedoch stets mit seiner zahlreichen Begleitung außerhalb der Stadt zu lagern. Einst erschien er mit all seinen Leuten und bat Yusuf, dieselben in Augenschein zu nehmen, damit er bei sich darbietender Gelegenheit von ihren Diensten Gebrauch machen könne. Ausnahmsweise wollte Rai die Nacht im Fort schlafen. Bevor er sich zur Ruhe begab, befahl er einem Diener heimlich eine junge Ziege zu tödten, das Blut aufzufangen und es ihm zu bringen. Er trank es und fiel bald darauf in Krämpfe. Die von Yusuf ihm zur Bedienung gegebenen Vakiele glaubten ihn sterbend und riefen deßhalb ihren Herrn, seinen letzten Willen zu vernehmen. Bei dessen Eintritt fiel Rai in Zuckungen und in heftige Erbrechungen von Blut; sobald er wieder die Sprache gewinnen konnte, bat er alle Anwesenden um Verzeihung, äußerte seinen letzten Willen, dabei das dringende Anliegen hinzufügend, seine Angehörigen und nächsten Diener so schnell als möglich aus dem Lager kommen zu lassen, damit er auch ihnen, bevor ihm die Kräfte schwänden, seine Befehle geben könne. Man fand dies Anliegen eines Sterbenden höchst billig, und ließ, allen Regeln zuwider, diese Leute ins Fort. Als sie sein Lager umgaben, wünschte er mit ihnen allein zu sein, erhob sich, ließ von den Entschlossensten sofort die vier Thore des Forts besetzen, und begab sich selbst in Yusuf's Schlafgemach, nahm ihn gefangen und schickte ihn nach Delhi. Rai Sühierah bestieg als Sultan Kutüb-u-din den Thron in Multan. Es war dessen Nachkomme Mohamed Lüngah, gegen den Husain seine Eroberungspläne richtete.

Auf seinem Marsche nach Sewraie war seinen Truppen erlaubt zu plündern und Jeden, der sich widersetzte, zu tödten; mithin flohen die Beludschen nach den Festen Uch und nach Sewraie. Diese Feste, welche als die stärkste jener Länder galt, wurde in Vertheidigungsstand gesetzt und sollte auf's Aeußerste vertheidigt werden. Husain bezog das Lager nahe einem Teiche; wogegen Mohamed Bakrie sich heimlich und unerlaubt mit einigen achtzig Reitern dem Fort näherte und die Beludschen zum Kampfe herausforderte. Bakrie gehörte

zu den stärksten und gewandtesten seiner waghalsigen Truppe, die Feinde stürzten sich vielfach überlegen auf diese Vorhut; aber sie erlagen den im Kriegshandwerk mehr erfahrenen Mongolen; beinahe 200 der Beludschen wurden getödtet, von denen, wie Bakrie sich rühmte, allein 30 von seinen Händen erlegt wurden. Dieser erste glückliche Kampf entmuthigte die Beludschen so sehr, daß sie in der folgenden Nacht das Fort heimlich verließen. Husain gab seinem Sohne über das kühne und tapfere Unternehmen öffentlich lobende Anerkennung; aber da er sich ohne seine Erlaubniß in eine Gefahr stürzte, die zum Verderben des Heeres hätte führen können, strafte er ihn nach alter Römer Weise heimlich in seinem Zelte, indem er ihm drei Schläge mit dem Stock gab, sich dabei der Worte bedienend: „Dein vorschnelles und unerlaubtes Vorgehen verdient Züchtigung."

Sewraie wurde in sieben Tagen von Grund aus zerstört; dann der Marsch nach Mow angetreten. Im Lager daselbst erschien der als ein Heiliger verehrte Sheikh Ru-ul-lah, der dem Husain die Schwäche des Ortes verrieth, und einen solchen Einfluß auf den Sultan hatte, daß er ihn mit Rahman Dâher, dem Mörder seiner beiden Brüder, versöhnte, der als Zeichen der Treue ihm seines Bruders schöne Tochter zur Gattin anbot, mit welcher sich Husain vermählte. Von Mow rückte Husain, unter Deckung eines Vortrupps von 500 Pferden über Lar nach Uch. Auf dem Wege dahin erwarteten ihn die Nachkommen des Rai Sühierah, mit denen sich viele der Beludschen vereinigt hatten. Der Sultan theilte sein Heer in drei Theile, die beiden Seiten-Corps befehligten Häuptlinge, er selbst leitete das Centrum, und in dieser Schlachtordnung, gedeckt durch einen starken Vortrupp, rückte man gegen Uch vor. Diese eröffneten das Gefecht, erwiedert von den Lüngahs und Beludschen, die mit einem Hagel von Pfeilen den Feind abzuhalten suchten, bald wurde die Schlacht allgemein, die Mongolen blieben überall Sieger, ein Sohn des Rai und mehrere Häuptlinge wurden gefangen und auf Befehl von Husain getödtet. Die geschlagenen Feinde flüchteten sich nach Uch, von dessen Wällen die Lüngahs den Kampf als gute Bogenschützen fortsetzten; aber als ihnen die Mongolen von hohen Bambusröhren die Häupter ihrer Führer zeigten, entsank ihnen der Muth, jeder suchte, so gut er konnte, sich zu retten, einige entkamen, viele wurden getödtet. Uch fiel den Siegern in die Hände, welche bis zum Abend darin plünderten und mordeten. Das Fort und die vorzüglichsten Gebäude wurden zerstört und das daselbst vorgefundene Bauholz auf Kähnen nach Bakkar verschifft.

Nach dem Falle von Uch zog sich Mohamed Lüngah, der König von Multan, nach seiner Hauptstadt zurück, berief dahin alle Waffenfähigen der Beludschen, der Jâts, der Rindhs, der Dodaies, Koraies und der Chandieyuhs, um seinem grausamen Gegner eine Schlacht anbieten zu können. In einem Monate hatte Mohamed Lüngah 80,000 Mann um sich versammelt, mit welchen er sich gegen Sultan Husain, der an den Ufern der Ghara lagerte, in Bewegung setzen wollte. Bereits sollte der Marsch dahin angetreten werden, als er mit seinem Minister Sheikh Süjan Bukarie, der mit der Tochter seines Sohnes Husain vermählt war, in Streit gerieth und ihm Rache schwor. Der Sheikh sah, daß sein Tod beschlossen war, er kam dem Sultan zuvor und vergiftete Mohamed Lüngah. Es gelang seinen Tod drei Tage geheim zu halten, welche die Mutter des Sultans benutzte, um die Großen für ihren Enkel Husain zu gewinnen. Husain wurde als Sultan von Multan begrüßt. Seine erste Sorge war, sich mit dem Mongolen Mohamed Husain zu versöhnen, wobei ihm der im Rufe großer Heiligkeit stehende Sheikh Buha-u-din behülflich war. Dieser würdige Heilige begab sich nach Ghara in's Lager des Sultans und wurde hier von dem mächtigen Mongolenfürsten mit großer Auszeichnung empfangen, ja der gewaltige Fürst beugte sich vor ihm, um gesegnet zu werden. So wurde es leicht, den Sieger friedlich zu stimmen, es kam zu einem Vertrage, laut welchem der König von Multan alles Land vom Indus bis zur Ghara an Husain abtrat, und nur die Provinzen zwischen Multan und der Ghara für sich behielt. Der Friedensstifter kehrte mit 9 Pferden, einer Reihe von Kameelen und mit Geld beschenkt, höchst befriedigt nach Multan zurück. Das Fort von Uch wurde wieder aufgebauet und als Grenzfeste mit einer starken Besatzung versehen.

Während Shah Husain mit Anordnungen daselbst beschäftigt war, überredete ihn der Mirza Ikbel Khan zu einer Unternehmung nach Dilawür, indem er ihm viel von den großen Reichthümern erzählte, die daselbst aufgehäuft wären. Er ließ den Shah von Ghazie Khan auffordern, sich ihm zu unterwerfen. Der Shah vertrauete seinen Truppen und den für uneinnehmbar gehaltenen Wällen seiner Feste, die, inmitten einer wüsten und wasserlosen Gegend gelegen, weder Wasser noch Lebensmittel darbot, und wies die Anträge mit Verachtung von sich. Husain sandte Sunbul Khan mit einem starken Vortrupp ab, welcher die Feste von jeder Verbindung abschloß, hundert Brunnen graben ließ und so glücklich war, auf unversiegbare Quellen zu kommen. Nach einer Belagerung von mehreren Monaten und fortwährenden Gefechten brach

in der Feste eine Hungersnoth aus, die Besatzung von Kampf und Hunger erschöpft, konnte den durch Minen und Geschütze erschütterten Ort nicht mehr vertheidigen und mußte sich nach einem Sturm ergeben. Die daselbst vorgefundenen Schätze wurden vertheilt, und der Shah kehrte, höchst glücklich über seine Feldzüge, nach Bakkar zurück.

Die Ruhe und der Frieden waren nur vorübergehend. Denn bald darauf trafen Abgesandte aus Multan ein, die von der innern Auflösung jenes Reiches berichteten, wie der junge und rathlose König Husain alle Macht über die Häuptlinge verloren habe, wie Niemand sich in seinem Eigenthume mehr sicher fühle, und daß eine Weiberherrschaft existire, welche die letzten Bande des Gehorsams zerreisse. Ein Verwandter des Königs drang in Husain, sich Multan's zu bemächtigen, eine Aufforderung, die dem kriegs- und raubsüchtigen Mongolen sehr willkommen kam. Sein Heer war bald marschfertig, Priester wurden dem Husain, der für solche Heilige stets ein williges Ohr zeigte, mit Friedensanträgen entgegengeschickt, mußten jedoch diesmal unverrichteter Sache heimkehren. Multan sah das mächtige Mongolenheer vor seinen Mauern, der junge König sandte nach den ersten Gefechten einen seiner Brüder zur Unterhandlung in's Lager, erhielt jedoch zur Antwort, daß der König selbst kommen müsse, wenn er im Besitze seiner Hauptstadt bleiben wolle. Diese stolze, aus dem Munde eines Siegers kommende Rede, erweckte ein Gefühl der Todesverachtung und man beschloß, zu siegen oder zu sterben. Jetzt begann eine Belagerung, die von den Schrecken und von dem Elende eines Krieges begleitet war, bald fehlte es an den nöthigsten Lebensbedürfnissen, der Hunger nöthigte die Truppen sowohl als die Bewohner sich des Genusses unreiner Thiere zu bedienen, um ihr Leben zu fristen, Viele stürzten sich, um dieser Verdammung zu entgehen, von den Wällen herab, oder nahmen sich das Leben. Beinahe ein Jahr hatte die Belagerung gedauert, da gelang es endlich (1526), das Lohariethor zu stürmen, und die wilden und beutedurstigen Mongolen drangen mordend und raubend durch die Straßen. Viele hunderte der Einwohner flüchteten sich in die Tempel oder in heilig gehaltene Orte, wagten jedoch während der zehn Tage, daß die Stadt der Plünderung preisgegeben war, ihre Schlupfwinkel nicht zu verlassen; aber diese Unglücklichen hatten ihr Leben nicht gerettet, sondern nur ihr elendes Dasein verlängert, denn die Gebäude wurden in Brand gesteckt, und was nicht von den Flammen verzehrt wurde, fiel durch das Schwert der grausamen Soldateska. Der Sheikh Buha-u-din

führte den jungen Sultan und seine Schwester dem Sieger zu, welcher sich mit der Prinzessin vermählte und den entthronten Bruder mit Liebe aufnahm. Große Reichthümer in Juwelen, Gold und Silber fielen den Siegern in die Hände.

Husain ließ unter Mir Akhur eine Besatzung von 200 Reitern, 100 Topeschies (Leute mit Feuerwaffen), und 200 Fußsoldaten zurück und trat den Rückweg nach Bakkar an. Lüngur Khan, der einflußreichste der entthronten Königsfamilie, war dessen Aufsicht übergeben, aber es gelang ihm nach einem Jahre zu entkommen und sich unter den Schutz von Baber zu begeben. Husain, der diesen Fürsten fürchtete, bot ihm den Besitz von Multan an, welches dieser auch annahm und Mohamed Kamran daselbst einsetzte.

Drohende Anzeichen von anderer Seite waren außerdem die Veranlassung zu diesem Schritte. Husain empfing nämlich bald nach seinem Eintreffen in Bakkar die Nachricht, daß der Fürst von Khüngar feindselige Absichten gegen Tatta im Schilde führe. Es erschienen auch Abgesandte des Fürsten, die, eingedenk, daß ein Verwandter des Fürsten, der Amir Amravie, in einem früheren Kriege von Husain getödtet worden war, einen Theil des Sind als Genugthuung verlangten. Shah Husain zog ein Heer bei Tatta zusammen, setzte über den Indus und marschirte nach Kütch. Auf dem Wege dahin litt die Armee in Folge mangelhafter Verpflegung. Dies hielt jedoch den Marsch nicht auf, und als man sich Kütch näherte, wo ein Zusammentreffen mit dem Feinde zu erwarten war, rückte das Heer zur Erleichterung der Verpflegung in vier Colonnen nach allen Regeln der Kriegskunst gegen Khüngar vor, Husain befehligte das Centrum und Mohamed Khan Bükrie den Vortrupp. Dieser traf das Heer von Khüngar jenseits eines Jangle, und es gelang ihm, die nachrückenden Colonnen von der Nähe und Aufstellung des Feindes noch zeitig genug in Kenntniß zu setzen. Khüngar glaubte nur einen Theil des feindlichen Heeres sich gegenüber, er selbst hatte nicht mehr als 10,000 Mann unter seinem Befehl. Nach Gebrauch stiegen die Reiter von ihren Pferden, sobald sie den Feind sahen, stellten sich in Linien, banden sich mit ihren Turbanshawls eng an einander und suchten, geschützt von ihren Schilden, ihre Gegner mit dem Speer zu tödten. Die Muselmänner griffen mit dem ihnen eigenen Ungestüm mit Bogen und Pfeilen an, und nach dreistündigem Kampfe wurde das Heer der Hindus geschlagen und die Flüchtlinge von den nachrückenden Colonnen beinahe gänzlich vernichtet.

Die Thronveränderung, welche ungefähr zu derselben Zeit zu Delhi stattfand, war von großem Einfluß auf den Sind und die souveraine Stellung von Shah Husain. Der Sultan Baber war gestorben und sein Sohn Humajun hatte den Thron eingenommen. Von fanatischem Geiste beseelt, war ihm eine Gelegenheit willkommen, den Sultan von Guzerat mit Krieg überziehen zu können (1535), weßhalb Shah Husain, den er als Vasallen ansah, aufgefordert wurde, ihn dabei zu unterstützen, und mit einem Heere zur Ausführung dieser Eroberung nach Pattan vorzurücken. Der Gouverneur dieser Feste vertheidigte sich mit großem Geschick und wußte nicht nur durch Waffengewalt, sondern auch durch Bestechung seinen Gegner vom weiteren Vordringen abzuhalten. Inzwischen hatte Humajun, von Bengalen aus siegreich vorgehend, Guzerat erobert und überall sein Heer durch Religion zu begeistern und durch Aussicht auf Beute zu vergrößern gewußt. Husain sollte zu ihm stoßen, aber er fürchtete diese Vereinigung, weil seine Truppen ihn verlassen würden, um unter der mehr ergiebigen Fahne des Sultans von Delhi zu fechten. Daher, als Humajun auf seinem Marsche nach Ahmedabad brandschatzte, meldete ihm Husain, daß seine Besitzungen von Tatta und Bakkar von den Külümlies und anderen Stämmen bedrohet würden, und daß er deßhalb heimkehren müsse. Auf seinem Rückmarsche (1538) über Radhünpur plünderte er die Icharejas und Sodah's, um seinen Truppen einigen Ersatz zu geben.

Zwei Jahre darauf bedrohete der Affghan Sher Khan, genannt Furried, die Grenzen des Sultans. Humajun marschirte gegen ihn, wurde jedoch an den Ufern des Jusa mehrere Male geschlagen. Humajun brach für jetzt den Kampf ab und ging über Jawünpur nach Agra zurück, ein großer Theil seines Heeres bestand aus Sepoys und es scheint, daß sich unter diesen fremden Truppen ein Geist der Empörung kund that. Humajun's unverständige Maßregeln förderten Zwietracht in seiner eigenen Familie und unter seinen Häuptlingen, schon vereinigten sich die Unzufriedenen zu einem Bunde gegen ihn, als gemeinsame Gefahr durch den abermals vordringenden Affghanen Sher Khan sie veranlaßte, dem Könige in einem Krieg gegen Cabul zu folgen. Aber von seinen eigenen Brüdern verrathen und verlassen, gab Humajun die Fortsetzung des Krieges auf und ging von Lahore nach dem Sind, um sich dort für die im Norden fehlgeschlagenen Unternehmungen zu entschädigen (1540).

Husain hatte die Gefahr kommen sehen und bereits die Gegend von Uch bis Bakkar verwüsten lassen, und in den berühmten Gärten von Baberlöe bei

Rorie wurden Magazine für den Krieg angelegt. Sultan Mohamed befand sich bei der Vertheidigung von Bakkar, als Humajun vor Rorie eintraf. Vergeblich ließ ihn der Sultan zur Uebergabe des Ortes auffordern, indem er ihn daran erinnerte, daß Sultan Husain sein Herr sei, welcher sich in Tatta aufhalte und ihn bäte, sich dahin zu wenden, jedoch versorgte er ihn mit Korn, da große Noth im Lager des Sultans herrschte. Humajun befand sich in einer so gedrückten Lage, daß er zwei Vertraute an Husain abschickte, die ihn an seines Vaters, des edeln Baber, Freundschaft und Güte erinnern sollten. Dies rührte und schmeichelte Husain, der sich nun bereit erklärte, ihm zur Bestreitung seines königlichen Hofhalts das Land von Hattah bis Batorah (das heutige Mirpur im untern Sind), abzutreten. Sein Antrag aber wurde mit Mißtrauen aufgenommen, man konnte sich nicht verständigen, der Sultan blieb, umgeben von seinem Heere, im schönen Char Bagh von Baberlöe und Husain hielt sich, auf alles gefaßt, mit allen Edeln der Urghunen zu Tatta oder Sehwistan auf. Da Humajun sich vergeblich bemühte, den Husain zu einer persönlichen Unterredung zu bewegen, so rückte er mit seinem Heere gegen Sehwistan, um ihn durch Waffengewalt zum Gehorsam zu bringen. Nach einer Belagerung von sieben Monaten und ohne Hoffnung auf Erfolg mußte er sein Vorhaben aufgeben, indem mehrere seiner Häuptlinge zu Husain übergingen, die Ueberschwemmungen eintraten und mit ihnen die der Gesundheit so verderblichen heißen Winde. Husain hatte nach einem verunglückten Ausfall der Besatzung von Bakkar, wo viele seiner besten Truppen blieben, den mächtigen Mirza Yadgar für sich zu gewinnen gewußt, indem er ihm, vom Kummer erdrückt, die Worte schrieb: „ich bin alt geworden und habe nur eine Tochter, ich gebe sie Dir zur Gattin und mit ihr nach meinem Tod meine Länder. Vereinigt mit Dir, werden wir reich und mächtig genug sein, auch Guzerat erobern zu können.“ Yadgar traute dem Antrage des hinterlistigen Husain, verließ den Sultan, der, seiner besten Stütze beraubt, nach Rorie zurückging. Hier herrschte Mißmuth und Hungersnoth, viele Sepoys entwichen, andere gingen auf Plünderung umher und die Armee drohte sich aufzulösen. Humajun fühlte sich so niedergeschlagen, daß er mit der Idee umging, dem Throne zu entsagen, um die letzten Tage seines Lebens im Gebete zu Mekka verleben zu können.

In dieser unglücklichen Stimmung traf eine Gesandtschaft vom Raja von Jodhpur ein, der ihn und sein ganzes Heer nach Mal Dewe einlud, und sich mit 20,000 seiner Rajputen ihm zu Diensten anbot. Sofort setzte sich der

König über Uch in Bewegung, kam nach Dilawar und erreichte in vier Wochen Bikanir. Dort angekommen ergab sich's, daß der Raja von Jodhpur, auf Anstiften von Shere Shah, den König hinterlistig anzugreifen beabsichtigte, weßhalb Humajun eilig nach Fatodie zurückging. Von hier wurde der Marsch über Sambar nach Jaisalmere fortgesetzt, auf dem Wege dahin wurde der König, den nur eine schwache Bedeckung begleitete, angegriffen, entzog sich der Gefahr jedoch mit großem Heldenmuth. Auch in Jaisalmere hatte die von Hunger und den Anstrengungen langer und mühevoller Märsche erschöpfte Armee, mit treulosen Einwohnern zu kämpfen, welche ihr die Wasserbehälter streitig machen wollten. Nach einigen Ruhetagen wurde der Marsch auf Amerkote angetreten, dessen Raja den König mit allen Ehren begrüßte. Hier wurde dem Humajun sein Sohn Mohamed Akber geboren.

Bald nach dem Abmarsche des Königs von Rorie vereinigte sich Mirza Jadgar mit Husain's Truppen bei Sakkar. Husain begab sich nach Bakkar, wo er von den Edeln empfangen, gegen den braven Vertheidiger des Forts, Mohamed Khan, sein größtes Mißfallen zu erkennen gab, weil er dem Könige Korn verabfolgt hatte. Der Verwalter der Kornmagazine wurde vor seinem Hause aufgehangen und zwei Andere im Mittelthore von Sakkar. Während man sich mit Wiederherstellung des Forts von Sehwistan beschäftigte und als Husain in Sann eintraf, erhielt er die Nachricht, daß Humajun sich wieder dem Sind nähere. Dies bewog ihn, sich schnell nach Tatta zu begeben.

Humajun hatte nämlich mit seinem Heere und dem dazu gehörigen unzähligen Troß, in der wenig fruchtbaren Gegend von Amerkote nicht mehr die Mittel zum Unterhalt desselben erschwingen können. So wurde nach Berathung mit den Großen beschlossen, sich wieder nach dem Sind zu begeben, und zwar nach der durch ihre Fruchtbarkeit und ihre Frucht-Reichthümer berühmte Gegend von Jün. Daselbst lagerte die Armee mehrere Wochen und Humajun beabsichtigte sich noch längere Zeit hier aufzuhalten, weßhalb er sich eines in der Nähe gelegenen Forts in der Pergana von Büthorüh, wo große Korn-Vorräthe aufgeschüttet lagen, bemächtigte. Husain hatte sich mit seinen Truppen dem Könige gegenüber am anderen Ufer des Indus gelagert, und als er vernahm, daß der König ein Corps dahin abgeschickt hatte, wollte er dies zu verhindern, den Mir Jesa Turkhan demselben entgegensenden, gab jedoch diese Absicht auf, indem er erfuhr, daß Mir Jesa dem Könige im Herzen zugethan war, und beauftragte den so ungerecht behandelten Shah Mohamed

mit dieser Unternehmung. Es kam zu fortwährend kleinen Gefechten, bis eines Tages die Führer des Königsheeres, durch falsche Nachrichten getäuscht, einen Angriff zum Sturm versuchten, aber hier von überlegener Macht geschlagen wurden, und zwei ihrer Führer verloren. Dieser Unfall, die Schwierigkeiten zur Verpflegung des Heeres und der kleine Krieg, welcher zu keinen Resultaten führte, machten Humajun zum Frieden geneigt, den Bühram Khan von Guzerat vermittelte. Humajun erklärte nach Kandahar aufbrechen zu wollen, weßhalb Husain sich anheischig machen mußte, eine Brücke über den Indus bei Jün für den Uebergang des Heeres zu schlagen, Pferde und Kameele für den Marsch zu stellen und ein Lack Misgalies zu (6 Annas jede) zahlen. Der Uebergang des Heeres dauerte zwei Tage, und als Humajun auf dem anderen Ufer sah, daß der Feind, der ihn und sein großes Heer so lange aufgehalten und beunruhigt hatte, aus nicht mehr als 950 Urghunen bestand, fühlte er sich tief beschämt. Husain und seine Häuptlinge bemühten sich nach Kräften dem Heere des Königs alle nur mögliche Erleichterung für den Marsch darzubringen, um einen so lästigen Gast so schnell als möglich loszuwerden.

Der Abmarsch des Königs war von großem Glücke für Husain gewesen; denn wenige Monate darauf versuchte Bükshu Lüngah, der gegenüber Jünpur ein Fort gebaut hatte, welches er durch Einwohner der Stadt Multan und durch Lüngah's, Beludschen und Nahurs zu bevölkern suchte, sich Bakkars durch einen Ueberfall zu bemächtigen. Er schickte einen Theil seiner Leute auf Booten dagegen ab, welche in der Nacht davor eintrafen, aber von der Besatzung und den sich ihnen anschließenden Einwohnern, wobei die Mutter des Mohamed sich besonders auszeichnete, mit heißem Oel und Feuer vertrieben wurden. Husain hatte die Freude, daß Mirza Kamran von Cabul um seine Tochter anhalten ließ. Die Heirath war noch nicht vollzogen, so mußte Kamran aus Cabul flüchten und bei seinem künftigen Schwiegervater Schutz suchen, indem die Häuptlinge ihn verließen, als er dem aus Irag über Kandahar heimkehrenden Humajun feindlich entgegentreten wollte. Husain gab Pattür dem Cabulfürsten zur Residenz, der sich hier mit dessen Tochter vermählte. Inzwischen bildete sich eine dem Kamran günstige Partei und Husain gab ihm 1000 Pferde, von denen unterstützt er Ghaznie nahm, sich dann Cabul's durch Ueberraschnng bemächtigte, wo er sich festsetzen konnte, indem Humajun es bereits verlassen und sich nach Badakshan begeben hatte.

Husain befand sich am Abende seines Lebens, eines Lebens, das in

Kriegen und Sorgen aller Art verbracht war, der Körper geschwächt von übermäßigem Genusse geistiger Getränke und in Folge der mannigfaltigen Aufregungen. So konnte es nicht überraschen, daß eine sein Nervensystem erschütternde Krankheit, ein Zittern am ganzen Körper, ihn und die Seinigen an sein baldiges Ende erinnerte. Sein Tod mußte von großem Einflusse auf die von ihm beherrschten Länder werden, welche durch seinen eisernen Willen, den Schrecken, den seine Waffenthaten weit und fern verbreitet hatten, so lange zusammengehalten wurden. Er war der Letzte seiner Familie, denn sein einziger Sohn war zwei Jahre nach der Geburt gestorben; seine souveraine Macht war nur noch eine geduldete, indem die Könige von Delhi als Groß-Mogule ihre Herrschaft über ganz Indien ausbreiteten und auch den Sind als ihren Besitz ansahen. Unter seinen Häuptlingen herrschte Uneinigkeit, jeder dachte an sein Interesse, intriguirte in diesem Sinne oder wartete auf den geeigneten Moment, um daran seine Vortheile auszubeuten. Es waren Zeiten, in welchen Gesetz und Menschenrechte weniger unter den Fürsten oder den Großen Schutz fanden, sondern hauptsächlich unter der Sorge und Pflege einiger für heilig gehaltener Sheikhs gediehen, die, vom Volke geliebt und verehrt, Einfluß an den Höfen gewannen. Daher kam es, daß diese nicht nur den religiösen Pflichten oblagen, öffentlich zum Volke redeten, Recht sprachen, sondern auch als Rathgeber und Friedensstifter der Fürsten auftraten.

Unter solchen Verhältnissen wird es von Interesse sein, nach dem Berichte eines Zeitgenossen die letzten Tage und das Getreibe eines indischen Hofes jener Tage an sich vorübergehen zu lassen, besonders wenn wir bedenken, daß mit ihm der letzte unbeschränkte Herrscher des Sind stirbt, mehr als 150 Jahre hier nur Gouverneure im Auftrage der Groß-Mogule regierten, bis eine neue Dynastie, aus wildem und kriegslustigem Stamme entsprungen, sich mit dem Schwerte in der Hand einen Thron nach patriarchalischen Prinzipien gründete.

Shah Husain zeigte sich mißmuthig und mißtrauisch, als Körper- und Geisteskräfte abnahmen, Widerspruch war ihm unerträglich, daher mied er den Umgang derer, die ihrer Stellung nach ein Recht dazu hatten, die Wahrheit zu seiner Kenntniß zu bringen. Er schenkte nur Leuten niederer Stellung ein williges Ohr, zog deren Gesellschaft derjenigen seiner Waffengefährten vor, ja er setzte die Urghunen und Turkhanen denselben oft nach, so daß es scheint, der geschmeidige und nachgiebige Hindu gewann einen dem Muselmann nachtheili-

gen Einfluß. Ueber den Schatz zu Tatta führte Arabie Gahie die Aufsicht und mit Einziehung der Abgaben von den Ryots war Ismael Bhattiryarah beauftragt; Beide hatten eine solche Gewalt über Husain bekommen, daß sie in allen Dingen seine Rathgeber wurden und besonders klagten die Urghunen über Arabie's und seiner Freunde Tyrannei. Einer derselben wurde beschuldigt eine schwangere Frau, die mit einem Urghun vermählt war, durch einen Stoß zu einer frühzeitigen Geburt veranlaßt zu haben. Man wandte sich klagend an Husain, der erst keine Notiz davon nahm, indeß, da unter den Urghunen ein Aufstand zu besorgen war, so schrieb der Shah an den ersten Sheikh des Islam zu Tatta, Mirah Puranie, die Sache zu untersuchen und den Schuldigen zu strafen. Nicht minder demüthigend war es den Urghunen, daß ein vom Shah gekaufter Sclave zum Gouverneur einer kleinen Feste ernannt wurde. Husain verließ Tatta und zog sich auf mehrere Wochen nach den Sommergütern von Baberlöe zurück, aber da ohne ihn keine Entscheidung vorgenommen werden konnte, so begab er sich wieder nach Bakkar, wo er vom Morgen bis Abend in der Audienzhalle sich aufhielt.

Die Häuptlinge der Urghunen und Turkhanen sahen sich so zurückgesetzt, daß sie im Hause des Hakim von Bakkar, des Shah Mohamed Beg, zusammenkamen, um sich über die Lage der Dinge zu berathen, und ob es geeignet sei, die jetzigen Männer von Einfluß und in der nächsten Umgebung von Shah Husain mit Gewalt über die Seite zu schaffen. Wie bei allen solchen Versammlungen waren die Meinungen getrennt, einige, wie der Hakim, wollten, daß man sich gedulde, indem der Shah nur noch kurze Zeit leben würde, andere jedoch eilten nach der Audienzhalle, um alle diejenigen zu tödten, die sich daselbst befänden; aber Husain hatte sich wenige Minuten zuvor mit seiner Umgebung auf einem Boote nach Thurloe übersetzen lassen und war von dort nach Tatta gegangen.

Seine plötzliche Abreise vermehrte den Geist der Unzufriedenheit, jetzt stellte sich der bisher jeder aufrührischen Handlung abgeneigte Mirza Shah Mohamed an die Spitze der Bewegung und sammelte die Bulide Beludschen unter seine Fahne. Als die Mutter des Sultan Mohamed davon hörte, berief sie eilig Malik Mohamed und Mir Lutfe nach Bakkar, dies zu verhindern, und setzte Husain von dem Geschehenen in Kenntniß, der sofort den Shah Mohamed zu sich nach Tatta berief, damit die beiden als treu sich bewiesenen, Malik und Daghie zu Hakims über Bakkar einsetzte. Der Sultan befand sich zu Sihie, als sich dies zutrug, begab sich sofort nach Bakkar und äußerte sich hier



in bitterer Weise, daß diesen Beiden die Vollmacht gegeben war, die Perganas des Landes unter sich zu vertheilen.

So war das Jahr 1554 herangekommen. Die Urghunen und Turkhanen versammelten sich zu Tatta, sagten Husain den Gehorsam auf und wählten den Mirza Jesa zum Oberhaupte; die bisherigen Rathgeber, meist Hindus, wurden ermordet, die Mah Begün in Arrest gesetzt und aus dem Schatze Geld an die Truppen vertheilt. Von diesem Moment an begann ein Kampf zwischen den verschiedenen Parteien, Husain, nicht mehr seiner Sinne ganz mächtig, wollte die Urghunen von Bakkar festnehmen lassen, indem seine nächste Umgebung und seine wenigen Anhänger die Urghunen für Ungläubige erklärten und deren Züchtigung verlangten. Unter Toben und Geschrei griff man zu den Waffen, Husain selbst tödtete einen Urghunhäuptling und ließ dessen Kopf auf einen Speer gesteckt umhertragen. Hierdurch wurde der Geist der Empörung nur noch größer und in dieser Gefahr sandte Husain den Sultan Mohamed nach Bakkar, mit dem Auftrage, alle dortigen Urghunen und Turkhanen zu tödten. Auf den Rath seiner Mutter nahm er nur einem das Leben, und sandte die Anderen als Gefangene zu Husain. Er selbst setzte sich mit einem kleinen Corps in Bewegung, um den Mirza Jesa aus Tatta zu vertreiben. Es kam zwischen den beiden Parteien zu blutigen Gefechten, auf beiden Seiten fielen täglich Leute, ohne daß irgend eine sich den Sieg beimessen konnte. In dieser Lage sandte der Mirza einen Boten heimlich an Sultan Mohamed und ließ ihn zu einer Unterredung auffordern. Man verständigte sich dahin, daß es beiden Theilen vortheilhafter sei, Friede und Freundschaft zu schließen, indem Husain nur noch sehr kurze Zeit leben könne und nach seinem Tode die Macht allein in ihren Händen bleiben würde. Inzwischen wurden kleine Kämpfe zwischen den verschiedenen Führern der Urghunen und der Turkhanen fortgesetzt, und die Köpfe der Getödteten dem Husain zur Ansicht zugeschickt, der ein besonderes Wohlgefallen daran fand, diejenigen der Turkhans zu sehen, welche der Partei des Jesa angehörten. Dennoch gelang es Sultan Mohamed, ihn wieder mit Mirza Jesa zu versöhnen und diesen zu vermögen, die Mah Begüm auszuliefern.

Gleich darauf schlossen Mirza Jesa und Sultan Mohamed durch Vermittelung der Sheikhs einen Vertrag auf den Koran, demzufolge sie sich verpflichteten, so lange Husain lebe, sich jeder Feindseligkeit zu enthalten und nach seinem Tode den Sind so zu theilen, daß der Mirza den Theil unterhalb Lakkie,

wogegen der Sultan den oberhalb Lakkie an sich nehmen sollte. An die Versöhnung der Parteiführer schloß sich auch die ihrer gegenseitigen Anhänger an, selbst Husain feierte den Frieden durch Geschenke und gab dem Sultan die Standarte des Mir Zunun. Shah Husain begab sich nun auf Anrathen seines ärztlichen Rathgebers zu Schiffe nach Sehwistan; aber die Geistesverwirrung nahm zu, die Körperkräfte schwanden plötzlich und er starb im 66. Lebensjahre im Boote beim Dorfe Ratie Potrah.

Shah Husain's Leben und Handlungsweise charakterisiren den Typus seiner Zeit. Schon als Knabe zeigte er Neigung für den Kampf, er reifte im Kriege zum Manne heran, und während den 34 Jahren seiner Regierung hatte er nur selten Tage des Friedens gesehen. Dies kriegerische Leben, die grausame und rohe Art, mit welcher der Kampf geführt wurde, wirkte zerstörend auf das menschliche Gefühl, sowie er das eigene Leben nicht schonte, so achtete er auch das Anderer nicht. Dennoch war Husain nicht ohne einen gewissen Grad von Bildung, er liebte die Poesie und erging sich selbst in poetischen Ergüssen, studirte den Koran und lieh in Gesprächen den Weisen seiner Tage, deren mehrere an seinem Hofe lebten, über Astronomie, Medizin und Anatomie ein williges Ohr. Seine Wittwe, Mah Begüm, verheirathete sich bald nach seinem Tode mit Mirza Jesa. Mit seinem Tode bemächtigten sich die beiden Führer der kriegerischen Stämme, die der bisherigen Macht die Stütze gewesen waren, des Landes. Mirza Jesa an der Spitze der Turkhanen und Sultan Mohamed der Führer der Urghunen, ersterer in Tatta, dieser in Bakkar.

Mirza Jesa gehörte zu den Edeln der Leibgarde des Shah Beg und verrichtete seine erste große Heldenthat vor Tatta, zur Zeit als Husain Multan angriff. Im ersten Jahre seiner Herrschaft versuchte er seinen Gegner Sultan Mohamed zu vertreiben und marschirte mit einem Heere gegen Bakkar. Nachdem man sich einige Zeit erfolglos bekämpft und großen Schaden zugefügt hatte, kam es zum Frieden. Seitdem bemühete sich der Mirza die Lage der Ryots zu verbessern, aber nur wenige Jahre hatte er diesen friedlichen Pflichten obgelegen, als seine beiden ältesten Söhne (1559) kämpfend gegen einander auftraten. Der Vater erklärte sich für den ältern Mohamed Saleh, der jüngere wurde geschlagen und suchte Schutz in Wangab bei den Sodahs, aber nach drei Jahren gelang es Sultan Mohamed den Mirza mit seinen Söhnen zu vereinigen. Doch kaum war der häusliche Friede hergestellt, so erwachte die alte Eifersucht und der Mirza begann abermals Streitigkeiten mit Sultan Mohamed.

Inmitten dieser Kämpfe überraschte ihn der Tod (1566) und sein ältester Sohn bemächtigte sich mit Hülfe der Mah Begüm des Thrones, weil der Mirza sterbend seinen jüngsten Sohn Jan Babu zum Nachfolger einsetzen wollte. Mohamed Bagie fürchtete die in Tatta, Sehwistan und Umgegend lebenden Urghunen, und erließ Befehl an seine Turkhanen, alle Urghunen zu tödten, sich deren Eigenthums und ihrer Frauen und Kinder zu bemächtigen. Mohamed, als Haupt der Urghunen, rüstete ein Heer und zog gegen Mohamed Bagie zu Felde, aber er hatte eben den Sturm auf Nasarpur eingeleitet, als ihn die Nachricht traf, daß Akber Shah mit großer Begleitung auf einem Pilgrimszuge zu den Heiligen von Multan begriffen sei. Dies machte Sultan Mohamed besorgt um sein Land und er zog sich nach Bakkar zurück. Sein Vorgehen hatte jedoch die feindliche Stimmung in der Familie des Bagie zum Ausbruch gebracht, sein jüngster Bruder Jan Babu entzweite sich mit ihm und suchte Schutz in Bakkar. Er wurde daselbst nicht nur glänzend empfangen, mit Jaghiers beschenkt, sondern ihm auch Truppen anvertrauet, um seinen Bruder zu vertreiben. Mirza Bagie wählte in dieser Bedrängniß den klügsten Weg, den Mächtigsten für sich zu gewinnen, indem er seine schöne Tochter unter dem Schutze seiner Gattin, der Mah Begüm, ausgestattet mit den reichsten und köstlichsten Geschenken, zuschickte. Der Mirza begleitete seine Tochter einen Theil des Weges mit der Bachah Begüm, welche er sich kürzlich als Frau zugelegt hatte, wurde aber bei Lakhie Alvie von seinem Bruder Jan Babu überfallen. Mirza Bagie rettete sich durch Schwimmen, aber die Sammejah's bemächtigten sich des Bootes, in welchem seine Frau sich befand, tödteten die Fürstin und bemächtigten sich ihrer Schätze. Dieser Unfall verzögerte die Abreise der Braut bis zum nächsten Jahre. Auf der zweiten Reise gelang es Jan Babu mit den Begüms eine Zusammenkunft zu bekommen. Bei dieser Gelegenheit gewann er durch seine Rede und sein liebenswürdiges Wesen die beiden Fürstinnen, die Mah Begüm gelobte, sich ihm anzuschließen, man bemächtigte sich der Hochzeitsgeschenke, bestach damit die Truppen und erklärte Mohamed Bagie den Krieg. Es kam zu einer Schlacht, in welcher der Mirza siegte, Jan Babu floh nach Kahralah, die Mah Begüm wurde gefangen genommen und in Gewahrsam gebracht. Diesen Moment wollte Sultan Mohamed benutzen und rückte mit Truppen gegen Tatta; aber durch Vermittelung des Oberpriesters daselbst kam es zum Frieden. Nicht minder glücklich war Mah Bagie gegen seinen aufrührischen Bruder, indem er ihn durch listige Vorstellungen und mancherlei

Versprechungen in seine Schlinge zog und tödtete: die Begüm starb im Gefängnisse des Hungertodes. Der grausame Mirza Bagie gerieth zu Zeiten in einen wahnsinnigen Zustand, welcher so furchtbarer Natur wurde, daß er sich in einem solchen eines Tages die eigenen Füße abhieb. Sultan Mohamed wollte dies benutzen, und ging mit einem zahlreichen Heere gegen Tatta vor, er mußte jedoch nach mehreren Gefechten, in denen des Mirza's Schwiegersohn blieb, wieder abziehen, weil Tarsün Mohamed Khan die Feste Uch bedrohete. Nach seinem Abgange wurde die Tochter des Mirza zum dritten Male (1570) unter großer Begleitung und mit reichen Geschenken an Akber abgeschickt, aber der König wies die Schöne ab, welche dann nach Tatta zurückgebracht wurde. Da diese Verbindung fehlgeschlagen war, so suchte der Mirza die Urghunen wieder für sich zu gewinnen, indem er sie mit Ehren überhäufte und die besten Jaghirs an ihre einflußreichsten Häuptlinge verschenkte. Von Gewissensbissen geplagt und tief gedemüthigt, daß seine Tochter ihm zurückgeschickt war, verfiel der Mirza in Schwermuth, die bald in Raserei ausartete; in einem dieser Anfälle versuchte er sich mit seinem Säbel zu tödten, und da ihm dies nicht gelang, stieß er sich sein Seitenmesser ins Herz. Sein Tod befreiete das Volk von einem Tyrannen, unter dem Niemand sich mehr sicher fühlte, daher wurde sein Sohn Mirza Janie Beg (1571) mit Freuden von allen Großen als Nachfolger begrüßt.

Wir kehren nun zu Sultan Mohamed Khan zurück, dem Fürsten von Sind, welcher zu Bakkar residirte. Er war der Sohn des Mir Fazil, welcher aus Khasasgan in der Pergana von Ispahan abstammte und sich mit einer Affghanin von Shawül vermählt hatte. Als Knabe von 14 Jahren trat er in Shah Beg's Leibwache, und wir wissen bereits wie er sich schon als Jüngling bei der Vertheidigung von Bakkar auszeichnete und vor Uch, Dilawür und Multan Lorbeeren erwarb. Außer seinen Kriegen mit dem grausamen Mirza Bagie unternahm er einen Zug gegen Sietpare, nahe Uch, dessen Khan Nahar sich ihm nach zwei Monaten blutiger Kämpfe unterwarf, indem er mit dem hängenden Schwerte um den Hals vom Walle aus seine Unterwerfung gelobte. Bei seiner Rückkehr nach Bakkar vernahm er, daß Hiram Khan auf seiner Pilgerschaft nach Mecca über Bakkar gehen wolle, eingedenk des durch die Schönheit seiner Gärten berühmten Char Bagh zu Baberlöe. Da Mohamed fürchtete, daß er diesen Gast nie wieder loswerden würde und daß, wie zu Humajun's Zeiten, eine Hungersnoth entstehen könnte, befahl er, Baberlöe zu zerstören (1560). So-

bald Hiram davon hörte, änderte er seinen Reiseplan und ging über Patan. Dagegen war eine Gesandtschaft von Shah Tamasp von Irag, der den Abul Mokarim mit reichen Geschenken nach Bakkar zum Freundschaftsbunde abschickte, dem tapferen Mohamed ein Beweis, wie weit sein Ruf sich über Asien erstreckte. Der Shah sandte ihm einen prachtvollen Ring mit einem großen Rubinen, eine Krone, seidene Stoffe mit Juwelen verwebt, einen Khilat, Bogen, ein Zaighuh, einen Säbel und viele andere Kostbarkeiten. Der Gesandte genoß ein Jahr die Gastfreundschaft und kehrte dann mit reichen Geschenken in die Heimath zurück, welche Tamasp so viel Freude gewährten, daß er ihn abermals mit neuen Geschenken absandte und dem Mohamed den Titel Khan Khan verlieh. Noch größere Ehre wiederfuhr Sultan Mohamed, indem Akber Shah um seine Tochter anhielt und deßhalb Jumat Khan mit großer Escorte und reichen Geschenken nach Bakkar sandte. Ein Khilat, Seidenstoffe, ein Schwert mit Edelsteinen besetzt, ein reich gezäumtes Pferd und vier Elephanten brachte der Gesandte dem Sultan. Großartige Feste wurden veranstaltet, während 15 Tagen wurde zweimal täglich Tafel gehalten, wozu 500 Thiere täglich geschlachtet und geistige Getränke in Ueberfluß verabreicht wurden. Der Gesandte kehrte reich beschenkt, von mehreren Großen begleitet, mit der Braut über Jaisalmere nach Delhi.

Sultan Mohamed Khan überließ seit jener Zeit die Angelegenheiten der Regierung einem Rajputen Mubarak Khan, dem er 1500 seiner besten Reiter anvertraute, um damit vor Alore den Angriffen seiner Feinde sofort entgegentreten zu können; dessen Gattin hatte die Braut nach Delhi begleitet. Mubarak's Sohn, Beg Oglie, begleitete dagegen den Vater, welcher, dem Trunke ergeben, nur an Trinkgelagen Gefallen fand; auf einem derselben war es, wo seine vom Weine aufgeregten Freunde ihm zuflüsterten, daß nach Mohamed Khan's Tode, der alt und schwach geworden sei, ihm die Herrschaft über das Land zufallen würde. Auf den jungen Beg Oglie wirkte dieser Gedanke wie ein elektrischer Schlag, der Sultan lebte ihm zu lange und er beschloß seinen Tod mit Hülfe mehrerer Freunde. Ein treuer Hindu, der sich im Dienste des Sultans befand, erzählte ihm, was sich zutrug und Beg Oglie erfuhr durch seine Vertraute, daß seine Pläne dem Sultan hinterbracht wären. Sofort begab er sich nach dem Abendgebete mit seiner Frau und Schwester heimlich aus der Feste durch das Khwaja Khizar-Thor, das seiner Obhut anvertraut war, um zu seinem Vater nach Alore zu eilen. Hier angekommen erzählte er

dem Mubarak, daß er von Bakkar geflüchtet sei, indem er gehört habe, daß der Sultan die Absicht habe, sie Beide zu tödten. Im ersten Momente wollte Mubarak sich unter den Schutz des Königs von Delhi begeben, der bei Nagore den Jagdvergnügungen nachging; aber einige seiner Freunde im Lager überredeten ihn, da die Truppen auf seiner Seite wären, nach Bakkar zu marschiren und sich des Sultan's und des Thrones zu bemächtigen. Er folgte ihrem Rathe und befand sich am anderen Morgen vor Rorie. Der Sultan war empört, daß ein Mensch, der als Sklave gekauft, zu Würden und Ehren gehoben, so treulos gegen ihn handelte, er sandte ihm ein Schreiben voll der bittersten Vorwürfe und mahnte ihn, nach Mecca zu gehen, seine Sünden abzubüßen. Dies ergrimmte ihn noch mehr und er vereinigte sich mit einigen Urghun-Sirdars, dem Mohib Ali und Mojahid Khan, welche dem Sultan feindlich gesinnt waren. Es kam bald zu Gefechten, die für den Sultan so nachtheilig ausfielen, daß er sich ganz in Bakkar einschließen mußte, indem er sowohl von Rorie als von Bakkar aus bedrängt war. Zwar wurden Mubarak Khan und dessen Sohn von den Urghunen, die unter Mohib Ali sich ihm anfänglich angeschlossen hatten, getödtet; aber in der Feste herrschte Fieber und Hungersnoth und das Elend hatte den größten Grad erreicht. Die Kranken, welchen der Sultan erlaubte, Bakkar zu verlassen, wurden von der abscheulichen Said Begüm, der Mutter des Mojahid Khan festgenommen, die diesen Unglücklichen den Bauch aufschneiden und mit Hezel füllen ließ.

Sultan Mohamed hatte in den letzten Jahren Anzeichen von Wassersucht gehabt, die Sorgen, das Elend, was ihn umgab, sowie die Entbehrungen, denen er sich unterwerfen mußte, wirkten so schwächend auf seinen Körper, daß die Krankheit reißende Fortschritte machte. Die Aerzte riethen ihm Wein zu trinken, was er als guter Muselmann ernst von der Hand wies. Nach mehrwöchentlichen Leiden erlag er (1574) dieser Krankheit im 84. Lebensjahre.

Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen wagehalsigen und tapferen Mann, der es liebte, Gefahren aufzusuchen; schon in seiner Jugend gefiel er sich darin, seine Körperkraft und Geschicklichkeit zu zeigen, indem er sich aus dem Empfangszimmer des Shah Husain, das auf der höchsten Spitze der Bastion lag, die Füße mit eisernen Ketten gebunden, in den tiefen Strudel stürzte, den hier der Indus bildet, und mit den Ketten in der Hand wieder heraufgetauchte. Er war freigebig, gastfrei und lebte streng nach den Geboten des Koran, den er sich rühmte tausend und einmal durchgelesen zu haben; aber seine

guten und edeln Eigenschaften wurden von seiner Heftigkeit verdunkelt, welche zu Zeiten so verderblich auf ihn wirkte, daß er die größten Grausamkeiten beging, das Leben Anderer achtlos opferte und sich selbst an seinem eigenen Körper zu schaden suchte.

Nach seinem Tode beschlossen die in Bakkar anwesenden Sirdare die Feste für König Akber zu halten und solche dessen Abgesandten zu überliefern. Nach einigen Wochen traf Keshu Khan ein, mit einem Firman des Königs, die Ländereien von Bakkar zwischen Mohib Ali Khan und Mojahid Khan zu vertheilen, dann nach Tatta sich zu begeben und Mirza Mohamed Bagie festzunehmen. Doch Keshu Khan, anstatt sich ins Lager zu begeben, nahm Besitz von Bakkar und machte allerlei Vorkehrungen, um sich selbst darin festzusetzen. Indeß die Sirdars und die Priester widersetzten sich seinen Maßregeln und Keshu Khan, der sich rath- und hülflos fühlte, übergab die Feste den Sirdars. Die Familie des Sultans Mohamed begab sich nach Lahore.

Seit dieser Zeit wird der Sind von Gouverneuren verwaltet, die von den Königen von Delhi eingesetzt wurden. Zuerst finden wir den Syud Mir Äadul 1575, der an einer Wunde, die er im Kampfe gegen die Gagrie empfing, das Jahr darauf starb und dem ein Eunuche folgte, durch dessen abscheuliche Handlungsweise die Soldaten so aufgeregt wurden, daß sie ihn nach zwei Jahren im Empfangsgemach ermordeten. In zwanzig Jahren wechseln hier neun Gouverneure, die mit den unruhigen Stämmen in Kriegen zu kämpfen hatten, den Gehorsam der Sirdare oft durch Gewalt der Waffen erzwingen mußten, oder die mit ihren Nachbaren in Tatta in Feindseligkeit lebten. Von Zeit zu Zeit sehen wir den König hieher seine Schritte lenken, um durch sein Wort und seine Macht Frieden zu stiften und sich den verlorenen Einfluß wieder zu gewinnen. So sandte Akber 1591 von Lahore aus, woselbst er sich damals aufhielt, eine Armee gegen Sehwan vor, sich dieser Feste zu bemächtigen; aber der dort stehende Häuptling nahm eine befestigte Stellung nahe der Feste, wodurch es dem General Akber's unmöglich gemacht wurde, ihn mit Erfolg angreifen oder die Feste belagern zu können. Hierauf schickte Akber eine andere Armee über Amerkote nach dem Sind; der Häuptling, nun von zwei Seiten bedrohet, sah das Erfolglose fernerer Vertheidigung und übergab die Provinz dem Kaiser. Es scheint dieser Häuptling dem Soldatenstande die größte Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, denn er hatte 200 Europäer auf europäische Art gekleidet und bewaffnet und ein Fort mit arabischen Söldlingen besetzt[11]).

Akber kam nicht nur wieder in den Besitz vom Sind, sondern auch von Kandahar. Die unterworfenen Häuptlinge erhielten eine höchst ehrenvolle Stelle unter den Großen am Hofe des Kaisers und wurden dadurch an dessen Person gefesselt.

Akber hatte den Sind, zu welchem wahrscheinlich auch das heutige Bhawalpore gehörte, in zwölf oder fünfzehn Subahs getheilt, deren größte Tatta und Multan bildeten; die Subahs verfielen in Sircars und diese wiederum in Mahals [12]). Die Einnahmen der kleineren Bezirke waren sorgsam verzeichnet und in den „Ayien Akbarie“ erkennen wir genau die Anzahl der Truppen, die zur Vertheidigung der verschiedenen Duabahs und Perganas erforderlich waren. Mit seinem Tode wird uns der Sind auf mehr als hundert Jahre entzogen, Häuptlinge scheinen sich unabhängig gemacht zu haben, denn nur einzelne Ereignisse machen uns wieder mit demselben bekannt. So wissen wir, daß Prinz Jehan, von Mohabat Khan verfolgt, sich dahin flüchtete und Sicherheit fand. Als derselbe bald darauf den Thron bestieg, kam er 1637 durch Ali Merdan Khan, Gouverneur von Kandahar, in den Besitz dieses Ortes, welcher sich unter den Schutz des Kaisers begab, um der Tyrannei des Königs von Persien zu entgehen. Kandahar wurde jedoch 1647 von den Persern wieder genommen, Aurangzib ging im Jahre 1649 mit einer Armee dahin ab, sich desselben wieder zu bemächtigen, mußte aber nach vergeblichen Versuchen abziehen. Im Jahre 1682 wurde ein zweiter Versuch gemacht, eine Armee unter Dara Sheko rückte von Lahore aus vor, er versuchte vermöge einer Batterie von zehn Geschützen, welche den Ort beherrschte, sich der Feste zu bemächtigen; alle Angriffe mißglückten, er mußte die Belagerung endlich aufheben und von Persern und Affghanen verfolgt, mit großem Verluste nach Lahore zurückkehren.

In den Kriegen zwischen Aurangzib und seinem Bruder Dara, flüchtete sich dieser 1658 mit 3 bis 4000 Reitern von Lahore über Multan nach dem Sind. Er erreichte glücklich Bakkar, aber hier verließen ihn viele seiner Leute und da auch seine Lastthiere hinstarben und er den größten Theil seines Gepäcks nicht mehr weiter bringen konnte, so eilte er mit wenigen Getreuen durch die Wüste nach Kütch.

Die nun folgenden Zerrüttungen am Hofe zu Delhi; die Schwäche seiner Fürsten und weite Entfernung vom Sitze der Regierung machte es den hier eingesetzten Statthaltern leicht, sich dem Throne der Großmogule gegenüber für

unabhängig erklären. Am Ende des 17. Jahrhunderts erhob sich ein von Religionslehrern entsprungener Stamm, die Kaloras, welche vorgaben, von den Kaliphen der Abbassiden abzustammen. Gestützt auf ihre Heiligkeit, vermöge deren sie einen großen Einfluß im Volke genossen, gelang es ihnen, sich einen bedeutenden Theil des Sind zu unterwerfen und ihrer Nachkommenschaft zur Zeit der Regierung des Mohamed Schah von Delhi eine gesetzliche Anerkennung zu verschaffen, in Folge deren Nür Mohamed Kalora als Subahdar von Tatta anerkannt wurde. Seine Abhängigkeit von Delhi war von kurzer Dauer, denn er mußte sich dem Eroberer Nadir Shah unterwerfen und an denselben den Tribut zahlen.

Nach dem Tode Nadir Shah's löste sich diese Verbindung mit Persien auf, dagegen beanspruchte der König von Cabul die Oberherrschaft über den Sind, und übte solche auch dem Namen nach aus. Mohamed Murad Khan, der Nachfolger des Nür Mohamed, war zwar von Ahmed Shah in seiner Würde bestätigt worden, jedoch von den Vornehmen des Thrones entsetzt, und sein jüngerer Bruder Ghulam Shah Khan auf den Masnad erhoben. Seine Herrschaft war eine von innern Kriegen mit den mächtigsten Häuptlingen beunruhigte von wenig Jahren; ihm folgte sein Sohn Sirafraz Khan, der Gründer von Heidrabad (1182 d. H.). Er machte sich durch seine Grausamkeiten verhaßt, und wurde nach wenigen Jahren von den mächtig gewordenen Häuptern der Beludschstämme entsetzt, weil er Bahram Khan, das Haupt der Talpuras und Sobhdar Khan, einen der Söhne desselben, getödtet hatte. Die Verschwörer setzten erst einen jüngeren Bruder des Sirafraz Khan und dann einen Vetter desselben auf den Thron; waren jedoch bald unzufrieden mit dieser Wahl und entsetzten ihn zu Gunsten des Ghulam Nabi Shah, eines Bruders des Ghulam Shah. Er hatte nur kurze Zeit regiert, so wurde er von Bijar Khan Talpura, einem anderen Sohne des Bahram Khan bedrohet, welcher von einer Pilgerfahrt aus Arabien heimkehrte und, von seinem Clan und anderen Unzufriedenen unterstützt, den Tod des Vaters rächen wollte. Es kam zu einer Schlacht, in welcher Ghulam Nabi blieb, Bijar rückte nun gegen Heidrabad, woselbst Abd-un-nabi Khan, der Bruder des gebliebenen Fürsten sich verschanzt hatte, und, auf die Nachricht vom Anrücken des Siegers, den daselbst in Gefangenschaft gehaltenen Sirafraz Khan und noch andere Prinzen ermorden ließ. Bijar sah die Unmöglichkeit, sich Heidrabad's bemächtigen zu können, gelobte deßhalb Abd-un-nabi als seinen rechtmäßigen Fürsten anzuerkennen,

wenn dieser ihn als ersten Prinzen des Hauses und als erblichen Minister anerkennen würde. Er willigte darein, aber Bijar's Autorität dauerte wenig über zwei Jahre, wo er auf Anstiften des Abn-un-nabi von Agenten des Raja's von Jodhpur ermordet wurde. Dieser Verrath erfüllte den Clan der Talpura's mit Rachegefühl, er schaarte sich unter den Sohn des Ermordeten, Abdülla Khan; Abn-un-nabi wurde vertrieben und der Sieger setzte sich auf den Thron [13].)

Der flüchtige Abn-un-nabi suchte anfänglich, jedoch vergeblich, sich mit Hülfe der Häuptlinge von Kelat und des Raja von Jodhpur in Besitz des Thrones zu setzen, floh dann zum Affghanenkönig Timur Shah, um diesen für sein Interesse zu gewinnen. Von diesem mit einem Heere unterstützt, welchem sich die Talpuras nicht überlegen fühlten, suchten diese mit Beistand der Edeln eine Versöhnung zu bewerkstelligen; aber es war kein aufrichtiges Verständniß, die Talpuras empörten sich abermals, wurden geschlagen, gelobten Unterwerfung und erhielten wiederum Verzeihung. Abd-un-nabi trauete ihnen jedoch nicht, und auch wohl von Rachegefühlen getrieben, lud er den Abdüllah mit zwei seiner mächtigsten Anhänger zu einer Besprechung ein, sich mit ihm auf sein Boot im Indus zu begeben, wo er sie sämmtlich auf der Fahrt um's Leben bringen ließ. Diese hinterlistige Grausamkeit beschleunigte das Ende seiner Herrschaft, denn die überlebenden Talpura-Häuptlinge schlossen sich Mir Fateh Ali an (Sohn des Mir Sobhdar Khan, der Bruder des Bijar Khan, welcher mit seinem Vater Bahram Khan ermordet worden war); Fateh Ali, den alte Leute, als der Verfasser im Sind sich befand, noch gesehen hatten, seine Heerden weiden, wurde von den Häuptlingen von Khyrpur, Bhawalpur und Daudputra unterstützt, und nöthigten den Abd-un-nabi abermals in Cabul eine Zuflucht zu suchen. Die Umstände waren seiner Sache nicht günstig, die Hülfe, welche ihm versprochen wurde, war nicht ausreichend; denn Vorstellungen der Talpura-Häuptlinge, deren Verbindungsanträge, das Versprechen, Tribut zu zahlen, sowie geheime Intriguen und Bestechungen hintertrieben sowohl Timur Shah's als Zemaun Shah's Anstrengungen. Abn-un-nabi lebte einige Jahre von dem Ertrage eines Jaghirs, welches ihm der Affghanenkönig gegeben hatte, begab sich dann unter die Obhut des Raja's von Jodhpur, und starb im Exil in Affghanistan.

Diese inneren Kämpfe waren von furchtbaren Verwüstungen und Zerstörungen begleitet, namentlich litt das damals blühende Sakkar am meisten.

Selbst Mir Fateh's Erhebung wurde ihm von seinen eigenen Anhängern streitig gemacht, die beiderseitigen Kräfte nahmen bereits im offenen Felde eine Stellung ein, um das Recht durch den Kampf zu entscheiden, als es glücklicher Weise den Aeltesten des Stammes, sowie den Thränen und dem Flehen der Frauen gelang, Frieden zu stiften. Nach gemeinsamer Besprechung wurde festgesetzt, daß Mir Sohrab von Khyrpur und Mir Thara von Mirpur, beide von denselben Vorfahren abstammend, als unabhängige Fürsten in ihren Distrikten bleiben, dagegen Fateh Ali als ihr Haupt anerkennen sollten. Dieser mußte seine Macht mit seinen drei Brüdern, Gholam Ali, Karam Ali und Murad Ali theilen; er selbst behielt jedoch drei Fünftel des Ganzen mit Heidrabad zur Hauptstadt unter eigener Verwaltung. Mir Fateh übernahm nicht nur die Zahlung des Tributs an Cabul, sondern auch die Ausgaben der Regierung und die Erhaltung der ganzen Talpurafamilie; er wußte sich mit Hülfe der Beludschen, von denen er mehrere Stämme in's Land zog und mit Jaghirs belehnte, auf dem Throne zu behaupten und Herr des ganzen Landes Sind zu werden. Nach seinem Tode, im Jahre 1801 wurde Ali Khan, als der nächste im Alter, Häuptling der Brüderschaft. Es war in dieser Zeit, daß die britisch-indische Regierung mit dem Sind Verbindungen anknüpfte, unbekannt jedoch mit der Geschichte und den Quellen des Landes, überschätzte sie die Wichtigkeit desselben. Die ersten Anträge fanden kein williges Ohr bei den Amiren, zwar wurde einem Handels-Agenten erlaubt, sich in Tatta niederzulassen, um von dort aus Handelsverbindungen anknüpfen zu können, ohne daß jedoch die Behörden ein Interesse daran nahmen; denn als die Faktorei bei einem Volksauflauf angegriffen und geplündert wurde, weigerte sich die Regierung zu irgend einer Entschädigung und die Niederlassung wurde aufgegeben[14]). Als später die Amire sich von Shah Sudja bedrohet glaubten, der zu Gunsten des vertriebenen Fürsten Abd-un-nabi einschreiten wollte, wandten sie sich nach Persien um Hülfe. Eine persische Armee war bereits im Anmarsch, als der Prätendent starb, und da Shah Sudja sich auf seinem Throne gefährdet fühlte, wurden die Amire jetzt von Sorgen erfüllt, wie sie den mächtigen Freund los werden könnten, weßhalb sie ein Gegengewicht in einer Verbindung mit England suchten. Ein Abgesandter wurde nach Bombay abgeschickt; dessen Vorschläge fanden Anklang und Capitain Seton begab sich deßhalb nach Heidrabad. Es gelang ihm einen Offensiv- und Defensiv-Traktat mit den Amirs abzuschließen, den die britische Regierung aber nicht genehmigen wollte, weil

Verpflichtungen darin übernommen waren, die zu unangenehmen Folgen führen konnten. Deßhalb sandte man Herrn Nicolas Smith nach Heidrabad, die Sache auseinanderzusetzen, um einen Traktat abzuschließen, der geringere Verpflichtungen auflegte. Nach mancherlei Hindernissen, welche die Beamten auf geheimes Anstiften Herrn Smith in den Weg legten, erreichte derselbe Heidrabad am 8. August; er schloß am 23. August 1809 mit den Amirs einen Traktat, wonach beide Theile ewige Freundschaft gelobten, dies gegenseitig durch Vakiele (Agenten) begründen wollten, und sich verpflichteten, den Franzosen jede Niederlassung im Sind zu verweigern. Dennoch ergab sich hieraus keine nähere Verbindung mit dem Sind, indem die Engländer von jenen Seiten keine Gefahren mehr zu besorgen hatten; wogegen die Amire mißtrauisch geworden waren, indem ihre Absichten auf Kütch (1820) sehr ernst zurückgewiesen wurden, weßhalb sie seitdem den mächtigen Alliirten fürchteten.

Als Gholam Ali 1811 starb, übernahmen Karam Ali und Mir Murad Ali nach einem Streite mit den Söhnen der verstorbenen Brüder, Mir Sobdar und Mir Mohamed, welcher mit deren Unterwerfung und Beistimmung endete, die Oberleitung. Unter deren Herrschaft entstanden 1824 neue Eingriffe der Amirs in die Angelegenheiten Indiens, indem sie den verbannten Ihareja-Häuptlingen eine Zuflucht gewährten und dieselben in ihren Rüstungen unterstützten. Plünderungen und das Aufstellen von Truppen im Sind für neue Einfälle, bewogen die Regierung zu Bombay ein Corps unter Oberst Napier aufzustellen (1826), in Folge dessen die Amire die Feindseligkeiten einstellten, und die alten Verbindungen wurden wieder angeknüpft. Karam Ali starb 1828 ohne männliche Nachkommen, und Mir Murad Ali, der einzige noch lebende der vier Brüder wußte die Oberhoheit zu behaupten. Er hatte vier Söhne: Nur Mohamed, Mir Nasir Khan, Mohamed Khan und Ahmed Khan, von denen die beiden letzteren kinderlos starben.

Als Fateh Ali und seine Brüder die Kalory's vertrieben, kam das im Nordosten gelegene Khyrpur unter Mir Sohrab Ali Khan, einen Theilnehmer der Insurrektion. Mir Sohrab starb 1830 in Folge eines Falles von einer Veranda und hinterließ fünf Söhne, von denen der älteste, Mir Rüstam, an die Spitze dieses Majorats trat. Khyrpur liegt zu beiden Seiten des Indus, erstreckte sich nördlich bis Shikapur und Mitan, südlich bis zur Wüste und gab zwischen fünf bis sechs Lak Revenuen.



Mirpur, der andere vom Sind getrennte Landestheil in direkter Linie,

zwischen Kütch und Heidrabad, war der unbeträchtlichste der drei Theile, mit kaum fünf Lak Ertrag. Es wurde von Mir Fateh Ali an zwei Brüder überlassen, den Amiren: Mir Fara und Mir Baga. Ersterer überlebte seinen Bruder und wußte die Obergewalt zu Gunsten seiner Söhne, Mir Ali Murad Khan und Mir Ali zu behaupten, und seinen Neffen, Mallea Khan von der Theilnahme an der Herrschaft auszuschließen. Beide, sowohl Khyrpur als Mirpur standen zu einander und zu Heidrabad durch Heirathen in verwandtschaftlichen Beziehungen, befanden sich aber dennoch zu Zeiten in feindseliger Stellung, wobei indeß die Amire von Heidrabad ihren Einfluß und ihre Obergewalt zu behaupten wußten.

Diese drei Fürstenthümer, Heidrabad, Khyrpur und Mirpur bildeten das von den Amirs beherrschte Land, von denen eigentlich nur immer dem Aeltesten jeder dieser Familien der Titel Amir zukam. Bemerkenswerth ist, daß Mir Fateh Ali und zwei seiner Brüder Sunniten waren, wogegen Mir Murad durch den Einfluß des Ministers Isman Khan, eines Persers, als strenger Shiite erzogen worden war. Mir Murad Ali starb 1834. Nach seinem Tode übernahmen als Triumvirat, Mir Nur Mohamed, Nasir Khan und Sobhdar die Regierung, und nach des ersteren Tode 1839 finden wir fünf Amire in Heidrabad, von denen der älteste, Mir Nasir Khan als das Oberhaupt der Familie angesehen wurde. Ihre Regierungsweise war die einer eisernen Tyrannei, die Beludschen ihre Gesetzvollstrecker, konnten unbeschadet einen Sinder oder Hindu ums Leben bringen; ihre Leidenschaft war die Jagd, zu welchem Zwecke große Shikargahs angelegt wurden, welche in sechszig Jahren beinahe den vierten Theil des Landes in Waldungen verwandelten; Sclavenhandel wurde begünstigt und oft mit größter Grausamkeit ausgeübt. Die Amire tödteten alle ihre Kinder, welche von Sclavinnen geboren waren, und der zu Heidrabad gewesene Doktor Burns berichtete, daß einer der Amire allein siebenundzwanzig seiner illegitimen Kinder ums Leben bringen ließ.

Als im Jahre 1829 die Besorgnisse vor russischem Einflusse in Indien unter den britischen Staatsmännern rege wurden, knüpfte man abermals nähere Verbindungen mit den Herrschern im Sind an, wobei es mancherlei Schwierigkeiten verursachte, den Widerwillen derselben vor einer Alliance zu überwinden; denn die Amire fürchteten die Handelsabenteurer. Dennoch kam es durch Sir Henry Pottinger am 19. Juni 1832 zu einem Freundschafts-Vertrage, in welchem ausdrücklich festgestellt wurde, „daß keiner der Theile die Besitzungen des an-

deren mit einem begehrlichen Auge ansehen solle;" freie Schifffahrt auf dem Indus wurde dem Handeltreibenden bewilligt, wobei nur mäßige Zölle und keine Hindernisse an den Zollämtern stattfinden durften. Später wurde auch dies abgeändert, so daß die Güter keine Abgaben zahlen sollten, sondern ein bestimmt festgesetzter Zoll von jedem Boote, gleichviel von welchem Tonnengehalt es auch sei, entrichtet werden sollte.

Bekanntlich hatte Sir Alex. Burnes auf seiner Gesandtschaftsfahrt nach Lahore 1831 den Weg auf dem Indus gewählt, um die Schiffbarkeit dieses Flusses zu erforschen. Seine Erscheinung erklärte ein Beludsche für ein Unglück und ein Syüd nahe Tatta rief aus: „Ach, der Sind ist nun dahin, seit die Engländer den Fluß gesehen haben, die große Straße zu dessen Eroberung!" Während Pottinger unterhandelte, vermaß Delhoste den Indus. Hohe Zölle und die räuberischen Gewohnheiten der Beludschen waren die ersten Traktatverletzungen, Mißtrauen der Amire von treulosem Handeln begleitet, nöthigte zu einer mehr entscheidenden Handlungsweise, und als Ranjit Sing dieselben bedrohete, bequemten sie sich 1838 zu einem neuen Vertrage, demzufolge die Amire gezwungen wurden, einen Residenten in Heidrabad aufzunehmen, von brittischen Truppen begleitet, deren Anzahl seinem Gefallen überlassen war, sowie, daß er ungehindert im Lande umherreisen durfte.

Seitdem nahm Pottinger als Resident eine mehr und mehr befehligende Stellung ein, von Lord Auckland dazu aufgefordert, mußte er den Amirs Verpflichtungen auflegen, wodurch dieselben in eine völlig abhängige Lage kamen, je weiter Lord Auckland's Ansprüche gingen, und solche nahmen den Ton des Siegers an, welcher nach Gutdünken fordern kann, je mehr sahen sich die Amire nach fremder Hülfe um. Der Krieg gegen Affghanistan führte zum Aeußersten, wir wissen, daß britische Truppen von zwei Seiten einrückten, und daß die Amire gezwungen wurden, Karadschy, Sakkar und Rorie abzugeben und einen Tribut zu zahlen. Die Amire, zwar grausame Despoten, waren jedoch von den Beludschen so abhängig, daß sie deren feindliche Angriffe nicht hindern konnten oder ihrer Autorität willen vielleicht selbst anregten; daher kam es, daß die britischen Magazine zu Heidrabad geplündert wurden, und da auch ein Geschütz von Karadschy auf ein englisches Schiff feuerte, so wurde das dortige Fort in den Grund geschossen. Der Traktat am 11. März 1839 machte die Amire zu tributairen und abhängigen Fürsten der britisch-indischen Regierung. Seit diesem Tage war es vorauszusehen, daß die Amire ihrem Charakter und

ihrer eigentlichen Stellung nach zu Intriguen ihre Zuflucht nehmen und alles aufsuchen würden, sich von Freunden zu befreien, die es auf ihre gänzliche Abhängigkeit oder ihren Untergang abgesehen hatten; denselben herbeizuführen dazu boten die Amire selbst hülfreiche Hand. Es ist hier, wie bei jeder früheren Machtvergrößerung in Indien, die Lage der Umstände setzt sich über die Gebote hinweg, welche das Recht verlangen, gewaltsam macht der Stärkere seinen Willen dem Schwächeren kund, und dieser hält, sich zu retten, jedes Mittel für erlaubt, verliert den Boden des Rechts und bereitet sich selbst den Untergang. Wer die tyrannische Regierungsweise der Amire gesehen hat, wie sie jeder von dem Wohl der Menschheit gebotenen Vorstellung auswichen, den eigentlichen Verbindungsweg mit Central-Asien abzusperren suchten, sich der civilisirten Welt entziehen wollten, mußte sich freuen, daß einer solchen Herrschaft ein Ende gemacht wurde. Im Streite zwischen Individuen entscheidet das Recht, das Tribunal der Völker ist der Krieg; aber dieser wird seltener werden, wenn die Stimme der öffentlichen Meinung sich allgemeiner über den Erdkreis Bahn gebrochen haben wird.

Auf Sir Henry Pottinger's rücksichtsloses und ungerechtes, von Lord Auckland gebilligtes Verfahren, folgt Herr Ross Bell als politischer Agent des Sind, der im Geiste von Warren-Hastings eine Tyrannei ohne Gleichen ausübte, ohne aber dessen Verwaltungs-Talente zu besitzen; dabei gefiel er sich in der Pracht asiatischer Despoten, indem er mit einem Troß von 900 Kameelen zu seinem persönlichen Bedürfniß umherreiste. Nach seinem Tode im Juli 1841 folgte Major Outram, dessen geschickte und menschenfreundliche Maßregeln die bereits aufgeregten Stämme beruhigte, und die Amire mit ihrem Schicksale zu versöhnen und an England zu fesseln suchte. In dieser Zeit ereigneten sich die traurigen Begebenheiten in Cabul, die Amire konnten nicht widerstehen sich in unerlaubte Verbindungen einzulassen und wie Outram berichtete, schienen sie mit feindseligen Absichten umzugehen.

Lord Ellenborough hatte inzwischen die Regierung übernommen, er erklärte offen und bestimmt den Amiren, daß er entschlossen sei die vorhandenen Traktate zu halten, dagegen auch dieselbe Treue von ihnen erwarte, sollten sie jedoch „Treubruch im Schilde führen und feindselig auftreten, so sei er fest entschlossen, sie ihrer Herrschaft zu entsetzen." Die Lage der Dinge erfordere, daß Karadschy, Bakkar und Sakkar von den Engländern besetzt bleiben müßten, sowie, daß ein Corps eine Aufstellung am Indus nehme. Dennoch fand sich's,

daß die Amire sich in feindselige Verbindungen mit Multan, dem Maharajah von Lahore und den mächtigsten Beludschenhäuptlingen eingelassen hatten; „das Schwert sollte für den Islam gezogen werden;“ und des Maharajah's erster Minister, Dihan Sing, hatte in seinen Herrn gedrungen, über General Pollock herzufallen, wenn er durch den Peng'âb heimkehre, „denn die indischen Zeitungen hätten erklärt, die Briten wollten die Sikhs angreifen.“ Die Aufregung nahm zu, die Amire zeigten sich schwieriger, und Lord Ellenborough erkannte sehr richtig, daß im Sind die Politik in der Hand eines Generals sein mußte, welcher im Fall der Noth gleich das Schwert zu ziehen im Stande wäre. Major Outram wurde seiner Stelle entbunden und Sir Charles Napier mit der Angelegenheit des Sind beauftragt, eine Wahl, welche dem neuen General-Gouverneur zum größten Ruhme gereicht.

General Sir Charles Napier traf im September 1842 im Sind ein, ihm war unbeschränkte Vollmacht gegeben, die Amire zur Erfüllung ihrer eingegangenen Verpflichtungen zu zwingen; ihn darin zu unterstützen wählte er sich Major Outram, der mit den Amiren und mit den bedeutendsten Persönlichkeiten, sowie mit dem Lande bekannt, ihm dazu die geeignetste Person zu sein schien. Napier hielt sich an das Faktum der Gegenwart fest, er konnte das frühere Unrecht, wie die Briten zu den bewilligten Besitzungen gekommen waren, nicht in Erwägung ziehen, sondern mußte auf Durchführung der im Traktat anerkannten Verpflichtungen dringen. Ihn ermuthigte dabei die höhere Idee dem daselbst herrschenden Barbarismus ein Ende zu machen, er hatte das Interesse der Menschheit im Auge, und er wußte, wie das Volk die Briten als ihre Retter ansahen; „sollten wir das Land aufgeben, sagte er, so werden uns die Begebenheiten unausbleiblich wieder zwingen nach den Ufern des Indus zurückzukehren, und wenn wir bleiben, so wird unser Lager von den bedrückten Unterthanen angefüllt sein.“ Mit Sicherheit im Lande zu bleiben, verlangte er dem ihm gewordenen Auftrage gemäß die Abtretung von Karadschy, Sakkar, Bakkar, Shikapur und Sübzülkote, sowie freie Schifffahrt auf dem Indus; Outram wurde mit dieser Forderung an den Hof zu Heidrabad abgeschickt[15]).

Daselbst herrschte große Aufregung, Rustüm, der älteste der Amire suchte für sich, Ali Murad für sein Interesse eine Conferenz mit dem General; Mißtrauen und Eifersucht störte deren Absicht, Rustüms Söhne sammelten Bewaffnete um sich, nach allen Seiten wurden Kriegslustige aufgeboten, Shere Mohamed von Mirpur wurde zum Befehlshaber der Kräfte im unteren Sind

ernannt und versprach außer seinen eigenen Reisigen noch 16,000 Mann zu stellen. Rustüm umgab sich mit einer Leibwache von 2000 Mann und bemühete sich Napier zu einer Besprechung zu bewegen, in der Absicht, sich hierbei der Person des Generals auf eine verrätherische Weise zu bemächtigen; Napier sah den Plan und verweigerte den Antrag. Unter den Amirn selbst herrschte keine Einigkeit, Ali Murad und Sobdar wünschten sich den Briten anzuschließen, Napier sagte ihnen seinen Beistand zu, wenn sie treu blieben.

Inzwischen suchte der General durch Outram die Amire über ihre Lage aufzuklären, damit sie sich in seine Forderungen fügen sollten; noch war ihm Aufschub günstig, weil es die Jahreszeit der Fieber war, aber sollte er gezwungen werden, sich mit seinen Truppen in Marsch zu setzen, so wollte er über den Indus gehen, sich auf dem linken Ufer gegen Heidrabad wenden, erst Khyrpur nehmen und sich so zwischen die nördlichen und südlichen Amirs werfen. Seine Anträge waren vergeblich, neue Verletzungen des Traktates zeigten, daß die Amire es auf's Aeußerste ankommen lassen wollten. Am 4. und 6. December wurde der von Lord Ellenborough festgesetzte Vertrag der Amire zur Unterzeichnung übergeben, obgleich sie sich zur Einwilligung bereit erklärten, so war doch deren Haltung eine solche, daß Napier seinen Auftrag mit Waffengewalt durchzusetzen beschloß. Wie sich die Lage der Dinge gestaltet hatte, konnte Napier nicht anders handeln, Zaghaftigkeit oder Vertrauen in die Aufrichtigkeit der Amire hätte seinen Untergang herbeigeführt; denn selbst wenn die Amire es aufrichtig gemeint hätten, so waren sie nicht mehr im Stande, ihren Willen durchzusetzen, indem die kriegerischen Häuptlinge die Obergewalt gewonnen hatten und zum Kampfe trieben. Wenn Outram dagegen in den Irrthum verfiel, daß die Sache auf friedlichem Wege gelöst werden könnte, so gereicht ihm dies insofern zum Ruhme, als es aus der edeln Absicht hervorging, die Härte und das Unrecht, dessen die britische Regierung gleichsam gezwungen war sich zu bedienen, auf die möglichst schonendste Weise durchzusetzen. Napiers richtige und klare Auffassung seiner Lage, sein entschlossener und kräftiger Wille, und sein Feldherrenblick retteten die dortige Armee und bewahrten England vor einem langdauernden Kriege, der bei der obwaltenden feindseligen Stimmung im Peng'âb zu den traurigsten Folgen hätten führen können.

Napier hatte kaum mehr als 6000 Mann unter seinen Befehlen im Sind, Verstärkungen waren über Bhawalpur aus im Anmarsch, und seine Verbindung zur See mit Bombay war ihm durch den Besitz von Karadschy gesichert,

auf eine solche zu Lande über Baroda und den Kütch konnte er wegen der Schwierigkeiten des Transports nicht rechnen. Er selbst hielt Sakkar, Bakkar und Rorie am Indus und Shikarpur in seinem Rücken besetzt. Bei einem Vorrücken auf dem rechten Ufer mußte er über eine von Canälen und Wasserläufen durchzogene Ebene marschiren, zu seiner Linken den Indus, zur Rechten die Halagebirge; nach sechszig Meilen mußte er einen breiten, flußartigen Canal, die Aral bei Larkâna passiren, und beinahe hundert Meilen von dort traf er auf die Feste Sehwan, hart am Indus, gebauet auf den letzten Abschüssen der felsigen Lakhieberge, einem Zweige des Halagebirges. Von hier erweitert sich die Ebene mehr und mehr, zur Linken, am andern Ufer blieb Heidrabad, nach hundertunddreißig Meilen hatte er Tatta erreicht und noch achtzig Meilen mehr über Gara traf er endlich auf Karadschy.

Das Ungehörige einer Bewegung auf dieser Straße erkennend, wählte Napier den Weg am linken Ufer. Von Rorie hatte er zwar über eine mit Shikargahs (beinahe undurchdringlichen Wäldern) und großen und tiefen Wasserläufen (nallahs) unterbrochene Ebene zu marschiren, aber sein linker Flügel lehnte sich an die Wüste und der rechte an den Indus, der zwar in großen Bogen sich windet, aber hier eine mehr gangbare Ebene darbot. Einen kleinen Tagemarsch von Rorie (15 Meilen) lag Khyrpur, die Hauptstadt des oberen Sind und 25 Meilen weiter die für unüberwindlich gehaltene Feste Dejie-ka-kote auf einem isolirten Felsen. Beinahe 200 Meilen ist es über Nowshera bis Heidrabad, der befestigten Hauptstadt der Amire; zur Linken blieb Mirpur, die befestigte Hauptstadt des Shere Mohamed, am Rande der Wüste zwischen Heidrabad und Amerkote, vierzig Meilen von jenem Orte und fünfzig von diesem entfernt.

Bevor der General die Offensive ergriff, entsandte er Outram mit dem Traktat zu den Amiren nach Heidrabad, deren Unterschrift zu verlangen, dabei jedoch erklärend, daß er sich auf Unterhandlungen nicht mehr einlassen könne, seine Zeit sei gemessen, er wolle die einfache Antwort: „ja oder nein." Napier wußte, daß ihm kein anderer Weg übrig blieb, als an der Spitze seiner Truppen seinen Auftrag zu vollziehen; aber in seiner offenen soldatischen Weise schrieb er an Rustam: „Sie denken, daß ich Ihr Feind bin, weßhalb sollte ich es sein? Ich gewinne nichts für mich; ich nehme keine Geschenke, ich erhalte keine Jaghiers. Mir ist es ganz gleichgültig, ob Ihre Hoheit oder irgend eine andere Person das Land besitzt. Der General-Gouverneur hat Ihnen seine

Gründe und mir seine Befehle gegeben: sie müssen befolgt werden." — Rustam entschuldigte sich mit seinem hohen Alter, fünfundachtzig Jahre alt, sei er ein Werkzeug der jüngeren Mitglieder seiner Familie geworden, und suche deshalb eine Zuflucht in Napier's Lager. Es war ihm nicht Ernst damit, er floh mit seinen Frauen nach dem Fort Dejie und entsagte daselbst des Turbans zu Gunsten Ali Murad's; Napier zweifelte daran, daß dieser Schritt aus freiwilligem Antriebe geschehen sei, er warnte Ali Murad und beschloß, Rustam in Dejie aufzusuchen, um von ihm selbst die Wahrheit zu hören, und im Fall der Noth ihm seine Stellung zu sichern. Auf die Nachricht von Napier's Vorhaben floh der Amir mit seinem Schatz, zwei Geschützen und einigen Tausend Bewaffneten in die Wüste. Der obere Sind füllte sich täglich mehr mit bewaffneten Banden, die Verbindungen wurden unterbrochen, deshalb war keine Zeit zu verlieren, sollte der Kampf in günstiger Jahreszeit entschieden werden.

Sakkar mußte sich mit geringen Kräften gegen die bei Larkâna stehenden Beludschen zu vertheidigen suchen. Mit den verfügbaren Truppen mußte der Uebergang über den Indus bewerkstelligt werden, obgleich kaum 4500 Mann stark, gehörten dazu 20,000 Begleiter und so sehr Napier sich und seine Offiziere beschränkt hatte, so fand er die Schwierigkeiten, einen solchen Troß in Bewegung zu setzen, beinahe unüberwindlich; „die Bagage einer indischen Armee ist eine schreckenerregende Angelegenheit," schrieb er an Lord Ellenborough[16]). Er konnte im ganzen Sind nur über 8000 Mann verfügen, das 41. Regiment befand sich auf dem Marsch von Heidrabad nach Karadschy, um sich nach Bombay einzuschiffen; die Bengal-Division stand zwei Tagemärsche von ihm, um die abgetretenen Distrikte zu sichern. Sobald er bei Rorie seine Aufstellung genommen hatte, beschloß er zuerst das mit Bewaffneten angefüllte Khyrpur zu stürmen. Mit 2000 Mann Infanterie, 900 Mann Cavallerie, 12 Feldgeschützen und einer Batterie 24pfündige Geschütze von Kameelen gezogen setzte er sich in Marsch, am 26. December erreichte er Müngarie ein Fort nahe Khyrpur, Rustam entfloh und die Belydschen bei Larkâna gingen über den Indus, um sich den Truppen bei Heidrabad anzuschließen. Heftige Regengüsse, eine ungewöhnliche Erscheinung im Sind, nöthigten Napier einige Tage zu rasten, er benutzte diesen Stillstand, sich mit dem den Briten treu gebliebenen Ali Murad zu besprechen, damit die Ruhe im Ober-Sind erhalten würde. Nach den von ihm eingezogenen Nachrichten hatte der Feind folgende Stellung genommen: Mohamed Ali, Rustam's Neffe, stand mit 2000 Mann in Shah Gürh, Rustam befand sich mit 7000 Mann

und einigen Geschützen südlich an der Wüste, in Verbindung mit seinen Söhnen und Neffen, die im Fort Dinjie standen; Mohamed Husain Khan (Rustam's Sohn) hatte sich mit 2000 Mann und den Schätzen in das inmitten der Wüste gelegene Fort Emaum Ghür geworfen. Dasselbe war reichlich verproviantirt und galt für uneinnehmbar. Die Amire von Heidrabad und Mirpur sammelten Truppen, wodurch im Ganzen zwischen 60 bis 70,000 Waffenfähige dem General das Vorgehen streitig machen konnten.

Napier überzeugt von Rustam's Hinterlist beschloß, sich zuerst nach Emaum Ghür zu wenden. Es war ein Unternehmen würdig eines großen Generals, die Feste hatte niemand gesehen, sie galt für unüberwindlich, der Weg dahin war gänzlich unbekannt, man wußte nur die ungefähre Richtung. Ihre Besatzung bestand aus den tapfersten Beludschen, und es war zu besorgen, daß dahin das marschirende Corps sich den Weg durch mehrere Tausend Beludschen zu erkämpfen haben würde. Schwierigkeiten der Verpflegung und Mangel an Wasser stellten heraus, daß nur eine kleine Truppenanzahl dazu verwendet werden konnte. Dennoch gab Napier seinen kühnen Plan nicht auf, und unternahm einen der merkwürdigsten Märsche, die je der Führer einer Armee vollzogen hat. Er wählte dazu 350 Mann des 22. Königin-Infanterieregiments auf Kameelen beritten, 200 Mann irregulaire Cavallerie, zwei 24pfünder Haubitzen, jede von 14 Kameelen gezogen, belud 10 Kameele mit Lebensmitteln, 80 mit Wasserschläuchen; aber um vor Verrath gesichert zu sein, nöthigte er Ali Murad und den Führer mit ihm zu gehen.

Den 3. Januar ging er bis Khanpur, den 4. lagerte er beim Fort Dejie. Von hier wurde der Marsch am 5. Abends angetreten, es war eine sehr dunkle Nacht, der Führer verlor im tiefen Sande die Spuren, dennoch hatten die Truppen bis zum Lagerplatze 25 Meilen zurückgelegt; am folgenden Tage bis Chündka waren es 24 Meilen, aber Mangel an Fourage nöthigte ihn 150 Mann seiner Cavallerie zurückzusenden. Umgeben von der unendlichen Wüste, über welche in unabsehbaren Reihen sich Sandhügel gleich den Wellen eines erstarrten Sandmeeres parallel fortzogen, bald mehr bald weniger hoch und steil, dehnten sich einige bis eine Meile lang aus; an anderen Stellen war der Sand mit Muscheln versetzt, vom Winde kleinen Strömen ähnlich zusammen gewehet worden. Hin und wieder von schmalen und festen Erdrändern eingefaßt, aus denen Tamarisken oder Kameelkraut kümmerlich sich entwickelten, zeigten Spuren die Tritte der Hyänen, des wilden Ebers oder der Antilope.

Am 7. kam man nach 10 Meilen bis Dam, den 8. nach Tajal und den 9. nach Lack, überall mußten erst die Brunnen gegraben werden, und nicht immer kam das Wasser reichlich zu Tage; nach dem letzteren Lagerplatze mußten die beiden Haubitzen von den Infanteristen über die steilen Sandhügel gezogen werden, wobei 60 Mann vor jedem Geschütz jubelnd die schwierige Arbeit vollzogen. Den 10. lagerten die Truppen bei Mitrie, den 11. bei Paddrie und den 12., nach einem Marsche von 10 Meilen, befanden sie sich vor Emaun Ghür[17]). Mohamed Khan hatte die starke Feste verlassen, aber Magazine und Pulver zurückgelassen und war mit seinen Truppen geflohen. So wirkte die kühne That eines großen Mannes entmuthigend auf Barbaren!

Emaun Ghür bestand aus einem Viereck von beträchtlichem Umfange, in der Mitte ein 50 Fuß hoher viereckiger Thurm aus gebrannten Ziegeln gebaut, die äußeren Wälle 40 Fuß hoch, wurden von 8 runden Thürmen vertheidigt die aus Backsteinen gebaut waren. Nachdem vom Getreide, so viel sich mitnehmen ließ, unter den Truppen vertheilt worden war, wurde das Fort am 15. mit 1000 Pfund Pulver in die Luft gesprengt. Am 17. wurde der Rückmarsch unter den größten Mühen und mit nicht geringen Entbehrungen angetreten, die Luft war dabei so mit Sand geschwängert, daß, wie er schrieb, „Augen, Ohren, Nasen, Mund und Zähne sind voll davon.“ Nach sieben Tagen hatte er glücklich, den 23. Januar, Abu-Bekr erreicht und daselbst all seine disponibeln Kräfte mit sich vereinigt[18]). Mithin in 18 Tagen gegen 150 Meilen in der Wüste zurückgelegt, den größten Gefahren und Entbehrungen sich ausgesetzt gehabt, einem mehr als sechsfach überlegenen Feind in einer der stärksten Festen durch sein einfaches Erscheinen solchen Schrecken eingejagt, daß derselbe, alles im Stiche lassend, davon flieht, er zerstört die Feste, ohne auch nur einen Mann eingebüßt zu haben.

Sobald Napier seine Truppen zum Marsche vereinigt hatte, entsandte er Outram noch einmal zu den Amirs, dieselben zur Unterzeichnung des Vertrags und zur Einstellung jedweder Feindseligkeit zu vermögen. Erst zeigten sich dieselben geneigt, versprachen sich in alles zu fügen und wollten persönlich ihre Treue versichern, aber es waren nur Ausflüchte, um den General hinzuhalten. Ali Murad allein blieb den Briten treu. Outram glaubte noch immer die Amire zu besserer Einsicht bewegen zu können, er hoffte sie durch sein persönliches Erscheinen in Heidrabad zu gewinnen, damit der Kampf vermieden würde; aber die Amire meinten es weder ehrlich, noch hatten sie jetzt die Macht,

ehrlich sein zu können, indem ihre Häuptlinge sie zum Aeußersten trieben. Napier ließ sich jedoch nicht abhalten, ihnen auf halbem Wege entgegen zu kommen, er befand sich den 27. Januar bei Alie-ka-Tanda und den 29. in Kündiarie. Die Vakiele sollten den 26. nach Khyrpur kommen, erschienen jedoch nicht, weshalb, als letztes Mittel zur Erreichung des Zweckes, Outram den 1. Februar nach Heidrabad abging.

Obgleich General Napier die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sein Gegner es nicht aufrichtig meinte, sich nur noch mehr und mehr verstärken wollte, um ihn, vermöge einer weit überlegenen Macht, gleichsam erdrücken zu können, so wünschte er doch, den Kampf zu vermeiden, und setzte deshalb erst den 6. Februar als letzten Termin fest. An diesem Tage stand Napier mit dem Corps bei Süduja und rückte von dort in fünf Märschen nach Sakaranda, woselbst er den 10. eintraf. Sein Vorgehen hatte die Amire, ausgenommen Rüssier Khan von Khyrpur, bewogen, Tages vorher den Traktat zu unterzeichnen, aber auch dieser Akt war nur eine Schlinge, den General um so zuversichtlicher fangen zu können. Dieser ließ sich jedoch nicht abhalten, zu handeln, er sah die Gefahr, welche Outram drohete, und hatte ein Dampfboot mit 50 Mann nach Heidrabad gesandt, sich zur Aufnahme desselben bei dem unweit des Flusses gelegenen Residenzhause aufzustellen. In der Nacht zum 15. marschirte er nach Hala. Hier standen ihm zwei Wege zur Wahl, der eine längs dem Flusse, wodurch er auf die Front der Beludschen gekommen wäre und ihnen die Rückzugslinie offen blieb; der andere zur Linken durch Shaki und Jamalaka Tanda, vermöge welchem er deren rechten Flügel umging und die Beludschen zur Schlacht mit dem Rücken gegen den Indus zwang. Am 15. wurde Outram in der Residenz von Tausenden von Beludschen angegriffen, er und Capitain Cornway zogen sich nach vierstündiger und tapferer Vertheidigung mit der Besatzung nach den Dampfböten ab; er hatte 3 Todte, 10 Verwundete und 3 Vermißte.

General Napier verließ Sakkandara am 14. und erreichte Müttarie den 16., mithin 16 Meilen von Heidrabad; hier brachten Spione ihm die Nachricht, daß sich 15,000 Mann der Amire 10 Meilen von ihm entfernt im Bette des jetzt trockenen Phüllailie oder Phallalaflusses verschanzt hätten, und daß so bedeutende Verstärkungen im Anmarsch wären, daß in 2 Tagen gegen 30,000 Mann mehr eingetroffen sein würden. Napier hatte zwar nur 2600 Mann kampffähig — von denen selbst noch 200 Mann unter Outram ab-

wesend waren — aber dennoch beschloß er, alle Umstände erwägend, keinen Augenblick zu verziehen, sondern seinen Feind anzugreifen [19]). Er brach in der Nacht auf und befand sich den 17. Februar Morgens 8 Uhr im Angesicht des Feindes, und nach einer Stunde stand sein kleines Corps in Schlachtordnung.

Ihm gegenüber befanden sich 35,000 Mann, inbegriffen 5000 Mann Cavallerie, in einer gedrängten Stellung von 1200 Schritt Ausdehnung längs des Phallala, dessen hoher Uferwall einen natürlichen Wall bildete; achtzehn feindliche Geschütze in Front, welche ihr Feuer gegen die sich aufstellenden Truppen eröffneten. Beide feindliche Flügel waren gedeckt, der linke durch einen beinahe undurchdringlichen Shikargah, den ein Wall umgab, hinter welchem 5000 Mann zum Ausfall bereit standen; der rechte feindliche Flügel hielt das Dorf Kotrie stark besetzt, und war noch weniger gangbar, weil Wasserströme und angeschwemmte Gründe jede Bewegung unmöglich machten. Vermöge einer Umgehung den Feind unter vortheilhafteren Bedingungen anzugreifen, schien bedenklich, indem Zeit darüber verloren ging und ein Zaudern das Selbstvertrauen des Gegners gehoben haben würde und seine Reihen mit jeder Stunde verstärken mußte. Da kein Dorf sich in der Nähe befand, so bildete Napier seinen Troß in eine enge kreisförmige Stellung, die Kameele mit den Köpfen nach innen, das Gepäck mußte den Dienern als Brustwehr zum Feuern dienen. Vier Compagnien Infanterie und 250 Puna-Reiter unter Capitain Tait wurden mit Bewachung dieser lebendigen Festung betraut.

Mit noch nicht 2000 Mann mußte die Schlacht geschlagen werden! Napier stellte auf seinem rechten Flügel zwölf Geschütze unter Major Lloyd, gedeckt von 50 Madras-Sapeure unter Capitain Henderson; — an diese schloß sich en échellon das 22. Königin-Regiment unter Oberst Pennefather an, gegen 500 Mann kampflustige von Siegesgedanken begeisterte Irländer; dann kamen das 25. Bombay-Sepoy-Regiment und das 12. unter Major Reid und endlich das 1. Grenadier-Regiment unter Major Clibborne; hinter dem äußersten linken Flügel etwas zurückgezogen nahm Oberst Pattle mit dem 9. Cavallerie-Bengal-Regiment eine Aufstellung. Beide Heere standen ungefähr 2000 Schritte von einander entfernt, der Boden war die ersten 700 Schritte mit niedrigem Jangle bedeckt, in Schußweite von den Beludschen jedoch frei gemacht, damit dieselben Gebrauch von ihren langen Luntenflinten machen konnten. Deren Stellung besser erkennen zu können, wurde leichte Infanterie

vorgeschickt, indem die Beludschen, ihrer Fechtweise nach, sich in den von den Nallahs gebildeten Löchern aufstellten, daselbst den Gegner so nahe herankommen ließen, bis sie ihn sicher treffen konnten, und dann mit Schwert und Schild sich auf ihn stürzten.

Napier ritt unter dem Schutze seiner zerstreueten Fechter so nahe als möglich nach dem linken feindlichen Flügel, woselbst der Shirkargah vom Walle eingeschlossen war; er sah, daß derselbe 10 Fuß hoch war und daß Leute mit Luntenflinten, die auf seiner Kante saßen, plötzlich verschwanden. Der Wall hatte keine Schießlöcher, im Innern waren keine Vorrichtungen getroffen, ihn ersteigen zu können, und die in demselben eingeschlossenen 6000 Mann konnten nur vermöge einer für diesen Zweck gemachten Oeffnung aus demselben herauskommen. In diesen Raum stellte er eine Compagnie des 22. Regiments unter Capitain Tew, den Paß abzusperren, ihn bis auf's Aeußerste zu vertheidigen und sich dem Tode zu weihen, wenn es nöthig sei. Tew fiel, aber er hatte mit seinen 80 Mann die 6000 Beludschen gelähmt!

Sobald diese Compagnie ihre Aufstellung genommen hatte, rückten die Regimenter in Regiments-Colonnen vor, den rechten Flügel an den Wall gelehnt, wo bereits Tew's Leute das Feuer, von einem Geschütz unterstützt, eröffnet hatten; den linken Flügel behielt Napier zurück, um das Feuer aus dem Dorfe Kottrie zu vermeiden, welches Clibborn's Grenadiere stürmen sollten. Im Vorgehen erwiederten Lloyd's Geschütze das heftige Feuer des Feindes nur wenig, kein Aufenthalt, sondern ein schnelles und gewaltiges Anstürmen gegen den Feind sollte den Kampf entscheiden. Sobald sich das 22. Regiment auf 100 Schritte vom Phallala befand, bildete es sich in Linie und die Compagnien eröffneten eine nach der andern das Feuer gegen die hinter der Uferbank stehenden Beludschen. In diesem Momente befahl der General den Feind mit dem Bajonnet anzugreifen, vier Geschütze gingen vor, protzten schnell ab und die Infanteristen liefen, ein lautes Siegesgeschrei erhebend, den Bankabfall herauf. Die Beludschen blieben fest auf ihrem Posten und gaben erst Feuer, als die Soldaten sich bereits auf 15 Schritte genähert hatten; aber eben diese große Nähe und der abschüssige Grund, sowie ihre unsichere Stellung machte deren Feuer beinahe ganz unwirksam, und die Soldaten standen im nächsten Moment auf der Höhe des Uferrandes. Vor ihnen befanden sich, Kopf an Kopf, unabsehbare Massen von Beludschen in ihren bunten Gewändern und Turbanen, ihre Schilder über den Häuptern zur Deckung gehoben und die

scharfen Säbel im blitzenden Sonnenlichte schwingend, stießen sie ein gellendes wildes Geschrei den gegen sie andringenden Irländern entgegen. Die Geschütze hatten zu gleicher Zeit dem Regimente zur Rechten eine solche Stellung genommen, daß sie das so angefüllte Bett des Phallala in ganzer Länge bestrichen, und während sie, vermöge Kartätschen ein furchtbar verheerendes Feuer in diese Massen sendeten, warfen sich die britischen Soldaten mit dem Bajonnet auf die vordersten Reihen, woselbst nun ein unerbittliches Hinschlachten stattfand. Ihrem Beispiele folgten ebenfalls en échellons das 12. und 25. Sepoy-Regiment, wogegen Clibborn sich mit seinen Grenadieren in ein nutzloses Tirailleurfeuer beim Dorfe Khottrie einließ[20]).

Es entspann sich nun längs der ganzen Linie ein Kampf von Mann gegen Mann; wenn die Vordersten erlagen, so drangen die Nachfolgenden mit einem durch die Lüfte gellenden Getöse und mit ihren Säbeln, sich über Todte oder Verwundete Bahn brechend, gegen die britischen Bajonnete vor, und wenn auch sie erlagen, folgten andere aus den noch dicht sich anschließenden Massen der hintersten Reihen. Zu Zeiten war der Andrang der Beludschen so stürmisch und gewaltig, daß die Linien der Briten weichen mußten; aber nur augenblicklich, denn angefeuert von ihrem General oder ihren Offizieren, von denen Viele dem Kampfe erlagen, gewannen sie wieder die Oberhand. So fiel Oberst Pennefather schwer verwundet auf der Höhe des Uferrandes im Angesicht seiner Leute, Major Tasdale ritt inmitten des dicksten Haufens der Beludschen, und starb, von Kugeln und Säbelhieben getroffen, den Heldentod, und Major Jackson an der Spitze des 12. Regiments, dem zwei Sepoy-Offiziere zur Seite blieben und fochten, stürzte sich in derselben Weise auf die wilden Feinde und alle drei fielen von Wunden bedeckt in gleich ruhmvoller Weise. Beinahe alle europäischen Offiziere waren geblieben oder verwundet, selbst der General war in Gefahr von einem Sirdar getödtet zu werden, wenn Lieutenant Marston den gewaltigen Gegner nicht noch zeitig gesehen und niedergehauen hätte.

So hatte der Kampf volle drei Stunden gedauert, Clibborn's Theilnahmlosigkeit beraubte ihn einer großen Hülfe, noch war der Kampf nicht entschieden, aber der Augenblick erschien, wo die blutige Schlacht zur Entscheidung gebracht werden mußte. Jacob hatte vergeblich mit seinen Sind-Reitern den feindlichen linken Flügel zu umgehen versucht, war jedoch überall von Wassergründen, dickem Jangle und von Beludschen mit Luntenflinten bewaffnet am Vorgehen

verhindert worden. Napier erkannte jedoch, daß auf seinem linken Flügel die Cavallerie den Sieg zur Entscheidung bringen konnte, er ließ Oberst Pattle auffordern, mit seinen Bengal- und Sind-Reitern den feindlichen rechten Flügel anzugreifen. Sofort setzten sich die Reiter muthvoll in Bewegung, trabten an den Beludschschützen des Dorfes Khottrie vorüber über Nallahs und Gräben, deren Breite und Tiefe so hinderlich war, daß einige fünfzig Reiter, ehe sie zum Angriff kamen, gestürzt waren. Aber sie jagten siegestrunken durch die Beludschgeschütze über die hohen Uferränder des Phallala nach der Ebene in die dort noch stehenden Massen; Major Stormy warf sich auf die Beludschen am oberen Flußbett, während Lieutenant Fitzgerald mit den Sind-Reitern sich nach dem Lager des Feindes im Rücken wandte, und dadurch Schrecken unter denjenigen Beludschen hervorbrachte, welche der britischen Infanterie noch Widerstand zu leisten suchten. Die schwankenden Reihen des Feindes abermals von den ihres Sieges sicheren Soldaten des 22. Regiments angegriffen, widerstanden nur noch kurze Zeit, und traten dann in Achtung gebietender Ordnung den Rückzug an; obgleich nun ein verheerendes Gewehrfeuer ihre Reihen lichtete, so blieben sie dennoch in derselben todesverachtenden Weise gemessenen Schrittes. Auf dem äußersten rechten Flügel versuchten noch über 2000 Mann den Sieg streitig zu machen, aber die sämmtlichen britischen Geschütze richteten ein so wirksames Kartätsch- und Granatenfeuer in dieselben, daß auch sie sich zurückzogen.

Nach drei und einer halben Stunde war eine der blutigsten Schlachten gewonnen; eine Schlacht, wo beinahe alle Offiziere im persönlichen Kampfe sich auszeichneten, ja einige, wie M' Murdo, Fitzgerald und Hardinge groß an ritterlichen Thaten erschienen, ihr Beispiel wirkte auf die Soldaten zur Nachahmung und manche der Begebenheiten verewigen die lakonischen Worte ihres Feldherrn. Von den 20 britischen Offizieren, welche in die Schlacht gingen, blieben 6 und 250 Offiziere und Soldaten wurden getödtet! Die Beludschen hatten über 6000 Mann verloren, 1700 Todte lagen im Flußbette! Gefangene wurden beinahe keine gemacht[21]).

Sowie Napier's Marsch durch die Wüste eine der merkwürdigsten Unternehmungen in der Kriegführung ist, so ist es diese Schlacht; denn wenn wir bedenken, daß hier in Wirklichkeit nur 1700 Mann ins Gefecht kamen, die einen Feind von über 30,000 Mann tapferer Krieger schlugen und viermal mehr tödteten als ihre Stärke betrug, so können wir dies nur dem hohen Feldherrn-

talent ihres Generals zuschreiben und die Art, mit welcher er seine Soldaten zu begeistern wußte. Seinem Gegner fehlte es nicht an Ausdauer und persönlichem Muthe; wohl aber an nöthiger Einheit die Massen zu leiten und dieser Mangel an Zusammenhang, sowie die Ueberlegenheit der britischen Artillerie, nicht durch ihre Zahl, sondern durch ihre treffliche Bedienung, wirkten wesentlich zum Siege. Napier fühlte nach der Schlacht die große Verantwortlichkeit, welche er durch diesen blutigen Akt auf sich genommen hatte; aber er konnte mit beruhigtem Gewissen sich von jedweder Schuld freisprechen[22]).

In der Nacht traf Outram ein, und dann verleitete ein falscher Allarm zu dem Glauben, daß der Feind einen Nachtangriff im Schilde führe, weßhalb nach dem feindlichen Lager gefeuert wurde. Mit Tagesanbruch sandte er den Amiren die Botschaft: „Uebergabe oder Heidrabad wird gestürmt," und als Vakiele eintrafen, zu fragen, unter welchen Bedingungen, sagte ihnen Napier das Leben zu, verlangte jedoch die Antwort bis 12 Uhr. Bald darauf trafen die Amire Nüssier, Rustam und Mohamed des Ober-Sind; Nüssier Shadad und der junge Husain des unteren Sind zu Pferde im Lager ein, übergaben die Festung und ihre reich mit Juwelen besetzten Säbel; diese stellte ihnen Napier aus Rücksicht für ihre unglückliche Lage wieder zurück. Am 19. wurde die Citadelle von Heidrabad besetzt, die Tausende von Beludschen, welche sich erboten, dieselbe zu vertheidigen, aber von ihren Fürsten verlassen wurden, gingen nun zu Shere Mohamed von Mirpur, welcher mit 10,000 Mann nur 6 Meilen von Heidrabad stand. Napier hatte erst die Absicht, diesen Amir sofort anzugreifen, gab es jedoch auf, indem Outram ihn zur Unterwerfung auf friedlichem Wege zu bewegen hoffte. Shere Mohamed gab eine ausweichende Antwort, zog sich zurück und sammelte alle Kriegslustigen um seine Fahnen, in Folge dessen er sich bald an der Spitze von einigen zwanzigtausend Mann befand.

Napier war zu schwach, um sofort die Offensive ergreifen zu können, überdem bedurften seine Truppen der Ruhe und er mußte mit aller Vorsicht verfahren, indem die Hitze sich bereits sehr empfindlich zeigte. Seine sicherste Verbindungslinie, der Indus, gestattete ihm alle verfügbaren Truppen von Karadschy und Sakkar heranzuziehen und er drang in Oberst Roberts ihm von letzterem Orte die Truppen zu Lande abzusenden. Auch hatte Lord Ellenborough bei Empfang der Nachricht vom Siege drei Regimenter Infanterie, eine Kameelbatterie, das 3. Bombay-Cavallerie-Regiment und 350 Mann Chamberlaine's

irregulaire Cavallerie dahin abgeschickt. Bis zur Ankunft der Verstärkungen hatte Napier ein verschanztes Lager am Indus eingenommen, in demselben barg er seine Lazarethe und seine Magazine; er hatte bereits am 27. für zwei Monate Lebensmittel darin, welches vermöge der Batterien und zweier Dampfböte vor allen Angriffen gesichert war. Das Fort von Heidrabad wurde von einem Bataillon besetzt und hatte für drei Monate Verpflegung.

Sir Charles Napier fand einen Schatz von über eine halbe Million Pfund Sterling; ließ jedoch den Frauen und Töchtern der Amire ihre überaus kostbaren Juwelen und Schätze, welche mehr als das Dreifache an Werth geschätzt worden sind. Die Amire selbst wurden später als Gefangene nach Bombay geschickt, denn wie Lord Ellenborough sehr richtig in seiner Proklamation hervorhob, selbst „Fremde im Sind, hielten sie ihre Macht durch das Schwert und verlören sie durch das Schwert;" sie hatten keine Ansprüche, wie sie andere indische Fürsten besaßen und ihre Entfernung und gänzliche Entsetzung war unumgänglich nöthig, sollte das Land gehoben werden.

Inzwischen suchte Napier in den vor der Schlacht beunruhigten Distrikten durch strenges kriegsrechtliches Verfahren Gesetz und Autorität herzustellen. Capitain Innes war vor der Schlacht in seinem Boote auf dem Indus, indem er sich Krankheit wegen nach Bombay begeben wollte, von den Beludschen festgenommen und auf Befehl des Amir Shadad ermordet worden; desgleichen auch ein Parse. Die Mörder dieser Beiden wurden festgenommen und gehangen; der Amir Shadad läugnete den Befehl dazu gegeben zu haben. Aber dennoch wurden die Militairstationen von Jerrack und Vikkar geplündert und Mir Allie, der mächtigste Häuptling des unteren Sind, unterbrach die Postverbindung mit Karadschy und bedrohete letzteren Ort.

Napier's Gegner Mohamed, genannt Shere oder der Löwe, verstärkte sich täglich mehr, dessen Horden plünderten im Lande nach allen Richtungen, und er selbst brüstete sich, stark genug zu sein, den General nach Cabulart vernichten zu können. Mit ihm standen die gefangenen Amire noch immer in Verbindung, der Löwe hörte, wie schwach Napier's Armee war, er bedrohete ihn nun in seinem Lager und schickte am 18. einen Abgesandten, den General auffordernd: „das Land zu verlassen, alle Schätze herauszugeben und dann verspräche er ihm, das Leben zu schenken." Als sie ihre Botschaft ausrichteten, wurde gerade die Abendkanone abgefeuert, „hört Ihr den Ton? entgegnete Napier, es ist die Antwort, die ich Euerem Häuptlinge sende. Nun geht!"

Des Löwen Bruder hatte einige Tausend Mann und vier Geschütze auf dem rechten Ufer und wollte bei Sehwan den Fluß passiren, um sich seinem Bruder anzuschließen. Den Tag, nach dem die Gesandten des Löwen diese Botschaft ausgerichtet, machte dieser Bruder an Sir Charles den Antrag, den Löwen ermorden zu wollen, wenn der General ihn dafür belohne. Napier, empört über solch einen Vorschlag, setzte sofort den Löwen davon in Kenntniß, ihn ermahnend sich vor seinem Bruder zu hüten.

Bis zum 16. März waren Verstärkungen an Rekruten und Provisionen von Karadschy und das 22. Sepoy-Regiment von Sakkar eingetroffen. Major Stack's Colonne (800 Sepoys, 300 Leslie-Reiter und eine reitende Batterie), welche zu Lande heranrückte, befand sich am 19. nur wenige Märsche von Heidrabad und der General erwartete seine Vereinigung am 23. Der Löwe stand mit 12,000 Mann bei Ali-ka-Tanda, wenige Meilen von Heidrabad, 8000 Mann hatte er zu seiner Rechten nach Dubba detaschirt und 5000 Mann befanden sich auf seinem linken Flügel bei Khuserie. Stack traf den 21. in Mattarie ein, wo ihm der Befehl zukam, seinen Marsch zu beschleunigen und zugleich eine Warnung von Clibborn, auf seiner Huth zu sein, indem die ganze Macht des Feindes ihn erdrücken würde, denn der Löwe, von seiner Annäherung in Kenntniß gesetzt, wollte ihn am andern Tage angreifen. Napier faßte die Sache von einer lächerlichen und unglaubhaften Seite auf, wiederholte die Aufforderung und schickte den 21. M'. Murdo mit 250 Puna-Reitern gegen Mattarie vor, den Löwen zu erkunden und sich mit Stack zu vereinigen. Er erreichte ihn den 22. Morgens; an demselben Tage wurde Jacob mit den Sind-Reitern vorgeschickt, ihm folgte der General mit der Bengal-Cavallerie und einigen Geschützen und auf diese die sämmtliche Infanterie.

Die Gegend zwischen Heidrabad und Mattarie ist eben, bedeckt mit Häusern, Gärten, Shikargas und Nallahs, gewährte dem Feinde mithin alle Vortheile, von seiner Uebermacht den geeigneten Gebrauch machen zu können; für Napier war dieselbe dagegen gefährlich, weil sie ihm die Absichten und Kräfte des Feindes verdeckte, über welche er nur sehr unzuverlässige Nachrichten erhalten konnte. Stack hatte am 22. Mittags 11 Uhr Mattarie verlassen, marschirte über das Schlachtfeld von Mianie ohne irgend etwas vom Feinde zu sehen, verfolgte seine Vereinigung jedoch in so übereilter Weise, daß er die für seinen Troß so nöthigen Sicherheitsmaßregeln ganz aus den Augen verlor; anstatt denselben vor sich auf seiner rechten Flanke marschiren zu lassen, ließ er

ihn auf der dem Feinde nächstgelegenen Flanke über Lunar folgen. Glücklicherweise sah M' Murdo die Gefahr, welcher derselben drohete und bemühete sich mit den wenigen Reitern, die ihm zu Gebote standen, die bereits eindringenden Beludschen abzuhalten, bis Verstärkung herankam. Stack wurde so genöthigt, eine Aufstellung zu nehmen, und es währte bis Mitternacht, bis er mit seinem gänzlich erschöpften Corps im Lager eintraf. Der Löwe soll, von ritterlichen Gefühlen bestimmt, den Angriff auf den Troß nicht unternommen haben, weil er so viele Frauen dabei sah, und geäußert haben: „der englische General behandelte unsere Frauen so edelmüthig in Heidrabad, mithin will ich auch jetzt die seinigen nicht leiden lassen.“ —

Napier hatte zwar sein in Heidrabad zurückgelassenes Lager mit den Magazinen und Kranken befestigt und das Fort daselbst für eine längere Vertheidigung hergestellt, aber er erkannte die Nothwendigkeit seinen Gegner, der eine so gebietende Haltung annahm und vermöge dessen auch die Ruhe im Lande gefährdete, sobald als möglich zu einer entscheidenden Schlacht zu bringen. Wie geboten dies war, zeigten Aufstände in einigen Theilen des Landes, so wurde ein Transport von 300 Kameelen, von 100 Sepoys gedeckt, nahe Tatta angegriffen, desgleichen ein den Briten freundschaftlich gesinnter persischer Prinz Agha Khan in seinem Lager überfallen und entkam mit nur dreißig seiner Reiter. An anderen Orten bedroheten Häuptlinge die britische Autorität und zeigten, daß sie bereit waren, sich, sobald die Umstände es gestatteten, dem Löwen anzuschließen.

Den Angriff schon am 23. zu unternehmen, wie Napier anfänglich beabsichtigte, wäre gefährlich gewesen, indem Stack's Truppen der Erholung bedurften, indeß kam ihm dieser Aufschub sehr zu statten, denn die sehnsuchtsvoll erwarteten Verstärkungen zu Wasser von Sakkar und Karadschy, 500 gute Rekruten, 2 Haubitzen und eine Abtheilung Artillerie nebst Befestigungsmitteln aller Art trafen zu gleicher Zeit ein und machten es nun dem General möglich, die Truppen im Fort von den jungen Soldaten ablösen zu lassen, um sein Corps mit jenen kriegsgewohnten Truppen verstärken zu können. Nachdem alle diese Einrichtungen im Laufe des Tages bewerkstelligt worden waren, mußte der General noch am Abend die Truppen unter die Waffen treten lassen, um die höheren Befehlshaber mit den Pflichten ihrer Commandos bekannt zu machen, indem die Brigaden von Majors und die Regimenter von jungen Capitains befehligt werden mußten, und die ältesten Generalstabs-Offiziere waren

Männer von 23 Jahren. Die Amire wurden auf die Dampfböte untergebracht und das Lager, 1800 Mann, theils den in der Genesung begriffenen, theils den Anhängern von Ali Murad und Agha Khan, anvertrauet. Gerade im Momente, als der General seine Truppen bildete, trafen Vakiele des Löwen ein, mit der Aufforderung, daß er sich ergeben solle, eigentlich jedoch, um die Stärke der Engländer zu erkunden. „Es ist mir genehm, sagte er ihnen, wenn Shere Mohamed mir morgen entgegenkommen will, weil ich ihn an der Spitze meiner Armee angreifen werde, will er sich mir jedoch als Gefangener ergeben, so soll ihm sein Leben geschenkt werden und all den Beludsch-Häuptlingen, die sich ihm anschließen, versichere ich ihr Eigenthum und ihre Rechte, wenn sie dem General-Gouverneur den Gehorsam geloben."

Am 24. mit Tagesanbruch standen die zum Kampfe auserwählten 5000 Mann unter den Waffen, darunter 1100 Mann Cavallerie und 17 Geschütze, von denen 5 der reitenden Artillerie angehörten. Der Feind hatte seine Stellung bei Ali-ka-Tanda und Khuserie aufgegeben und sich in der Nacht beim Dorfe Dübba concentrirt und daselbst verschanzt; dasselbe liegt acht Meilen nordwestlich von Heidrabad. Die Cavallerie eröffnete den Marsch, ihr folgte die Infanterie rechts abmarschirt in Colonnen und dann die Geschütze. Wegen des von Häusern, Gärten, Shikargahs und Nallahs bedeckten und durchschnittenen Terrains, mußte das Vorgehen mit größter Vorsicht stattfinden, indem man kaum auf 50 Schritte sehen konnte, und da wo die Gegend offen wurde, hinderten die hohen Uferbänke der Nallahs den freien Blick. Während des Marsches trafen Depeschen von Lord Ellenborough ein, die sich in der anerkennendsten Weise über das ruhmvolle Verhalten der Truppen aussprachen; deren Inhalt wurde den Truppen bekannt gemacht und erhöhete nicht wenig den kriegerischen Geist derselben.

Nachdem die Truppen einige Meilen marschirt waren[23]), erfuhr der General, daß der Löwe ihm zwei Meilen zur Linken mit all seinen Kräften stünde. Sofort rückten Jacob's Reiter vor, denen sich Napier anschloß und nun den Feind weit über die Ebene in unabsehbaren Linien vor sich sah. Es befanden sich über 26,000 Mann nebst 15 Geschützen, von denen 11 in eine Batterie gebildet waren, ihm gegenüber; die Infanterie stand in zwei Treffen verschanzt, die Cavallerie in Reserve. Der Löwe hatte seinen rechten Flügel an die Phallala gelehnt, welche hier mit Wasser angefüllt war, dahinter ein dichter Shikargah, der eine Umgehung sehr schwierig machte; in der Front lag eine Nallah,

8 Fuß tief und 20 Fuß breit mit hoher Uferbank gleich einem Glacis. Dahinter stand das erste Infanterie-Treffen in 2 Meilen Länge den linken Flügel zurückgezogen, hinter einer andern Nallah; vor demselben lag ein Gehölz, welches ein Trupp Infanterie besetzt hielt. Sämmtliche Cavallerie stand hinter dem linken Flügel in einer Masse, und hinter dem rechten Flügel war das Dorf Dübba oder Naraja stark mit Schützen besetzt und zur Vertheidigung eingerichtet. Zwischen dem rechten Flügel und dem Centrum an dem Dorfe befand sich eine dritte Nallah von 42 Fuß Breite und 17 Fuß Tiefe, deren Ränder gleichfalls zur Vertheidigung eingerichtet und wobei zwei Rampen aufgeworfen waren, damit die Truppen mit Leichtigkeit vor- oder zurückgehen konnten. Hinter dieser Nallah befand sich das zweite Treffen und die feindlichen Geschütze mit Ausnahme eines derselben, welches auf einer Erhöhung stand, um das Bett des Phallala bestreichen zu können. Diese zweckmäßige Stellung war das Werk eines afrikanischen Sklaven, Hoche Mohamed Siedie, welcher wahrscheinlich der Sohn eines Abyssiniers war, der der französischen Armee in Aegypten angehört hatte, an Talent und Geschick seinen Herrn übertraf, an Tapferkeit ihm nicht nachstand und die Seele des Ganzen war. Er befand sich an der Spitze der Siedie's in erster Linie und fiel mit seinen tapfern Genossen mit dem Schwerte in der Hand.

Sobald Napier die Stellung des Feindes erkundet hatte, insofern es das Terrain ihm gestattete, bildete er demselben gegenüber seine Infanterie in einer Linie, den rechten Flügel etwas zurückgezogen, weil er die im Gehölz stehenden Kräfte befürchtete; die Cavallerie auf den Flügeln, die Artillerie zwischen den Intervallen der Infanterie-Regimenter. Seine Stellung war eine sehr beengte, indem die Phallala in großer Biegung die feindliche Armee umgab und sich dann bis auf 2000 Schritte der Straße von Heidrabad näherte und so hinter Napiers rechte Flanke und Rücken hinzog; der feindliche linke Flügel überflügelte seinen rechten mehr als eine halbe Meile. Im Vorgehen kam sein linker Flügel unter das wirksame Geschützfeuer des Feindes, mehrere Leute wurden getödtet, er selbst entkam wunderbar einem Kugelschuß, weshalb er sich veranlaßt fühlte, denselben etwas zurückzunehmen. Es war ihm aller Mühe ungeachtet unmöglich die eigentliche Stellung des Feindes zu erkunden, dreien Offizieren, welche längs der Linie vorritten, wurde es jedoch möglich, die wichtigsten Punkte derselben zu erforschen, um den General davon unterrichten zu können, Napier hielt Dübba noch immer unbesetzt vom Feinde.

Während der General und die Offiziere aus seiner Umgebung diese Auskundschaftung vornahmen, beobachtete Napier mehrere Beludschen, welche, wie es ihm schien, sich auf Dübba eilig hinzogen, um ihren vernachlässigten rechten Flügel zu verstärken. Dies veranlaßte ihn, die Truppen sofort vorrücken zu lassen und wie bei Mianie gingen die Bataillons en échellons vor, das 22. Regiment auf dem linken Flügel, die reitende Artillerie an der Spitze, gedeckt von 2 Regimentern Cavallerie, und gelehnt an die Phallala, welche perpendiculair auf die feindselige Stellung ging[24]). Er hatte sich der ersten Nallah und des Dorfes zu bemächtigen, bevor der Feind dasselbe besetzt hatte.

Es war 9 Uhr Morgens als Leslie's reitende Artillerie gegen den äußersten rechten Flügel vorging, da, wo die erste Nallah in die Phallala mündet, und nun bekam der General das Centrum und den linken feindlichen Flügel deutlich zu sehen; inzwischen waren auch die übrigen Geschütze gefolgt und eröffneten mit der reitenden Artillerie ein verheerendes Kreuzfeuer in die feindlichen Infanterie-Massen. Um dasselbe mit noch größerer Wirksamkeit bewirken zu können, ritt Lieutenant Smith bis an den Rand der ersten Nallah vor, um einen zweckmäßigen Durchgang für seine Geschütze zu erspähen; aber diese Kühnheit kostete ihm das Leben, die Nallah war angefüllt mit Beludschen und „er fiel daselbst wie ein Held“[25]). Das 22. Regiment, auf welches die Sepoys folgten, rückte inzwischen in Angriffs-Colonne vor, zur Linken die Bengal- und Puna-Reiter den Batterien Leslie's zur Unterstützung. Nun fand sich's, daß die Nallah stark besetzt war und daß andere Beludschen dahin eilten den schwarzen Hoche zu verstärken, welcher hier mit seinen Siedies den Angriff erwartete. Seine mit langen Luntengewehren bewaffneten Leute und das eine Geschütz auf dem Hügel lichteten die Reihen des 22., deren Todte und Verwundete den Marsch bezeichneten; die erste Nallah wurde genommen, aber die zweite und größere war noch stärker besetzt und das Dorf zeigte sich von Beludschen angefüllt. Napier war im Begriff die Truppen persönlich in den Kampf zu führen, um durch deren Tapferkeit den Sieg zu erzwingen, den die starke Stellung des Feindes ihm zu erschweren schien, als ihm die Mittheilung wurde, daß die Cavallerie auf dem rechten Flügel zum Angriff vorgegangen wäre. Dies veranlaßte ihn Major Poote zu beauftragen, den Angriff gegen die Nallah zu leiten.

Der General begab sich eilig nach dem rechten Flügel, woselbst die sämmtliche Cavallerie in vollem Jagen über die kleinen Nallahs, dem Feinde ent-

gegenritt, Delamaine an der Spitze des 3. Cavallerie-Regiments und Fitzgerald an der der wilden Sind-Reiter, deren Kriegsgeschrei weit durch die Lüfte drang, zum Siege führten. Da Napier sah, daß ihm keine Gefahr vom Gehölze aus drohete, so überließ er die tapferen Reiter ihrem Schicksale und eilte zurück zum linken Flügel. Hier fand er das 22. Regiment eben im Begriff die erste Nallah zu stürmen, setzte sich an die Spitze der braven Krieger, sie mit belebendem Zuruf anfeuernd. Lieutenant Coote stand zuerst auf der Brustwehr, riß einem Beludsch-Fahnenträger die Fahne aus der Hand, aber indem er dieselbe triumphirend hoch gehoben hielt, sank er schwer verwundet zusammen. Die Soldaten warfen sich nun mit lautem Geschrei auf die in dichtem Haufen hier stehenden Siedies, deren Führer Hoche mit seiner Schaar sich dem Tode weihete. Das mörderische Feuer der britischen Geschütze und Gewehre und das Bajonnet der vordringenden Soldaten wirkte verheerend in den Reihen des Feindes, die tapfersten der Beludschen erlagen hier und der Rest flüchtete sich nach der zweiten und tieferen Nallah; daselbst wurde der Kampf erneuert, blutiger und heftiger, und mit einer Erbitterung ohne Gleichen; aber obgleich die Beludschen mit seltenem Muthe Widerstand leisteten, so mußten sie doch dem an Kraft und Geschick überlegenem Europäer erliegen. Von dem 25. Bombay-Sepoy-Regiment unterstützt, wurde auch diese Nallah genommen und der Feind nun bis zu seinen Reserven und dem Dorfe Dübba zurückgetrieben. Dies Dorf war von den beiden kriegerischen Stämmen der Lagaries und Nizamanies besetzt, die sich in den Häusern verschanzt hatten und Miene machten, den Sieg streitig machen zu wollen. Die beiden Infanterie-Regimenter gingen rechts um das Dorf, während die Cavallerie des linken Flügels durch die Nallah und die Phallala trabten und das Dorf auf der anderen Seite umgingen; hier sahen sie wie die Cavallerie des rechten Flügels die Beludschen, Cavallerie sowohl als Infanterie, vor sich hertrieben, welche in kleinen Haufen aufgelöst sich zu retten suchten. Inzwischen gelang es auch Leslie seine reitende Artillerie vorzubringen, indem die Pionniere unter Henderson in aller Eile Durchgänge aufwarfen. Dübba auf diese Weise isolirt, wurde nun von den nachfolgenden Sepoy-Regimentern bedrohet, wobei das 21. Regiment jeden Beludschen niederstieß und dabei des ermordeten Offiziers gedenkend, ausrief: Innes! Innes!

Inmitten dieses schnellen Vorgehens und wirren Kampfes flog ein Beludsch-Magazin in die Luft und tödtete alle Personen, die den General umgaben, er selbst blieb unberührt, obgleich ihm der Säbel in der Hand gebrochen

war. Nach heftigem Kampfe mußte der Feind auch das Dorf aufgeben, er zog sich in Massen zurück, doch nicht fliehend, sondern gemessen, viele suchten den Indus zu gewinnen, wurden jedoch von der Cavallerie bedrohet und genöthigt sich dem größeren Theile unter dem Löwen anzuschließen, welcher die Richtung nach der Wüste einschlug. Die abziehenden Feinde wurden von den Bengal- und Puna-Reitern unter Major Storny und Capitain Tait einige Meilen verfolgt, viele Feinde erlagen, aber auch die Briten hatten manchen Tapferen zu beklagen und unter diesen Capitain Garrett. Auf dem rechten Flügel waren Fitzgerald und Delamaine dem Löwen so nahe gekommen, daß sie seinen Elephanten und sein Kameel bereits sahen, auf deren einem er sich zu retten suchte und dessen Person sie sich entweder bemächtigt oder ihn getödtet haben würden, wenn nicht Oberst Pattle die Verfolguug einzustellen befohlen hätte, aus Furcht seine Cavallerie zu sehr zu zerstreuen. Der Löwe entkam, um den Krieg noch einmal zu beginnen.

Die Schlacht bei Heidrabad, wie sie genannt wird, hatte 3 Stunden gedauert, die Sieger verloren 270 Mann, darunter allein 147 Europäer des 22. Regiments; der Feind verlor 5000 Mann und unter ihnen Hoche und 3 große Häuptlinge, allein 800 Todte lagen in den Nallahs und in der Dübba, keine Jünglinge, sondern alles Männer von gereiftem Alter und kräftigem Körperbau. 2000 Bogenschützen trafen erst nach der Schlacht ein und zerstreuten sich, als sie den Verlust der Schlacht hörten. 17 Fahnen, 15 Geschütze fielen den Siegern in die Hände und 13 verwundete Gefangene; denn die Beludschen nahmen keinen Pardon und wollten keines geben. In diesem Kampfe von Mann gegen Mann erlagen der gewaltigen Hand von Fitzgerald 5 tapfere Beludschen, M'c Murdo bezwang 2 in ritterlichem Streite, verwundete einen dritten tödtlich, dessen Hieb auch ihn gefährlich traf, andere Offiziere zeigten gleiche persönliche Tapferkeit, aber den merkwürdigsten Kampf bestand ein Sepoy, der gegen fünf mit ihren Schwertern auf ihn anstürmende Beludschen sich vertheidigte und sie alle niederstieß.

Nachdem alle Vorkehrungen für die Verwundeten getroffen und die Truppen von neuem geordnet waren, setzte sich Napier nach 8 Stunden wieder in Marsch den Löwen zu verfolgen, welcher sich gegen Mirpur zurückgezogen hatte, denn ungeachtet die Truppen bei einer Hitze von 110 Grad S. über drei Stunden gefochten hatten, vorher 10 Meilen marschirt waren, so wollte er den, ihm noch beinahe vierfach überlegenen Feind, welcher die Wüste und

darin Mirpur und Amerkote besaß, nicht zur Besinnung kommen lassen. Ohne Aufenthalt wurden 20 Meilen zurückgelegt, auf dem Marsche an zwei befestigten Stellungen vorüber, welche der Löwe nicht mehr Zeit gehabt hatte zu besetzen, und am andern Tage, nach einem Marsche von 40 Meilen standen die Puna-Reiter vor den Thoren von Mirpur. Der Löwe verließ eilig seine Hauptstadt, floh mit seinen Schätzen und seiner Familie nach Amerkote; Mirpur öffnete die Thore und die Einwohner, meist Hindus und Sinder, hießen die Engländer willkommen. Sein Besitz, als ein fester, schwer zu nehmender Ort und reichlich versorgt, war ein großer Vortheil und gab der Kriegführung eine günstigere Wendung, indem dadurch dem Partisankampfe die Hauptstütze entnommen war.

Dennoch erforderte Napiers Lage die größte Vorsicht, indem das Steigen des Indus täglich zu erwarten war, wodurch dann das überschwemmte Land keine Truppenbewegungen mehr gestattete[26]). Deßhalb nahm er eine solche Aufstellung mit dem Hauptcorps, daß er sich in kürzester Zeit nach Heidrabad zurückziehen konnte, schickte die Sind-Reiter und die Kameelbatterie unter Whitbie und das 25. Sepoy-Regiment unter Major Woodburn gegen Amerkote, er selbst blieb in Mirpur. Eine Aufforderung an den Amir, Shere Mohamed den Löwen, sich unter denselben Bedingungen zu ergeben, wirkte auf dessen moralische Kraft niederschlagend, ohne ihn jedoch zur Niederlegung der Waffen zu vermögen. Da trafen Berichte, daß der Indus schnell und gewaltig anschwelle, ein, weßhalb an Whitbie der Befehl erging, zurückzukehren; er empfing den Befehl in dem Momente, als ihm auch zugleich die Nachricht wurde, daß der Löwe Amerkote verlassen habe. Lieutenant Brown übernahm es den General schnell davon in Kenntniß zu setzen, ritt bei 130 Grad S., den glühendsten Sonnenstrahlen ausgesetzt. nach Mirpur, erhielt hier die Erlaubniß des Generals, Amerkote besetzen zu dürfen und eilte ohne Rast zurück; mithin 80 Meilen in 16 Stunden. Am 4. April standen die Truppen vor Amerkote, welches 10 Tage nach der Schlacht in den Besitz der Briten kam; der Löwe war nach dem Norden geflohen, sich in den wüsten Ländern zu erholen. Bei allen diesen Anstrengungen zeigte sich eine Hingebung und eine gegenseitige Aufforderung unter den Truppen, sich die Entbehrungen und die Mühen zu erleichtern, welche an die erhabensten Beispiele früherer Zeiten erinnerte; so überließen die Sepoys in der Wüste den vor Durst aus Erschöpfung niederfallenden Soldaten des 22. Regiments das wenige Wasser, ja erboten sich, diesen, denen die Hitze die

Kräfte zu rauben schien, die Waffen zu tragen, ungeachtet sie selbst verwundet waren. Am 8. April befand sich Napier wieder in Heidrabad, nachdem er in 16 Tagen mit 5000 Mann einen Feind von 26,000 Mann geschlagen, zwei Festungen genommen hatte und 200 Meilen marschirt war.

Nach diesem Siege wurde Napier zum Gouverneur des Sind ernannt, unabhängig von Bombay, und die 11 Amire eingeschifft, um in jenem Orte ihre Tage zu beschließen, aber ihre Frauen weigerten sich, sie zu begleiten, erklärend, daß das unmenschliche Betragen ihrer Herren es ihnen wünschenswerth mache, zu ihren Familien zurückzukehren [27]). Mehrere der Häuptlinge gelobten Unterwerfung und Treue, und unter diesen Wallah Chandia, der mächtigste am rechten Ufer des Indus, welcher über 10,000 Waffenfähige gebieten konnte; ihm folgten andere Häuptlinge, unter andern der räuberische und achtzigjährige Jam der Jokens in den Ebenen des westlichen Delta und in den Vorbergen des Hatagebirges, deßgleichen Mir Mohamed Khan von Khyrpur und ein anderer Talpur-Sirdar, und Ahmed Khan, das Haupt der Lagaries am rechten Indusufer. Nächst der Unterwerfung der verschiedenen Häuptlinge war es des Generals Sorge den Plünderungen der sich auflösenden Soldateska und selbst denen seiner bewaffneten Lagergehilfen vorzubeugen, welche den Landmann zu berauben suchten.

Inzwischen bewachte Napier auf's sorgsamste die Bewegungen des Löwen in der Wüste, welcher noch über gegen 8000 Mann nebst 4 Geschützen befehligte, im Delta hielten die Plünderer einige Forts besetzt und beunruhigten das Land, andere gaben sich für Truppen des Amirs aus und bedroheten die Distrikte östlich vom Delta. Napier beschloß deßhalb den Löwen zu vernichten. Ali Murad, dem Chamberlaine mit seinen Reitern beigegeben wurde, erhielt Befehl von Rorie aus dem Löwen das Entkommen nach dem Peng'âb und nach Shah Ghar zu Rustam's Sohn unmöglich zu machen; Fitzgerald wurde gegen die Wüste vorgeschickt und Oberst Roberts mußte am rechten Indusufer mit 1500 Mann und einer Batterie nach Sehwan vorrücken, und sich aller Boote bemächtigen, um dem Löwen das Entkommen über den Fluß unmöglich zu machen. Shere Mohamed, den die Sinder jetzt den „Jangle-Wallah" nannten, weil er als Herr des wilden Jangles bis Ende April sich daselbst aufhielt, begab sich in den ersten Tagen des Mai 50 Meilen nördlich von Mirpur und 60 von Heidrabad nach Khunhera. Seine Familie befand sich in den Lükkiebergen, am rechten Indusufer, die dortigen Stämme für seine

Sache zu gewinnen, und sein Bruder Shah Mohamed stand mit 2000 Mann und einigen Geschützen am rechten Ufer; Rustam's Sohn eröffnete die Feindseligkeiten und die Horden im Delta nahmen eine bedrohliche Haltung an, alle Vorbereitungen nach Kütch unterbrechend. Dem Löwen den Uebergang unmöglich zu machen, war des Generals Sorge, weßhalb ein Dampfboot den Indus entlang schiffte, um alle Boote mit Bewaffneten zu vernichten, denn da Roberts am 29. Mai Sehwan erreichte, so war des Löwen Absicht, sich nach den Lükkiebergen zu begeben, unmöglich gemacht worden. Am 8. wurde des Löwen Bruder von Roberts überfallen und gefangen genommen; aber am 9. ging derselbe über den Indus, wogegen Jacob von Mirpur und der General von Heidrabad aus vorgingen, alle drei gegen Shah-i-Khauta, wohin sich der Löwe zurückgezogen haben sollte; aber dieser vom Annähern seiner Feinde bedrohet, hatte sich längs dem Flusse gegen die Wüste gezogen. Seit diesem Tage begannen nun durch die verschiedenen Corps die Umkreisungsmärsche gegen den Löwen, die Hitze war so furchtbar, daß die Märsche, so viel es sich thun ließ, des Nachts unternommen wurden, die Soldaten mußten, um sich vor dem Sonnenstiche zu schützen, in den Zelten nasse Tücher auf dem Kopfe tragen. Napier erlag selbst eines Tages und mit ihm 33 europäische Soldaten, von denen die meisten starben, einem Anfall und ihn rettete nur ein Aderlaß und die freudige Kunde, daß Jacob des Löwen Truppen geschlagen habe und zerstreuet und er selbst mit nur 8 Leuten geflohen sei. Nach diesem Siege ergab sich auch der Sirdar Mohamed. Der Löwe entkam zu seiner Familie, dann zu den Khelat-Beludschen und endlich zu den Affghanen nach Kandahar; hier seiner meisten Schätze beraubt, suchte er Schutz bei den Bughtiers, wurde eine Art Straßenräuber und floh, seines Lebens bedrohet, nach Lahore, wo er im Müßiggange unterging.

So endete einer der merkwürdigsten Feldzüge, welche je in Indien geführt worden sind, dessen glorreiche Resultate allein dem großen Feldherrn Napier zu danken sind, und dessen rücksichtsvolle und weise Maßregeln dieses reiche und seit Jahrhunderten von Bürgerkriegen und einer abscheulichen Tyrannei verwüstete Land, dem britischen Reiche als eine der glücklichsten und zufriedensten Provinzen erhalten hat.

Während Napier mit der einem Reformer und Verwalter eigenen Umsicht den Sind zu beruhigen und zu ordnen suchte, waren es allein die räuberischen Stämme der Gebirge, dem Khan von Khalat verbunden, welche die

Grenzen beunruhigten, und unter diesen war es besonders der Gebirgs- und Räuberhäuptling Biegar Khan; welcher eine so herausfordernde Haltung nahm, daß Napier den Winter 1845 benutzen wollte, sich desselben zu bemächtigen. Hierbei war es seine Absicht, die Gebirgsbewohner zusammenzutreiben, indem unter jenen Stämmen keine Einigkeit herrschte, weil jeder Clan nur sein besonderes Interesse im Auge hatte. Dieser für den kleinen Gebirgskrieg höchst lehrreiche Feldzug begann den 11. Januar 1845 und dauerte bis zum 8 März. Napier bediente sich dazu gegen 7000 Mann aller Waffengattungen, darunter die irregulären Reiter des Major Jacob, und außerdem schloß sich Ali Murad freiwillig dem Zuge mit 4000 Beludschen an. Sobald Biegar den Sturm kommen sah, floh er mit seinen Anhängern und Familien in die Bhugtieberge und das Unternehmen hätte scheitern können, wenn es nicht Major Jacob gelungen wäre, den Mürrie-Stamm zu vermögen, den Flüchtigen den Durchzug zu verweigern.

Am 13. ging Napier nach Shikarpur und Jacob nach Larkâna und Wüllie Chandia; der Feind stand bei Shapur und da sich am 14. der Mürrie-Clan für Napier bewaffnete, so wurde Jacob angewiesen, die linke Flanke des Feindes zu umgehen und sich nach Uch zu wenden, damit der Rückzug auf Zürie Khushta gesichert blieb. Inzwischen begab sich Napier den 15. Januar nach Khangür, während zu seiner Linken Jacob am 14. einen sehr langen Marsch durch die Wüste und beinahe ohne Wasser nach Büshorie zu machen hatte. Der Feind blieb noch in Shapur, welches 35 Meilen vor Napiers Front lag, und während Jacob sich dahin bewegte, dirigirte Napier den Capitain Salter mit 2 Geschützen und 250 Pferden auf Uch, um dem Feinde den Rückzug dahin unmöglich zu machen und ihn zu zwingen, die Richtung nach Pulagie zu nehmen.

Am 16. hörte Napier, daß der Feind sich mit all seinen Kräften bei Uch befände, was ihn veranlaßte, Salter wieder an sich zu ziehen und sich selbst dahin in Bewegung zu setzen; aber auf seinem Marsche kam ihm die Kunde, daß Salter den Feind bereits geschlagen, mehrere der Häuptlinge getödtet habe und daß das Land voll der schönsten Heerden sich befände. Napier blieb halten, obgleich er nur 5 Stunden vom Feinde entfernt war, um Nachrichten abzuwarten; diese trafen von Jacob ein, welcher die Bhugties bei Shapur geschlagen und 60 Mann gefangen genommen hatte; als der Feind die Kanonade von Uch hörte, floh er in die Berge. Sofort setzte sich Napier (den

(17. Januar) nach Shapur in Marsch; wobei er in der Nacht einen Ritt von 70 Meilen machte! Hierdurch kam er in den Besitz von Pulagie, woselbst sowie in Lherie und in Uch seine Cavallerie untergebracht und Magazine in Shapur angelegt wurden. Napier wartete in Uch auf seine Infanterie, sobald dieselbe eingetroffen war, begab er sich den 18. nach Shapur und erfuhr hier, daß Biega sich südlich gewandt hatte. In Folge dessen erhielt Jacob den Auftrag, mit 2 Geschützen und 600 Pferden die Pässe zu Lherie und Pulagie festzuhalten; während er selbst sich nach dem Gundie-Paß wandte; das Kameel-Corps mit 2 Geschützen und 400 Pferden ging von Uch nach Juranie und der Häuptling Wüllie Chandia von Pulagie gegen Tonge.

Napier hatte sich den 20 wieder nach Uch zurückbegeben und rückte von dort mit dem ganzen Corps am 25. in der Nacht nach Jurie Kashta, ein tiefer sandiger Marsch von 21 Meilen, zu welchem die Truppen 12 Stunden bedurften und so ermüdet waren, daß der General einen Ruhetag machen mußte. Am 27. nach Jaranie mußten in noch tieferem Sande und unter den schwierigsten Umständen 23 Meilen zurückgelegt werden, den 28. ging es durch die kurz auf einanderfolgenden Defileen von Lallie und Jümmück, welche nur vermöge eines Umweges von 30 Meilen umgangen werden konnten. Napier marschirte nun im Thale, 6 Meilen östlich vom Lalliepaß durch den Paß von Gandue; dieser wurde in der Eile befestigt, damit er seine Verpflegung sicher heranziehen konnte.

Nachdem dies bewerkstelligt worden war, setzte er sich den 8. Februar nach Sebrie und Rasted in Marsch und blieb dann zwischen dem Jümmück- und Lalliepaß, um die Unterhandlungen mit den Häuptlingen leiten zu können, und um es den Stämmen der Damkies, Bughties und Jackranies unmöglich zu machen, sich nach Multan flüchten zu können. In diesem Gebirgslande, wo er mit den Schwierigkeiten der Verpflegung zu kämpfen hatte, und wo er besonders den Mangel an Wasser bitter fühlte, kam am 16 Februar Abends, als Menschen und Thiere vor Durst zu verschmachten schienen, plötzlich durch die Mitte des Lagers ein Wasserstrom, einige sechszig Fuß breit und zwei Fuß tief, von den Bergen herab, zwischen den von Erstaunen erfaßten Kriegern sich Bahn brechend. „Wie viele Phänomene sind nicht in diesem Lande, ruft Napier dabei aus, welche wie Mirakel erscheinen“ [28]). Da sich die Unterhandlungen zerschlugen, so marschirte Napier den 20. Februar nach Shore, den 22 nach Tusu, vor welchem der 20 Meilen lange und von ganz senkrechtem Fels

eingefaßte Gujrupaß lag; auf dessen Höhen wegen der vielen Einschnitte keine Truppen marschiren konnten. Den 23. erreichte er das Fort Dehra, das Raubnest seines Feindes, mit 8 Thürmen aus Thonerde errichtet und umgeben von einem prachtvollen und fruchtbaren Thale mit dem köstlichsten Trinkwasser. Nachdem die Einrichtungen zur Verpflegung geordnet waren, rückte er den 1. März nach Trukkie, woselbst die feindseligen Häuptlinge, aller Verbindung und der Möglichkeit mit Sicherheit zu entkommen, beraubt, den 4. März mit dem Koran auf ihren Häuptern erschienen, um sich mit dem General zu verständigen. Die Unterhandlungen schlugen fehl; aber Tags darauf unterwarfen sich alle außer Bieja, dieser wurde indeß den 8. März gefangen und der merkwürdige Gebirgskrieg aufs erfolgreichste beendigt.

Wir haben Napier als Feldherrn auf seinen Kriegszügen verfolgt, was dieser merkwürdige Mann für die Verwaltung des Sind geleistet hat, werden wir in dem folgenden Abschnitte kennen lernen. Nach beinahe 6 Jahren eines beweglichen Lebens, wo Körper- und Geisteskräfte aufs gewaltsamste in Anspruch genommen worden waren, mußte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach England zurückkehren.

Sir Charles Napier, der Sohn eines ausgezeichneten Offiziers, aus einer alten schottischen Familie entsprossen, war der zweite von drei Brüdern, die an Character, Geist und Talenten zu den bedeutendsten Militairs ihrer Zeit gehörten. Unser Held war von kleinem und schmächtigem Körperbau, aber von einer Kraft und Ausdauer, wie sie nur den stärksten Naturen eigen ist, so zäh und nachhaltig, daß die Kräftigsten den Anstrengungen des Krieges erlagen, wenn er noch mit voller Frische geistigen Beschäftigungen nachgehen konnte. Aus seinen scharf und edelgeformten Gesichtszügen, der offenen Stirn und gebogenen Nase und aus dem lebhaften und geistvollen Auge sprach eine mehr südliche Natur, Niemand hätte in ihm den Schotten gesucht. In Bewegung und Rede lebhaft und bestimmt, ja befehlend, warf er zu Zeit das Haupt auf die Seite und verzog ein wenig krampfhaft den Mund, eine nervenhafte Zuckung, die ihm in Folge einer Verwundung geblieben war. Aber wenn man den kleinen Mann ruhig beobachtete, ihn sprechen und anordnen hörte, so wurde man unwillkürlich von ihm eingenommen; man fühlte, daß er den meisten Menschen überlegen war. Napier kannte seine Ueberlegenheit und war sich dessen bewußt, was nicht gut war; es schadete ihm, daß er es auch denen fühlen ließ, die ihm vorgesetzt wie denen, die ihm untergeben waren, wenn sie nicht seine

Meinung oder seine Auffassung der Dinge theilten. So kam es, daß er nur diejenigen um sich dulden konnte, sich ihnen hingab und sie liebte, die seine Denk- und Auffassungsweise theilten [29]).

Kaum hat die britische Armee einen General gehabt, welcher so warm und rücksichtsvoll das Interesse und das Wohl des Offiziers wie des gemeinen Soldaten im Auge hatte, als Napier, daher diese ihm auch mit Leib und Seele zugethan waren, und wer unter ihm gefochten, Gefahren mit ihm getheilt hatte, fühlte sich sicher, welch' ein Kampf es auch sei, als Sieger heimzukehren. Den Indern erschien er wie ein übernatürliches Wesen, weßhalb seine Feinde ihn den „Shaitan-ka-Bhaie" des großen Teufels Bruder nannten. Der beste Gatte, der liebevollste Vater und der treueste Freund, konnte er dennoch widerfahrene Kränkung schwer vergessen, eine Folge des Starren, Festen und Unnachgiebigem in seinem Charakter.

Napier war nächst dem Herzoge von Wellington sicher der größte General seiner Zeit, auch besaß er viel von seinen staatsmännischen Tugenden, Menschenkenntniß und die seltene Gabe der Colonisirung, wie seine Maßregeln als Gouverneur des Sind beweisen. So sehr er an Anderen das Große und Edle anerkannte, so täuschte er sich, sobald seine Eitelkeit berührt war, und einer der wenigen Schatten in seinem Leben ist das Verhältniß dem Major Outram gegenüber. Gleich allen großen Geistern sah er schärfer die Gebrechen seines Standes und seiner Zeit, deßhalb seine Befürchtungen und seine Warnungen, die man bei seinem Leben belächelte und verhöhnte, in unseren Tagen aber wie prophetische Weissagungen aufgenommen worden sind. Sein Vaterland hat ihm nicht die Anerkennung und die Ehren zu Theil werden lassen, auf die er mehr als die Meisten vor ihm ein Recht hatte, weil er den herrschenden Männern und den Parteiführern mit einer an Verachtung gränzenden Offenheit die Wahrheit sagte; hieraus ergab sich's, daß er den Vornehmen auf Kosten des Niedern herabzog, so aristokratisch und so loyal er sonst war. Nach einer fünfjährigen Verwaltung des Sind verließ Napier jenes von Kriegen und inneren Spaltungen zerrissene Land im tiefsten Frieden, blühend, die Bewohner zufrieden, ja glücklich, und begleitet vom Segen seiner früherer Feinde und vermißt von seinen Truppen.

--- -- ---

Geographische Lage des Sind; der Indus, Schilderung der Bewohner im Sind und der nachbarlichen Stämme.

Im äußersten Nordwesten, gleichsam als Grenzscheide zwischen dem eigentlichen Indien und Central-Asien, erstreckt sich in einer Länge von 400 Meilen, in seinem oberen Theile kaum 40 Meilen, im untern 200 bis 250 Meilen breit, das sogenannte Aegypten Indien's. In Lage, Clima und geographischen Eigenthümlichkeiten jenem an Fruchtbarkeit unerschöpflichen Lande sehr ähnlich, empfängt der Sind zwar wie jenes von einem der Weltströme, der es in ganzer Länge durchfließt, seine befruchtenden Wasser, aber nicht in so reichem Maaße. Er ist im Westen und Norden von den Khelat-Staaten und im Nordosten und Süden von Multan, Bhawalpur, den Besitzungen von Ali Murad, Jaisalmere, Balmair und Kütch begränzt; der größere Theil dieser Grenzländer sind Wüsten. Sein Flächeninhalt umfaßt 57,532 Quadrat-Meilen, und mit dem Mir Ali Murad gehörigen Theile 60,240 Quadrat-Meilen [30]). Der Boden ist ein thoniges und lehmiges, mit Salz und Sand vermischtes Erdreich, an einigen Stellen so zäher Natur, daß er, der Sonne ausgesetzt, sehr hart und weiß wird; jedoch im unteren Sind nicht so fruchtbar, als man bisher voraussetzte. Die in Cultur gesetzten Theile, welche nur vermöge der Bewässerung ertragsfähig gemacht werden können, zeigen einen fetten Alluvialboden.

Das Clima ist gesund, die Luft trocken, ohne jedoch den Lungen schädlich zu sein; der Winter ist erfrischend von 45° F. bis 76° F., der Sommer jedoch heißer als im übrigen Indien (von 100—110° F.), für den Europäer beinahe unerträglich, indem Regen nur selten die Luft abkühlt, oft nur wenige Stunden in einem Jahre, aber dann mit furchtbarer Heftigkeit. Während der Zeit der Ueberschwemmungen im April, Mai und Juni stellen sich Fieber und Dysenterien ein, an denen die Bewohner des Delta besonders leiden, und deßhalb schon früh das Ansehen hoch betagter Menschen bekommen.

Es werden achtundachtzig verschiedene Früchte im Sind gewonnen, unter den zehn Kornarten sind Weizen, Gerste, Bajri, Jowari und Reis die vorzüglichsten, sieben Arten Hülsenfrüchte besonderer Art gedeihen, sechs Oelpflanzen, viele

Gemüsesorten, Melonen und Gurken der mannigfaltigsten Art, sechs Pflanzen zum Färben, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo und Taback und einundzwanzig verschiedene Früchte und medicinische Pflanzen; Opium darf nicht gewonnen werden. Es sind zwei Ernten im Sind, die „Rübia" oder Frühjahrsernte wird von August bis Oktober gesäet und im Februar und März geerntet; und die „Kharief" im Mai und Juni gesäet und im Oktober und Anfangs November eingeerntet.

Die alten Hindus hatten sechs „Ritus" oder Jahreszeiten: Winter, Frost-, Frühjahrs-, heiße-, Regen- und kalte Monate; die heutigen Hindus haben nur drei Jahreszeiten, jede von vier Monaten: den Winter, Sommer und den Monsun oder die Regenzeit. Die Sinder dagegen nur zwei Jahreszeiten: die Siyaro oder die kalte Jahreszeit von Aßu (Oktober) bis zum Phaggüm (März), und der Unhálo oder Arhár, die heiße Jahreszeit, begreifen die anderen sechs Monate[31]).

Der Indus oder Sind, auch Attock genannt, hat diesem Lande seinen Namen und sein Leben gegeben; denn ohne ihn würde der Sind eine heiße Wüste sein, aber vermöge seiner den Boden belebenden und befruchtenden Wasser wird das Land bis weit von seinen Ufern in die segensreichsten Landstriche verwandelt, wo Kornfelder ihre schwerbeladenen Aehren bis zu 14' Höhe in aller Ueppigkeit erheben! Sein Lauf beträgt in gerader Linie von Attock bis zum Meere 648 Meilen, die vielen Biegungen eingerechnet sind es 942 Meilen. Von Attock bis Kalabagh heißt er der Attock, von Kalabagh bis Bakkar nennen ihn die Bewohner den oberen Sind oder Indus, und von Bakkar bis zum Meere den untern Indus. In trockener Jahreszeit wechselt seine Breite von 480 bis 1600 Schritte, von Bakkar bis zum Meere durchschnittlich 680 Schritte: bei Heidrabad hat er 616 Schritte Breite und durchschnittlich 12' Tiefe, während der Zeit der Anschwellung dagegen 18 bis 20'. Diese wird geringer, je näher seinem Ausflusse, wenn dieselbe bei Sakkar 15' und mehr beträgt, so ist sie bei Heidrabad nur noch 8 oder 9'. Ebenso vermindern sich auch die befruchtenden Schlammtheile seiner Wasser, während bei Sakkar noch 10 und mehr Procent sich finden, sind es bei Tatta nur 5 Procent. Bei hohem Wasserstande beträgt seine Tiefe 24', in trockener Jahreszeit 9 bis 15', abweichend ist die Strecke zwischen Attock und Kalabagh, wo bis zu 180' Tiefe sondirt worden sind. Seine Stromschnelle ist bei hohem Wasserstande sieben Knoten in der Stunde, bei niedrigem drei Knoten, überall wechselnd, bald mehr,

bald weniger schnell und seine ewig fortströmenden Quellen senden jährlich über 150 Millionen Tonnen Wasser und 8536 Millionen Quadratfuß Schlamm in's Meer [32]). Die Temperatur auf seinem Strome ist am Höchsten im Juni (101° F.) und am niedrigsten im Februar (69°); die Temperatur des Wassers ist im Juli und August beinahe immer gleichmäßig bis 88° F. und am niedrigsten im Februar, wo sie bis auf 64° F. fällt. Sein Wasser, vermöge Alaun vom Schlamme gereinigt, ist ein köstliches und crystallhelles Trinkwasser.

Von seinem Eintritt in den Sind, ungefähr 25 Meilen östlich von Bakkar, entsendet er bis unterhalb Tatta verschiedene Zweige ab, welche jedoch vom Oktober bis Mai beinahe trocken sind. Am rechten Ufer kurz vor Sakkar ist es der Sinde oder Sind-Canal, welcher bis jenseit Shikarpur geht, dann kommt die westliche Narra, welche sich mehrere Meilen unterhalb Sakkar in den Münchar-See ergießt und aus diesem sich vermöge des Aralflusses bei Sehwan wieder mit dem Indus vereinigt; der Aral wechselt seinen Stromlauf nach den Jahreszeiten, so, daß er entweder dem See die Wassermasse entführt oder ihm Wasser zuführt. Da dieser See von sehr beträchtlichem Umfange ist, so vermag die Narra die Wasserfläche desselben nicht gleichmäßig zu heben und erreicht, bevor der See gehörig gesättigt ist, bei Sehwan eine ungewöhnliche Höhe. Von diesem Orte fließt der Indus hart am Fuße der Lükkieberge nahe Tatta vorüber, wo sich oberhalb der Stadt der Küllürie-Canal und der Brigharamm abzweigen; dieser vereinigt sich mit der Gharra.

Am linken Ufer treffen wir zuerst auf die Narra, dann oberhalb Halla auf einen Zweig, der vor Zeiten der Hauptarm des Phittaflusses war und sich heute in einen See ergießt, von welchem mehrere Canäle ausgehen. Acht Meilen oberhalb Heidrabad fließt der Phaleli, Phallala oder Fallailie, früher ein breiter und reißender Strom, der zwanzig Meilen unterhalb Heidrabad zwischen den Bergen sich hinzog und mit dem Indus unweit Jerück wieder vereinigte; aber er wurde künstlich in die Günie geleitet und sein alter Lauf besteht nur noch als Canal. Die Günie geht bis gegen Wünga Bazar, wo sie sich dann in viele kleine Canäle verliert. Ungefähr zwanzig Meilen unterhalb Heidrabad geht die Pinyarie aus dem Indus ab, wendet sich dann einem See von beträchtlichem Umfange zu, der in der Pergana von Manyer liegt, bekommt hier den Namen Gürgie, fließt nun in tiefem Bette mit geringem Falle nach Moghüllin und ist daselbst von dem Seewasser durch ein anderes großes Süßwasserbett getrennt. Von jenem See ist der künstlich angelegte Hadji-Canal

abgeleitet, der sich mit dem Süttah vereinigt und dann durch schwammige Ländereien in's Tidalwasser geht.

Von Heidrabad bis zum Meere sind es nur noch 74 Meilen, welche der Hauptstrom des Indus mit 3 bis 4 Meilen bei gewöhnlichem Wasserstande zurücklegt; unterhalb Tatta beginnt das Delta, durch welches sich nun seine Masse in mehreren Armen dem Meere zuwendet. Die vorzüglichsten dieser Ausflüsse sind der Hüjamrie, der Kükiwarie, der Tietiah und der Khoriestrom. Das von ihnen gebildete und eingeschlossene Delta erstreckt sich zwischen der östlichen und westlichen Ausmündung des Indus und der Seeküste 125 Meilen in nordwestlicher Richtung, ist flach, meist mit Mangrovbüschen bewachsen, und mit Ausnahme eines 25 Meilen langen, moorigen und schmalen Landstrichs, der vom Sierizweige sich abwendet, und gänzlich kahl ist, überall bewohnt, es ist in seiner ganzen Ausdehnung den Ueberschwemmungen der Fluth ausgesetzt.

Es ereignen sich gewöhnlich in einem Jahrhundert zwei bis drei sehr gewaltsame hoch anschwellende Ueberschwemmungen; die letzte trat zur Zeit des großen Erdbebens in Kütch im Jahre 1819 ein. Der Fluß stieg in seinen Hauptausflüssen mehrere Fuß über seine gewöhnliche größte Höhe und ergoß sich gleich einer brausenden Fluth und mit so gewaltsamer Heftigkeit, daß die seinen Ufern zunächstgelegenen Dörfer weggeschwemmt und an vielen Orten die Ernten gänzlich vernichtet wurden. Bei dieser Gelegenheit änderte der Fluß seinen Lauf, der Settaarm öffnete sich mehr und mehr, und da die andrängenden Wasser diesen Canal mit jedem Jahre mehr erweiterten, so wandte sich auch endlich der Hauptstrom in die Setta und verließ den Büggaur-Arm gänzlich, aber nicht in derselben Richtung, sondern erzwang sich einen eigenen Durchgang mehr direkt durch mehrere Wasserbuchten, durch die Mugrah und Nair in die untere Garah und öffnete sich dann eine neue Mündung, die heutige Kükewarie.

Das Delta zunächst dem Meere ist während der Fluth bis auf vier Meilen landeinwärts unter Wasser und zeigt sich noch zwei Meilen weiter schwammig, aber diese überschwemmten Strecken bilden überaus fruchtbare Weideländer, beinahe ganz ohne Buschwerk, gewähren sie zahlreichen Büffelheerden die nahrhaftesten Weiden. In diesem Theile des Delta zeigt sich fortwährend eine große Regsamkeit, jeder kleine Wasserarm ist mit Booten angefüllt und Grasschneider sind eifrig beschäftigt das Gras für die Heerden entfernter Dorf-

schaften einzuernten und in die Boote zu verpacken. Obgleich diese Grasart, welche 16 bis 18 Zoll Höhe erreicht, grob und stechend ist, und nur nahe dem Meere gewonnen werden kann, so liebt es dennoch das Rindvieh seines salzigen Geschmackes wegen und gedeiht dabei außerordentlich; weiter im Lande ist diese Grasart mit einer kleinen, kriechenden Strauchpflanze so eng verwachsen, daß es nicht mehr von derselben gesondert werden kann. Diese für die Rindviehzucht so ergiebigen Theile des Deltas ziehen sich bis gegen zwölf Meilen von der Meeresküste in's Land, dann beginnen beinahe undurchdringliche Jangles aus Tamarisken und Babul (mimosa arabica) bestehend, die einen großen Theil des oberen Sind bedecken[33]).

Wenn die Heerden kräftiger Büffel den Reichthum dieser Gegenden verkünden, zu denen noch das Kameel und eine kleine ausdauernde Pferderace (tattui) gehören, weidet sich das Auge gern an den vielen Tausenden der mannigfaltigsten Vogelarten; denn bald trifft man auf Schaaren wilder Gänse, Pelikane, Flamingo's, Kraniche, Störche und Kiebitze; oder auch Enten der verschiedensten Gattungen und vieler anderer Vögel des buntesten Gefieders. Im Winter sind die Felder mit dem Kallam, einer Art Trappe, mit schwarzen und grauen Rebhühnern, Wachteln und grünen Papageyen bedeckt; und in den Jangles findet der Jäger wilde Schweine, Hirsche (untern andern den Hirsch mit dem Schweinskopf), Schakals, Leoparden, Tigerkatzen, den Luchs, Hasen 2c. Wogegen der Fischer sich mit dem Fangen des Pulla, Müllet, der Otter und der Schildkröte seinen Erwerb verschafft; auch Wasserschlangen von ungewöhnlicher Länge sind zu finden.

Noch vor fünfzig Jahren mündete der Indus in zwei großen Armen, dem Büggaur und der Setta, und diese beiden, wie noch neun andere der kleineren Ausflüsse waren schiffbar; aber heute sind alle diese Zweige zerstöret, Sandbänke oder andere und neue Arme haben dem Delta eine ganz andere Gestalt gegeben. Von allen Ausflüssen sind nur noch der Hüjamrie, Kükjwarie oder Kediwarie, Tietiah und Khorie die einzigen, welche schiffbare Eingänge besitzen Der Kükjwarie, auch Gora genannt, welcher mit dem Wanyaniearme in Verbindung steht, ist der eigentliche Hauptstrom des Indus; er trennt sich vom großen Flußbette sechszehn Meilen unterhalb des Zusammenflusses und ist mit dem Hüjamrie vermöge des Rahpuraarmes verbunden und geht vier Meilen südöstlich von demselben in's Meer. Zur Fluthzeit hat er eine Meile Breite,

sonst die Hälfte, und sein ungefähr 600 Schritte breiter und schiffbarer Canal hat von 9 Fuß bis 4½ Faden Tiefe.

Der Hüjamrie trennt sich vom Hauptstrome ungefähr 22 Meilen, bevor er sich als selbstständiger Arm unter schlangenartigen Windungen dem Meere zuwendet, hier ist er noch 600 Schritte breit, seine gewöhnliche Tiefe 9', zur Fluthzeit 13', jedoch von schwieriger Einfahrt, weil Sandbänke vor derselben liegen. In der Höhe von Varie Gorah hat er 17' Tiefe, seine größte Tiefe sind 5 Faden, seine geringste 8'. Die Fluth, welche die Wasserhöhe bei Varie Gorah bis zu 3½ Fuß hebt, ist bei Tatta kaum 3 Zoll. Es war der Hüjamrie vermöge dessen das Dampfboot „Indus" im Jahre 1836 vom Meere aus in das Indusbett einlief, denn der Goraharm, durch welchen Burnes eindrang, war damals schon wieder versandet.

Der Khorie oder der östlichste Arm des Indus trennt den Sind von Kütch, bildete einst den unteren Fallailie, wurde jedoch im Jahre 1819 in Folge des Erdbebens ein selbstständiger Arm und zwar der weiteste von allen, indem er bei seinem Eintritt in's Meer 6 Meilen Breite hat; von Kotasier an beginnt er sich zu verengen, bis er nach einem Laufe von 39 Meilen bei der befestigten Stadt Lükpüt nur noch 200 Schritte Breite hat und so wasserarm ist, daß man, wenn sein schwammiger Boden es nicht verhinderte, unbeschadet durchgehen könnte. Die Seeküste vor dem Delta ist von Sandbänken durchzogen, deren einige zur Zeit der Ebbe trocken liegen, das Meer selbst noch so flach, daß 8 Meilen von der Küste entfernt, kaum 5 Faden Tiefe sondirt werden. Zwischen diesen Sandbänken sind es 2 Canäle, der Adharie und der Sier, die bei schiffbarer Breite an den niedrigsten Stellen noch 20' Tiefe haben; ersterer fließt hart längs der Kütchküste, wogegen sich der andere mitten durch die Sandbänke windet. Oberhalb des Punktes, wo sich diese beiden Canäle trennen, hat der Khorie einige Meilen lang eine Tiefe von 7 bis 8, und an einigen Stellen bis zu 14 Faden und keine Sandbänke bis Kotasier. Nahe diesem Orte wird der Fluß plötzlich verändert, Untiefen ziehen sich von einem Ufer nach dem andern und nehmen, je näher Lükpüt, mit jeder Meile so überhand, daß die Schiffahrt beinahe unmöglich gemacht wird.

Das Land oberhalb Kotasier erscheint gleich einer verwirrten Masse umgestürzter Berge, eine Folge vulkanischer Einwirkungen, hin und wieder sondern sich kleine Felsrücken zweigartig davon ab und ziehen sich selbst unter das Flußbett. Die einzigen nahe liegenden Gebirge sind die acht Meilen süd-

östlich von Lükpüt bis zu dem 1000' sich erhebenden Jarrahberge. Das Land oberhalb Lükpüt sank in Folge des Erdbebens von 1819 mehrere Fuß, weßhalb man noch heute am Uferrande die Ruinen eines kleinen Forts sieht, welches in die Tiefe gerissen wurde. Nahe der Moschee Loll Chetta, zehn Meilen oberhalb Kotasier, wo der Strom noch 2½ Meilen Breite hat, erhebt sich aus demselben ein großer Felsen bedeckt mit Austern. Die Pagode von Kotasier gehört zu den ältesten Hindutempeln Indien's, ein unschönes, aus festungsartigen Mauern aufgerichtetes Gebäude, auf einem Felsen an der Kütchseite erbaut, dessen Fuß von dem Flusse vor dem Erdbeben umspült wurde.

Die Bevölkerung des Sind beträgt 1,274,732 Einwohner, mithin 27 Menschen auf die Quadrat-Meile[24]); es sind Sinder, Syüds, Affghanen, Beludschen, ehemalige Sclaven, Memonen, Kirajas und Hindus, erstere zum Mohamedanismus gewaltsam bekehrte Hindus widmen sich der Cultur, der Fischerei und dem Handwerk, der Beludsche dem Soldatenstande und der Hindu dem Handel.

Der Sinder ist der eigentliche Ureinwohner des Landes, ein großer, schlanker und kräftig gebauter Menschenschlag, von dunkelbrauner Gesichtsfarbe; obgleich es ihm an Kraft und Ausdauer nicht gebricht die schwersten Arbeiten zu vollziehen, so überläßt er sich dennoch dem Müßiggange, ist dem Trunke ergeben, feige, treulos, schmutzig und über alle Begriffe sittenlos. Sein trauriger Zustand ist die Folge einer mehr als tausendjährigen Knechtschaft, von wilden, blut- und beutegierigen religiösen Fanatikern beherrscht, die jeden Funken des Edeln und Besseren in ihm erstickt haben, und von den Hindu-Banyans (Kornhändlern) um den sauer erworbenen Betrag seiner Ländereien betrogen, konnte er sich nie aus seiner gesunkenen Lage und aus seiner Armuth erheben[25]). Von seinem Geschick, die Fußspuren der Menschen aufzufinden und von seiner Gabe, aus den Knochen der Schaafe (Phanniya-jo-ilm) wahrsagen zu können, wird seit den frühesten Zeiten erzählt. Daher kommt es, daß die Zemindare großer Dorfschaften sich bemühen, einen solchen Spürer zu besitzen, welcher von Kindheit dazu angelernt wird, und es zu einer solchen Fertigkeit gebracht hat, daß er den Dieb selbst noch nach einiger Zeit aufzufinden weiß. Es sind Fälle vorgekommen, wo sie durch Ströme, über neugepflügte Felder, durch hohes Korn, über den harten Steinboden der Wüste, durch bevölkerte Städte oder längs der großen Straße den Dieb verfolgt und aufgefunden haben.

Die Frauen sind betriebsamer als die Männer, mit den häuslichen Ar-

abgeleitet, der sich mit dem Süttah vereinigt und dann durch schwammige Ländereien in's Tidalwasser geht.

Von Heidrabad bis zum Meere sind es nur noch 74 Meilen, welche der Hauptstrom des Indus mit 3 bis 4 Meilen bei gewöhnlichem Wasserstande zurücklegt; unterhalb Tatta beginnt das Delta, durch welches sich nun seine Masse in mehreren Armen dem Meere zuwendet. Die vorzüglichsten dieser Ausflüsse sind der Hüjamrie, der Küfiwarie, der Tietiah und der Khoriestrom. Das von ihnen gebildete und eingeschlossene Delta erstreckt sich zwischen der östlichen und westlichen Ausmündung des Indus und der Seeküste 125 Meilen in nordwestlicher Richtung, ist flach, meist mit Mangrovbüschen bewachsen, und mit Ausnahme eines 25 Meilen langen, moorigen und schmalen Landstrichs, der vom Sierizweige sich abwendet, und gänzlich kahl ist, überall bewohnt, es ist in seiner ganzen Ausdehnung den Ueberschwemmungen der Fluth ausgesetzt.

Es ereignen sich gewöhnlich in einem Jahrhundert zwei bis drei sehr gewaltsame hoch anschwellende Ueberschwemmungen; die letzte trat zur Zeit des großen Erdbebens in Kütch im Jahre 1819 ein. Der Fluß stieg in seinen Hauptausflüssen mehrere Fuß über seine gewöhnliche größte Höhe und ergoß sich gleich einer brausenden Fluth und mit so gewaltsamer Heftigkeit, daß die seinen Ufern zunächstgelegenen Dörfer weggeschwemmt und an vielen Orten die Ernten gänzlich vernichtet wurden. Bei dieser Gelegenheit änderte der Fluß seinen Lauf, der Settaarm öffnete sich mehr und mehr, und da die andrängenden Wasser diesen Canal mit jedem Jahre mehr erweiterten, so wandte sich auch endlich der Hauptstrom in die Setta und verließ den Büggaur-Arm gänzlich, aber nicht in derselben Richtung, sondern erzwang sich einen eigenen Durchgang mehr direkt durch mehrere Wasserbuchten, durch die Mugrah und Nair in die untere Garah und öffnete sich dann eine neue Mündung, die heutige Küfewarie.

Das Delta zunächst dem Meere ist während der Fluth bis auf vier Meilen landeinwärts unter Wasser und zeigt sich noch zwei Meilen weiter schwammig, aber diese überschwemmten Strecken bilden überaus fruchtbare Weideländer, beinahe ganz ohne Buschwerk, gewähren sie zahlreichen Büffelheerden die nahrhaftesten Weiden. In diesem Theile des Delta zeigt sich fortwährend eine große Regsamkeit, jeder kleine Wasserarm ist mit Booten angefüllt und Grasschneider sind eifrig beschäftigt das Gras für die Heerden entfernter Dorf-

schaften einzuernten und in die Boote zu verpacken. Obgleich diese Grasart, welche 16 bis 18 Zoll Höhe erreicht, grob und stechend ist, und nur nahe dem Meere gewonnen werden kann, so liebt es dennoch das Rindvieh seines salzigen Geschmackes wegen und gedeiht dabei außerordentlich; weiter im Lande ist diese Grasart mit einer kleinen, kriechenden Strauchpflanze so eng verwachsen, daß es nicht mehr von derselben gesondert werden kann. Diese für die Rindviehzucht so ergiebigen Theile des Deltas ziehen sich bis gegen zwölf Meilen von der Meeresküste in's Land, dann beginnen beinahe undurchdringliche Jangles aus Tamarisken und Babul (mimosa arabica) bestehend, die einen großen Theil des oberen Sind bedecken[33]).

Wenn die Heerden kräftiger Büffel den Reichthum dieser Gegenden verkünden, zu denen noch das Kameel und eine kleine ausdauernde Pferderace (tattui) gehören, weidet sich das Auge gern an den vielen Tausenden der mannigfaltigsten Vogelarten; denn bald trifft man auf Schaaren wilder Gänse, Pelikane, Flamingo's, Kraniche, Störche und Kiebitze; oder auch Enten der verschiedensten Gattungen und vieler anderer Vögel des buntesten Gefieders. Im Winter sind die Felder mit dem Kallam, einer Art Trappe, mit schwarzen und grauen Rebhühnern, Wachteln und grünen Papageyen bedeckt; und in den Jangles findet der Jäger wilde Schweine, Hirsche (untern andern den Hirsch mit dem Schweinskopf), Schakals, Leoparden, Tigerkatzen, den Luchs, Hasen 2c. Wogegen der Fischer sich mit dem Fangen des Pulla, Müllet, der Otter und der Schildkröte seinen Erwerb verschafft; auch Wasserschlangen von ungewöhnlicher Länge sind zu finden.

Noch vor fünfzig Jahren mündete der Indus in zwei großen Armen, dem Büggaur und der Setta, und diese beiden, wie noch neun andere der kleineren Ausflüsse waren schiffbar; aber heute sind alle diese Zweige zerstöret, Sandbänke oder andere und neue Arme haben dem Delta eine ganz andere Gestalt gegeben. Von allen Ausflüssen sind nur noch der Hüjamrie, Kükjwarie oder Kedìwarie, Tietiah und Khorie die einzigen, welche schiffbare Eingänge besitzen Der Kükjwarie, auch Gora genannt, welcher mit dem Wanyaniearme in Verbindung steht, ist der eigentliche Hauptstrom des Indus; er trennt sich vom großen Flußbette sechszehn Meilen unterhalb des Zusammenflusses und ist mit dem Hüjamrie vermöge des Rahpuraarmes verbunden und geht vier Meilen südöstlich von demselben in's Meer. Zur Fluthzeit hat er eine Meile Breite,

nen. Viele ihrer Familien ließen sich unter den Talpurs im Sind nieder, wo sie mit Land und Stellung bei Hofe belohnt wurden. Sie sind ein schöner und kräftiger Menschenschlag von beinahe weißer Gesichtsfarbe, mehr dem Kriegs- als dem Landleben ergeben, weßhalb auch jeder Häuptling in Kriegszeiten verbunden war, mit seinen Reisigen sich zu stellen und mit so vielen als möglich zu erscheinen galt zur Ehrensache. Von Nationalstolz erfaßt, hat er seine besondere Begriffe von Ehre, haßt Feigheit, liebt geistige Getränke bis zum Uebermaß, ist ausschweifend, heftig, rachsüchtig, listig in seiner Weise und dem Jagdleben ergeben. Niemand unter ihnen, selbst der Vornehmste, kann schreiben oder lesen, der Beludsche hält die Abrichtung eines Falken oder die geschickte Handhabung seines Säbels für mehr werth, als alles Wissen der Welt. Die meisten im Sind gehören zu den Haneftie Muselmännern, gegen Persien zu sind sie Schyiten. Ihr Dialekt ist wenig gekannt, ganz verschieden von dem in den Gebirgen, auch haben sie mit Ausnahme ihrer „Bhals" oder Bardengesänge gar keine Literatur; wenige der Sinder verstehen ihn, weßhalb der Beludsche mit den Bewohnern der Ebenen sich im Sindie unterhält. In ihren Gesängen nennen sie sich „Mirmichie". So heißt es in einer alten poetischen Prophezeiung, welche Samoie oder Haftan gegen Jam Tümachie ausgesprochen haben soll, auf die Eroberung des Sind durch die Engländer anspielend: „Káre Kábare, Ibers lagando chepahar; Mirmichi Máre, sukh Wasandé Sindri" — „Nahe dem Dorfe von Karo Kabaro (einem Orte zwischen Amerkote und Schahdadpur), wird eine Schlacht stattfinden, die achtzehn Stunden dauert; die Mirmichie werden geschlagen und der Sind wird glücklich sein." Es befinden sich 68 Berg-Clans der Beludschen im Lande, die in den Ebenen ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben.

Unter den Syüds im Sind sind es vier große Familien, die Bokharie, Matharie, Schirazie und Lekhirayie; sie gehören sämmtlich den Shias oder Rafizie an und leben seit hundertundsechszig Jahren daselbst. Einige unter ihnen sind unterrichtete Männer und geachtet vom Volke, zur Zeit der Külhoras befanden sich viele von ihnen im Besitz von Ländereien, wogegen die Talpuras es vorzogen, ihre Reichthümer eher den Künsten oder Wissenschaften zuzuwenden, als den Priestern.

Von den Sclaven, die seit der früheren Zeit hier eingeführt wurden, finden sich Zanzibaries, Bombasies und Hübshies oder Abyssinier, welche noch heute den häuslichen Arbeiten obliegen. Unter den letzteren waren die Jungfrauen

derselben am gesuchtesten und oft mit 500 Rupien bezahlt; aber der diebische und zankhafte Sinn, sowie die Leidenschaft für geistige Getränke dieser Racen ist sprichwörtlich im Sind.

In der Umgegend von Heidrabad, Sehwan und Karadschy finden sich viele Memonen, Hindus aus Kütch, die bei ihrer Einwanderung Muselmänner wurden, sie beschäftigten sich mit Handel, Ackerbau und Kameelzucht und kleiden sich wie der Sinder. Einige von ihnen sind Männer des Wissens, sie sind religiösen Vorurtheilen abgeneigt, haben am meisten für die religiösen Wissenschaften geleistet und gehören zu der geachtetesten Klasse im Lande. Der Memon ist Abu Haneftie, hält streng an das Wort des Koran, und hinterläßt, wenn er kinderlos stirbt, den vierten Theil seines Vermögens der Frau, und den achten Theil, sobald Nachkommen vorhanden sind; die Töchter beanspruchen die Hälfte von dem, was den Söhnen zugedacht ist.

Die wenigen Khwajas, welche im Sind leben, sind orthodoxe Schyiten und flüchteten sich von Persien hierher; sie meiden es dunkelblaue Gewänder zu tragen und sind entweder in weiß, roth oder farbige Stoffe gekleidet; sie haben ihren eigenen Mukhie in Karadschy und gehen niemals zu einem der muselmännischen Kazies, ihre religiösen Zwistigkeiten zu ordnen.

Die Hindus im Sind sind meist Einwanderer aus dem Peng'âb, wie ihre Physiognomie, Sitten und ihre Namen beweisen; denn ihre Glaubensgenossen, welche das Land bewohneten, als die Muselmänner es eroberten, wurden entweder gewaltsam bekehrt, oder gezwungen, auszuwandern; weßhalb sich unter ihnen auch keine der niedrigen Kasten wie Pürwaries, Mangs, Khories, Pasies, Chandalas und andere finden. Sie zerfallen in die Klasse der Beamten und die der Handelsleute; erstere bestehen meist aus Brahmanen. Von einer geduldeten Sekte erhoben sie sich durch Talent zu einer höchst einflußreichen; aber ihre Unredlichkeit und List machte sie zur Plage für den armen Landmann. Unter den Kaufleuten befinden sich viele im Besitze großer Reichthümer, welche sie jedoch auf die schlaueste Weise zu verheimlichen suchen. Sie sind in Ausübung ihrer religiösen Pflichten nachläßig, essen Fleisch, Fische und trinken berauschende Getränke, tragen Bärte und Kopfbedeckung gleich den Beludschen, sind schmutzig, furchtsam und unterwürfig. Hindutempel sind keine vorhanden, weßhalb sie in den heiligen Orten der Muselmänner ihre Gebete darbringen. Viele unter ihnen wurden noch unter den Talpuras gewaltsam zu Mohamedanern bekehrt, weil sie sich im Gespräch vergaßen und das Wort

„rassi“ (Strick) gebrauchten, wodurch sie den Zorn des Propheten erweckt hatten. Daher auch der erste Munschy zur Zeit der Amire in seinen Besprechungen sich nie des Namens Rassülabad bediente, sondern diesen Ort stets Wazirabad nannte.

Unter den Brahmanen finden sich zwei Hauptcasten: die Pokarno und die Sarsüdh, welche jedoch eheliche Verbindungen meiden. Erstere sind die Anbeter des Maharaj, eines Avaters, des Vischnu und deßhalb reine Hindus; sie essen kein Fleisch, scheeren sich den Bart, tragen einen rothen Turban und gehen wie die Handelsleute gekleidet. Der Pokarno stellt sich über den Sarsüdh, weßhalb auch dieser aus seiner Hand die Nahrung annimmt, er ist unterrichtet, versteht Sanskrit und besitzt die Gabe, Kindern das Horoskop (Janampatri) stellen zu können; dagegen ist seine astronomische Kenntniß eine sehr beschränkte, und wenige unter ihnen widmen sich den Geschäften. Sie leben vom Unterricht, den sie den Hindus in den Dharma's oder religiösen Pflichten geben, und vom Weissagen. Der Sarsüdh verehrt Mahadeva oder Siva und Bhowanie seine Sakti, diese Göttin heißt auch bei ihnen Dürga, Devie, Parwütie, Kalie und Singhawanie (reitend auf dem Löwen dargestellt). Dieser Gottheit sind die meisten Hindu-Pilgerorte (Thirtas) im Sind gewidmet, als die Maklieberge nahe Tatta, Dara Tirth und die Lükkieberge nahe Sehwan. Der Sarsüdh enthält sich nur des Fleisches der Kuh und des zahmen Geflügels, aber er ißt Wild, Ziegen, Schaafe, Fische und Zwiebeln; tödtet jedoch diese Thiere nicht selbst. Auch er scheert sich den Bart, trägt einen weißen Turban und ist nicht zu unterscheiden von anderen Casten durch den Tilak wie in Indien, wo die Anbeter des Vischnu sich von den Shairya's durch den Strich über der Stirn kennzeichnen. Auch sie verheirathen sich nur mit Töchtern ihrer Caste. Nur wenige unter ihnen verstehen persisch, sie studiren Sanskrit und suchen ihren Lebensunterhalt durch Wahrsagen zu gewinnen, die Art wie dies geschieht heißt Nashkan Koran. Sobald ein Fragender sich dem Brahmanen nähert, seine Zukunft und sein Glück zu erfahren, setzt sich dieser in eine nachdenkende Stellung, hält den Athem an und die Nasenlöcher mit einer Hand geschlossen; dann verkündet er nach kurzem Stillschweigen den Ausgang der ihm vorgelegten Frage und empfängt ein kleines Geschenk für seine Mühe.

Die Wenigen, welche Anspruch machen den Kshatriyas anzugehören, sind eigentlich nur Anhänger des Nanakglaubens, das heißt gewöhnliche Sikhs; sie essen nur dann Fleisch, wenn das Thier der Jhatkoform gemäß getödtet worden ist, das heißt mit einem Säbelhiebe über den Hals, wobei die Worte: Bol

Khalsa, wah gurnkė fath ausgerufen werden müssen. Unter den Vaishya oder der Banyankaste ist eine große Familie, die der Lohano's, die eigentlichen Hindus im Sind, welche wiederum in viele Abzweigungen zerfällt. Sie tragen die Schnur des zweimal Geborenen, essen Fleisch, Fische und trinken berauschende Getränke. Einige von ihnen sind dem Vaishnyaglauben ergeben, andere verschiedenen Incarnationen des Siva und seines Sakti, einige sind Sikhs und verehren den Flußgott (Indus) und seinen Wüzier unter dem Namen Jenda, Pier und Udhero Lall. Sie begnügen sich den verschiedenen Religionsmärkten oder Versammlungen zu Meta, Jat und Darsan beizuwohnen, wo sie sich nur zu großen Ausschweifungen überlassen. Ihre Gebete, wenn ihr Geplapper so genannt werden kann, sind selten im Sanskrit oder Persischen, sondern beinahe immer im Peng'âbie; auch heißt es, daß sie einige Werke im Sindie besitzen, mit den Khüdawadie-Charakteren geschrieben, aber sie weigern sich, selbige zu zeigen oder zu verkaufen.

Man kann die Lohano's in zwei große Klassen theilen: 1) die Amils oder Regierungsbeamte und 2) in die Soucars, Hathwara, Pokhwara ꝛc., d. h. Kaufleute, Bazarhändler und Landleute. Die Amils gehen in der muselmännischen Tracht, mit dem Topie als Kopfbedeckung, langem Bart, den Sütthan oder weiten Beinkleidern und scheeren sich nur den Scheitel des Hauptes; einige bemalen sich mit dem Tilak und tragen das Hemde mit einer Oeffnung auf der linken Brust, wogegen der Muselmann solche auf der rechten Seite hat; auch haben sie die Beschneidung (Tohar) nicht angenommen, essen weder mit den Mohamedanern, noch verheirathen sie sich mit ihnen. Sie genießen dasselbe Fleisch als der Sarsüdh Brahmane, kaufen es vom Muselmanne, indem sie kein Thier tödten dürfen und trinken Wasser aus den Händen unter ihnen stehender Kasten. Ihr kräftiger Körperbau und ihre nicht unschönen Gesichtszüge zeichnen sich vortheilhaft vor dem Sinder aus. Ihre Heirathen werden mit großer Verschwendung geschlossen, kosten 5 bis 600 Rupien, weßhalb viele unter ihnen unverheirathet bleiben und die Vermögenden nur dann eine zweite Frau nehmen, wenn die erste kinderlos blieb, werden jedoch nie eine Wittwe ehelichen. Wenn daher in der Khüdabadie-Kaste der Lohano's ein Mädchen in ihrer Jungfraulichkeit Wittwe wird, so heirathet sie der Bruder des verstorbenen Gatten. Der Heirathsantrag oder Manyno ist eine sonderbare Ceremonie, die mit dem Beistande eines Sarsüdh und eines Musikanten (Zajik) und deren Frauen vorgenommen werden muß. Während die beiden Männer einen Ver-

trag mit dem Vater der Braut abschließen, ordnen die Frauen das Nöthige mit den Frauen des Hauses und hat man sich verständigt, so wartet man auf den ersten glücklichen Tag, an welchem der Schwester und Schwägerin des Bräutigams ein Gericht von Zuckerwerk und Cocosnüssen und einige Rupien geschickt werden. Wenn dies und einige andere kleine Formen geschehen sind, wartet man geduldig bis die Verlobten das passende Alter erreicht haben, dann beginnt das eigentliche Hochzeitsfest, das von neun bis dreißig Tage dauert; große Summen werden in Festgelagen verschwendet, Brahmanen und Gurus stellen sich ein, die verschiedenen Regeln vorzutragen und endlich wird nach vielen lächerlichen Gebräuchen die Braut in festlichem Anzuge, von Musik begleitet, dem Bräutigam ins Haus gebracht.

Die Erziehung eines Amil geschieht zuerst unter der Leitung eines Brahmanen, der gewisse Ceremonien mit ihm durchgeht und ihn das Sanskrit-Alphabeth lesen läßt; alsdann besucht er einen Akhünd, bei welchem er vom Morgen bis zum Abend, mit kurzer Unterbrechung in der Mittagstunde, liest. Er beginnt zuerst mit dem Babnamo oder Buchstabirbuch, an dieses reiht sich eine Sammlung von Versen, die Sat Kitabie genannt; dann der Gülistan des Saadi und endlich der Thusha des Harkaran. Zugleich lernt er aus dem Persischen in Sindie und umgekehrt zu übersetzen und Arithmetik, was im Addiren und Multipliciren besteht. So kam es, daß die Amils mit der Verwaltung der Revenuen des Landes und mit allen Geldangelegenheiten betrauet wurden, indem sie die einzigen waren, welche es verstanden; sie gehören zu den schamlosesten, geschmeidigsten und gefährlichsten Menschen, eines Gewinnstes willen werden sie sich jeder Gefahr aussetzen, grausam sein, den Eid brechen, falsche Dokumente oder Siegel machen und obgleich sie im Leben feige sind, sich auf's geduldigste den größten Martern unterwerfen, wenn dabei Reichthümer gewonnen werden können.

Unter den Soucars sind einige, welche sich gleich dem Amil kleiden, andere wie der gewöhnliche Hinduhändler oder Landbauer, nämlich den Turban, den Anghurko (einen langen baumwollenen Ueberwurf) und das Bochan oder das Tuch über den Schultern; sie scheeren sich den Bart, behalten jedoch den Schnurbart, tragen den Janno und Tilak und lassen auf der Mitte des Hauptes und an den beiden Schläfen nur einen Busch von Haaren stehen, wenn sie Trauer anlegen, so scheeren sie auch diesen Busch an den Schläfen (Chüna genannt) und den Schnurbart ab. Nachdem er ein oder zwei Jahre bei einem

Hindu die ersten Elemente gelernt hat, widmet er sich der Praxis und reist in Geschäften bis weit nach Central-Asien; viele von ihnen leben in Shikarpur, wo ihre Reichthümer und die Sittenlosigkeit ihrer Frauen bekannt sind.

Die Frauen der Hindus sind den Liebesintriguen sehr ergeben, und da sie sich durch ihre Schönheit auszeichnen, so sind sie den Verführungen leichter ausgesetzt; aber selten werden sie zu Freudenmädchen sich preisgeben. Obgleich der Hindu seine Frauen sehr streng bewacht, so ist es dennoch unpassend, die Frauen auf Reisen mitzunehmen, weßhalb die Kaufleute ihre Frauen, wenn Geschäfte sie in die Fremde führen, unter der Obhut von Verwandten zurücklassen. Dies ereignet sich namentlich in Shikarpur und da der Gatte zu Zeiten sehr lange abwesend ist, so findet er bei seiner Heimkehr sehr oft eine kleine Familie vor; jedoch wird der Frau diese Freiheit zu Gut gehalten, und nachdem sie sich einer kleinen Strafe unterworfen hat, wird nicht mehr daran gedacht, und die Kinder werden wie die eigenen behandelt. Die muselmännischen Frauen zeigen sich in den Bazaren und sind selbst hier zu Zeiten thätig.

Zu der Chüdra oder niedern Caste des Sind, welche alle Mahadeva und Derie anbeten, gehören verschiedene Abtheilungen, doch verheirathet sich jede nur in ihrer eigenen Caste, dagegen tragen alle den Janno und Tilak. Der Bahün lebt vom Verkaufe gerösteter Getreidesorten, der Sonaro oder Targar stammt von einem Brahmanen-Vater und einer Chüdra-Mutter und lebt vom Handel. Alle diese Casten und besonders ihre Frauen lieben es, Schmucksachen und Juwelen anzulegen, und sie sind oft damit überladen; sie sind so mannigfaltig, daß eine Liste derselben gegen zweihundert Namen enthält.

Die Caste der Färber (Khatie) ist sehr zahlreich, indem farbige Stoffe von allen Casten getragen werden; sie leben gewöhnlich außerhalb der Orte und nahe den Brunnen. Der Schuhmacher (Sochie) kauft das Leder, welches er verarbeitet vom muselmännischen Gerber (Mochie) und ist seiner zierlichen Arbeiten wegen bekannt.

Die Gurus oder Religionslehrer geben Unterricht im Lesen und verstehen religiöse Bücher, und lieben es im Gespräche Sanskritworte anstatt der arabischen oder persischen einzuschalten; muselmännische Gurus sind oft von Hindu-Schülern umgeben, sowie Hindu-Gurus unter ihren Zuhörern Muselmänner haben. Daher kommt es auch, daß die für heilig gehaltenen beider Religionen von Muselmännern wie Hindus verehrt werden, nur unter verschiedenen Namen, und daß in diesem menschenarmen Lande die Gräber von 125,000 Hei-

ligen sich befinden. Gewaltsam bekehrte Hindus, welche Moscheen besucht und Kuhfleisch gegessen haben, können, vermöge bestimmter Ceremonien und nach Zahlung beträchtlicher Summen, wieder als reine Dharma's aufgenommen werden.

Die meisten der vielen religiösen Bettler sind Nachkommen von Brahmanen, sie leben von Hexerei, Bettelei und dem Verkauf von Amuletten. Der Shanasie betet Mahadeva an, heirathet niemals und begeht zu Zeiten Selbstmord, indem er seinen Schülern befiehlt, ihn lebendig zu begraben (d. h. Güfsah); aber wenn er natürlichen Todes stirbt, so müssen diese ihn entweder in die Erde begraben (Dhartidak) oder ins Wasser werfen (Jaladak); für diesen Zweck wird ein mit Sand gefüllter Krug an jeden Arm und jeden Fuß gebunden, dann wird der Körper auf einem Boot in die Mitte des Flusses gebracht und von den Trauernden unter allerlei Ceremonien ins Wasser gesenkt. Sämmtliche Hindus verbrennen ihre Todten, niemand darf auf seinem Bette sterben; wenn ein Kranker sich dem Tode nahe fühlt, wird er auf einen mit Kuhdünger beschmierten Fleck (Chanko, Lepan oder Poto) gelegt, und, sobald er mit dem Tode ringt, wird ihm Gangeswasser und der Sherbet von Tülsieblättern in den Mund gegossen. Nachdem Almosen an die Armen vertheilt worden sind, bringen die Trauernden sieben Stücke gereinigten Holzes, wie das des Tamariskbaumes, damit daraus eine Tragbahre für den Scheiterhaufen (Acharie) aufgerichtet werden kann; über dieselbe werden Jowarie-Halme und weißes Khadietuch gelegt, dann grobe Baumwolle, dann feiner (Basto) und über diese die Leiche auf einen Kafan, bedeckt mit einem Shawl, worauf wohlriechende Wasser und Blumen gestreuet werden. Die Leiche wird alsdann von vier der nächsten Verwandten zur Stätte getragen, beim Masan (Brennplatz) angekommen, wird ein Topf kaltes Wasser über dieselbe gegossen und dann auf den aus Babulholz errichteten Scheiterhaufen gelegt; nachdem Geld und einige andere Dinge in den Mund gesteckt worden sind, zünden die vier Verwandte das Holz an den vier Ecken an. Wenn die Leiche verbrannt ist, gehen die Trauernden dreimal schweigend um den Aschenhaufen, baden sich und kehren nach Hause zurück. Hier finden während zwölf Tagen verschiedene Ceremonien statt, unter andern muß die Wittwe ihr Haupt scheeren. Süttie herrschte in uralten Zeiten im Sind und scheint mit der muselmännischen Herrschaft aufgehört zu haben.

Die Nachbarstämme des Sind haben von jeher in so enger Verbindung

mit diesem Lande gestanden, so großen Einfluß auf dasselbe gehabt und sind selbst in den fünfzehn Jahren, wo der Sind eine Provinz von England geworden ist, mit demselben so vielfach in Berührung gekommen, daß wir derselben noch gedenken müssen[36].

Die persische Grenze ist zwar durch den Besitz des Sind dem Britisch-Indischen Reiche um zweihundert Meilen näher gerückt; aber von dort sind es nur sehr indirekte Einwirkungen und Handelsverbindungen. Dagegen sind es mehrere unabhängige Stämme, die sich weder den Persern, noch den Affghanenfürsten zu Cabul, noch dem Khan von Khelat unterworfen haben, sondern je nach den Umständen von Raubzügen leben oder sich dem anschließen, von dem sie am meisten zu erwarten haben. Seit Jahrhunderten an ein solches gesetzloses Raubleben gewöhnt, war ihre Nachbarschaft eine sehr bedrohliche, weil sie den Landmann in seinem Besitz stets beunruhigten, und es hat beinahe zehn Jahre gedauert, bis britischer Name und britisches Schwert eine solche Achtung und eine solche Furcht verbreiteten, daß sie den Raubzügen entsagten und sich friedlichen Beschäftigungen widmeten.

Die Khetranies gehören zu den friedlich gesinnten Stämmen, arbeitsam und dem Landbaue ergeben, fühlten sie sich zufrieden und glücklich in ihrem fruchtbaren und reichen Landstrich, in den Bergen nördlich vom Bhugthielande. Im Norden von den Affghanen, westlich von den Mürries und östlich von den Lasharies und Gürhanies umgeben, erstreckt sich ihr Land von Norden nach Süden 120 Meilen und von Osten nach Westen 70 Meilen. Sie sind ein ganz besonderer Stamm, weder Beludschen noch Affghanen; obgleich sie vermöge Verheirathungen mit diesen beiden in Verbindung stehen, und zählen 6000 Waffenfähige; ihre Hauptstadt Larkhan liegt 160 Meilen nordöstlich von Shikarpur. Wenn gleich der größte Theil ihres Landes aus kahlen und unfruchtbaren Kalkfelsbergen bestehet, so sind diese dagegen von vielen sehr fruchtbaren und sorgsam bebauten Thälern durchzogen. Weizen, Gerste, Mais und Linsenfrüchte gedeihen trefflich, und unter den Früchten haben die hier gedeihenden Granatäpfel einen großen Ruf; — das Clima ist gemäßigt, im Frühjahr und Herbst ergießt sich der Regen in so reichem Maaße, daß er zur Cultur hinreichend ist. Unter den vielen kleinen Gebirgsflüssen ist der Lar, welcher unweit Barkhan entspringt, der bedeutendste, er vereinigt sich nach einem westlichen Laufe, nördlich von Siebie in den Mürriebergen mit der Narah. Nur eine Straße, welche von Ghazny durch die Dherajatpässe führt, durchzieht

das Land, ist jedoch so schwierig für die Kameele, daß sie wenig benutzt wird; dieser Volksstamm steht nur in geringer Verbindung mit dem Sind.

Die Lasharies und Gürshanies bewohnen ein kleines Gebirgsland zwischen den Khetranies und der Provinz Multan; ihr Land ist öde und wenig bebauet, weßhalb sie sich meist von Schaf- und Rindviehheerden ernähren. Die Küjjükks sind ein Affghanstamm in und nahe der Stadt Küjjükk im Siebiedistrikt. Mit ihnen stehen die Barozhies, welche die Stadt Kürk und einen Theil des Siebiedistrikts bewohnen, in fortwährendem Streite, und beide Stämme sind den Einfällen der Mürries vielfach ausgesetzt, welche sich ihrer Heerden zu bemächtigen suchen. Der Siebiedistrikt ist ein halbkreisförmiger Landstrich, nordöstlich von Dadür, von ungefähr 25 Meilen im Durchmesser, nördlich von den Mürriebergen, südlich von der Kütchiewüste und westlich vom Narahfluß begränzt, und gehört zu Kandahar. Vermöge der Narah wird derselbe befruchtet, künstlich eingedämmt werden deren Wasser zur Ueberrieselung benutzt. Bei hohem Wasserstande wird die Narah in verschiedenen Kanälen durch das Kütchieland geleitet und vereinigt sich bei Khyrie Ghürie mit dem Indus. Es fällt in diesem Distrikt zwar mehr Regen als in den Nachbarländern und besonders ergiebig in den Monaten März und April, aber dies verursacht eine nur vorübergehende Kühle, denn nach einem köstlichen Frühling steigt die Hitze im Sommer zu einer kaum erträglichen Höhe; dagegen ist der Winter kalt und im Allgemeinen gilt das Clima für gesund. Siebie, die Hauptstadt, ein gut gebauter Ort, war einst sehr blühend und steht mit einer Festung in Verbindung; beide sind heute in Verfall und theils in Ruinen.

Einer der mächtigsten Beludschstämme, über tausend Waffenfähige zählend sind die Bhugties, welche das Bergland südlich von den Khetranies bewohnen, und Deyra zur Hauptstadt haben. Sie beschäftigten sich in ihren fruchtbaren Thälern nur wenig mit Ackerbau, lebten meist von dem Ertrage ihrer Heerden und von Raubzügen. Ihr Häuptling, Biejar Khan Dümbkie, war der Schrecken der Grenzländer bis Shikarpur und Larkhana, bis Napier gegen ihn zu Felde zog und den Stamm seiner Kräfte beraubte. Aber dennoch würden sie den Raubzügen nicht entsagt haben, wenn nicht General Jacob's weise Maßregeln ihren Plünderungsgeist gebrochen hätte. Er besänftigte diese Stämme durch Strenge und Versöhnung, zerstörte ihre Festen und sicherte Leben und Eigenthum der angrenzenden Sindbewohner mit so sicherer Hand, daß die Bhugthies sich nun nach den Ebenen von Khütshie wandten. Auf

einem dieser Raubzüge wurden sie von den Sind-Reitern unter Lieutenant Merewether überfallen, wobei die Hälfte ihrer Leute getödtet oder gefangen wurde. Seitdem unterwarfen sich die Häuptlinge den Engländern gänzlich, gegen 2000, Männer, Frauen und Kinder, ließen sich in bisher unbebaueten Landstrichen bei Larkhana nieder, einer ihrer mächtigsten Häuptlinge und mehrere ihrer besten Leute haben Dienste unter den britischen Beludschwachen genommen und sich gut betragen.

Der mächtigste und zahlreichste Stamm sind die Mürries, welche 3000 Waffenfähige zählen; sie sind ein wildes und raubsüchtiges Volk und eigentlich dem Khan von Khelat unterthan, aber er vermag seine Oberherrschaft nicht geltend zu machen, weil es ihm an Mitteln gebricht, Truppen im Felde unterhalten zu können. Einige Tausend, diesem Stamm angehörend, leben heute dem Ackerbau im unteren Sind, haben jedoch keine Verbindung mehr mit den in den Bergen lebenden Mürries. Ihr Land erstreckt sich westlich von nahe dem Bolanpaß bis zu den Bhugtie und Khetranie-Distrikten östlich gegen hundert Meilen, und südlich von Sürtoff bis auf achtzig Meilen nördlich nach Affghanistan. Die Berge sind kahl und unfruchtbar, dagegen werden die Thäler von der Narah, dem Lar und Thariefluß bewässert und gewähren einen reichen Ertrag an allen Getreidearten und vielen Fruchtbäumen. Das größte derselben hat zwölf Meilen Länge und drei Meilen Breite, in welchem die Hauptstadt Kahün, aus 500 guten Häusern bestehend, liegt, sie hat tausend Schritte im Umfange und ist von einem 25' hohen Walle, mit vier runden Thürmen versehen, eingeschlossen, welche das einzige Thor des Ortes vertheidigen. Eine starke Meile südlich der Stadt beginnt der Paß von Nüffüsk, welcher in einer Länge von 4½ Meilen zwischen sehr steilen Felswänden auf das Hochland von Sürtoff führt, und der beste Weg von Khütshie nach dem Thale ist. Die Straße über Nüffüsk war bis zum Jahre 1840 ein Saumweg, wo dieselbe vom Major Jacob in eine für Artillerie gangbare Straße umgeschaffen wurde. Die Mürries versuchten im März 1848 einen Einfall in's britische Gebiet; wurden jedoch mit so bedeutendem Verluste abgewiesen, daß sie mit Ausnahme einiger kleiner Räubereien zwischen Mithencote und Kahan im Peng'âb, sich aller Einfälle enthalten haben.

Außer den von diesen Stämmen bewohnten Ländern sind es die Besitzungen des Khan von Khelat, welche den Sind im Norden und Westen begrenzen. Dieselben erstrecken sich nördlich von Quettah in einer Länge

von 400 Meilen bis zur Seeküste nach Mükran, und von Persien's Grenzen jenseits Kharan und Pünggür im Westen, gleichfalls gegen 400 Meilen westlich bis zum britischen Sind. Der größte Theil dieses weiten Gebiets besteht aus kahlen Bergen oder sandigen Wüsten, wo beinahe jedes Clima zu finden ist, während im Mai in den Ebenen von Kütshie eine unerträgliche Hitze herrscht, Staubstürme und vergiftende Winde wehen, erfreuen sich die Bewohner der Gegenden bei Quettah und Müstüng eines köstlichen Frühjahrs; in jenen Ebenen ist eine empfindlich trockene Luft und selten Regen, und wenn derselbe fällt, so folgen Fieber, denen beinahe kein Mensch entkommt. Der Bolanpaß verbindet den oberen mit dem unteren Landestheile, beide sind in Clima, Pflanzen und Thieren so verschieden von einander, als wären es andere Welten; der obere enthält mehrere fruchtbare Thäler — wie die von Müstüng und Shawül — von crystallhellen Gebirgsbächen bewässert, wo Weizen, Gerste, Mais, die köstlichsten Weintrauben, Aprikosen, Aepfel, Birnen und Pflaumen gedeihen. In den nachbarlichen Bergen weiden wilde Schaf- und Ziegenheerden in großer Anzahl, deren Fleisch im Geschmack dem des Rehs nicht nachsteht, und mit deren Wolle ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben wird.

In unmittelbarer Verbindung mit dem britischen Sind ist Kütchie, welches sich von Dadür bis zum Bolanpaß und vom Fuße der westlichen Berge bis zu den Grenzen des Peng'âb hinzieht; der Distrikt Hürründ Dajeb, einst im Besitz des Khans, wurde ihm von Rünjit Sing genommen und gehört nun zum Peng'âb. Zwischen Kütchie und Sind liegt eine Wüste ungefähr 20 Meilen breit. Die Ländereien von Kütchie sind der Cultur fähig, wo Wasser zum Ueberrieseln verschafft werden kann. Von den vier Flüssen, Narah, Bolan, Lharie und Teywangh, welche das Land bewässern, ist ersterer der bedeutendste, indeß sind sie nicht wasserreich genug, um sich ihrer für die Befruchtung weit gelegener Ländereien bedienen zu können, und da oft zwei oder drei Jahre der Regen ausbleibt, so verfallen dieselben in eine förmliche Wüste. Wenn dagegen Regenjahre eintreten, so verwandelt sich der Boden in die fruchtbarsten Gefilde und ist bald mit Menschen bevölkert; es gedeihen dann Bajrie und Jowarie in solcher Ueppigkeit, daß von diesen Getreidearten in einem Jahre drei Ernten gewonnen werden, indem sich die Fruchthalme immer von neuem aus den Wurzeln ergänzen. Die Orte Dadür, Sünnie, Shorüm, Gündava, Khotrie und Jhüll werden von Gebirgsflüssen bespült und deren Umgegend ist von Fruchtgärten bestanden. Bagh an der Narah, die Hauptstadt, hat 6000 Einwohner,

nächst ihr ist Gündava, die Residenz des Khan während des Winters, der bedeutendste Ort.

Unter den verschiedenen Stämmen, die diese Länder des Khan bewohnen, gehören die Müggies aus 2000 Waffenfähigen zu den mächtigern; die Jüts, Khosas, Jümalies, Jettoies, Machies, Ümraines und Rümbanies bilden die das Land bebauenden Stämme. Die Dünbkies, welche im westlichen Theile leben und deren Häuptling in Lharie wohnt, kamen aus Persien von den Ufern des Dümbück; sie sind ein zäher, tapferer und kriegerischer Stamm, in Character und Sitten ähnlich dem Beduin-Araber und treffliche Reiter, ziehen auch sie das Räuberleben dem Ackerbau vor. Nächst ihnen sind die Jekranies die kriegerischsten, welche nebst jenen und den Mürries mit den Briten am meisten gekämpft haben. Ihren Einfällen und verheerenden Plünderungen ist durch General Jacob's geschickten und weisen Maßregeln für jetzt vorgebeugt worden. Denn diesem ausgezeichneten Offizier, einem der ritterlichsten des britischen Heeres, gelang es mit seltener Umsicht sich bei all diesen Stämmen in solche Achtung zu setzen und deren Vertrauen in dem Maße zu gewinnen, daß 2000 Männer der Jekranies und Dünkies sich bewegen ließen dem Räuberleben zu entsagen und sich dem Ackerbau zu widmen. Sie setzten durch Canalgrabungen die ihnen angewiesenen Länder in Cultur, gruben zuerst den Nürwa-Canal, sich dabei durch Lieder aufmunternd, in welchen die Heldenthaten ihrer früheren Raubzüge besungen werden, und gehören heute zu den ausdauerndsten und arbeitsamsten Bewohnern jener Grenzgegenden. Seitdem ist das hier gewesene Fort Khangür zerstört und nahe demselben ist jetzt die Stadt und das Feldlager von Jacobad entstanden, wo bereits mehr als 11,000 Einwohner leben und ein großes Magazin für alle zur Ausrüstung einer Armee erforderlichen Mittel sich befindet. Vorzügliche Straßen gehen nach allen Richtungen, Kanäle durchziehen das Land, und Leben und Thätigkeit herrschen heute in Gegenden, wo vor noch zwölf Jahren Wüste, Einsamkeit und Lebensgefahr den Wanderer umgaben.

Die britische Regierung steht mit dem Khan von Khelat in den freundschaftlichsten Verbindungen, weshalb auch die Grenzen im unteren Sind, welche früher nie geregelt waren, jetzt eine feste Linie gewonnen haben, indem der Hübbfluß als Linie festgesetzt worden ist. Im Jahre 1853 wurde diese freundschaftliche Nachbarschaft bedrohet, indem des Khans Minister Mohamed Husain Khan seinen Herrn verdrängen und Nüsir Khan auf den Müsnüd setzen

wollte; aber General Jacob erkannte die Intriguen noch zeitig genug und wußte den Khan mit der Gefahr bekannt zu machen, die ihn in seiner nächsten Nähe bedrohete. Seitdem sind die Verbindungen ungestört geblieben.

Im äußersten Nordwesten müssen wir noch des drei Tagemärsche von Karadschy am Meere gelegenen Sonmieanie gedenken. Der Weg dahin führt anfänglich über die hochgehobene Küste zwischen den Kalkfelsbergen, aus denen die heißen Quellen von Pier Müngah entspringen, dann über den hier hundert Schritte breiten Hübbfluß durch Tamarisk-Jangles nach vier Meilen durch den Guncloba-Paß (wie ihn die Mohamedaner nennen) oder Üngbiekhera Bheram Lük der Hindus. Nahe demselben liegen einige Grabmäler von Mohamedanern, die im Kampfe gefallen sind, und links der Straße der Bhoraniebrunnen von 3' im Durchmesser und 40' Tiefe. Jenseits Varied Lük (Milchbusch) wendet sich die Straße dem Meere zu, man überschreitet den Bahürfluß und steigt den 200' hohen Berg herab nach der Meeresküste.

Der Hafenort Somnieanie ist der direkte Weg nach Khorasan und Affghanistan; die kleine Stadt liegt am Ausgange einer niedrigen Bucht, die sich in Form eines Hufeisens in's Land zieht, mit einem Eingange von nur 300 Schritte Breite, weßhalb schwer beladene Schiffe nur selten einlaufen können, und größere zwei Meilen entfernt im Meere vor Anker liegen müssen, um daselbst entladen zu können. Im Orte leben tausend Familien, darunter dreihundert Hindufamilien, welche Handel mit Weizen, Ghie, Müng, Assafoetida, Pferden, Oel (aus der Shiera oder Shangrafpflanze gewonnen), Wolle und Baumwolle treiben; dicht dabei liegt ein kleines verfallenes Fort.

Somnieanie gehört dem Jam von Beylar, Nachkomme eines Hindufürsten, welcher gewaltsam zum Mohamedanismus bekehrt wurde, aber noch viele der Hindufeste feiert, namentlich sind die Frauen seines Hauses dem Glauben der Väter zugethan. Er ist vermöge Heirath mit dem Khan von Khelat verbunden und verpflichtet demselben Reisige zu stellen; der Numriastamm ist ihm tributär und die Städte Beyla, Uthal und Lagarie sind ihm unterworfen [37].

Maßregeln und Einrichtungen im Sind unter britischer Herrschaft; Schifffahrt auf dem Indus, Straßen- und Canalbauten. Geographische Eintheilung des Sind und Schilderung der verschiedenen Landestheile und Städte.

Die Eroberung eines Landes, welcher eine Regierung folgt, die sich mit dem Schwert in der Hand den Besitz desselben erkämpft hat, ist an sich eine so gewaltige Veränderung, daß der Sieger, um seine Herrschaft auf eine sichere Basis zu gründen, dem Volk in seiner Religion, seinem Besitz, seinen Sitten, Gewohnheiten und seiner Lebensweise volle Sicherheit gewähren muß. Mit Entfernung solcher Uebel und Lasten, welche dem Volke bisher drückend gewesen sind, muß der neue Herrscher seine Regierung anfangen. Im Sind war die Regierungsweise der Amire eine so drückende geworden, daß das Volk zu einer Art Sclavenleben verdammt worden war; nächstdem übten die Beludschen eine so herrschsüchtige Gewalt aus, daß der Verfolgte kein Recht erhalten, ja oft den Tod erleiden mußte, wenn er sich von seinem Bedrücker befreien wollte. Die unruhigsten und gefährlichsten dieser kleinen Tyrannen hatten im Kampfe ihr Leben eingebüßt, aber diejenigen, welche noch Besitz und Einfluß im Lande besaßen, bedroheten die neuen Regierungsbeamten durch heimliche Anstiftungen von Auflehnung unter den nachbarlichen Stämmen oder durch Verbindung mit diesen, wobei der Indus als Grenzfluß keinen hinreichenden Schutz gewährte.

Deßhalb erließ Sir Charles Napier nach der Schlacht bei Mianie eine Proklamation, in welcher er erklärte, daß alle Personen, die sich bis zu einem von ihm festgesetzten Tage der britischen Regierung unterwerfen würden, ihre Ländereien als freien und ungestörten Besitz zurückerhalten sollten. Die sich hierauf Einstellenden, wenn sie Treue und Gehorsam gelobt hatten, empfingen von dem General-Gouverneur im Namen der britischen Regierung einen Salam Sümüd, unterzeichnet und untersiegelt von Sir Charles Napier. Aber dieser Revers behielt sich vor, die Grenzen der Jaghirs, welche weder gerichtlich vermessen und noch überhaupt sicher festgestellt worden waren, auf gesetzliche Weise zu ordnen [38].

Sir Charles Napier hatte sich in seinen Maßregeln des Beistandes seines Munschy Ali Akbar bedienen müssen, eines sehr gewandten und listigen Menschen, dessen sich die Häuptlinge zu versichern wußten, um Vortheile zu erlangen. Der Bestechung offen, schickte derselbe in vier Jahren, ungeachtet sein Gehalt monatlich nur 400 Rupien betrug, 99,902 Rupien nach Bombay. Mit Hülfe dieses Munschy gelang es auch dem Amir Ali Murad von Khyrpur den General zu hintergehen, indem er ein Dokument verfälschte und statt des Wortes „Dorf" das Wort „Distrikt" einsetzte und dadurch vom General über den größeren Theil des oberen Sind eingesetzt wurde. Aus den Untersuchungen ergab sich, daß Ali Murad des General Couriere aufgehoben, dessen Munschy bestochen und alles gethan hatte, den Untergang seines Bruders herbeizuführen, um sich in den Besitz des Turbans und des reichsten Distrikts vom Sind setzen zu können. Er hatte seine Jaghirdare abscheulich behandelt und sein eigner Neffe, Shere Mohamed, der vierte Sohn des Mir Rustüm, lebt als Bettler von den Gaben der Lieblingsfrau des Ali Murad, welche zu seines Vaters Zeiten sich als öffentliches Mädchen in den Bazars von Khyrpur umhertrieb und heute über drei Lak gebietet. Ali Murad ist in seinem Besitz, welcher ihm noch zwei Lak einbringt, souverainer. Herr, seine Hauptstadt ist Khyrpur.

Was man im Allgemeinen „Jaghir" nennt, sind im Sind Ländereien, welche Häuptlingen verliehen wurden oder von früheren Zeiten angehörten, die tausend Bewaffnete in's Feld führen konnten, oder welche höheren Offizieren oder Beamten gegeben worden waren, dafür ein bestimmtes Amt zu verrichten, so kam es, daß selbst Priester, Diener für häusliche Dienste und Hofleute im Moment der Gunst mit Land belehnt wurden und diesen Besitz einen Jaghir nannten. Diese Besitzthümer zu ordnen und zu sichern war eine der ersten Maßregeln, indem der Jaghirdar, welchem die Pflicht oblag, Reisige zu stellen, deren man nicht mehr bedurfte, oder der, dem die Pflicht anheimfiel, die Lasten der Polizei zu tragen oder Dienste anderer Art zu leisten, zu einer Zahlung zu veranlassen, welche mit den Leistungen im Verhältniß stand. In Folge dessen wurde festgesetzt, daß jeder Landbesitzer zwei Annen von jeder unter Cultur befindlichen Biga zahlen sollte[39]). Die Syüds von Tatta, welche sich für Abkömmlinge des Propheten ausgeben, so wie die Priester, die mohamedanischen Richter und selbst die Fakire hatten von den Amiren jährlich 14,000 Rupien erhalten, deren fernere Zahlung, indem solcher keine Leistungen dabei

zu Grunde lagen und ein einfaches Gnadengeschenk waren, wurde als ungehörig eingezogen.

Das Jaghir-System im Sind hatte sich mit der Talpura-Dynastie gebildet, welche bei Austreibung der Küloras die dadurch freigewordenen Ländereien unter ihre Häuptlinge vertheilten; aber der Besitz wurde nur auf Lebenszeit verliehen und mußte beim Tode des Jaghirdars wieder neu belehnt werden. Alles im Sind als Jaghir vorhandene Land begreift den zehnten Theil aller Ländereien in sich, wovon 1,002,000 Biga's kultivirt sind; jedoch könnte mehr als das Doppelte vermöge Bewässerung in ein ertragreiches Erdreich verwandelt werden, ist jedoch entweder Sandwüste oder mit Tamarisken und anderem Gesträuch bewachsenes Erdreich.

Die Bevölkerung im Sind ist nicht wie in Indien in Dorfgemeinden getheilt, deren sich jede selbst verwaltet, sondern sie stehen unter der Controle von Häuptern der Stämme oder Casten, in einigen Perganas wird derselbe Kotar oder Kotwal genannt. Obgleich sein Amt ein erbliches ist, so verwaltet er es doch mehr im Sinne eines Dieners der Regierung, denn als Diener der Dorfgemeinde. Es wurde als Grundsatz festgestellt, daß jeder Landbewohner so lange im Besitze seiner Ländereien bleibt, als er seine Renten zahlt, welche nicht drückend sein können, indem die Besitzer großer Landstrecken den Boden, gleich den Zemindaren in Bengalen, von Tagelöhnern bearbeiten lassen; überhaupt befindet sich der Landmann im Sind in besseren Umständen, als die Landleute im übrigen Indien. Ihn in seinen landwirthschaftlichen Bestrebungen zu ermuthigen, und dem Wuchereinflusse der Hindu-Banyan's zu entziehen, welche ihm unter so erschwerenden Bedingungen die Gelder leihen, daß er zu einem bloßen Tagelöhner herabsinkt, hat die Regierung Veranstaltung getroffen, daß ihm Vorschüsse gemacht werden können. Diejenigen, welche sich von den alten Gewohnheiten und dem Einflusse der Banyan's befreien konnten, haben die großen Vortheile erkannt und sind ihren Verpflichtungen stets richtig nachgekommen. Die Abgaben wurden anfänglich meist in Produkten entrichtet, zu welchem Zwecke von den Collectoren Magazine errichtet werden mußten, von welchen aus dann die Verkäufe stattfanden; aber diese Art der Einziehung war mit so großen Schwierigkeiten und mit Nachtheilen für beide Theile verbunden, weßhalb seit dem Jahre 1853 die Abgaben nicht mehr in Produkten entrichtet werden, sondern in Gelde, wobei jeder Zemindar für sein

wollte; aber General Jacob erkannte die Intriguen noch zeitig genug und wußte den Khan mit der Gefahr bekannt zu machen, die ihn in seiner nächsten Nähe bedrohete. Seitdem sind die Verbindungen ungestört geblieben.

Im äußersten Nordwesten müssen wir noch des drei Tagemärsche von Karadschy am Meere gelegenen Sonmieanie gedenken. Der Weg dahin führt anfänglich über die hochgehobene Küste zwischen den Kalkfelsbergen, aus denen die heißen Quellen von Pier Müngah entspringen, dann über den hier hundert Schritte breiten Hübbfluß durch Tamarisk-Jangles nach vier Meilen durch den Guncloba-Paß (wie ihn die Mohamedaner nennen) oder Ünghiekhera Bheram Lük der Hindus. Nahe demselben liegen einige Grabmäler von Mohamedanern, die im Kampfe gefallen sind, und links der Straße der Bhoraniebrunnen von 3' im Durchmesser und 40' Tiefe. Jenseits Varied Lük (Milchbusch) wendet sich die Straße dem Meere zu, man überschreitet den Bahürfluß und steigt den 200' hohen Berg herab nach der Meeresküste.

Der Hafenort Somnieanie ist der direkte Weg nach Khorasan und Affghanistan; die kleine Stadt liegt am Ausgange einer niedrigen Bucht, die sich in Form eines Hufeisens in's Land zieht, mit einem Eingange von nur 300 Schritte Breite, weßhalb schwer beladene Schiffe nur selten einlaufen können, und größere zwei Meilen entfernt im Meere vor Anker liegen müssen, um daselbst entladen zu können. Im Orte leben tausend Familien, darunter dreihundert Hindufamilien, welche Handel mit Weizen, Ghie, Müng, Assafoetida, Pferden, Oel (aus der Ghiera oder Ghangrafpflanze gewonnen), Wolle und Baumwolle treiben; dicht dabei liegt ein kleines verfallenes Fort.

Somnieanie gehört dem Jam von Beylar, Nachkomme eines Hindufürsten, welcher gewaltsam zum Mohamedanismus bekehrt wurde, aber noch viele der Hindufeste feiert, namentlich sind die Frauen seines Hauses dem Glauben der Väter zugethan. Er ist vermöge Heirath mit dem Khan von Khelat verbunden und verpflichtet demselben Reisige zu stellen; der Numriastamm ist ihm tributär und die Städte Beyla, Uthal und Lagarie sind ihm unterworfen [37]).

Maßregeln und Einrichtungen im Sind unter britischer Herrschaft; Schifffahrt auf dem Indus, Straßen- und Canalbauten. Geographische Eintheilung des Sind und Schilderung der verschiedenen Landestheile und Städte.

Die Eroberung eines Landes, welcher eine Regierung folgt, die sich mit dem Schwert in der Hand den Besitz desselben erkämpft hat, ist an sich eine so gewaltige Veränderung, daß der Sieger, um seine Herrschaft auf eine sichere Basis zu gründen, dem Volk in seiner Religion, seinem Besitz, seinen Sitten, Gewohnheiten und seiner Lebensweise volle Sicherheit gewähren muß. Mit Entfernung solcher Uebel und Lasten, welche dem Volke bisher drückend gewesen sind, muß der neue Herrscher seine Regierung anfangen. Im Sind war die Regierungsweise der Amire eine so drückende geworden, daß das Volk zu einer Art Sclavenleben verdammt worden war; nächstdem übten die Beludschen eine so herrschsüchtige Gewalt aus, daß der Verfolgte kein Recht erhalten, ja oft den Tod erleiden mußte, wenn er sich von seinem Bedrücker befreien wollte. Die unruhigsten und gefährlichsten dieser kleinen Tyrannen hatten im Kampfe ihr Leben eingebüßt, aber diejenigen, welche noch Besitz und Einfluß im Lande besaßen, bedroheten die neuen Regierungsbeamten durch heimliche Anstiftungen von Auflehnung unter den nachbarlichen Stämmen oder durch Verbindung mit diesen, wobei der Indus als Grenzfluß keinen hinreichenden Schutz gewährte.

Deßhalb erließ Sir Charles Napier nach der Schlacht bei Mianie eine Proklamation, in welcher er erklärte, daß alle Personen, die sich bis zu einem von ihm festgesetzten Tage der britischen Regierung unterwerfen würden, ihre Ländereien als freien und ungestörten Besitz zurückerhalten sollten. Die sich hierauf Einstellenden, wenn sie Treue und Gehorsam gelobt hatten, empfingen von dem General-Gouverneur im Namen der britischen Regierung einen Salam Sümüd, unterzeichnet und untersiegelt von Sir Charles Napier. Aber dieser Revers behielt sich vor, die Grenzen der Jaghirs, welche weder gerichtlich vermessen und noch überhaupt sicher festgestellt worden waren, auf gesetzliche Weise zu ordnen [38]).

mit richterlicher Gewalt anzustellen; deren Verhalten hat sich bis jetzt als höchst achtungswerth bewiesen. In den drei Jahren 1850, 51 und 52 wurden durchschnittlich 209 Fälle entschieden, welche außer der Vollmachtsgewalt eines Magistrats stehen.

Wenn Streitsachen zu entscheiden sind, so bringen die Parteien ihre Klage vor den europäischen Offizier des Distrikts, welcher erst auf dem Wege der Versöhnung oder Vergleichung den Streit zu schlichten sucht, oder die Angelegenheit einem Pünchayüt zur Schlichtung überweist. Sind die Parteien mit der Entscheidung desselben nicht zufrieden, so können sie an das höchste Civilgericht appelliren. Eine solche gewöhnliche Klagesache wird von dem Magistrat in der Stadt vorgetragen, dieser sendet dann eine mündliche Botschaft an den Angeklagten, sich zu stellen und ist der Verklagte auf dem Lande, so überbringt ein Polizei-Sowar einen Pürwünnah. Alsdann vernimmt der Magistrat die streitenden Parteien und entscheidet die Sache zur Stelle. In wichtigen oder mehr verwickelten Angelegenheiten werden die Aussagen des Klägers und der Zeugen eidlich belegt und die Verhandlung zu Papier gebracht. Alle Klagesachen werden monatlich an den General-Advocat berichtet.

Die Pünchayüts sind aus den ersten Leuten der Ortschaften zusammengesetzt, wobei es den betheiligten Parteien erlaubt ist, sich einige der Mitglieder wählen zu dürfen. Wenn gleich die das Pünchayüt bildenden Leute nicht bezahlt sind und in Folge der Einberufung in ihren Geschäften gestört werden so stellen sie sich doch sehr regelmäßig; weil sie vermöge dieser Stellung Einfluß auf die Gemeindeglieder gewinnen und das Volk liebt es von ihnen gerichtet zu werden. Die Pünchayüt's sind mannigfaltig, in Shikarpur ist es ein stehender und unbezahlter Gerichtshof von mehr als fünf Mitgliedern; in Heidrabad und Karadschy sind es freiwillige Höfe, wo die klagenden Parteien das Recht haben, die Glieder zu wählen, wobei der Offizier der Regierung den Vorsitzer ernennt[41]).

Die polizeiliche Beaufsichtigung im Lande überließ Sir Charles Napier den Karbars und Jaghirdars; aber da sich später ergab, daß der damit beabsichtigte Zweck nur sehr unvollkommen erreicht wurde, gründete der General ein ganz für sich bestehendes Polizei-System, welches General Jacob so auszubilden wußte, daß es nun für ganz Indien zum Muster dient. An der Spitze desselben steht ein Capitain oder Oberaufseher der Polizei über die ganze Provinz [illegible] noch drei Offiziere, für jedes Collectorat einer, untergeordne

zu Grunde lagen und ein einfaches Gnadengeschenk waren, wurde als ungehörig eingezogen.

Das Jaghir-System im Sind hatte sich mit der Talpura-Dynastie gebildet, welche bei Austreibung der Kuloras die dadurch freigewordenen Ländereien unter ihre Häuptlinge vertheilten; aber der Besitz wurde nur auf Lebenszeit verliehen und mußte beim Tode des Jaghirdars wieder neu belehnt werden. Alles im Sind als Jaghir vorhandene Land begreift den zehnten Theil aller Ländereien in sich, wovon 1,002,000 Biga's kultivirt sind; jedoch könnte mehr als das Doppelte vermöge Bewässerung in ein ertragreiches Erdreich verwandelt werden, ist jedoch entweder Sandwüste oder mit Tamarisken und anderem Gesträuch bewachsenes Erdreich.

Die Bevölkerung im Sind ist nicht wie in Indien in Dorfgemeinden getheilt, deren sich jede selbst verwaltet, sondern sie stehen unter der Controle von Häuptern der Stämme oder Casten, in einigen Perganas wird derselbe Kotar oder Kotwal genannt. Obgleich sein Amt ein erbliches ist, so verwaltet er es doch mehr im Sinne eines Dieners der Regierung, denn als Diener der Dorfgemeinde. Es wurde als Grundsatz festgestellt, daß jeder Landbewohner so lange im Besitze seiner Ländereien bleibt, als er seine Renten zahlt, welche nicht drückend sein können, indem die Besitzer großer Landstrecken den Boden, gleich den Zemindaren in Bengalen, von Tagelöhnern bearbeiten lassen; überhaupt befindet sich der Landmann im Sind in besseren Umständen, als die Landleute im übrigen Indien. Ihn in seinen landwirthschaftlichen Bestrebungen zu ermuthigen, und dem Wuchereinflusse der Hindu-Banyan's zu entziehen, welche ihm unter so erschwerenden Bedingungen die Gelder leihen, daß er zu einem bloßen Tagelöhner herabsinkt, hat die Regierung Veranstaltung getroffen, daß ihm Vorschüsse gemacht werden können. Diejenigen, welche sich von den alten Gewohnheiten und dem Einflusse der Banyan's befreien konnten, haben die großen Vortheile erkannt und sind ihren Verpflichtungen stets richtig nachgekommen. Die Abgaben wurden anfänglich meist in Produkten entrichtet, zu welchem Zwecke von den Collectoren Magazine errichtet werden mußten, von welchen aus dann die Verkäufe stattfanden; aber diese Art der Einziehung war mit so großen Schwierigkeiten und mit Nachtheilen für beide Theile verbunden, weßhalb seit dem Jahre 1853 die Abgaben nicht mehr in Produkten entrichtet werden, sondern in Gelde, wobei jeder Zemindar für sein

Dorf, oder dem ihm gehörigen Distrikt, den ihm zuerkannten Antheil einzieht und an den Collector abliefert.

Bei dieser Geldabgabe, welche überall im Lande als eine große Wohlthat vom Landmanne angesehen wurde, gestattete man den Zemindaren ihre Ernten allmählig zu verwerthen, weßhalb die Einzahlungen zwischen Februar und April festgesetzt wurden, wobei den Commissarien die Pflicht oblag, sich auf ihren Reisen die Rechnungsbücher der Kardare zur Prüfung vorlegen zu lassen. Der jetzige Gouverneur, Herr Frere, welcher mit bewunderungswürdigem Geschick die Verwaltung dieses Landes leitet und durch den die meisten Uebel abbestellt wurden, bemühete sich auch Mohamedaner zu Aemtern heranzuziehen, indem die mehr schlauen und biegsamen Hindus sich so in alle Posten eingeschlichen hatten, daß beinahe kein Muselmann mehr im Amte zu finden war.

Das Justizwesen im Sind war zur Zeit der Talpuras von den Amirs sowohl als von deren Kardars, Kotwals und anderen Offizieren nach den mohamedanischen Gesetzen ausgeübt worden. Die Bestrafungen waren willkürlich, Verstümmelung, körperliche Züchtigung, Gefängniß oder Geldstrafe; Todesstrafe wurde nur in sehr seltenen Fällen verhängt und nur wenn eine Mordthat begangen worden war; aber auch dann konnte sich der Mörder durch eine Geldsumme das Leben erkaufen. Natürlich war dieses System der Bestechung offen und von einer gerechten Verfahrungsweise war keine Rede, der Reiche war stets im Recht; so hatten einst zwei Personen Streit über eine Summe von 50 Rupien, der Richter verlangte vom Kläger den Betrag der Summe als Gewähr, daß es kein Betrug sei und denselben Betrag von dem Verklagten, daß er seiner Erscheinung sicher wäre. Nachdem die Sache in allem Ernste verhandelt worden war, erklärte der Richter, daß die deponirten Summen verfallen wären, indem die Regierung sich für ihre Mühe davon bezahlt machen müsse. Nächst diesen Richtern maßten sich auch die Sirdare und Jaghirdare eine richterliche Gewalt über ihre Reisigen an, natürlich ebenso willkürlich als jene.

Sir Charles Napier theilte den Sind in drei Collectorate ein: Shikarpur im Norden mit einem kleinen Landstrich am westlichen Ufer des Indus; Heidrabad am östlichen und Karadschy im Süden am westlichen Ufer des Indus. Die Collectorate zerfielen wieder in Perganas, deren jedes von einem Kardar beaufsichtigt wurde; so begreift Shikarpur 35, Heidrabad 57, und Karadschy 18 Perganas verschiedener Größe in sich[40]). Jeder Magistrat

oder Collector hatte verschiedene Beamte unter sich, welche der Armee angehörten, so waren fünf in Shikarpur, sechs in Heidrabad- und drei in Karadschy-Collectorat, welche, unterstützt von eingeborenen Offizieren, theils am Hauptorte, theils im Lande die Verwaltung des Landes leiteten und beaufsichtigten. Sie empfangen Bittschriften und Anträge, entscheiden in kleinen Fällen bis zu 50 Rupien oder einem Monat Gefängniß, selbst an Ort und Stelle mußten sie erhebliche Sachen dem Collecteur zur Entscheidung vorlegen.

Wichtige Criminalfälle wurden einer besonders niedergesetzten Militair-Commission überwiesen, die in kriegsgerichtlicher Weise erkannte und deren Urtheil dem Gouverneur zur Entscheidung übergeben wurde. Napier stützte sich hierbei auf den ausnahmsweisen Zustand des Landes, in welchem keine indischen Höfe oder Gesetze existirt hatten, so trat anstatt eines despotischen Amirs ein despotischer englischer General als Richter über Leben und Tod auf. Natürlich war hierbei sein Bestreben, die größte Gerechtigkeit auszuüben und das geringste Uebel zu begehen.

Nach Napier's Abgabe der Regierung an den Civil-Commissair Herrn Pringle wurde dies Militairsystem verbannt und ordentliche Gerichtshöfe errichtet (28. Februar 1849). Dieselben wurden folgender Maßen gebildet:

Sechszehn Offiziere (Deputy-Magistrate, welchen die Beaufsichtigung der Distrikte übergeben ist), haben die Gewalt, alle Fälle zu entscheiden, welche in eine Strafe von unter sieben Jahren Gefängniß verfallen, wogegen alle über ein Jahr erkannten Strafen der Zustimmung des Commissionairs bedürfen. Vier Offiziere (drei Magistrate und zwei Deputy-Collectors) besitzen die Gewalt, alle Fälle, selbst große Capital-Verbrechen zu entscheiden; Urtheilssprüche über sieben Jahre Gefängniß erfordern die Bestätigung des Commissionairs. Dieser selbst hat eigentlich keine Gerichtsverwaltung. Denn dazu sind vier Höfe bestimmt, gleich denen der Gerichtssitzungshöfe in den Bombay-Zillas und sechszehn kleinere Höfe, mit der Macht, Urtheilssprüche zu fällen, die ein Sitzungsrichter in Bombay abgeben kann, jedoch abhängig von der Bestätigung eines Offiziers der Provinz. Was nun die Verbrechen anbetrifft, so ereignet es sich sehr selten, daß eine Sentenz zu sieben Jahre Einkerkerung vorkommt; Mörder und andere große Verbrecher kommen vor die vier dazu bestimmten Höfe. Dies System hat sich als gut bewährt, obgleich so viele Gerichtshöfe sind, indem die weiten Entfernungen es den Klagenden und den Zeugen noch mehr erschweren würden, daher hat es sich als nothwendig herausgestellt, auch Eingeborne

ungeschickt aber sehr stark und ohne Masten, weil es zu dem felsigen und gefährlichen Laufe zwischen Kalabagh und Attock verwendet wird, nur bis Mittencote geht und daselbst als Nutz- oder Brennholz verkauft wird.

Die Waldungen im Sind gehören zu den großen Erwerbsquellen des Landes, sie bedecken über 160,000 Acres, wovon 70,000 mit gutem Holze bestanden sind. Sie wurden unter den Amiren als Jagdgründe geschützt und waren entweder von Erdwällen (Belas) eingeschlossen oder vermöge Strauchholz (Moharis) eingezäunt; diejenigen im unteren Sind wurden künstlich angelegt, wogegen die im oberen Sind auf natürlichem Wege entstanden sind. Daher kommt es, daß erstere eingewallt sind und das beste Bauholz enthalten, wogegen letztere oft als Weidegründe benutzt wurden und nur wenig Bauholz besitzen. Ihrer Cultur ist wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, die meisten sind von Unterholz bewachsen und mit gefallenen Bäumen und verdorrten Schlingpflanzen so angefüllt, oder von dem hohen und kräftigen Binsen-Gras, welches zum Geflecht der Matten und Gehänge dient, so bedeckt, daß man nur mit großer Schwierigkeit sich darin bewegen kann. Unter den Bäumen sind es der Jali oder Sißubaum, die Tamariske, der Babul, welcher an Größe und Umfang alle anderen übertrifft und zu den nutzbarsten Hölzern gehört, dann der Bahar, eine Art Pappel, der Kürdi, ein dem Babul verwandter Baum, doch weniger brauchbar, seltener der Jümbül, dessen treffliches Bauholz sehr gesucht ist und der Sirus[44]).

Unter den Einnahmen steht der Ertrag aus dem Boden oben an, an diesen reihen sich der Zoll auf Waaren, auf geistige Getränke, Salz, Opium, die Fischerei und eine Stempelabgabe von fünf Procent des Werthes bei Gerichtsverhandlungen. Die Salzlager, welche an der Indus-Mündung entdeckt worden sind, befinden sich in der Nachbarschaft von Ullah-Bünd und in der Güngra, dem Indusarm westlich von Korie, aber die Verschiffung von diesen beiden Punkten, indem Seeschiffe nicht dahin gelangen können, macht die Ausbeute dieser Lager, von denen das in der Güngra auf 1500 Millionen Tonnen veranschlagt ist, sehr schwierig und kostbar; daher auch Karadschy seinen Salzbedarf von Sonmieanie empfängt oder wo es in der Mülier und längs der Küste gefunden wird. Im Innern des Landes wird es vermöge der Schichtung und durch Aussetzen an der Sonne in irdenen Geschirren aus der Salzerde gewonnen.

Die Fischerei wird von dem muselmännischen Stamm der Mohanies

betrieben, welche sich zugleich als Bootsleute vermiethen und über 160 Boote verfügen können; deren Ausfuhr ist im Zunehmen und betrug gegen 50,000 Rupien. Die Perlfischerei, welche in den Felsbänken nahe dem Hafen von Karadschy betrieben wird, ist unbedeutend, indem die Perlen denen von Persien und Ceylon sehr nachstehen. Die größeren werden als Schnüre zum Schmuck verwandt, die kleineren mit den kostbaren Bahreinperlen vermischt, und diejenigen, welche sich nicht als Schmuck eignen für medicinische Zwecke verbraucht, indem die Eingeborenen dem Pulver belebende Kräften beimessen. Vor dreißig Jahren wurden noch jährlich 35,000 Rupien Pacht gezahlt, heute kaum 2000 Rupien, indem die Bänke zu sehr ausgebeutet worden sind[45]). Auch Gold wird im Indus gewaschen, namentlich bei Kote und Dera Ismael Khan, sind jedoch von keinem Belang.

Unter den Amiren geschah nichts für Garten-Cultur, seitdem die Engländer sich im Besitze des Landes befinden, ist durch Major Blenkins unermüdliche Anstrengungen die Anlage öffentlicher Gärten betrieben worden, und dadurch nicht allein eine Vorliebe dafür unter den Einwohnern geweckt, sondern auch eine kleine Einnahme gewonnen worden. Es befinden sich Gärten zu Karadschy, Heidrabad und Sakkar, die 72 Aecker umfassen; daselbst werden alle nur erdenklichen, dem Klima zusagenden Fruchtbäume gepflegt, Gemüse aller Art und ein Reichthum der schönsten Blumen gezogen.

Die Revenuen des Landes betrugen in den ersten drei Jahren der Besitznahme durchschnittlich 28 Laks und sind seitdem in fortwährendem Steigen gewesen; dagegen wurden in den ersten fünf Jahren für Verbesserungen im Lande 15 Lak und 17,793 Rupien verausgabt.

Die im Sind stehende Armee bildet die vierte Division der Bombay-Armee, umfaßt drei Brigaden und besteht aus 7000 Mann regulairer Truppen, 4000 Mann irregulaire und 2300 Mann Polizei; dieselbe begreift zwei europäische Infanterie-Regimenter, 5 Sepoy-Regimenter, 3 Compagnien Fuß-Artillerie, 1 Trupp reitende Artillerie, 2 Regimenter irregulaire Cavallerie 2 Beludsch-Bataillone zu 800 Mann (jedes kostet jährlich 1½ Lak) und einem, aus 1000 Kameelen bestehenden Kameelkorps in sich[46].) Die Armee kostete in den Jahren 1843 bis 1848 350 Lak und 50,000 Rupien. An der Grenze bei Shikarpur steht nur irregulaire Cavallerie und Kameelreiter als Ordonanzen und Boten.

Nach allen Berichten, die uns vorliegen, ersieht man, daß alle Klassen

namentlich der Landmann, sich unter englischer Herrschaft zufrieden und glü lich fühlen, Behaglichkeit und Wohlstand haben zugenommen, die Leute geh reinlicher und besser gekleidet, und, mit Ausnahme der Tagelöhner, ist Jed mann beritten und lebt nach seiner Weise im Ueberfluß. Die Jaghirdare, e gleich sie an politischem Einfluß und an Stellung verloren haben, indem höh Militair- und Civilstellen für sie verschlossen sind, auch keine Jaghirs me verschenkt werden, sind doch all der großen Lasten, der Stellung von Tru pen 2c. entbunden und fühlen sich sicher in ihrem Besitz. Die Kaufleute za len weniger Zoll und erfreuen sich jetzt eines sichern Schutzes, den sie früh selbst nicht durch Bestechungen erlangen konnten. Nur allein haben die alt Frauen verloren, welche sich früher vom Spinnen der Baumwolle ernährte und dieses Erwerbes durch die englische Baumwolle verlustig gegangen sin Wir werden den gegenwärtigen Zustand des Landes noch näher kennen lerne indem wir uns nun zu den Collectoraten wenden.

Das Collectorat Shikarpur[47]) enthält 6120 Quadrat-Meil und ist von 250,000 Menschen bewohnt, mithin kommen 24 Einwohner a die Quadrat-Meile; diese begreifen 150,000 Landleute, 15,000 Fischer, Hi ten und Beludschen, 15,000 Jats und 70,000 Kaufleute und Städter in si Die Revenuen beliefen sich in den drei Jahren von 1850 bis 53 durchschnit lich zu 10 Lak und 66,000 Rupien. Von den 3,300,000 Ackern ist der größ Theil tragbarer Boden, aber nur 410,000 Bigas befinden sich unter Cultu wogegen vermöge Bewässerung sich überall eine ergiebige Ernte ergeben würd wie dies noch heute an einigen Orten, als bei Minuty und am Grabe de Schmieds wahrzunehmen ist, wo die Spuren früherer Cultur sich zeigen. E befinden sich in den Händen der Jaghirdare allein 254,748 Bigas, indem si in diesem Distrikt Häuptlinge befanden, welche 2 bis 12,000 Mann stelle konnten und noch heute 1000 bis 6000 in Cultur befindliche Aecker besitze und bis zu 90,000 Rupien im Jahre einnehmen. — Von dem Vieh wird fi das Recht in den der Regierung gehörigen Ländern weiden zu dürfen, ei Taxe erhoben, welche „gas chürri“ genannt wird.

Dieser Distrikt ist seiner Lage wegen von besonderer Wichtigkeit und w noch vor zehn Jahren eine trostlose Einöde und Wüste herrschte und nur sa ziges Wasser zu finden war, sind heute Brunnen und Quellen des gesund sten Quellwassers zu finden und Friede und Wohlsein herrschen, wo früh Furcht und Schrecken regierten. Nachdem Napier die Raublust der Gren;

stämme gebrochen hatte, wußte General Jacob mit einer bewunderungswürdigen Umsicht und Ausdauer dieselben zu friedlichen Beschäftigungen heranzubilden. Nahe dem alten Fort Khangür errichtete Jacob sein stehendes Lager, aus welchem nach wenigen Jahren eine blühende und große Stadt unter dem Namen Jacobabad entstand, die heute von 16,000 Menschen bewohnt ist, 400 Bazarläden zählt und alle Mittel beherbergt, deren eine Armee bedarf, um in's Feld ziehen zu können [48]).

Der Hauptort des Distrikts ist Shikarpur (28° Br. 68'³⁹° L.) eines der großen Thore nach Khelat und Affghanistan, nur 20 Meilen nordwestlich von Sakkar und dem Indus entfernt, ist es die Grenzscheide zwischen dem Affghanen, Brahoe und Beludschen und dem Hindu. Es wurde im Jahre 1617 auf der Stelle eines umfangreichen und moorigen Shikargahs von Bahadür Khan, einem Daudpotra aus dem Hause Bhawalpur, gebauet. Zwischen Khanpur und Lükkie gelegen, dieses neun Meilen südöstlich, jenes sechs Meilen nordöstlich, war es in seiner Entwickelung von den nächsten Zemindars von Lükkie stets bedrohet, diese beiden Stämme gehören dem Sind an, obgleich sie vorgeben, von dem Onkel des Propheten abzustammen. Nach einer Sage soll auf der Stelle des heutigen Shikarpur vor der Gründung ein blutiges Gefecht zwischen den Söhnen des Daud und den sie bedrängenden Mhars stattgefunden haben, in welchem von letzteren 3000 getödtet wurden, indem der Fluch eines Heiligen, des Pier Sultan Ibrahim Shah, ihnen den Untergang bereitete. Nach dem Siege ließ der Heilige, von seinen Gläubigen umgeben, einen Nagel hoch aus der Luft auf den Boden fallen, der mit seiner Spitze tief in den Boden sank und gleichsam den Grundstein zur künftigen Stadt legte. Lange und blutige Kämpfe folgten; je mehr der Ort heranwuchs, desto heftiger wurde er von seinen Gegnern bedrohet, am bittersten war der Kampf, den die Daudpotras gegen den Sirdar Tamasp (den einohrigen) zu bestehen hatten, aus welcher Zeit in dem sogenannten langen Gemach neunzehn Häuptlinge ruhen, von deren jedem die wunderbarsten Sagen über ihre Heldenthaten erzählt werden. Noch wird ein Brunnen gezeigt, in welchem einst die Häuptlinge die Leichen ihrer von ihnen selbst getödteten Frauen warfen, damit sie nicht ihren Feinden in die Hände fallen sollten.

Shikarpur liegt in einer Ebene und so tief, daß die umliegenden Ländereien, aus einem reichen Alluvialboden bestehend, vermöge Canäle sehr leicht befruchtet werden können, ein schiffbarer Canal zieht sich bis auf eine Meile

zur Stadt heran, und kann während der vier Monate, wo der Indus steigt, mit Booten befahren werden; Brunnenwasser findet sich schon bei zwölf bis fünfzehn Fuß Tiefe. Die Stadt ist von Mango-, Dattel-, Maulbeerbäumen und anderen Fruchtbäumen umgeben, deren Gruppen die Einförmigkeit der Ebene auf's malerischste unterbrechen; Erdwälle von 3800 Yards im Umfange schließen die aus 6246 Häusern und Hütten bestehenden Wohnungen ein und acht Thore führen durch dieselbe in den Ort[49]), außerdem dehnen sich umfangreiche Vorstädte nach allen Seiten aus. Die Zahl der öffentlichen Gebäude und Moscheen beträgt 340. Die Straßen sind eng, zwischen den Häusern liegt oft wüster Boden; obgleich von nur 31,015 Menschen bewohnt, von denen mehr als die Hälfte Hindus sind, so zeigt die Lebhaftigkeit in seinen Mauern das Getreibe eines sehr volkreichen Ortes. Für die Erziehung ist noch wenig gethan, denn die 21 persischen und 11 Sindieschulen sind nur von 912 Knaben und 416 Mädchen besucht. In seinem geschäftigen Bazar, der 800 Schritte lang die Stadt in ihrer Mitte durchschneidet und mit einem Dache von Palmblättern vor der Sonne geschützt ist, begegnet man allen Volksstämmen Central-Asiens und Indiens: Affghanen, Beludschen, Sinder, Hindostaner, Araber, Perser, Georgier, Kaschimirer, Bockharer und Andere, welche durch ihre mannigfaltigen Trachten und Gesichtszüge den Europäer auf's anziehendste fesseln. Die Hindu-Sahukars (Geldwechsler) und die Bünyas (Getreidehändler) dieser berühmten Handelsstadt haben einen Ruf durch ganz Asien, erstere leihen Gelder nur gegen 6 bis 12 Procent aus, ja, es sind Fälle vorgekommen, wo sie 40 Procent bekommen haben. Die Einfuhr vom Sind aus betrug im Jahre 1851/52 23 Lak, 82,446 Rupien; die Ausfuhr nach Indien 17 Lak, 85,418 Rupien. Die Handelsartikel sind: Wolle, Pferde, Baumwolle, Metalle, Eisen, Seidenstoffe, Ghie, Früchte und Getreide.

Sakkar hat durch schöne Bangalos, Gärten und eine Caserne gewonnen; Bakkar ist ordentlich befestigt und mit einem Magazine versehen worden und auch Rorie hat ein mehr civilisirtes Ansehen gewonnen.

Das Collectorat von Heidrabad wird im Norden von Khyrpur, im Osten von Rajputana, im Süden vom Runn von Kütch und westlich vom Indus begränzt. Nördlich und östlich von Heidrabad ist das Land bis gegen Mirpur ein trockener und sandiger Boden von Canälen durchzogen, östlich jenseits Mirpur ist es Wüste und südlich breiten sich Reisfelder aus oder Ebenen, die mit Salz geschwängert sind. Es umfaßt ungefähr 30,000

Quadratmeilen, worauf 700,000 Menschen wohnen, von denen $^{4}/_{5}$ Sinder und Jâts sind. Von dem Lande sind 575,000 Biga's bebaut und von den noch nicht in Cultur gesetzten 354,000 Bigas ist die Hälfte Wüste, von dem Reste eignet sich ein großer Theil nicht zur Cultur. Wenn die Ländereien vermöge der Canäle berieselt werden, so zahlt der Besitzer den dritten Theil vom Ertrage, wenn die Befruchtung jedoch vermöge Wasserräder geschieht nur den vierten Theil [50]). In diesem Collectorat leben vier große Jaghirdare, welche 170,000 Bigas besitzen, von denen jedoch noch beinahe $^{4}/_{5}$ wüste liegen. Die durchschnittlichen Einnahmen, Fischereien, Wassertaxe und abkari einbegriffen, waren in den Jahren von 1850 bis 53 zehn Lak, 68,500 Rupien. In diesem Collectorat befinden sich 72 Jaghirdare.

Heidrabad, einst die Residenz der Amire und die Hauptstadt des Districts (25° 22′ breit, 68° 28′ lang), liegt 4 Meilen vom Indus auf einem Abfall, der kaum 100′ hohen felsigen Günjahügel, welche hier vom Falailie umzogen, der ungefähr 12 Meilen oberhalb der Stadt den Indus verläßt und sich 15 unterhalb wieder mit demselben vereinigt, eine Insel bilden. Die Falailie nahet sich der Stadt östlich bis auf 1000 Schritte und ein Arm derselben bespült deren Wälle; eine massive Brücke führt über den Fluß. Die Festung, welche den Ort beherrscht, besteht aus unregelmäßigen Linien, bedingt von der Form, welche der Felsen annimmt; ihre Wälle aus Backsteinen erbauet, sind 13 bis 30 Fuß hoch, und von runden Thürmen und Bastionen unterbrochen; wo der Wall sich nicht unmittelbar aus dem Felsen erhebt, liegt ein 10 Fuß breiter und 8 Fuß tiefer Graben davor. Die Hochebene, auf welcher der Ort liegt, ist 1½ Meilen lang und 700 Schritte breit, beherbergt 24,000 Einwohner in 5000 Häusern, meist klein und aus Erdwällen gebauet, viele liegen in der Festung selbst. Diese enthält die ehemalige Residenz der Amire nebst einem massiven Thurm. Es sind hier große Magazine und ein Arsenal angelegt und eine prachtvolle Caserne für 1500 Mann gebaut worden, welcher aber Brunnen fehlen, mit deren Anlage man gegenwärtig beschäftigt ist; deßgleichen ist eine protestantische Kirche gebaut, ein Krankenhaus und ein Gefängniß [51])

Der Bazar bildet eine den Ort in seiner ganzen Länge durchschneidende Straße und giebt das Bild einer geschäftigen Handelswelt; denn hier werden vortreffliche Waffen gemacht, namentlich stehen die Säbelklingen den besten europäischen wenig nach, deßgleichen sind die mit Gold und Silber durchwebten Seidenstoffe und Baumwollenzeuge sehr gesucht.

namentlich der Landmann, sich unter englischer Herrschaft zufrieden und glücklich fühlen, Behaglichkeit und Wohlstand haben zugenommen, die Leute gehen reinlicher und besser gekleidet, und, mit Ausnahme der Tagelöhner, ist Jedermann beritten und lebt nach seiner Weise im Ueberfluß. Die Jaghirdare, obgleich sie an politischem Einfluß und an Stellung verloren haben, indem höhere Militair- und Civilstellen für sie verschlossen sind, auch keine Jaghirs mehr verschenkt werden, sind doch all der großen Lasten, der Stellung von Truppen 2c. entbunden und fühlen sich sicher in ihrem Besitz. Die Kaufleute zahlen weniger Zoll und erfreuen sich jetzt eines sichern Schutzes, den sie früher selbst nicht durch Bestechungen erlangen konnten. Nur allein haben die alten Frauen verloren, welche sich früher vom Spinnen der Baumwolle ernährten, und dieses Erwerbes durch die englische Baumwolle verlustig gegangen sind. Wir werden den gegenwärtigen Zustand des Landes noch näher kennen lernen, indem wir uns nun zu den Collectoraten wenden.

Das Collectorat Shikarpur[47]) enthält 6120 Quadrat-Meilen und ist von 250,000 Menschen bewohnt, mithin kommen 24 Einwohner auf die Quadrat-Meile; diese begreifen 150,000 Landleute, 15,000 Fischer, Hirten und Beludschen, 15,000 Jats und 70,000 Kaufleute und Städter in sich. Die Revenuen beliefen sich in den drei Jahren von 1850 bis 53 durchschnittlich zu 10 Lak und 66,000 Rupien. Von den 3,300,000 Ackern ist der größte Theil tragbarer Boden, aber nur 410,000 Bigas befinden sich unter Cultur, wogegen vermöge Bewässerung sich überall eine ergiebige Ernte ergeben würde, wie dies noch heute an einigen Orten, als bei Minuty und am Grabe des Schmieds wahrzunehmen ist, wo die Spuren früherer Cultur sich zeigen. Es befinden sich in den Händen der Jaghirdare allein 254,748 Bigas, indem sich in diesem Distrikt Häuptlinge befanden, welche 2 bis 12,000 Mann stellen konnten und noch heute 1000 bis 6000 in Cultur befindliche Aecker besitzen und bis zu 90,000 Rupien im Jahre einnehmen. — Von dem Vieh wird für das Recht in den der Regierung gehörigen Ländern weiden zu dürfen, eine Taxe erhoben, welche „gas chürri“ genannt wird.

Dieser Distrikt ist seiner Lage wegen von besonderer Wichtigkeit und wo noch vor zehn Jahren eine trostlose Einöde und Wüste herrschte und nur salziges Wasser zu finden war, sind heute Brunnen und Quellen des gesundesten Quellwassers zu finden und Friede und Wohlsein herrschen, wo früher Furcht und Schrecken regierten. Nachdem Napier die Raublust der Grenz-

stämme gebrochen hatte, wußte General Jacob mit einer bewunderungswürdigen Umsicht und Ausdauer dieselben zu friedlichen Beschäftigungen heranzubilden. Nahe dem alten Fort Khangür errichtete Jacob sein stehendes Lager, aus welchem nach wenigen Jahren eine blühende und große Stadt unter dem Namen Jacobabad entstand, die heute von 16,000 Menschen bewohnt ist, 400 Bazarläden zählt und alle Mittel beherbergt, deren eine Armee bedarf, um in's Feld ziehen zu können[48]).

Der Hauptort des Distrikts ist Shikarpur (28° Br. 68′³⁹° L.) eines der großen Thore nach Khelat und Affghanistan, nur 20 Meilen nordwestlich von Sakkar und dem Indus entfernt, ist es die Grenzscheide zwischen dem Affghanen, Brahoe und Beludschen und dem Hindu. Es wurde im Jahre 1617 auf der Stelle eines umfangreichen und moorigen Shikargahs von Bahadür Khan, einem Daudpotra aus dem Hause Bhawalpur, gebauet. Zwischen Khanpur und Lukkie gelegen, dieses neun Meilen südöstlich, jenes sechs Meilen nordöstlich, war es in seiner Entwickelung von den nächsten Zemindars von Lukkie stets bedrohet, diese beiden Stämme gehören dem Sind an, obgleich sie vorgeben, von dem Onkel des Propheten abzustammen. Nach einer Sage soll auf der Stelle des heutigen Shikarpur vor der Gründung ein blutiges Gefecht zwischen den Söhnen des Daud und den sie bedrängenden Mhars stattgefunden haben, in welchem von letzteren 3000 getödtet wurden, indem der Fluch eines Heiligen, des Pier Sultan Ibrahim Shah, ihnen den Untergang bereitete. Nach dem Siege ließ der Heilige, von seinen Gläubigen umgeben, einen Nagel hoch aus der Luft auf den Boden fallen, der mit seiner Spitze tief in den Boden sank und gleichsam den Grundstein zur künftigen Stadt legte. Lange und blutige Kämpfe folgten; je mehr der Ort heranwuchs, desto heftiger wurde er von seinen Gegnern bedrohet, am bittersten war der Kampf, den die Daudpotras gegen den Sirdar Tamasp (den einohrigen) zu bestehen hatten, aus welcher Zeit in dem sogenannten langen Gemach neunzehn Häuptlinge ruhen, von deren jedem die wunderbarsten Sagen über ihre Heldenthaten erzählt werden. Noch wird ein Brunnen gezeigt, in welchem einst die Häuptlinge die Leichen ihrer von ihnen selbst getödteten Frauen warfen, damit sie nicht ihren Feinden in die Hände fallen sollten.

Shikarpur liegt in einer Ebene und so tief, daß die umliegenden Ländereien, aus einem reichen Alluvialboden bestehend, vermöge Canäle sehr leicht befruchtet werden können, ein schiffbarer Canal zieht sich bis auf eine Meile

Von der Ghara gehen viele kleine Canäle in's Land, welches diesem Waſ
hauptsächlich seine Befruchtung verdankt.

Die Narah (bedeutet Schlange) windet sich in schlangenartigen Biegu
gen durch den Boden und befindet sich bei ihrer Mündung nur zwei Meil
südlich von der Ghara, neben welcher sie mehrere Meilen in paralleler Richtu
läuft, und sich dann südwestlich durch die Distrikte Mehur und Sehwan in d
Münchawur-See ergießt; sie ist bis zu 100' breit, für die größten Boote fal
bar und da ihre Uferbänke mit hohen Bäumen von Babul, Him und Pip
eingefaßt sind, so läßt sich ihr Lauf bis in weiteste Ferne verfolgen. N
wenige Ortschaften werden unmittelbar von ihren Wassern befruchtet. Dageg
zweigt sich nahe Müddaji, 24 Meilen nordöstlich von Larkhana, der Mitte
Canal ab und zieht sich 20 Meilen nordwestlich in's Land. Auf dieser Strec
nahe Rüttah Derah, vereinigen sich drei andere Canäle mit demselben: 1
Ghari, eine Fortsetzung des Sindcanals von Osten her, bewässert die äuß
sten Grenzen der Distrikte Fütehpur und Anderüne Birah; der Makoud
Canal, gegen Nordwesten fließend, sendet seine Wasser über Rüttah Dera
Khyrah Güchül- und Macksudah-Distrikte, und von hier nach Khyrah-ke-Gü
und bildet so eine Wasserverbindung mit der Ghara und vermöge der Ghara u
des Sind-Canals nach Shikarpur.

Außer diesen ist der Hirah-Canal, welcher von der Ghara aus 20 Meil
nordwestlich Füttehpur und die angrenzenden Länder bewässert; die Khira u
Birah-Canäle; der Nowrüng-Canal westlich von Larkhana, geht 15 Meil
nordwestlich gegen Nüsirabad, von blühenden Dörfern und malerischen Bau
gruppen umgeben, und endigt unter dem Namen Chila-Canal im Tieflan
von Myl Morady; der Shah-Canal kommt sechs Meilen westlich von L
khana aus der Ghara, geht anfangs nördlich, dann westlich und ist einer
größten Canäle, welcher jetzt wieder hergestellt, die einst so ergiebigen Län
reien wieder in die fruchtbarsten Gefilde verwandelt hat; er war schon vor 6
Jahren gegraben worden. Zwei Meilen westlich von der Mündung des Sh
ist der Datah-Canal, von Datah-Kohawür unter Nur Mohamed Kalor
in's Werk gesetzt; es ist der künstlichste und am sorgsamsten angelegte Ca
im oberen Sind, geht nordwestlich gegen Kütch und ist an beiden Ufern v
dichten Babulwaldungen umgeben; auch er war sehr vernachlässigt, ist jed
ganz hergestellt worden.

In den Waldungen dieses Landstriches gedeihen der Nim (melia aze

sachla), unter dessen schattigem und aromatischem Laube sich die Einwohner erholen, und dessen Saamen, Blätter und Holz zu medicinischen Zwecken verwendet werden; die Schönen im Sind bedienen sich seines Aromas als Pflästerchen an den Schläfen. Der Sißu (dalbeizia sissu), dessen Holz an Schönheit und Dauer dem Ebenholz gleichkommt, wird von der weißen Ameise gemieden und deßhalb zu Balken und Schiffsbauholz verwendet. Der Babul (mimosa Arabica) ist der vorherrschendste unter den Baumgattungen und steht an Schönheit und Nutzen den beiden vorigen nicht nach, seine Wurzeln geben dem Boden Festigkeit, sein Gummi dient den Färbern und seine Borke den Gerbern. Der Siris (mimosa siris) ist ein außerordentlich malerischer Baum von angenehmen Geruche, dem die Eingeborenen übernatürliche Kräfte zuschreiben, denn sie behaupten, seine Blätter mit Erde vermischt und über den Körper geworfen, vertreiben den bösen Geist und ein Halsband von seinen Blättern heilt vom kalten Fieber. Der Laßuri (cordia mira) ist ein schöner Baum mit großen Blättern, aus dessen innerer Borke die Eingeborenen die Zündhölzer für ihre Feuerwaffen machen, und aus dem Holze die Säbelscheiden anfertigen. Seine Frucht, eine dickfaftige Substanz, wird gegessen, so wie auch eine stärkende Medicin und ein berauschender Liqueur daraus gewonnen. Der Ber (zizyphus juba) trägt Beeren, welche den Eingeborenen zur Nahrung dienen; die Tamariske (tamarix indica) kommt meist als Gebüsch vor und erhebt sich nur selten zur Baumhöhe; aus ihrem Holze werden die Wasserräder gemacht, die Beeren dienen zur Färbung und zur Gewinnung eines Syrups und als Brennholz ist sie vom größten Nutzen. Der Karel (cleome poutaphylla) gedeiht in den Jangles und seine Beere wird reif gegessen und unreif eingemacht; der Kandah, eine verkrüppelte Babulart, dient zur Feuerung und Einfassung der Brunnen und Canäle; der Ban (styrare benzion) wächst nahe dem Wasser und sein Holz dient zur Anfertigung von Wasserrädern; die Amaltas (cassia fistula) ist ein seltener Baum und wird gleich der cassia senna für medicinische Zwecke verwendet; und die Pipül (ficus religiosa) ist hier wie im übrigen Indien der Zufluchtsort der Wanderer, unter deren Schattendach er Schutz gegen die Sonne findet.

An Korn und Früchten: Jowari (holcus sorghum) bajri (panicum spicatum), arzan (panicum pilosum), Gerste, Weizen, Reis, sesamum und andere Grützearten, Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo, Taback, Rüben, Erbsen, Melonen, Gurken und alle Gemüse, die in Indien gedeihen.

An Thieren finden sich: das Kameel (kostet 12—15 Rupien Miethe), der Esel, die langschwänzigen Schafe, dùmbah genannt, der Büffel, Zebu, Ziegen verschiedener Größe. Die Tiger sind selten und kommen von den Waldungen bei Sakkar, das wilde Schwein, der Hirsch mit dem Schweinskopf, die Antilope, der Luchs, der Fuchs, Wolf, Schakal und Hase; unter den Vögeln sind die schwarzen und grauen Rebhühner, die Wachteln, Schnepfen, eine kleine Art von Trappe und viele andere bereits erwähnte.

Der Hauptort Larkhana (Br. 27° 30′ L. 68° 10′) nach dem Stamme der Larük genannt, welcher sich hier einst niederließ, liegt am südlichen Ufer der Ghara zwölf Meilen vom Indus und ist von etwas über 8000 Menschen bewohnt[53]). Die Häuser sind aus Lehm zwei Etagen hoch mit flachen Dächern, einige wenige aus Ziegelsteinen gebaut, sind höher und ein bedeckter Bazar mit engen und schmutzigen Abzweigungen geht mitten durch den Ort; einige Gärten und Gruppen von Dattelpalmen geben der Umgegend ein freundliches Aussehen. Es wird hier der größte Getreidehandel getrieben und Seiden- und Baumwollenzeuge werden hier gewebt, welche sehr gesucht sind. In dem alten Fort, einer vierseitigen von Erdwällen errichteten Feste mit fünf Thürmen, deren einer sich über dem Hauptthore erhebt, liegen ein Krankenhaus, das Gefängniß und ein Magazin.

Zwölf Meilen westlich von Larkhana liegt Kümber, früher ein großer Ort, welcher aber seit 1844, wo die Beludschen ihn plünderten, und in Folge einer Feuersbrunst so in Verfall gerathen ist, daß er gleich einer Stadt von Ruinen aussieht; ein guter Bazar ist allein noch vorhanden. Khyrpur, eine umfangreiche Stadt mit einem Fort, Nüsirabad, ein öder Flecken mit breiten Straßen und Rüttah Derah mit einem Fort und gutem Bazar.

Die Dörfer, deren sich 392 in diesem Distrikt befinden, sind beinahe sämmtlich von bedeutendem Umfange; jedes hat seinen Bazar; die Häuser sind aus Erdwällen mit flachen Dächern, wogegen die armen Klassen in sehr armseligen Hütten wohnen (landis), aus Tamariskenholz aufgerichtet und mit Matten und Zweigen bedeckt sind, um gegen die Sonne geschützt zu sein. Neben den Hütten ruhen auf hohen Pfählen flache Böden, auf denen die Bewohner in heißen Nächten schlafen. In den tiefen Niederungen stehen die Dörfer auf einem künstlich erhöheten Erdreich und sind von einem Graben umgeben, um gegen Ueberschwemmungen gesichert zu sein. Da wo Häuptlinge oder große Zemindare residiren, befindet sich ein kleines, aus Erdwällen errich-

tetes Fort mit Thürmen in den Ecken, aber in jedem Dorfe steht ein Wachtthurm, in welchen sich in früheren Zeiten bei Ueberfällen die Einwohner flüchteten.

Unter den schönsten Bauwerken Indien's nehmen die Grabmäler eine der ersten Stellen ein und im Sind sind es diese allein, welche den Reisenden fesseln. In diesem Theile ist es das Grab Shahül Mohamed's, welcher im Kampfe mit des Großmoguls Armee beim Dorfe Füttipur fiel und seitdem als Märtyrer verehrt wird; denn die Sage erzählt, daß nach seinem Tode sein Haupt nach der Stelle flog, wo das Monument steht, weßhalb die Zeitgenossen auch den Körper hiehertrugen. Das Grabmal ist vor 160 Jahren auf einer kleinen Anhöhe aus Backsteinen gebauet, die äußeren Wände sind mit glacirten Ziegeln in mannigfaltigen Farben und Arabesken geschmückt ausgelegt; im äußeren Hofe ruhen seine Angehörigen und Waffengefährten. Büßende und Bittende, deren Sünden hier Vergebung und deren Wünsche Erhörung fanden, haben eiserne Glöckchen, Straußeneier oder Muscheln aufgehangen; denn der Pilger zieht, bevor er sich dem Grabe nähert, diese Glöckchen, wirft sich dann demuthsvoll vor das mit reichen Seidenstoffen behangene Grab und murmelt seine Gebete. Kaum hat er es beendigt, so nahen sich ihm einige halbnackte und schmutzig aussehende Bettler oder Fakire, welche gleichsam als Wächter hier ihre Tage zubringen, und von den Almosen, die sie so einsammeln, einen Theil unter die Nachkommen des Propheten vertheilen. Außerdem verdient noch das Grabmal des Shah Baharah zu Larkhana erwähnt zu werden, welches von achteckiger Form mit einem gewölbten Dome und inwendig mit Blumen und Früchten in Emaille verziert ist; unzählige Inschriften, Verse aus dem Koran oder Stellen merkwürdiger Poesien enthaltend, schmücken die Wände.

Die Bevölkerung betreffend gilt was wir schon an anderer Stelle von den Hindus und Muselmännern sagten. Dagegen müssen wir noch erwähnen, daß unter den verschiedenen Stämmen die Kandiah's die zahlreichsten sind, 10,000 Mann stark, deren Häuptling Wüllie Mohamed zu Ghybi Dhera wohnt; ein anderer Clan, die Imalis, sind Beludschen, welche am Rande der Wüste leben, arm und wenig betriebsam sich dem Hirtenleben ergeben und ihres Diebstahls wegen gefürchtet werden. Bedeutender sind ein Stamm Araber südwestlich von Larka, welche sich mit Ackerbau beschäftigen. Die Jâts sind die zahlreichsten, welche sich dem Ackerbau und der Viehzucht widmen, dazu gehören die Darodgürhs, Junejahs und Andere, aber unter Jât versteht man nur diejenigen,

welche sich allein mit der Viehzucht abgeben; andere doch wenig bedeutende Stämme sind die Lahuris, Hukrahs und Chüjrahs[54]).

Mit den zu einem Dorfe gehörigen Ländereien ist der Zemindar und dessen Erben für alle Zeiten belehnt, einen Theil derselben bebauet er gewöhnlich selbst, andere Theile werden von solchen Leuten bebauet, welche zu diesen Ländereien ein erbliches Recht besitzen und desselben nicht beraubt werden können; aber diese müssen den „lapas", eine Rente in Produkten, je nach Anzahl der beackerten bigah's, an den Zemindar, und ein „wajah zemindari" an den Aeltesten im Dorfe entrichten. Wird ein Theil des Landes verkauft, so hat der Verkäufer ein Recht zur lapah, doch nicht zum wajah. In jedem Dorfe ist ein Kotwal, dessen Pflicht es ist, den Beamten der Regierung die Früchte anzugeben, die Grenzen zu ordnen, sowie bei allen die Revenuen betreffenden Angelegenheiten und besonders bei deren Einziehung hülfreiche Hand zu leisten, wofür er einen bestimmten Lohn empfängt. Die Zemindare verpachten ihre Ländereien für Geld und einen Antheil an den Produkten, übernehmen dagegen die Zahlung der Abgaben an die Regierung; hierbei leiht der Zemindar dem Pächter den Saamen zur Aussaat, die Bullocks zum Beackern und hält die Bewässerungscanäle in Ordnung. Der Zemindar ist der einflußreichste Mann in seiner Gemeinde, Jedermann sieht in ihm seinen Rathgeber, der Zimmermann lebt von ihm, indem er die Wasserräder in Ordnung hält, der Töpfer, indem er die Schöpfgefäße liefert, und der Pächter und Tagelöhner fühlen sich zufrieden, wenn sie nur von dem sauer erworbenen Ertrage ihr Leben fristen können. Wer wüste Ländereien cultiviren will, muß bei der Regierung um ein „pattah" nachsuchen, wobei die Rente für das Land sich darnach richtet, ob es „abitah", das heißt frei vom Jangle ist, oder „nawùhr", mit wenig Jangle bestanden, oder dichter „Jangli" ist.

Der Boden ist so unerschöpflich reich, daß er ohne alle Düngung cultivirt wird[55].) Es sind drei Saatzeiten im Jahre: die des Frühlings „rùbbi", die des Sommers „pesbrùs" und die des Herbstes „Khùrif"; die erste Saatzeit ist entweder „bosi" auf Ländereien, die nur bis zum Schlusse der Besämung bewässert werden, oder „sailabi" auf Ländereien, die noch nach der Ueberschwemmung fortwährend Bewässerung bedürfen; oder „Khustikdbakah" auf Ländereien, die vor und nach der Besämung bewässert werden müssen. Im Herbste sind es Ländereien, welche ohne alle Hülfe, vermöge Canäle bewässert werden „mok", oder solche, welche vermöge der persischen Wasserräder

befruchtet werden „chûrki“. Der Same wird entweder mit der Hand geworfen oder fällt durch einen am Pfluge befestigten Trichter in den Boden. Die größte Schwierigkeit verursacht das Reinigen der Canäle, wozu jedes Dorf, nach Verhältniß seiner Größe die Arbeiter stellen muß; so sind für die Ghara auf die Dauer von sechs Wochen bis zwei Monate allein täglich gegen 1000 Arbeiter erforderlich.

Der hier im Gebrauch befindliche Pflug „hur“ ist schmaler als im übrigen Indien und wird von zwei Ochsen gezogen; die Egge „sahûr“ ist ein schweres Holzgestell, welches von vier Ochsen gezogen werden muß, wobei auf jedem Ende ein Mann steht. Die vom Jangle gereinigten Ländereien werden ohne ihnen Ruhe zu gönnen, zwei bis drei Jahre besäet; andere Ländereien bleiben nach vier Erntejahren ein Jahr als Brache. Eine geregelte Fruchtfolge kennt der Landmann im Sind nicht, meist säen sie Baumwolle zwischen den Indigo, um die aufkeimenden Pflanzen der ersteren gegen die kalten Winde durch die kurzen Stämme des Indigo schützen zu können, nur für das Zuckerrohr bedient man sich Kuhdüngers und über den Taback pflegen sie Salz zu streuen. Das Zuckerrohr gedeiht meist nahe dem Indus, doch sind in diesem Distrikt wenig mehr als hundert Bigahs besäet, denn um die jungen Pflanzen vor der weißen Ameise zu schützen, müssen sie fortwährend bewässert werden. Im Juli und August kommt die rothe Ameise, welche verschwindet, sobald Regen fällt. Die Baumwolle des Sind gehört zu der schönsten ihrer Art und wächst in solcher Ueppigkeit, daß sie in einigen Gegenden dem Kameelreiter bis zu den Schultern reicht[56]); sie wird im Februar und März gesäet und im Juli und August gesammelt, alsdann geht das Vieh zur Grasung in die Felder. Die Baumwolle im zweiten Jahre „mudi“ ist besser als im ersten.

In jedem Dorfe sind Webereien, um ein grobes Baumwollenzeug für den täglichen Gebrauch zu wirken; die Schafwolle wird von den Frauen gesponnen, aufgezogen, gewaschen, getrocknet und mit einer Bürste aus Tamarisken gereinigt. Der Webestuhl ist der einfache von Ceylon, das Gewebe ist 1½' breit und bis zu 36' lang, der Vortheil des Webers ist so groß, daß er bis eine Rupie täglich gewinnen kann. Die Seidenweberei ist nicht mehr so blühend, die dazu verbrauchte Seide kam von Kandahar, wurde sehr schön gefärbt und in den geschmackvollsten Mustern mit Goldborden durchwebt; heute wird meist Baumwolle auf diese Art verarbeitet. Zur Färbung bedienen sie sich des Safrans, des Indigo, des Iskarstrauches, der Citronen, der Schalen des Granatapfels, einiger Oele, der Tamariskbeeren, des Kameeldüngers;

turmeric, Alaun und manjit werden eingeführt. Papier, jedoch von sehr schlechter Art, wird einiges in Larkhana gemacht, Oel und Zucker werden nur zu eigenem Gebrauche ausgepreßt.

Was den moralisch sittlichen Zustand der Bewohner dieses Distrikts betrifft, so entstanden auch hier die meisten Mordthaten wegen Ehebruch, seitdem die Strafe von Transportation darauf steht, hat zwar der Mord aufgehört, aber die beleidigten Gatten bedienen sich des Giftes, um ihre Frauen bei Seite zu schaffen und geben Selbstmord an. Der Straßenraub ist sehr selten, dagegen hat der Diebstahl zugenommen. Sehr eigenthümlich sind die Mittel, deren man sich hier bedient, den Verbrecher ausfindig zu machen. Unter den Amiren waren es die Feuer- und Wasserproben „tu-bi"; bei dieser mußte der Verdächtige so lange unter Wasser bleiben, bis ein Mann den in demselben Moment abgeschossenen Pfeil Zeit hatte wieder aufzuheben. Die Feuerprobe „chùrr" war noch schwieriger, indem ein Graben von sieben Fuß Länge mit Brennholz angefüllt und dann angezündet wurde; während dessen mußte der Angeschuldigte, dessen Füße und Lenden nur mit Palmblättern umbunden waren, in ganzer Länge durchgehen und wurde nur dann für unschuldig erklärt, wenn er unverbrannt heraustrat; auch das Aufheben glühenden Eisens galt als Unschuldsprobe.

Das Collectorat von Karadschy ist im Süden vom arabischen Meere, östlich vom Indus, westlich und südlich vom Hübbfluß und von den Braheis, einem dem Khan von Khelat unterworfenen Stamme, bewohnten Berglande begränzt. Es umfaßt 16,000 Quadratmeilen mit 324,744 Einwohnern, mithin kommen 18 Menschen auf die Quadratmeile, und ist in drei Distrikte oder Zillahs getheilt, über welche 18 Kardars und 32 Munschies angestellt sind.

Der Boden ist in vielen Theilen stark mit Salz und Nitrum vermischt, welche gleich einer Kruste auf der Oberfläche liegen; aber im Allgemeinen ist er sehr fruchtbar, eine hellgraue oder weißlichgraue Alluvialerde, welche so ergiebig ist, daß allein von Weizen eine biga bis zu tausend Pfund liefert. Die Ländereien sind Jaghirdare, Zemindare oder Ryoti und begreifen 812,000 Acker culturfähiges Land in sich, das Land nahe dem Indus ist am meisten vernachlässigt, weil die Ueberrieselung mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft ist; ungefähr 1/20 des Landes wird vermöge Regenwasser cultivirt[57]).

Karadschy (24°, 47'—17 n. Br. und 67°, 051 o. L.) ist der wichtigste

Punkt des Sind, das Wasserthor von Central-Asien, weßhalb auch die Regierung für die Hebung und Befestigung desselben die größten Mittel verwandt hat [58]). Die Meeresbucht, an welcher es liegt, ist die östliche der beiden weiten Buchten, die bei Vereinigung der Sind- und Gwaderküste entstanden sind und liegt zwischen Ras Müraie (dem alten Cap Monze) und dem Pillie oder westlichen Indus-Ausflusse. Diese Bucht umfaßt ungefähr dreißig Meilen Seeküste, ist nahe dem Meere sehr niedrig, aus flachen Sandhügeln bestehend, welche mit Stechpalmen und Tamarisken bewachsen sind. Vom Norden her senkt sich ein aus Sandstein bestehender Gebirgsrücken von 1200′ Höhe, der bei Ras Müraie in einen länglich schmalen Streifen abfällt, in's Meer; in der Ferne zeigt sich die Gebirgskette, welche sich in langen und schroffen Linien, kahl und öde aus Kalkfelsen bestehend, bis zu 3000′ Höhe nach Beludschistan hinzieht. Oestlich der Bai beginnt das Delta des Indus, flach, aus angeschwemmtem Erdreich und mit Tamarisken bewachsen.

Die Büygaur oder der westliche Indus-Arm fällt 15 Meilen unterhalb des Hafens ins Meer, sein Ausfluß, die Piltie, ist sehr breit, aber von geringer Wassertiefe und mit Sandbänken angefüllt, die Ghisrie ein schmaler und salziger Fluß geht dem südlichsten Punkte gegenüber in's Meer; zwei enge Canäle, die sich zwischen Sandbänken winden, sind tief genug, um kleinen Seebooten die Schifffahrt zu gestatten. Der obere Theil dieses Flusses, die Garrah genannt, bei ihrem Ausfluß 500 Schritte breit, führt bis Bünder Garrah 25 bis 30 Meilen in's Land. Das trockene, noch heute sichtbare Flußbett bei Tatta, ist wahrscheinlich einst der westliche Indus-Arm gewesen.

Gegen Ras Müraie hat das Meer 14 bis 15 Faden Tiefe bis dicht an den Felsen. Der Boden der Bucht besteht aus weichem Erdreich und je mehr man sich der östlichen Küste nähert, je mehr nimmt die Wassertiefe ab, bis man auf eine breite Sandbank stößt. Dieselbe beginnt am Hafeneingange, zieht sich an der Büygaur und Garrah vorüber, in Tiefe von 2½ Faden bis zu 3 oder 4 Fuß abwechselnd. Westlich vom Hafen liegt ein felsiges Riff, doch nicht gefährlich, weil es den Eingang zu demselben nicht beeinträchtigt.

Der Hafen von Karadschy ist von unzähligen Strömen gebildet, die sich in der Regenzeit von den Gebirgen dahin ergießen, er ist gegen 5 Meilen lang und erstreckt sich von Osten nach Westen, die Lagunen eingerechnet, bis gegen zehn Meilen, aber nur der vierte Theil dieser Wasserfläche gestattet sichere Ankerung. Die westliche Seite des Hafens begränzt ein schmaler Sandrücken, der sich bis

welche sich allein mit der Viehzucht abgeben; andere doch wenig bedeutende Stämme sind die Lahuris, Hukrahs und Chüjrahs[54]).

Mit den zu einem Dorfe gehörigen Ländereien ist der Zemindar und dessen Erben für alle Zeiten belehnt, einen Theil derselben bebauet er gewöhnlich selbst, andere Theile werden von solchen Leuten bebauet, welche zu diesen Ländereien ein erbliches Recht besitzen und desselben nicht beraubt werden können; aber diese müssen den „lapas“, eine Rente in Produkten, je nach Anzahl der beackerten bigah's, an den Zemindar, und ein „wajah zemindari“ an den Aeltesten im Dorfe entrichten. Wird ein Theil des Landes verkauft, so hat der Verkäufer ein Recht zur lapah, doch nicht zum wajah. In jedem Dorfe ist ein Kotwal, dessen Pflicht es ist, den Beamten der Regierung die Früchte anzugeben, die Grenzen zu ordnen, sowie bei allen die Revenuen betreffenden Angelegenheiten und besonders bei deren Einziehung hülfreiche Hand zu leisten, wofür er einen bestimmten Lohn empfängt. Die Zemindare verpachten ihre Ländereien für Geld und einen Antheil an den Produkten, übernehmen dagegen die Zahlung der Abgaben an die Regierung; hierbei leiht der Zemindar dem Pächter den Saamen zur Aussaat, die Bullocks zum Beackern und hält die Bewässerungscanäle in Ordnung. Der Zemindar ist der einflußreichste Mann in seiner Gemeinde, Jedermann sieht in ihm seinen Rathgeber, der Zimmermann lebt von ihm, indem er die Wasserräder in Ordnung hält, der Töpfer, indem er die Schöpfgefäße liefert, und der Pächter und Tagelöhner fühlen sich zufrieden, wenn sie nur von dem sauer erworbenen Ertrage ihr Leben fristen können. Wer wüste Ländereien cultiviren will, muß bei der Regierung um ein „pattah“ nachsuchen, wobei die Rente für das Land sich darnach richtet, ob es „ahitah“, das heißt frei vom Jangle ist, oder „nawühr“, mit wenig Jangle bestanden, oder dichter „Jangli“ ist.

Der Boden ist so unerschöpflich reich, daß er ohne alle Düngung cultivirt wird[55].) Es sind drei Saatzeiten im Jahre: die des Frühlings „rûbbi“, die des Sommers „peshrûs“ und die des Herbstes „Khûrif“; die erste Saatzeit ist entweder „bosi“ auf Ländereien, die nur bis zum Schlusse der Besämung bewässert werden, oder „sailabi“ auf Ländereien, die noch nach der Ueberschwemmung fortwährend Bewässerung bedürfen; oder „Khustikdhakah“ auf Ländereien, die vor und nach der Besämung bewässert werden müssen. Im Herbste sind es Ländereien, welche ohne alle Hülfe, vermöge Canäle bewässert werden „mok“, oder solche, welche vermöge der persischen Wasserräder

befruchtet werden „chûrki". Der Same wird entweder mit der Hand geworfen oder fällt durch einen am Pfluge befestigten Trichter in den Boden. Die größte Schwierigkeit verursacht das Reinigen der Canäle, wozu jedes Dorf, nach Verhältniß seiner Größe die Arbeiter stellen muß; so sind für die Ghara auf die Dauer von sechs Wochen bis zwei Monate allein täglich gegen 1000 Arbeiter erforderlich.

Der hier im Gebrauch befindliche Pflug „hur" ist schmaler als im übrigen Indien und wird von zwei Ochsen gezogen; die Egge „sahûr" ist ein schweres Holzgestell, welches von vier Ochsen gezogen werden muß, wobei auf jedem Ende ein Mann steht. Die vom Jangle gereinigten Ländereien werden ohne ihnen Ruhe zu gönnen, zwei bis drei Jahre besäet; andere Ländereien bleiben nach vier Erntejahren ein Jahr als Brache. Eine geregelte Fruchtfolge kennt der Landmann im Sind nicht, meist säen sie Baumwolle zwischen den Indigo, um die aufkeimenden Pflanzen der ersteren gegen die kalten Winde durch die kurzen Stämme des Indigo schützen zu können, nur für das Zuckerrohr bedient man sich Kuhdüngers und über den Taback pflegen sie Salz zu streuen. Das Zuckerrohr gedeiht meist nahe dem Indus, doch sind in diesem Distrikt wenig mehr als hundert Bigahs besäet, denn um die jungen Pflanzen vor der weißen Ameise zu schützen, müssen sie fortwährend bewässert werden. Im Juli und August kommt die rothe Ameise, welche verschwindet, sobald Regen fällt. Die Baumwolle des Sind gehört zu der schönsten ihrer Art und wächst in solcher Ueppigkeit, daß sie in einigen Gegenden dem Kameelreiter bis zu den Schultern reicht[56]); sie wird im Februar und März gesäet und im Juli und August gesammelt, alsdann geht das Vieh zur Grasung in die Felder. Die Baumwolle im zweiten Jahre „mudi" ist besser als im ersten.

In jedem Dorfe sind Webereien, um ein grobes Baumwollenzeug für den täglichen Gebrauch zu wirken; die Schafwolle wird von den Frauen gesponnen, aufgezogen, gewaschen, getrocknet und mit einer Bürste aus Tamarisken gereinigt. Der Webestuhl ist der einfache von Ceylon, das Gewebe ist 1½' breit und bis zu 36' lang, der Vortheil des Webers ist so groß, daß er bis eine Rupie täglich gewinnen kann. Die Seidenweberei ist nicht mehr so blühend, die dazu verbrauchte Seide kam von Kandahar, wurde sehr schön gefärbt und in den geschmackvollsten Mustern mit Goldborden durchwebt; heute wird meist Baumwolle auf diese Art verarbeitet. Zur Färbung bedienen sie sich des Safrans, des Indigo, des Iskarstrauches, der Citronen, der Schalen des Granatapfels, einiger Oele, der Tamariskbeeren, des Kameeldüngers;

turmeric, Alaun und manjit werden eingeführt. Papier, jedoch von sehr schlechter Art, wird einiges in Larkhana gemacht, Oel und Zucker werden nur zu eigenem Gebrauche ausgepreßt.

Was den moralisch sittlichen Zustand der Bewohner dieses Distrikts betrifft, so entstanden auch hier die meisten Mordthaten wegen Ehebruch, seitdem die Strafe von Transportation darauf steht, hat zwar der Mord aufgehört, aber die beleidigten Gatten bedienen sich des Giftes, um ihre Frauen bei Seite zu schaffen und geben Selbstmord an. Der Straßenraub ist sehr selten, dagegen hat der Diebstahl zugenommen. Sehr eigenthümlich sind die Mittel, deren man sich hier bedient, den Verbrecher ausfindig zu machen. Unter den Amiren waren es die Feuer- und Wasserproben „tu-bi"; bei dieser mußte der Verdächtige so lange unter Wasser bleiben, bis ein Mann den in demselben Moment abgeschossenen Pfeil Zeit hatte wieder aufzuheben. Die Feuerprobe „chùrr" war noch schwieriger, indem ein Graben von sieben Fuß Länge mit Brennholz angefüllt und dann angezündet wurde; während dessen mußte der Angeschuldigte, dessen Füße und Lenden nur mit Palmblättern umbunden waren, in ganzer Länge durchgehen und wurde nur dann für unschuldig erklärt, wenn er unverbrannt heraustrat; auch das Aufheben glühenden Eisens galt als Unschuldsprobe.

Das Collectorat von Karadschy ist im Süden vom arabischen Meere, östlich vom Indus, westlich und südlich vom Hübbfluß und von den Braheis, einem dem Khan von Khelat unterworfenen Stamme, bewohnten Berglande begränzt. Es umfaßt 16,000 Quadratmeilen mit 324,744 Einwohnern, mithin kommen 18 Menschen auf die Quadratmeile, und ist in drei Distrikte oder Zillahs getheilt, über welche 18 Kardars und 32 Munschies angestellt sind.

Der Boden ist in vielen Theilen stark mit Salz und Nitrum vermischt, welche gleich einer Kruste auf der Oberfläche liegen; aber im Allgemeinen ist er sehr fruchtbar, eine hellgraue oder weißlichgraue Alluvialerde, welche so ergiebig ist, daß allein von Weizen eine biga bis zu tausend Pfund liefert. Die Ländereien sind Jaghirdare, Zemindare oder Ryoti und begreifen 812,000 Acker culturfähiges Land in sich, das Land nahe dem Indus ist am meisten vernachlässigt, weil die Ueberrieselung mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft ist; ungefähr $\frac{1}{20}$ des Landes wird vermöge Regenwasser cultivirt[57]).

Karadschy (24°, 47'—17 n. Br. und 67°, 051 o. L.) ist der wichtigste

Punkt des Sind, das Wasserthor von Central-Asien, weßhalb auch die Regierung für die Hebung und Befestigung desselben die größten Mittel verwandt hat [58]). Die Meeresbucht, an welcher es liegt, ist die östliche der beiden weiten Buchten, die bei Vereinigung der Sind- und Gwaderküste entstanden sind und liegt zwischen Ras Müraie (dem alten Cap Monze) und dem Pillie oder westlichen Indus-Ausflusse. Diese Bucht umfaßt ungefähr dreißig Meilen Seeküste, ist nahe dem Meere sehr niedrig, aus flachen Sandhügeln bestehend, welche mit Stechpalmen und Tamarisken bewachsen sind. Vom Norden her senkt sich ein aus Sandstein bestehender Gebirgsrücken von 1200′ Höhe, der bei Ras Müraie in einen länglich schmalen Streifen abfällt, in's Meer; in der Ferne zeigt sich die Gebirgskette, welche sich in langen und schroffen Linien, kahl und öde aus Kalkfelsen bestehend, bis zu 3000′ Höhe nach Beludschistan hinzieht. Oestlich der Bai beginnt das Delta des Indus, flach, aus angeschwemmtem Erdreich und mit Tamarisken bewachsen.

Die Büygaur oder der westliche Indus-Arm fällt 15 Meilen unterhalb des Hafens ins Meer, sein Ausfluß, die Piltie, ist sehr breit, aber von geringer Wassertiefe und mit Sandbänken angefüllt, die Ghisrie ein schmaler und salziger Fluß geht dem südlichsten Punkte gegenüber in's Meer; zwei enge Canäle, die sich zwischen Sandbänken winden, sind tief genug, um kleinen Seebooten die Schifffahrt zu gestatten. Der obere Theil dieses Flusses, die Garrah genannt, bei ihrem Ausfluß 500 Schritte breit, führt bis Bünder Garrah 25 bis 30 Meilen in's Land. Das trockene, noch heute sichtbare Flußbett bei Tatta, ist wahrscheinlich einst der westliche Indus-Arm gewesen.

Gegen Ras Müraie hat das Meer 14 bis 15 Faden Tiefe bis dicht an den Felsen. Der Boden der Bucht besteht aus weichem Erdreich und je mehr man sich der östlichen Küste nähert, je mehr nimmt die Wassertiefe ab, bis man auf eine breite Sandbank stößt. Dieselbe beginnt am Hafeneingange, zieht sich an der Büygaur und Garrah vorüber, in Tiefe von 2½ Faden bis zu 3 oder 4 Fuß abwechselnd. Westlich vom Hafen liegt ein felsiges Riff, doch nicht gefährlich, weil es den Eingang zu demselben nicht beeinträchtigt.

Der Hafen von Karadschy ist von unzähligen Strömen gebildet, die sich in der Regenzeit von den Gebirgen dahin ergießen, er ist gegen 5 Meilen lang und erstreckt sich von Osten nach Westen, die Lagunen eingerechnet, bis gegen zehn Meilen, aber nur der vierte Theil dieser Wasserfläche gestattet sichere Ankerung. Die westliche Seite des Hafens begränzt ein schmaler Sandrücken, der sich bis

zu 100' erhebt, und eine felsige Kuppe hat, Münchore genannt, auf welcher das alte Fort stand. Dieser Sandrücken ist zur Fluthzeit durch die Chimi-Bay isolirt und endigt ungefähr zwei Meilen oberhalb des Hafeneinganges mit einem niedrigen Punkte, der Kieamary genannt; von demselben geht eine Sandbank bis beinahe zur Münhoraspitze. Der Raum zwischen derselben und der entgegengesetzten westlichen Küste von Kieamary bis zur Münhoraspitze bildet den eigentlichen Hafen von Karadschy. Bei Kieamary ist er eine halbe Meile breit, nahe der Spitze jedoch wenig über 300 Schritte; seine Tiefe ist an einigen Stellen von 3½ bis 5 Faden, nahe der Spitze 11 Faden und bei Kieamary 5 bis 6½ Faden[59]).

Der Hafen ist zu allen Jahreszeiten, selbst im Monsun zugänglich, ein neu angelegter Pier erleichtert den Eingang, sowie ein vor 12 Jahren errichtetes Leuchthaus der Nachtschifffahrt die nöthige Sicherheit gewährt. An den geeigneten Punkten sind Befestigungen angelegt, welche so verstärkt werden sollen, daß Ort und Hafen jedem Angriffe Widerstand zu leisten vermag. Bereits sind ein Arsenal für Waffen und Kriegsmaterial, eine Caserne für europäische Truppen nebst den erforderlichen Süßwasserbrunnen, ein Aquädukt von der Quelle, die sich beim Commissariat befindet, nach dem Südder Bazar, Bäder für die Truppen und Wohnungen für verheirathete Soldaten angelegt worden; deßgleichen befindet sich nahe dem Hafen ein Zollhaus[60]).

Die Einfuhr ist in stetem Zunehmen, sie betrug 1843 nur 20 Lak, stieg 1846 bis zu 45 Lak, wogegen die Ausfuhr nur 4½ Lak war. Im Jahre 1856 liefen 999 Schiffe ein und 1097 verließen den Hafen; erstere enthielten 34,209 Tonnengehalt und letztere 38,046 Tonnen. Von diesen Schiffen gehörten 319 zu Karadschy mit 2564 Tonnengehalt. Das erste Schiff, welches direkt von England dahin segelte, war der „Duke of Argyle" von 800 Tonnen, im Jahre 1852.

Die Stadt liegt drei Meilen vom Landungsplatz, wenn es Ebbe ist, indeß hat die Anlage eines Molo und einer Kunststraße die Verbindung sehr erleichtert. Sie ist in derselben Art gebauet wie die andern Sindstädte, aus zwei- und dreistöckigen Häusern, und ist in stetem Zunehmen begriffen; in der Stadt selbst wohnten 1853 über 13,700 Menschen, in den Vorstädten 8458, im Ganzen 22,227. Es befinden sich daselbst 21 Moscheen und 13 Pier Kiejühas; Hindutempels, Fakir Maths und Dhürümsalas sind 34. Nur einem der Hindutempel wird Oel für eine stets brennende Lampe gegeben, indem dieser

Tempel der Meeresgöttin gewidmet ist, und kein von Hindus bemanntes Boot geht in die See oder läuft in den Hafen ein, ohne nicht dem Priester des Tempels ein Geschenk dargebracht zu haben. Eine englische Kirche nebst einer englischen Schule sind seit fünf Jahren eröffnet.

Tatta (24° 44′ n. Br., 68° 17′ L.) ist nächst Karadschy der bedeutendste Ort. Er steht vermöge einer Kunststraße, so wie durch die Garrah in Verbindung mit dem Hafen und liegt drei Meilen vom Indus auf leicht gehobenen Anhöhen, welche auf dem Schutte früherer Gebäude auf einem Alluvialthale am Fuße der Mükalihügel standen. Unter Nadir Shah sollen hier allein 40,000 Weber, 20,000 andere Fabrikanten und 60,000 Handelsleute gelebt haben, und noch heute erstrecken sich die Ruinen untergegangener Ortschaften von Pier Püttah, zehn Meilen südlich von Tatta bis zu Sami-Rüggür drei Meilen nordwestlich. Es soll hier das alte Patteala gestanden haben; die heutige Stadt und die Grabruinen sind wohl 4 bis 500 Jahre alt. Der unabsehbare, weit über die Kalkberge sich ausbreitende Kirchhof, bedeckt von vielen aus farbigen Ziegelsteinen erbaueten Gräbern, beherbergt nach Kennedy über eine Million Gräber und könnte seiner Ausdehnung nach die vierfache Anzahl aufnehmen. Mehrere dieser Gräber sind mit seltener Kunst und höchst geschmackvoll aus Steinen gebauet, deren äußere Oberfläche einen porcellanartigen Ueberzug besitzen und in verschiedenen Farben und in den mannigfaltigsten Mustern dem Orte aus der Ferne ein prächtiges, ja großartiges Aussehen geben. Die Häuser, aus drei oder vier Stockwerken bestehend, sind alle mit badgiers (Luftgängen) versehen, wodurch fortwährend kühlende Luft sich bildet, aber meist in Verfall; selbst die aus Ziegelsteinen erbauete Moschee von Shah Jehan verfällt in Ruinen. Es leben gegen 12,000 Einwohner daselbst, von denen sich die meisten mit den Webereien der Lungies beschäftigen, einem starken, seidenen Stoffe in den mannigfaltigsten Mustern mit Gold verwebt, auch Baumwolle wurde hier gewirkt, ist indeß von den englischen Fabrikaten verdrängt worden. Obgleich der majestätische Palmbaum hier vermißt wird, so gewähren doch die an der östlichen oder Flußseite liegenden Gärten mit Mango und Tamarinden und die vielen Gruppen von Babul und Tamarisk-Jangle einen sehr malerischen Anblick. Das Clima ist höchst ungesund, die Fieber hören beinahe nie auf, jedes Haus hat einen Kranken und während zwei bis drei Monate im Jahre sterben täglich drei oder vier Menschen an Fieber, Cholera oder Pocken.

Sehwan (26° 22′ Br. 68° 7′ 52″ L.) am rechten Ufer des Indus

und dem südwestlichen Ufer des Arül, welcher, aus dem Manchür-See kommend, hier in den Indus sich ergießt, zeigt in den vielen in Ruinen liegenden Häusern, Moscheen und Gräbern Spuren seiner früheren Größe; der Ort ist meist von Fischern und ärmlichen Leuten bewohnt, etwas über 2000 Einwohner, die von den Wohlthaten der Pilger, Muselmännern sowohl als Hindus leben, welche dem berühmten Grabe des Lal Shah Baz ihre Verehrung darbringen. Nordwestlich der Stadt, durch einen tiefen Abgrund von dieser getrennt, ist ein Hügel 80' hoch, dessen Abfälle mit Backsteinen früherer uralter Wälle eingefaßt sind. Die Kuppe ist oval 1200' lang und 750' breit, mit Ruinen bedeckt, die Reste lassen gewölbte Gänge und Thürme erkennen, von deren einem die Backsteine in Form und Lage den altrömischen ganz gleich sind. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Alexander der Große hier Befestigungen anlegte.

Das vom Sind unabhängige Khyrpur (27° 30' Br. 68° 48' L.) liegt zwölf Meilen von den Ruinen des alten Brahminabad und fünfzehn Meilen östlich vom Indus und soll im Anfange des 18. Jahrhunderts gegründet worden sein. Ein großer Canal, der Merwah, leitet das Wasser vom Indus für Ueberrieselung sowohl als zum Trinken dahin; indem das Brunnenwasser salzigen Geschmacks ist. Der Ort ist zwar die Residenz des Amir, besteht aber nur aus elenden Häusern, selbst der Palast inmitten des Bazars gelegen, ist ein schmutziges, unfürstlich aussehendes Gebäude, welchem allein die Kuppel der dabei liegenden Moschee ein Ansehen giebt; es leben hier 15,000 Menschen. Ali Murad, dessen Besitzer hatte sich ein Land von über 80,000 Menschen mit 15 Lak Revenuen betrüglich erschlichen. Sein jetziges Besitzthum wird nördlich vom Indus und den englischen Besitzungen, westlich vom Indus, südlich vom Distrikt Kündiara begränzt und erstreckt sich westlich längs der Narrah und der Wüste gegen Jaisalmere. Seine Einnahme ist etwas über 3 Lak[61]).

Erläuterungen und Quellen-Angaben.

1) History of Sind, embracing the period from A. 710. to A. D. 1590. written in Persian, at the close of the sixteenth century by Mohamed Masoom.; translated into English by Capt. George Grenville Malet. — 8. Bombay 1855. Der Verfasser dieser Geschichte, Mohamed Masum, genannt Namé, war in Bakkar geboren, wo noch heute seine Nachkommen von dem Ertrage des Restes eines Jaghiers leben, welches Akbar Schah dem Geschichtsschreiber schenkte, als dieser dem Kaiser bei seiner Reise durch jene Gegenden die Huldigung darbrachte. Der Verfasser sagt, daß er diese Geschichte für seinen Sohn, „den Apfel seiner Augen, die Blume seines Herzens," geschrieben habe, damit er nach Gott lebe, wisse, was die guten Menschen voriger Zeiten thaten; erkenne, was gut und was böse sei, und wie jenes zum Heil, nnd dieses zum Verderben führe.

2) Lassen, Indische Alterthumskunde. 3. Band, Seite 595 schreibt Kak. Professor Wilson, Asiatic Researches, Vol. XVII. p. 233. — Sir John Malcolm, Asiatic Researches, Vol. XI. p. 212, 214, 219, 220, 284 u. 288. — Forster's Travels 8. p. 263. — Elphinstone's History of India, p. 597, 598.

3) Lassen, 3. Band. S. 596 ist der wohl sehr richtigen Ansicht, daß die Grenzen des Sind nicht so weit sich erstreckten, und daß Kandahar sicherlich nicht dazu gehörte.

4) Als Huen Thsang den Sind besuchte, gab es dort mehrere hundert Klöster, in denen zehntausend fromme Männer der Schule des Sammatija folgten, andere dem Studium der Wissenschaften ergebene Männer lebten in den Wäldern. Von den Bewohnern sagt der Chinese, daß sie grausam, hartherzig und mordsüchtig wären; ihre Rinderheerden liefen wild umher, und Männer und Frauen vom Range kleideten sich in röthliche Gewänder, wie die Bhiu. Nur dreißig brahmanische Tempel fanden sich im Sind, und sein König gehörte der Cudracaste an, dem Gesetze Buddhas streng ergeben.

5) Lassen nennt ihn Sahacri.

6) Nach Lassen, 3. Band S. 610 Dâhir und Dihir.

7) Elphinstone ist der Ansicht (S. 260), daß Dewal nahe dem heutigen Karadschy lag; sowie, daß Brahmanabad nicht weit von dem heutigen Tatta sich befand, wo noch alte Ruinen sichtbar sind, wogegen M'Murdo in dem Journal of the Royal Asiatic Society No, 1. p. 28 es auf das andere Ufer des Flusses versetzt. Wir stimmen Elphinstone bei.

8) Der Sieger that alles, um die Einwohner mit der neuen Herrschaft zu versöhnen, so heirathete Mohamed-ben-Kasim die Schwester des Dâher, welche

natürlich gezwungen wurde, ihren Glauben zu verändern. Ein in Thûr ansässiger Stamm, Namens Sûmna, erschien vor Mohamed, Trommeln schlagend, auf Flöten spielend und tanzend, wobei die Musikanten erklärten, daß dies Gebrauch sei, wenn ein Fürst gesiegt habe. Lassen, 3. Bd. S. 625.

9) Lassen, 3. Bd. S. 645.

10) Siehe Reise in Ostindien und Lassen 3. Band Seite 633, worin die Sagen erzählt werden, welche die Inder mit diesem Ereigniß in Verbindung gebracht haben. Alle ungewöhnlichen Begebenheiten sind von den Indern mit solchen Erzählungen verwebt, welchen jedoch wenig Glauben beizumessen ist. Dichtung und Wahrheit sind dabei verwebt, wobei die erstere die überwiegende Stelle einnimmt, und wahrscheinlich aus einer Begebenheit entsprungen ist, welche zur Zeit solchen Natur-Ereignisses die Gemüther auf's Lebhafteste beschäftigte.

11) Elphinstone sagt zwar in seiner History of India, daß dieß die ersten Sepoy's waren, aber Masum erwähnt derselben schon zur Zeit Humayun's; dagegen scheinen dies die ersten arabischen Söldlinge gewesen zu sein, welche später eine so große Rolle in Indien spielten.

12) Cap. Goldsmid, An historical Memoir on Shikarpoor; submitted to Government in Novbr. 1854.

13) Wir verweisen hier auf: »A. Burnes, Visit to the Court of Sindh; M'Murdo's Account of Sindh in the Journal of the Royal Asiatic Society 1. 223; — Postans, Personal Observations on Sindh; Crow's, Report on Sindh; E. Eastwick's Reports in the Bombay. Geogr. Society; Capt. Burton, on Sindh.

14) Bereits unter Ghulam Shah Kalora wurden 1758 einem Beamten der Ostindischen Compagnie, Mr. Sumption, Perwannas bewilligt, nach denen die von ihm eingebrachten Güter zollfrei sein sollten, und es war ihm erlaubt, sich eine Faktorei zu Aurangbûnder oder Tatta zu bauen. Wilson, 1. Bnd. S. 218.

15) Lt. Gen. Sir William-Napier, The History of General Sir Charles Napier's Conquest of Scinde, second Edition, London 1857. 8. with plans. p. 90 u. ff. S. W. Napier, Life of Sir Charles Napier. 3 Vols.

16) W. Napier, Conquest of Scinde, p. 125.

17) W. Nap. Life of Sir Ch. Napier, 2 Vol. p. 287. Die Namen der Lagerplätze bedeuten Punkte in der Wüste, auf denen sich entweder Brunnen befanden oder woselbst nach Wasser mit Leichtigkeit gegraben werden konnte.

18) Napier giebt in »Conquest of Scinde« p. 147 den 23. als Ankunftstag an, in »Life of Sir Ch. Nap.« 2 Vol. p. 288 heißt es den 21. Jan. »Our eyes full of sand, schreibt Napier, ears full of sand, noses full, mouth full and teeth grinding sand.« — »Sir Ch. Napier's march upon Emam Ghur, schreibt der Herzog von Wellington, is one of the most cu[illegible] facts, which I have en

account of in my life. He moved his troops through the desert against hostile forces; he had his guns transported under circumstances of extreme difficulty and in a manner the most extraordinary, and he cut off a retreat of the enemy, which rendered it impossible for them ever to regain their position."

19) „Die Beludschen, schrieb Napier den 16., sind Räuber, aufgeregt von einem Gefühl der Begeisterung gegen uns, weil wir die armen Sinder schützen. Sie haben auf den Koran geschworen, den englischen General und seine Armee zu vernichten. Ich bin auf den Versuch vorbereitet, marschire in der Mitternacht und werde mich gegen 6 Uhr bis auf wenige Meilen ihnen gegenüber befinden; vielleicht mache ich einen Schnellmarsch und fange die Schlacht früher an, als sie erwarten. Verschiedene Umstände werden dies entscheiden. Ihre Cavallerie ist 10,000 M. stark, in einer offenen Ebene von hartem und mit Thon vermischtem Sande; meine Cavallerie gegen 800 M.! Das sind große Unterschiede, mehr denn zehn zu einem, indessen morgen oder übermorgen werden wir uns einander kennen gelernt haben." — W. Nap. Conquest of Scind, p. 184.

20) General S. Ch. Napier machte es Maj. Clibborn zum Vorwurf, sich nicht ohne Weiteres dem Kampfe angeschlossen zu haben, wogegen dieser ausgezeichnete Offizier glaubte sich als Reserve ansehen zu müssen. Der Verfasser erinnert sich, in diesem Grenadier-Reg. eines der besten Truppentheile der Bombay-Armee gesehen zu haben, an Disciplin und Kriegstüchtigkeit keinem nachstehend. Maj. Clibborn nahm sich den Vorwurf so zu Gemüth, daß er gebrochenen Herzens starb.

21) ,,I regret to say, schreibt Napier nach der Schlacht an Lord Ellenborough, we could not make prisoners, the overwhelming numbers, and the combatants being hand in hand, made it impossible to spare; it was a butchery, such as I never behold, no quarter was given on either side, the wounded Beloochees fought as they lay on the ground. Some of our Officers counted after the battle four hundred bodies within a circle of fifty yards diameter, where the 22 and 25 fought. — — Only four of our guns were engaged, but they made tremendous havock; we had but three Officers instead of the ten which twelve guns ought to have." — Never did I witness more individual Courage than in this battle, especially among the European Officers; there was no flinching among the native Officers, but their is a vast difference between the enerjy of the European Officer;" Life of Sir Ch. Napier 2. Vol p. 340. Und p. 323 heißt es: ,, The enemy lost more than 5000 and we nearly three hundred of whom 19 are Officers; one third of the number engaged." —

22) Sir W. Napier hat in The History of the Conquest of Scinde seinen Bruder von diesem Vorwurf, die Feindseligkeiten herbeigeführt zu haben,

hinreichend gerechtfertigt; wenn nicht die Rechtfertigung schon durch den Gang der Ereignisse und das Verhalten der Amire geschehen ist. Napier rettete der britischen Regierung die ihm anvertraute Armee, erhöhte den Ruhm der britischen Waffen mehr als die Wiedereroberung von Cabul, und bewahrte Indien vor unabsehbaren Kriegen. Der Vorwurf, den Sir Jasper Nicholl's ihm machte, nicht das 41. Reg. Europäer herangezogen, sowie mit so ungleichen Kräften eine Schlacht angenommen zu haben, ist von Sir Charles selbst auf's gründlichste widerlegt worden. — Die Amire hatten befohlen, daß nach dem Siege alle britischen Frauen und Kinder nach dem Schlachtfelde gebracht und daselbst ermordet werden sollten; Napier's Leben wollten sie schonen, dagegen einen Ring durch seine Nase ziehen, ihn vermöge einer eisernen Kette umherführen, und am Walle ihres Palastes zur öffentlichen Warnung ausstellen. — Conquest of Scinde, p. 161. — p. 195.

23) In Napier's Life 2 Vol. schreibt Napier unterm 24. März: „Die ersten vier Meilen marschirten wir in Colonnen zur Rechten, aber als ein Beludsche die Kunde brachte, daß der Feind zwei Meilen zur Linken stand, so schickte ich die Sind-Cav. zur Recognoscirung vor;" — wogegen es in the Conquest of Scinde p. 288 heißt: „Ten miles were now passed over, and still the exact situation of the enemy was unknown;" aber Dûbba war kaum acht Meilen von Napier's Abmarschpunkt entfernt gewesen. Es muß dies ein Irrthum sein.

24) Sir Ch. Napier schrieb nach der Schlacht: „Ich wählte die Bewegung in Colonnen, aus Besorgniß, daß der Feind aus einem mir zur Rechten gelegenen Gehölz ausfallen könnte, und weil meine Truppen meist aus jungen Soldaten bestanden, die in langen Linien von 11 Rgtrn. an dem Nallahs leicht geschwankt haben könnten." Life of Sir Ch. Napier. Vol. III.

25) Sir Ch. Napier's eigene Worte. Die Beschreibung der Schlacht in Sir William Napier, Conquest of Scinde, 2 edit. p. 227 etc.

26) Napier sagt in seinen Briefen, daß er nach der Schlacht (als er vor Mirpur eintraf) wegen Mangel an Transportmitteln einen Tag halten mußte, und bemerkt dabei: „Lord Keane opferte auf seinem Marsch 50,000 Kameele! Mein Verlust ist nur 40 Kameele, obgleich ich seit vier Monaten in Bewegung bin." — In Life of Sir Ch. Napier schreibt Napier im 2. Vol. p. 272: „Ich habe vier Kameele und eines für mein Büreau, Papiere, Akten rc., welche sich in meinem Mantelsack nicht fortbringen ließen, denn ich habe nur einen und ein Paar Cantinen nebst zwei Lagertischen, ein Bettgestell und ein einfaches Soldaten-Zelt; mein eigenes schönes Zelt ließ ich in Sakkar. Dies Soldatenzelt erfordert zwei Kameele, meiner Diener und Pferde Bedürfnisse sind mit dem einen, meine Sachen mit dem anderen Kameel beladen. Mein Zelt ist schwerer, als das der Diener,

weil Europäer die Sonne durch ein einfaches Zelt nicht ertragen können, und daher unsere Soldatenzelte mit doppelten Wänden versehen sind.

27) Nasir schlug seine Frauen mit einer aus Metall geflochtenen Peitsche; aber die Grausamkeiten der anderen Amire gegen diese unglücklichen Geschöpfe soll Alles Denkbare übertroffen haben.

28) Life of Sir Ch. Nap. III. Vol. p. 251.

29) ,,Major Outram is of my opinion, and I like him much, for that reason probably, for I confess not to like those who differ in opinion with me, I may love and respect them, but do not like them as companions; it is very tiresome to have everything one asserts argued, my temper won't hear it.'' Napiers letters etc. II. Vol. p. 222.

30) Minute to the House of Commons 1857. Fol. — Extractes from rough Notes by Mr. H. B. E. Frere, Commissioner in Sind; submitted to Government Novbr. 1853.

31) Minute to the House of Commons, Reports on Sind; Brief Notes, relative to the division of time, and Articles of Cultivation in Sind etc. by Lt. R. J. Burton and the late Assistant surgeon J. E. Stocks. Bombay. M. E. 1848.

32) Report on the River Indus, accompanied by a Chart in five sheets by Lt. John Wood. Submitted to G. 1838.

33) Memoir on the River Indus by the late Assistant Surgeon J. F. Heddle, 1836. — Memoir on the Delta of the Indus by the lato Lt. Carless. 1837. — Report upon Portions of the River Indus; surveyed in the years 1836—37; by the late Lieut. T. G. Carless, Indian Navy.

34) Minute to the House of Commons 1857. Report on Sind to the Government of Bombay 1855.

35) Diese Schilderungen, die Einwohner betreffend, geben wir aus eigner Anschauung, und nach: ,, Report on the Purguna of Chandookah in Upper Sind by Lt. Hugh James, 44th. Bengal N. R. Submitted to Govt. on the 31. Decbr. 1847; Notes, Relative to the Population of Sind; and the Customs, Language, and Litterature of the People etc. eto. by Lt. R. F. Burton, 18th. Bombay Regt. 1847; — Minute to the House of Commons Fol. 1856—57.

36) Verschiedene Minute's drawn-up for the House of Commons 1856, 57. et 58. Fol.; Report on the States and Tribes, connected with the Frontier of Upper Sind, by Major John Jacob, C. B. Bombay Artillerie, Novbr. 1854. 8. Es ist das beste und belehrendste, was über diesen Gegenstand von Seiten der Regierung veröffentlicht worden ist.

37) Brief Notes of a Visit to the Port of Somneeanee and the Coun-

try lying between Kurachee and Hinglay etc. by the late Capt. S. W. Hart, 2d. Regt. Bombay N. J. 1840.

38) Wir legen zu dem Folgenden die verschiedenen Berichte der Gouverneure und Collector's zum Grunde, Minute on Scinde by Sir George Clerk, by Mr. Frere etc. etc. Ein Folioband von 838 Seiten dem Unterhause im Monat August 1857 übergeben; desgleichen: ,,The Views and Opinions of Brigadier-General John Jacob, C. B. collected and edited by Capt. Lewis Pelly, 2 edit. 8. London 1858.

39) Eine Biga ist im Sind gleich 2500 Quadrat-Yards; der Flächeninhalt derselben ist nicht immer derselbe, und wechselt an Größe in den verschiedenen Theilen Indiens.

40) In Shikarpur zahlte 1850 jeder der Kardare durchschnittlich 30,467 Rupien in den anderen beiden 36,816 Rupien. Der Gehalt eines Kardars beträgt alles inbegriffen 1283 Rupien.

41) Im Jahre 1846 wurden 1113 Klagesachen vorgebracht, von denen mehr als die Hälfte Geldschulden betrafen; 2046 Personen erschienen vor Gericht, von denen 1290 kleine Vergehen betrafen, 401 wegen Diebstahls von Vieh oder Kameelen, 46 wegen Mord, von denen 9 gehängt wurden. Mord wird meist in Folge von Eifersucht oder Ehebruch verübt, und unter den auf Betrug ausgehenden Verbrechen kommt die Anfertigung falscher Documente am häufigsten vor. In allen Gefängnissen befanden sich in demselben Jahre 1585 Verbrecher.

Nach der kleinen Schrift: Sketch of the judicial Administration of the Province of Sind when under the Talpoor Dynasty, and of its Progress since the Conquest to the present period by James Gibbs, Esq. judicial Assistant to the Commissioner in Sind. Bombay 1857. 8., werden alle Regeln angegeben, nach welchen die Justiz im Lande ausgeübt werden soll. Aus derselben ersieht man, p. 14, daß im Jahre 1855 im Ganzen 7847 Klagesachen zur Sprache kamen, von denen allein 6468 Schuldklagen, und 553 wegen Ländereien oder Boden-Renten. Durchschnittlich betrug die Klagesumme in den zwei Sind-Collectoraten Heidrabad und Shikarpur zwischen 37 und 39 Rupien, in Karadschy 60¼ Rupien, aber in den Grenzdistrikten 84½ Rupien. Um diesen kleinen Klagesachen vorzubeugen, verfügte der Gouverneur Hr. Frere, daß bei Summen unter 20 Rupien die klagenden Theile eine Rupie Kosten erlegen sollten. Ein großer Klagefall ereignete sich zu Shikarpur, wo in Hurriea Müll in Jeyt Sing's und Anderer Angelegenheit das Punchayet eine Masse von Berechnungen, 200 Kameele Ladung! von 25 Jahren angehäuft, durchsehen mußte.

Alle Verhandlungen der Local-Offiziere müssen in der Sindsprache mit arabischen Characteren abgefaßt werden.

Die gegenwärtigen Höfe für die Civil-Gerichtsbarkeit sind: 1. Commissio-

ner, 2. Magistrates and Judicial Deputy Magistrates, The Deputy Magistrates, Moonsiffs in den Sudder Stationen und die Kardars.

Nach den Berichten des Jahres 1855 entschieden die Kardars in diesem Jahre 13,451 Fälle, die europäischen Offiziere 2284, von denen mehr als die Hälfte Diebstahl, allein 784 Viehdiebstahl betrafen. Raub mit Gewalt waren 275, wovon 227 des Nachts stattfanden; mithin kommt ein Verbrechen auf 105 Menschen vor. Verbrechen gegen Moralität waren 130; Mordthaten 35, meist aus Eifersucht; diese haben in den letzten Jahren so abgenommen, daß kaum mehr als 5 oder 6 Fälle vorgekommen sind.

42) Als Herr Frere im Jahre 1852 im Sind eintraf, zeigte sich ihm als einer der ersten Uebelstände, die geringe Anzahl von Beamten, und diejenigen im Lande hatten seit funfzehn Monaten kein Gehalt erhalten. Der Collector empfängt monatlich 1200 Rupien, der Deputy Collector 500 bis 700 Rupien; die Eingeborenen von 75 bis zu 150 Rupien monatlich.

43) Der Wall bei Khotrie, welcher 150,000 Rupien kostete, wurde bald in dem Maaße von der weißen Ameise unterminirt, daß man ihn fortwährend ausbessern muß. Die Flotte kostete im Jahre 1847 fünf Lak; die Heizung geschieht mit Holz, indeß hofft man Kohlen zu entdecken.

44) Aus dem Holze des Babul werden Boote und Räder gemacht und als Feuerung giebt es die stärkste Hitze; aus den Blättern und Saamen gewinnt man einen Gummi und die Borke ist zum Färben vortrefflich.

45) Walter Scott's Berichte.

46) Das Kameelcorps kostet jährlich 2½ Lak; man bezahlt für ein Kameel monatliche Rente 12 bis 15 Rupien. — Jacob's irregulaire Cavallerie zählt 1600 Pferde, beritten von Edelleuten; ihre Kleidung ist eine dunkelgrüne Tunica mit Silber eingefaßt, rothe Kopfbedeckung, weiße Beinkleider, kurze Stiefeln und grüne und rothe Satteldecken. Die Wasserträger und Grasschneider dieses Corps reiten auf den Bagagethieren.

47) Minutes to the House of Commons, — An historical Memoir on Shikarpoor by Capt. Goldsmid 37. Regt. Madras N. J. Sub. Novbr. 1854. — Thornton, Gazetter of India, edit. 1857. 8. London. p. 886.

48) General Jacob ist in den ersten Tagen des Jan. dieses Jahres gestorben, sein Tod ist ein großer Verlust und wir fürchten, derselbe wird unter den unruhigen Geistern jener Grenzstämme den Gedanken an Plünderungen rege machen.

49) Es befinden sich in Shikarpur 2189 Häuser, von einer oder zwei und mehr Etagen.

50) Für ein großes Wasserrad werden 3 Rupien 8 Annen, für ein kleines 2 Rupien gezahlt und für Ueberrieselung der Reis-, Bajri- und Jowari-Felder werden von 1½ bis 2½ Rupie entrichtet. Zur Cultur von 40 Bigas bedarf der Landmann zwei große Räder, 16 Bullocks, 1 Tattu, Kuh und Kalb, einen Büffel und 15 bis 20 Ziegen. Das rubbi Korn wird im Oktober und Novbr. gesäet und

im April geerntet, das Kûrif im Juni, Juli und Anfangs August und wird im September, Octbr. und Novbr. geerntet.

51) In diesem Clima, wo von Zeit zu Zeit verheerende Fieber ausbrechen, ist das beste Schutzmittel dagegen luftige und große Räume und gesundes Trinkwasser, und schnelle Stations-Veränderung oft vom besten Erfolge. Am 13. October 1843 waren 1600 Mann krank in Sakkar, 2800 Soldaten in Heidrabad und in jedem dieser Orte befanden sich nur 2 Aerzte; und außerdem herrschten Fieber längs dem Indus. — Napier's Life. 3 Vol. p. 3.

52) Report on the Perguna of Chandookah in Upper Sind by Lieut. Hugh James, 44th. Regt. Bengal N. J. Late Deputy Collector, Shikarpoor; submitted to Govt. 31. Decbr. 1847.

53) Thornton's Gazetteer of India giebt S. 559 irrthüml. 10—12,000 an.

54) Es befinden sich im Distrikt Kandükah 8000 Pflüge im Gebrauch.

55) Die Einnahmen dieses Distrikts waren im Jahre 1851—1852 drei Lak gewesen, und die Verwaltungskosten 30,000 Rupien.

56) „In Kore Zumeen, which is a part of Seebee, the cotton plants are as large as Bhereetrees, and the men there, getting on horseback, pluck the cotton. On each of these plants there are always one or two hundred snakes, which are knocked off by sticks, when the cotton is gathered: if a person is bitten by one of these, the part is pricked at the time with the point of a knife, and the blood drawn out, and he generally recovers." Masoom, History of Sind, transl. by Capt. Malet. p. 87.

57) Ein Bauer besitzt im Durchschnitt: 6 bis 8 Bullocks, 2 bis 3 Pflüge; einer der größten Zemindare, Jûn Mohamed Küllmutti hat 400 Bullocks, 80 Kühe, 100 Buffalo's, 50 Kameele, 2 bis 300 Schafe und 200 Pflüge. Die Wassertaxe heißt hier hûkhaba.

58) Mehrere Minutes to the House of Commons; — Memoir on the Bay, Harbour, and Trade of Kurachee by the late Commander T. G. Carless, Ind. Navy. 1838. — Report on the Town of Kurachee etc. by the late Capt. S. W, Hart, 2 Gr. R. B. N. J.; — Report on the Country between Kurachee, Tatta and Sehwan by Capt. E. P. Delhoste 16. R. B. N. I. 1839.

59) Vor 80 Jahren lag der Hafen von Karadschy sechs Meilen mehr westlich; Rambag genannt, und daselbst soll eine Stadt, Kûrrûck genannt, gelegen haben, welche 50,000 Menschen bewohnten.

60) Die Regierung verausgabte in den ersten fünf Jahren 15½ Lak für Verbesserungen im Lande; auch manche traurige Erfahrung wurde gemacht, so verdarben in einem Jahre im Magazin zu Karadschy die dort niedergelegten Zelte für die Armee, 15,000 Rupien im Werth.

61) Memoir on the Khyrpoor State in Upper Sind, by Lt. Lewis Pelly, 17th. B. N. J. March 1854. — Thornton, Indian Gazetteer. p. 503.

Geschichte der Sikhs und deren Herrschaft im Peng'âb.

Nachdem der Hindukönig Gagapâla (Jeipal) sich dem Feuertode geopfert hatte, versuchte sein Sohn und Nachfolger Anandapâla noch einmal aber vergeblich sich der Herrschaft der bekehrungssüchtigen Mohamedaner zu entziehen; das Peng'âb wurde eine Beute der kriegführenden Horden, die von Norden aus seitdem nach Indien vordrangen, hörte auf ein eigenes Königreich zu sein und wurde eine der großen Provinzen des sich bildenden indischen Reiches der Könige und Großmogule von Delhi. Zweien für Religion und Unabhängigkeit begeisterten Hindu's gelingt es nach fünfhundertjähriger muselmännischer Unterdrückung eine Sekte und aus dieser eine weltliche Macht zu gründen [1]).

Nanak Shah, der Gründer des Glaubens der Sikhs (Nachfolger oder Schüler) war 1469 geboren. Ein Schüler des Kabír, mithin ein Hindu-Deist, verabscheuete er das Götzendienerische und das Castenwesen des Hindus, predigte allgemeine Glaubensfreiheit, die Anbetung Gottes, unabhängig von der Form, indem in den Augen des Ewigen die Anbetungsweise der Mohamedaner sowohl als Hindus ganz dieselbe wäre; die Menschen sollten erkennen, daß Rettung nur durch die Gnade, den Glauben und durch gute Werke gewonnen werden kann [2]). Der Kshatriya-Caste entsprungen, aber mit Getreidehandel beschäftigt, warf er die weltlichen Vortheile von sich, entsagte allen Reichthümern, sammelte Schüler um sich und lehrte, von diesen begleitet, das Peng'âb durchwandernd, seine Glaubensansichten. Am Abend seines Lebens kehrte er in den Kreis seiner Familie zurück, wo er durch Lehre und Beispiel viele Anhänger an sich zog, und von Allen, die ihn kannten, geliebt und verehrt, im 70. Lebensjahre (1539) starb. Ihm folgten zehn Gurus oder Lehrer, welche, wie er es that, sich als incarnirte Wesen ansahen; auch sie verkündeten Entsagung des Fleisches und Heilighaltung der Kuh und sagten: „fechtet mit keiner

andern Waffe, als dem Worte Gottes, denn ein heiliger Lehrer hat keine anderen Mittel, als die Reinheit seiner Lehre." Ihre Autorität ist die Grantha, eine Sammlung von Lehren, Psalmen und Sprüchen.

Aus dieser Nanaklehre entsprangen, außer dem sogenannten Sikhsvolke, zwei andere religiöse Sekten, deren eine die streng orthodoxe seines Glaubens geblieben ist, ähnlich den Quäkern, und diesen soll auch Omichünd angehört haben[3]). Nanak's Sohn entsagte dem Berufe eines Gurus und wurde der Gründer der Udassiesekte, welche den Eitelkeiten der Welt absterben wollte; sie rühmen sich, den Sikhs verwandt zu sein und bedienen sich des Adie Granth. Aber Nanak's Lehre machte so langsame Fortschritte, daß die Zahl seiner Anhänger oder Jünger sich 42 Jahre nach seinem Tode erst auf 84 belief. Es war erst der fünfte der Gurus, Namens Arjün, welcher die Sikhs-Gemeinde zu einem Ganzen verband, ihre heiligen Schriften sammelte und in dem damals nur als Dorf bekannten Amritsir, dem Zufluchtsort seiner Gläubigen, eine Gemeinde bildete. Jährliche Beiträge derselben und weit umfassende Handelsunternehmungen legten den Grund zu einer weltlichen Macht. Sein Wirken erregte jedoch die Eifersucht der Mongolen, er wurde festgenommen und starb „der Sonnenhitze und grausamer Behandlung ausgesetzt" (1606). Einer seiner Jünger verdammte in Schriften den unduldsamen Verfolgungsgeist der Muselmänner und die Abgeschlossenheit der Hindus. Wogegen der Sohn Arjüns, der sechste der Gurus, Hür Govind, dem Entsagungsgebot Nanak's sich entzieht, dem Jagdleben sich hingiebt, Fleisch genießt und mit dem Beruf eines religiösen Lehrers den eines Kriegers und Führers einer Truppe verbindet. Bald ist er im Dienste des Kaisers Jehangir, dann wieder vom ihm entlassen in Ungnade, im Gefängniß und einmal im Kampfe mit den kaiserlichen Truppen. Sein Nachfolger, obgleich friedlich gesinnt, wurde von seinen Anhängern getrieben, den günstigen Moment zu benutzen, um an das von den Mahratten erschütterte Reich gleichfalls anzuklopfen, so bildete sich eine Art Erblichkeit, indem bereits der achte der Gurus, ein Kind von sechs Jahren, als künftiger Führer angesehen wurde.

Es scheint, daß bis dahin noch keine Feindseligkeiten oder religiöse Reibungen zwischen den Sikhs und den Mohamedanern stattgefunden hatten; aber als ihre Anhänger zunahmen, wurden sie von Delhi aus verfolgt, und nun verbanden sie unter der Leitung verschiedener Führer das Schwert mit dem Glaubensbuche. Bald schlossen sich ihnen Flüchtlinge an, die ihres Besitzes

und ihrer politischen Rechte beraubt waren, gemeinsame Leiden und Gefahren machten das Band der Vereinigung fester und enger, und aus einer Sekte entstand nach einem halben Jahrhundert ein Volk. Die Familien eines Distrikts, zu dem mehrere Sirdars gehörten, bildeten ein Misal; am Ende des 18. Jahrhunderts finden sich bereits zwölf an Größe und Macht verschiedene Misals, welche sich ihren Häuptlingen im Kriege und Frieden unterwarfen. Ihre Gurus hießen die „wahren Könige“ und der neunte derselben, der Führer Tegh Bahadur, wurde auf Befehl Aurangzebs enthauptet (1705) und sein Körper in den Straßen preisgegeben.

Govind's Sohn, der zehnte und letzte der Gurus, war fünfzehn Jahre alt, als sein Vater starb; er soll bis zum Mannesalter, gegen zwanzig Jahre in den Gebirgen gejagt, den Tiger und den Eber verfolgt haben und dabei über die Sendung seiner Ahnen und seinen eigenen Beruf mit sich zu Rathe gegangen sein. Verachtung und Verdammung des Götzenwesens ist der Grundzug seiner Lehre; aber er fesselt uns als Gründer des Sikhvolkes. Seiner Abneigung für Götzendienerei ungeachtet geht er, von einem berühmten Benares-Brahmanen aufgefordert, zur Göttin Devie, um sich bei ihr Raths zu holen. Nachdem er zwei Jahre hindurch alle Formen beobachtet, und unermüdlich im Gebete vor dieser achtfüßigen und achthändigen Göttin gestanden hat, erscheint sie plötzlich in all ihrer Furchtbarkeit vor ihm, so schreckbar, daß er in Ohnmacht sinkt und als er erwacht und sich ihr ehrfurchtsvoll mit dem Säbel nähert, siehe, da berührt ihn die Göttin und eine Streitaxt erscheint inmitten aus der Opferflamme. Obgleich er die Bedeutung des Omens erkannte, so fühlte er doch, daß das Opfer unvollständig war, weil er Furcht gezeigt hatte; es konnte nur durch seinen Tod oder eines derer, die ihm am liebsten waren, vollständig gemacht oder gereinigt werden. Seine Gattin weigerte sich, ihm ihre und seine Kinder zum Opfer zu geben, endlich bieten 25 seiner Jünger ihre Köpfe dar, Govind enthauptet einen und wirft das Haupt in die Opferflammen.

Seitdem ist der neue Glaube verklärt, Govind sammelt seine Anhänger um sich, den Tod seines Vaters Tegh Bahadur zu rächen; doch um dies zu vollziehen, müssen die Sikhs eins sein in Glauben und Sitten, die unsterbliche Khalsa bilden, das auserwählte Volk des Einzigen, des sichtbaren Gottes Selbst. Alle müssen die Weihe von Guru empfangen, die vier Casten müssen aus demselben Gefäße essen, dann die Muselmänner vernichten und die Tempel der Hindu's und ihre Heiligen vernachlässigen. Eine so radicale gesellschaftliche

Umwandlung des Bestehenden widerstand den höheren Casten, die meisten Brahmanen und Kshatriyas verließen den Guru, und die Wenigen, welche mit denen der niederen Casten ihm treu blieben, bildeten kaum 20,000 Gläubige. Am anderen Tage goß Govind Wasser in ein irdenes Geschirr, warf fünf verschiedene Arten Süßbrode hinein, welche seine Gattin mit sich zu führen pflegte, rührte dieselbe mit der heiligen Waffe um, und bespritzte oder taufte mit dem daraus entstehenden Sherbet die fünf ersten „Singhs" oder Löwen des Khalsa: einen Brahma, einen Kshatriya und drei Sudras; — worauf er von ihnen den „pakûl" oder die Einweihung empfängt und alle schwören: der Brahma-Schnur, der Seelenwanderung, dem Casten-Unterschiede und der Gewerkscheidung zu entsagen. Seitdem und wo es auch sei, und sich fünf Sikhs versammeln, würde der Guru stets unter ihnen sein, auch war ihnen Macht gegeben neue Jünger der Khalsa aufzunehmen. Jeder trat als Krieger in die Welt, sollte an seinem Körper Stahl tragen, gleichviel unter welcher Form es auch sei, besonders gekleidet gehen, auf besondere Art grüßen und die wichtigsten Momente des Lebens durch neue Ceremonien feiern. Sie sollten sich von Zeit zu Zeit in dem Teiche von Amritsir baden, Bart und Haar nicht scheeren, sich nur vor dem Guru beugen und nie aufhören, für den Glauben zu kämpfen.

Govind beginnt sein Werk, den Kampf für die politische Unabhängigkeit der Sikh-Kahlsa, mit der Ausdauer und dem Vertrauen eines Schwärmers, im Glauben auf einen glücklichen Ausgang; gegen Hindus sowohl als Muselmänner muß er sich wehren, jene fürchten für ihre Religion, diese für ihre politische Obergewalt. In diesen von Unglücksfällen und Grausamkeiten durchwebten Kämpfen werden Govind's Kinder getödtet, seinen Anhängern entsinkt der Muth, alle bis auf vierzig verlassen ihn; aber obgleich er die Schwachen und Zaghaften verflucht, so vermehrt sich die Zahl seiner gläubigen Kämpfer nicht, und von den letzten vierzig erliegen endlich alle bis auf fünfe. Er sucht sich durch Flucht zu retten, und muß, um ungekannt zu bleiben, sich der unwürdigsten Behandlung unterwerfen, selbst den Knoten seines Haares, das Zeichen seines Sikhsglaubens, lösen, endlich von einem Mullah erkannt, welcher ihn mit seinem Zorn bedrohet, bietet er dem muselmännischen Priester eine Summe Geldes an, um sein Leben zu retten, und muß eines der heiligsten Gebote brechen — Kuhfleisch essen. In dieser verzweifelten Lage, ein hülfloser und verachteter Wanderer, muß er sich vor dem Kaiser vertheidigen, endlich den bittersten Tropfen hinunterschlucken und sich dessen Dienste widmen. So

seines Lebens satt und müde, erschlägt er einen Patanen, der ihn einer Schuld wegen verfolgt, darüber von Reue und Gewissensbissen beunruhigt, sucht er sich Erleichterung zu verschaffen, indem er dessen Sohn mit Geschenken und mit Güte überhäuft, nicht um sich seiner Rache zu entziehen, sondern nur Erleichterung zu schaffen. Er machte es dem Jüngling zum Vorwurf, sich nicht an dem Mörder seines Vaters gerächt zu haben, scheinbar beachtet dieser nicht den Vorwurf, aber als er eines Tages mit ihm spielt, übermannt ihn das Gefühl der Vergeltung und er sucht ihn zu erdolchen. Der Mörder wird von Govind's Anhängern ergriffen, man will ihn zur Stelle tödten, aber der Guru verbot es, erklärend, daß er gethan, was er ihm befohlen habe. Man hatte ihm die Wunde zugenähet, Govind wollte sterben, er biegt die Enden eines starken Bogens an einander, hält sie an die Wunde, öffnet den Bogen und reißt so mit gewaltsamer Kraft die Wunde auseinander, die Eingeweide entfallen und er stirbt im 48. Lebensjahre (1728) zu Nüderh oder Üpchüllanügger am Godaverh [4]).

Als Govind, der letzte der Gurus, auf seiner Todtenbahre das Leben auszuhauchen im Begriff war, fragten ihn die umgebenden Gläubigen, wen er zu seinem Nachfolger erkoren habe. „Wer den Guru zu sehen wünscht, antwortete er, der suche den Granth des Nanak; der Guru wird bei den Khalsas wohnen, seid fest und gläubig, denn wo fünf Sikhs vereinigt sind, da werde ich unter ihnen sein." Unter Guru Govind wollten sie von Glaubenseifer beseelt alles überwinden und konnten alles dulden; aber klein an Zahl erlagen sie. Mit ihm war der Nerv seines Glaubens noch nicht dahin, der Glaube war nicht ausgerottet, nur unterdrückt, und die inneren Zerwürfnisse des Mogulreiches gaben den wenigen Gläubigen eine Gelegenheit sich zu vermehren.

Seine Pfeile hatte er einem seiner Jünger, dem Fakir Bandü gegeben, dieser sammelte die Gläubigen um sich, zog verheerend und mordend durch einen großen Theil des Peng'âb, zerstörte die Moscheen und entvölkerte die Städte. Er bemächtigte sich Sirhind's, des Landes östlich vom Jümna und Setlej bis Serâhampúr; aber von dort wieder vertrieben, zog er sich nach dem Gebirge. Von kurzer Dauer war auch hier sein Bleiben, nachdem er sich geruhet und verstärkt hatte, unternahm er in derselben grausamen Weise Einfälle gegen Lahore und Delhi, welche so bedrohlicher Art wurden, daß Bahadür gegen ihn geschickt wurde, der ihn ins Gebirge trieb. Nach langen und erfolglosen Kämpfen suchte Bandü Schutz in einem Fort, dessen Lage eine unein-

nung, daß in Nanak der lang erwartete Tröster erscheinen wird; heißt es doch an einer Stelle der Bhagavat-Giela der Hindus, wo von den Herrschern Indiens die Rede ist: „nach den blonden Königen (den Engländern) wird eine Dynastie schweigsamer Könige kommen,“ welches die Jünger des Nanak sein sollen.

Die Frauen der Vornehmen leben streng abgeschlossen; aber die Wenigen, welche von Europäern gesehen worden sind, waren von außerordentlicher Schönheit. Sie tragen sehr hohe konisch zulaufende Mützen, reich in Gold gestickt und mit Edelsteinen und Perlen besetzt, Beinkleider und ein kurzes vorn offenes Oberkleid und einen Shawl, der leicht um Brust und Schultern geworfen war. Sie sind gleich den vornehmen Frauen der Hindus mit Schmuck überladen, Halsbändern im Perlen oder kostbaren Juwelen, Ohr- und Nasenringen, das Haar mit Schmuck geziert, an den Knöcheln und Oberarmen, Bänder in Gold und mit Edelsteinen besetzt. Selbst die weniger Wohlhabenden lieben es, sich auf alle Weise zu schmücken und oft tragen die Frauen ihr ganzes Vermögen am Körper. Moralität und Keuschheit wird von ihnen nicht beobachtet, auch nicht verlangt, ja, es ist nicht ungewöhnlich, daß mehrere Brüder eine Frau besitzen, wenn der Eine sich auf Reisen begiebt, nimmt ein Anderer die Stelle des Ehegatten ein. Es ist sehr oft der Fall vorgekommen, daß Soldaten ihre Generale um Urlaub gebeten haben, mit der Bemerkung, die Frauen ihrer Brüder befänden sich allein, weßhalb sie verpflichtet wären, denselben Gesellschaft zu leisten. Diese Hintansetzung der Moralität, der Mangel an Sittenreinheit und die leidenschaftliche Hingebung zum Trunke haben am meisten zum Falle der Sikhs als eines Volkes beigetragen.

Unter den zwölf Misals, welche sich allmählig gebildet hatten, war das von Surat Chah das unbedeutendste, Tharat Singh hatte die dazu gehörigen Länder in Cultur gesetzt, sich auf Kosten seiner Nachbarn vergrößert und mächtig gemacht. Sein Sohn, Maha Singh verfolgte diesen Plan mit noch größerem Erfolge, wodurch es seinem Sohne Ranjit Singh möglich wurde, sich durch Muth und List die meisten Häuptlinge westlich vom Setlej zu unterwerfen; seine Kühnheit machte die Sikhshäuptlinge östlich dieses Flusses für ihre Unabhängigkeit so besorgt, daß sie nach dem Mahrattenkriege, sich dem Schutze der britischen Regierung unterwarfen. Dies bewog den rastlosen Sikhshäuptling vorläufig seinem Plane, sich dahin auszubreiten, zu entsagen. Ermuthigt von dem Prinzip der britischen Regierung, sich jeder Einmischung zu enthalten,

kam Ranjit zu dem Glauben, daß man seinem Vorgehen nach dieser Seite nichts in den Weg legen würde, und um so weniger, als die britische Regierung zwar die Unterwerfung der auf dem östlichen Ufer lebenden Sikhshäuptlinge angenommen, sich jedoch dabei zu keiner Verbindlichkeit verstanden hatte. Als daher ein heftiger Streit zwischen den Raja's von Patiala und Naba ausbrach, und letzterer Ranjit Singh zu Hülfe aufrief, ging derselbe mit einem starken Corps Cavallerie im Oktober 1806 über den Setlej und zwang die streitenden Parteien sich seinen Bedingungen zu unterwerfen. Da ihm jedoch Vorstellungen gemacht wurden, so versicherte er seine tiefste Achtung vor der britischen Regierung, wie er bereit sei, sich ihren Wünschen zu fügen und ging im Februar 1807 über den Setlej zurück.

Lord Minto war zwar entschlossen den Anmaßungen Ranjit Singh's mit aller Gewalt entgegenzutreten und eine beanspruchte Autorität desselben über die Häuptlinge zwischen dem Setlej und dem Jümna nicht zu dulden; dennoch hielt er es in jener Zeit für geboten, mit diesem Sikhshelden in eine Defensiv-Alliance zu treten, um Napoleon's Entwürfe, die dieser von Persien aus geltend zu machen sich bemühete, zu zerstören. In diesem Sinne wurde Sir Charles Metcalfe mit einem Auftrage nach Lahore abgesandt, während Elphinstone in demselben Sinne nach Cabul ging und Malcolm nach Persien. Metcalfe verließ Delhi im August 1808, überschritt den 1. September den Setlej und traf auf seinem Wege nach Amritsir den 11. im Lager der Maharaja's bei Kaßur ein. Vor der Audienz vermißte Metcalfe die ihm gebührende Begegnung von Ranjit selbst, indeß der Empfang war höflich, der Maharajah sprach zwar nicht viel, drückte aber sein Bedauern über den Tod des Viscount Lake aus, und als einer aus seiner Umgebung von dem Vertrauen redete, welches die Briten sich erworben, setzte er hinzu: „ich weiß sehr wohl, daß das Wort der britischen Regierung alles in sich fasse." All dieser Höflichkeiten ungeachtet, fehlte dem Empfange das offene und herzliche, denn Ranjit war eifersüchtig und mißtrauisch gegen die Briten, und die Häuptlinge und Truppen sahen mit einer Art Geringschätzung auf den Gesandten und seine kleine Escorte.

Noch mehr trat dies durch Ranjit's Handlungsweise hervor, indem er den bedroheten Rajas glauben zu machen suchte, daß der britische Gesandte seinen Plänen nicht entgegen sei, deshalb brach er sein Lager ab, ging über den Setlej den Gesandten in seinem Zuge mitschleppend, entsetzte den Häuptling der Feste Farid Koth, nahm Ambala und erhob Tribut vom Raja von

nung, daß in Nanak der lang erwartete Tröster erscheinen wird; heißt es doch an einer Stelle der Bhagavat-Giela der Hindus, wo von den Herrschern Indiens die Rede ist: „nach den blonden Königen (den Engländern) wird eine Dynastie schweigsamer Könige kommen," welches die Jünger des Nanak sein sollen.

Die Frauen der Vornehmen leben streng abgeschlossen; aber die Wenigen, welche von Europäern gesehen worden sind, waren von außerordentlicher Schönheit. Sie tragen sehr hohe konisch zulaufende Mützen, reich in Gold gestickt und mit Edelsteinen und Perlen besetzt, Beinkleider und ein kurzes vorn offenes Oberkleid und einen Shawl, der leicht um Brust und Schultern geworfen war. Sie sind gleich den vornehmen Frauen der Hindus mit Schmuck überladen, Halsbändern im Perlen oder kostbaren Juwelen, Ohr- und Nasenringen, das Haar mit Schmuck geziert, an den Knöcheln und Oberarmen, Bänder in Gold und mit Edelsteinen besetzt. Selbst die weniger Wohlhabenden lieben es, sich auf alle Weise zu schmücken und oft tragen die Frauen ihr ganzes Vermögen am Körper. Moralität und Keuschheit wird von ihnen nicht beobachtet, auch nicht verlangt, ja, es ist nicht ungewöhnlich, daß mehrere Brüder eine Frau besitzen, wenn der Eine sich auf Reisen begiebt, nimmt ein Anderer die Stelle des Ehegatten ein. Es ist sehr oft der Fall vorgekommen, daß Soldaten ihre Generale um Urlaub gebeten haben, mit der Bemerkung, die Frauen ihrer Brüder befänden sich allein, weßhalb sie verpflichtet wären, denselben Gesellschaft zu leisten. Diese Hintansetzung der Moralität, der Mangel an Sittenreinheit und die leidenschaftliche Hingebung zum Trunke haben am meisten zum Falle der Sikhs als eines Volkes beigetragen.

Unter den zwölf Misals, welche sich allmählig gebildet hatten, war das von Surat Shah das unbedeutendste, Tharat Singh hatte die dazu gehörigen Länder in Cultur gesetzt, sich auf Kosten seiner Nachbarn vergrößert und mächtig gemacht. Sein Sohn, Maha Singh verfolgte diesen Plan mit noch größerem Erfolge, wodurch es seinem Sohne Ranjit Singh möglich wurde, sich durch Muth und List die meisten Häuptlinge westlich vom Setlej zu unterwerfen; seine Kühnheit machte die Sikhshäuptlinge östlich dieses Flusses für ihre Unabhängigkeit so besorgt, daß sie nach dem Mahrattenkriege, sich dem Schutze der britischen Regierung unterwarfen. Dies bewog den rastlosen Sikhshäuptling vorläufig seinem Plane, sich dahin auszubreiten, zu entsagen. Ermuthigt von dem Prinzip der britischen Regierung, sich jeder Einmischung zu enthalten

hätten; eine neue Conferenz wurde festgesetzt, anstatt, daß Ranjit erschien, hatten sich nur einige der ersten Sikhshäuptlinge eingefunden, mit ihm zu berathen. Der Gesandte sah jetzt, daß nur Ernst und die sofortige Aufstellung eines Corps am Setlej den Maharajah vermögen würde, ein bestimmte Antwort zu geben, weßhalb er demselben in einer Conferenz am 22. December in Gegenwart seiner Häuptlinge diesen Entschluß seiner Regierung eröffnete. Ranjit suchte seine innere Stimmung zu beherrschen, er begnügte sich nur über die Stärke dieses Corps und seiner Aufstellung Erkundigung einzuziehen; dann zischelte einer seiner Häuptlinge ihm etwas in's Ohr, er sprang auf, sprach leise wenige Worte mit ihm, befahl seinem Vertraueten Uzie-u-dien dem Gesandten seine Ansichten zu eröffnen und verließ hastig das Zimmer, um sein Pferd zu besteigen, auf welchem er nun im Hofe herumgaloppirte.

Während Ranjit sich im Hofe auf seinem Pferde tummelte, um auf diese Art seinen Aerger los zu werden, gab Uzie-u-dien seines Herrn Antwort, aber eine so wenig versöhnliche und nachgiebige, daß Metcalfe kurz entgegnete, daß er auf die von ihm gestellten Vorschläge eine bestimmte Entgegnung verlange. Dieser ernste und bestimmte Ton blieb nicht ohne Einfluß auf die Sikhsräthe, Ranjit war inzwischen von seinem Pferde abgestiegen und hatte sich in ein anderes Zimmer niedergelassen, wohin sich nun Uzie-u-dien begab, um Metcalfe's Antwort zu überbringen. Nach einer langen Berathung kehrten die Räthe zurück, in Ausdruck und Rede gänzlich verändert, erklärten sie jetzt in der freundlichsten Weise, daß der Maharajah dem Vorgehen eines Corps bis zum Setlej nicht entgegen sei, nur wünsche er, daß es mit ihm vereint und in freundschaftlicher Art geschehe. Metcalfe entgegnete, wenn dem Verlangen seiner Regierung gewillfahrt sein würde, dann solle alles in freundschaftlicher Weise geordnet werden. Noch einmal beriethen sich die Räthe mit dem Maharajah und kehrten nach kurzer Zeit mit einer Botschaft zurück, wie sie der Gesandte kaum erwarten konnte. Alles wurde bewilligt und Forderungen, welche bisher von der höchsten Wichtigkeit erschienen waren, wurden plötzlich wie die unbedeutendsten Dinge aufgenommen [8]). Dieser Umschwung in den Ansichten des Maharajah war kein ernster, denn noch denselben Abend erschien ein Botschafter vor dem Gesandten, ihm erklärend, daß die gestellte Forderung eine so außergewöhnliche sei, daß der Maharajah selbst nach Berathung mit seinen Häuptlingen noch keine bestimmte Antwort geben könne; er beabsichtige andern Tags nach Amritsir zu gehen, wohin er den Gesandten einlud, ihm zu folgen. Met-

Shahabad und Thanesar. Da Metcalfe nun erklärte, daß er den ferneren Bewegungen im Duab nicht folgen würde, so kehrte Ranjit nach Amritsir zurück, woselbst die Gesandtschaft ihn erwartete[6]). Seitdem hatte sich die Lage der Umstände vollständig verändert, es war nicht mehr erforderlich sich der Verbindung Ranjits gegen Frankreich zu versichern, weßhalb Metcalfe neue Instruktionen empfing, nach denen dem Maharajah erklärt wurde, daß die Raja's zwischen den beiden Flüssen sich unter dem Schutze der britischen Regierung befänden, daß er im Besitze dessen bleiben könne, was er vor diesem mit gedachten Staaten gemachten Traktate auf dieser Seite besessen, jedoch zurückstellen müsse, was er seitdem an sich gerissen habe; damit aber ferneren Eingriffen vorgebeugt werde, so sei die Regierung entschlossen, einen Militairposten zum Schutze dieser Länder aufzustellen.

Ranjit vermied eine bestimmte Antwort, den Freuden des Weins und des Harems zugethan, wollte er, von Tänzerinnen umgeben, sich in Amritsir erholen, sein Zweck war Zeit zu gewinnen und diese Zeit im Genusse sinnlicher Gelüste zu verbringen. Aber was ihm eine Quelle solcher Freuden, eine Erfrischung werden sollte, wurde ihm eine der Sorge und der Gefahr. Seine Lieblingstänzerin, ein muselmännisches Mädchen, hatte in ihrem religiösen Eifer einen Hindu theils durch Gewalt, theils durch Ueberredung zu ihrem Glauben bekehrt. Diese Handlung brachte das heilige Amritsir in die höchste Aufregung, die Läden blieben geschlossen, die Priester des großen Tempels verboten unter den heftigsten Androhungen dem Volke zu den gewohnten Beschäftigungen zurückzukehren, und dieses, angeregt von seinen geistlichen Rathgebern, plünderte und zerstörte die Häuser der muselmännischen Tänzerinnen. Ranjit hatte hier alle Autorität verloren, weßhalb er sich eilig nach Lahore zurückzog.

Metcalfe folgte dem Maharajah dahin und drang in einer Unterredung (17. December 1808) auf eine bestimmte Antwort; der schlaue Ranjit entschuldigte sich einer so wichtigen Forderung augenblicklich keine Aufmerksamkeit schenken zu können, indem die Hindus auch hier in dichten Gruppen seinen Palast umgaben, vor dessen Thoren in „Lharna“ sitzend; er bat die Sache am folgenden Tage zu besprechen[7]). Mit diesem kamen neue Entschuldigungen, die Rathgeber des Maharajah suchten ihren Herrn zu rechtfertigen, dabei Kummer vorschiebend, aber Metcalfe blieb fest, erklärend, daß persönliche Empfindungen in einer Angelegenheit zwischen zwei Staaten nichts zu thun

hätten; eine neue Conferenz wurde festgesetzt, anstatt, daß Ranjit erschien, hatten sich nur einige der ersten Sikhshäuptlinge eingefunden, mit ihm zu berathen. Der Gesandte sah jetzt, daß nur Ernst und die sofortige Aufstellung eines Corps am Setlej den Maharajah vermögen würde, ein bestimmte Antwort zu geben, weßhalb er demselben in einer Conferenz am 22. December in Gegenwart seiner Häuptlinge diesen Entschluß seiner Regierung eröffnete. Ranjit suchte seine innere Stimmung zu beherrschen, er begnügte sich nur über die Stärke dieses Corps und seiner Aufstellung Erkundigung einzuziehen; dann zischelte einer seiner Häuptlinge ihm etwas in's Ohr, er sprang auf, sprach leise wenige Worte mit ihm, befahl seinem Vertraueten Uzie-u-dien dem Gesandten seine Ansichten zu eröffnen und verließ hastig das Zimmer, um sein Pferd zu besteigen, auf welchem er nun im Hofe herumgaloppirte.

Während Ranjit sich im Hofe auf seinem Pferde tummelte, um auf diese Art seinen Aerger los zu werden, gab Uzie-u-dien seines Herrn Antwort, aber eine so wenig versöhnliche und nachgiebige, daß Metcalfe kurz entgegnete, daß er auf die von ihm gestellten Vorschläge eine bestimmte Entgegnung verlange. Dieser ernste und bestimmte Ton blieb nicht ohne Einfluß auf die Sikhsräthe, Ranjit war inzwischen von seinem Pferde abgestiegen und hatte sich in ein anderes Zimmer niedergelassen, wohin sich nun Uzie-u-dien begab, um Metcalfe's Antwort zu überbringen. Nach einer langen Berathung kehrten die Räthe zurück, in Ausdruck und Rede gänzlich verändert, erklärten sie jetzt in der freundlichsten Weise, daß der Maharajah dem Vorgehen eines Corps bis zum Setlej nicht entgegen sei, nur wünsche er, daß es mit ihm vereint und in freundschaftlicher Art geschehe. Metcalfe entgegnete, wenn dem Verlangen seiner Regierung gewillfahrt sein würde, dann solle alles in freundschaftlicher Weise geordnet werden. Noch einmal beriethen sich die Räthe mit dem Maharajah und kehrten nach kurzer Zeit mit einer Botschaft zurück, wie sie der Gesandte kaum erwarten konnte. Alles wurde bewilligt und Forderungen, welche bisher von der höchsten Wichtigkeit erschienen waren, wurden plötzlich wie die unbedeutendsten Dinge aufgenommen [8]). Dieser Umschwung in den Ansichten des Maharajah war kein ernster, denn noch denselben Abend erschien ein Botschafter vor dem Gesandten, ihm erklärend, daß die gestellte Forderung eine so außergewöhnliche sei, daß der Maharajah selbst nach Berathung mit seinen Häuptlingen noch keine bestimmte Antwort geben könne; er beabsichtige andern Tags nach Amritsir zu gehen, wohin er den Gesandten einlud, ihm zu folgen. Met-

calfe gab dem Abgesandten in etwas heftiger Weise eine gebührende Antwort, erklärte ein solches Betragen für beleidigend und daß er dem Maharajah nicht folgen würde. Diese Festigkeit blieb nicht ohne Wirkung, Ranjit gab die Abreise auf und suchte nun noch einmal durch scheinbares Nachgeben einige Vortheile zu erlangen, fand sich aber auch darin durch des Gesandten Entschlossenheit getäuscht und erklärte sich bereit den gestellten Forderungen nachzukommen.

Metcalfe war fortwährend in Verbindung mit dem commandirenden General gewesen, der sein Hauptquartier in Saharanpur aufgeschlagen hatte; auf seinen Antrag hatte derselbe Anfangs Januar 1809 den Oberst Ochterlony mit einem kleinen Corps vorgeschickt. Bei seinem Vorgehen zwang er eine starke Sikh-Abtheilung sich nach Amballah zurückzuziehen, Ranjit versprach seine Truppen über den Setlej zurückzunehmen, sich nur die dazu nöthige Zeit bedingend; doch auch jetzt waren es nur Worte, die Sikhs blieben in ihrer Stellung und da Ranjit eilig Truppen zusammenzog, so war Metcalfe dieser Versprechungen überdrüßig und hielt es für geeignet sich zur Abreise vorzubereiten. Da indeß einer der Sikhshäuptlinge nach Amballah beordert wurde, die dortigen Truppen abzurufen und den Ort seinem Fürsten zu übergeben, so blieb er noch in Amritsir, um die Verhandlungen zu einem glücklichen Ausgange zu bringen. In dieser Weise, wo Versprechungen gemacht und wieder gebrochen wurden, ereignete sich ein Ereigniß, welches Ranjit die Gefahr zeigte, deren er sich aussetzte, wenn er es zu einem Bruche mit den Briten kommen ließe.

In den letzten Tagen des Februar feierten die Mohamedan-Sepoys in Metcalfe's Escorte das Fest des Moharrüm, indem sie nach gewohnter Weise riesenhafte Tazieah's (Thürme oder Wagen aus buntem Papier) in feierlichem Umzuge in der Nähe des Lagers vom Gesandten umhertrugen. Einige Tage hatte dies bereits stattgefunden, als die Priester des großen Tempels in Amritsir sich über diese ihren Glauben verhöhnende Bedrohung beschwerten. Metcalfe befahl seinen Leuten, dies so wenig lärmend als möglich zu thun und die Tazieah nicht mehr öffentlich umher zu tragen. Dies geschah in Uebereinstimmung mit Ranjit Singh, welcher selbst diese Anmaßung seiner Priester mißbilligte, der Gesandte machte es seinen Sepoys zur Pflicht, die Stadt nicht zu betreten und verlangte, daß die Sikhs sein Lager nicht betreten sollten. Der Sikhherrscher konnte seine Fanatiker nicht in Ordnung halten. Am Morgen des 25. Februar rückte ein Haufen Akalis, denen sich ein Haufen zum Plündern angeschlossen hatte, mit Trommelschlag und fliegenden Fahnen gegen das britische Lager.

Bei deren Annäherung wurde die britische Escorte unter Capitain Popham, zwei Compagnien und sechszehn Reiter, in Front vor demselben aufgestellt, während einige Personen zu den aufgeregten Akalis geschickt wurden, sich mit ihnen zu verständigen. Diese drangen rücksichtslos in derselben drohenden Weise vor, eröffneten ein Feuer auf das britische Lager und tödteten einige Leute. Nun war keine Zeit zu verlieren, Popham drang mit seinen Sepoys vor und diese warfen sich mit so viel Kühnheit und Erfolg auf den ihnen bei weitem überlegenen Feind, daß die Sikhs nach allen Seiten flohen und unter den Wällen der Stadt Schutz suchten.

Ranjit Singh, von den Unruhen benachrichtigt, hatte sich zu Pferde nach dem Lager begeben, den Aufruhr zu stillen, seine Bemühungen waren vergeblich, ein neuer Haufen Akalis rückte von der Stadt aus vor und bedrohete das Lager des Gesandten mit einem wiederholten Angriff; Tag und Nacht umgaben fanatische Haufen dasselbe, was Ranjit bewog, ein Corps seiner eigenen Truppen zum Schutze des britischen Lagers abzusenden. Am folgenden Tage wurde dasselbe weiter von der Stadt aufgeschlagen, wo es unberuhigt blieb und der Moharrüm in ruhiger Weise gefeiert wurde. Dieser Kampf der Sepoys gegen so überlegene Kräfte, die Ausdauer, Disciplin und das Geschick, mit welchem hierbei die Sepoys fochten, von welchem der Maharajah Zeuge war, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, er fühlte, daß wenn das Volk von Hindostan so fechten könne, wie würden sich nicht erst die Engländer schlagen, unter deren Leitung sie so herangebildet worden wären. Diese Erfahrung, Ochterlony's Aufstellung am Setlej und die eines Reservecorps unter R. Leger, so wie eine Proclamation von Ochterlony an alle am linken Ufer dieses Flußes liegenden Sikhsstaaten, daß sie nun unter britischem Schutz sich befänden, wirkten mehr auf den Sikhsherrscher als alle Vorstellungen. Es war nicht in seinem Character sich gleich zu fügen, er suchte hinzuhalten, aber er gab nach, im März wurde Kheir seinem legitimen Fürsten übergeben. Obgleich einige der Sikhshäuptlinge ihn in einen Kampf mit den Briten verwickeln wollten, er selbst in den Ergötzlichkeiten der Shalimargärten sich zu zerstreuen suchte und dem Gesandten versicherte, als dieser bei seinem Abschiede eine Sikhs-Eskorte verlangte, „daß die Herrlichkeiten des Gartens der Freundschaft bei weitem die des Gartens der Rosen überträfen" und da wiederum ein Streit über das im Fort Füried-Kote aufgeschichtete Getreide sich erhob, so sah er, daß längere Verzögerung nur ihm zum Nachtheil enden müßte. Metcalfe hatte den General

Singh 40 bis 50,000 Rupien und verlangte den Koh-i-nur, worauf Sujah erklärte, ihn ausliefern zu wollen, sobald ein Vertrag deßhalb vollzogen worden wäre. Dies bewog Ranjit zwei Tage später dem Könige einen Besuch abzustatten, wo er nach vielen Freundschaftsversicherungen ein mit Safranblüthen besprengtes Papier herauszog und, dabei auf den Granth des Baba Nanak und seinen Säbel schwörend, folgende Versicherung auf dasselbe schrieb: „er übergebe ihm und seinen Erben hiermit die Provinzen Kote-Camatieh, Jang Shawl und Khaleh-Nur und verspreche ihm den Beistand von Truppen und Geld, um sich seines Thrones wieder bemächtigen zu können.“ Shah Sujah, in diesen Antrag willigend, erklärte, daß wenn er den Thron wieder besteigen sollte, so würde er Ranjit Singh als einen Alliirten ansehen, worauf der Maharajah vorschlug, die Turbane zu wechseln, ein Zeichen ewiger Freundschaft unter den Sikhs, und nun übergab ihm Sujah den Koh-i-nur.

Sobald Ranjit sich im Besitz des Koh-i-nur befand, dachte er nicht mehr an sein Versprechen; sich gewissenlos darüber hinwegsetzend, verweigerte er die Abtretung der versprochenen Jaghirs; lud jedoch den unglücklichen und betrogenen König ein, ihn auf eine Unternehmung gegen Peschawür zu begleiten, dabei die Hoffnung gebend, ihm diesen verlorenen Besitz zu erobern. Auch hierin wurde Sujah getäuscht, kehrte nach Lahore zurück und wurde dort wie ein Gefangener behandelt und der letzten Schätze beraubt; im Jahre 1814 gelang es ihm endlich unter Verkleidung nach Ludiana zu entkommen.

Auf dieselbe hinterlistige und schlaue Weise setzte sich Ranjit Singh in den Besitz von Peschawür. Dost Mohamed's Bruder, der Sultan Mohamed Khan war Gouverneur dieser Grenzfeste, seinen Bruder zu vernichten setzte er sich in Verbindung mit den Sikhs, floh bei deren Annäherung und machte es dem Hürrie Singh und seinen 9000 Sikhs leicht sich des Ortes und der Provinz zu bemächtigen. Bei diesem Zuge befand sich Ranjit's Enkel Rao Nehal Singh, ein Knabe von eilf Jahren, welcher hier zum ersten Male „den Speer in seine Hand nahm,“ sich die ersten Lorbeeren zu erwerben. Dost Mohamed wollte diesen Schimpf rächen, verkündete einen Religionskrieg gegen die Sikhs, nahm den Titel eines Amir-al-Mominie (Befehlshaber der Gläubigen) an und rückte mit einer Armee vor, die mit jedem Fortschritt an Kämpfern aus den entferntesten Gegenden zunahm. Ranjit fühlte sich nicht stark genug mit einem solchen Heere, von Fanatismus und von der Aussicht auf Plünderung angeregt, den Kampf aufzunehmen. Er wählte den Weg der Unterhandlung, wobei ein

gewissenloser Abenteurer, ein Doktor aus Amerika, jetzt der Sikhs-General Harlan, das Amt des Gesandten übernahm. „Ich veruneinigte die Brüder, wie er sich selbst rühmte, stachelte deren Eifersucht gegen die wachsende Macht Dost Mohamed's auf, und bekannt mit den Familienstreitigkeiten wußte ich solche zu vergrößern und endlich die Häuptlinge des Derbars mit Aussicht auf Geldvortheile zu gewinnen. Ich vermochte seinen Bruder Sultan Mohamed Khan, den entsetzten Gouverneur von Peschawür, mit seinen 10,000 Begleitern plötzlich in der Nacht abzuziehen; er selbst begab sich mit mir nach dem Sikhslager, seine Anhänger flohen nach den Gebirgen in ihre Festen" [11]). So endete diese große Unternehmung, der Verräther, dem eine Pension von zwei Lak versprochen war, erhielt kaum die Hälfte, und mußte seine Tage, verbannt vom Vaterlande und verachtet von seinen Angehörigen, in der kläglichsten Weise in Lahore zubringen.

Ranjit fühlte, daß seinen Truppen Disciplin und militairische Ausbildung fehlten, weßhalb ihm das Eintreffen zweier französischer Offiziere, der Capitains Allard und Ventura, welche nach Napoleon's Fall vergeblich einen ehrenvollen Wirkungskreis in Persien gesucht hatten, willkommen war; sie fanden eine freundliche und glänzende Aufnahme und wurden mit der Ausbildung der Armee und deren Verfassung auf französischem Fuße beauftragt. Ihnen folgten vier Jahre später die Generale Court und Avitabile. Mit Hülfe dieser Offiziere, denen Ranjit Singh Generalsrang verlieh, gelang es dem Maharajah eine wohl gerüstete und leidlich disciplinirte Armee von 50,000 Mann auszubilden, 100,000 Mann irregulairer Truppen nicht zu gedenken, Kanonengießereien, Pulver- und Waffenfabriken wurden in Lahore und Amritsir angelegt. Ranjit Singh verlangte von den Europäern, welche in seine Dienste traten, daß sie kein Rindfleisch essen, sich nicht den Bart scheeren und keinen Tabacl rauchen sollten, letzteres wurde ihnen jedoch zugestanden, als sie sich zur Erfüllung der beiden ersteren Bedingungen bereit erklärten. Jeder von ihnen wurde an die Spitze einer Brigade oder Division gestellt, Ventura und Allard waren die Gründer seiner regulairen Cavallerie, General Avitabile zeichnete sich als Infanterist aus und dem ritterlich gesinnten General Court verdankte er seine Artillerie. Aber bei diesem großen Vertrauen, das der Maharajah in sie gesetzt hatte, bei diesem ehrenvollen und großartigen Wirkungskreis, bei fürstlicher Belohnung mit Ländereien und Geld blieben sie doch bei allen Angelegenheiten unbefragt, welche den Hof und die Regierung betrafen, durften

Singh 40 bis 50,000 Rupien und verlangte den Koh-i-nur, worauf Sujah erklärte, ihn ausliefern zu wollen, sobald ein Vertrag deßhalb vollzogen worden wäre. Dies bewog Ranjit zwei Tage später dem Könige einen Besuch abzustatten, wo er nach vielen Freundschaftsversicherungen ein mit Safranblüthen besprengtes Papier herauszog und, dabei auf den Granth des Baba Nanak und seinen Säbel schwörend, folgende Versicherung auf dasselbe schrieb: „er übergebe ihm und seinen Erben hiermit die Provinzen Kote-Camatieh, Jang Shawl und Khaleh-Nur und verspreche ihm den Beistand von Truppen und Geld, um sich seines Thrones wieder bemächtigen zu können.“ Shah Sujah, in diesen Antrag willigend, erklärte, daß wenn er den Thron wieder besteigen sollte, so würde er Ranjit Singh als einen Alliirten ansehen, worauf der Maharajah vorschlug, die Turbane zu wechseln, ein Zeichen ewiger Freundschaft unter den Sikhs, und nun übergab ihm Sujah den Koh-i-nur.

Sobald Ranjit sich im Besitz des Koh-i-nur befand, dachte er nicht mehr an sein Versprechen; sich gewissenlos darüber hinwegsetzend, verweigerte er die Abtretung der versprochenen Jaghirs; lud jedoch den unglücklichen und betrogenen König ein, ihn auf eine Unternehmung gegen Peschawür zu begleiten, dabei die Hoffnung gebend, ihm diesen verlorenen Besitz zu erobern. Auch hierin wurde Sujah getäuscht, kehrte nach Lahore zurück und wurde dort wie ein Gefangener behandelt und der letzten Schätze beraubt; im Jahre 1814 gelang es ihm endlich unter Verkleidung nach Ludiana zu entkommen.

Auf dieselbe hinterlistige und schlaue Weise setzte sich Ranjit Singh in den Besitz von Peschawür. Dost Mohamed's Bruder, der Sultan Mohamed Khan war Gouverneur dieser Grenzfeste, seinen Bruder zu vernichten setzte er sich in Verbindung mit den Sikhs, floh bei deren Annäherung und machte es dem Hürrie Singh und seinen 9000 Sikhs leicht sich des Ortes und der Provinz zu bemächtigen. Bei diesem Zuge befand sich Ranjit's Enkel Rao Nehal Singh, ein Knabe von eilf Jahren, welcher hier zum ersten Male „den Speer in seine Hand nahm,“ sich die ersten Lorbeeren zu erwerben. Dost Mohamed wollte diesen Schimpf rächen, verkündete einen Religionskrieg gegen die Sikhs, nahm den Titel eines Amir-al-Mominie (Befehlshaber der Gläubigen) an und rückte [illegible], die mit jedem Fortschritt an Kämpfern aus den entfern- [illegible] Ranjit fühlte sich nicht stark genug mit einem sol- [illegible] und von der Aussicht auf Plünderung angeregt, [illegible] ählte den Weg der Unterhandlung, wobei ein

denselben zu Adiena-Naggar in einem Mangohaine, mit der seinem Hofe eigenen Pracht und mit seiner gewohnten Herzlichkeit, wobei er zwischen seinen in langer Reihe aufgestellten Häuptlingen hinschwankte, um den Gesandten beim Eintritt in's Empfangszelt zu umarmen. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen wurden die Geschenke überreicht, welche der Maharajah mit kindischer Neugierde in Augenschein nahm und daran eine Unterhaltung knüpfte, die ohne Unterbrechung von einem Gegenstande zum andern sprang. „Der Maharajah, schrieb Macnaghten an Lord Auckland, ging vom Kriege zum Weine über und dann in athemloser Schnelligkeit sprach er vom Wissen oder der Jagd. Er war ganz besonders neugierig zu hören, wie viel jedes Mitglied der Gesandtschaft von einem starken Liqueur getrunken habe, den er uns den Abend vorher geschickt hatte; dann wiederum ebenso eifrig wollte er die Entfernung erfahren, welche ein Shrapnelschuß bedarf, um wirksam sein zu können; dann fragte er mich, ob ich ein guter Jäger sei und als ich es verneinte, fragte er, ob ich Arabisch und Sanscrit wisse. Indem ich dies bejahete, drang er in mich, einige Stellen aus dem Arabischen zu citiren. Er verlangte nun etwas über Herat, von Dost Mohamed, über die persische Armee, deren Verbindung mit den Russen und die Möglichkeit einer Invasion derselben nach Indien, zu wissen." Macnaghten hielt es nicht für klug sich in Gegenwart so vieler Augenzeugen in Entgegnungen einzulassen, lachte dem Maharajah bei der letzten Frage in's Gesicht und schloß mit den Worten: „Ich kann mich bei einer Privat-Audienz weiter darüber auslassen" [13]).

Am folgenden Tage, den 3. Juni, war ein neuer Derbar und nach einigen allgemeinen Bemerkungen über eine Verbindung zwischen Rußland und Persien, zogen sich die britischen Offiziere in ein inneres Gemach zurück, um zur Besprechung des eigentlichen Geschäftes übergehen zu können. Den Maharajah begleitete, außer seinem Arzte und vertrautestem Rathgeber, der Fakir Azie-u-din, die schon damals mächtigen Häuptlinge Dihan Singh als Minister, dessen Sohn Hirat Singh, des Maharajah's Liebling, Lehna Singh, Adjit Sing und einige Andere. Ranjit begann die Conferenz mit den Worten, daß er den Brief des General-Gouverneur gelesen und seinen Inhalt begriffen, worauf Azie-u-din mit der ihm angebornen Höflichkeit und diplomatischen Gewandtheit das Schreiben laut vorlas, einige Stellen besonders hervorhob und erklärte. Sobald dies beendigt war, wurde Macnaghten aufgefordert, sich noch näher über die britische Regierung auszulassen. Er that dies mit sel-

tener Geläufigkeit, zuerst sich über das warme Interesse auslassend, mit welchem stets die Ehre und Würde des Maharajah beobachtet worden wäre, wie unvernünftig Dost Mohamed gehandelt habe, wie Burnes Mission zwecklos gewesen sei, indem der Amir Verbindungen mit fremden Mächten nicht habe aufgeben wollen, ungeachtet Burnes noch vor seiner Abreise aus Cabul dazu die letzten Anstrengungen gemacht habe, des Amirs Freundschaft zu gewinnen. Dann von dem ungeheuern Heere, welches die Briten in's Feld bringen könnten, sprechend, setzte er hinzu, wie viel gewaltiger es sein müßte, wenn es mit den Kräften des Sikhsreiches vereint wäre.

Ranjit hörte aufmerksam zu, unterbrach den Redner nur um das Gesagte noch zu bestätigen und als Macnaghten ihn fragte, welches seine Wünsche wären, entgegnete er: die der britischen Regierung; und als er nun diese zu wissen verlangte und Macnaghten andeutete, sich mit den Briten zu alliiren, gab nicht sowohl er, sondern auch seine Umgebung ihren Beifall zu erkennen. „Eure Hoheit schlossen vor einiger Zeit einen Traktat mit Shah Sujah, sagte der Gesandte, würde es Ihnen angenehm sein, wenn die Briten diesem beiträten?“ — „Das wäre Zucker zu Milch thun,“ bemerkte Ranjit. Macnaghten schlug nun vor, ein Corps auf englische Kosten auszurüsten, welches, mit einer Sikhsarmee vereinigt, den Shah Sujah auf den Thron setzen sollte. Als nun auf Ranjit's Frage, ob die britische Regierung vorbereitet sei, im Fall deren Unternehmung fehlschlüge, diese vereinigte Armee zu unterstützen und eine Bejahung zur Antwort erhielt, so befahl der Maharajah den Traktat aufzusetzen. Ranjit hatte einige Besorgnisse, ob es ihm gelingen werde, die Khybürpässe zu erzwingen, weßhalb er einen directen Antheil britischer Truppen wünschte, vergaß jedoch nie, was er selbst dabei gewinnen könnte, beanspruchte deßhalb Jellalabad und als ihm dies aufs bestimmteste verweigert wurde, zeigte er sich mit zwei Laks als jährlichem Tribut zufrieden.

Der Traktat, aus achtzehn Artikeln bestehend, wurde den 26. Juni unterzeichnet und da der General-Gouverneur ihn erst unterschreiben konnte, wenn auch Shah Sujah seine Einwilligung gegeben habe, so entließ der Maharajah die Gesandtschaft am 15. Juli. Wie gering der unmittelbare Antheil der Sikhstruppen in dem Affghanenkriege gewesen ist, wie zweifelhaft deren Haltung und wie nur der freie Durchmarsch durch das Peng'âb von Nutzen war, ist uns bereits bekannt. Ranjit Singh sah nur den Anfang dieser Unternehmung, sein Körper war bereits gebrochen, seine ausschweifende Lebensweise führte die Wasser-

sucht herbei und er starb nach vierzigjähriger Regierung den 30. Juni 1839 im 59. Lebensjahre an einer Lähmung.

Der Sitte der Sikhs gemäß wurde der Leichnam des Maharajah schon anderen Tages vor dem Thore des Schlosses Hasury-Bagh in Gegenwart aller Genossen und der versammelten Truppen verbrannt. Mit ihm gaben sich noch vier seiner hinterlassenen Wittwen und sieben Sclavinnen den Flammentod. Ein Augenzeuge erzählte mir, daß nichts auf ihn einen so tiefen und unvergeßlichen Eindruck gemacht habe, als der Moment, wo diese weiblichen Gestalten in feierlicher Procession bei Musik und Kanonendonner aus dem Schloßthore heraustraten. Beinahe alle Einwohner Lahore's waren Zeuge dieses Traueraktes. Der Leichnam befand sich sitzend zwischen hoch aufgehäuften Holzschichten; sobald die Flammen in voller Gluth wütheten, bereiteten sich die Unglücklichen zum Tode. Zwei der Frauen, erst 16 Jahre alt, von hinreißender Schönheit, schienen selig ihre Reize zum ersten Male der Menge öffentlich zeigen zu können. Sie nahmen ihre kostbarsten Juwelen ab, schenkten sie den Angehörigen und Freunden, ließen sich einen Spiegel geben und gingen langsamen Schrittes in die Feuergluth; bald in den Spiegel sehend, bald die Versammlung anblickend, und dabei, die Umstehenden besorglich fragend, ob eine Veränderung in ihren Gesichtszügen wahrzunehmen sei. Im Augenblick waren sie von den Flammen erfaßt und von Hitze und Rauch erstickt. Weniger freudig und willig zeigten sich die anderen Frauen, es war ihnen der Schauer anzusehen, der sie beim Anblicke des furchtbaren Elementes ergriff, indeß sie wußten, daß ein Entkommen nicht möglich war und ergaben sich freiwillig in das harte Schicksal. Auch der Minister Dihan Singh machte Miene sich in die Flammen zu stürzen, aber die Nachkommen des Maharajah, namentlich dessen Sohn Shyr Sing, hielten ihn davon zurück.

Ranjit Sing, den man nicht mit Unrecht den Porus unserer Tage genannt hat, war ein kleiner unansehnlicher, mißgestalteter Mann, auf dem linken Auge in Folge der Pocken erblindet. Bei aller Pracht, die an seinem Hofe herrschte, zeigte er sich selbst in Kleidung einfach und wenig geschmückt, aber er liebte Glanz, Reichthum und vornehmes Wesen in seiner Umgebung. In der Schlacht sah man ihn stets an der Spitze seiner Truppen, der Erste im Kampfe, mit seinen Reiterschaaren setzte er im Angesichte seines Feindes zwei Mal durch den Indus und erkämpfte so den Sieg. An Willenskraft, Aus-

tener Geläufigkeit, zuerst sich über das warme Interesse auslassend, mit welchem stets die Ehre und Würde des Maharajah beobachtet worden wäre, wie unvernünftig Dost Mohamed gehandelt habe, wie Burnes Mission zwecklos gewesen sei, indem der Amir Verbindungen mit fremden Mächten nicht habe aufgeben wollen, ungeachtet Burnes noch vor seiner Abreise aus Cabul dazu die letzten Anstrengungen gemacht habe, des Amirs Freundschaft zu gewinnen. Dann von dem ungeheuern Heere, welches die Briten in's Feld bringen könnten, sprechend, setzte er hinzu, wie viel gewaltiger es sein müßte, wenn es mit den Kräften des Sikhsreiches vereint wäre.

Ranjit hörte aufmerksam zu, unterbrach den Redner nur um das Gesagte noch zu bestätigen und als Macnaghten ihn fragte, welches seine Wünsche wären, entgegnete er: die der britischen Regierung; und als er nun diese zu wissen verlangte und Macnaghten andeutete, sich mit den Briten zu alliiren, gab nicht sowohl er, sondern auch seine Umgebung ihren Beifall zu erkennen. „Eure Hoheit schlossen vor einiger Zeit einen Traktat mit Shah Sujah, sagte der Gesandte, würde es Ihnen angenehm sein, wenn die Briten diesem beitreten?" — „Das wäre Zucker zu Milch thun," bemerkte Ranjit. Macnaghten schlug nun vor, ein Corps auf englische Kosten auszurüsten, welches, mit einer Sikhsarmee vereinigt, den Shah Sujah auf den Thron setzen sollte. Als nun auf Ranjit's Frage, ob die britische Regierung vorbereitet sei, im Fall deren Unternehmung fehlschlüge, diese vereinigte Armee zu unterstützen und eine Bejahung zur Antwort erhielt, so befahl der Maharajah den Traktat aufzusetzen. Ranjit hatte einige Besorgnisse, ob es ihm gelingen werde, die Khybürpässe zu erzwingen, weßhalb er einen directen Antheil britischer Truppen wünschte, vergaß jedoch nie, was er selbst dabei gewinnen könnte, beanspruchte deßhalb Jellalabad und als ihm dies aufs bestimmteste verweigert wurde, zeigte er sich mit zwei Laks als jährlichem Tribut zufrieden.

Der Traktat, aus achtzehn Artikeln bestehend, wurde den 26. Juni unterzeichnet und da der General-Gouverneur ihn erst unterschreiben konnte, wenn auch Shah Sujah seine Einwilligung gegeben habe, so entließ der Maharajah die Gesandtschaft am 15. Juli. Wie gering der unmittelbare Antheil der Sikhstruppen in dem Affghanenkriege gewesen ist, wie zweifelhaft deren Haltung und wie nur der freie Durchmarsch durch das Peng'âb von Nutzen war, ist uns bereits bekannt. Ranjit Singh sah nur den Anfang dieser Unternehmung, sein Körper war bereits gebrochen, seine ausschweifende Lebensweise führte die Wasser-

sucht herbei und er starb nach vierzigjähriger Regierung den 30. Juni 1839 im 59. Lebensjahre an einer Lähmung.

Der Sitte der Sikhs gemäß wurde der Leichnam des Maharajah schon anderen Tages vor dem Thore des Schlosses Hasury-Bagh in Gegenwart aller Genossen und der versammelten Truppen verbrannt. Mit ihm gaben sich noch vier seiner hinterlassenen Wittwen und sieben Sclavinnen den Flammentod. Ein Augenzeuge erzählte mir, daß nichts auf ihn einen so tiefen und unvergeßlichen Eindruck gemacht habe, als der Moment, wo diese weiblichen Gestalten in feierlicher Procession bei Musik und Kanonendonner aus dem Schloßthore heraustraten. Beinahe alle Einwohner Lahore's waren Zeuge dieses Traueraktes. Der Leichnam befand sich sitzend zwischen hoch aufgehäuften Holzschichten; sobald die Flammen in voller Gluth wütheten, bereiteten sich die Unglücklichen zum Tode. Zwei der Frauen, erst 16 Jahre alt, von hinreißender Schönheit, schienen selig ihre Reize zum ersten Male der Menge öffentlich zeigen zu können. Sie nahmen ihre kostbarsten Juwelen ab, schenkten sie den Angehörigen und Freunden, ließen sich einen Spiegel geben und gingen langsamen Schrittes in die Feuergluth; bald in den Spiegel sehend, bald die Versammlung anblickend, und dabei, die Umstehenden besorglich fragend, ob eine Veränderung in ihren Gesichtszügen wahrzunehmen sei. Im Augenblick waren sie von den Flammen erfaßt und von Hitze und Rauch erstickt. Weniger freudig und willig zeigten sich die anderen Frauen, es war ihnen der Schauer anzusehen, der sie beim Anblicke des furchtbaren Elementes ergriff, indeß sie wußten, daß ein Entkommen nicht möglich war und ergaben sich freiwillig in das harte Schicksal. Auch der Minister Dihan Singh machte Miene sich in die Flammen zu stürzen, aber die Nachkommen des Maharajah, namentlich dessen Sohn Shyr Sing, hielten ihn davon zurück.

Ranjit Sing, den man nicht mit Unrecht den Porus unserer Tage genannt hat, war ein kleiner unansehnlicher, mißgestalteter Mann, auf dem linken Auge in Folge der Pocken erblindet. Bei aller Pracht, die an seinem Hofe herrschte, zeigte er sich selbst in Kleidung einfach und wenig geschmückt, aber er liebte Glanz, Reichthum und vornehmes Wesen in seiner Umgebung. In der Schlacht sah man ihn stets an der Spitze seiner Truppen, der Erste im Kampfe, mit seinen Reiterschaaren setzte er im Angesichte seines Feindes zwei Mal durch den Indus und erkämpfte so den Sieg. An Willenskraft, Aus-

dauer kam keiner seines Volkes ihm gleich und wenn er auch Tyrann im wahren Sinne des Wortes war, so verläugnete er doch nicht das Mitgefühl. War er von einem Wunsche erfaßt, so säumte er nicht, ihn erfüllt zu sehen. So hörte er einst von einem schönen Pferde, welches sich im Besitze eines Affghanenfürsten befand, er bot dem Eigenthümer reichen Lohn, wenn er ihm das kostbare Thier überließe, und da dieser das Anerbieten verweigerte, fiel er plötzlich über ihn her und holte sich das Pferd. Der Mangel an Erziehung war verdeckt durch glänzende Verstandesgaben, die ihm die Natur verliehen, und Klugheit und Menschenkenntniß machten es ihm möglich, sich zu diesem hohen Standpunkt zu erheben und darauf zu erhalten. Noch in den spätesten Lebensjahren suchte er sich zu unterrichten, nahm an allem Interesse, sprach gern von seinen Kriegszügen und Plänen, und rief, wenn ihn ein glücklicher Gedanke oder eine Freude erfaßte, mit jugendlicher Begeisterung sein Lieblingswort: „barra tamasha!“ — ein schöner Scherz, Spaß. Seine Liebe für das weibliche Geschlecht ging so weit, daß er sich eine Amazonengarde zu Pferde, gegen achtzig schöne Mädchen, errichtete, welche in zierliche Panzer gekleidet bei feierlichen Gelegenheiten seinen Palast und seine Person umgaben. Deren eigensinniges Wesen gab ihm jedoch so viel zu schaffen, daß er sich endlich genöthigt sah, diese Frauengarde wieder aufzulösen. „Es ist leichter hunderttausend Mann zu befehligen und in Ordnung zu halten, als hundert Frauen,“ sagte er einst einem Briten, sich über den Ungehorsam seiner bewaffneten Schönen beklagend. Einige der Schönsten aus Kaschmir behielt er bei sich und hatte ein Gefallen daran, sie auf seinem Elephanten mit sich zu führen, mit ihnen Scherze zu treiben, selbst deren Leidenschaft für die Hucka Vorschub zu leisten.

Treue Diener und tapfere Krieger verband er sich durch übergroße Freigebigkeit; ebenso königlich spendete er Fremden Geschenke, konnte aber nie begreifen, daß die Briten diese ihrer Regierung abliefern mußten. Dies zu hintertreiben ließ er einst in der Nacht einem englischen General, den er lieb gewonnen hatte, kostbare Gaben in's Haus tragen, damit er glauben solle, eine überirdische Göttin habe ihr Füllhorn über ihn ausgegossen. Sein Interesse für alles Europäische ging so weit, daß er, als in der britischen Armee bei der Thronbesteigung der Königin viele Obersten zu Generalen befördert wurden, die gleiche Zahl in seiner Armee ernannte und einem Zurückgesetzten die tröstliche Versicherung gab, daß er ihn künftig zum Lord creiren würde. Zwei Laster: Ausschweifungen in der Liebe und Trunksucht verdunkeln den Character dieses

großen Mannes; letztere nahm so überhand, daß er in den letzten Jahren nicht ohne die stärksten geistigen Getränke leben konnte.

Im Beginn seiner Laufbahn sah er einst einen gemeinen Lanzenreiter neben seinem Elephanten ein wildes Pferd tummeln; die Schönheit dieses Jünglings fiel ihm auf, sein keckes Wesen, seine Hingebung und Tapferkeit machten auf Ranjit Singh einen angenehmen Eindruck und seine gefällige Antwort entschied über den jungen verarmten Edelmann. Es war der schöne Mia Dihan Singh, damals 25. Jahre alt, aus einer adeligen Familie in den Vorbergen des Himalaja. Vom Thorhüter des königlichen Palastes stieg er zum Minister und Vezier empor; aber bei aller Unterwürfigkeit wollte er eines Tages seinen Sohn, Hira Singh (Diamantenlöwe), den schönsten Knaben des Landes erdolchen, weil der Maharajah ein wohlgefälliges Auge auf ihn geworfen hatte. Ebenso kühn und unerschrocken, als sein Fürst, entbehrte er jedoch dessen Klugheit und nährte einen unauslöschlichen Haß gegen die Briten, weil sie seiner Herrschsucht im Wege standen. Dihan Singh, gegenwärtig der allgewaltige Minister des Reiches war beinahe unumschränkter Herr der Gebirgslandschaft, hatte seine Truppen und seine eigene Artillerie. In seinen kleinen Forts, auf hohen Felsen gebaut, fühlte er sich sicher und unabhängig, und trotzte jeder Persönlichkeit und Macht, die neben ihm sich geltend zu machen suchte.

Eine nicht minder bedeutende und merkwürdige Erscheinung war Ranjit Singh's Leibarzt und politischer Rathgeber, der Fakir Azie-u-din. Seine beste Empfehlung ist, daß er über dreißig Jahre sich am Hofe zu Lahore in dieser Würde erhalten hat. Jeder Sendung an die britische Regierung war Azie-u-din beigegeben, ohne ihn wurde kein Entschluß gefaßt, jede Partei suchte seinen Rath und seine Hülfe. Er stammte von den Ansaris Arabern der Wüste zwischen Bagdad, Damaskus und Aleppo, und gehört nebst seiner Familie zu den Fakiren des Landes. Diese Familien führen ein geheimes und von der übrigen Welt abgeschlossenes Leben, ihre Frauen sind niemals sichtbar und ihr Hauswesen Jedermann unbekannt. Sie verheirathen sich untereinander, tragen unter einem kriechenden und schmeichelnden Wesen tiefe Armuth zur Schau, haben aber ungeheuere Reichthümer aufgehäuft. Ranjit Singh hat in der Zeit der Noth große Summen von ihnen erpreßt. Azie-u-din's jüngerer Bruder, Halifi Nurredin, Besitzer von Gulabhana, wo die destillirten Wasser, Essenzen und Medikamente bereitet werden, war ein Mann von geringem Ein-

flusse am Hofe und hatte Morgens und Abends freien Zutritt zum Maharajah. Ihm war zugleich die Beaufsichtigung der Bauten, Fabriken und königlichen Magazine übergeben. Ein dritter Bruder, der Fakir Imameddin war erblindet und lebte in Amritsir. Er wurde von seinem Sohne Tageddin vertreten, welchem, als Commandant der Festung Gürindgers, der dort aufbewahrte Schatz von sechs Millionen Lt. in Juwelen, Gold, Silber und Kaschmirshawls anvertraut war. Azie-u-din's zweiter Sohn, Fakir Errikedin, war Geschäftsträger des Maharajah in Ferozpur.

Ranjit Singh's einziger Sohn folgte im 37. Lebensjahre, als Maharajah Kark Singh, dem Vater auf dem Throne. Von der Natur vernachlässigt, ohne Erziehung aufgewachsen, unmäßig und weichlich, liebte er nur Vergnügungen und den Harem. Er überließ die Regierung dem grausamen Scheth Singh. Als dieser aber mit dem Plan umging, Dihan Singh bei einem Derbar um's Leben zu bringen, wurde er von diesem und dem von Peschawür herbeigeeilten Kronprinzen Nou Nehal Singh an der Seite des Maharajah in Stücke zerhauen. Bald nach der Thronbesteigung verfiel Kark Singh in eine heftige Krankheit und die Sage geht, daß sein einziger Sohn, der Liebling des Großvaters, nicht ohne Schuld an seinem schleunigen Ende gewesen sei; denn er starb, nach siebenmonatlichem Siechthum, an einem vernachlässigten und falsch behandelten Wechselfieber, den 6. November 1840 und wurde noch denselben Tag mit einer Frau und zwei Sclavinnen verbrannt.

Nou Nehal Singh, ein neunzehnjähriger Jüngling, herrschsüchtig, geschickt in allen kriegerischen Uebungen, geistreich, lebhaft voll großartiger Pläne, wollte seine Thatkraft der Welt verkünden. Ein geschworener Feind der Briten, ging er mit dem kühnen Entwurf um, gegen diese bei der ersten günstigen Gelegenheit aufzutreten. Kaum konnte er seine Freude, sich auf dem Thron zu wissen, bei der Verbrennung der Leiche seines Vaters unterdrücken. Geführt von Rajah Mia Udum Singh, seinem Freunde und Rathgeber, wollte er, nach Vollziehung dieses Trauerates seine Sünden im Rawi abwaschen; aber, als er das äußerste Thor von Hasury-Bagh durchschritt, fiel aus einer Höhe von 30' ein großes Stück der Mauer des Bogens auf Beide herab, tödtete den Freund auf der Stelle und verwundete den jungen Fürsten so tödtlich am Kopfe, daß er schon nach drei Stunden den Geist aufgab. Nur Wenige der ihnen folgenden Großen waren verletzt, keiner tödtlich. Man verheimlichte seinen Tod drei Tage in der Festung, um seiner abwesenden Mutter, der Rani Cendkaur und dem

auf seinem Landsitz lebenden Prinzen Shyr Singh Zeit zur Thronbewerbung zu geben. Am dritten Tage in früher Morgenstunde verbrannte man den Leichnam auf derselben Stelle, nebst seinen beiden in Blüthe und Schönheit prangenden Frauen.

Die Rani Cendkaur war eine Stunde früher als Shyr Singh in der Festung eingetroffen und hatte den innern Theil derselben besetzt, dieser nahm mit seinen Anhängern von dem Garten Hasury-Bagh Besitz. Mehrere Wochen berathschlagten die Großen des Reichs, wer von Beiden den Thron besteigen solle, bis endlich am 30. November der Kanonendonner dem Shyr Singh die schmerzliche Kunde brachte, daß die Cendkaur zur Königin gewählt sei. Er selbst mußte nach Landessitte der Regentin, von den Ministern geführt, das erste Geschenk, 101 Goldstücke darbringen, verließ aber sofort Lahore.

Die Regentin, Kark Singh's erste Frau, einige vierzig Jahre alt, etwas corpulent, aber von gefälligem Aeußeren, regierte unter der Leitung von zwanzig der Vornehmsten, welche sich Consuln nannten. Sie ließ sich nur von ihren Vertraueten sehen, unter denen der Rajah Gulab Singh, Dihan Singh's älterer Bruder, nebst dem Jemedar Koshal Singh, die erste Stelle einnahmen. Voll Eifersucht und Mißtrauen gegen den diktatorisch auftretenden Dihan Singh benutzten beide, als er in den Wäldern zu Merlebele in der Jagd Zerstreuung suchte, die Abwesenheit, um ihn zu verdrängen. Sie klagten ihn in Gegenwart der Consuln bei der Regentin an, eigenmächtig Befehle erlassen zu haben, und bewirkten, daß alle Verordnungen, um Gültigkeit zu haben, hinfort die eigenhändige Unterschrift der Cendkaur bedurften. Zwei Buchstaben 44 (baba sasa) bezeichneten den königlichen Willen; betraf es jedoch Geldanweisungen, so mußten denselben noch die Siegel der verstorbenen drei Fürsten und des betheiligten Ministers beigefügt sein.

Bei dieser Regierungsweise nahm die Unzufriedenheit im Lande überhand, auf allen Punkten des Reiches brachen Aufstände aus und selbst in der Hauptstadt Lahore hatte man einen Aufruhr zu befürchten. Diesen zu benutzen, begab sich Dihan Singh, unter dem Vorwande im Gebirge den Jagdvergnügen nachzugehen, mit seinem jüngern Bruder, dem Rajah Suchet Singh, zu Shyr Singh, ihn auffordernd, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und sich des Thrones zu bemächtigen. Shyr Singh ging auf diesen Vorschlag ein und sie rückten mit einigen Tausend Mann gegen Lahore und belagerten die Regentin in Hasury-Bagh. Diese hatte sich mit den Rajahs Gulab Singh, Hira Singh,

pört über den Verrath eines Mannes, der ihm allein den Thron verdankte, jetzt um sich zu retten, als erster Minister eine Todesvollstreckung an Shyr Singh verfügte und unterzeichnete. Dies genügte den Verschwörern die Ermordung des Maharajah sofort in Vollzug zu setzen. An einem schönen Sommerabend des Jahres 1843 wurde Shyr Singh von Ajit Sing eingeladen einer Truppenmusterung am folgenden Morgen beizuwohnen; keinen Verrath ahnend, begab er sich nach dem bestimmten Platze, wo nach kurzem Gespräche Ajiet Singh ihm einen Kasten mit einer schönen englischen Büchse zeigte. Dieselbe wird herausgenommen, besichtigt und bewundert und als der Maharajah die Lage der Büchse prüfen will und dieselbe an die Backe legt, bittet ihn Ajit vorsichtig zu sein, indem sie geladen sei. Hierauf wurde die Büchse einem der Begleiter Ajits gegeben, dieselbe abzufeuern, welcher auf ein gegebenes Zeichen die Ladung dem Maharajah in die Brust schoß. Shyr Singh ausrufend: „Was hast Du gethan, Canaille!“ fiel zur Erde, worauf Ajit ihm mit seinem Säbel den Kopf abhieb. Pertab Singh, welcher sich während einer eben eintretenden Sonnenfinsterniß beim Gebet befand, wurde von Lena Singh ermordet, und als dieser mit seinen Anhängern Dihan Singh's Rath verlangte, wer zum Könige erhoben werden sollte, kam Ajit Singh herbei und schoß ihn durch den Rücken, so daß auch er todt niederfiel. Jetzt eilte der Mörder nach dem Palast, den vier Jahre alten Knaben, Düliep Singh, zum Maharajah ausrufend und sich selbst als dessen Vezier [14]).

Hira Singh, welcher wußte, daß es auf den Tod des Maharajah abgesehen war, erhielt die Nachricht von diesem gegenseitigen Morden und daß auch sein Vater ermordet war, außerhalb der Stadt im Gartenhause des Generals Avitabile, wohin er sich zuvor begeben hatte. Dicht daneben befanden sich die Casernen der regelmäßigen Truppen, umgeben von den Soldaten stieg er auf das Dach des Hauses, und suchte diese für sich zu gewinnen, indem er ihnen den Vorfall erzählte, Belohnungen versprach und sie ermahnte, ihm treu zu bleiben und den Tod des Fürsten und der Häuptlinge zu rächen. Mehrere Sirdars, die sich inzwischen eingefunden hatten, gelobten ihm ihren Beistand. An der Spitze derselben und der Truppen rückte er während der Nacht in die Stadt, ein Gefecht entspann sich, er blieb siegreich und setzte sich in Besitz des Fort. Ajit Singh, der sich verloren sah, suchte vermöge eines Strickes über die Wälle zu entkommen, wurde jedoch von einem mohamedanischen Soldaten erkannt, niedergehauen und sein Kopf dem Hira Singh überbracht. Dieser ließ

jeden niederzumetzeln, den er im Verdacht hatte, an der Ermordung Theil genommen zu haben.

Der fünfjährige Düliep Singh befand sich nun unter dem Schutze von Hira Singh, welcher sich mit der Würde eines Veziers bekleidete; aber Hira Singh, wenn auch an persönlichem Muthe seinem Vater wenig nachstehend, besaß weder das Vertrauen der einflußreichsten Sikhs, noch die Gaben, eine beutelustige Soldateska zu zügeln, die sich durch Plünderung bereichern und durch Erobern mächtig machen wollte. Er hatte dieselbe durch Versprechungen zu gewinnen gewußt, welche er nicht zu erfüllen im Stande war, und sich selbst mit dem mächtigen Suchet Singh, dem Onkel des unmündigen Maharajah entzweiet. Suchet Singh, einst der Liebling der Soldaten, wurde bei einem Aufstande von meuterischen Truppen, die sich in einen Hinterhalt gelegt hatten, auf seinem Elephanten ermordet. Seine Reichthümer sollen die Ursache gewesen sein, aber wie hochgeachtet er bei allen war, beweist, daß sich mit seinem Körper fünfundvierzig seiner Frauen verbrannten! Er hinterließ keine Kinder. Auch Hira Singh's Tage waren gezählt, unfähig die Regierung fortzuführen und bedrängt von den aufrührerischen Soldaten, denen er die Versprechungen nicht erfüllen konnte und welche von Jowahir Singh angeregt, sein Leben bedroheten, suchte er sich in die Gebirge zu flüchten, wurde jedoch erkannt, verfolgt und auf dem Wege getödtet.

Nach dem Tode Hira Singh's ernannte die Chinda, des unmündigen Maharajah's Mutter, eine ausschweifende und intriguante Frau, ihren Bruder Jowahir Singh zum Vezier. Vertrauet mit den leitenden Häuptern, von festem Character und mit Talenten zum Herrschen begabt, versprach seine Wirksamkeit einige Dauer, aber die Soldateska war ihm abgeneigt und als er Maßregeln traf, deren aufrührerischen Geist zu unterdrücken und die Disciplin wieder herzustellen, ermordeten ihn die widersetzlichen Truppen bei einer Revue auf seinem Elephanten vor den Augen des jungen Maharajah und seiner Mutter. Jetzt hörte jeder Gehorsam auf, die Rädelsführer des Heeres, die „Püncheś" (Keulen) wie sie genannt wurden, verbreiteten Furcht und Schrecken und gleich den Prätorianern des alten Roms, ehe Septimius Severus deren Herrschaft ein Ende machte, erhoben sie den zum Vezier, von dem sie wußten, daß er die meisten Reichthümer hatte und von dem sie den größten Lohn erwarten konnten. Deßhalb riefen sie Gulab Singh, den reichsten Häuptling, zum Vezier aus. Unter allen Großen der Sikhs, welche unter Ranjit Singh's Herrschaft zu

Macht und Ansehen sich erhoben, war Gulab der grausamste und habgierigste; von einer Schlauheit und Hinterlist ohne Gleichen, erkannte er seine Lage am richtigsten und sah, daß um sich und seine Reichthümer aus diesem Chaos zu retten, es das weiseste war, sobald sich der günstige Moment darbot, sich den Engländern in die Arme zu werfen. Von den siebenzig Sirdaren, welche noch 1838 den Hof Ranjit Singh's umgaben, waren bis zum Jahre 1846 alle bis auf eilf ermordet worden! Unter diesen war es Gulab Singh, welcher sich allein ein unabhängiges Reich zu gründen wußte, indem er seinen unmündigen Fürsten und sein Vaterland verrieth. — Gulab folgte dem Rufe der Soldateska und kam mit seinem Corps von Jamu nach Lahore, er ermuthigte die kampf- und beutelustigen Truppen der Sikhsarmee, welche daselbst vereinigt waren, die britischen Provinzen anzugreifen, und diese in dem Glauben, daß ihrer Tapferkeit und Kriegskunst nichts zu widerstehen vermöge, setzten sich in Bewegung, den Setlej zu überschreiten; Gulab nahm jedoch mit seinem Corps eine neutrale Stellung ein, die günstigen Augenblicke abwartend.

Während dieser blutigen und aufrührerischen Scenen in und bei Lahore hatte sich die britische Regierung jeder Einmischung enthalten, den jungen Düliep Singh als Maharajah anerkannt und sich bemüht, der neuen Regierung Dauer und Festigkeit zu geben. Sir Claude Wade dann Sir George Clerk mit der Führung der Regierung in den Nordwestprovinzen beauftragt, wußte in den zwei Jahren durch Entschlossenheit und Geschick, den die britischen Grenzen bedrohenden Feindseligkeiten vorzubeugen; diese erfahrenen Männer, so wie der britische politische Agent Major Broadfoot gaben sich dem Glauben hin, diese feindseligen Elemente sich in sich selbst aufreiben zu sehen. Man wollte an einen Krieg mit den Sikhs nicht glauben, Lord Hardinge hatte die Regierung übernommen, um den Frieden zu erhalten. Als nun die Sikhsheere gegen den Setlej vordrangen und dabei das britische Reich bedroheten und alle deßhalb gemachten Vorstellungen fruchtlos blieben, indem Niemand in Lahore die Regierung mehr in der Hand hatte, sondern die Häuptlinge von den Truppen zur Feindseligkeit gezwungen wurden, und sich gern zwingen ließen, um der Soldateska los zu werden, erließ Lord Hardinge von seinem Lager zu Lashkerie aus unterm 13. December 1845 eine Proklamation, nach welcher alle Besitzungen des Düliep Singh am linken Ufer des Setlej dem britischen Reiche einverleibt wurden.

Am 11. December begann der Sirdar Tej Singh mit einem großen Theile

des Heeres und den schweren Geschützen bei Harriki, zwischen Ferozpur und Ludiana, seinen Uebergang über den Setlej und rückte gegen Ferozpur vor, woselbst General Sir John Littler mit 6 bis 7000 Mann und 21 Geschützen eine Aufstellung genommen hatte. Es waren das 62. Regiment Königin, das 14., 27., 33., 44., 54. und 63. Bengal-Sepoy-Regiment, das 8. leichte und das 3. irregulaire Cavallerie-Regiment, 2 reitende, 2 Fußbatterien und 2 Compagnien Ingenieure. Tej Singh verschanzte sich drei Meilen südöstlich davon beim Dorfe Attari, jede entscheidende Begegnung vermeidend. Der General-Gouverneur befand sich auf dem Marsche, war am 26. November in Karnaul gewesen, und hatte erst am 8. December an die Truppen in Mierut und Amballah den Befehl zum Abmarsch gegen die Grenze erlassen, er selbst wollte sich mit dem anrückenden britischen Heere unter Lord Gough vereinigen. An Brigadier Wheeler, welcher in Ludiana mit 5 bis 6000 Mann stand (dem 50. Königin-Infanterie-Regiment, dem 11., 26., 42., 48. und 73. Sepoy-Regiment, dem 9. irregulären Cavallerie-Regiment und zwei reitenden Batterien), erging der Befehl, sich in Bassian mit der Besatzung von Amballah zu vereinigen und Ludiana's Vertheidigung dem Raja von Patiala zu überlassen. In Bassian befanden sich die großen Magazine für die Armee, weßhalb dessen Sicherheit von der größten Wichtigkeit war. Die Eröffnung der Feindseligkeiten kam so plötzlich und unerwartet, daß, obgleich Befehle gegeben waren, sich zum Marsche vorbereitet zu halten, so befand sich das Hauptquartier des commandirenden Generals Lord Gough noch am 11. December bei Amballah, hundertundfünfzig Meilen von Mudkie.

Die Gegend zwischen Amballah und dem Setlej ist eine unabsehbare Ebene, spärlich mit Dorfschaften bedeckt, hin und wieder ein kleines Fort, die Residenz eines der vielen Sikhshäuptlinge; von bald mehr bald weniger dichten Jangles bewachsen, ist das Land sehr wasserarm, es sind meist Brunnen, vermöge welcher die Cultur bewirkt wird, und je näher dem Setlej, je sandiger und unebener wird der Boden, indem unzählige Nallahs ihn durchziehen und kleine Sandhügel von hohem Grase oder Tamariskenstrauch bewachsen, jeden freien Blick hindern. Diese Nallahs, trockene Fluß- oder Wasserbecken der vom Setlej überschwemmten Theile, sind oft bis zu hundertundfünfzig Schritte breit und von so beträchtlicher Länge, daß große Truppenmassen sich darin verstecken können.

Der commandirende General rückte in Eilmärschen heran, wobei die Trup-

seine schöne ausdrucksvolle Physiognomie und sein schneeweißes Haupt etwas ungemein anziehendes; wenn man ihn betrachtet, möchte man ihn seines eisernen Nervensystems wegen beneiden. In der Schlacht war er stets, wo sich die Gefahr am größten zeigte; aber eben diese mittelalterliche Kriegsweise hat dem britischen Heere unter seiner Anführung so blutige und oft so zwecklose Verluste gebracht. Lord Hardinge war vielleicht von einer ähnlichen Ansicht bewegt, als er nach der Schlacht, gemäß einer aus England mitgebrachten Ernennung, sich als zweiter Oberbefehlshaber dem Lord Gough unterordnete, um mit seinen Talenten als General dem Heere und dem Vaterlande in so entscheidenden Momenten nützlich zu sein; Beiden hat dieser edle Feldherr in jenen Tagen unsterbliche Dienste geleistet, denn ohne seine Mitwirkung hätte dieser Feldzug wahrscheinlich einen sehr traurigen Ausgang genommen.

Die Generale blieben den 19. bei Mudki stehen, wo das 29. Regiment der Königin und das 1. europäische Infanterie-Regiment, nebst dem 11. und 14. Sepoy-Regiment, 2 schweren achtzölligen Haubitzen und einer Raketen-Abtheilung zur Armee stießen; deßgleichen war die Verbindung mit dem Corps des General Littler in Ferozpur hergestellt worden. Den 20. hielten die Truppen Ruhetag und den 21. December, Morgens 4 Uhr, setzte sich die vereinte Armee in Bewegung, um den Feind in seinem verschanzten Lager bei Ferozeshah anzugreifen, der verwundete Oberst Wheeler blieb mit dem 11. und 41. Sepoy-Regiment zur Deckung des Lagers und der Verwundeten bei Mudki zurück.

Bei Misriwalla stieß General Littler mit gegen 6000 Mann zur Armee, darunter das 62. Königin-Regiment, und Ferozpur war entsetzt worden. Es war schon spät am Tage, die Truppen ermüdet und ohne Wasser, aber zurückzugehen und den Kampf auf den folgenden Tag zu verschieben schien bedenklich und besonders deßhalb, da sich dann die getrennte Sikhsarmee vereinigt haben könnte, deren ein Theil gegen 30,000 Mann mit 40 Geschützen unter Teje Singh bei Attari stand. Auch waren die Verschanzungen noch nicht vollendet, die stärksten Punkte hatte man bereits umgangen und man wußte, daß auf der beabsichtigten Angriffsseite vor dem feindlichen Lager auf 1500 Schritte Entfernung eine freie Ebene lag. Die Sikhs hatten sich nämlich in Form eines Parallelogramms verschanzt, die langen Seiten eine Meile, die kurzen eine halbe Meile lang; das Dorf Ferozeshah lag inmitten des Lagers und die Lage der Erdwälle war von der Art, daß von den schmaleren der südliche gegen Mudki,

der nördliche gegen den Setlej lag, wogegen der westliche gegen Ferozpur und der östliche gegen Ludiana zu von der offenen Ebene begrenzt, aufgeworfen waren. In diesem Lager stand Lall Singh mit 12,000 Mann regulaire Infanterie, 3 bis 4000 Mann irregulaire Infanterie und Akalis, 20,000 Mann irregulaire Cavallerie und 100 Geschütze meist schweren Calibers.

Gegen diese stark und vortheilhaft verschanzte Armee rückten die Engländer mit nur 18,000 Kampffähigen und 71 Geschützen meist leichten Calibers vor. Die Artillerie war vorgezogen worden, um das Gefecht zu beginnen, General Littler erhielt Befehl, den linken Flügel beim Angriff etwas zurückzunehmen, General Gilbert sollte échellonsweise auf dem rechten Flügel vorgehen und General Smith mit seiner Division als zweites Treffen auf 400 Schritte folgen. Gleich im Anfange that die feindliche Artillerie den britischen Geschützen großen Schaden; als die Infanterie den Rand des buschigen Terrains erreicht hatte, und während die Artillerie ihr Feuer fortsetzte, legte sich die Infanterie nieder; General Littler blieb jedoch im Vorgehen. Pulverdampf und dicke Staubwolken hatten jede Aussicht benommen, die Truppen konnte man nur sehen, wenn man sich dicht an ihren Linien befand und die Stellung des Feindes bloß aus dem Blitzen seiner Geschütze erkennen. General Littler, welcher nur ein europäisches Regiment hatte, wurde abgeschlagen, wogegen der rechte Flügel und das Centrum über die freie Ebene zum Angriff vorgingen, ihre Artillerie voran bis auf 400 Schritte an die Verschanzungen, um desto wirksamer diesen Angriff vorbereiten zu können. Die dadurch entstandene Lücke auszufüllen, wurde Sir Harry Smith in die Linie vorgenommen.

Inzwischen rückte die feindliche Cavallerie vor, Oberst White ging ihr entgegen, aber die Sikhs traten bei den ersten Kanonenkugeln, die in ihre Massen einschlugen, den Rückzug an, ließen jedoch bei ihrer Flucht einige Batterien zurück, welche die englische Cavallerie beschossen. Gegen diese stürmte das 3. Dragoner-Regiment mit seltenem Heldenmuthe über Wälle und Gräben in's feindliche Lager, mußte indeß wegen Mangel an Raum und von den Zelten und Gräben gehindert, den Kampf einstellen und zog sich mit bedeutendem Verluste zurück. Die Infanterie des rechten Flügels war ihrer Cavallerie schnell gefolgt und nahm, trotz des Kartätschfeuers und lebhaften Feuers der feindlichen Infanterie die daselbst stehenden Batterien mit dem Bajonnet. Ihrem Beispiele folgten mehr links das 9. Königin-Regiment und die Reserve unter General Smith; ja dieser General setzte sich bald darauf mit dem 50. Regiment

pen von der Unebenheit des Bodens und dem Mangel an Wasser sehr zu leiden hatten. Am 15. December mußte Ruhetag gehalten werden, damit die Truppen von Amballah herankommen konnten, am 16. wurden nur funfzehn Meilen bis Wadni marschirt, wo sich am Abend die Reste der Amballah-Division mit dem Corps vereinigten. Dasselbe bestand nun aus dem 9., 31., 50. und 80. Infanterie-Regiment der Königin, dem 2., 16., 26., 42., 45., 47., 48. und 73. Sepoy-Regiment, dem 3. Dragoner-Regiment der Königin, der Leibgarde, dem 4. und 5. leichten Cavallerie-Regiment und dem 9. irregulären Cavallerie-Regiment nebst 5 reitenden Batterien sechspfündiger Geschütze und 2 neunpfündigen Fußbatterien; im Ganzen 12 Bataillone, 17 Schwadronen und 42 Geschütze mit 11,000 Streitern.

Wegen der Unebenheit des Bodens wollte man kurze Tagemärsche machen, damit die Truppen nicht ermüdet würden, aber Lord Hardinge, um das bedrohete Ferozpur besorgt, befahl bis Mudki vorzugehen, welches zwanzig Meilen entfernt war. Voran eilte Major Broadfoot mit seiner Eskorte aus Affghanen und Indern bestehend, dann folgte das 9. irregulaire Cavallerie-Regiment und auf diese die ganze Armee in einer Colonne, die Cavallerie und reitende Artillerie an der Spitze. Beinahe auf halbem Wege, als die Truppen bei Lungana ruheten, traf man auf die ersten feindlichen Vorposten, der Marsch wurde fortgesetzt und nach acht Stunden erreichten die Leute sehr ermüdet das mit einem kleinen Fort versehene Dorf Mudki. Noch war das Lager jenseits desselben nicht aufgeschlagen, so kam die Nachricht, daß der Feind heranrücke. Es war nämlich Lall Singh, welcher mit 15 bis 16,000 Mann und 25 Geschützen Ludiana zu überfallen hoffte und den Angriff auf Ferozpur deßhalb aufgegeben hatte. Sein plötzliches Erscheinen überraschte die beiden Generale, denen sich Prinz Waldemar von Preußen mit seinen Begleitern angeschlossen hatte, um Theilnehmer dieses Feldzuges sein zu können. Man befand sich in einer peinlichen Ungewißheit, weil der Boden gegen den Feind mit Gebüsch bewachsen und von Sanddünen durchzogen, jede Aussicht verdeckte und es unmöglich machte, sich von der Stärke und Stellung des Feindes überzeugen zu können. Es war gegen 3 Uhr Nachmittags, die sämmtlichen Geschütze wurden vorgezogen und eröffneten nach 4 Uhr das Feuer, bald darauf setzte sich die Armee in Marsch.

Diese hatte kaum das coupirte Terrain hinter sich, als die Cavallerie auf dem rechten Flügel unter den Obersten Gough und White zum Angriff vor-

ging und den Feind zurücktrieb, wobei ein Theil der feindlichen Infanterie über den Haufen geritten wurde und das 3. Dragoner-Regiment eine Fahne eroberte; aber Staub und Pulverdampf und der von Gebüsch und Bäumen bestandene Boden erlaubten es nicht den Sieg zu verfolgen und die Cavallerie mußte zurückgezogen und von neuem geordnet werden. Inzwischen ging auch die Infanterie mit dem Bajonnet zum Angriff, Lall Singh war zwar geflohen, seine Truppen setzten jedoch den Kampf fort, wobei sich namentlich die Artillerie auszeichnete. Die britische Armee war so auseinander gekommen, daß die vom General-Gouverneur gebildete Reserve in's Gefecht geführt werden mußte, und da die Sonne bereits unterging, beeilten sich Generale und Offiziere, ehe die Dunkelheit einbrach, sich der feindlichen Geschütze zu bemächtigen. Diese mußten mit dem Bajonnet in der Hand genommen werden, wobei die Kanoniere der Sikhs sich an ihren Geschützen niederstechen ließen. Nach einem heftigen und blutigen Gefechte von drei Stunden, 8 Uhr Abends, hörte die Schlacht auf. Die Engländer hatten 17 Geschütze erobert, aber keine Gefangenen gemacht und 250 Todte und 657 Verwundete, unter ersteren die Generale Sir Robert Sale und Sir John M'Caskill, welche an der Spitze ihrer Bataillone fielen; ersterer hatte seit vierzig Jahren an allen Kriegen in Indien Theil genommen, war gleichsam im Schlachtgetümmel herangewachsen. Die Lage der britischen Armee war eine höchst bedenkliche, einem Sikhsheere gegenüber, dessen Kriegstüchtigkeit überrascht hatte und dessen Stärke man nicht kannte; der Armee fehlte es an Allem, Medicamenten, Verbandsachen und Tragbahren, die Truppen, erschöpft von langen und ermüdeten Märschen, hatten nicht Zeit gehabt, ihren Hunger zu befriedigen, litten auf's furchtbarste vom Durste und waren genöthigt, unter den Waffen zu bleiben.

Sir Hugh Gough oder Lord Gough, wie wir ihn ferner nennen wollen, weil er später zu dieser Würde erhoben wurde, hatte sich durch den glücklich beendigten Krieg in China (1842 — 43) den Ruhm eines Generals erworben. Dort war jedoch keine Gelegenheit gewesen, die Kunst, Truppen zu stellen und zu bewegen, an den Tag legen zu können; Lord Gough besaß keine Erfahrung in der Handhabung großer Truppenkörper, sein Gesichtskreis ging so weit, als zu einem Brigadegeneral erforderlich ist, er war ein wahrer Haudegen, der tapferste und ritterlichste des britischen Heeres, dem nur ein Weg zum Siege bekannt war, gerade auf den Feind loszugehen, wo er sich in dicksten Haufen zeigte. Ein Irländer von Geburt, von etwas mittlerer Größe, hat

seine schöne ausdrucksvolle Physiognomie und sein schneeweißes Haupt etwas ungemein anziehendes; wenn man ihn betrachtet, möchte man ihn seines eisernen Nervensystems wegen beneiden. In der Schlacht war er stets, wo sich die Gefahr am größten zeigte; aber eben diese mittelalterliche Kriegsweise hat dem britischen Heere unter seiner Anführung so blutige und oft so zwecklose Verluste gebracht. Lord Hardinge war vielleicht von einer ähnlichen Ansicht bewegt, als er nach der Schlacht, gemäß einer aus England mitgebrachten Ernennung, sich als zweiter Oberbefehlshaber dem Lord Gough unterordnete, um mit seinen Talenten als General dem Heere und dem Vaterlande in so entscheidenden Momenten nützlich zu sein; Beiden hat dieser edle Feldherr in jenen Tagen unsterbliche Dienste geleistet, denn ohne seine Mitwirkung hätte dieser Feldzug wahrscheinlich einen sehr traurigen Ausgang genommen.

Die Generale blieben den 19. bei Mudki stehen, wo das 29. Regiment der Königin und das 1. europäische Infanterie-Regiment, nebst dem 11. und 14. Sepoy-Regiment, 2 schweren achtzölligen Haubitzen und einer Raketen-Abtheilung zur Armee stießen; deßgleichen war die Verbindung mit dem Corps des General Littler in Ferozpur hergestellt worden. Den 20. hielten die Truppen Ruhetag und den 21. December, Morgens 4 Uhr, setzte sich die vereinte Armee in Bewegung, um den Feind in seinem verschanzten Lager bei Ferozeshah anzugreifen, der verwundete Oberst Wheeler blieb mit dem 11. und 41. Sepoy-Regiment zur Deckung des Lagers und der Verwundeten bei Mudki zurück.

Bei Misriwalla stieß General Littler mit gegen 6000 Mann zur Armee, darunter das 62. Königin-Regiment, und Ferozpur war entsetzt worden. Es war schon spät am Tage, die Truppen ermüdet und ohne Wasser, aber zurückzugehen und den Kampf auf den folgenden Tag zu verschieben schien bedenklich und besonders deßhalb, da sich dann die getrennte Sikhsarmee vereinigt haben könnte, deren ein Theil gegen 30,000 Mann mit 40 Geschützen unter Teje Singh bei Attari stand. Auch waren die Verschanzungen noch nicht vollendet, die stärksten Punkte hatte man bereits umgangen und man wußte, daß auf der beabsichtigten Angriffsseite vor dem feindlichen Lager auf 1500 Schritte Entfernung eine freie Ebene lag. Die Sikhs hatten sich nämlich in Form eines Parallelogramms verschanzt, die langen Seiten eine Meile, die kurzen eine halbe Meile lang; das Dorf Ferozeshah lag inmitten des Lagers und die Lage der Erdwälle war von der Art, daß von den schmaleren der südliche gegen Mudki,

der nördliche gegen den Setlej lag, wogegen der westliche gegen Ferozpur und der östliche gegen Ludiana zu von der offenen Ebene begrenzt, aufgeworfen waren. In diesem Lager stand Lall Singh mit 12,000 Mann regulaire Infanterie, 3 bis 4000 Mann irregulaire Infanterie und Akalis, 20,000 Mann irregulaire Cavallerie und 100 Geschütze meist schweren Calibers.

Gegen diese stark und vortheilhaft verschanzte Armee rückten die Engländer mit nur 18,000 Kampffähigen und 71 Geschützen meist leichten Calibers vor. Die Artillerie war vorgezogen worden, um das Gefecht zu beginnen, General Littler erhielt Befehl, den linken Flügel beim Angriff etwas zurückzunehmen, General Gilbert sollte échellonsweise auf dem rechten Flügel vorgehen und General Smith mit seiner Division als zweites Treffen auf 400 Schritte folgen. Gleich im Anfange that die feindliche Artillerie den britischen Geschützen großen Schaden; als die Infanterie den Rand des buschigen Terrains erreicht hatte, und während die Artillerie ihr Feuer fortsetzte, legte sich die Infanterie nieder; General Littler blieb jedoch im Vorgehen. Pulverdampf und dicke Staubwolken hatten jede Aussicht benommen, die Truppen konnte man nur sehen, wenn man sich dicht an ihren Linien befand und die Stellung des Feindes bloß aus dem Blitzen seiner Geschütze erkennen. General Littler, welcher nur ein europäisches Regiment hatte, wurde abgeschlagen, wogegen der rechte Flügel und das Centrum über die freie Ebene zum Angriff vorgingen, ihre Artillerie voran bis auf 400 Schritte an die Verschanzungen, um desto wirksamer diesen Angriff vorbereiten zu können. Die dadurch entstandene Lücke auszufüllen, wurde Sir Harry Smith in die Linie vorgenommen.

Inzwischen rückte die feindliche Cavallerie vor, Oberst White ging ihr entgegen, aber die Sikhs traten bei den ersten Kanonenkugeln, die in ihre Massen einschlugen, den Rückzug an, ließen jedoch bei ihrer Flucht einige Batterien zurück, welche die englische Cavallerie beschossen. Gegen diese stürmte das 3. Dragoner-Regiment mit seltenem Heldenmuthe über Wälle und Gräben in's feindliche Lager, mußte indeß wegen Mangel an Raum und von den Zelten und Gräben gehindert, den Kampf einstellen und zog sich mit bedeutendem Verluste zurück. Die Infanterie des rechten Flügels war ihrer Cavallerie schnell gefolgt und nahm, trotz des Kartätschfeuers und lebhaften Feuers der feindlichen Infanterie die daselbst stehenden Batterien mit dem Bajonnet. Ihrem Beispiele folgten mehr links das 9. Königin-Regiment und die Reserve unter General Smith; ja dieser General setzte sich bald darauf mit dem 50. Regiment

der Königin und einem Theil des 47. Sepoy-Regiments in Besitz des Dorfes Ferozeshah. So war das Lager erobert und 70 Geschütze genommen! Aber es war leider Nacht geworden, der Sieg konnte nicht mehr benutzt werden, die Regimenter waren von einander getrennt und hatten sich schon gegenseitig beschossen, das feindliche Lager brannte, Pulver- und Munitionsvorräthe flogen auf und das Gerücht verbreitete sich, daß das Lager unterminirt sei. In dieser Verwirrung hatten bereits einige der Sepoys sich dem Plündern überlassen, während die Sikhs begannen, sich zu ordnen und das Dorf wieder bedroheten, brachte ein Schwenkung des 50. Regiments und einige Salven diese Vorwärtsbewegung des Feindes zum Stillstand. Das bereits eroberte aber brennende Lager wurde ohne Befehl verlassen, es war eine solche Verwirrung, daß es nur mit der größten Mühe gelang gegen 5000 Mann rechts des Weges von Misriwalla, etwa 600 Schritte vom Lager entfernt, doch meist europäische Truppen, nebst einer bedeutenden Anzahl Geschütze zu sammeln und in Schlachtordnung aufzustellen.

Nach diesem furchtbaren Gemetzel blieben beide Heere die ganze Nacht unter den Waffen; die beiden Heerführer hatten sich bei den gesammelten Truppen eingefunden, Gewehr im Arm und Pferd am Zügel, ohne Feuer, ohne Wasser und ohne Nahrungsmittel wurde geruhet; nach einem zehnstündigen Marsche in sandigem Boden und erschöpft von einem beinahe vierstündigen Kampfe zwischen Todten und Verwundeten, war ihre Lage eine höchst bedenkliche. Die Regimenter waren genöthigt, in ihrer Stellung zu bleiben, denn wo sich nur eine Massenbewegung wahrnehmen ließ, dahin richteten die Sikhs ihre Geschütze; selbst die weißen Ueberzüge der Kopfbedeckung mußten abgenommen werden, um dem Feinde nicht als Zielscheibe zu dienen. Besonders verderblich eröffnete um Mitternacht eine schwere Batterie auf die Infanterie ihre Geschütze, so, daß das 1. europäische leichte Infanterie-Regiment und das 80. Königin-Regiment dieselbe stürmen und vernageln mußte. Als in den ersten Morgenstunden der Mond aufging, zeigte sich die Verwirrung, welche im britischen Lager herrschte. Einige lagen auf den bereits eroberten Wällen oder an den Geschützen, andere in Gruppen dahinter, umgeben von all den Schrecken des Kampfes. In dieser verhängnißvollen Nacht, der entscheidendsten, welche je ein britisches Heer in Indien zu bestehen hatte, wo der Würfel der Entscheidung geworfen war, ob britische Macht auch ferner in diesem Reiche herrschen sollte, durchdrang alle, vom General bis zum geringsten Soldaten der Gedanke, daß von der kleinen

Zahl der Europäischen Soldaten allein der Sieg zu hoffen war, denn die Sepoys zeigten sich von Durst, Hunger und Ermüdung gebrochen, und daß man entweder siegen oder sterben müßte. Selbst an Versuchen, die Sepoys zum Desertiren zu bewegen, hatten die Sikhs es vermöge Emissaire nicht fehlen lassen, aber dieselben blieben ohne Erfolg.

Lord Hardinge ging, wie es einem großen Helden gebührt, mit dem heldenmuthigsten Beispiele voran, überall Muth einflößend und Hoffnung anregend, stand in dieser Nacht das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit, die Größe des Moments vor seiner Seele; seine Uhr und seinen Orden dem Sohne gebend, der ihm zur Seite stand, wollte er sich dem Tode weihen oder siegen [15]). Solche Charactere, wo Seelengröße und Vaterlandsliebe sich im erhabensten Lichte zeigen, wirken elektrisch auf die Untergebenen und begeistern die heranwachsende Jugend zur Nachfolge. Aus diesem Grunde drang der General-Gouverneur, seiner Stellung und der auf ihm liegenden Verantwortlichkeit gedenkend, auf's bestimmteste in den Prinz Waldemar von Preußen, sich nach dem Sind zu wenden, nach welcher Seite allein ein sicheres Entkommen möglich war. Der Prinz und seine Begleiter, die Grafen Oriolla und Gröben und Dr. Hoffmeister hatten alle Gefahren mit der Armee getheilt, sich den Generalen zur Verfügung gestellt, und waren stets da gewesen, wo sich der Kampf am heftigsten entspann; leider hatte der Prinz den Tod des hoffnungsvollen Hoffmeister zu beklagen, welcher gleich im Anfange der Schlacht von einer Kartätschkugel getroffen todt vom Pferde fiel. Der Prinz, welcher hier so ritterlich und seiner großen Ahnen würdig die ersten kriegerischen Erfahrungen machte, beklagte tief sich dieser Anordnung fügen zu müssen; aber er konnte es nicht über's Herz bringen, sich ganz zu entfernen und kehrte, nachdem er dem Gebot genügt hatte, wieder zur Armee zurück.

Die beiden Heerführer wußten nicht, daß General Sir H. Smith Ferozeshah genommen hatte und bis 2 Uhr Morgens besetzt hielt, wo er sich aus demselben wieder abzog, denn, von allen Seiten vom Feinde umgeben, war er mit dem 50. Regiment und einem Theil des 47. Regiments nicht stark genug es auf erneuerten Kampf gegen so bedeutende Kräfte ankommen zu lassen; auch war es unbekannt geblieben, daß General Littler seine Truppen wieder gesammelt und bei Malliwâl aufgestellt hatte, und daß Lall Singh geflohen und die irregulaire Cavallerie und einen Theil der Artillerie mitgenommen hatte. Dagegen war ihnen bekannt, daß nur die eine Hälfte der Sikhsarmee ihnen gegen-

über stand, und gegen diese den Kampf am folgenden Tage zu vollenden, schien ihnen geboten, weil Menschen und Thiere zu einer rückgängigen Bewegung nicht kraftvoll genug waren, nicht zu erwähnen, daß bei einem Rückzuge Verwundete und Todte preisgegeben wurden und der moralische Eindruck von den traurigsten Folgen sein mußte.

Als der Morgen anbrach, setzte sich Lord Gough vor dem rechten, Lord Hardinge vor dem linken Flügel, die Truppen zum Kampfe führend; sie hatten es nur noch mit dem südlichen und westlichen Theil des Lagers zu thun, den allein Methab Singh's Division besetzt hielt, denen zur Seite noch einige Truppen standen, die sich parallel der Straße nach Mudki an das Lager anlehnten. Lord Hardinge längs den Reihen des 1. europäischen leichten Infanterie-Regiments und denen des 80. Königin-Regiments reitend, rief den Leuten dieses Regiments zu: „Achtziger thut euere Pflicht!", indem er befahl die die Verheerung verbreitenden Geschütze zu nehmen. Nicht vergeblich hatten die tapferen Soldaten den Aufruf vernommen, achtlos der feindlichen Kugeln drangen sie 50 Schritte bis vor die Geschütze, gaben eine Salve und in wenig Minuten befanden sich die Batterien in ihrem Besitz. Die Sikhs flohen, versuchten dann noch einmal, mit dem rechten Flügel an Ferozeshah angelehnt, sich zu vertheidigen; aber inzwischen waren auch die übrigen Infanterie-Linien, die schweren Geschütze in der Mitte, die reitende Artillerie auf den Flügeln, im Vorgehen begriffen, und brachten die Schlacht zur Entscheidung. Das Schlimmste war jedoch der Mangel an Schießbedarf, aller Vorrath war bereits verbraucht, weshalb die Infanterie mit dem Bajonnet vordringen mußte, um die letzten feindlichen Reste zu vertreiben. Das Dorf wurde wieder genommen, und nun, die Front verändernd, drangen die Truppen über das ganze Lager vor, sich den Besitz desselben zu sichern. In kurzer Zeit befanden sich 73 Geschütze in den Händen der Engländer.

Es war hohe Zeit gewesen, denn kaum hatten sich die Truppen etwas geruht und mit Wasser und Lebensmitteln aus dem Sikhslager erfrischt, so traf gegen 11 Uhr Teje Singh, von Sultan Khan Walla kommend, mit Infanterie und zahlreicher Artillerie ein, von beinahe 20,000 Ghorcharras unterstützt, die verlorene Stellung wieder zu gewinnen. Bereits hatte er die britische Cavallerie zum Rückzuge gezwungen, und versuchte nun die Stellung von Ferozeshah wieder zu erobern, indem er Miene machte den rechten Flügel der Briten zu bedrohen. Dies veranlaßte General Gough seine Front zu ändern, wobei die

Sikhs ein lebhaftes Feuer unterhielten, welches die Briten wegen Mangel an Schießbedarf nicht erwiedern konnten. Endlich befahl Lord Gough der beinahe ganz erschöpften Cavallerie, beide Flügel des Feindes zu gleicher Zeit zu bedrohen; als daher Teje Singh deren Vorgehen wahrnahm, stellte er das Feuer ein und trat den Rückzug an, denn seine Wahrsager hatten ihm einen Unglückstag prophezeiet. Um 1 Uhr versuchte er noch einmal mit seinem rechten Flügel gegen Ferozeshah vorzugehen; inzwischen waren jedoch zwei reitende Batterien des linken Flügels von Ferozpur aus wieder mit Schießbedarf versehen worden; diese Geschütze und das 3. Dragoner-Regiment, welches den Feind auf seiner rechten Flanke aufs tapferste angriff und dabei fünf Geschütze eroberte, machten endlich dem Kampfe ein Ende. Der Rückzug scheint auch dadurch beschleunigt worden zu sein, daß ein höherer englischer Offizier, dessen Geistesabwesenheit sich später herausstellte, in dem Momente, als der Angriff der Sikhs auf den englischen linken Flügel begann, einem großen Theil der Nativ-Cavallerie und der Artillerie den Befehl brachte, sich nach Ferozpur zurückzuziehen. Die Bewegung dieser Colonne, daran sich noch Versprengte aller Regimenter anschlossen, machte Teje Singh glauben, daß es auf eine Umgehung seines rechten Flügels abgesehen sei, weshalb er es vorzog, das Schlachtfeld so schnell als möglich zu räumen.

Diese zweitägige Schlacht, eine der blutigsten, welche britische Heere in Indien zu kämpfen gehabt hatten, siegreich bestanden zu haben, ist allein der Ausdauer und Characterstärke der beiden Heerführer, so wie der persönlichen Tapferkeit der Europäischen Truppen zu danken, deren Muskelkraft einen so gewaltigen Gebrauch und mit so glänzendem Erfolge von den Bajonnetten machte. Diese blutigen Tage kosteten den Britten 694 Todte, 1721 Verwundete und 466 Vermißte; unter den ersteren befanden sich mehrere der ausgezeichnetsten Offiziere, die Obersten Wallace und Taylor, der ritterliche Major Broadfoot und die Majore Fitzroy Somerset und Davy. Der Verlust der Sikhs betrug über 5000 Mann, Gefangene wurden nicht gemacht.

Die Truppen bedurften nach der Schlacht der Ruhe, Schießbedarf und Lebensmittel mußten herbeigeschafft, für die Verwundeten gesorgt werden, weshalb an ein Verfolgen des Feindes nicht gedacht werden konnte. Am 24. setzte sich Lord Gough erst wieder in Marsch, das linke Setlej-Ufer vom Feinde säubernd und nahm sein Hauptquartier in Arufki, zwischen Ferozpur und Harriki. Diese scheinbare Unthätigkeit erhöhete den Muth der Sikhs, ihre Reiterei

machte wiederholte Einfälle ins brittische Gebiet und steckte sogar unter Anführung des Raja's von Ladná am 5. Januar einen Theil der Cantonnements von Ludiana in Brand. Die Haupt-Armee der Sikhs hatte sich auf den Höhen bei Sübraon gelagert, schlug dem Orte gegenüber eine Brücke über den Setlej und begann sich auf dem linken Ufer, in einem eingehenden Bogen, unter dem Schutze der jenseitigen Höhen, die denselben überragten, zu verschanzen. Sobald dies Lager einen beträchtlichen Umfang gewonnen hatte, setzte sich die brittische Armee am 12. Januar: 30 Infanterie-Regimenter, 13 Cavallerie-Regimenter, 94 Geschütze und ein Sappeur-Bataillon stark in Marsch und bezog mit der Hauptmacht dem feindlichen Brückenkopfe gegenüber ein Lager; wogegen General Grey mit 3 Infanterie-Regimentern, 1 Cavallerie-Regiment und 1 reitenden Batterie sich bei Attari aufstellte, und bei Ferozpur und Gunda Singh Walla nahm General Littler mit 6 Infanterie-Regimentern und 1 reitenden Batterie eine Aufstellung.

Zur Sicherung der Verbindungslinien, und um das Herannahen des Belagerungstrains nicht zu gefährden, war es nöthig, den Feind vom linken Ufer gänzlich zu vertreiben. Ranjur Singh Majethina war bei Phillür mit 20,000 Mann und 40 Geschützen über den Setlej gegangen. General Sir H. Smith, welcher am 17. Januar mit dem 31. Regiment der Königin, dem 24. und 47. Sepoy-Regiment, dem 16. Ulanen-Regiment der Königin, dem 3. leichten und 4. irregulären Cavallerie-Regiment, 2 reitenden und einer Fußbatterie gegen die kleine Feste Daramküt entsandt war, hatte sich derselben am 18. bemächtigt und darin bedeutende Lebensmittel gefunden. Kaum hatte er davon Besitz genommen, so erhielt er den Befehl, die Besatzungen von Djugraon, Bassián und Ludiana an sich zu ziehen und Ranjur Singh über den Setlej zu treiben; zu seiner Unterstützung war am 19. noch Oberst Wheeler mit seiner Brigade nach Daramküt abgeschickt worden. General Smith, von dessen Annäherung nicht unterrichtet, hatte sich denselben Tag in Djugraon mit dem 53. Regiment der Königin vereinigt, und brach am 20. noch vor Tages-Anbruch auf, mit der Absicht das befestigte Dorf Baduwâl zu umgehen, woselbst Ranjur Singh im Lager stand, um sich vermöge eines Eilmarsches mit der Besatzung von Ludiana vereinigen zu können. An den dortigen Befehlshaber war ein Bote mit dem Befehl abgeschickt worden, ihm zu dem Zwecke entgegen zu kommen, diesen hatte man aufgegriffen und der Sikhs-General be[illegible]länder auf dem Marsche anzugreifen. Er nahm hinter Sand-

hügeln eine verdeckte Stellung und brachte den Engländern durch unerwartetes Geschützfeuer nicht unbeträchtlichen Verlust. General Smith zog es vor, mit seinen von dem langen Marsche sehr ermüdeten Truppen sich mit dem ihm überlegenen Feind in keinen Kampf einzulassen, und schickte deshalb Oberst Cureton mit der Cavallerie und reitenden Artillerie den Sikhs entgegen, seinen Marsch zu decken, einen Auftrag, den dieser ausgezeichnete Offizier mit großer Umsicht und Kühnheit vollzog; aber er konnte es nicht hindern, daß der Feind die Bagage angriff und der dabei befindlichen Eskorte beträchtlichen Schaden zufügte. Ranjur Singh zog sich nach Baduwâl zurück, wo er sein Lager bezog. General Smith bereitete sich vor, ihn anzugreifen und hatte zu dem Zwecke einige schwere Geschütze ausgerüstet; aber als er am 23. vordrang, fand sich's, daß sich der Feind nach der Gegend von Aliwâl am Setlej gezogen hatte, um sich mit 4000 Mann, 20 Geschützen und einiger Cavallerie zu vereinigen, welche ihm von Sübraon geschickt worden waren; um diese schnell und sicher über den Fluß ziehen zu können, hatte er Kähne herbeigeschafft und ein verschanztes Lager aufgeworfen.

Sir H. Smith wartete nun seinerseits die Verstärkungen unter Oberst Wheeler ab, dieser traf den 26. ein und am 28. Januar 1846 rückte er in frühester Morgenstunde mit seinen 11,229 Mann und 32 Geschützen dem Feinde entgegen, um ihn zur Schlacht zu zwingen. Als er auf den leichten Höhen bei Purain angelangt war, sah er die Sikhs-Armee in der Thalebene sich zum Angriff vorbereiten, sie nahmen hinter einem kleinen Höhenrücken, mit dem linken Flügel an das Dorf Aliwâl, mit dem rechten an das Dorf Bundri gelehnt, eine Aufstellung, ihre Geschütze durch die kleine Erhöhung gedeckt. Es war ein schöner Wintertag, der Boden hart und kein Staub, die Gegend eine weite und offene Ebene, weder von Buschwerk noch hohem Grase bedeckt. Die britische Infanterie formirte sich in Linie, die Geschütze vor der Front eröffneten das Feuer. Indem General Smith mit seinem rechten Flügel das Dorf Aliwâl angreifen will, geht ihm die feindliche Cavallerie entgegen, indeß Oberst Cureton nimmt mit seinen Reitern den Kampf an, wirft sie über den Haufen und die Sikhs-Reiter verlassen fliehend das Schlachtfeld. Die Brigadiers Godby und Hicks drangen nun im Geschwindschritt vor und stürmten nach kurzem und heftigem Angriff das Dorf, worauf sich das 50. Regiment der Königin der großen Batterie des Centrums mit dem Bajonnet bemächtigt. Auf dem linken Flügel durchbricht das 16. Ulanen-Regiment zweimal die hier stehenden

machte wiederholte Einfälle ins brittische Gebiet und steckte sogar unter Anführung des Raja's von Ladnà am 5. Januar einen Theil der Cantonnements von Ludiana in Brand. Die Haupt-Armee der Sikhs hatte sich auf den Höhen bei Sûbraon gelagert, schlug dem Orte gegenüber eine Brücke über den Setlej und begann sich auf dem linken Ufer, in einem eingehenden Bogen, unter dem Schutze der jenseitigen Höhen, die denselben überragten, zu verschanzen. Sobald dies Lager einen beträchtlichen Umfang gewonnen hatte, setzte sich die brittische Armee am 12. Januar: 30 Infanterie-Regimenter, 13 Cavallerie-Regimenter, 94 Geschütze und ein Sappeur-Bataillon stark in Marsch und bezog mit der Hauptmacht dem feindlichen Brückenkopfe gegenüber ein Lager; wogegen General Grey mit 3 Infanterie-Regimentern, 1 Cavallerie-Regiment und 1 reitenden Batterie sich bei Attari aufstellte, und bei Ferozpur und Gunda Singh Walla nahm General Littler mit 6 Infanterie-Regimentern und 1 reitenden Batterie eine Aufstellung.

Zur Sicherung der Verbindungslinien, und um das Herannahen des Belagerungstrains nicht zu gefährden, war es nöthig, den Feind vom linken Ufer gänzlich zu vertreiben. Ranjur Singh Majethina war bei Phillûr mit 20,000 Mann und 40 Geschützen über den Setlej gegangen. General Sir H. Smith, welcher am 17. Januar mit dem 31. Regiment der Königin, dem 24. und 47. Sepoy-Regiment, dem 16. Ulanen-Regiment der Königin, dem 3. leichten und 4. irregulären Cavallerie-Regiment, 2 reitenden und einer Fußbatterie gegen die kleine Feste Daramkût entsandt war, hatte sich derselben am 18. bemächtigt und darin bedeutende Lebensmittel gefunden. Kaum hatte er davon Besitz genommen, so erhielt er den Befehl, die Besatzungen von Djugraon, Bassîan und Ludiana an sich zu ziehen und Ranjur Singh über den Setlej zu treiben; zu seiner Unterstützung war am 19. noch Oberst Wheeler mit seiner Brigade nach Daramkût abgeschickt worden. General Smith, von dessen Annäherung nicht unterrichtet, hatte sich denselben Tag in Djugraon mit dem 53. Regiment der Königin vereinigt, und brach am 20. noch vor Tages-Anbruch auf, mit der Absicht das befestigte Dorf Baduwâl zu umgehen, woselbst Ranjur Singh im Lager stand, um sich vermöge eines Eilmarsches mit der Besatzung von Ludiana vereinigen zu können. An den dortigen Befehlshaber war ein Bote mit dem Befehl abgeschickt worden, ihm zu dem Zwecke entgegen zu kommen, diesen hatte man aufgegriffen und der Sikhs-General beschloß, die Engländer auf dem Marsche anzugreifen. Er nahm hinter Sand-

hügeln eine verdeckte Stellung und brachte den Engländern durch unerwartetes Geschützfeuer nicht unbeträchtlichen Verlust. General Smith zog es vor, mit seinen von dem langen Marsche sehr ermüdeten Truppen sich mit dem ihm überlegenen Feind in keinen Kampf einzulassen, und schickte deshalb Oberst Cureton mit der Cavallerie und reitenden Artillerie den Sikhs entgegen, seinen Marsch zu decken, einen Auftrag, den dieser ausgezeichnete Offizier mit großer Umsicht und Kühnheit vollzog; aber er konnte es nicht hindern, daß der Feind die Bagage angriff und der dabei befindlichen Eskorte beträchtlichen Schaden zufügte. Ranjur Singh zog sich nach Baduwâl zurück, wo er sein Lager bezog. General Smith bereitete sich vor, ihn anzugreifen und hatte zu dem Zwecke einige schwere Geschütze ausgerüstet; aber als er am 23. vordrang, fand sich's, daß sich der Feind nach der Gegend von Aliwâl am Setlej gezogen hatte, um sich mit 4000 Mann, 20 Geschützen und einiger Cavallerie zu vereinigen, welche ihm von Sübraon geschickt worden waren; um diese schnell und sicher über den Fluß ziehen zu können, hatte er Kähne herbeigeschafft und ein verschanztes Lager aufgeworfen.

Sir H. Smith wartete nun seinerseits die Verstärkungen unter Oberst Wheeler ab, dieser traf den 26. ein und am 28. Januar 1846 rückte er in frühester Morgenstunde mit seinen 11,229 Mann und 32 Geschützen dem Feinde entgegen, um ihn zur Schlacht zu zwingen. Als er auf den leichten Höhen bei Purain angelangt war, sah er die Sikhs-Armee in der Thalebene sich zum Angriff vorbereiten, sie nahmen hinter einem kleinen Höhenrücken, mit dem linken Flügel an das Dorf Aliwâl, mit dem rechten an das Dorf Bundri gelehnt, eine Aufstellung, ihre Geschütze durch die kleine Erhöhung gedeckt. Es war ein schöner Wintertag, der Boden hart und kein Staub, die Gegend eine weite und offene Ebene, weder von Buschwerk noch hohem Grase bedeckt. Die britische Infanterie formirte sich in Linie, die Geschütze vor der Front eröffneten das Feuer. Indem General Smith mit seinem rechten Flügel das Dorf Aliwâl angreifen will, geht ihm die feindliche Cavallerie entgegen, indeß Oberst Cureton nimmt mit seinen Reitern den Kampf an, wirft sie über den Haufen und die Sikhs-Reiter verlassen fliehend das Schlachtfeld. Die Brigadiers Godby und Hicks drangen nun im Geschwindschritt vor und stürmten nach kurzem und heftigem Angriff das Dorf, worauf sich das 50. Regiment der Königin der großen Batterie des Centrums mit dem Bajonnet bemächtigt. Auf dem linken Flügel durchbricht das 16. Ulanen-Regiment zweimal die hier stehenden

vier Bataillone Avitabile, welche sich jedoch wieder sammeln und noch einmal im Dorfe Bundri festsetzen. Auch die anderen Truppen folgen und nöthigen vermöge einer geschickten Bewegung die Sikhs zum Rückzuge nach dem Setlej, wobei das Dorf Bundri von dem 53. Königin-Regiment erstürmt wird, und die den Truppen überall folgenden Geschütze große Verwüstung unter den über den Setlej Flüchtenden anrichteten. Wer sich nicht durch die Furth oder über die Brücke retten konnte, ertrank oder erlag dem Feuer der Engländer. Dieser glänzende Sieg hatte den Engländern nur 151 Todte, 413 Verwundete und 25 Vermißte gekostet; wogegen der Feind sein Lager, sämmtliche Geschütze, 52 auf dem Schlachtfelde und 13 die im Setlej stecken blieben, verlor, und diese Armee, welche einige Tausend Todte und Verwundete hatte, löste sich völlig auf und nahm keinen Antheil mehr am Feldzuge.

Nach der Schlacht zerstörte General Smith die kleinen Forts auf dem linken Ufer, stellte die Verbindung mit Ludiana durch Entsendung des Oberst Wheeler (mit 4 Sepoy-Regimentern, 3 Cavallerie-Regimentern und 2 Batterien) wieder her, und vereinigte sich in kurzen Tagemärschen mit der Haupt-Armee bei Sobraon. Obgleich die Sikhs in sechs Wochen drei Schlachten verloren und beinahe die Hälfte ihrer sämmtlichen Artillerie eingebüßt hatten, so machten sie dennoch alle Vorbereitungen, das Schicksal des Reiches einem neuen Kampfe auszusetzen. Den Engländern gegenüber standen einige dreißigtausend ihrer tapfersten Krieger mit siebenzig Geschützen; im alten Lager auf dem rechten Ufer noch 8000 Mann mit 50 Geschützen, und bei der Furth von Harriki hatte Lall Singh mit 13,000 Mann irregulärer Cavallerie eine Stellung genommen. Der Uebergangspunkt war höchst zweckmäßig gewählt, in einem eingehenden Bogen, den Höhen beherrschten, erleichterte außer der Brücke eine Furth den Uebergang. Dagegen waren die Erdwälle zur Vertheidigung des Lagers nicht sorgsam angelegt worden, besonders schwach waren sie auf dem rechten Flügel, am stärksten in der Front und auf dem linken Flügel, wo das festere Erdreich es erleichterte, und bestanden daselbst aus doppelten Brustwehren. Beinahe täglich wurden aus diesem Lager Ausfälle gemacht, was die britische Armee in steter Unruhe erhielt; aber der General-Gouverneur wollte nicht eher den Angriff unternehmen bis der Belagerungstrain und die Reserve-Munition von Delhi eingetroffen wären. Am 7. und 8. Februar waren dieselben im Lager angekommen, denselben Tag traf auch General Sir H. Smith mit seinen siegreichen Truppen ein, und am 10. sollte die Schlacht vor sich gehen.

Die britische Armee zählte 19,000 Kampffähige (22 Infanterie-Regimenter, darunter 9 Europäische, 34 Schwadronen Cavallerie, darunter 12 Europäische und 75 Geschütze, darunter 33 schwere und 1 reitende Batterie); das 45. Regiment blieb zur Deckung des Lagers zurück, so wie vier der reitenden Batterien, indem deren Mannschaften zur Bedienung der schweren Geschütze nöthig waren. General Gray stand bei Attari mit 4 Bataillonen und einer reitenden Batterie, sich zum Marsche nach Ferozpur bereit zu halten, wo er mit den dortigen Truppen des Generals Littler (2 Bataillons, 1 reitende Batterie und 1 Cavallerie-Regiment) auf Kähnen den Setlej überschreiten sollte, um die Schlagung einer Brücke zu sichern; desgleichen war Oberst Wheeler in Ludiana angewiesen worden, auf die Nachricht eines Sieges über den Setlej zu gehen, das Fort Philür zu nehmen und ins Djellandar-Duab vorzudringen.

Während der Nacht wurden bei dem vom Feinde unbesetzt gelassenen Lehmthurme und bei Tschota Sobraon Batterien eingerichtet; um 6½ Uhr begannen die hier aufgestellten schweren Geschütze das Feuer, welches der Feind ebenso lebhaft erwiederte, aber ein nebeliger Dunst, welcher über dem Flußbette jede Aussicht auf die feindliche Armee verdeckte, gebot es das Feuer wieder einzustellen, bis mit der aufsteigenden Sonne der Dunst verschwand. Die Kanonade dauerte ununterbrochen von beiden Seiten eine starke Stunde, ohne daß man englischer Seits einen Erfolg wahrnahm; später erfuhr man, daß Teje Singh mit der irregulären Cavallerie nach dem jenseitigen Ufer geflohen war, und den Divisionsgeneralen den Befehl geschickt hatte, ihm zu folgen, dem jedoch nur einer nachkam. Wegen Mangel an Schießbedarf beschloß der General nun den Bajonnetangriff, und zwar sollte der linke Flügel zuerst vordringen, wo die Verschanzungen des Feindes am schwächsten waren; wogegen das Centrum und der rechte Flügel zurückgehalten wurden. Oberst Stacy mit seiner Brigade, eine Fußbatterie zur Linken, eine Fuß- und eine reitende Batterie zur Rechten, eröffnete den Angriff, dreihundert Schritte hinter ihm folgte die Brigade Wilkinson und auf diese, den rechten Flügel überragend, die Brigade Ashburnham. Gegen diese in Linie vorgehenden Truppen eröffneten die Sikhs ein lebhaftes Feuer aus schwerem Geschütz und aus 200 Zamburuks (kleine Kanonen auf Kameelsätteln), während vier Sikhs-Cavallerie-Regimenter unter Oberst Mouton längs dem Flußufer gegen die linke Flanke vorbrechen wollten; aber die britischen Geschütze, welche schnell vorgegangen waren, vertrieben diese Ca-

sich im Lager der britischen Armee einfinden, und als er am 17. erschien, baten seine Minister für das Geschehene um Vergebung, ihm selbst wurden die Ehren eines Souverains jedoch erst erwiesen, bis auch er erklärt hatte, sich allem willig und treu zu unterwerfen.

Von der britischen Armee begleitet, hielt Düliep Singh seinen Einzug in Lahore, und wurde von britischen Truppen nach seinem Palast begleitet, indem es keinem Sikhsoldaten erlaubt war, sich in Lahore aufzuhalten. Damit jedoch dem Einflusse aufrührischer Gerüchte vorgebeugt werde, erließ der General-Gouverneur eine Proklamation, in welcher er erklärte, daß Düliep Singh und seine Unterthanen unter britischen Schutz gestellt wären; desgleichen verkündete eine andere Proklamation die obigen Bedingungen des Friedens, dabei des ruhmvollen Benehmens aller Waffengattungen der Armee gedenkend, welche in sechszig Tagen in vier großen Schlachten siegreich gewesen sei und 220 Geschütze erobert habe; eine Batta von zwölf Monaten wurde bewilligt. In dem öffentlichen Derbar am 8. März, wo beide Theile den Traktat unterzeichneten, hielt Lord Hardinge eine ermahnende Anrede an die daselbst versammelten Sikhshäuptlinge, wie das treulose Betragen der Sikhs allein diesen Krieg hervorgerufen habe, wie er deren Gedeihen und Wohl wünsche und entschlossen sei, in Jahr und Tag die britischen Truppen wieder aus dem Lande zurückzuziehen.

Unter allen Sikhs war es allein Gulab Singh, welcher hierbei Vortheil erntete, er gab die Mittel her, die Kriegssteuer zu zahlen, er rühmte sich seiner Anhänglichkeit an die Briten, weshalb man in ihm ein sicheres Gegengewicht gegen aufsässige Häuptlinge zu finden hoffte, und so wurde er, der nichtswürdigste und grausamste von allen, zum souverainen Fürsten von Kaschmir gemacht, Chamba einbegriffen [17]). Nicht genug, daß man ihn damit bekleidete, man war genöthigt, den General Wheeler mit einer Brigade dahin abzusenden, ihn mit Waffengewalt einzusetzen und den dortigen Gouverneur zu vertreiben, dieser rechtfertigte sich durch geheime Befehle, die ihm der Vezier Raja Bal Singh geschickt hatte, weshalb derselbe von seiner Stelle abgesetzt wurde. Die Entfernung dieses Mannes von dem einflußreichsten Posten, dem Geliebten der Chinda Maharanie, erregte deren Haß gegen die Briten in so hohem Grade, daß die britischen Behörden sich genöthigt sahen, bei der Aufregung, die noch im [illegible], die größte Wachsamkeit auszuüben.

[illegible] Ueberwachung und Anleitung ein Rath zur Aus-

Schlacht entschieden, 67 Geschütze und 200 Zamburacks, nebst vielen Fahnen, Waffen und einer großen Menge von Kriegs-Material aller Art fielen den Engländern in die Hände; aber es war ein sehr theuer erkaufter Sieg, indem die Generale Sir R. Dick und Brigadier Taylor blieben und M'Laren an seinen Wunden starb; außerdem fielen dreizehn Offiziere und hundert und einer waren verwundet worden. Unter den Truppen befanden sich 320 Todte und 2063 Verwundete. Der Verlust der Sikhs an Todten und Verwundeten betrug mehr als das Dreifache zwischen 8 und 10,000 Mann.[16])

In der Nacht nahmen die beiden den Vortrupp bildenden Brigaden von dem jenseitigen Ufer Besitz; am 12. war die Brücke zum Uebergange vollendet, und Tags darauf ging die Belagerungs-Artillerie nebst sämmtlichen Verwundeten und den eroberten Geschützen unter Deckung einer Division nach Ferozpure, wogegen die Armee den Fluß überschritt und 32 Meilen von Lahore bei Kaßur ein Lager bezog. Am 14. traf der General-Gouverneur gleichfalls daselbst ein, und erhielt bereits Kunde, daß man in Lahore sich mit Absendung einer Friedensbotschaft beschäftige. Sobald nämlich der Verlust der Schlacht von Sobraon bekannt wurde, berief die Regentin mit Zustimmung des Rathes den Raja Gulab Singh zu sich, um als Friedens-Unterhändler sich nach dem britischen Lager zu begeben. Dieser verlangte jedoch zuvor die Einwilligung der Mitglieder der „panches", sich den Bedingungen, welche es auch seien, die man ihm stellen würde, freiwillig zu unterwerfen, und als diese sich dazu bereit erklärten, erschien er vom Dewan Dena Nath und dem Fakir Nur-u-din begleitet, im britischen Lager. Der General-Gouverneur empfing die Gesandtschaft, umgeben von seinen Offizieren, ohne die gewöhnlichen Empfangsfeierlichkeiten von Geschenken, und wies sie an, mit den von ihm beauftragten Herrn Currie und Major Lawrence, sich über die Friedensbedingungen zu verständigen. Nachdem die Nacht hindurch mit allem Eifer verhandelt war, kam es zu folgendem Abschlusse: Abtretung des Landes zwischen dem Setlej und der Beas, Zahlung von 1,500,000 P. Sterling Kriegskosten, Entwaffnung der Sikhs-Armee und neuer Bildung derselben nach den von Ranjit Singh festgestellten Bestimmungen; keine Truppen durften ohne Einwilligung der britischen Regierung gebildet werden; alle Geschütze, deren sich die Sikhs in den Gefechten bedient hatten, mußten ausgeliefert werden, und dem General-Gouverneur blieb die Festsetzung der Grenzen und die Bildung der neuen Regierung ganz allein anheimgestellt. Der junge Dúliep Singh mußte

sich im Lager der britischen Armee einfinden, und als er am 17. erschien, baten seine Minister für das Geschehene um Vergebung, ihm selbst wurden die Ehren eines Souverains jedoch erst erwiesen, bis auch er erklärt hatte, sich allem willig und treu zu unterwerfen.

Von der britischen Armee begleitet, hielt Düliep Singh seinen Einzug in Lahore, und wurde von britischen Truppen nach seinem Palast begleitet, indem es keinem Sikhsoldaten erlaubt war, sich in Lahore aufzuhalten. Damit jedoch dem Einflusse aufrührischer Gerüchte vorgebeugt werde, erließ der General-Gouverneur eine Proklamation, in welcher er erklärte, daß Düliep Singh und seine Unterthanen unter britischen Schutz gestellt wären; desgleichen verkündete eine andere Proklamation die obigen Bedingungen des Friedens, dabei des ruhmvollen Benehmens aller Waffengattungen der Armee gedenkend, welche in sechszig Tagen in vier großen Schlachten siegreich gewesen sei und 220 Geschütze erobert habe; eine Batta von zwölf Monaten wurde bewilligt. In dem öffentlichen Derbar am 8. März, wo beide Theile den Traktat unterzeichneten, hielt Lord Hardinge eine ermahnende Anrede an die daselbst versammelten Sikhshäuptlinge, wie das treulose Betragen der Sikhs allein diesen Krieg hervorgerufen habe, wie er deren Gedeihen und Wohl wünsche und entschlossen sei, in Jahr und Tag die britischen Truppen wieder aus dem Lande zurückzuziehen.

Unter allen Sikhs war es allein Gulab Singh, welcher hierbei Vortheil erntete, er gab die Mittel her, die Kriegssteuer zu zahlen, er rühmte sich seiner Anhänglichkeit an die Briten, weshalb man in ihm ein sicheres Gegengewicht gegen aufsässige Häuptlinge zu finden hoffte, und so wurde er, der nichtswürdigste und grausamste von allen, zum souverainen Fürsten von Kaschmir gemacht, Chamba einbegriffen [17]). Nicht genug, daß man ihn damit bekleidete, man war genöthigt, den General Wheeler mit einer Brigade dahin abzusenden, ihn mit Waffengewalt einzusetzen und den dortigen Gouverneur zu vertreiben, dieser rechtfertigte sich durch geheime Befehle, die ihm der Vezier Raja Bal Singh geschickt hatte, weshalb derselbe von seiner Stelle abgesetzt wurde. Die Entfernung dieses Mannes von dem einflußreichsten Posten, dem Geliebten der Chinda Maharanie, erregte deren Haß gegen die Briten in so hohem Grade, daß die britischen Behörden sich genöthigt sahen, bei der Aufregung, die noch im Lande herrschte, die größte Wachsamkeit auszuüben.

Es war unter britischer Ueberwachung und Anleitung ein Rath zur Aus-

übung der Regierungsgeschäfte niedergesetzt worden, aber dieser konnte nur mit den größten Mühen und durch Androhung militairischer Gewalt von Seiten der Eroberer sich Gehorsam verschaffen. Einige der einflußreichsten Häuptlinge sahen in der Nicht-Einverleibung des Peng'âb mit dem britischen Reiche keine Mäßigung, sondern eine Schwäche der Briten, und hofften sich mit den noch vorhandenen Kräften wieder unabhängig zu machen; des jungen Maharajah's Mutter, eine Messalina und Intriguantin, wie die Geschichte nur wenige aufzuweisen hat, suchte den wilden Geist zu nähren. Sir Henry Lawrence, welchen der General-Gouverneur mit 10,000 Mann in Lahore zurückgelassen hatte, die Sikhs-Regierung zu schützen, und des Maharajah's Mutter zu überwachen, sah bald, daß es zu einem neuen Bruche und gänzlichen Einverleibung des Landes kommen müßte, wenn Ruhe und Sicherheit auf diesem äußersten Grenzpunkte eintreten sollte.

Die eigenthümliche Lage, in welcher sich die Provinz Multan der Lahore-Regierung gegenüber befand, führte diesen Bruch herbei. Der dortige General-Gouverneur, Sawün Müll, ein höchst begabter aber grausamer Verwalter dieses reichen Distrikts, wurde, nachdem er beinahe 23 Jahre daselbst regiert hatte im Jahre 1844 von einem der aufsätzigen Soldaten aus seiner nächsten Umgebung ermordet. Sawün Müll von niederer Caste abstammend, hatte sich gewissenlos über Recht und Billigkeit hinweggesetzt, um Ranjit durch beträchtliche Zahlungen zu befriedigen und sich im Amte zu erhalten; er drückte die Reichen, nahm mit Gewalt deren Eigenthum in Besitz, schützte und begünstigte aber die Armee; jene mußten nicht nur für den Unterhalt dieser beitragen, sondern auch die Abgaben zahlen. Obgleich wohlwollend und freigebig gegen seine Truppen, machte er sich doch bei diesen durch die Art verhaßt, mit welcher er den Schuldigen zu bestrafen pflegte, indem er seiner Leibwache befahl, demselben Säbel und Speer zu nehmen und ihn wegzujagen. Dem Maharajah war er ein guter Gouverneur, weil er die verlangten Summen regelmäßig bezahlte; dennoch hatte er große Reichthümer aufgehäuft. Zur Zeit als Nao Nehal Singh am Hofe zu Lahore großen Einfluß gewann, wußte er dessen Vertrauen zu gewinnen, und erhielt durch ihn die Bewilligung Multan befestigen zu dürfen. Nach zweijährigen Anstrengungen und mit den Mitteln, über welche er zu verfügen hatte, machte er Multan zu einer der stärksten Festungen in Indien. Alle seine Maaßregeln deuteten das Vorhaben an, wenn die Gelegenheit es begünstige, sich zum unabhängigen Raja zu erheben. Inmitten dieser Ent-

zur Verstärkung absandte, wodurch es Mulraj unmöglich gemacht wurde, Truppen nach dem Lahore-Distrikt absenden zu können. Als sich die aus 5000 Mann bestehenden Bhawalpur-Truppen, mit deren Führung Lieutenant Lake beauftragt worden war, dem Corps des Lieutenants Edwards näherten, um sich mit demselben zu vereinigen, entsandte Mulraj 7000 Mann, dies zu verhindern. Edwards hatte Nachricht davon erhalten, war über den Indus gegangen und hatte sich bei der Fähre von Kuieyrie aufgestellt. Hier nahm er am 18. Juni eine so zweckmäßige Aufstellung, daß er die feindliche Armee während sieben Stunden zurückzuhalten wußte, bis General Cortlandt mit seinen Truppen und der Artillerie zu ihm gestoßen war; die Sikhs wurden mit großem Verluste geschlagen und zogen sich zurück. Beim Vorgehen auf Multan kam es am 1. Juli zu einer zweiten Schlacht beim Dorfe Saddusham. Mulraj befand sich hier an der Spitze von 11,000 Mann, griff die Engländer an, wurde jedoch nach kurzem und heftigem Kampfe geschlagen, und viele seiner Leute ertranken auf dem Rückzuge beim Uebergange über einen breiten und tiefen Canal. Inzwischen waren durch Sir F. Currie, dem Residenten zu Lahore, alle Vorbereitungen zur Absendung eines Belagerungstrains gemacht worden, um den Angriff auf Multan beginnen zu können, sobald die Jahreszeit es nur gestatten würde. Wir sehen hier eines von den vielen Beispielen in der Geschichte der britischen Herrschaft in Indien, wo ein junger Offizier, in einer der gefährlichsten Lagen, durch seine Entschlossenheit, seine Umsicht und seine Fähigkeiten, eine Stellung einnimmt, würdig der größten Charactere. Diesem kaum dreißigjährigen Lieutenant, welcher seiner Tüchtigkeit diese unabhängige Stellung verdankt, gebührt der Ruhm einen der bedrohlichsten Aufstände im Fortschritt aufgehalten und einen großen Theil des nördlichen Indiens vor Verwüstungen gerettet zu haben.

Beinahe zu derselben Zeit, als der Belagerungstrain sich Multan näherte, rückte der Sirdar Shyr Singh an der Spitze eines Corps Sikhs dagegen vor. Mulraj setzte alle nur erdenklichen Mittel in Bewegung diese Truppe für sich zu gewinnen, jedoch vergeblich, eine strenge Disziplin, verbunden mit guter Behandlung erhielt dieselben ihrer Fahne treu. Am 18. August traf General Whish mit dem 18. Königin-Regiment, einer reitenden Batterie, einem Regiment irregulairer Cavallerie und zwei Nativ-Regimentern Infanterie ein; folgenden Tages stießen noch andere Truppen von Ferozpur kommend dazu, so

daß General Whish nun beinahe über 28000 Mann befehligte, mit welchen er die Belagerung unternahm.

Während hier vor Multan die Ereignisse einen günstigen Anschein gewannen, ereigneten sich im Peng'âb selbst Begebenheiten, welche das Sikhs-Volk von neuem zu allgemeinem Aufstande führten. Shyr Singh war der Sohn von Chüttür Singh, Raja und Gouverneur des Hazarah-Distrikts im Nordwesten des Peng'âb. Die unter dem Raja daselbst stehenden Truppen ermordeten Anfangs August den Chef ihrer Artillerie, Oberst Canora, einen Amerikaner, und begaben sich nun auf den Marsch, sich der Feste Attock zu bemächtigen. Major John Lawrence, welcher sich zu dieser Zeit in Peschawür als britischer Beistand befand, bekam noch zeitig genug Kunde von dem Aufstande und dem Vorhaben der Aufrührer, und schickte in aller Eile den Lieutenant Nicholsen mit einer Truppen-Abtheilung ab, sich der Feste zu bemächtigen, ehe die Sikhs davor eingetroffen wären. Es gelang diesem Offizier sich nach Attock zu werfen; aber er sowohl, als Capitain Abbot, der politische Agent dieses Distrikts in Hazareh, waren nicht stark genug, dem Aufstande, welcher in stetem Zunehmen war, die Spitze bieten zu können; ihre Lage wurde Anfangs November noch bedenklicher, indem die Sikhstruppen zu Peschawür sich bei der Annäherung von Chüttür Singh empörten. Major Lawrence nebst seiner Frau und Lieutenant Bowie entkamen nach Kohat, wurden indeß nach kurzem Aufenthalte vom dortigen Affghanen-Gouverneur an Chüttür Singh ausgeliefert; dieser behandelte sie zwar menschenfreundlich, jedoch als Geisseln um seiner eigenen Sicherheit willen, im Fall der Aufstand einen schlechten Ausgang nehmen sollte.

Am 4. September war der Belagerungstrain vor Multan eingetroffen; um die Batterien aufwerfen zu können, hielt General Whish nöthig, den Feind am 9. von den Außenwerken zu vertreiben, und befahl dem Oberst Harvey an der Spitze von 2500 Mann, sich eines Dorfes und Gartens nahe dem Hauptwall zu bemächtigen; der Angriff schlug fehl, der Feind stand hinter befestigten Wällen und die Colonne wurde mit großem Verlust zum Rückzuge genöthigt, unter den Verwundeten befand sich Capitain Christopher von der indischen Marine, welcher wenige Tage später an seinen Wunden starb. Mulraj und seine Besatzung waren nicht wenig ermuthigt von diesem ersten glücklichen Gefecht, was indeß den britischen General nicht abhielt, sich der Vorstädte zu bemächtigen, denn ohne deren Besitz konnte der Angriff auf die Citadelle nicht unternommen wer-

den. Am 12. wurden die irregulairen Truppen unter den Lieutenants Lake, Lumsden und dem General Cortlandt zu einem Scheinangriff auf dem linken Flügel zusammengezogen; Edwards blieb dem General zur Seite. Als diese Truppen Morgens 7 Uhr zum Angriff vorgingen und des Feindes Aufmerksamkeit dahin gezogen war, drangen zwei britische Colonnen, die rechte unter Oberstlieutenant Pattoun, die linke vom Oberstlieutenant Franks befehligt, gegen die feindliche Stellung vor, um deren Besitz sie zwei Tage vorher vergeblich gekämpft hatten. Es entspann sich nun hier ein heftiger und höchst blutiger Kampf, beide Theile fochten mit größter Erbitterung, Oberstlieutenant Pattoun und Major Montizambert blieben auf dem Platze, und bei Erstürmung des Dhürmsala, eines östlichen Hospitals, um dessen Besitz am längsten gefochten wurde, erlagen über 300 Sikhs den Angreifenden. Durch diesen glücklichen Erfolg kamen die Briten dem Platze so nahe, daß die Breschbatterien angelegt werden konnten, und man gab sich schon der Hoffnung hin, sich in wenig Tagen im Besitze dieser gewaltigen Feste zu befinden. Aber alle Erwartungen wurden zu Schanden, denn Shyr Singh ging am Morgen des 14. mit seinen sämmtlichen Truppen zum Feinde über.

Seine Lage war eine sehr schwierige, fortwährend von geheimen Emissairen aus der Festung bearbeitet, wünschte er den Briten treu zu bleiben, weil ihm aus dieser Verbindung die meisten Vortheile erwuchsen; aber von diesen mit Verdacht angesehen, wurde er durch die dringendsten Vorstellungen seines Vaters bestürmt, sich der Sache seines Glaubens anzuschließen, konnte dem nicht länger widerstehen und rückte plötzlich mit seinem Corps nach einem zu seiner Aufnahme bereits bezeichneten Lagerplatz, woselbst er sich unter den Kanonen der Festung geschützt fand. General Whish hatte schon vorher kaum Truppen genug, die Belagerung mit Erfolg fortsetzen zu können, nun war es unmöglich geworden, denn unter seinem Corps befanden sich allein 15,000 irregulaire Soldaten, meist Patan's, welche zu einer Belagerung nicht zu gebrauchen waren, sich zu Transchee-Arbeiten nicht verwenden ließen, und mit seinen 6000 Europäern allein konnte er sich auf eine Belagerung von Multan nicht einlassen. Die Belagerung wurde deßhalb aufgehoben und die Armee nahm am 15. September eine beobachtende Stellung ein; auf dem Marsche dahin versuchten 1000 Mann Cavallerie aus Shyr Singh's Corps den sich zurückziehenden irregulairen Truppen Schaden zuzufügen, wurden jedoch durch Cortlandt's geschickte Verwendung der Artillerie vom ferneren Vorgehen abgehalten.

Seit diesem Tage erhob Shyr Singh das Banner der Religion, alle Sikh's auffordernd, sich seiner Fahne anzuschließen, ihre Fürstin, ihre Religion und ihr Vaterland zu vertheidigen; die Verbannung der Maharanie Chinda wurde dabei als größtes Unrecht aufgestellt, doch ohne Erfolg, ihretwegen wollten sich die Sikh's nicht dem Tode opfern, denn mehrere der Sirdare flüchteten sich und suchten Schutz im britischen Lager. Damit indeß die irregulairen Truppen, namentlich Cortlandts Corps, sich nicht auflösten, so erklärte Edwards, daß wer bei der Fahne bleibe, als im britischen Dienste stehend behandelt werden sollte. Der General-Gouverneur Lord Dalhousie gab dieser Bestimmung seine Billigung [19]). Major Edwards wußte, daß Eifersucht und Mißtrauen zwischen Mulraj und Shyr Singh herrschte, jener wollte keine von dessen Leuten in die Festung lassen, selbst nicht eine sogenannte Ehrengarde von 1000 Mann, befürchtend, daß Shyr Singh es nur darauf abgesehen habe, sich in Besitz der Festung zu setzen. Diesen Umstand benutzte Edwards, sich dabei eines Spions bedienend, eines Hindu mit Namen Bhambo, welcher beiden Parteien sich verkaufte. Er ließ ihn kommen und sagte ihm als im größten Vertrauen, daß er einen Brief an Shyr Singh ihm zu übergeben wünsche, doch so, daß Mulraj keine Kenntniß davon bekomme. Bhambo versicherte, das Schreiben sollte dessen Händen übergeben werden, ohne daß Mulraj es auch nur „riechen könne". Er nahm den Lohn und den Brief und kaum hat er die Stadt betreten, so eilt er, Mulraj das Schreiben einzuhändigen. Mulraj's Gesichtsfarbe wurde „gelb", als er den Inhalt durchlief, er befahl einen Kriegsrath, um über Shyr Singh's Verrätherei zu richten. Dieser tief empört über eine solche Anklage, ergießt sich in den heftigsten Schimpfworten über Edwards, leugnet alles und bittet als ein Zeichen seiner Unschuld mit seinen Truppen Edwards sofort angreifen zu dürfen, es wird ihm gewährt, aber er muß nach einer heftigen Kanonade mit Verlust umkehren. Er fühlte sich seit dieser Stunde unsicher und erklärte an Mulraj, den Distrikt zu verlassen, wenn derselbe den seinen Truppen schuldigen Lohn zahlen wolle. Mulraj war froh, einen in seinen Augen so zweideutigen Freund los zu werden, zahlte das Geld und Shyr Singh verließ am 9. Oktober Multan und in so eiligen Märschen, daß General Whish die Verfolgung aufgeben mußte. Am 21. vereinigte er sich mit seinem Vater Chüttür Singh bei Wüzierabad, wo die nun daselbst aufgestellten Truppen ein Corps von gegen 30,000 Mann bildeten. Chüttür Singh ging nach Hazareh, ließ indeß seinen Sohn mit einer starken Abtheilung zurück.

Mulraj versuchte durch Agenten die Sikhstruppen zu vermögen sich ihm anzuschließen, aber diese wollten unter seiner Fahne nicht dienen und begaben sich zur Armee des Chüttür Singh und seines Sohnes, welche als die des Khalsa angesehen wurde. Seine Anträge an Dost Mohamed zu Cabul und den Kandahar-Häuptlingen ihm zu Hülfe zu kommen, waren zu verführerisch, als daß der Affghane widerstehen konnte. Dost Mohamed sandte einen seiner Söhne mit einem kleinen Corps, welches Bannur besetzte, und die Kandahar-Häuptlinge machten zu einer Unternehmung nach Harrand Vorbereitungen, aber Lieutenant Taylor hielt Dost Mohameds Corps in Furcht und diese Unternehmung wurde so lange verzögert, bis Multan gefallen war.

Inzwischen hatte die Besatzung Multans einige Verstärkung erhalten und nahm im November eine so herausfordernde Stellung ein, daß die Belagerer gleichsam in ihrem von Erdwällen befestigten Lager belagert wurden. Während eines fünftägigen Bombardements mußten die Truppen Tag und Nacht in Erwartung eines Angriffs sein, alle Versuche, den Feind vermöge der Artillerie zum Rückzuge zu zwingen, mißglückten, weßhalb am 7. November Vorbereitungen zu einem Sturme gemacht wurden, die Sikh's mit dem Bajonnet aus ihrer Stellung zu vertreiben. An diesem Morgen hatten 220 Sepoys von Cortlandts Corps Gelegenheit gefunden zum Feinde zu entweichen, die Muselmänner in demselben waren zwar treu geblieben, aber es störte das Vorhaben; indeß diese Ueberläufer ermuthigten die Sikh's, der Feind ergriff die Initiative und stürmte mit erneuerter Kraft das britische Lager. Er wurde geschlagen, verlor viele Leute und fünf Geschütze und mußte sich nach der Festung zurückziehen.

Beide Theile beschränkten sich seitdem mehr auf Beobachtung und auf kleine Gefechte bis eine Division der Bombay-Armee unter Brigadier Dundas, welche vom Sind aus heranrückte, eintraf; Truppen die, wenn auch im Ansehen den Bengal-Sepoys nachstehend, diese an soldatischer Ausbildung und Disziplin doch bei weitem übertrafen. Zu gleicher Zeit wurde eine Armee unter Lord Gough gebildet, zu welcher, als der großen Armee des Peng'âb's, auch das Belagerungs-Corps von Multan gehörte. Oberst Cheape, welcher vor Bhürtpur seine Erfahrung und Kenntniß gesammelt hatte, erhielt als Ingenieur-Offizier den Auftrag die Belagerung zu leiten, welche nun in aller Regelmäßigkeit und mit Energie vorgenommen werden konnte; denn beinahe 15,000 Mann reguläre Truppen, inbegriffen 3000 Mann Cavallerie nebst 97 Geschützen, von

denen 67 Belagerungsgeschütze waren, standen außer den irregulairen Truppen zu seiner Verfügung. Mulraj hatte nur über 12,000 Mann zu gebieten, seine Geldmittel nahmen ab und ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit fing sich der Besatzung an zu bemächtigen.

Während sich diese Begebenheiten vor Multan und im Norden des Peng'âb zutrugen, begann schon im Mai zu Lahore ein Gefühl der Unsicherheit sich kund zu machen, eine Verschwörung wurde entdeckt, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die eingeborenen Truppen zum Aufstand zu bewegen. Drei der Rädelsführer wurden festgenommen, vernommen und zwei: General Khan Singh und Bhaie Gangaram, der Vertraute der Maharanie Chandi, als schuldig befunden, mit dem Tode bestraft. Die Theilnahme dieser rastlosen Intriguantin an diesem Complot und daß sie die eigentliche Urheberin desselben war, war festgestellt worden, sie deßhalb aus dem Lande zu entfernen, erschien nothwendig. Sie hatte seit einem Jahre sich in Shikarpur aufhalten müssen, 20 Meilen von Lahore, wurde von dort am 15. Mai 1848 unter starker Escorte nach Ferozpur und von da nach Benares gebracht, woselbst sie am 2. August eintraf. Doch auch hier suchte sie auf alle nur mögliche Weise der britischen Regierung Ungelegenheiten zu bereiten und durch Agenten für ihre Sache zu wirken. Die Verschwörer suchten Dost Mohamed und Gulab Singh für ihre Sache zu gewinnen; jener hatte ein Corps ausgerüstet und bei Jellalabad eine Aufstellung genommen, in der Hoffnung, wieder in den Besitz von Peschawür zu kommen; Gulab Singh suchte sich mit beiden Parteien in gutem Vernehmen zu erhalten, um sich später dem Sieger anschließen zu können. Man bemühete sich von Lahore aus durch Absendung des Raja's Diena Singh, eines der fähigsten Männer im Derbar, Chüttür Singh auf dem Wege der Unterhandlung zu gewinnen; aber alle Versuche, ihn den Aufrührern zu entziehen, schlugen fehl. Der Geist des Aufstandes war besonders im Norden sehr bedrohlicher Art, wo die aufsässigen Truppen einen erfahrenen und mit Auszeichnung gedienten Offizier des Sikhsheeres, den Oberst Holmes, zu Bünnu ermordet hatten. In Lahore befehligte Brigadier Campbell (jetziger Lord Clyde), welcher wachsam und durch Aufrechthaltung der strengsten Disziplin, die Ruhe erhielt und die Festung Amritsir sicherte; so, daß selbst während der Festlichkeiten des Daßera, wo gewöhnlich kriegerische Unternehmungen ihren Anfang machen, keine Unruhen stattfanden.

Die Bengaltruppen vor Multan verließen am 25. December 1848 ihr

son, wurden aus ihren Gräbern genommen, in Kaschimirshawls gehüllt, und von den Bombay-Füsilieren, welchen Anderson angehört hatte, über die Bresche nach dem höchsten Plateau der Citadelle getragen, und daselbst feierlich beerdigt. Ein Denkmal ist darüber errichtet. Die Körper von Khan Singh und seinem Sohne, welche Mulraj als Gefangene festgesetzt hatte, weil sie an einem Complot gegen ihn betheiligt waren, fand man umarmt unter den Ruinen des Gefängnisses.

Mulraj hatte Major Edwards gebeten, seine Vertheidigung zu übernehmen, was dieser jedoch ablehnen mußte, weßhalb Capitain Hamilton diese traurige Pflicht übernahm und mit so viel Geschick, daß das Kriegsgericht aus zwei Offizieren und einem Civilisten gebildet, ihn zwar als schuldig erklärte, jedoch „der Gnade empfahl als ein Opfer der besonderen Umstände." Der General-Gouverneur genehmigte es und Mulraj, anfänglich zur Transportation über's Meer bestimmt, wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verdammt. Die wirklichen Mörder wurden festgenommen, verhört, schuldig befunden und mit dem Tode bestraft.

Mit dem Falle von Multan war der Stützpunkt des großen Aufstandes des Sikhsvolkes oder vielmehr seiner Khalsa in die Hände der Briten gekommen; aber es waren dadurch die Anstrengungen der Sikhs-Sirdare nicht geschwächt worden, noch lebten viele unter ihnen der Hoffnung, sich von den Briten zu befreien, ja diesen selbst die Herrschaft über Indien streitig machen zu können. An der Spitze dieser Partei stand Chüttür Singh, sein Sohn Shere Singh hatte sich mit ihm vereinigt und Beide erließen an alle Waffenfähigen einen Aufruf, sich ihnen anzuschließen, den gemeinsamen Feind zu vertreiben. Dies zu erleichtern drang Shere Singh am 20. Oktober bis gegen Pindie Battean sechszig Meilen von Lahore vor, überall Verwüstung und Schrecken verbreitend, die Zaghaften, durch Aufrufe, welche von Rache und Vergeltung und von Hoffnungen glüheten, an sich zu ziehen suchte. Die Truppen zu Peschawür hatten sich bereits Chüttür Singh angeschlossen und diese Provinz dem Barückzye-Häuptling von Kohat übergeben. Gegen Ende November stand die Khalsa-Armee zwischen Wüzierabad und Ramnaggar; zu ihrer Beobachtung war der Brigadier Cureton an der Spitze einer Cavallerie-Division der Bengal-Armee vorgeschickt worden, hatte den Ravie auf einer Schiffbrücke passirt, und sechs Meilen nördlich dieses Flusses an der großen Straße nach Wüzierabad das Lager bezogen. General Cureton sollte die Zu-

sammenziehung einer Armee decken, welche Lord Gough zu Saharün versammelte; in der Mitte December befanden sich bereits unter seinen Befehlen, außer der Besatzung von Lahore, 38,000 Mann nebst beinahe hundert Feldgeschützen und einem Belagerungstrain von 70 Geschützen. Am 21. December setzte sich Lord Gough mit derselben in Bewegung, nachdem zuvor ein Aufruf an alle Einwohner ergangen war, sich weder den Rebellen anzuschließen, noch ihnen Unterstützung zu gewähren.

Ramnaggar, am rechten Ufer des Chenab, liegt in der Mitte des Peng'âb und war nebst einer Insel, welche in einer Biegung des Flusses liegt, von Shere Singh stark befestigt und besetzt worden. In der Nacht vom 21. zum 22. war Brigadier Campbell an der Spitze einer Infanterie-Brigade und von General Cureton's Cavallerie-Division unterstützt, mit dem Auftrage vorgegangen, die Rebellen über den Fluß zu treiben und sich der Batterien auf dem linken Ufer zu bemächtigen. Die Truppen setzten sich in tiefster Dunkelheit Morgens 2 Uhr in Marsch, trieben kleine Sikhs-Abtheilungen zurück und erreichten das Ufer des Flusses mit Tagesanbruch; sobald man der feindlichen Stellung ansichtig wurde, ließ der General die reitende Artillerie, so schnell als es nur der sandige Boden erlaubte fortzukommen, vorbringen, um das Feuer eröffnen zu können. Aber der Feind empfing die sechspfündigen Kanonen mit schweren Geschützen, deren Wirksamkeit war gegen die leichten Geschütze so zerstörend, daß man sich mit Verlust eines demontirten Geschützes und zweier Wagen zurückziehen mußte. Der dem Ufer zunächst befindliche Arm war einer Nallah ähnlich, nur 30 Schritte breit, mit einem steilen, fünf bis sechs Fuß abfallenden Uferrande, aber nur zwei Fuß tief; wogegen der Hauptarm zwischen der Insel und dem rechten Ufer breiter und vermöge Böte mit der Besatzung auf der Insel und dem linken Ufer in steter Verbindung stand. Sobald die Sikhs sahen, daß die Briten sich zurückzogen, schickten sie 4000 Mann Cavallerie unter dem Schutze ihrer Geschütze durch die Furth zum Angriff vor. Als dieselben das linke Ufer erreicht hatten, ging Oberstlieutenant Havelock an der Spitze des 14. leichten Dragoner-Regiments und 5. leichten Cavallerie-Regimentern ihnen entgegen, aber von der Unebenheit des Bodens und den dicken Staubwolken, die ihn bald umgaben, irre geführt, warf er sich auf eine andere Sikhs-Abtheilung nahe dem Flusse und verfolgte diese bis zur Nallah unter einem wirksamen feindlichen Feuer; die britische Cavallerie kehrte um, formirte sich von neuem und wiederholte den Angriff, wobei Oberstlieutenant Havelock fiel. Ein dritter An-

Beobachtungslager um ihre frühere Stellung, welche sie vor drei Monaten inne gehabt hatten, wieder einzunehmen; am 26. folgte die Bombay-Division, so daß am 27. die Belagerung wieder ihren Anfang nehmen konnte. General Whish beschloß, den nordöstlichen Winkel der Citadelle anzugreifen, und wollte daher erst den Feind aus den davor liegenden Vorstädten vertreiben, hier lagen auch das Grabmal von Mulraj's Vater und sein eigenes Gartenhaus. Drei Colonnen erhielten den Auftrag, einen Schein-Angriff zu machen, es war dem Ermessen der Führer anheim gestellt, jeden sich darbietenden Vortheil zu verfolgen. Bei dieser Gelegenheit nahm Brigadier Dundas mehrere mit Batterien besetzte wichtige Stellungen, wobei die Bombay-Füsiliere den Feind mit dem Bajonnet angriffen und mit so viel Eifer verfolgten, daß selbst ein Theil der Bombay-Schützen die Flüchtigen bis in's Thor verfolgten. Diese Angriffe machten es der Armee leicht, sich der beabsichtigten Stellung zu bemächtigen; Mulraj war jetzt in der Citadelle abgeschlossen, weßhalb General Whish sich erst der Stadt versichern wollte. Major Edwards mit den irregulairen Truppen hielt die Verbindungen im Rücken gesichert, sowie die Vorstädte auf dieser Seite besetzt. Am 29. versuchten 2000 Rebellen, denen sich die 220 entlaufenen Sepoys angeschlossen hatten, einen Ausfall, wurden jedoch nach einem harten und blutigen Gefechte von anderthalb Stunden zurückgeschlagen, wobei ein Freiwilliger, M'Mahon, den Kopf des Anführers der Sikhs, eines durch Größe und Körperkraft auffallenden Menschen, mit einem Hiebe spaltete. Edwards und Sir Henry Lawrence, welcher eben von England eingetroffen war, um sich dem Kampfe anzuschließen, waren Zeuge wie der kühne M'Mahon die Sieger im Triumphe zurückbrachte.

Inzwischen hatten die Mörser-Batterien Stadt und Festung fortwährend beworfen; am 29. fiel eine Granate aus der Batterie des Lieutenant Newall in das große Pulver-Magazin der Festung, wodurch mehrere Gebäude und die große Moschee in die Luft flogen und 500 Mann getödtet wurden. Der Anblick der Explosion war der eines speienden Vulkans, die Erde erdröhnte bis in weite Ferne, der Himmel und das Sonnenlicht waren in Rauchwolken, Asche und Trümmern gehüllt, deren Massen in mannigfaltigen Kreisen sich bewegten, angefüllt mit Steinen, Erde, Holz und Menschen; aber als die Luft sich klärte und die Sonne dieses furchtbare Feld der Verwüstung erleuchtete, war die die Stadt weit überragende Moschee mit ihrem Dome und den Minarets verschwunden. Dieser glückliche Schuß erhöhete die Hoffnungen der Belagerer

und entmuthigte die Besatzung. Am 2. Januar waren zwei Breschen zum Sturme fertig, zwei Sturm-Colonnen, die eine aus Bombay-Truppen gebildet, führte Capitain Leith, die andere von Bengal-Truppen zusammengesetzt, befehligte Capitain Smith; diese drang zwar schnell über ein tiefes Loch vor, kam dann aber an den Stadtwall, der hier noch dreißig Fuß hoch, und da es ganz unmöglich war, ihn zu ersteigen, so mußte diese Colonne eiligst umkehren. Dagegen war Capitain Leith's kühnes Vordringen vom glänzendsten Erfolge begünstigt, er drang eilig über die Bresche, und obgleich auf der andern Seite derselben neue Gräben und Wälle aufgeworfen waren, in welche im ersten Eifer einige seiner Offiziere und Leute hineinfielen, so erzwang sich die Colonne dennoch den Eingang durch die Wälle des sogenannten „blutigen Bollwerks" und drang in die Straßen nach der Mitte der Stadt. Bei diesem Vordringen wurden Capitain Leith und der nächst ihm befehligende Offizier Lieutenant Gray schwer verwundet, die Colonne verfolgte jedoch den Sieg und der Fahnenträger Bennet steckte die Fahne auf der Höhe der Bresche auf, während die siegestrunkenen Soldaten den Feind von allen Punkten vertrieben. Mulraj flüchtete sich mit kaum dem vierten Theil der Besatzung in die Citadelle, den Rest der Gnade der Sieger Preis gebend. Multan befand sich am 3. Januar 1849 in den Händen der Briten und die hinterlistige Ermordung englischer Offiziere war gerächt worden. Am 4. Januar nahm eine Bombay-Brigade nördlich des Forts eine Aufstellung, wodurch nun mit Hülfe von kleinen Abtheilungen und Patrouillen die Festung ganz eingeschlossen war; den 5. schickte Mulraj eine Bittschrift an Major Edwards, den Wunsch aussprechend, einen Abgesandten senden zu dürfen, indem er Anträge zu machen wünsche. Sein Verlangen wurde abgewiesen und ihm angedeutet, sich der Gnade der Sieger zu übergeben, noch versuchte er am 12. durch einen Ausfall sich günstigere Bedingungen zu verschaffen, doch vergeblich; auch neue Kämpfe, wobei sich die Matrosen des Indus-Dampfbootes unter Capitain Powell besonders auszeichneten, waren fruchtlos, und da er sich der Forderung nicht fügen wollte, sollte am 22. der Sturm stattfinden, als Mulraj sich und die Besatzung ohne Bedingungen übergab. Er erschien in prächtige Gewänder gekleidet auf einem schönen arabischen Hengste, wurde als Gefangener behandelt und zur Untersuchung nach Lahore abgeschickt. Diese Belagerung hatte den Briten 210 Todte und 982 Verwundete gekostet.

Die Reste der Leichen der beiden Ermordeten, Vans Agnew und Ander-

derte sie die Bewegungen der reitenden Artillerie, das Gespann von seinen Geschützen getrennt, wurde verhindert zum Aufprotzen heranzukommen, mithin war die Vertheidigung den Bedienungs-Mannschaften allein überlassen. Ein Corps Sikhs, welches dies sah, warf sich auf die Geschütze, und obgleich die Artilleristen auf's heldenmüthigste ihre Geschütze vertheidigten, wobei 73 Mann getödtet wurden, so konnten vier der Kanonen nicht mehr gerettet werden. Sobald sich die Cavallerie wieder geordnet hatte und vorging, zogen sich die Sikhs zurück. Der Kampf dauerte ohne allen Zusammenhang, und ohne daß irgendwo mehr eine Leitung sichtbar war, bis zur Dunkelheit der Nacht.

Diese unglückliche Schlacht bei Chillianwalla hatte den Briten 602 Todte und 1650 Verwundete gekostet. Die Sikhs hatten mit einer Hingebung und einem seltenen Heldenmuthe gekämpft, viele ihrer tapfersten Führer und besten Leute verloren, aber den Engländern fünf Fahnen und vier Geschütze abgenommen, und obgleich sie 12 Geschütze verloren hatten und das Schlachtfeld verlassen mußten, so konnten die Engländer sich nicht rühmen, die Sieger gewesen zu sein. Dennoch war die Kraft der Sikhs gebrochen und eine zweite Schlacht mußte ihrer Herrschaft für immer ein Ende machen [22]).

Beide Armeen standen sich seit diesem Tage vier Wochen beobachtend gegenüber, die Engländer empfingen durch General Whish, welcher einen Theil der Belagerungsarmee vor Multan herangeführt hatte, beträchtliche Verstärkungen. Am 12. Februar nahm die sämmtliche Cavallerie der Sikhs eine Aufstellung vor ihrem Lager ein, dieses wurde unter deren Schutz abgebrochen und der Feind zog sich in der Richtung von Guzerat, dann gegen Wüzierabad, als beabsichtigte er über den Chenab auf Lahore zu gehen. Die Sikhs hatten ihr Lager mit doppelten Erdwällen eingeschlossen, vor welchen hohe Büsche gepflanzt waren, der Cavallerie das Vorgehen zu erschweren, die Zelte standen am Abfalle eines Hügels; vor der Mitte waren Batterien und ein zerrissener Boden, den eine Schlucht durchzog, über welche eine schmale Brücke führte. General Whish stand Ramnaggar gegenüber und schickte eine starke Abtheilung nach Wüzierabad, den Sikhs den Uebergang unmöglich zu machen. Das Corps unter Shere Singh plünderte nun den Distrikt, ging nach Guzerat, wo sich Chüttür Singh und Akram Khan, der Sohn von Dost Mohamed, mit 3000 Affghanen, die Hälfte Cavallerie, mit ihm vereinigten. Es waren noch immer gegen 60,000 Mann [illegible] schütze, welche am 20. Februar in einem

sammenziehung einer Armee decken, welche Lord Gough zu Saharün versammelte; in der Mitte December befanden sich bereits unter seinen Befehlen, außer der Besatzung von Lahore, 38,000 Mann nebst beinahe hundert Feldgeschützen und einem Belagerungstrain von 70 Geschützen. Am 21. December setzte sich Lord Gough mit derselben in Bewegung, nachdem zuvor ein Aufruf an alle Einwohner ergangen war, sich weder den Rebellen anzuschließen, noch ihnen Unterstützung zu gewähren.

Ramnaggar, am rechten Ufer des Chenab, liegt in der Mitte des Peng'âb und war nebst einer Insel, welche in einer Biegung des Flusses liegt, von Shere Singh stark befestigt und besetzt worden. In der Nacht vom 21. zum 22. war Brigadier Campbell an der Spitze einer Infanterie-Brigade und von General Cureton's Cavallerie-Division unterstützt, mit dem Auftrage vorgegangen, die Rebellen über den Fluß zu treiben und sich der Batterien auf dem linken Ufer zu bemächtigen. Die Truppen setzten sich in tiefster Dunkelheit Morgens 2 Uhr in Marsch, trieben kleine Sikhs-Abtheilungen zurück und erreichten das Ufer des Flusses mit Tagesanbruch; sobald man der feindlichen Stellung ansichtig wurde, ließ der General die reitende Artillerie, so schnell als es nur der sandige Boden erlaubte fortzukommen, vorbringen, um das Feuer eröffnen zu können. Aber der Feind empfing die sechspfündigen Kanonen mit schweren Geschützen, deren Wirksamkeit war gegen die leichten Geschütze so zerstörend, daß man sich mit Verlust eines demontirten Geschützes und zweier Wagen zurückziehen mußte. Der dem Ufer zunächst befindliche Arm war einer Nallah ähnlich, nur 30 Schritte breit, mit einem steilen, fünf bis sechs Fuß abfallenden Uferrande, aber nur zwei Fuß tief; wogegen der Hauptarm zwischen der Insel und dem rechten Ufer breiter und vermöge Böte mit der Besatzung auf der Insel und dem linken Ufer in steter Verbindung stand. Sobald die Sikhs sahen, daß die Briten sich zurückzogen, schickten sie 4000 Mann Cavallerie unter dem Schutze ihrer Geschütze durch die Furth zum Angriff vor. Als dieselben das linke Ufer erreicht hatten, ging Oberstlieutenant Havelock an der Spitze des 14. leichten Dragoner-Regiments und 5. leichten Cavallerie-Regimentern ihnen entgegen, aber von der Unebenheit des Bodens und den dicken Staubwolken, die ihn bald umgaben, irre geführt, warf er sich auf eine andere Sikhs-Abtheilung nahe dem Flusse und verfolgte diese bis zur Nallah unter einem wirksamen feindlichen Feuer; die britische Cavallerie kehrte um, formirte sich von neuem und wiederholte den Angriff, wobei Oberstlieutenant Havelock fiel. Ein dritter An-

dem Reiter wurde sein Pferd gelassen, er empfing eine Rupie und die Mittel die Heimath zu erreichen. Im Ganzen fielen den Engländern in diesem Feldzuge über zweihundert Geschütze in die Hände, wovon 158 auf dem Schlachtfelde erobert worden waren.

Sir W. Gilbert trieb die Affghanen in Eilmärschen vor sich her, er erreichte Attock noch zeitig genug, um sich so vieler Boote zu versichern, daß er einen Uebergang herstellen konnte; am 19. und 20. März ging er mit seinen Truppen über den Indus. Dost Mohamed, welcher sich in Peschawür befand, floh in größter Hast mit seinen Affghanen durch die Khybürpäße nach Cabul.

Dieser blutige Feldzug hatte der britischen Regierung die Ueberzeugung aufgedrungen, daß der Herrschaft der Sikhs für immer ein Ende gemacht und das Peng'âb nebst der Provinz Peschawür dem britisch-indischen Reiche einverleibt werden müsse. Nach lebhaften Verhandlungen mit den Sikhs-Ministern wurde am 29. März in einem öffentlichen Derbar, von Herrn Elliot, welcher im Namen des General-Gouverneurs präsidirte, die Einverleibung erklärt; der unmündige Maharajah Dhülip Singh wurde als Pensionair erklärt, und der Koh-i-nur sollte der Königin von England ausgeliefert werden [23]). Eine Proklamation unter demselben Datum verkündete diesen Akt den Völkern und Fürsten von Indien, freie Religions-Ausübung, insofern solche nicht der Sicherheit gefährlich ist, wurde darin ausgesprochen, Jedermann sollte gesichert in seinem Eigenthum bleiben, mit Ausnahme derjenigen Sirdare, welche mit den Waffen in der Hand gegen die Briten gefochten hatten, deren Jaghire eingezogen wurden.

Seit diesem Tage sind es nun zehn Jahre, daß die Herrschaft der Sikhs aufgehört hat, doch nicht die Macht des Sikhs-Volkes. Unter den verschiedenen Völkern Indiens, Hindus oder Muselmänner, sind die Sikhs die kriegerischsten und dem Briten die gefährlichsten; im Geiste und Wesen offenbaren sie den Mohamedanismus des Hinduglaubens, von dem fanatischen Kampfeseifer der ersten Mohamedaner begeistert werden sie immer bereit sein, sich einem Führer anzuschließen, der ihren Granth und das Schwert im günstigen Momente zu erheben versteht. Da die Sikhs die besten Soldaten unter den Indern sind, werden die Engländer mit wachsamem Auge vermeiden müssen, eine in sich zusammenhängende Sikhstruppe zu bilden, und wo sie sich ihrer im Kriege bedienen, nicht unter ihnen das Bewußtsein einer Sikhsmacht aufkommen lassen dürfen. Daß sich die Briten derselben zur Bekämpfung der Sepoy-Revolution mit so großem

Erfolge bedienen konnten, verdanken sie der Weisheit und Gerechtigkeit, mit der die Regierung das Peng'âb verwaltet hat, und die Art, mit welcher Land und Volk auf den Weg der Civilisation geführt worden sind. Auf welche Weise dies geschehen, wollen wir jetzt betrachten, indem wir uns zuerst zur Schilderung des Landes und seiner Einwohner wenden.

Größe und geographische Lage des Peng'âb, dessen Bewohner, politische Eintheilung und Verfassungsweise unter den Sikhs, Schilderung der Provinz Peschawür.

Es ist gewiß von dem höchsten Interesse, sich von Zeit zu Zeit mit den Fortschritten bekannt zu machen, welche die große Nation der Briten in der erhabenen Aufgabe, Civilisation und Christenthum über Asien zu verbreiten, ihrem indischen Reiche zu Theil werden läßt. Die schwierige und seltene Gabe der Colonisirung ist es, wodurch sich diese Nation vor jeder andern auszeichnet. Denn sowie es nicht die Fruchtbarkeit des Bodens ist, welche ein Land zur Cultur erhebt, sondern die Freiheit, so kann auch das schwere Werk der Colonisirung nur einem freien Volke gelingen[24]).

Unter allen dem britisch-indischen Reiche einverleibten Ländern hat sich bei keinem so die Größe des englischen Characters, die Gabe der Colonisirung bewährt, als in der Verwaltung des Peng'âb, wo in wenig Jahren die bewunderungswürdigsten Einrichtungen für die sittliche Hebung des Volkes und für die Verbesserungen des Landes gemacht worden sind. Einrichtungen, die in ihrer Ausführung sich unter den schwierigsten Umständen bewährt haben, und gezeigt, wie richtig die Engländer das Wesen und die Bedürfnisse seiner Bewohner erkannt haben. Wenn wir hören, daß außer großen Canal-Arbeiten in zwei Jahren allein 1349 Meilen der besten Kunststraßen vollendet und 852 Meilen in Arbeit waren, daß 2489 Meilen tracirt worden sind und 5272 Meilen vermessen wurden, um später in Angriff genommen zu werden, vieler Meilen kleiner Verbindungswege nicht zu gedenken, so werden wir der Verwaltung

Büffel, Schafe und Ziegen nicht zu gedenken. Diese weiten Grassteppen geben der ausgezeichneten Kameel-Race Nahrung. Das Peng'âb kann diese Wildnisse kaum entbehren; sie sind beinahe ebenso wichtig, als die cultivirten Strecken.

Eine Ausnahme hievon macht das Sind Saugur-Duab; wenig bewachsen und mehr einer Sandwüste ähnlich, liegt in ihm als einziges Zeichen menschlichen Lebens das berühmte Fort Münkhera. Doch darf eine Characteristik dieses Duabs nicht unerwähnt bleiben. Es ist durch eine Salz-Kette in zwei Theile getheilt, die von Osten nach Westen vom Jhelum nach dem Indus läuft, unter dem Flußbette fortgeht, an dem gegenüberliegenden Ufer noch einmal zu Tage kommt und sich endlich den Sulimany-Bergen anschließt. Diese Bergkette ist von der höchsten Wichtigkeit, indem sie von unerschöpflichen Steinsalz-Adern angefüllt ist. Unzählige Thäler und Schluchten winden sich von diesen felsigen Bergen in die Ebene, und geben dem sonst öden Lande eine Zierde von Cultur. Hier liegen die drei großen Orte: Rawül Pindy, Chükawül und Pind Dadün Khan, Letzteres durch seine Salzminen berühmt.

Die Blume der Bevölkerung sind die Jâts; sie bilden die Mehrzahl der zur Religion des Nanak Bekehrten und sie waren recht eigentlich das Herz und der Kern der Sikhs und ihrer Heere. Gleich groß im Frieden, wie im Kriege, verbreiteten sie Cultur und Wohlstand vom Jamna bis zum Jhelum und haben sich zu einer politischen Macht von Bhurtpor bis nach Delhi erhoben. Durch Abstammung und Gewohnheit sind es Freisaßen-Bauern — und doch können sie sich zweier fürstlicher Familien rühmen, der zu Lahore und Bhurtpor, welche in unseren Tagen in der ersten Reihe indischer Mächte standen. Im Peng'âb zeigen sich all die ihnen angeborenen Fähigkeiten für Kriegführung und Ackerbau, und durch die Lehnverfassung der Khalsa ist ihnen ein ritterliches und edles Wesen eingeimpft worden. Ihre eigentliche Heimath ist die Manjha oder das Centrum des Bary-Duab, dessen Hauptstadt Amritsir ist. Aber außerdem finden sich zahlreiche Colonien zu Guzeranwalla, in dem Rechnah-Duab, Guzerat, dem Chuj und um Rawül Pindy und in dem Sind Saugur. Seit Jahrhunderten ist der Theil des südlichen Peng'âb, worin Multan die Hauptstadt bildet, durch sie bevölkert worden, aber sie stehen daselbst nicht in so hohem Rufe, und ihr Leben ist lediglich dem Ackerbau gewidmet. In vielen Gegenden, namentlich im Süden, gehören die Jâts dem mohameda-

nischen Glauben an, zu welchem sich ihre Vorfahren zur Zeit Kaiser Aurengzeb's bekehren ließen.

Nächst den Jats sind die Güjur's, die wahrscheinlich dem frühesten Alterthum angehören, der zahlreichste Volksstamm. Wenn gleich die Mehrzahl derselben dem Hirtenleben treu geblieben ist, so haben doch auch Viele unter ihnen sich dem Ackerbau gewidmet; auch sind sie mehr industriös und weniger von Vorurtheilen befangen, als ihre Brüder in Hindostan. In dem Norden haben sich Rajputen heimisch gemacht, die von den Bergen herabkamen und sich in der Ebene ansiedelten, in ihnen leben zwar die kriegerischen Eigenschaften ihres Stammes, aber sie sind dürftige Ackerbauer. Viele von ihnen gingen zur Zeit der Kaiserherrschaft zum Mohamedanismus über. Unter den reinen Secten der Mohamedaner haben die Pathans allein eine gesellschaftliche Wichtigkeit erlangt. Sie sind überall im Lande zerstreut, leben aber hauptsächlich in Multan und Kaßour; in der letzten Provinz erhielten sie vom Kaiser Shah Jehân eine große Landstrecke als Eigenthum, und hier gruben sie Canäle, verbesserten die Lage des Bauernstandes und machten aus einer wüsten Gegend ein durch Wohlstand blühendes Land. Sie vertheidigten ihr erbliches Eigenthum mit einer bewundernswürdigen Ausdauer und einer seltenen Tapferkeit gegen Ranjit Singh's eigenmächtiges Vordringen, und im letzten Sikhs-Kriege bestanden aus ihnen die besten Truppen in Major Edwards' Corps. Noch müssen wir eines Stammes unächter Muselmänner gedenken, der Raens, welche in der Nähe aller großen Städte sich als höchst geschickte und betriebsame Frucht- und Gemüsegärtner auszeichnen; ein anderer Stamm sind die Dogras — nicht mit den Dogürs, einem wichtigen Stamme an den Ufern des Setlej zu verwechseln, — vermischte Rajputen von den Jümmu-Bergen, von einem Rajputvater und einer einer niederen Caste angehörigen Mutter abstammend. Maharajah Gulab Singh ist ein Dogra, und nennt sich mit seinem Clan der wahre Rajput.

Dies sind die Stämme, woraus sich der Soldat und der Landmann ergänzen; der dritte Stand, der der Kaufleute und Gelehrten, besteht aus den Khüttry's. Das Geschäft eines Handeltreibenden und Gelehrten wird in Indien als ein unmännliches angesehen, obgleich Gelehrte und Kaufleute an Muth und Entschlossenheit den roheren Stämmen wenig nachstehen, während sie diese in Bildung, feineren Sitten und in Fähigkeiten für weltliche Angelegenheiten überragen. Einige von Ranjit Singh's besten Gouverneuren und Ministern

eines Landes, das über 50,000 Quadrat-Meilen umfaßt, unsere Anerkennung nicht versagen können. Was für die Bildung einer Armee geschehen ist, wie das Schulwesen eingerichtet, Achtung vor dem Gesetz eingeflößt, und wie durch Errichtung von Banken die Cultur des Bodens gehoben und schneller Wohlstand verbreitet wurde, wird uns in allen Details gezeigt. Aber um die Schwierigkeiten, mit denen man hierbei zu kämpfen hatte, sowie das Geschick und die Umsicht, mit welcher diese überwältigt wurden, richtig zu würdigen, ist es unumgänglich nothwendig, das Land und dessen Bewohner in ihren Eigenthümlichkeiten an sich vorübergehen zu lassen.

Der Theil von Rünjit Singh's Königreich, welcher im März 1849 mit dem britischen Reiche in Indien vereinigt wurde, wird seitdem mit dem Namen des Peng'âb Proper, oder des eigentlichen Peng'âb bezeichnet. Es ist ein Land von 50,400 Quadrat-Meilen, dessen größte Breite (vom 70 — 75° östlicher Länge) 293 Meilen und dessen Länge (vom 34—29° nördlicher Breite) 344 Meilen beträgt. Es ist einem weiten Dreieck zu vergleichen, dessen spitzer Winkel im Süden der Punkt bildet, wo die das Land durchziehenden fünf Flüsse, zu einem mächtigen Strome vereinigt, ihre reichen Wasser dem Weltmeere zusenden. Nördlich von diesem Punkte wird die östliche Seite durch den Setlej und seinen Zufluß, den Beas, gebildet, und die westliche Seite begrenzen die Sulimany-Berge und jene Bergkette, die sich nordwärts dem Thale des Cabulflusses zuwendet. Am Nordwestwinkel lehnt sich die Basis an die Hügel, welche das Thal von Peshawür und Hüzara überragen, und, von dort östlich gehend, berührt sie die untere Grenze des neu gegründeten Königreichs vom Jammu und Kashmir. Die vier Duabs, in welche das Land durch seine Flüsse getheilt ist, werden noch heute mit denselben Namen benannt, die ihnen zur Zeit der Mongolen-Herrschaft gegeben waren. Der Bary liegt zwischen dem Beas und Ravy, die Rechnah zwischen dem Ravy und Chenab, zwischen diesem und dem Jhelum der Chuj, und der vom Jhelum und Indus eingeschlossene hat seinen Namen von diesem und wird der Sind Saugour, oder der „Ocean des Indus“ genannt. Der Bary-Duab ist die Palme von allen, weil in ihm das Central-manjha oder die Heimath der Sikh-Nation und die drei größten Städte: Lahore, Amritsir und Multan liegen.

Der Anblick des Landes zeigt die größte Mannigfaltigkeit, von der höchsten Fruchtbarkeit bis zur sandigsten Wüste oder den wildesten Grassteppen und undurchdringlichem Reisiggewächs. Ein Reisender, der die Verbindungsstraßen

nach dem Norden verfolgt, wird das Peng'âb für den Garten Indiens halten; auf dem Wege zurückkehrend, welcher das Centrum durchschneidet, wird er es dagegen des Besitzes nicht werth finden. Die Cultur ist von zwei Ursachen abhängig, den niederen Abfällen des Himâlaya und den Flüssen, denn von dem Fuße der südlich gelegenen Berge zieht sich eine Landstrecke von 50 bis 80 Meilen Breite, die von Gebirgsbächen bewässert, an Fruchtbarkeit und Cultur im Norden von Indien unübertroffen ist. Die herabkommenden Flüsse verbreiten an beiden Ufern Reichthum und Wohlstand, ihre Wasser befruchten die anliegenden Länder mit einem Schlamme, auf dem sich die höchste Cultur entfaltet. Dieser Landstrich, den weder Baumschlag, noch malerische Formen zieren, wird von dicht bevölkerten Dörfern bedeckt, und giebt einem kräftigen, geschickten und arbeitsamen Menschenschlage jährlich zwei wogende Ernten. Inmitten dieser fruchtbaren Gefilde liegen die Hauptstädte Lahore, Amritsir und die größten Städte des Peng'âb.

Wie verschieden ist dagegen der traurige und fremdartige Anblick, welchem das Auge im Innern des Duabs begegnet. Da sind unabsehbare Wildnisse, dicht mit Gras und Gebüsch bewachsen, die nur spärlich von den Fußstapfen der Rinder- oder Schaafheerden unterbrochen werden. Die eigentlichen Bewohner dieser Jangle's bilden wandernde Hirtenstämme, die weder Gesetz noch Eigenthum anerkennen und ihre Viehheerden aus den benachbarten Ackerbaugegenden zusammenstehlen. Hin und wieder steht in dieser Wildniß ein einzelnes Gehöft, welches von einem halb barbarischen, recht eigentlich den Urbewohnern dieser Länder angehörenden Menschenschlage bewohnt ist. Schmale Striche, die von der größten Fruchtbarkeit zeugen, umgeben diese einsamen Wohnungen; denn der Boden ist reich und lohnt die Bewässerung, obgleich das Wasser tief unter der Oberfläche liegt. Ueberall sind Merkmale sichtbar, daß diese Regionen einst zu den bevorzugtesten gehörten, indem man fortwährend auf Ruinen von Städten, Dörfern, Tempeln, Wasserbehältern, Brunnen und Ueberrieselungs-Canäle trifft. Wunderbar sind die Wechsel, welche das Land betroffen haben! Aber ein großer Irrthum wäre es, diesen Regionen nur ein wissenschaftliches oder geschichtliches Interesse beizumessen; sie sind von dem größten Nutzen. In ihnen liegt die einzige Quelle, aus welcher die Hauptstadt, ja die meisten Städte und die verschiedenen Militairstationen mit Brennholz versorgt werden, und hier gedeiht im Ueberfluß das Gras, dessen man für den Unterhalt der Pferde bedarf, der unerschöpflichen Heerden edler Rinder,

Büffel, Schafe und Ziegen nicht zu gedenken. Diese weiten Grassteppen geben der ausgezeichneten Kameel-Race Nahrung. Das Peng'âb kann diese Wildnisse kaum entbehren; sie sind beinahe ebenso wichtig, als die cultivirten Strecken.

Eine Ausnahme hievon macht das Sind Saugur-Duab; wenig bewachsen und mehr einer Sandwüste ähnlich, liegt in ihm als einziges Zeichen menschlichen Lebens das berühmte Fort Münkhera. Doch darf eine Characteristik dieses Duabs nicht unerwähnt bleiben. Es ist durch eine Salz-Kette in zwei Theile getheilt, die von Osten nach Westen vom Jhelum nach dem Indus läuft, unter dem Flußbette fortgeht, an dem gegenüberliegenden Ufer noch einmal zu Tage kommt und sich endlich den Sulimany-Bergen anschließt. Diese Bergkette ist von der höchsten Wichtigkeit, indem sie von unerschöpflichen Steinsalz-Adern angefüllt ist. Unzählige Thäler und Schluchten winden sich von diesen felsigen Bergen in die Ebene, und geben dem sonst öden Lande eine Zierde von Cultur. Hier liegen die drei großen Orte: Rawül Pindy, Chükawül und Pind Dadün Khan, Letzteres durch seine Salzminen berühmt.

Die Blume der Bevölkerung sind die Jâts; sie bilden die Mehrzahl der zur Religion des Nanak Bekehrten und sie waren recht eigentlich das Herz und der Kern der Sikhs und ihrer Heere. Gleich groß im Frieden, wie im Kriege, verbreiteten sie Cultur und Wohlstand vom Jamna bis zum Jhelum und haben sich zu einer politischen Macht von Bhurtpor bis nach Delhi erhoben. Durch Abstammung und Gewohnheit sind es Freisaßen-Bauern — und doch können sie sich zweier fürstlicher Familien rühmen, der zu Lahore und Bhurtpor, welche in unseren Tagen in der ersten Reihe indischer Mächte standen. Im Peng'âb zeigen sich all die ihnen angeborenen Fähigkeiten für Kriegführung und Ackerbau, und durch die Lehnverfassung der Khalsa ist ihnen ein ritterliches und edles Wesen eingeimpft worden. Ihre eigentliche Heimath ist die Manjha oder das Centrum des Bary-Duab, dessen Hauptstadt Amritsir ist. Aber außerdem finden sich zahlreiche Colonien zu Guzeranwalla, in dem Rechnah-Duab, Guzerat, dem Chuj und um Rawül Pindy und in dem Sind Saugur. Seit Jahrhunderten ist der Theil des südlichen Peng'âb, worin Multan die Hauptstadt bildet, durch sie bevölkert worden, aber sie stehen daselbst nicht in so hohem Rufe, und ihr Leben ist lediglich dem Ackerbau gewidmet. In vielen Gegenden, namentlich im Süden, gehören die Jâts dem mohameda-

nischen Glauben an, zu welchem sich ihre Vorfahren zur Zeit Kaiser Aurengzeb's bekehren ließen.

Nächst den Jats sind die Güjur's, die wahrscheinlich dem frühesten Alterthum angehören, der zahlreichste Volksstamm. Wenn gleich die Mehrzahl derselben dem Hirtenleben treu geblieben ist, so haben doch auch Viele unter ihnen sich dem Ackerbau gewidmet; auch sind sie mehr industriös und weniger von Vorurtheilen befangen, als ihre Brüder in Hindostan. In dem Norden haben sich Rajputen heimisch gemacht, die von den Bergen herabkamen und sich in der Ebene ansiedelten, in ihnen leben zwar die kriegerischen Eigenschaften ihres Stammes, aber sie sind dürftige Ackerbauer. Viele von ihnen gingen zur Zeit der Kaiserherrschaft zum Mohamedanismus über. Unter den reinen Secten der Mohamedaner haben die Pathans allein eine gesellschaftliche Wichtigkeit erlangt. Sie sind überall im Lande zerstreut, leben aber hauptsächlich in Multan und Kaßour; in der letzten Provinz erhielten sie vom Kaiser Shah Jehân eine große Landstrecke als Eigenthum, und hier gruben sie Canäle, verbesserten die Lage des Bauernstandes und machten aus einer wüsten Gegend ein durch Wohlstand blühendes Land. Sie vertheidigten ihr erbliches Eigenthum mit einer bewundernswürdigen Ausdauer und einer seltenen Tapferkeit gegen Ranjit Singh's eigenmächtiges Vordringen, und im letzten Sikhs-Kriege bestanden aus ihnen die besten Truppen in Major Edwards' Corps. Noch müssen wir eines Stammes unächter Muselmänner gedenken, der Raens, welche in der Nähe aller großen Städte sich als höchst geschickte und betriebsame Frucht- und Gemüsegärtner auszeichnen; ein anderer Stamm sind die Dogras – nicht mit den Dogürs, einem wichtigen Stamme an den Ufern des Setlej zu verwechseln, — vermischte Rajputen von den Jümmu-Bergen, von einem Rajputvater und einer einer niederen Caste angehörigen Mutter abstammend. Maharajah Gulab Singh ist ein Dogra, und nennt sich mit seinem Clan der wahre Rajput.

Dies sind die Stämme, woraus sich der Soldat und der Landmann ergänzen; der dritte Stand, der der Kaufleute und Gelehrten, besteht aus den Khüttry's. Das Geschäft eines Handeltreibenden und Gelehrten wird in Indien als ein unmännliches angesehen, obgleich Gelehrte und Kaufleute an Muth und Entschlossenheit den roheren Stämmen wenig nachstehen, während sie diese in Bildung, feineren Sitten und in Fähigkeiten für weltliche Angelegenheiten überragen. Einige von Ranjit Singh's besten Gouverneuren und Ministern

waren Khüttry's. Die Brahmanen sind nicht zahlreich, doch haben sie sich politischer Stellungen zu bemächtigen verstanden und Wissen und Gelehrsamkeit sind in ihnen vereinigt.

Vom Beas zum Chenab ist die Hindu-Race vorherrschend, aber überall leben Mohamedaner zerstreut unter ihnen, und im Süden bilden die Letztern selbst die Mehrzahl. Vom Chenab bis zum Indus besteht die Bevölkerung hauptsächlich aus zum Mohamedanismus bekehrten Hindus, jenseits des Indus ist die rein mohamedanische Race vorherrschend. Unter sämmtlichen Bewohnern sind zwei Drittel Muselmänner, und unter dem übrig bleibenden Drittel bilden Sikhs die Hälfte, Hindus den Rest. Es ist merkwürdig, daß mit Ausnahme der Sikhs sich sämmtliche Hindus, sie mögen einem anderen Glauben angehören oder dem ihrer Väter treu geblieben sein, als zum Gehorsam und zum Dienen geboren ansehen. Sie sind immer bereit sich jeder herrschenden Dynastie mit gleicher Hingebung und derselben Gleichgültigkeit zu unterwerfen; wogegen die rein muselmännischen Stämme, Nachkommen der Araber und mohamedanischen Mongolen, die einst Indien eroberten, die Ungebundenheit, den Aberglauben und die Wildheit der früheren Zeiten in sich tragen. Sie betrachten dies Reich als ihr Erbtheil und sich als die Fremden, welche die Vorsehung berufen hat, dasselbe zu beherrschen. Sie hassen jede Dynastie, ausgenommen ihre eigene, und sehen in den Briten die schlimmsten Eroberer von allen, weil es die mächtigsten sind.

Reich und mannigfaltig sind die Produkte dieses Landes. Zuckerrohr gedeiht überall, Indigo im Süden und beides wird nach dem Sind und Cabul ausgeführt, Baumwolle wird zwar gebaut, dürfte aber immer wegen der Unsicherheit der Jahreszeiten ein untergeordneter Artikel bleiben. Waizen, Mais und Gerste sind von vorzüglicher Qualität; desgleichen werden Reis, Bajra (Holcus spicatus), Tawâr (Holcus sorghum), Dâl oder Pulse, Tabak, Sobiya (Dolichos sinensis, eine Art Erbse) und Urvi (Arum colocasia), eine eßbare Wurzel, gewonnen. Es gedeihen Maulbeeren, Aprikosen, Pfirsichen, Orangen, Citronen, Pomegranaten, Aepfel, Weintrauben, Datteln, Melonen und alle nur erdenklichen Gemüse. Das Land ist unglücklicherweise beinahe ganz baumlos, und nur die Provinz Multan, in der Datteln und andere Palmen in wunderschönen Hainen beisammen stehen oder viele Meilen lang in majestätischen Reihen sich an den Wegen hinziehen, macht eine Ausnahme.

Die Hauptsitze für Kunst und Handel sind Amritsir im Süden und Multan im Norden. Seidenstoffe, Teppiche und wollene Tücher bilden die vorzüglichsten Artikel; desgleichen sind die Eingeborenen sehr geschickt in allen Tischler- und Eisen-Arbeiten und in Anfertigung von Waffen jeder Art. Die Einfuhrgegenstände bestehen aus englischen Baumwollen- und Tuchwaaren, Shawls und Wolle aus Cashmir, trockenen Früchten und Pelzen aus Affghanistan. Die Kaufleute, welche aus dem Westen kommen und das Peng'äb durchwandern, sind eine merkwürdige Klasse. Sie reisen in großen Karawanen und in langen Kameellinien, und da sie durch von wilden und grausamen Stämmen bewohnte Gebirgspässe ziehen müssen, so bewaffnen sie sich bis zu den Zähnen und sind in der That ebenso sehr Krieger, als Kaufleute. Die mancherlei Narben am Körper geben hinreichenden Beweis von den Kämpfen, die sie auf ihren Reisen erlebten. Mit einer bewundernswürdigen Ausdauer durchziehen diese merkwürdigen Menschen das halbe Asien und verhandeln die rohen Producte der Tatarei, Cabul's und Tibet's gegen die feineren Artikel Europa's auf den Märkten und an den Quai's von Calcutta.

Als diese eben geschilderten Länder in ein Königreich unter Ranjit Singh vereinigt waren, können wir nicht überrascht sein, zu hören, daß seine Regierungsweise eine rohe und höchst einfache war. Er war fortwährend im Kriege und mit der Politik beschäftigt; die Bildung seiner Armee, seine Lehns-Reiter und seine standhafte Infanterie mit ihrer europäischen Disciplin, gehören der Geschichte an. Aber nächst diesen gab es einen Gegenstand, der des Monarchen ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, nämlich die Vertheilung der Auflagen; diesem wichtigen Gegenstande waren alle übrigen Zweige der Verwaltung untergeordnet. Männer von Macht und Einfluß, die sich durch Muth und Fähigkeit ausgezeichnet hatten, wurden nach den entferntesten Provinzen als Pächter der Revenuen mit der unumschränktesten Vollmacht gesandt. So lange deren Einsendungen an den königlichen Schatz regelmäßig stattfanden, ließ man ihnen die Gewalt über Leben und Eigenthum. Unter diesen Gouverneuren war der geschickteste und berühmteste Sawün Müll in Multan; ihm zunächst stand Gulab Singh, der gegenwärtige Herrscher von Cashmir. Die besten waren Dehsa Singh und sein Sohn Lena Singh, welche Amritsir und Manjha mit Umsicht und Milde regierten. Der härteste war ein Europäer, der bekannte General Avitabile, der Peshawür mit eiserner Hand beherrschte und Hürry Singh, dessen Tapferkeit und Grausamkeiten Hüzara wider Willen in Unter-

würfigkeit erhielten. Die Militair-Häuptlinge, denen Lehn-Jaghirs verliehen wurden, besaßen diese unter der Bedingung, daß sie mit ihren Reisigen im Felde erscheinen mußten. In den weder vergebenen, noch verpachteten Districten wurden die Local-Tax-Einnehmer Kardars oder Agenten genannt; aber deren Macht hing lediglich von dem Einfluß ab, dessen sie sich bei Hofe erfreuten; sie waren allein dem Könige und dem Rathe verantwortlich, und wenn gleich die Kardars auch zu Zeiten ganz unumschränkt handelten, so blieben doch ihre wichtigsten Handlungen dem Urtheile des Ministeriums zu Lahore unterworfen.

So waren im ganzen Staate nur zwei Klassen von Beamten: der militairische und der Schatzmeister, in denen sich alle Pflichten der Civil-Verwaltung vereinigt fanden. Besondere Beamte für Ausübung der Civil-Gerichtsbarkeit oder des Criminal-Gesetzes existirten nirgends, als in Lahore, wo sich ein Beamter für die Gerechtigkeit, Adaluty genannt, aufhielt. Die Thanadars oder Polizeibeamten waren weniger Civilbeamte, als politische oder militairische Offiziere; sie hatten die Aufgaben, Unruhen zu hintertreiben und die Verpflegung der Truppen auf Märschen zu ordnen. Die im Innern des Landes mit Truppen aufgestellten Militairführer besaßen eine von den Civilbehörden ganz unabhängige Stellung, welche oft dahin ausartete, daß sie sich die Macht der Entscheidung in streitigen Fällen anmaßten. Viele dieser Commandanten begingen die ärgsten Excesse, und den Marsch der Truppen bezeichneten Plünderung und Drangsale für die anliegenden Ortschaften. Die Besoldung der Kardars und unteren Abgabensammler war unsicher und zweifelhaft; man nahm stillschweigend an, daß sich dieselben von Nebeneinkünften bezahlt machen sollten. Die Finanzen befanden sich seit Jahren ohne Controle, und erst am Ende der Regierung des Maharaja wurde eine Art Ueberwachung eingeführt. Ranjit Singh selbst nahm und gab, wie es ihm sein überaus zähes Gedächtniß eingab, oder er half sich durch seinen Kerbstock; aber er kannte sehr gut den verwirrten Zustand und die Ehrlosigkeit seiner Beamten, daher er denn auch, wenn die Umstände es erforderten, sich kein Gewissen machte, seine alten Diener oder deren Familien zu plündern.

Ein geschriebenes Gesetz existirte nicht, die Justiz wurde in einer etwas rohen Weise ausgeübt. Persönliches Eigenthum, die Rechte der Landbesitzer und Landbauer, die Corporationen der Dorfgemeinden wurden geachtet und geschützt; aber unter der Leitung der Ortsbehörden, wo oft die schwierigsten

Fragen über persönliches Eigenthum verhandelt wurden, fielen Willkürlichkeiten vor, denen kaum vorgebeugt werden konnte. Der Maharajah hörte auf seinen vielen Wanderungen durch das Land immer willig die Beschwerden an, empfing bei Hofe Jedermann, der ihm eine Klage vorbrachte, und ließ seinen Aerger demjenigen Gouverneur, über den besonders viele Klagen eingingen, fühlen; aber dies war nur ein Palliativmittel.

Der ungeschriebene Strafcodex enthielt nur zwei Strafen, Geldstrafen und Verstümmelung; da war kaum ein Verbrechen vom Diebstahl bis zum Morde, von dem man sich nicht loskaufen konnte. Eines Menschen Leben wurde mit 1000 bis 10,000 Rupien bestraft; aber es kamen Fälle vor, daß ein berüchtigter Mörder oder Straßenräuber mit hohem Lohne und selbst als Offizier der Armee einverleibt wurde. Verstümmelung des Körpers wurde über den Ehebrecher, den Dieb oder Räuber verhängt; Gefängnißstrafe kannte man kaum, und eine Lebensstrafe ist von Ranjit Singh niemals vollzogen worden. Dagegen hatte er nichts einzuwenden, wenn in den entfernten und unruhigen Provinzen, Peshawür und Hüzara, Avitabile ein drakonisches Verfahren befolgte, und Hürry Singh Verbrecher in Menge enthauptete oder vor den Mündungen der Kanonen auffliegen ließ.

Eine specielle Schilderung des Grenzdistriktes Hüzara und der Provinz Peshawür ist nothwendig, wenn wir ein treues Bild von dem neuen Reiche und seiner hohen Bedeutung mit Bezug auf Central-Asien gewinnen wollen. Jener Distrikt von Hüzara liegt in dem äußersten Nordwestwinkel des Sind Saugur Duab, zwischen den Flüssen Jhelum und Indus, und besteht aus einer Reihe von Bergen eingeengter Thäler; unter diesen Bergen sind die merkwürdigsten der Duab und die Sülly-Berge — auf einem Vorsprunge derselben ist jetzt die Gesundheits-Station von Mürry erbaut — desgleichen die Bhangri-Berge gegenüber dem hochgelegenen Mahaban, welches, obgleich am andern Ufer des Indus gelegen, die umliegenden Gebirge überragt. Das ganze Land ist von Bergrücken durchzogen, so daß von einem Umfange von 2500 Quadrat-Meilen kaum mehr als der zehnte Theil eben ist. Die einzige Ebene von Bedeutung ist das eigentliche Hüzara, worin das Cantonnement von Baru-Kote und die Hauptstadt Hürripur liegen; dann verdient noch das Thal von Pükli, das noch kleinere von Khanpor und der Landstrich zwischen dem Indus und dem weit berühmten Berge von Gündgürh einer besondern Erwähnung. Dieser Berg war, bevor britische Macht hier herrschte, eine Feste

der ärgsten Banditen, welche die große Straße durch Hassan Abdal nach Peshawür beunruhigten; am Fuße eines seiner nördlichen Vorsprünge, gegenüber Hürripur, liegt das befestigte Dorf Narry, woselbst die Sikhs von den Gebirgsbewohnern mehrmals zurückgeschlagen wurden, und in welchem Major Abbott während der letzten Insurrection eine Zuflucht fand.

Die Schlucht von Khagan, stellenweise das felsige Bett des Nynsükh-Flusses, von beiden Seiten von steilen Gebirgen eingeschlossen, verdient nicht den Namen eines Thales, und wird nur seiner natürlichen festen Lage und der dasselbe bewohnenden gefährlichen kleinen Häuptlinge wegen erwähnt. Die Syüds von Khagan befanden sich an der Spitze unter den Vertheidigern des Syüd Ahmed, der seinen Tod am Ausgange dieser Schlucht bei Balakote fand, wo er mit einigen Hunderten roher Gebirgsbewohner gegen die Bajonnette von Tausenden von Sikh-Soldaten unter Shyr Singh (damals Kour Singh) sich vertheidigte. Das Defilée verfolgt dann eine nordwestliche Richtung nach den Grenzen von Hüzara und Chilas und wendet sich zu dem Laufe des Nynsückh-Flusses, in dessen Thalbett es ausläuft.

Die Gükhyns, Gaggers und die anderen Hüzara bewohnenden Ureinwohner wurden meist von den Pathan-Erobern, die von jenseits des Indus herüberkamen, beherrscht. Ihre Häuptlinge, welche sich in ihren Burgen sicher fühlten, waren durch Blutsverwandtschaft und gleiches Interesse unter sich verbunden, sowie mit Stämmen von noch wilderer Natur, als sie selbst, und gewohnt, nicht nur jeder gesetzlichen Gewalt Hohn zu sprechen, sondern auch Lösungsgelder von den Beherrschern des Peng'âb zu erheben. Weder die Mongolen, noch die auf sie folgenden Durani's (Affghanen) konnten derselben Herr werden, und die Sikhs, nachdem sie dieselben oft bewältigt hatten, erreichten die Unterwerfung durch mannigfache Handlungen von Grausamkeit und Verrath nur dem Namen nach. Die Eroberer besaßen wenig mehr, als den Boden, den ihre Besatzungen einnahmen, und die Folge war, daß die Gebirgsbewohner, die allein durch fortwährend bewegliche Colonnen in Ruhe erhalten werden konnten, den Krieg am Setlej benutzten, sich in Masse erhoben und alle Forts wieder eroberten.

Bei der Vertheilung des Sikh-Reiches fiel Hüzara zu Gulab Singh's Antheil, aber man erkannte bald, daß der Maharajah ganz unfähig war, dies Land zu seinem eigenen Vortheil oder zum Wohle der Bevölkerung zu regie-

ren, und da dessen gänzliche Unterwerfung den unruhigsten Köpfen der aufgelösten Sikh-Armee Gelegenheit zur Thätigkeit gab, so wurde auf Sir Henri Lawrence Rath Hüzara gegen einen Landstrich ausgetauscht, der an die Jammu-Grenze anstößt. Major Abbott, der mit diesem Austausche beauftragt wurde und die neuen Grenzen zwischen dem neuen Königreich Cashmir und dem Peng'âb festsetzte, übernahm zugleich die Verwaltung von Hüzara. Er befand sich noch beim Ausbruch der Revolution daselbst, und es ist ihm gelungen die wilden Stämme durch Güte und Versöhnung zu gewinnen, indem er sie lediglich durch moralischen Einfluß beherrschte. Die ackerbauenden Klassen haben sich einer kleinen Abgabe unterworfen, aber es sind noch die Elemente einer unruhigen und müßigen Soldatenklasse vorhanden, die von fanatischen Priestern geleitet, in einem so unwegsamen Lande stets Gelegenheit zum Angriff, zur Flucht und zur Vertheidigung finden. Das Gündgürh-Gebirge ist von Räubern gereinigt worden, doch ist stets Gefahr in den Bangry- und Khagan-Pässen zu besorgen, wo es in den festen Burgen der Donds und Süttis, welche auf hohen Felsen von schäumenden Flüssen umgeben liegen, wenigen kriegerischen Priestern mit ihren Anhängern möglich ist, sich gegen eine starke Anzahl von Truppen auf längere Zeit zu halten. Ein solches Land kann durch keine Armee beherrscht, sondern nur durch eine kräftige Polizei, die weder belästigend, noch inquisitorisch ist, und durch Verleihung von Gerechtsamen an die einflußreichen Klassen an die britische Herrschaft und deren civilisirendes System gewöhnt werden; die Verstärkung der Hürry-Forts und eine kleine auf dem Kriegsfuß stehende und jeden Augenblick ins Feld zu rücken bereite Abtheilung werden im Nothfalle den gehörigen Nachdruck geben.

Im Nordwesten vom Hüzara, am rechten Ufer des Indus, liegt die Provinz Peshawür, die aus den vier Distrikten: Euzofzye, Hüshtnügger, Doaba und dem eigentlichen Peshawür besteht. Dieses weit berühmte wunderschöne Thal bildet den äußersten Winkel des neuen Reiches und ist an drei Seiten von den Khybür-, den Mohmund- und den Swât- und Khuttük-Bergen eingeschlossen, und an der vierten von dem offenen Wasserspiegel des Indus bespült. Der Cabulfluß und seine reichen Zuflüsse, wovon der Swât und die Bara die hauptsächlichsten sind, verbreiten durch ihre fruchtbringenden Wasser Seegen und Wohlstand über dies Land, das einen Flächenraum von 2400 Quadrat-Meilen umfaßt und von der großen Straße durchschnitten wird, auf welcher alle Eroberer Indiens mit ihren Heeren zogen.

der ärgsten Banditen, welche die große Straße durch Hassan Abdal nach Peshawür beunruhigten; am Fuße eines seiner nördlichen Vorsprünge, gegenüber Hürripur, liegt das befestigte Dorf Narry, woselbst die Sikhs von den Gebirgsbewohnern mehrmals zurückgeschlagen wurden, und in welchem Major Abbott während der letzten Insurrection eine Zuflucht fand.

Die Schlucht von Khagan, stellenweise das felsige Bett des Nynsükh-Flusses, von beiden Seiten von steilen Gebirgen eingeschlossen, verdient nicht den Namen eines Thales, und wird nur seiner natürlichen festen Lage und der dasselbe bewohnenden gefährlichen kleinen Häuptlinge wegen erwähnt. Die Syüds von Khagan befanden sich an der Spitze unter den Vertheidigern des Syüd Ahmed, der seinen Tod am Ausgange dieser Schlucht bei Balakote fand, wo er mit einigen Hunderten roher Gebirgsbewohner gegen die Bajonnette von Tausenden von Sikh-Soldaten unter Shyr Singh (damals Kour Singh) sich vertheidigte. Das Defilée verfolgt dann eine nordwestliche Richtung nach den Grenzen von Hüzara und Chilas und wendet sich zu dem Laufe des Nynsückh-Flusses, in dessen Thalbett es ausläuft.

Die Gükhyns, Gaggers und die anderen Hüzara bewohnenden Ureinwohner wurden meist von den Pathan-Erobern, die von jenseits des Indus herüberkamen, beherrscht. Ihre Häuptlinge, welche sich in ihren Burgen sicher fühlten, waren durch Blutsverwandtschaft und gleiches Interesse unter sich verbunden, sowie mit Stämmen von noch wilderer Natur, als sie selbst, und gewohnt, nicht nur jeder gesetzlichen Gewalt Hohn zu sprechen, sondern auch Lösungsgelder von den Beherrschern des Peng'âb zu erheben. Weder die Mongolen, noch die auf sie folgenden Durani's (Affghanen) konnten derselben Herr werden, und die Sikhs, nachdem sie dieselben oft bewältigt hatten, erreichten die Unterwerfung durch mannigfache Handlungen von Grausamkeit und Verrath nur dem Namen nach. Die Eroberer besaßen wenig mehr, als den Boden, den ihre Besatzungen einnahmen, und die Folge war, daß die Gebirgsbewohner, die allein durch fortwährend bewegliche Colonnen in Ruhe erhalten werden konnten, den Krieg am Setlej benutzten, sich in Masse erhoben und alle Forts wieder eroberten.

Bei der Vertheilung des Sikh-Reiches fiel Hüzara zu Gulab Singh's Antheil, aber man erkannte bald, daß der Maharajah ganz unfähig war, dies Land zu seinem eigenen Vortheil oder zum Wohle der Bevölkerung zu regie-

ren, und da dessen gänzliche Unterwerfung den unruhigsten Köpfen der aufgelösten Sikh-Armee Gelegenheit zur Thätigkeit gab, so wurde auf Sir Henri Lawrence Rath Hüzara gegen einen Landstrich ausgetauscht, der an die Jammu-Grenze anstößt. Major Abbott, der mit diesem Austausche beauftragt wurde und die neuen Grenzen zwischen dem neuen Königreich Cashmir und dem Peng'âb festsetzte, übernahm zugleich die Verwaltung von Hüzara. Er befand sich noch beim Ausbruch der Revolution daselbst, und es ist ihm gelungen die wilden Stämme durch Güte und Versöhnung zu gewinnen, indem er sie lediglich durch moralischen Einfluß beherrschte. Die ackerbauenden Klassen haben sich einer kleinen Abgabe unterworfen, aber es sind noch die Elemente einer unruhigen und müßigen Soldatenklasse vorhanden, die von fanatischen Priestern geleitet, in einem so unwegsamen Lande stets Gelegenheit zum Angriff, zur Flucht und zur Vertheidigung finden. Das Gündgürh-Gebirge ist von Räubern gereinigt worden, doch ist stets Gefahr in den Bangry- und Khagan-Päßen zu besorgen, wo es in den festen Burgen der Donds und Süttis, welche auf hohen Felsen von schäumenden Flüssen umgeben liegen, wenigen kriegerischen Priestern mit ihren Anhängern möglich ist, sich gegen eine starke Anzahl von Truppen auf längere Zeit zu halten. Ein solches Land kann durch keine Armee beherrscht, sondern nur durch eine kräftige Polizei, die weder belästigend, noch inquisitorisch ist, und durch Verleihung von Gerechtsamen an die einflußreichen Klassen an die britische Herrschaft und deren civilisirendes System gewöhnt werden; die Verstärkung der Hürry-Forts und eine kleine auf dem Kriegsfuß stehende und jeden Augenblick ins Feld zu rücken bereite Abtheilung werden im Nothfalle den gehörigen Nachdruck geben.

Im Nordwesten vom Hüzara, am rechten Ufer des Indus, liegt die Provinz Peshawür, die aus den vier Distrikten: Euzofzye, Hüshtnügger, Doaba und dem eigentlichen Peshawür besteht. Dieses weit berühmte wunderschöne Thal bildet den äußersten Winkel des neuen Reiches und ist an drei Seiten von den Khybür-, den Mohmund- und den Swât- und Khuttük-Bergen eingeschlossen, und an der vierten von dem offenen Wasserspiegel des Indus bespült. Der Cabulfluß und seine reichen Zuflüsse, wovon der Swât und die Bara die hauptsächlichsten sind, verbreiten durch ihre fruchtbringenden Wasser Seegen und Wohlstand über dies Land, das einen Flächenraum von 2400 Quadrat-Meilen umfaßt und von der großen Straße durchschnitten wird, auf welcher alle Eroberer Indiens mit ihren Heeren zogen.

bewilligte er das Geschenk, aber er rief die benachbarten Gebirgsstämme, um die mit Schätzen beladenen Rebellen zu plündern.

Der letzte Gouverneur war Raja Shere Singh Atarivallah, den der Resident seiner Willkürlichkeiten wegen entfernte, und wofür er den Sirdar Gulab Singh Püvindea unter Oberst Lawrence's Leitung einsetzte. Den gemeinsamen Anstrengungen Beider gelang es, den Einfällen der Plünderer vorzubeugen, die Taxen zu erleichtern, und im Militair- und Verwaltungswesen die nöthige Oeconomie einzuführen; die hier stehenden Regimenter blieben der Regierung noch sechs Monate nach dem Aufstande in Multan treu. Seitdem die Provinz unter britischer Hoheit ist, befindet sich hier ein regulaires Corps von 10,500 Mann, wozu zwei Regimenter europäische Infanterie und 700 Mann europäische Artillerie gehören. Ein Wacht-Fort ist bei Jumnud errichtet, um den Ausgang des Khybürpasses zu bewachen. Die Besatzung der Stadt selbst ist stark genug sich unter gewöhnlichen Umständen zu halten und kann ohne Gefahr einen Tagmarsch in's Gebirg antreten. Die Polizei ist vortrefflich eingerichtet, vom besten Geiste beseelt, und wird, von guten irregulairen Truppen unterstützt, kräftig genug sein, das Thal auf einige Zeit zu vertheidigen. Zwei Brücken über den Swât- und über den Cabulfluß sind vollendet und werden die ungehinderte Verbindung mit den äußersten Posten sicher stellen; und seitdem die Hängebrücke über den Indus bei Attock erbaut ist, wird das Thal von Peshawür weniger Besorgnisse einflößen.

Südlich von Peshawür liegt Kohat, ein von Bergen eingeschlossenes Thal von 35 Meilen Länge und durchschnittlich 4 Meilen Breite; südlich von Kohat befindet sich Bünnu, westlich das Wüziri- und Bungüsh-Land, und östlich begrenzen Kohat die den Indus einschließenden Abhänge. Es ist diese Landschaft eine kostbare, aber politisch der britischen Regierung nothwendige Last, weil Kohat das Peshawür mit den auf der anderen Seite des Indus liegenden Besitzungen in Verbindung erhält. Von Peshawür aus kann man Kohat vermöge zweier Pässe erreichen; beide gehen durch die Afridie-Gebirge; der kürzeste und gangbarste ist ein gefährliches Defilée von 14 Meilen und führt durch eine beinahe ganz wasserarme Gegend; der andere ist ein schwieriger und einen Umweg bildender Paß, nach den hier lebenden Jauckel Afriedies benannt. Vom Indus kann das Thal gleichfalls vermöge zweier Pässe, den von Kushalgürh und den von Kalabagh erreicht werden; beide gehen durch das Khuttük-Gebirge. Zwei andere Pässe verbinden es mit Bünnu: der Surdük-Paß von

7 Meilen Länge und direct zwischen Bahadur Kheyl und Lüttümmer und der Kunk-i-gao, ein Umweg von Nurri nach Khurrük, der aber schwierig ist.

Die Abgaben sind niedrig gestellt, weil sich die Dorfbewohner, die halsstarrigen Characters sind, in die Gebirge flüchten würden, sobald Zwangsmaßregeln stattfänden. Eine Ausnahme machen die Khuttüks, ein friedsamer Menschenschlag, der sich stets treu und gehorsam zeigte, und deren Häuptling Khevaja Mohamed Khan, welcher den südlichen Theil des Bergdistrikts in Pacht besitzt, der Regierung bei mehreren Gelegenheiten treue Dienste geleistet hat. Das Thal von Kohat ist seiner Salzwerke wegen berühmt, von denen das größte, bei Bahadur Kheyl gelegen, durch ein Fort geschützt wird.

Als eine Fortsetzung des Kohat-Thales schließt sich ein 20 Meilen langes und 2 bis 3 Meilen breites Thal, das Hurgu-Thal, an, welches in die quadratförmige Ebene von Myranzye ausläuft. Diese Ebene hat einen Umfang von 9 Meilen und ist südwestlich vom Khurünflusse begrenzt und wird von sieben befestigten Dörfern beherrscht. Jedes derselben bildet eine ganz in sich abgeschlossene Macht; aber leider entstand durch den Einfluß der Wuzeri's und anderer Stämme, die sich einiger der besten Ländereien zu bemächtigen wußten, ein Parteigeist, der die frühere Einigkeit zu zerstören droht. Kohat ist von Peshawür getrennt und wurde vom Capitain Coke verwaltet.

Südlich von Kohat liegt das Thal von Bünnu, zu welchem man durch die bereits erwähnten zwei gefährlichen Pässe von Surdük und Kunk-i-gao gelangen kann. Der Boden desselben ist meist reich und fruchtbar, bewässert vom Khurün und durchzogen von Ueberrieselungs-Canälen; der einzige unbebaute Theil ist der „Thül" oder Weidegrund am Fuße der Berge. Während der Wintermonate weiden daselbst die Wuzeri's ihre Schaf- und Rinderheerden, wobei sie nebst ihren Familien in patriarchalischer Weise unter Hütten von Holzgestell, mit Thierhäuten bezogen, sich niederlassen. In den Sommermonaten wandern sie mit ihren Heerden und ihrer Habe in die kühlen Gebirge. Dieser Stamm hatte in früherer Zeit von den Besitzungen der Bünnuchi's einen fruchtbaren Landstrich geraubt, in dessen Besitz er von der britischen Regierung bestätigt wurde. Seine Dörfer sind gut gebaut und waren vordem von Wällen eingeschlossen; aber alle diese Befestigungen sind nun zerstört. Bei dem Hauptorte Duliep Gürh liegt ein ziemlich starkes Fort mit Baracken für die Armee; eine Militairstraße führt dahin. Aller Anstrengungen ungeachtet, diese Stämme für ein mehr civilisirtes Leben zu gewinnen, lassen sich doch

nur geringe Fortschritte wahrnehmen, weil die Stämme sich mißtrauisch und einer besseren Existenz abgeneigt zeigen. Es sind dies die Folgen der treulosen und willkürlichen Handlungsweise der Sikh-Regierung, welche bald durch Nachgiebigkeit und Schwäche, bald durch übermäßige Härte ihre Absichten durchzusetzen suchte. Dem Major Edwards gelang es in vier Monaten durch Umsicht, Wahrheit und Menschenliebe die Bunnuchi's, sowie die Wuzerie's für die britische Regierung zu gewinnen; sie unterwarfen sich einer Taxe, schleiften ihre Forts und Wälle und erkannten die Gerichte an.

Drei andere Thäler verdienen noch einer besonderen Erwähnung. Das nächste, das von Mürwüt mit seinem durstigen Boden und seinen schönen Menschen, hat weder Brunnen noch Canäle und ist ungeachtet der zwei kleinen Flüsse (Khurün und Gumül), die es durchfließen, wasserarm. Dennoch ist der Boden des höchsten Ertrages fähig und gibt nach Regenschauern den reichsten Segen. Die Bewohner sind weder treulos, noch rachsüchtig; aber leicht erregbaren Geistes werden sie sich jedem Unrecht mit Gewalt widersetzen. Sie erhoben sich 1846 in Masse und versuchten, sich des Forts von Lükkie zu bemächtigen. Mit diesem Thale in Verbindung steht das von Esa Kheyl, ein länglicher Streifen Landes zwischen dem Indus und einer spitz auslaufenden Bergkette des Khuttük, welche südlich von dieser Ebene vordringt. Es liegen in letztgenanntem Thale 45 Dörfer, die früher wenige oder keine Abgaben zahlten, weil die Gebirgsstämme des Khuttük sie periodisch ausplünderten; da sie jedoch heute vor dergleichen Anfällen sicher gestellt sind, so müssen sie den Tribut entrichten, dem sich ihre Nachbarn unterworfen haben. Südlich von Bünnu liegt das Jânk-Thal, verbunden mit dem von Mürwüt durch den Pyzu-Paß und mit Bünnu durch den von Mulizye; in Reichthum, Schönheit und politischer Lage ist es dem Thal von Bünnu sehr ähnlich. Es erheben sich über demselben die Wuzeri- und Büttani-Berge; da jedoch mehrere Päße freien Eingang gestatten, so waren die Bewohner den Einfällen eines der grausamsten Gebirgsvölker ausgesetzt. Seitdem das Thal mit dem britisch-indischen Reiche vereinigt ist, haben indessen keine Einfälle mehr stattgefunden, was auch dem klugen und umsichtigen Benehmen des Häuptlings Shah Nowaz Khan zu danken ist. Er war von den Sikhs vertrieben worden, aber weil er vom Volke geliebt ist und einer alten Familie angehört, wurde er durch Major Edwards in seine Würden wieder eingesetzt.

Wenn man von Jânk sich dem Sind zuwendet, so sind die merkwürdigste

Erscheinung in der Gebirgskette die sogenannten drei: „Jockes"; es sind dies enge, spitz zulaufende, die äußere Kette von der inneren trennende Engpässe. An einigen Stellen sind deren Kehlen so verengt, daß sie am Felsen, wie Spalten erscheinen, nicht breiter, als zehn kleine Schritte. Der Durchgang ist überaus schwierig, weil der Felsen quer darüber läuft, und da, wo er sich etwas erweitert, haben die Winde hohe Sandmassen aufgethürmt. Diese dem Fremden beinahe ungangbar erscheinenden Schluchten werden von den Gebirgsbewohnern und deren Pferden leicht überschritten und dienen den auf Raub Ausgehenden zum Schutze und als Hinterhalt. Von diesen Engpässen laufen parallel mit der äußersten Bergkette unzählige Ausgänge in die Ebene. Der Fuß des Gebirges zeigt sich von einer Mehra eingefaßt, einer offenen und wüsten Fläche von 10 bis 20 Meilen Breite, worin auf beiden Seiten nur einige Dörfer liegen; gegen Süden, nahe Dehra Gazi Khan, verkürzt sich dieselbe und ist mit allerlei Gebüsch bewachsen, während sie sonst kahl und ohne jedes Pflanzenleben ist. Die an diesen unfruchtbaren Landstrich angrenzenden Dörfer liegen in weiten Entfernungen von einander und sind mehr oder weniger befestigt. Getreidefelder liegen zerstreut um dieselben und werden durch Ueberwässerungen und eingemauerte Teiche (nicht Brunnen), in welche die Bäche aus den Gebirgen mittelst Terrassen geleitet sind, befruchtet. Dies Bewässerungs-System ist so unvollkommen und unsicher, daß die Felder entweder von dem übermäßig zuströmenden Wasser zerstört werden oder so spärlich bewässert sind, daß die Ernte fehl schlägt. Britische Ingenieur-Offiziere sind jetzt damit beschäftigt, diese regellosen Zuflüsse in ein gesichertes Leitungssystem zu bringen.

Der den Indus begleitende Alluvialboden ist von dem anderer Flüsse wenig verschieden, ausgenommen, daß die Ueberschwemmungen sich weiter erstrecken und mit mehr Ungestüm verbreiten. Am rechten Ufer liegt der Derajüt oder der Lagergrund der Khans von Ismael, Fütteh und Ghazi, alles Häuptlinge der großen Affghanen-Invasion im vorigen Jahrhundert. Dera Ghazi Khan ist ein wunderlieblicher Fleck, umgeben von den üppigsten Dattelpalmen-Hainen. Außer diesen sind Kalabagh am Ausgange der Khüttückberge und Mithün-Kote am Zusammenfluß der fünf Ströme Orte von Bedeutung, deren Handel außerordentlich zugenommen hat und von großer Wichtigkeit werden wird, wenn die Schifffahrt auf dem Indus vollständig geordnet ist.

nur geringe Fortschritte wahrnehmen, weil die Stämme sich mißtrauisch und einer besseren Existenz abgeneigt zeigen. Es sind dies die Folgen der treulosen und willkürlichen Handlungsweise der Sikh-Regierung, welche bald durch Nachgiebigkeit und Schwäche, bald durch übermäßige Härte ihre Absichten durchzusetzen suchte. Dem Major Edwards gelang es in vier Monaten durch Umsicht, Wahrheit und Menschenliebe die Bunnuchi's, sowie die Wuzerie's für die britische Regierung zu gewinnen; sie unterwarfen sich einer Taxe, schleiften ihre Forts und Wälle und erkannten die Gerichte an.

Drei andere Thäler verdienen noch einer besonderen Erwähnung. Das nächste, das von Mürwüt mit seinem durstigen Boden und seinen schönen Menschen, hat weder Brunnen noch Canäle und ist ungeachtet der zwei kleinen Flüsse (Khurün und Gumül), die es durchfließen, wasserarm. Dennoch ist der Boden des höchsten Ertrages fähig und gibt nach Regenschauern den reichsten Segen. Die Bewohner sind weder treulos, noch rachsüchtig; aber leicht erregbaren Geistes werden sie sich jedem Unrecht mit Gewalt widersetzen. Sie erhoben sich 1846 in Masse und versuchten, sich des Forts von Lükkie zu bemächtigen. Mit diesem Thale in Verbindung steht das von Esa Kheyl, ein länglicher Streifen Landes zwischen dem Indus und einer spitz auslaufenden Bergkette des Khuttük, welche südlich von dieser Ebene vordringt. Es liegen in letztgenanntem Thale 45 Dörfer, die früher wenige oder keine Abgaben zahlten, weil die Gebirgsstämme des Khuttük sie periodisch ausplünderten; da sie jedoch heute vor dergleichen Anfällen sicher gestellt sind, so müssen sie den Tribut entrichten, dem sich ihre Nachbarn unterworfen haben. Südlich von Bünnu liegt das Jânk-Thal, verbunden mit dem von Mürwüt durch den Pyzu-Paß und mit Bünnu durch den von Mulizye; in Reichthum, Schönheit und politischer Lage ist es dem Thal von Bünnu sehr ähnlich. Es erheben sich über demselben die Wuzeri- und Büttani-Berge; da jedoch mehrere Pässe freien Eingang gestatten, so waren die Bewohner den Einfällen eines der grausamsten Gebirgsvölker ausgesetzt. Seitdem das Thal mit dem britisch-indischen Reiche vereinigt ist, haben indessen keine Einfälle mehr stattgefunden, was auch dem klugen und umsichtigen Benehmen des Häuptlings Shah Nowaz Khan zu danken ist. Er war von den Sikhs vertrieben worden, aber weil er vom Volke geliebt ist und einer alten Familie angehört, wurde er durch Major Edwards in seine Würden wieder eingesetzt.

Wenn man von Jânk sich dem Sind zuwendet, so sind die merkwürdigste

Erscheinung in der Gebirgskette die sogenannten drei: „Jockes"; es sind dies enge, spitz zulaufende, die äußere Kette von der inneren trennende Engpässe. An einigen Stellen sind deren Kehlen so verengt, daß sie am Felsen, wie Spalten erscheinen, nicht breiter, als zehn kleine Schritte. Der Durchgang ist überaus schwierig, weil der Felsen quer darüber läuft, und da, wo er sich etwas erweitert, haben die Winde hohe Sandmassen aufgethürmt. Diese dem Fremden beinahe ungangbar erscheinenden Schluchten werden von den Gebirgsbewohnern und deren Pferden leicht überschritten und dienen den auf Raub Ausgehenden zum Schutze und als Hinterhalt. Von diesen Engpässen laufen parallel mit der äußersten Bergkette unzählige Ausgänge in die Ebene. Der Fuß des Gebirges zeigt sich von einer Mehra eingefaßt, einer offenen und wüsten Fläche von 10 bis 20 Meilen Breite, worin auf beiden Seiten nur einige Dörfer liegen; gegen Süden, nahe Dehra Gazi Khan, verkürzt sich dieselbe und ist mit allerlei Gebüsch bewachsen, während sie sonst kahl und ohne jedes Pflanzenleben ist. Die an diesen unfruchtbaren Landstrich angrenzenden Dörfer liegen in weiten Entfernungen von einander und sind mehr oder weniger befestigt. Getreidefelder liegen zerstreut um dieselben und werden durch Ueberwässerungen und eingemauerte Teiche (nicht Brunnen), in welche die Bäche aus den Gebirgen mittelst Terrassen geleitet sind, befruchtet. Dies Bewässerungs-System ist so unvollkommen und unsicher, daß die Felder entweder von dem übermäßig zuströmenden Wasser zerstört werden oder so spärlich bewässert sind, daß die Ernte fehl schlägt. Britische Ingenieur-Offiziere sind jetzt damit beschäftigt, diese regellosen Zuflüsse in ein gesichertes Leitungssystem zu bringen.

Der den Indus begleitende Alluvialboden ist von dem anderer Flüsse wenig verschieden, ausgenommen, daß die Ueberschwemmungen sich weiter erstrecken und mit mehr Ungestüm verbreiten. Am rechten Ufer liegt der Derajüt oder der Lagergrund der Khans von Ismael, Fütteh und Ghazi, alles Häuptlinge der großen Affghanen-Invasion im vorigen Jahrhundert. Dera Ghazi Khan ist ein wunderlieblicher Fleck, umgeben von den üppigsten Dattelpalmen-Hainen. Außer diesen sind Kalabagh am Ausgange der Khüttückberge und Mithün-Kote am Zusammenfluß der fünf Ströme Orte von Bedeutung, deren Handel außerordentlich zugenommen hat und von großer Wichtigkeit werden wird, wenn die Schifffahrt auf dem Indus vollständig geordnet ist.

Wenn gleich in dem Vorhergehenden einige der wesentlichsten Characteristiken der Bewohner jener Länder hervorgehoben werden, so erfordert doch die politische Bedeutung der Gebirgsvölker, daß wir denselben noch eine allgemeine Betrachtung widmen. Die beiden vorherrschenden Stämme sind erstens die aus Affghanen und Nachkommen der Türken vermischten Stämme und zweitens die Beludschen-Stämme. Die ersten sind im Besitze der Gebirge von Hüzara und Peshawür bis Dera Fütteh-Khan, und bestehen aus den Turnoulies, Momunds, Afriedies, Khuttüks, Pathans, Bündgüsh, Orakzyes, Wuzeris, Sheranis und Bhuttenis. Die Beludschen leben in den Gebirgen von Dera Fütteh-Khan bis zu dem südwestlichen Ende des Derajat und bis zu den Grenzen des Sind, zu ihnen gehören die Ushteranis, die Bohzdars, Ligharies, Bugtis, Murris und Ghurchanis. Die Turnoulies gehören hauptsächlich zu Hüzara, obgleich sie Ländereien auf beiden Seiten des Indus besitzen. Vereinigt mit dem Jaduns, mit den Chugerzyes, Hussünzyes und anderen Pathan-Stämmen waren sie sehr gefährliche Gegner der Sikhs, und in ihrem Lande war es, wo vor sieben Jahren der Abgaben-Einnehmer Carne ermordet wurde.

Westlich und südwestlich von Peshawür ist der mächtigste Stamm der der Afriedies, welche sich im Besitze der Khybür- und Kohat-Pässe befinden. Die zahllosen Zweige des Stammes (Kheyls genannt) sind, jeder von seinem Häuptling geführt, in Parteien gespalten und vereinigen sich nur, um den Fürsten des Peng'âb und Cabuls zu widerstehen oder, wenn es gilt, von Reisenden und Kaufleuten Brandschatzungen zu erzwingen. Die größten Eroberer Indiens und die mächtigsten Herrscher im Norden von Indien, wie Ghengiz, Timur, Baber, Nadir Shah, Ahmed Shah, die Barukzyes, die Sikhs und zuletzt die Briten haben die Afriedies in ihrem Solde gehabt. Gegen alle sind die jeder Herrschaft sich widersetzenden Gebirgsbewohner treulos gewesen. In jedem Kheyl sind Einige, welche von der Regierung Geld annehmen, während der Rest die Convoys anhält, die Bagage plündert und die Nachzügler ermordet. Ihre Berge, nahe dem Khybür, sind für militairische Operationen sehr schwierig; aber die hochgelegenen Länder von Türi, die sich bis ins Innere erstrecken und in welchen die Afriedies, Orakzyes und Andere ihren Sommeraufenthalt nehmen, lassen sich von Kohat aus leicht erreichen und haben ein ganz europäisches Clima. Ihre Niederlassungen sind in der Ebene zerstreut, wo der Boden durch das Schwert erobert ist und die Abgaben sehr unregelmäßig und unwillig entrichtet werden. Die Stämme sind jedoch der Land-

wirthschaft nicht abgeneigt, denn Afriedies, welche nach Türükbad gezogen sind, bebauen die dortigen Pachtungen gleich den fruchtbarsten Gartenländereien. Die Afriedies sind tapfer, ausdauernd und treffliche Schützen, ja sie gelten im Guide-Corps sogar als die besten der Schützen; ungefähr 200 wurden den Peng'âb-Regimentern einverleibt. Als Escorten oder Schildwachen, um Gelder zu bewachen, kann man ihnen nicht trauen; im Kampfe sind sie dagegen unermüdlich und demjenigen treu, dem sie ihre Dienste widmen, und würden selbst gegen ihre eigenen Brüder den Kampf auf Leben und Tod bestehen. Dasselbe Sonderbare zeigt sich im Character der fanatischen Muselmänner, die im Dienste von Hindu's, Sikh's oder Briten gegen die eigenen Glaubensgenossen gekämpft haben.

Die Momunds erwiesen sich vor nicht langer Zeit in einem Gefecht, wo sie mit den britischen Truppen vereinigt in den Kampf traten, als sehr unzuverlässig. Sie bewohnen die Berge nördlich von Khybür und zu beiden Seiten des Cabulflusses; ihre Hauptstadt Lalpurah liegt jenseits des nordwestlichen Auslaufs des Khybür. Auch haben sie sich nach den Ebenen ausgedehnt und sind bereits im Besitze der reichen Ländereien an der Duba, von Michni, wo der Cabul aus den Gebirgen heraustritt, bis Mutta am Swâtflusse; deßgleichen haben sie sich südlich vom Canal angesiedelt. Obgleich ihr Character in vielen Punkten dem der Afriedies gleicht, so stehen sie diesen als Soldaten doch bei weitem nach.

Der kriegerischen Eigenschaften der Euzofzye-Pathans, sowie ihrer socialen Veränderungen geschah bereits Erwähnung. In der Schlacht von Türie, wo die Sikhs die Oberherrschaft über Peshawür erkämpften, bildeten die Euzofzyes die eigentliche Stärke der aus 30,000 Mann bestehenden Armee der Mohamedaner und leisteten einem ebenso starken Heere der Sikhs, das von Artillerie unterstützt und von Ranjit Singh selbst angeführt wurde, den hartnäckigsten Widerstand. Bei einer anderen Gelegenheit umzingelten sie ein Corps Sikhs von 8000 Mann Cavallerie, angeführt von Hürrie Singh Nulwâ und anderen durch Tapferkeit berühmten Sirdars, welche in ihrer verzweifelten Lage kein anderes Mittel der Rettung sahen, als sich durch diesen Haufen undisciplinirter Fanatiker durchzuhauen.

Die Khuttüks leben in den Bergen südlich von Peshawür und in der Ebene, welche sich am Fuße derselben bis zum Cabulflusse hinzieht; desgleichen sind sie im Kohatthale der vorherrschende Stamm. Sie sind im Besitze des

Kushal gürh-Passes, der vom Indus nach Kohat führt; ihres feindlichen Wesens geschah bereits Erwähnung.

Von diesen vier großen Stämmen haben die Afriedies und Momunds seit ihrer Einverleibung mit dem britischen Reiche sich mehrfach mit den Waffen in der Hand den Briten widersetzt, wogegen die Euzofzyes und Khuttüks stets an deren Seite fochten und überhaupt an männlichem Character und kriegerischem Geiste jenen in keiner Weise nachstehen. Während Avitabile's Schreckensregierung widersetzten sich diese beiden Stämme der Sikhherrschaft, und selbst dieser unbarmherzige Gewalthaber wagte es nicht in das Khuttükthal oder in die Ebene der Euzofzyes vorzudringen.

Die Orakzyes trifft man nordwestlich von Kohat nahe dem Hüngu-Thale; der Büngush-Stamm bewohnt die eingeschlossene Ebene von Miranzye und das Khurüm-Thal, innerhalb der Grenzen von Cabul. Die Wuzeris leben in den südwestlich von Kohat gelegenen und das Bünnu-Thal überragenden Bergen und besitzen verschiedene Päſſe, die zu den Tank- und Bünnu-Thälern führen; das Gebirge, welches die westliche Seite des Surdükpasses einschließt, ist ausschließlich von ihnen eingenommen. Die britische Regierung interessirt sich ganz besonders für die Bewachung des Surdükpasses, der die direkte Verbindung zwischen Bühadur-Kheyl und Bünnu bildet, denn durch denselben führt die große Handelsstraße von Cabul und Ghazny nach dem Peng'âb und Hindostan. Die Wuzeris, Nomaden und Räuber zugleich, je nachdem die Gelegenheit sich darbietet, erheben hier von den Povindeah's, jenen kühnen und ausdauernden Kaufleuten, sehr harte Besteuerungen. Ein anderer raubsüchtiger, auf dem zwischen Tank und Bünnu gelegenen Ghübbergebirge hausenden Stamm, die Mithanies, lebt in fortwährender Fehde mit den Wuzeris.

Auf der Gebirgsgrenze von Dera Ismael Khan ist der mächtigste Stamm der der Shierany's; sie sind oft von den Gebirgen herabgekommen um zu stehlen und zu morden. Bei einer Gelegenheit überfielen sie eine britische Feldwache, und bei einer andern verfolgte ein braver Offizier der Polizei mit wenigen Leuten eine sich zurückziehende Partei, tödtete den Häuptling und dessen beide Söhne und verlor in diesem Kampfe sein Leben. Der einzige überlebende Sohn dieses Räubers meldete sich, um als Soldat ins britische Heer zu treten, und die Behörde war schon bereit ihn anzuwerben, aber er zog sein Anerbieten zurück; leicht möglich, daß er erst versuchen wird, das Blut des Vaters und der Brüder zu rächen. Vor der Vereinigung mit dem britischen Reiche hatten

sich diese Shieranys zum Schrecken der Grenzbewohner gemacht, sie trieben nicht allein das Vieh hinweg, sondern bemächtigten sich auch der Männer und Frauen, denen sie nur gegen ein hohes Lösegeld die Freiheit wieder gaben. Selbst der Ort Drabünd wurde, obgleich eine kleine Besatzung Sikhs ihn vertheidigte, einst von ihnen geplündert. Im Jahre 1848 wurde die Grenze von ihnen vollständig verwüstet, und die Bewohner flüchteten aus Furcht vor ihren Angriffen.

Die Ushteranys werden als der kriegerischste Stamm in den Sulymany-Bergen angesehen. In den letzten Jahren haben sie angefangen sich am Abhange der Berge niederzulassen, woselbst an 20,000 Morgen von ihnen cultivirt sind. Sie stehen in fortwährender Fehde mit den Kusranys, einem wenn auch nicht so kriegerischen, so doch an Kühnheit und Unternehmungsgeist ihnen wenig nachstehenden Stamm. An den Grenzen entspann sich oft ein heftiger Kampf, selbst befestigte Dörfer wurden belagert und kleine Schlachten im offenen Felde ausgefochten, wobei der Verlust auf beiden Seiten nicht unbeträchtlich war. Die Ushteranys befanden sich unter der Verwaltung des Kardar von Dera Fütteh Khan, der die Abgaben nur mit Gewalt oder durch Ueberraschung erzwingen konnte. Eine Handlung großer Kühnheit wurde vor nicht langer Zeit von den Kusranys ausgeübt. Ein flüchtiger Häuptling eines Dorfes kam in einer Nacht mit 600 Mann von den Bergen herab und plünderte die 20 Meilen entfernte Stadt Dera Fütteh Khan. Ein Trupp der Peng'âb Cavallerie, 45 Pferde stark, von einem alten aber tapfern Offizier der Polizei angeführt, verfolgte die Freibeuter, denen es gelang, eine feste Stellung hinter einem Erdwalle zu gewinnen. Die braven Reiter griffen sie dennoch an, wurden aber mit Verlust mehrerer Leute zurückgeschlagen.

Beludschen-Stämme, die jedem Gesetz Hohn sprechen, haben sich in starken Haufen in den Bergen, die Dera Ghazy Khan gegenüber liegen, eingenistet; deßgleichen erscheinen im Süngurh-District zu Zeiten die Kusranys, aber der mächtigste Stamm sind die Bozdars. Unter den Sikhs war die Feste Müngrota gebaut worden, um den Einfällen der letztern vorzubeugen, indessen Sawün Mull und General Ventura zogen es vor, den Frieden von ihnen zu erkaufen. Hürründ wird von den Ghurchany's beunruhigt, welche vor vier Jahren einen Hindu-Kardar ermordeten, weil Einer der Ihrigen von demselben beleidigt worden war; seitdem hat die Regierung ein Fort daselbst erbaut. Deßgleichen drangen die Bugties und Mürries noch vor wenig Jahren bis zu

berücksichtigt, daß die niederen Grade durch Eingeborene besetzt werden sollten. Mit diesen Aemtern wurden 84 erfahrene Männer aus dem Civil- und Militairstande bekleidet, welche, nach Lahore berufen, dort mit ihrem Wirkungskreise bekannt gemacht wurden und sofort in die ihnen überwiesenen Distrikte abgingen[25]). Jeder dieser Beamten mußte den ihm anvertrauten Landestheil bereisen, eine Polizei organisiren, von den Forts und öffentlichen Gebäuden Besitz nehmen, und da die Ernte bereits in den Feldern zur Reife gediehen war, die Einsammlung der Frühjahrs-Revenue einleiten. Nächstdem wurde eine Proclamation überall angeschlagen, welche die Ablieferung der Waffen und jedweder Kriegs-Munition aufs Strengste befahl. Die Reste der Sikhs-Armee versammelten sich zu Lahore, erhielten ihren rückständigen Sold, und wurden, je nachdem die Gerechtigkeit es gebot, mit Pension in die Heimath entlassen; die Ruhe und Ordnung, mit welcher man diese strenge Maßregel in Ausführung brachte, war besonders merkwürdig. Die besten der entlassenen Sikhs-Truppen nahm die Regierung in ihren Dienst; wobei jedoch als Norm festgesetzt wurde, daß die Bildung der neuen Regimenter zu einem aus 588 Pferden bestehenden Cavallerie-Regiment nicht mehr als 100 Sikhs, und zu einem Infanterie-Regiment mit 4 europäischen und 16 eingeborenen Offizieren, 96 Unteroffizieren und 800 Gemeinen nicht mehr als 200 Sikhs angeworben werden sollten. Es wurden sofort 5 Cavallerie-Regimenter, 5 Infanterie-Regimenter, 3 Batterien reitender Artillerie und 2 Compagnien Sappeurs und Mineure errichtet. Zugleich errichtete man ein Kameel-Corps in Dera Ismael Khan, das so vortrefflich geordnet ist, daß ein Regiment nach den dortigen offenen und wüsten Ebenen an der Grenze nach Verlauf einer Stunde in einem Tage 60 Meilen weit gesandt werden kann. Außerdem wurde ein Guide-Corps, 840 Mann stark, errichtet, worin sich beinahe aus jedem der kriegerischen Stämme Indiens Leute befinden; Gewandtheit, Ausdauer, Muth und ein schlaues Wesen mit soldatischem Geiste verbunden, sind die diese Truppe auszeichnenden Eigenschaften; weshalb sie auch besser bezahlt werden.

Mit Bildung dieser neuen, im Ganzen beinahe 12,000 Mann starken Militärmacht, ging die Errichtung einer bewaffneten Polizei zu Fuß und zu Pferd Hand in Hand. Die eigentliche Verwaltung des Landes kam nun in Ausübung, Civil- und Criminalhöfe wurden gebildet, dem Rechte verschaffte man Achtung und die Sicherheit der Personen und des Eigenthums erhob sich wobei freilich im Laufe des ersten Jahres nicht weniger als 8000 Verbrecher

ins Gefängniß gesetzt werden mußten. Bei Feststellung der Land-Revenuen führte man ein neues Auflage- und Zollsystem ein, und die vielen fremden Münzen, deren Werth unbestimmt war, wurden nach und nach eingezogen; beinahe 25 Lack Rupien an Werth erhielt die Münze in Calcutta zum Umprägen.

Es sei uns vergönnt in die einzelnen Zweige der Verwaltung einzugehen, woraus am besten ersichtlich wird, wie die schlummernden Kräfte eines uncivilisirten Volkes und eines verwahrlosten Landes der Civilisation und Cultur zugeführt werden.

Die Einwirkung der Criminal-Justiz und der Polizei als der nothwendigsten Maßregeln, das Verbrechen zu verhindern, zu entdecken und den Verbrecher der gerechten Strafe zu übergeben, war nächst der Militair-Verfassung der wesentlichste Act der Thätigkeit der Regierung. Es wurde eine Sicherheits-Polizei mit einer militairischen, und eine Entdeckungs-Polizei mit einer Civil-Verfassung gebildet; die erste besteht aus 6 Regimentern zu Fuß, 7100 Mann stark und 27 Schwadronen zu Pferde (2700 Mann), die letzte bilden die Stadtwächter und die Constabler auf dem Lande, welche die Bewohner selbst bezahlen müssen. Das Peng'âb ist in 228 Polizei-Districte getheilt, in deren jedem ein Offizier mit ein oder zwei Assistenten und gegen 30 Mann stationirt sind, und diese Civil-Polizei umfaßt ein Corps von 6,900 Mann aller Grade. Zur Controle dieses wichtigen Verwaltungszweiges bedient sich die Regierung der Tehsildars, d. h. der Eingebornen, welche mit Einziehung der Revenuen vom Lande beauftragt sind. Daher ist jeder Tehsildar im Umfange seines Distrikts mit polizeilicher Gewalt bekleidet; die Polizeibeamten müssen sich seinen Anordnungen fügen, doch hat er nicht das Recht dieselben abzusetzen; er muß zur Thätigkeit anregen, wenn sich Vernachlässigung zeigt, und Bestechung verhüten; er ist für deren Treue verantwortlich und auch dafür, daß keine Bedrückungen stattfinden. Zu diesem Zwecke sind Bestimmungen festgesetzt, die den polizeilichen Einfluß des Tehsildars genau bestimmen, damit seine fiscalischen und richterlichen Pflichten nicht darunter leiden. Die Polizei- und Revenuen-Gerichtsbezirke sind deßhalb so eingetheilt, daß zwei oder mehrere Polizei-Bezirke unter einem Tehsildar stehen, indem nur 75 Fiscal-Bezirke vorhanden sind.

Andere Einrichtungen haben in Peshawür stattfinden müssen, wie solche diesem Thale am besten anpassen. In diesem District sind alle Straßen so an-

gelegt, daß sie in Radien von der Stadt Peshawür ausgehen, und an geei
ten Punkten von befestigten Polizeiposten besetzt sind, deßgleichen ist
Postenlinie im Umkreise am Fuße des Gebirges errichtet. Unmittelbar au
halb des Centrums befindet sich eine Postenlinie zum Schutze der Vorstädte
Stadt Peshawür und der Cantonnements, und der früher von tiefen Schl
ten und Höhlen durchzogene Boden, wo Räuber und Mörder sich aufhiel
ist geebnet und in eine übersichtliche Fläche umgeschaffen worden. Die
patriarchalische Gewalt ausübenden Häuptlinge der Stämme und der Dö
sind nicht allein für ihre Leute verantwortlich, sondern auch für alle Diej
gen, die sich in ihrem Bezirke gastlich oder reisend aufhalten. Niemander
erlaubt zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang außerhalb der Dö
umher zu wandern, und alle Personen, die nicht als Tagelöhner oder als
Lager angehörig verzeichnet sind und sich innerhalb der Cantonnements
halten, werden bestraft; besonders streng werden Bewaffnete beaufsicht
Reisende müssen ihre Waffen bei dem Polizeiposten des Bezirks abgeben,
auf ihnen dieselben bei der Rückkehr wieder ausgehändigt werden.

Als die wichtigste Classe der Polizei erscheint diejenige, welche die Ver
dung zwischen dem Volke und der executiven Behörde bildet und von je
selbst besoldet wird. Die Stadtwächter nehmen die erste Stelle ein; man
zahlt sie aus einer von allen durch den Ort gehenden Handelsartikeln (be
ders von Luxusgegenständen) erhobenen Abgabe, denn die Haustaxe, die
in der Theorie als die geeignetste zeigte, ist verworfen, und an ihrer Stelle
Thorabgaben, welche sich durch die Praxis als weniger drückend bewähr
eingeführt worden. So gibt Lahore einen jährlichen Ertrag von 2 Lacks
das geschäftsreiche Amritsir selbst 4 Lacks Rupien[26]). Was die Stadtwäc
in den größeren Orten, das sind die Land-Constabler in den Dörfern. Ih
Wirkungskreis mit den Institutionen des Dorflebens in Einklang zu brin
ihre Existenz dem Volke als etwas Nothwendiges begreiflich zu machen, ist
halb so wichtig, weil die Bewohner auf diese Ueberwachungen sehr empfind
und eifersüchtig sind. Die Land-Constabler erhalten wenigstens 3 Rupien
natlich oder ein Stück Land, dessen Ertrag die Höhe dieser Summe errei
Mit Hülfe dieser Polizeibeamten erfolgte bald die Entwaffnung des Lan
und beinahe 120,000 Stück aller Waffen wurden nach und nach an
Depôts abgeliefert.

Eine Klasse von Eingeborenen, welche die Regierung zur Aufsuchung v

Verbrechern benutzt, verdient noch Erwähnung. Es sind dies die sogenannten Spürer, Leute, die mit allen Gewohnheiten, Schlupfwinkeln, Kunstgriffen und Verbindungen der beiden vorherrschenden Verbrecher Indiens, der Dâcoitie und Thüggie, bekannt sind oder die Gaben besitzen, solche auszuspüren. Die Dâcoitie sind eine militärisch geordnete, aus Stadt- und Landbewohnern bestehende Räuberbande, deren Verwegenheit so groß ist, daß sie in starken Trupps ganze Ortschaften ausplündern und selbst bei Tagesanbruch die Häuser der Reichen angreifen. Die großen Landstraßen werden oft von ihnen unsicher gemacht, und wenn der Raub vollbracht ist, wobei meist Mordthaten vorfallen, begiebt sich jeder von der Bande wieder in seine Heimath. Das Thüggiewesen müssen wir als bekannt voraussetzen; aber man hatte bisher geglaubt, daß seine scheußlichen Verbrechen sich nicht über den Setlej erstrecken. Die Peng'âb-Thüggs gehören ausschließlich der niedrigsten Klasse der Sikhs an und besitzen nicht die schlauen und hinterlistigen Eigenschaften der eigentlichen Thüggs, sondern sind mehr kühne und verwegene Straßenräuber.

In Bezug auf Verfolgung und Bestrafung der Verbrechen sind die Prinzipien des Criminalgesetzes der Art, wie sie in weiser Berücksichtigung der Gemüths- und Körperbeschaffenheit des Volkes anwendbar sind; welche keine große Verderbtheit bekunden, nicht zerstörend auf die menschliche Gesellschaft einwirken und von dem Volke als verzeihlich angesehen werden, sind mit ungewöhnlicher Nachsicht behandelt worden. Dagegen verfolgten die Behörden alle zerstörend auf die Moralität und Gesellschaft wirkende und von dem Volke mit Abscheu angesehene Verbrechen mit unerbittlicher Strenge; deßgleichen bestrafte man rücksichtslos alle dem öffentlichen Wohle und der Ordnung Hohn sprechende Verbrechen. Das Dâcoitiewesen ist im Peng'âb ein nationales Verbrechen; es ist mit geschichtlichen Erinnerungen verbunden und nicht ohne Tugenden, wenn gleich von sehr roher Natur, die selbst in civilisirten Ländern dem Verbrecher Theilnahme erwecken würden. In den Tagen, als sich die Sikhs zur Macht erhoben, waren die Dâcoitie die Condottieri des nördlichen Indiens;- der größte Häuptling war der ärgste Bandit, und derjenige, der heute als Räuber auftrat, konnte morgen Führer einer Armee sein. Unter diesen Umständen, und da gleich nach der Besitznahme des Peng'âb namentlich Amritsir und dessen Umgegend von Dâcoitiebanden heimgesucht wurden, hielten die Behörden es für geboten, gegen die Verbrecher, besonders wenn Mord oder gefährliche Verwundung stattgefunden hatte, die ganze Strenge des Ge-

setzes eintreten zu lassen, und alle Führer solcher Räuberhorden wurden mit dem Tode bestraft. Ein solches Verfahren hat die besten Resultate gegeben, denn das Dâcoitiewesen gehört im Peng'âb nur noch zu den seltenen Verbrechen und auch die Straßenräuberei hat in Folge der polizeilichen Anordnungen beinahe ganz nachgelassen. Mord und Todtschlag, welche mehrfach unter den Indern aus Neid oder Rachsucht stattfinden, sind Verbrechen, die eigentlich nur an der Grenze sich ereignen und von jenen Muselmännern verübt werden, die jeder Ordnung Hohn sprechen. Streitigkeiten wegen Ländereien oder anderem Besitze, die sich mehrfach in andern Theilen Indiens, wo eingeborene Fürsten noch die Herrschaft ausüben, ereignen und in blutige Kämpfe ausarten, kommen im Peng'âb nicht mehr vor. Dagegen ist es tief zu beklagen, daß das Peng'âb von dem so manche der edelsten Stämme in Ober-Indien entwürdigenden Verbrechen des Kindesmordes nicht ganz frei zu sprechen ist, einem Verbrechen, das sonst mit dem Rajput-Namen eng verbunden ist, dessen Ausübung die Rajputen des Peng'âb aber vergessen haben. Diese abscheuliche Auszeichnung ist hier vielmehr den Bedies oder der Priesterkaste der Sikhs eigen, mit denen einige muselmännische Secten und Abzweigungen der Khüttrie-Caste die Schande theilen. Angeborener Stolz und widersinnige Begriffe von Heiligkeit verbieten den Bedies, Verbindungen ihrer Töchter mit anderen Stämmen einzugehen, daher sie einem frühen Tod geopfert werden; wogegen die Rajputen von Hindostan und Central-Indien ihre Töchter ermorden, weil sie ihnen die gebräuchliche Ausstattung und Hochzeitsfestlichkeiten nicht geben können. In diesem Falle kann der Antrieb zu dem Verbrechen durch Luxusgesetze vermindert werden, wie solche bereits in den Nordwest-Provinzen ins Werk gesetzt und vom Volke beifällig aufgenommen worden sind; aber so schwierig es ist ein Gesetz aufzufinden, wodurch der unbarmherzige Stolz der Geburt, der Stellung und die eingebildete Heiligkeit gedemüthigt werden, so hat die Regierung doch den Entschluß gefaßt, den gesunden Sinn des Volkes dagegen zu erwecken. Sie hofft die Gründe des Verbrechens dadurch zu zerstören, daß sie dessen Ausübung nutzlos und widerlich macht, indem sie auf die Moralität der Betheiligten wirkt und dessen ganze Scheußlichkeit dem Volke recht augenscheinlich darstellt.

Der Diebstahl hat im Peng'âb außerordentlich nachgelassen, was, außer den streng polizeilichen Bewachungen, auch darin seinen Grund hat, daß seit den letzten Jahren alle Lebensbedürfnisse billiger beschafft werden konnten, als

es früher je möglich war, und daß die vielen öffentlichen Werke Jedermann die Gelegenheit geben, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Viehdiebstahl und nächtlicher Einbruch sind mannigfach vorgekommen; weil jedoch der erste in einigen Gegenden als etwas Erlaubtes angesehen wird, so hat man die ganze Strenge des Gesetzes nicht für zweckmäßig erachtet und den Verbrecher meist mit körperlicher Züchtigung bestraft. Dagegen ereignet sich Kindesraub noch hin und wieder; denn häusliche Sclaverei herrschte im Peng'âb, und die Kinder beider Geschlechter, besonders Mädchen, wurden öffentlich gekauft und verkauft. Dies Verbrechen ist mit 10 bis 15 Jahren Gefängniß bestraft worden.

Eine merkwürdige Erscheinung im Sittenleben der Eingeborenen ist es, daß Ehebruch, den alte Ueberlieferung nur durch Tod oder Verstümmelung zu rächen weiß, so häufig vorkommt, und es ist vielleicht kein Land in der Welt, in welchem das weibliche Geschlecht so verderbt und der Untreue so ergeben ist, als im Peng'âb. Da der beleidigte Theil unter der früheren Herrschaft jedes Gesetz haßte, das ihm nicht gestattete den Ehebrecher durch Mord zu bestrafen, so hat man sich dahin bestrebt, solche Wege aufzufinden, welche der Sittlichkeit Achtung verschaffen und dem Ehebruch Einhalt thun. Man enthält sich gänzlich der Einmischung, wo der Ehebruch offen zu Tage liegt; wo dagegen Verführung die Ursache ist, werden die schuldigen Theile vor Gericht gebracht und aufs Strengste bestraft. Verheirathete Frauen oder eigentlich verheirathete Kinder, die sich noch nicht im Alter der Mannbarkeit befinden, werden, wenn sie ihren Gatten entflohen sind, dem elterlichen Hause oder den Verwandten zurückgegeben; wenn aber der Ehebruch festgestellt werden kann, so steht es dem beleidigten Theile frei, die Kosten der Ausstattung und die der Hochzeit zurückzufordern.

Einige nicht unerhebliche Fälle von Falschmünzerei sind vorgekommen, wobei sich ein seltenes Geschick und eine langjährige Erfahrung kund gab, und welche zur Kunde brachten, daß dies verbrecherische Gewerbe unter der Sikhs-Regierung von den Lokal-Kardars, die sich von den Falschmünzern eine Taxe zahlen ließen, im Geheimen begünstigt wurde. Auch das Anfertigen falscher Documente über den Rechtsbesitz von Ländereien hat Anklang bei einem Theile der Bevölkerung gefunden, weil die britische Regierung dergleichen authentische Documente in ihren Nachforschungen zu Grunde legte; aber die Peng'âbie sind in dieser Kunst so wenig geübt, daß der Betrüger stets entdeckt wurde. Meineid ist dagegen ein öfter vorkommendes Uebel, bei welchem die bis jetzt

herrschenden Gesetze über Bestrafung desselben sich nicht als hinreichend erwiesen haben.

Für die Unterbringung und Besserung dieser verschiedenen Verbrecher wurde die Einrichtung guter Gefängnisse, verbunden mit einer dem Zwecke entsprechenden Disciplin, in's Werk gesetzt. In zwanzig Districten sind neue Gefängnisse erbaut worden, und in den andern fünf Districten ließ die Regierung die bis dahin benutzten Gebäude auf's Zweckmäßigste in Stand setzen. Es existiren drei Classen von Gefängnissen: Zu der ersten gehört allein das große Central-Gefängniß zu Lahore, welches aus zwei getrennten, aber in sich verbundenen Gebäuden, worin 2000 Verbrecher untergebracht werden, besteht; zur zweiten Classe gehören die drei Provinzial-Gefängnisse zu Multan, Rawül Pindie und Amballah, in deren jedem 800 Gefangene Raum haben und worin allein Verbrecher aus den umliegenden Districten Obdach finden. Die dritte Gefängnißclasse besteht aus 21 Gebäuden, in jedem District eines gelegen, mit Ausnahme der vier erwähnten, und wovon jedes für das Unterkommen von 258 Gefangenen eingerichtet ist, jedoch bis für 330 Mann erweitert werden kann. Im Ganzen sind die Einrichtungen für 9800 Verbrecher vollendet. Das große Gefängniß zu Lahore besteht aus zwei kreisförmigen Gebäuden, wovon jedes mit eisernen Pallisaden umgeben ist und im Innern aus mehreren, durch Wälle gesonderten und vom Mittelpunkte nach der Umfangslinie sich hinziehenden Abtheilungen besteht; darin liegen die Gefängnisse für die männlichen und weiblichen Gefangenen, Räume für die Arbeitswerkstätten und für die einsamen Zellen. Aus der Mitte erhebt sich ein Wachtthurm, der einen freien Blick über alle Abtheilungen gewährt. In der Einschließung zwischen dem Kreiswalle und der äußeren, ein Viereck bildenden Mauer, befinden sich das Hospital und die Wohnungen für den Gouverneur des Gefängnisses und für die Beamten. Die Gefängnisse zweiter Classe sind nach denselben Principien gebaut, ausgenommen, daß es hier nur einen anstatt zweier Kreise giebt. In den Häusern dritter Classe, die von Wällen in viereckiger Form umschlossen sind, stehen die Gefängnisse in zwei Reihen und haben eine unmittelbare Verbindung mit den Arbeitsräumen, jedoch sind das Hospital, die Zellen für die Frauen und die Wohnungen der Beamten davon gesondert. Die Kosten zur Erbauung und Einrichtung all dieser Gefängnisse belaufen sich auf 4 Lack 73,000 Rupien.



Die größte Aufmerksamkeit und Fürsorge wurde dem Central-Gefängniß

zu Lahore gewidmet; nicht nur ließ sich hier mit größerer Leichtigkeit eine erlaubte Oeconomie einführen, sondern auch die Vertheilung der Arbeit, die Einrichtungen für die Gesundheitspflege, für moralische Ausbildung und für die gesicherte Abschließung der Verbrecher konnten hier im weitesten Umfange in's Werk gesetzt werden.

Das System, die Gefangenen außerhalb des Gefängnisses zu beschäftigen, hat sich als unzweckmäßig erwiesen und war die Ursache, daß sich im ersten Jahre unter den Arbeitern ansteckende Krankheiten zeigten, die eine Sterblichkeit von 8 Procent herbeiführten. Außerdem sind die Kosten und Mühen, die über weite Strecken beschäftigten Arbeiter zu überwachen, nicht unbedeutend, und dennoch kam es nur zu oft vor, daß Verbrecher entliefen. Endlich ließ sich die Arbeit nicht so vertheilen, daß man auf die körperliche Befähigung jedes Einzelnen Rücksicht nehmen konnte, denn was dem Einen leicht war, konnte einem Andern sehr schwer sein. Dagegen lassen sich die Arbeiten in den Werkstätten des Gefängnisses so einrichten, daß dem hartnäckigen Verbrecher durch härtere Arbeit größere Strafe gegeben werden kann, wogegen dem von Reue Durchdrungenen, der das Gefühl der Scham zeigt, die Demoralisation öffentlicher Schande erspart wird. Nicht zu vergessen ist, daß man in den Werkstätten jedem Gefangenen eine seinen Körperkräften, seiner Befähigung und seinem Geschick anpassende Beschäftigung zu geben vermag. Das Princip der einsamen Absperrung hat man in einzelnen Fällen beibehalten, weßhalb sich auch in jedem Gefängnisse dazu dienende Zellen befinden. Der Gebrauch, einzelne Verbrecher während der Nacht anzuketten oder in Ketten zu legen, wurde nur in der ersten Zeit angewendet, ist aber jetzt gänzlich verworfen worden.

Die Verwaltung der Civil-Justiz ergab in den ersten zwei Jahren von 1849 bis 1851 nicht sehr erfreuliche Resultate; denn die Anzahl der Rechtsfälle, welche in dieser Zeit zur Entscheidung kamen, erreichte die bedeutende Höhe von 23,378 bei einer Bevölkerung von 5,086,825 Seelen[27]), ein Fall also auf je 21,751 Personen. Aber wenn man die physische, sociale und politische Verschiedenheit, welche die Einwohner der Districte des Peng'âb characterisirt, in Betracht zieht, so muß man dies Uebermaß einigermaßen entschuldigen. So kamen im District Amritsir gerade doppelt so viel Fälle vor, als in dem von Jhelum, und acht mal mehr, als in dem von Leia. Die größte Zahl derselben betraf Rechtsstreitigkeiten über den Werth von 300 Rupien; die Mehrheit der streitenden Parteien bestand jedoch nicht aus wohlhabenden

und intelligenten Leuten, die sich selbst helfen könnten, sondern aus solchen, di in Bildung und Vermögen dem Mittelstande angehören. Diese kleinen Streitfälle wurden meist von den mit Einziehung der Revenuen beauftragten Local Offizieren entschieden, und die Erfahrung ergiebt, daß deren Entscheidung beinahe überall im Lande mit Befriedigung aufgenommen worden ist. Die Regierung geht von dem Grundsatze aus, daß bei einem so natürlichen Volke, all Schwierigkeiten, sein Recht zu verfolgen, vermieden werden müssen, daß all technischen, gewitzten und in Finsterniß gehüllten Formen eines Tribunals nu Unheil bringen würden. Daher werden die Verhandlungen in einer Einfachhei und Klarheit geführt, die das Verständniß dem Ungebildetsten möglich machen wenn er seinem Ankläger gegenübersteht, und wo ein Dolmetscher nöthig ist, mu es ein Richter sein, der mit den Gesetzen vollkommen vertraut ist. Die Anwendung von Advokaten oder Vertheidigern zeigte sich in vielen Fällen als höch verderblich, aber obgleich diesem Verfahren Schwierigkeiten in den Weg geset sind, so steht es doch jeder Partei frei, sich einen Anwalt zu wählen. Die Entscheidung durch Schiedsrichter ist eine beliebte Rechtsweise; das Attribut göttlicher Beurtheilungskraft, welches die Inder ihren geistlichen Orden zuschreiben lebt nicht minder stark in den Herzen der Bewohner des Peng'âb. Die eingeborenen Schiedsrichter sind in Schlichtung von Privatstreitigkeiten von großem Nutzen, aber ganz besonders haben sie sich in Ausfindung der Wahrheit, in Fragen, die sich auf Forderungen beziehen, und in localen und gesellschaftlichen Angelegenheiten bewährt. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß diese Leute scharf beobachtet und bewacht werden müssen, um Mißbräuchen vorzubeugen, damit dies System der „Pünchayets", in welches das Volk ein großes Vertrauen setzt und das eine seiner besten Institutionen ist, nicht in Mißcredit komme. Zu diesem Zwecke sind folgende Bestimmungen festgesetzt worden: Der vorsitzende Offizier muß prüfen, ob die Klage sich für eine Jury eignet und dem Kläger den richtigen Weg, seine Sache zu führen, angeben; jeder Theil hat das Recht, irgend einen Schiedsrichter herauszufordern, die Schiedsrichter werden von den streitenden Parteien selbst gewählt und nur Personen von Rang oder Frauen können solche durch ihre Angehörigen oder Privat-Agenten bestimmen lassen; die Schiedsrichter müssen die Aussagen zu Protokoll nehmen, desgleichen müssen dieselben ihr Urtheil belegen, und jedes Mitglied, welches von der Majorität abweicht, hat auch seine Gründe dafür anzugeben. Alle diese Verhandlungen und Entscheidungen müssen im Gerichtshofe vorge-

nommen werden, woselbst die Documente darüber verbleiben. Das Urtheil geschieht in Gegenwart beider Theile, aber es erhält erst seine endliche Bestätigung, wenn der präsidirende Offizier die Gerechtigkeit desselben geprüft hat. Die jüngeren Offiziere, welche sich mit den Gesetzen, den Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen und mit deren Sprache noch nicht so genau vertraut gemacht haben, wie es zu wünschen ist, haben den Befehl, alle Monate über die stattgehabten Fälle und Entscheidungen an ihre Oberen Bericht zu erstatten.

Die Revenüen des Landes fallen unter die fünf Rubriken: 1) der Bodentaxe, 2) der Accise, Stempel- und Canalwasser-Abgabe, 3) des Tributes, 4) der Post und 5) der verschiedenen Abgaben. Es soll hier nur der beiden ersten speciell gedacht werden; indem der Tribut eine unbedeutende Einnahme ist, welche die Feudal-Jaghirdars dem Staate anstatt der Dienstleistungen zu leisten haben. Die Einnahmen der Post sind noch nicht übersichtlich genug, und die mit der Rubrik „verschiedene Ausgaben" bezeichnete Einnahme ist zu vielfachen Veränderungen unterworfen.

Die zur Bodentaxe gehörigen Einnahmen sind folgende: die Weidetaxe, die Revenuen aus den Gärten und Wäldern, die Goldwäschereien aus dem Sande des Indus, die Eisenbergwerke im Sind Saugor-Duab und die Renten von Ländereien, die entweder durch Alluvial-Absetzungen der Flüsse entstehen oder unter der letzten Herrschaft ererbt wurden oder endlich, von den Eigenthümern verlassen, dem Staate anheimfielen. Es ist die Politik des Staats, sich jeder Selbstbewirthschaftung solcher Ländereien zu enthalten, weßhalb dieselben verpachtet werden. Die Weidetaxe besteht aus Abgaben, die man von denjenigen Besitzern der Kameele und Viehheerden erhebt, welche von den Weiden im Innern des Duabs Gebrauch machen; sie ist in den Multau- und Leia-Gebirgen so ergiebig, daß jährlich über 130,000 Rupien daselbst einkommen [28]).

Unter der Sikhs-Regierung wurde es als ein sich von selbst verstehendes Recht angesehen, daß dem Herrscher die Hälfte aller aus dem Boden gewonnenen Producte zukomme, und in sehr fruchtbaren Gegenden wurde sogar noch mehr von den Eigenthümern entnommen. Beim Einsammeln der Bodenerzeugnisse verlor die Regierung durch Betrug, schlechte oder verschwenderische Verwaltung 10 bis 15 Procente. Wo die Abgaben statt der Producte in Geld geleistet wurden, wechselte die Einnahme von ⅖ bis ⅓ des Werthes der-

selben. Jenseits des Indus, sowie in der Provinz Multan, war dies System weniger drückend in Vollzug gesetzt worden, und der Antheil der Regierung betrug nie mehr als ⅓ und fiel bis auf ⅛ des Ertrages. Für Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Taback und Gemüse wurde nur Geld angenommen [29]).

Als die Engländer in den Besitz des Landes kamen, wurden die mit Feststellung der Abgaben beauftragten Offiziere in die Districte geschickt, um dieselben zu bereisen und sich von dem Zustande der Ländereien und des Volkes durch eigene Anschauung zu überzeugen. Hierauf wurden die Häupter der Dörfer nach Central-Punkten berufen und daselbst nach Maßgabe der letzten drei, fünf oder zehn Jahre die Abgabe für die nächste Zeit festgestellt und zwar nur in Geld. Dies Verfahren erfolgte in zu großer Eile und durch Offiziere, denen noch die erforderliche Erfahrung fehlte; daher war die Einnahme so herabgesetzt, daß allein von den vier Duabs, welche bisher 74½ Lack gezahlt hatten, nur nahe an 54 Lack einkamen. Im ersten Jahre der Besitznahme des Peng'âb betrugen die sämmtlichen Revenuen 98 Lack 12,425 Rupien, dieselbe stieg jedoch im folgenden Jahre 1850—51 auf 101 Lack und 85,043 Rupien, und im Jahre 1851—52 erreichte die Einnahme die Summe von 106 Lack 9,757 Rupien, also verglichen mit dem ersten Jahre einen Mehrbetrag von 23 Lack 89,757 Rupien. Aber trotz der beträchtlichen Herabsetzung der Abgaben, wodurch die Landtaxe auf 25 Procent herabfiel, sind im Jahre 1853 unter den Landbesitzern Klagen über zu hohe Besteuerung, die in mancher Beziehung drückend gewesen sein mag, laut geworden. Es waren nämlich in den ersten drei Jahren nach der britischen Besitznahme so außerordentliche ergiebige Ernten, namentlich in Weizen und Gerste, eingetreten, wie solche seit Menschengedenken nicht stattgefunden hatten, selbst seit Jahren nicht bebaut gewesene Ländereien gaben einen ungewöhnlich reichen Ertrag, und diesem glücklichen Umstande mußte man es verdanken, daß die vielen Hunderte der entlassenen Soldateska und anderer Beamten sich dem Ackerbau widmeten. So kam es, daß der Bodenertrag den Verbrauch bei weitem überstieg und bei dem Ueberfluß an Lebensmitteln die Preise derselben übermäßig fielen, denn die das Peng'âb umgebenden Länder eignen sich nicht zur Ausfuhr, Affghanistan ist in einem zu unsichern Zustande und der Transport dahin zu kostspielig, der Sind erzeugt viel mehr, als er bedarf, und Bhawülpur ist arm und dünn bevölkert, das Jhüllündhür-Duab zwar dicht bevölkert, aber so fruchtbar, daß es hinreichenden Ertrag für seine Einwohner giebt, und endlich die im Norden wohnen-

den Gebirgsstämme haben nicht die Mittel Getreide kaufen zu können. Der Verbrauch von Lebensmitteln hat zwar zugenommen, denn zwischen dem Setlej und dem Khybür stehen mehr als 60,000 Mann streitbare Truppen und über 300,000 Mann dazu gehörige Diener und Lagergehilfen, nicht zu vergessen, daß die umfangreichen öffentlichen Bauten, welche ununterbrochen fortgesetzt werden, die Circulation des Geldes und das Verlangen nach Nahrung vermehrten. An die im Lande stehende Armee werden ferner jährlich 165 Lack gezahlt, und wenn man die Kosten der verschiedenen Civil-Niederlassungen und sonstigen Ausgaben in Rechnung bringt, so wird gegenwärtig das Doppelte der Revenüen des Landes in demselben verausgabt. All dieser Vortheile ungeachtet erkennt doch die Regierung, daß dem gegenwärtigen Uebel, obgleich es ein vorübergehendes ist, durch die liberalsten Maßregeln gesteuert werden kann; daher denn selbst ein gänzliches Erlassen der Steuern in einzelnen Fällen verfügt worden ist, und überall, wo es als gerecht erkannt wurde, eine Ermäßigung eintrat. Die Folgen dieses verständigen Verfahrens machen sich bereits geltend, indem die Landbauern sich zur Pachtung und Urbarmachung solcher Ländereien melden, die der Fruchtbarkeit des Bodens wegen einen gesegneten Ertrag versprechen. Die Einnahmen des Peng'âb von 1857—58 betrugen 2 Crore und 530,710 Rupien; die Ausgaben 1 Crore, 76 Lack und 66,757 Rupien.

In dem größeren Theile des Peng'âb sind die Landbesitzer in derselben Berechtigung, als die in den Nordwest-Provinzen des indischen Reiches. Verjährter Besitz und Eroberung haben den Lehn- und Landbesitzer zum Herrn gemacht, und die Bewohner des Peng'âb lieben es, sich auf die von dem alten Gesetzgeber Menu aufgestellten Rechte, die mit diesem Ursprung von Besitz im Einklang stehen, zu berufen. Das Freimachen des Landes von dem Jangle — dem dichten Unterwuchs aller nur erdenklichen Strauch- und verkrüppelten Baumgattungen — galt als ein berechtigter und unantastbarer Beweis vom Besitze desselben. Im Beginn des vorigen Jahrhunderts, als das mongolische Reich zu fallen anfing und die Sikhs durch Macht und Plünderung sich Ansehen verschafften, entstanden in vielen Theilen des Landes wüste Strecken, und selbst Gegenden, wie die in der Nähe von Lahore und Amritsir, bedeckten sich mit undurchdringlichem Unterholze und Gesträuch.

Die heutigen Besitzer des Bodens lassen sich unter vier Classen bringen. Zur ersten gehören die Nachkommen der alten Besitzer, welche nach und nach den Besitz der Dorf-Ländereien und der mit diesem Besitz verbundenen Privi-

legien verloren; ihr hauptsächlicher, wenn nicht alleiniger Besitz, besteht in einer Kopfrente, die unter verschiedenen Bezeichnungen erhoben wird und un sicher im Werthe wie in der richtigen Einzahlung ist. Diese Classe hat unter den Sikhs fortwährend abgenommen und wird in wenig Jahren ganz verschwunden sein, denn die Sikhs verlangten eine sichere und ergiebige Einnahme, und die mehr arbeitsamen und einfachen Stämme maßten sich die Rechte Derjenigen an, deren Länder zu bebauen sie sich anfänglich glücklich geschätzt hatten. Einige dieser ursprünglichen Besitzer haben noch so viel Land in Händen, als sie zu cultiviren im Stande gewesen sind, und wo ihr Besitzrecht festgestellt werden konnte, ist demselben Genugthuung gegeben worden.

Die zweite Classe sind die gegenwärtigen Besitzer des Bodens, entweder Individuen oder Corporationen. Wo das Land einer einzelnen Person oder einer aus mehreren Personen bestehenden Familie gehört, ist ein Theil der Ländereien durch deren eigenen Pflug bebaut und der Ueberrest von Landleuten cultivirt, die entweder mit den Rechten als Pächter oder mit erblichem Besitzrechte darauf leben und eine bestimmte Rente zahlen. Bei der Art, wie die Sikhs-Regierung die Taxen feststellte, ging der größte Theil der Rente verloren, und die Einnahmen der Besitzer veränderten sich mit jedem Pächter und bestanden sehr oft nur in einer unbedeutenden Abgabe in Korn oder Geld. Die Bodenrente ist so verschieden, daß solche von 1⅙ bis zu 25 Procent des rohen Productes steigt, den höchsten Ertrag gewährt das Land in Multan und Derajat. Die Miterbschaft der Gemeinden, die Brüderschaft desselben Stammes, welche oft von ein'em und demselben Stammvater entspringt, ist im Peng'âb überall noch in voller Aechtheit erhalten und herrscht ganz besonders in den Theilen, wo die Hindu-Racen ihre Abstammung in Reinheit bewahrt haben. Diese Art von Lehnbesitz findet sich besonders in der Jâtcaste. Jeder Theilnehmer cultivirt sein Land nach eigenem Ermessen und zahlt seinen Theil der Dorfabgabe, wie ihn die Brüderschaft festgestellt hat; jedoch wird bei solchen Lehen der größere Theil des Landes gewöhnlich von der Gemeinde bewirthschaftet; aber wo Pächter sind, verwalten diese den Boden entweder unter der Aufsicht des betreffenden Eigenthümers oder halten das Land als ein gemeinsames Eigenthum der Gemeinde.

Die erblichen Anbauer bilden die dritte Classe und sind in vielen Gegenden sehr bedeutend. Ihr Lehnsrecht ist sehr oft kaum von dem wirklichen Besitz zu unterscheiden, und wo ihr Stamm mächtig und arbeitsam ist, hat er

nach und nach das Recht des wirklichen Eigenthümers usurpirt. Auch wo Land im Ueberfluß, dagegen nur wenige Anbauer vorhanden sind, existirt der Unterschied zwischen diesen und den eigentlichen Besitzern nur dem Namen nach. Der hauptsächlichste Unterschied zwischen dem Anbauer und dem Eigenthümer ist der, daß der letztere keine Ueberrieselungs-Brunnen graben darf, den Grund weder veräußern, noch belasten oder Anderen überlassen kann; dagegen ist der erbliche Anbauer nicht ermächtigt, das Land wieder an Andere zu verpachten; die Bäume, die er oder seine Vorfahren gepflanzt haben, verbleiben sein Eigenthum. Mit dem Rechte, einen Brunnen zu graben, ist zugleich der Besitztitel gegründet, weßhalb über diese Frage oft sehr eifriger Streit entsteht. In der Provinz Multan ist endlich ein eigenthümliches Lehnsrecht entstanden, indem die regierende Macht die meisten Ländereien in Anspruch nahm. Wo uncultivirtes Land sich vorfand, ertheilten die damaligen Herrscher Sawün Müll und Mulraj Patente an Individuen zur Anlage von Brunnen, und diese Anbauer zahlen nur eine höchst unbedeutende Kopfrente an den wirklichen Besitzer. Die Eigenthümer dieser Brunnen werden Chückdars, von Chück oder dem den Brunnen umgebenden Holzrahmen, genannt. In einigen wenigen Fällen erhält der wirkliche Besitzer den vierten Theil der Ernte.

Zur vierten Classe gehören die Pächter, denen der Gutsherr nach Belieben aufsagen kann; ihre Pacht ist eine gesicherte, wenn sie im Dorfe wohnen, aber zweifelhaft, wenn sie in der Nachbarschaft sich aufhalten. Diese Pächter cultiviren das Land unter der Bedingung, daß die Hälfte des Ertrages dem Eigenthümer zufällt.

Das große und wichtige Werk der Landbesteuerung, welches statistisch, fiscalisch und gerichtlich gehandhabt werden muß, wird in folgender Weise geleitet. Die Grenzen der Dörfer werden festgestellt, deren Ländereien vermessen und die Karten so entworfen, daß die cultivirten, die culturfähigen und die wüsten Strecken, sowie die Brunnen genau angegeben sind; eine zweite, die sogenannte Aufnahme der Felder geschieht allein durch Eingeborene, und es werden in derselben der Name jedes Besitzers und Anbauers, der Werth des Bodens und die darauf wachsende Getreidegattung verzeichnet. Die Abschätzungen geschehen jetzt allein durch Mitglieder der Gemeinde selbst, und die großen und reichen Landbesitzer sind für die Einzahlungen der kleinen Pächter verantwortlich gemacht. Von der höchsten Wichtigkeit ist hierbei, daß die Fragen über das Besitzrecht so geordnet sind, daß der Comfort und das Wohlbe-

legien verloren; ihr hauptsächlicher, wenn nicht alleiniger Besitz, besteht in einer Kopfrente, die unter verschiedenen Bezeichnungen erhoben wird und unsicher im Werthe wie in der richtigen Einzahlung ist. Diese Classe hat unter den Sikhs fortwährend abgenommen und wird in wenig Jahren ganz verschwunden sein, denn die Sikhs verlangten eine sichere und ergiebige Einnahme, und die mehr arbeitsamen und einfachen Stämme maßten sich die Rechte Derjenigen an, deren Länder zu bebauen sie sich anfänglich glücklich geschätzt hatten. Einige dieser ursprünglichen Besitzer haben noch so viel Land in Händen, als sie zu cultiviren im Stande gewesen sind, und wo ihr Besitzrecht festgestellt werden konnte, ist demselben Genugthuung gegeben worden.

Die zweite Classe sind die gegenwärtigen Besitzer des Bodens, entweder Individuen oder Corporationen. Wo das Land einer einzelnen Person oder einer aus mehreren Personen bestehenden Familie gehört, ist ein Theil der Ländereien durch deren eigenen Pflug bebaut und der Ueberrest von Landleuten cultivirt, die entweder mit den Rechten als Pächter oder mit erblichem Besitzrechte darauf leben und eine bestimmte Rente zahlen. Bei der Art, wie die Sikhs-Regierung die Taxen feststellte, ging der größte Theil der Rente verloren, und die Einnahmen der Besitzer veränderten sich mit jedem Pächter und bestanden sehr oft nur in einer unbedeutenden Abgabe in Korn oder Geld. Die Bodenrente ist so verschieden, daß solche von 1⅛ bis zu 25 Procent des rohen Productes steigt, den höchsten Ertrag gewährt das Land in Multan und Derajat. Die Miterbschaft der Gemeinden, die Brüderschaft desselben Stammes, welche oft von einem und demselben Stammvater entspringt, ist im Peng'âb überall noch in voller Aechtheit erhalten und herrscht ganz besonders in den Theilen, wo die Hindu-Racen ihre Abstammung in Reinheit bewahrt haben. Diese Art von Lehnbesitz findet sich besonders in der Jâtcaste. Jeder Theilnehmer cultivirt sein Land nach eigenem Ermessen und zahlt seinen Theil der Dorfabgabe, wie ihn die Brüderschaft festgestellt hat; jedoch wird bei solchen Lehen der größere Theil des Landes gewöhnlich von der Gemeinde bewirthschaftet; aber wo Pächter sind, verwalten diese den Boden entweder unter der Aufsicht des betreffenden Eigenthümers oder halten das Land als ein gemeinsames Eigenthum der Gemeinde.

Die erblichen Anbauer bilden die dritte Classe und sind in vielen Gegenden sehr bedeutend. Ihr Lehnsrecht ist sehr oft kaum von dem wirklichen Besitzer zu unterscheiden, und wo ihr Stamm mächtig und arbeitsam ist, hat er

nach und nach das Recht des wirklichen Eigenthümers usurpirt. Auch wo Land im Ueberfluß, dagegen nur wenige Anbauer vorhanden sind, existirt der Unterschied zwischen diesen und den eigentlichen Besitzern nur dem Namen nach. Der hauptsächlichste Unterschied zwischen dem Anbauer und dem Eigenthümer ist der, daß der letztere keine Ueberrieselungs-Brunnen graben darf, den Grund weder veräußern, noch belasten oder Anderen überlassen kann; dagegen ist der erbliche Anbauer nicht ermächtigt, das Land wieder an Andere zu verpachten; die Bäume, die er oder seine Vorfahren gepflanzt haben, verbleiben sein Eigenthum. Mit dem Rechte, einen Brunnen zu graben, ist zugleich der Besitztitel gegründet, weßhalb über diese Frage oft sehr eifriger Streit entsteht. In der Provinz Multan ist endlich ein eigenthümliches Lehnsrecht entstanden, indem die regierende Macht die meisten Ländereien in Anspruch nahm. Wo uncultivirtes Land sich vorfand, ertheilten die damaligen Herrscher Sawün Müll und Mulraj Patente an Individuen zur Anlage von Brunnen, und diese Anbauer zahlen nur eine höchst unbedeutende Kopfrente an den wirklichen Besitzer. Die Eigenthümer dieser Brunnen werden Chückdars, von Chück oder dem den Brunnen umgebenden Holzrahmen, genannt. In einigen wenigen Fällen erhält der wirkliche Besitzer den vierten Theil der Ernte.

Zur vierten Classe gehören die Pächter, denen der Gutsherr nach Belieben aufsagen kann; ihre Pacht ist eine gesicherte, wenn sie im Dorfe wohnen, aber zweifelhaft, wenn sie in der Nachbarschaft sich aufhalten. Diese Pächter cultiviren das Land unter der Bedingung, daß die Hälfte des Ertrages dem Eigenthümer zufällt.

Das große und wichtige Werk der Landbesteuerung, welches statistisch, fiscalisch und gerichtlich gehandhabt werden muß, wird in folgender Weise geleitet. Die Grenzen der Dörfer werden festgestellt, deren Ländereien vermessen und die Karten so entworfen, daß die cultivirten, die culturfähigen und die wüsten Strecken, sowie die Brunnen genau angegeben sind; eine zweite, die sogenannte Aufnahme der Felder geschieht allein durch Eingeborene, und es werden in derselben der Name jedes Besitzers und Anbauers, der Werth des Bodens und die darauf wachsende Getreidegattung verzeichnet. Die Abschätzungen geschehen jetzt allein durch Mitglieder der Gemeinde selbst, und die großen und reichen Landbesitzer sind für die Einzahlungen der kleinen Pächter verantwortlich gemacht. Von der höchsten Wichtigkeit ist hierbei, daß die Fragen über das Besitzrecht so geordnet sind, daß der Comfort und das Wohlbe-

Die britische Regierung machte dem verhaßten und drückenden Besteuerungs-System ein Ende. Den Handel im Inneren des Landes gab sie völlig frei, und die Producte desselben werden nun ohne jede Zollbelästigung verkauft; deßgleichen können die Eingeborenen Handel und Gewerbe treiben, ohne dafür mit besonderen Abgaben belastet zu werden. Allein von 29 Artikeln wurde der Zoll aufgehoben, und nur die Grenzlinien längs des Indus und am Fuße des Hymalâya behielt die Regierung bei. Seit dem Jahre 1850 gewähren die vier Artikel: Salz (12 Lack), Spirituosa und Arzneien (2 Lack), Stempel (1 Lack), und Fährzoll (1 Lack 25,000 Rupien) eine jährliche Einnahme von 16¼ Lack Rupien; aber es ist zu erwarten, daß der Ertrag aus den Salzwerken sich von Jahr zu Jahr vermehren wird, indem deren Bearbeitung gegenwärtig nach einem bestimmten System und nach allen Regeln der Kunst stattfindet.

Die beiden wichtigen Zweige zur Hebung der Cultur eines Landes, der Straßenbau und die Anlage von Canälen wurden einer Commission von Ingenieur-Offizieren anvertraut, an deren Spitze der Obristlieutenant Napier stand, und die durch Geschick, Umsicht und unermüdliche Thätigkeit den Charakter dieses merkwürdigen Landes so vollständig veränderte, daß frühere Reisende viele Gegenden kaum wieder erkennen würden. Bestimmte, zu allen Jahreszeiten gleich gangbare Straßen existirten im Peng'âb eigentlich nicht, selbst die Verbindungswege zwischen den größten Orten wechselten stellenweise, je nachdem der Landmann seinen anliegenden Anbau ausdehnte; ich selbst fand auf der großen Straße zwischen Lahore und Ferozpur nach kaum 3 Wochen einen Theil des Weges, den ich vorher betreten hatte, beackert; der Wanderer suchte sich seinen Pfad, wo er ihm am bequemsten schien.

Die seit dem Jahr 1849 in Angriff genommenen Straßen sind nach den damit verbundenen Zwecken in Militairstraßen, in Wege für den äußeren und in Wege für den inneren Handel classificirt worden, natürlich können die für den Handel gebauten Straßen auch militairischen Zwecken dienen und umgekehrt.

Zu den Militairstraßen gehören erstens die große Hauptstraße von Lahore nach Peshawür. Mittelst einer Schiffbrücke passirt der Reisende nördlich von Ferozpur den Setlej und verfolgt den Weg auf einer guten Kunststraße über Kassaur nach Lahore. Von hier an wird die Straße breiter; man überschreitet den Ravi ebenfalls mittelst einer Schiffbrücke und kommt darauf in eine flache,

den Ueberschwemmungen ausgesetzte Gegend, in welcher die Straße auf einem 4 bis 5 Fuß hohen Damme fortläuft. Ueber den Bedh und den Bagh Bücha, zwei Nebenflüsse des Ravi, führen Bogenbrücken, über den ersten eine solche von einem Bogen mit 30 Fuß Spannung, über den letzten eine Brücke von drei Bogen zu je 30 Fuß Spannung. Nachdem man die Straße etwas über 50 Meilen nördlich verfolgt hat, überschreitet man unweit Wüzirabad die drei sumpfartigen Zweige des von Sealkote herabkommenden Gebirgsbaches auf drei starken Holzbrücken, wovon jede 65 Fuß lang ist. Von Wüzirabad führt eine Schiffbrücke über den sorgfältig eingedämmten Chenab nach Gujrat und dann eine aus einem Bogen von 120 Fuß Spannung bestehende Holzbrücke über den schlammigen Bhimbarbach. Nachdem 36 Meilen von Wüzirabad zurückgelegt sind, betritt man das Gebirge unweit Kharrian, durch welches die Straße gesprengt werden mußte, und in diesem Passe von 12 Meilen Länge sind mehrere kleine massive Brücken gebaut, um den Abfluß des Wassers zu bewerkstelligen. Der Theil der Straße, welcher von Jhelum über Nagail, Rawül-Pindie nach Burhan, Sidhu und Attock durch das Sind Saugor-Duab führt, hat die größten Schwierigkeiten und Kosten veranlaßt.

In der Richtung von Jhelum nach Nagail (34⅛ Meilen) verursachten der Rothas und die Backralla, beides plötzlichen und heftigen Anschwellungen unterworfene und einen gefährlichen Treibsand mit sich führende Gebirgsströme, deren steile Uferränder von unzähligen Schluchten durchzogen werden, so große Schwierigkeiten, daß man sich veranlaßt sah, die Straße nördlich vom Rothas auf das Dorf Diena zu führen, wodurch es möglich wurde, die Backralla nur einmal bei dem Dorfe gleiches Namens zu passiren. Es führt eine Holzbrücke von zwei Oeffnungen mit je 120 Fuß Spannung über die Diena und eine massive Brücke aus vier Bogen, jeder zu 50 Fuß Spannung, über den von der Backralla gebildeten Paß. Zwischen Jhelum und Schawa gehen zwei massive Brücken, die eine aus drei Bogen von je 50 Fuß Spannung über die Bishendour-Nalla, und die andere aus vier Bogen von derselben Spannung über die Har-Nalla. Die 35 Meilen lange Strecke zwischen Nagail und Rawül Pindie geht durch ein schlüpfriges, wellenförmiges Tafelland, welches von Felsen durchschnitten wird, die theils dicht unter der Oberfläche liegen, theils zu Tage kommen. Hier führt eine hölzerne, aus vier Bogen zu je 150 Fuß Spannung bestehende Gitterbrücke über den Sohan oder Sawan, einen kleinen Nebenfluß des Indus. Auf dem Wege von Rawül Pindie nach Bur-

han (31 Meilen) tritt die Straße nach 15 Meilen in die Margalla-Berge (durch welche bereits Kaiser Schah Jehan einen mit großen Kalksteinblöcken gepflasterten Weg gebahnt hatte, wie eine Inschrift in den Felsen anzeigt); dort wurde die alte Straße aufgegeben und ein neuer breiterer und in einer mehr directen Richtung gehender Weg durch die Felsen gesprengt. Für eine leichte Beschaffung des zu den Bauten nöthigen Holzes, welches aus den Huzârabergen bezogen werden mußte, machte man den Harrufluß durch Wegsprengung der Felsen schiffbar.

Die Strecke des Weges von Burhan nach Sidhu oder Attock (28 Meilen lang) ist durch die Ueberbrückung des in einem tiefen Thale fließenden Harruflusses ganz besonders interessant. Das heftig strömende Wasser dieses malerisch schönen Gebirgsflusses windet sich in einem Bette, dessen Uferränder von schlangenartigen Schluchten zerrissen sind und sich unaufhaltsam in die hochgelegenen Länder hineinziehen, welche die Ebenen von Küch begrenzen, wodurch dem Harru ein weites angeschwemmtes Thal geöffnet ist. Mittelst einer hölzernen Brücke von 130 Fuß Länge überschreitet man diesen Nebenfluß des Indus, dann geht die Straße bis wenige Meilen vor Attock durch ein ebenes Land, wird allmählig ansteigend und senkt sich in leichten Windungen längs den hier den Indus umgebenden Kalkfelsbergen in das Bett dieses Flusses, den man vermöge einer stehenden Schiffbrücke überschreitet, wo sich der Cabulfluß in ihn ergießt. Man hat diesen Punkt als Uebergang gewählt, um die steilen Abhänge des Gedargülla-Passes zu vermeiden; deßhalb windet sich die Straße in leichten Biegungen, welche auf in den Kalkfelsen gebauten Gallerien ruhen, längs den beiden rechten Ufern des Indus und des Cabul, und der Weg um den Gedargülla-Paß wurde durch eine aus drei Bogen zu je 20 Fuß Spannung bestehende Brücke bewerkstelligt. Der Weg von Attock nach Peshawür führt durch ein von vielen Gebirgsbächen durchschnittenes Land, und nicht weniger als eilf verschiedene Brücken, worunter die Bogenbrücke über die Bara die bedeutendste ist, mußten gebaut werden.

Diese merkwürdige Straße von 275 Meilen Länge, welche in dem Berichte als noch in der Ausführung begriffen angegeben ist, ist gegenwärtig vollendet[32]); an derselben entlang zieht sich auch bereits bis Peshawür die große Telegraphenlinie, wodurch Calcutta mit der äußersten Station des Nordens über Benares, Kanpur, Allahabad, Agra, Delhi und Lahore in eine momentane Verbindung gebracht ist. An der Straße sind in geeigneten Entfernungen

Bangalows gebaut, in denen der Reisende gegen eine kleine Vergütung Wohnung und Bedienung findet. Die Anpflanzung von Bäumen zu beiden Seiten der Straße wird in wenig Jahren der baumlosen Gegend einen hohen Reiz verleihen und dem Wanderer den in diesem heißen Klima so erwünschten Schatten gewähren.

Die zweite große Militairstraße von Lahore über Amritsir nach Wüzier Ghat ist eigentlich eine Fortsetzung der vorigen und gewährt zugleich eine mehr directe Verbindung mit Delhi über Jallündhür und Ludiana. Die 62 Meilen lange Straße (35 Meilen von Lahore bis Amritsir) führt durch das der Ueberschwemmung ausgesetzte Barie-Duab in einer ganz flachen Gegend über drei schlammige Flüßchen, den Bhoperai, den Maonwala und den Pattie oder Pallie. Es war daher ein Damm erforderlich und außer der Erbauung einiger Brücken die Eindämmung des Bhoperai, des Maonwala und des Pattie zu bewerkstelligen; über den letzten mußte eine auf zehn massiven Bo..en ruhende Kunststraße gebaut werden. Auch an dieser Straße ließ die Regierung von 5 zu 5 Meilen Baumschulen anlegen. Ueber die Beas führt bei Wüzier Ghat eine Schiffbrücke. Die Straße ist vollendet und der allgemeinen Benutzung übergeben.

Zu den neu angelegten Straßen zweiter Classe, um den Handel des Landes und dessen Verbindungen mit den Nordwest-Provinzen Bombay und Affghanistan zu erleichtern, gehören sechs Straßen von großer Wichtigkeit. Die bedeutendste ist die Straße von Multan nach Lahore, welche von Amritsir über Botallo, Dienanüggür, Pathankote und Shapur führt. Von Multan bis Tolúmba ist diese Straße getheilt; ein Weg geht längs des Jhelum und Ravie in einem großen Bogen, während eine gerade Straße nach Tolümba die Entfernung von 22 Meilen verringert. Von Tolümba läuft die Straße nach Chückawatny, läßt Hürrapa am Ravie links liegen und führt über Fattehpur und Manga nach Lahore. Dieselbe wurde dem Handel bereits im Jahre 1851 geöffnet; da jedoch dieselbe durch einen sehr schweren Boden führt und an mehreren Stellen, namentlich unweit Hürrapa und an dem Dudyarafluß, steter Ausbesserungen bedarf, so hat man angefangen, sie in eine Kunststraße zu verwandeln, und benutzt dabei die Fels- und Backsteine der Ruinen von Hürrapa. Auf dieser Straße wird die Brief- und Gepäckpost befördert, wobei man sich theils der von Ochsen gezogenen Wagen, theils der Träger bedient.

Die zweite Straße geht von Multan nach Serai Sülhu. Hier über-

han (31 Meilen) tritt die Straße nach 15 Meilen in die Margalla-Berge (durch welche bereits Kaiser Schah Jehan einen mit großen Kalksteinblöcken gepflasterten Weg gebahnt hatte, wie eine Inschrift in den Felsen anzeigt); dort wurde die alte Straße aufgegeben und ein neuer breiterer und in einer mehr directen Richtung gehender Weg durch die Felsen gesprengt. Für eine leichte Beschaffung des zu den Bauten nöthigen Holzes, welches aus den Huzârabergen bezogen werden mußte, machte man den Harrnfluß durch Wegsprengung der Felsen schiffbar.

Die Strecke des Weges von Burhan nach Sidhu oder Attock (28 Meilen lang) ist durch die Ueberbrückung des in einem tiefen Thale fließenden Harrnflusses ganz besonders interessant. Das heftig strömende Wasser dieses malerisch schönen Gebirgsflusses windet sich in einem Bette, dessen Uferränder von schlangenartigen Schluchten zerrissen sind und sich unaufhaltsam in die hochgelegenen Länder hineinziehen, welche die Ebenen von Küch begrenzen, wodurch dem Harrn ein weites angeschwemmtes Thal geöffnet ist. Mittelst einer hölzernen Brücke von 130 Fuß Länge überschreitet man diesen Nebenfluß des Indus, dann geht die Straße bis wenige Meilen vor Attock durch ein ebenes Land, wird allmählig ansteigend und senkt sich in leichten Windungen längs den hier den Indus umgebenden Kalkfelsbergen in das Bett dieses Flusses, den man vermöge einer stehenden Schiffbrücke überschreitet, wo sich der Cabulfluß in ihn ergießt. Man hat diesen Punkt als Uebergang gewählt, um die steilen Abhänge des Gedargülla-Passes zu vermeiden; deßhalb windet sich die Straße in leichten Biegungen, welche auf in den Kalkfelsen gebauten Gallerien ruhen, längs den beiden rechten Ufern des Indus und des Cabul, und der Weg um den Gedargülla-Paß wurde durch eine aus drei Bogen zu je 20 Fuß Spannung bestehende Brücke bewerkstelligt. Der Weg von Attock nach Peshawür führt durch ein von vielen Gebirgsbächen durchschnittenes Land, und nicht weniger als eilf verschiedene Brücken, worunter die Bogenbrücke über die Bara die bedeutendste ist, mußten gebaut werden.

Diese merkwürdige Straße von 275 Meilen Länge, welche in dem Berichte als noch in der Ausführung begriffen angegeben ist, ist gegenwärtig vollendet[32]); an derselben entlang zieht sich auch bereits bis Peshawür die große Telegraphenlinie, wodurch Calcutta mit der äußersten Station des Nordens über Benares, Kanpur, Allahabad, Agra, Delhi und Lahore in eine momentane Verbindung gebracht ist. An der Straße sind in geeigneten Entfernungen

in Angriff genommen. Auch auf eine directe Verbindung zwischen Kalabagh und Rothas für militairische Zwecke hat man die Aufmerksamkeit gerichtet; ob aber dieselbe bereits in Angriff genommen ist, darüber fehlen uns alle Nachrichten.

Unter den Straßen dritter Classe wollen wir der 83½ Meilen langen Verbindung von Kalabagh und Marry über Futtehjhüng nach Rawül Pindie, welche für Fuhrwerk eingerichtet und vollständig fertig ist, gedenken. Hiermit in Verbindung soll eine Straße längs dem Indus von Kalabagh nach Attock (102 Meilen lang) gebaut werden, ungeachtet des schwierigen Felsbodens und der Nothwendigkeit einiger massiven Ueberbrückungen, ist sie doch in Angriff genommen worden, um dem Schmuggelhandel und den Plünderungen der jenseits wohnenden Stämme vorzubeugen.

Schließlich bemerken wir noch, daß es die Absicht der Regierung ist, sämmtliche Fähren nach und nach eingehen zu lassen und statt deren Schiffbrücken aufzuschlagen; so sind über den Setlej bei Philur und über die Beas bei Wüziera Ghat im Lahore-District dieselben bereits eingerichtet. Bei Attock führt eine prachtvolle Hängebrücke über den Indus, welche hundert tausend Pfund Sterling gekostet hat.

Den Grundstein zur ersten 240 Meilen langen Eisenbahn, die nun mit allem Eifer ins Werk genommen werden soll, legte Sir John Lawrence in den ersten Tagen des Februar 1859 bei Lahore in Gegenwart vieler vornehmer Inder. Seine Rede schloß bei dieser Gelegenheit mit den Worten: „Für all diese Segnungen — der Gründer zu sein — bin ich dem großen Schöpfer alles Guten allein verpflichtet; ohne seine Leitung und seinen Schutz, was würde wohl aus allen geworden sein!" — Diese Bahn führt nach Peshawür und wird mit der über Amritsir nach Delhi rc. das Ende der großen Haupt-Nordbahn bilden.

Mit diesen Straßenbauten nahm man zu gleicher Zeit ein nicht minder bedeutendes und für den ganzen südlichen Theil des Landes segensreiches Werk in Angriff, nämlich die Anlage des großen Bary-Duab-Canals. Derselbe besteht aus einer Hauptlinie von 247 Meilen Länge, welche 6 Meilen unterhalb des alten Forts von Shapur den Ravie verläßt, ist 120 Fuß breit, 5½ Fuß tief und führt 3000 Kubikfuß Wasser in der Secunde mit sich. Nachdem dieser Canal in einem leichten Bogen nach dem Innern des Duab 30 Meilen weit geführt ist, geht ein Zweig östlich 7 Meilen lang, theilt sich

dann in 2 Ströme; wovon der eine (54 Meilen lang) noch mehr östlich, längs dem hohen, den Beas begrenzenden Tafellande gegen Sabraon, und der mehr westliche Zweig (84 Meilen lang) bei Tibrie durch das Herz der Manjha zum Kaßur-Felsen führt. Der Haupt-Canal windet sich in leichten Biegungen durch die Mitte des Duab weiter und entsendet nach 50 Meilen abermals einen Zweig von 74 Meilen Länge nach Lahore. Dieser Canal nebst seinen Zweigcanälchen erforderte 2 große massive Dämme, 4 Hemmungs-Dämme, 9 Regulierungs-Brücken, 12 massive Stromschnellen, 27 massive Wasserfälle mit Schlußschleusen, 93 Brücken, 41 große Schleusen, 68 kleine Schleusen, 17 Einlaß- und Ableitungs-Canäle und 136 massive Bewässerungs-Einschnitte für Ausgangs-Canäle.

Der Canal ist seiner Vollendung nahe, wenn nicht in gegenwärtigem Augenblicke vollständig eröffnet. Nicht nur, daß durch eine geschickte Leitung seiner Wasser ein unbeschreiblicher Segen für die Cultur des Landes herbeigeführt wird, sondern es sind auch auf diese Weise Verbindungsstraßen erzielt worden, die nach wenig Jahren den Character dieses Landes verändern müssen. Denn es führen längs den Ufern dieses Canals und seiner Arme treffliche Kunststraßen, alle Ränder sind von Baum-Alleen eingefaßt, und von Ort zu Ort hat man Baumschulen angelegt, welche gleich lieblichen Hainen erscheinen. Auch an Häusern fehlt es nicht, wo der Reisende ein Unterkommen finden kann. Dieser Canal wird, wenn er vollendet ist, 528,790 Pfund Sterling kosten.

Ein alter Canal, der schon erwähnte Husli-Canal bei Lahore, welcher sehr vernachlässigt war, ist wieder hergestellt worden und gewährt der Regierung eine jährliche reine Einnahme von 46,797 Rupien; außerdem sind der Küttorah und Schlag-Canal in Multan und Gogaira; deßgleichen der Khanwa und der Dourana Lüngana Ueberrieselungs-Canal hergerichtet worden.

Wenden wir uns nun zu den vorzüglichsten Städten:

Lahore (unter 31°36′ Br. und 74°21′ L.) auf der großen Hauptstraße von Calcutta nach Peshawür, ist die größte Stadt des Landes und war schon ein beträchtlicher Ort, als Mahmud der Ghaznevide 1009 auf seinem Zuge zur Zerstörung Nagracot's sich desselben bemächtigte, 1152 wurde es die Hauptstadt seiner Dynastie. Als Baber Lahore eroberte (1523) machte er den Ort zu seiner Residenz und legte den Grund zu dessen Verschönerung und Pracht; seine Nachfolger und namentlich Jehangir erhoben es durch Pracht-

in Angriff genommen. Auch auf eine directe Verbindung zwischen Kalabagh und Rothas für militairische Zwecke hat man die Aufmerksamkeit gerichtet; ob aber dieselbe bereits in Angriff genommen ist, darüber fehlen uns alle Nachrichten.

Unter den Straßen dritter Classe wollen wir der 83½ Meilen langen Verbindung von Kalabagh und Marry über Futtehjhüng nach Rawül Pindie, welche für Fuhrwerk eingerichtet und vollständig fertig ist, gedenken. Hiermit in Verbindung soll eine Straße längs dem Indus von Kalabagh nach Attock (102 Meilen lang) gebaut werden, ungeachtet des schwierigen Felsbodens und der Nothwendigkeit einiger massiven Ueberbrückungen, ist sie doch in Angriff genommen worden, um dem Schmuggelhandel und den Plünderungen der jenseits wohnenden Stämme vorzubeugen.

Schließlich bemerken wir noch, daß es die Absicht der Regierung ist, sämmtliche Fähren nach und nach eingehen zu lassen und statt deren Schiffbrücken aufzuschlagen; so sind über den Setlej bei Philur und über die Beas bei Wüziera Ghat im Lahore-District dieselben bereits eingerichtet. Bei Attock führt eine prachtvolle Hängebrücke über den Indus, welche hundert tausend Pfund Sterling gekostet hat.

Den Grundstein zur ersten 240 Meilen langen Eisenbahn, die nun mit allem Eifer ins Werk genommen werden soll, legte Sir John Lawrence in den ersten Tagen des Februar 1859 bei Lahore in Gegenwart vieler vornehmer Inder. Seine Rede schloß bei dieser Gelegenheit mit den Worten: „Für all diese Segnungen — der Gründer zu sein — bin ich dem großen Schöpfer alles Guten allein verpflichtet; ohne seine Leitung und seinen Schutz, was würde wohl aus allen geworden sein!“ — Diese Bahn führt nach Peshawür und wird mit der über Amritsir nach Delhi ꝛc. das Ende der großen Haupt-Nordbahn bilden.

Mit diesen Straßenbauten nahm man zu gleicher Zeit ein nicht minder bedeutendes und für den ganzen südlichen Theil des Landes segensreiches Werk in Angriff, nämlich die Anlage des großen Bary-Duab-Canals. Derselbe besteht aus einer Hauptlinie von 247 Meilen Länge, welche 6 Meilen unterhalb des alten Forts von Shapur den Ravie verläßt, ist 120 Fuß breit, 5½ Fuß tief und führt 3000 Kubikfuß Wasser in der Secunde mit sich. Nachdem dieser Canal in einem leichten Bogen nach dem Innern des Duab 30 Meilen weit geführt ist, geht ein Zweig östlich 7 Meilen lang, theilt sich

Bauwerk; der Name Gottes wiederholt sich hundertfach dabei. Auch dieser Grab-Pallast wurde unter den Sikhs sehr vernachlässigt, aber am meisten von den Affghanen, die unter dem Bruder des Dost Mohamed, dem Verräther von Peshawür, darin ihren Wohnsitz aufschlugen. Es liegt am rechten Ufer des Ravie, welcher seinen Lauf dahin genommen hat, und es mit seinen Wassern bereits zu unterminiren anfängt, so, daß es wahrscheinlich in nicht langer Zeit eine gänzliche Ruine sein wird. Nächst diesem ist das Grabmal von Anarkali, am südwestlichen Ende dicht außerhalb der Stadt; es birgt die Asche eines seiner Schönheit wegen berühmten jungen Mannes, der hier lebendig eingemauert wurde, weil er einer der Frauen des Kaisers einen lächelnden Liebesblick zuwarf.

Unter den Sommerschlössern ist Shalimar, „das Haus der Freude", drei Meilen nordöstlich von Lahore das Schönste und seine Gärten die umfangreichsten. Es ist eine halbe Meile lang, mit drei aufsteigenden Terrassen, auf denen 450 Springbrunnen aus Marmorbecken aufsteigen und sich dann in weite ovale oder viereckige Marmorteiche ergießen. Ranjit zerstörte die Gebäude, indem er den schönsten Marmor ausbrechen und für seine Bauten in Amritsir verwenden ließ.

Die Straßen des Ortes sind eng und von hohen mehrstöckigen Häusern eingefaßt, an denen die zierlich aus Holz geschnitzten Balkone und Fenstergitter das Auge angenehm fesseln; obgleich die Bazare mit Shawls und Seidenwaaren gefüllt sind, so machen sie sich doch weder durch ihren Reichthum noch durch ihre große Regsamkeit besonders bemerkbar. Jedes Haus besitzt seinen Brunnen. Es leben in diesen Mauern gegen hundert tausend Menschen. Ein Hindu- und ein Mohamedan-Collegium befinden sich hier, wo außer den eingeborenen Sprachen auch Englisch und europäische Wissenschaften gelehrt werden; dieselben stehen unter dem besonderen Schutze der Briten und werden durch jährliche freiwillige Beiträge aus Bhopal und einigen anderen Staaten unterstützt. Im Jahre 1849 befanden sich daselbst 541 Schüler. Lahore ist ein Hauptpunkt der Telegraphenlinie und soll vermöge einer Eisenbahn mit Delhi und Calcutta in Verbindung gebracht werden.



Amritsir (Br. 31°41′, L. 74°45′) liegt in der Mitte zwischen den Flüssen Beas und Ravie nur 36 Meilen östlich von Lahore, mit welchem es vermöge einer Kunststraße in Verbindung steht. Seitdem der vierte der Gurus,

Ram Dâs, hier im Jahre 1581 ein Tülao oder Wasserbehälter „Amrita Saras“ (Quelle der Unsterblichkeit) graben ließ, beginnt das hier gelegene Dorf Amritsir oder Ramdaspur der berühmteste Wallfahrtsort der Sikhs zu werden. Es ist beinahe ebenso groß als Lahore und von über 90,000 Menschen bewohnt. Ahmed Shah, besorgt über den religiösen Eifer der Sikhs und deren zunehmende Macht, sprengte den Tülao mit Pulver in die Luft, füllte ihn aus mit allerlei Unrath, und ließ Kühe darüber schlachten, um die Stelle für ewig unrein zu machen. Aber als die Sikhs zur Macht sich erhoben, reinigten sie den Fleck und errichteten einen neuen Tülao, aus einem Quadrat die Seite von 150 Schritt Länge, worin die gegen 6 Fuß tiefe Wassermasse ein crystallhelles Wasser ist, und ungeachtet sich täglich viele Hunderte darin baden, seine Durchsichtigkeit unverändert behält; wahrscheinlich sind es unterirdische Quellen, die die abfließenden Wasser ergänzen. In der Mitte des Bassins steht auf einer kleinen Insel ein Tempel des Tari oder Vischnu, und am Ufer, an der Stelle, wo Râm Dâs seine Tage sitzend verlebte, ein kleines Gebäude. Der Tempel ist reich mit Gold und anderen Kostbarkeiten geschmückt, in der Mitte, dem Eingange gegenüber sitzt der Guru, die Geschenke und Huldigungen seiner Gläubigen empfangend. Seinem Dienste oder vielmehr dem des Tempels haben sich fünf bis sechs Hundert Akalis geweihet, die in gut gebauten Häusern wohnen, welche in dessen Nähe stehen und die Pilger beherbergen[33]).

Die Straßen sind eng, die Häuser, hoch aus Backsteinen gebauet, mit luftigen Verandas versehen, haben nur kleine Gemächer, sind jedoch mit mehr Kunstsinn und gefälliger gebaut als die Städte von Hindostan. Die Shawl- und Tuchfabriken, jene eine schlechte Nachahmung der von Cashmir und diese nur grobe Sorten anfertigend, sind ziemlich bedeutend; auch die hier gefertigten Seidenzeuge sind mittelmäßig. Dagegen nimmt Amritsir als Geldmarkt die erste Stelle im Norden Indiens ein. Seitdem der Bary-Duab-Canal angelegt ist, hat der Handel mit Steinsalz aus den Bergwerken von Mundi zugenommen, und der Ort wird aus demselben mit Wasser versorgt. Zugleich ist eine Entwässerung der Stadt und der Cantonnements vermöge Röhrenleitung eingerichtet worden. Es ist hier die erste englische Kirche gebauet und Vorrichtungen zur Erbauung einer zweiten sind im Gange.

Die den Ort beherrschende Feste Govindghür, welche Ranjit Singh aufführte, um die aufgeregten Gläubigen in Ordnung halten zu können, ist von den Briten neu und zweckmäßiger eingerichtet worden; sie besteht aus dem

Bauwerk; der Name Gottes wiederholt sich hundertfach dabei. Auch dieser Grab-Pallast wurde unter den Sikhs sehr vernachlässigt, aber am meisten von den Affghanen, die unter dem Bruder des Dost Mohamed, dem Verräther von Peshawür, darin ihren Wohnsitz aufschlugen. Es liegt am rechten Ufer des Ravie, welcher seinen Lauf dahin genommen hat, und es mit seinen Wassern bereits zu unterminiren anfängt, so, daß es wahrscheinlich in nicht langer Zeit eine gänzliche Ruine sein wird. Nächst diesem ist das Grabmal von Anarkali, am südwestlichen Ende dicht außerhalb der Stadt; es birgt die Asche eines seiner Schönheit wegen berühmten jungen Mannes, der hier lebendig eingemauert wurde, weil er einer der Frauen des Kaisers einen lächelnden Liebesblick zuwarf.

Unter den Sommerschlössern ist Shalimar, „das Haus der Freude", drei Meilen nordöstlich von Lahore das Schönste und seine Gärten die umfangreichsten. Es ist eine halbe Meile lang, mit drei aufsteigenden Terrassen, auf denen 450 Springbrunnen aus Marmorbecken aufsteigen und sich dann in weite ovale oder viereckige Marmorteiche ergießen. Ranjit zerstörte die Gebäude, indem er den schönsten Marmor ausbrechen und für seine Bauten in Amritsir verwenden ließ.

Die Straßen des Ortes sind eng und von hohen mehrstöckigen Häusern eingefaßt, an denen die zierlich aus Holz geschnitzten Balkone und Fenstergitter das Auge angenehm fesseln; obgleich die Bazare mit Shawls und Seidenwaaren gefüllt sind, so machen sie sich doch weder durch ihren Reichthum noch durch ihre große Regsamkeit besonders bemerkbar. Jedes Haus besitzt seinen Brunnen. Es leben in diesen Mauern gegen hundert tausend Menschen. Ein Hindu- und ein Mohamedan-Collegium befinden sich hier, wo außer den eingeborenen Sprachen auch Englisch und europäische Wissenschaften gelehrt werden; dieselben stehen unter dem besonderen Schutze der Briten und werden durch jährliche freiwillige Beiträge aus Bhopal und einigen anderen Staaten unterstützt. Im Jahre 1849 befanden sich daselbst 541 Schüler. Lahore ist ein Hauptpunkt der Telegraphenlinie und soll vermöge einer Eisenbahn mit Delhi und Calcutta in Verbindung gebracht werden.

Amritsir (Br. 31°41', L. 74°45') liegt in der Mitte zwischen den Flüssen Beas und Ravie nur 36 Meilen östlich von Lahore, mit welchem es vermöge einer Kunststraße in Verbindung steht. Seitdem der vierte der Gurus,

Ram Dâs, hier im Jahre 1581 ein Tülao oder Wasserbehälter „Amrita Saras" (Quelle der Unsterblichkeit) graben ließ, beginnt das hier gelegene Dorf Amritsir oder Ramdaspur der berühmteste Wallfahrtsort der Sikhs zu werden. Es ist beinahe ebenso groß als Lahore und von über 90,000 Menschen bewohnt. Ahmed Shah, besorgt über den religiösen Eifer der Sikhs und deren zunehmende Macht, sprengte den Tülao mit Pulver in die Luft, füllte ihn aus mit allerlei Unrath, und ließ Kühe darüber schlachten, um die Stelle für ewig unrein zu machen. Aber als die Sikhs zur Macht sich erhoben, reinigten sie den Fleck und errichteten einen neuen Tülao, aus einem Quadrat die Seite von 150 Schritt Länge, worin die gegen 6 Fuß tiefe Wassermasse ein crystallhelles Wasser ist, und ungeachtet sich täglich viele Hunderte darin baden, seine Durchsichtigkeit unverändert behält; wahrscheinlich sind es unterirdische Quellen, die die abfließenden Wasser ergänzen. In der Mitte des Bassins steht auf einer kleinen Insel ein Tempel des Tari oder Vischnu, und am Ufer, an der Stelle, wo Râm Dâs seine Tage sitzend verlebte, ein kleines Gebäude. Der Tempel ist reich mit Gold und anderen Kostbarkeiten geschmückt, in der Mitte, dem Eingange gegenüber sitzt der Guru, die Geschenke und Huldigungen seiner Gläubigen empfangend. Seinem Dienste oder vielmehr dem des Tempels haben sich fünf bis sechs Hundert Akalis geweihet, die in gut gebauten Häusern wohnen, welche in dessen Nähe stehen und die Pilger beherbergen[33]).

Die Straßen sind eng, die Häuser, hoch aus Backsteinen gebauet, mit luftigen Verandas versehen, haben nur kleine Gemächer, sind jedoch mit mehr Kunstsinn und gefälliger gebaut als die Städte von Hindostan. Die Shawl- und Tuchfabriken, jene eine schlechte Nachahmung der von Cashmir und diese nur grobe Sorten anfertigend, sind ziemlich bedeutend; auch die hier gefertigten Seidenzeuge sind mittelmäßig. Dagegen nimmt Amritsir als Geldmarkt die erste Stelle im Norden Indiens ein. Seitdem der Bary-Duab-Canal angelegt ist, hat der Handel mit Steinsalz aus den Bergwerken von Mundi zugenommen, und der Ort wird aus demselben mit Wasser versorgt. Zugleich ist eine Entwässerung der Stadt und der Cantonnements vermöge Röhrenleitung eingerichtet worden. Es ist hier die erste englische Kirche gebauet und Vorrichtungen zur Erbauung einer zweiten sind im Gange.

Die den Ort beherrschende Feste Govindghür, welche Ranjit Singh aufführte, um die aufgeregten Gläubigen in Ordnung halten zu können, ist von den Briten neu und zweckmäßiger eingerichtet worden; sie besteht aus dem

dert Tausend Menschen lebten und viele der Affghanenhäuptlinge schöne Häuser besaßen. Als Ranjit Singh in Besitz desselben kam, zerstörte er diese, entheiligte die Moscheen und zerstörte die Waldungen und Fruchtgärten die den Ort umgaben. Heute sind 54,000 Einwohner, von denen gegen 8000 Hindus, der Rest Muselmänner. Die von Ranjit erbaute Festung auf der Stelle des Bala-Hissar ist ein viereckiges Werk, 220 Schritte breit, in den Ecken runde Thürme, die Courtinen mit halben vorspringenden Thürmen; ein bedeckter Weg und nasser Graben umgiebt dieselbe. Das einzige Eingangsthor liegt im Norden. Die Engländer haben die Festung in eine der stärksten von Indien umgeschaffen, mit den vier Forts: Mackeson, Shabkaddün, Michnie und Abazaie; die Cantonnements sind außerdem von vertheidigungsfähigen Wällen umgeben, worin die Casernen für die europäischen Truppen liegen. Seit der Ort sich in den Händen der Briten befindet, haben Handel und Wohlstand sehr zugenommen, und schöne Wohnungen und Gärten sind entstanden.

Endlich gedenken wir noch der mit einem bastionirten Wall umgebenen Stadt Ruwül Pindie zwischen dem Indus und Jhelum, als Hauptort des Districts; es leben hier 16,000 Einwohner, meist Muselmänner, aber in Häusern aus Erdwällen errichtet. Der Bazar ist ausgedehnt und bietet ein Bild großer Geschäftigkeit dar. Seitdem die Engländer in diese Stadt eine Garnison für europäische Truppen gelegt haben, sind schöne luftige Casernen und ein Hospital erbauet worden und die Umgegend gewinnt durch Anlage von Gärten ein mehr freundliches Ansehen.

Der Geist des Fortschrittes einer Civilisation, welche auf die wahren Glücksgüter der Menschen gerichtet ist und deren zeitliches und ewiges Wohl befördert, characterisirt alle Maßregeln der britischen Regierung in Indien seit den letzten 30 Jahren. Aber in keinem Theile dieses weiten Reiches hat sich dieses Streben, der Menschheit Wohl zu fördern, mehr gezeigt und in so kurzer Zeit größere Resultate geliefert, als in der Verwaltung des Peng'âb. Wo sonst keines Menschen Fuß den Boden betrat, beugen heute unabsehbare Kornfelder ihre schweren Aehren unter dem Drucke des Windes. So wie der Anblick des Landes mit jedem Jahre ein erfreulicherer wird, so auch der der Städte. Lahore und Amritsir werden bald neu erstanden sein; in dem erstern Orte ist durch General Macgregor's umsichtiges Verfahren eine Straße nach der andern niedergerissen, erweitert, gepflastert und mit neuen schönen Gebäuden geziert

worden, an denen man die mit so viel Geschmack und Mannigfaltigkeit der Muster angebrachten hölzernen Balkone und in durchbrochener Arbeit gefertigten Fenstergitter nicht genug bewundern kann. Ein Gleiches ist bei derselben Bereitwilligkeit der Einwohner, die sich in diesem Schönheitssinne gefallen, durch Herrn Saunders in Amritsir geschehen. Während Lahore durch seine Geldwechsler sich Bedeutung in der Handelswelt erwarb, zeichneten Amritsir's Kaufleute sich durch ihren Handel mit allen nur erdenklichen Waaren aus. Amritsir's Kaufleute sind die ältesten und reichsten des Landes, sie besitzen Commanditen beinahe in allen großen Städten Indiens, in Affghanistan, Bokhara und Cashmir. Die bedeutendsten unter ihnen sind die Nowreah, welche einst aus Bikanier und Sodhpur einwanderten, und fünfzig der größten Häuser gehören ihnen an.

Wo die Engländer in Indien erobernd vordrangen, machten sie einer verhaßten, nur von einzelnen Häuptlingen unterstützten Dynastie ein Ende und brachten dem Volke in seiner Masse Erleichterung von seinen Lasten; aber hier im Peng'âb wurde nicht nur eine Dynastie, sondern eine Nationalität vernichtet, und die Herrschaft der Engländer ist nicht blos den Häuptlingen ein Dorn im Auge, sondern auch der Masse der Sikhs und der Hindus. Das weise Verfahren der Engländer hat jedoch in wenigen Jahren so viel bewirkt, daß dieselben als Herrscher, wenn auch nicht geliebt, so doch geachtet werden, daß die Massen sich glücklich fühlen und überall ihre Anhänglichkeit an den Tag legen und den Wechsel der Dinge preisen. Der Muselmann, den die Sikhs seit Jahren in seiner Religion aufs Härteste bedrückten, steht jetzt mit diesen im gleichen Rechte. Selbst die Tödtung des auch von den Sikhs für heilig gehaltenen Rindes ist nicht mehr behindert, sowie jede religiöse Bevorzugung oder Bedrückung verbannt wurde. Es war ein sehr richtiger Beschluß, die Tödtung des Rindes zu gestatten, ja zu befördern, und zwar gerade in dem Momente, als die Macht der Sikhs vollständig gebrochen war. Wo das Bedürfniß es gebietet, wird ihm selbst in beinahe ausschließlich von Sikhs bewohnten Ortschaften Genüge geleistet, ohne die geringste Unruhe zu veranlassen. Einen solchen Wechsel der Dinge in diesem Lande in friedlicher Weise herbeigeführt zu haben, ist der größte Triumph der Civilisation!

Das wesentlichste, ja das wahre Mittel zur sittlichen Hebung des Volkes, sowie sich dessen Liebe zu erwerben, ist ein verständiges Erziehungs-System.

Die Erfahrung hat leider gezeigt, daß in Leia und in Peshawür wenig Resultate für jetzt auf diesem Wege zu erwarten sind. Dagegen geben die übrigen Theile des Peng'âb, verglichen mit der Präsidentschaft Agra, bereits ein sehr erfreuliches Resultat[34]). Es giebt drei Arten von Schulen, nämlich für Hindus, Muselmänner und Sikhs; in den ersten lernen die Zöglinge schreiben und die Anfangsgründe der Arithmetik in Hindu-Characteren; in den Schulen der Muselmänner wird der Koran im Arabischen und die Didaktik und die poetischen Werke des Sadi im Persischen (Gulistan und Bostan) gelesen; und in den Sikhsschulen endlich lehrt man den confusen Granth im Gurmükkie oder die Glaubenslehren von Nanak und Guru Govind. In den die Mehrzahl bildenden persischen, arabischen und Gurmükkie-Schulen sind die Studien hauptsächlich heiligen Büchern, die durch ihre classische Wortspielerei dem Lehrer, wie dem Schüler, gleich unverständlich sind, gewidmet. Sehr merkwürdig ist es, daß eine Erziehung des weiblichen Geschlechts in allen Theilen des Peng'âb zu finden ist. Die Lehrenden sind Frauen, und sie selbst, wie ihre Schülerinnen, gehören zu den drei großen Stämmen des Landes[35]).

Die Erfahrungen, welche sich in andern Theilen Indiens zeigen, daß die Erziehung sich immer nur auf bestimmte Casten, als Brahmanen, Banjas und Kathries erstreckt, während die großen Grundbesitzer und kleinen Ackerbautreibenden unwissend bleiben, ergeben sich auch im Peng'âb. Jedoch haben hier die Anregungen der Briten unter allen Classen das Verlangen nach Belehrung hervorgebracht, der Andrang zu den Schulen hat zugenommen und in allen Theilen des Landes sind neue Schulen entstanden. Die Regierung errichtete zugleich zu Amritsir ein Collegium, worin die Zahl der täglichen Schüler bereits über 200, von denen der vierte Theil sich dem Studium der englischen Sprache widmet, beträgt. Lesen, Schreiben, Arithmetik, Elementar-Geometrie und Geographie werden daselbst hauptsächlich gelehrt. Aber es ist höchst merkwürdig, daß sowohl in Amritsir, als in Lahore, alle Welt sich bestrebt, die englische Sprache zu lernen; viele Edle lassen ihren Söhnen Privatstunden geben und scheuen weder Kosten noch Mühe. Außerdem werden in Amritsir Hindu, Persisch, Arabisch, Sanskrit und Gurmükkie gelehrt; ⅓ der Schüler sind Sikhs (Jâts) und unter den Hindus sind die Kathries und Brahmanen die vorherrschenden Casten. In Lahore ist zugleich eine medicinische Schule errichtet worden, um Aerzte unter den Eingeborenen zu bilden. Deßgleichen ist es im Werke, eine Civil-Ingenieurschule, ähnlich der zu Rurkie, zu errichten, um unter

den Eingeborenen junge Leute zu erziehen, welche bei den stattfindenden Bauten hilfreiche Hand leisten können.

Lord Dalhousie sagt in seinem Berichte die eines großen Staatsmannes würdigen Worte: „Die Regierung muß höhere Zwecke im Auge haben, als den der Vermehrung der Revenuen, — denn wenn jenen Geltung gegeben wird, werden diese von selbst zunehmen.“ Und diese Ansicht hat sich hier bewahrheitet. Die Einnahmen der letzten vier Jahre sind in steter Zunahme begriffen gewesen, erreichten bereits gegen 140 Lack und werden nach sicherer Veranschlagung mit dem Jahre 1863 die bedeutende Summe von über drei Crore ergeben, wogegen die Ausgaben von da an auf jährlich 90 Lack veranschlagt sind, mithin einen Ueberschuß von mehr als zwei Crore jährlich verbleiben wird [36]).

Erläuterungen und Quellen-Angaben.

1) Cunningham, History of the Sikhs: — Macgregor, History of the Sikhs. 1842. 8. — History of British India by Wilson. 3 Vols. — W. Kaye, Life of Lord Metcalfe 2 Vols. — Kaye, The War in Afghanistan 3 Vols. — Carl von Hügel, Cashmir 2 Vols.

2) So heißt es in seinem Lehrbuche: „Gott wird den Menschen nicht fragen, welchem Geschlecht er angehört, sondern was seine Werke gewesen sind.“ — „Anbetung verlangt weder ein zerrissenes Gewand, noch den Stab, bedarf nicht der Asche, noch des geschorenen Hauptes oder der Töne der Trompete.“ „Wahrheit welche ist und Wahrheit, o Nanak! welche ewig bleiben wird. Wie kann Wahrheit gelehrt, wie Falschheit enthüllt werden? O, Nanak, indem ich den Willen Gottes thue, so wie solcher von dem Ewigen anbefohlen ist.“

3) Einer dieser orthodoxen Nachfolger des Nanak hatte den Predigten eines Missionairs zu Ghaziepur in Behar mit großer Aufmerksamkeit zugehört, und sagte dem Missionair, als der Sikhskrieg begann, daß er mehr als 500 Rupien zu wohlthätigen Zwecken ausgegeben habe, damit die Engländer siegreich sein möchten, weil er wisse, wie böse seine Glaubensbrüder seien und nicht länger mehr verdienten, jenes Land zu beherrschen. Bengal as a Field of Missions, p. 363.

4) Wir nehmen hier die mehr seinem Leben und Character entsprechende Todesweise an, wie solche Macgregor erzählt, wogegen Cunningham sagt, daß er im Schlafe hinterlistig ermordet worden sei. Der Ort ist ein Sikh-Jaghier im Reiche des Nizam und ist ein berühmter Wallfahrtsort der Sikhs geworden.

4 a) Prof. Wilson, Asiatic Researches. Vol. XVII. p. 233. — Sir John Malcolm, Asiatic Researches Vol. XI. p. 212, 214, 219, 220, 284, 288. — Forsters Travels p. 263. — Elphinstone's History p. 597, 598.

5) Cunningham fand einst einen Akali, welcher auf eigene Hand eine Straße zwischen den steilen Abgründen von dem Städtchen Kieritpur nach den Ebenen des Setlej führte; er hatte der Welt entsagt, war vom Volke geliebt und als Heiliger angesehn, weshalb die Einwohner ihm nach seinen Lieblingsplätzen Kleidung und Nahrung brachten; sein ernstes Wesen und sein ausdauernder Character hatten den Sohn eines Hinduhirten so ergriffen, daß er dessen Akalikleidung annahm und mit tiefster Verehrung von ihm sprach. Cunningham Hist. of the Sikhs, p. 110.

6) Ranjit hatte eine Leidenschaft für Kanonen und seine Meinung von deren Wichtigkeit war so groß, daß er nie eine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo er sich eines guten Geschützes bemächtigen konnte. Sobald er erfuhr, daß sich eine Kanone in einem Fort befand, so ruhete er nicht eher, bis er das Fort genommen hatte, um zur Kanone kommen zu können; oder das Geschütz mußte ausgeliefert werden, wenn der Besitzer sein Fort retten wollte. Alsdann wurde das Geschütz seinem Feldtrain beigegeben und mitgeschleppt. Er rühmte sich gegen Metcalfe den Raja von Pattialah gezwungen zu haben, ihm eine schöne Kanone auszuliefern, für welche ihm dieser 20,000 Rupien als Entschädigung zahlen wollte. — Kaye, Life of Lord Metcalfe, 1. Vol. p. 195.

7) „Dharna sitzend" ist sich in Fasten und Gebet vor den Thüren eines Menschen niederzulassen, über welchen dadurch ein Fluch ausgesprochen wird.

8) Kaye, Life of Lord Metcalfe, 1. Vol. p. 208 u. ff.

9) ibidem. — 1. Vol. p. 218.

10) Es waren dies folgende: Sahbe Singh, der Raja von Pattialah; Bhye Lal Singh von Khythal; Jeswant Singh von Naba; Bhag Singh von Jhind; Guru-dayal Singh von Ladiia; Jodh Singh von Khalasia; Gopal Singh von Manimajra; Daya Künwar, Rani von Amballah; Banja Singh, Raja von Thanesar; Sodha Singh von Mahawat; Jawahir Singh von Bharûp. Der Raja von Pattialah hatte eine Revenue von sechs Lacks Rupien und hielt 2000 Reiter und 1000 Fußsoldaten; die Einnahmen der anderen Rajas beliefen sich zwischen ein und zwei Lacks mit Truppen von 500 zu 1000 Pferden. Außerdem lebten daselbst noch einige zwanzig kleinere Häuptlinge, alle eine souveraine Gewalt über ihre Vasallen beanspruchend, ähnlich den Zeiten Europa's im 12. Jahrhundert. Wilson, History of India, 1. Vol. p. 201; L. v. Orlich, Reise in Ostindien, 3 Aufl. S. 153 u. ff.

11) Kaye, War in Afghanistan, Vol. 1. p. 135.

12) Außer der Leibgarde war Lord Bentinck von zwei Schwadronen des 16. Lancier-Regiments, einer Batterie reitender Artillerie, zwei Rissalas Skinners Pferde, dem 31. Königs-Regiment und dem 14. und 32. Nativ-Regiment begleitet. Der Maharajah hatte allen Glanz seines Hofes entfaltet und eine blendende Pracht in Juwelen, schönen Zelten und Pferden gezeigt. Prinsep's Life of Runjit Singh, 8. p. 161.

13) Kaye's War in Afghanistan, 1. Vol. p. 323.

14) Ranjit Singh hinterließ bei seinem Tode sechs Söhne, vier waren als von ihm legitime anerkannt, zwei als illegitime adoptirt worden; unter jenen waren es nur Khürrück Singh und Düliep Singh, welche er als seine Kinder anerkannte, wogegen Shere Singh und Tara Singh von einer seiner Frauen für Töchter, die ihm während einer Unternehmung geboren waren, umgetauscht wurden. Düliep Singh war den 4. September 1838 zu Lahore geboren und der Maharajah bewies ihm und seiner Mutter, der Ranie Sheida, große Liebe und Aufmerksamkeit, weshalb auch alle Häuptlinge ihn als Maharajah anerkannten. Shere Singh hinterließ einen Sohn, Shadeo Singh, ein Kind von vier Monaten, welcher mit Düliep Singh erzogen wurde, jedoch in Benares blieb, als derselbe nach England ging. Die illegitimen Söhne Ranjit Singh's waren: Kashmera Singh, der im 23. Lebensjahre im Gefecht mit den Sikhs blieb; und Peshawüra Singh, welcher auf Anstiften Sowaher Singh's ermordet wurde — Handschriftliche Mittheilungen meines Freundes Sir John Login.

15) Lord Hardinge's Schreiben an Sir Robert Peel giebt ein treffliches Bild von der Lage der Armee, und wie sich Alle mit dem Gedanken vertraut gemacht hatten, sich dem Heldentode zu weihen. Dasselbe ist uns leider nicht zur Hand, sonst würden wir es mitgetheilt haben. Auch ist der Verfasser im Besitze eines Briefes von einem Brigadier, zwei Tage nach der Schlacht geschrieben, welcher hinreichend zeigt, wie dies einer der wichtigsten Momente in der Geschichte der Briten in Indien gewesen ist.

16) In dem sehr interessanten und belehrenden Reisewerke des Prinzen Waldemar von Preußen: „Zur Erinnerung an die Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den Jahren 1844—46", Berlin 1853, großes Folio, 2 Bände mit schönen bildlichen Darstellungen, giebt Graf Oriolla im 2. Bande von Seite 9 an eine Beschreibung dieses Feldzuges. Es ist das Beste, was wir über diesen Feldzug besitzen; denn leider hat noch keine so geübte und befähigte Hand, wie die von Sir William Napier, die beiden Feldzüge gegen die Sikhs beschrieben. Noch sind die „Times" und „Daily News" vom Jahre 1846 die einzigen Quellen und selbst darin finden sich Widersprüche. — Dem Lord Hardinge, von welchem der Verfasser so glücklich ist, ein Schreiben über diesen Feldzug zu besitzen, ist eine Reiterstatue errichtet, in künstlerischer Beziehung würdig den Statuen,

welche die Plätze Londons schmücken, die Portrait-Aehnlichkeit ist das Beste daran. Dieser große Mann hätte verdient, der Nachwelt in künstlerischer Beziehung würdiger verewigt zu sein.

17) Lord Harding schildert den Character Gulab Singh's in einem Briefe an Sir Charles Napier am besten: „the most thorough ruffian that ever was created, — a villain from a kingdom down to a halfpenny" und Sir Charles Napier sagt von ihm, daß er seiner Leidenschaft Menschen bei lebendigem Leibe die Haut abzuziehen in Cashmir nachging, die Führer von 5000 Gefangenen, die er machte, wurden so bestraft, und die Gefangenen selbst zur Hälfte verstümmelt, ließ er in ihren Dörfern der Qual und des Hungers sterben. Life of Sir Charles Napier. 3. Vol.

18) Lieutenant Anderson war ein Offizier, an den sich die größten Hoffnungen knüpften, der persischen und arabischen Sprache mächtig, besaß er militairische Talente und hatte auf Reisen in Asien seltene Erfahrungen gemacht. Der Verfasser verlebte den Winter 1844/45 mit diesem hoch gebildeten Offizier in Berlin und hatte mit ihm den Plan entworfen, zu Lande durch Klein-Asien und Persien nach dem Sind zu reisen, wurde jedoch Allerhöchsten Ortes davon abgehalten. Anderson machte die Reise 1845 und der Verfasser besitzt noch mehrere Briefe von dem unternehmenden Reisenden, welche eine tiefe Kenntniß von den Persern an den Tag legen.

19) Lieutenant Edwards wurde seiner ruhmvollen Dienste wegen zum Range eines Majors befördert und mit dem Bathorden bekleidet.

20) Es wurden 13,000 Vollkugeln und 26,000 Hohlkugeln während der Belagerung abgefeuert.

21) Dost Mohameds Sohn Akbar Khan, der Held des Cabul-Aufstandes, war das Jahr vorher plötzlich gestorben und aller Vermuthung nach vergiftet worden.

22) In Folge dieser unglücklichen Schlacht, wo die Truppen so unverantwortlich hingeopfert worden waren, erhob sich die öffentliche Meinung so heftig gegen Lord Gough's Weise den Krieg zu führen, daß die Regierung sich veranlaßt sah, ihn abzuberufen und Sir Charles Napier als commandirenden General nach Indien zu senden.

23) Düliep Singh und seine Familie erhielten 40,000 Pf. St. jährliche Pension, wovon 12,000 Pf. dem Maharajah allein zufielen, der Rest den Frauen und Kindern früherer Maharajah's; außerdem behielt Düliep Singh Juwelen im Werthe von 10,000 Pf. St. und anderes Eigenthum im Werthe von 20,000 Pf. St. Sir John Login wurde mit der Erziehung des jungen Fürsten beauftragt, und sorgsameren und umsichtigeren Händen hätte dieselbe nicht anvertraut werden können. Sir John Login hatte zwei hoffnungsvolle Knaben, die mit dem Maharajah in beinahe gleichem Alter waren, Söhne von englischen Offizieren, zu Ge-

spielen gewählt und die Residenz in Füttehpur aufgeschlagen. Ein Brahmanen „Prohet" und Sikhs-Geistliche begleiteten den Maharajah, dessen religiöse Erziehung zu leiten; aber nur kurze Zeit war der junge Fürst in Hindostan, als er aus eigenem Antriebe sich zum Christenthum bekannte, indem, wie er sagte, sein Glaubensbuch der Granth ein Gewebe von Wahrheit und Lüge enthalte, wogegen das was er in der Bibel finde, ihm das ewige Wort Gottes verkünde, von dessen Wahrheit er tief durchdrungen sei und woran er glauben könne.

24) Wir benutzten hier außer einigen schriftlichen Mittheilungen das sogenannte blaue Buch der Ostindischen Compagnie: „General Report on the Administration of the Punjab for the years 1849—50 and 1850—51" zum Grunde gelegt; ferner Report: „East India (Public Works:) Return to an Order of the Honble The House of Commons, dated 7. August 1857. comprising 1853—56." Ersteres ist ein großes Folio-Werk von 333 Seiten mit Karten und Plänen, Letzteres enthält die Kosten der Bauten, Canäle, Straßen, Brücken 2c. 2c. — Ein Theil dieser Schilderungen wurde bereits vom Verfasser in der Monatsschrift der geographischen Gesellschaft zu Berlin Bd. IV. mitgetheilt.

25) Die Commissionaire mit einem monatlichen Gehalt von 280 Pf. St. sind die Superintendenten der Revenuen und der Polizei, in Civilsachen kann an dieselben appellirt werden, und in Criminalsachen besitzen sie die Gewalt eines präsidirenden Richters. Die Deputy Commissioners mit einem monatlichen Gehalt von 100 bis 160 Pf. St., sind Magistrate und Einnehmer der Revenuen und können alle Klagen, die nicht 100 Pf. St. (1000 Rupien) übersteigen, entscheiden. Die Assistant Commissioners, mit 50 bis 70 Pf. St. Gehalt monatlich, sind deren Beistand, und üben die Gewalt aus, je nachdem Fähigkeit und Erfahrung sie dazu berechtigt. Die extra Assistant Commissioners, mit 20 bis 50 Pf. St. monatlichen Gehalt, sind Eingeborene, welche die untergeordneten Geschäfte besorgen und die kleinen Streitigkeiten entscheiden.

26) Es gab früher vorzüglich drei Steuern: 1) den Dhürüt, eine Taxe, die der Kaufmann von dem auf den Markt der Städte und großen Dörfer geführten Getreidesorten bezahlt, und sich auf 1 Procent des Marktpreises beläuft; 2) die Wüznküshie oder Gewichtstaxe; diese wird ohne Unterschied von allem zur Wage gebrachten Korn erhoben und beträgt 2 Procent; 3) den Chungie, welcher von allen Kaufmannswaaren erhoben wird, gleichviel, ob sie durch den Ort gehen oder auf dem Markte zum Verkauf kommen. Die beiden letzten Taxen sind beibehalten, die erste ist abgeschafft worden.

27) Es sind hier Jhelum mit 1,116,035 Einwohnern, Lahore mit 2,470,817 Einw., Leia mit 1,500,000 Einw. und Multan mit 500,000 Einw. einbegriffen; Peshawûr ist nicht angegeben, wird aber kaum Multan erreichen.

28) Es wird für das Kameel nur wenig über eine Rupie gezahlt, für hundert Schafe oder Ziegen drei Rupien, und für das Stück Rindvieh $^1/_{10}$ Rupie.

29) Im Jahre 1846 betrug die Einnahme der Sikhs-Regierung nach Angabe des Finanz-Ministers Raja Diena Nath 133 Lack und 18,087 Rupien, und zwar: Von den Kardar-Pächtern 25 Lack 49,873 Rupien, Abgaben durch die Häuptlinge und Dorfgemeinden nach Uebereinkunft geleistet 18 Lack 23,556 Rupien, und die Revenue vom Getreide 89 Lack 44,658 Rupien.

30) Es sind allein in dem District von Jüllündür im Laufe von fünf Jahren über 28,000 solcher Besitzstreitigkeiten ausgeglichen worden.

31) Eine Rupie hat 20 Annen, die Anne 10 Peis.

32) Das Holz zu den Brückenbauten, so wie das zum Anfertigen der nöthigen Anzahl von Booten für die Schiffbrücken, war nur aus den entferntesten Gegenden herbeizuschaffen. Die Boote für den Chenab und Jhelum mußten zu Lahore gebaut und heruntergeflößt werden; dieselben sind von solcher Form, daß sie im Nothfall als Fährboote dienen können.

33) E. Thornton, Gazetteer of India, 8. London 1857. p. 33.

34)

District 1850—51.	Eine Schule auf	Ein Schüler auf
Lahore	1783. 98 Einw.	214. 85 Einw.
Jhelum	1441. 90 „	193. 10 „
Multan	1666. 66 „	210. 88 „
Agra, Präsidentschaft	2912. 20 „	326. 14 „

35) Die Schulhäuser sind sehr ursprünglich, entweder eine Privatwohnung, oder das öffentliche Dorfgebäude, der Schatten eines Baumes, oder der Hof eines Tempels; die Schulen der Muselmänner stehen beinahe immer in Verbindung mit der Moschee.

36) Die Einnahme von Salz ist im Lande selbst etwas gefährdet, indem in einigen Gegenden der Boden so stark mit salzigen Theilen geschwängert ist, daß sich die Einwohner es leicht selbst gewinnen können, wie es nahe Pak Püttün und Multan vielfach geschieht. Dr. Flemming schildert in seinem Bericht (Journal of the Asiatic Society) die ganze Bergkette als mit Salz verbunden und daß die Felsen an einigen Stellen mit einer salzigen Kruste bedeckt sind, welche vom Regenwasser abgespült in die Thäler gleich aufgelöstes Salz sich absetzt.

Geschichte von Oude unter den Nawab-Veziers, nachherigen Königen von Oude von 1750 bis 1852.

Das Königreich Oude oder Aude, der Garten von Indien, im Norden und Nordosten vom Himalaya begrenzt, im Süden und Westen vom Ganges und den englischen Besitzungen, umfaßt 23,739 Quadrat-Meilen. Unzählige Flüsse, welche vom Himalaya-Gebirge herabkommen, durchfließen das Land in parallelen Richtungen von Norden nach Südosten, deren westlichster ist der Ganges, ihm zunächst der schiffbare Gumtie mit seinem Nebenfluß Sie, der schiffbare Gogra mit vielen Zuflüssen, unter denen der Chowka auf dem rechten und der Ragtie auf dem linken Ufer die bedeutendsten sind. Sie alle, ein weites und fruchtbares Netz, fließen durch ein Land, welches alle Anzeichen an sich trägt, in uralten Zeiten einen ungeheuren See gebildet zu haben, dem Ganges zu, und gewähren diesem Theile Indiens größere Vortheile, als irgend ein Theil dieser ungeheuern Halbinsel aufzuweisen im Stande ist[1]).

Es ist gleichsam das Paradies von Indien, denn hier sind alle Segnungen ausgegossen, welche eine verschwenderische Natur darzubieten vermag. Der Boden enthält die fruchtbarste Erde, überall culturfähig und in allen Richtungen von Flüssen durchschnitten, welche eine solche Masse von Feuchtigkeit über die ganze Oberfläche verbreiten, daß man weder der Einschnitte noch der Gräben zur Befruchtung bedarf. Die schönsten Haine oder einzelnen Bäume, die riesenartig aufgewachsen, ihre belaubten Zweige in den malerischsten Formen ausbreiten, zieren ein Land, welches von einem Clima beherrscht wird, das alle Reize und Annehmlichkeiten des Südens und der gemäßigten Zone darbietet und selbst die stärkenden Lüfte des Hochgebirges empfängt. An dieses angren-

nehmen, aber obgleich ihn hierbei der Bruder des Nawabs, Saadüt Ali, unterstützte, so konnte man kein Geld erhalten. Schon damals war die Verwaltung des Landes eine für die Unterthanen höchst drückende, indem die Truppen in die Districte geschickt wurden, sich aus denselben bezahlt zu machen, selbst die Amile wünschten ihren Verpflichtungen enthoben zu sein. Die Stimmung im Lande war dem Nawab so feindselig, daß der Resident unterm 19. November 1779 schrieb: „sollte die Ostindische Compagnie die Brigade zurückziehen, so würde der Nawab mit seinem ganzen Hofe und Anhange von seinen unterdrückten Unterthanen in Stücke gehauen werden."

Der Nawab dagegen erklärte, daß der Unterhalt der ihm aufgebürdeten Brigade ihn seit den letzten drei Jahren gezwungen habe das Seraglio und die den Kindern des verstorbenen Nawab bewilligten Gelder auf den vierten Theil zu beschränken; die Diener seines Hauses und die Sekretaire hätten seit zwei Jahren keinen Gehalt empfangen und die Gläubiger seines Vaters wären unbefriedigt geblieben. Dennoch war dem Nawab eine neue Brigade zu Füttyghür und außerdem Cavallerie ins Land zur Unterhaltung geschickt worden. Der Resident erklärte, weder die Truppen vermindern noch einen Theil derselben herausziehen zu können, indem das Land dann dem gemeinsamen Feinde, den Mahratten, zur Plünderung offen stände[10]). Dies sind die Zustände und die Politik, welche sich bis auf unsere Tage fortspinnt, das Uebel, welches Hastings säete, hat dieser Zeit die bittern Früchte gereift.

Die Kriege gegen Hyder Ali und gegen die Franzosen hatten große Ausgaben veranlaßt, die Directoren verlangten nach Geld, Hastings hatte keinen anderen Ausweg, als den Raja von Benares, Cheyte Singh und den Nawab von Oude zu plündern. Nachdem jener auf so verabscheuungswürdige Weise seines Schatzes und seines Landes beraubt war, wandte sich Hastings an den Nawab, die schuldigen Rückstände mit Gewalt von ihm einzuziehen. Derselbe schuldete der Compagnie 1 Million 400,000 Pfund Sterl.; aber obgleich der Rath Francis erklärte, daß die britischen Truppen des Nawabs Revenuen, unter dem Vorwande, sein Land zu vertheidigen, verschlungen hätten, so wollte Hastings nichts davon wissen, entband den Residenten zu Fyzabad seiner Stellung und stellte Herrn Middleton, ein ihm williges Werkzeug, daselbst an. Mit dessen Hülfe setzte er seinen Plan in Ausführung.

Es lebten nämlich zwei reiche Fürstinnen, die sogenannten Begüms, die Mutter des letzten Nawab und dessen Wittwe (Mutter des Nawab Vezier) bei

Fyzabad; ihnen waren beträchtliche Jaghirs zu eigenem Unterhalt, wie für den der zahlreichen Familien der früheren Nawabe, und ein beträchtlicher Schatz, von dem verstorbenen Nawab hinterlassen worden. Hastings behauptete, die Begüms hätten mit ihren Schätzen Cheyte Singh unterstützt und gesucht, Aufstände in Oude anzuregen; wenn der Nawab ihm diese Jaghire und die Schätze der Fürstinnen aushändigen würde, so wolle die Ostindische Compagnie den Unterhalt der ihm aufgebürdeten Truppen selbst übernehmen. Die Besitznahme der Jaghire geschah ohne große Schwierigkeiten; aber als der Nawab von Herrn Middleton begleitet mit englischen Truppen vor der Residenz der Begüms erschien, dieselben auffordernd, ihm ihre Schätze auszuliefern, widersetzten sie sich solchem Ansinnen, und man war genöthigt, Stadt und Castel zu stürmen und die Fürstinnen unter Gewahrsam zu stellen. Diese Verletzung des für heilig gehaltenen Zenanas empörte alle Gemüther, Middletons Zwangsmaßregeln gegen die Fürstinnen blieben fruchtlos, weshalb er nun die Agenten und Lieblinge derselben festnehmen und in Ketten legen ließ, und durch Hunger und andere Leiden so lange quälte, bis die Begüms ihre Schätze ausgeliefert hatten. Auf diese abscheuliche Weise erlangte er über eine halbe Million Pfd. Sterl., indeß damit nicht zufrieden, behielt er die Gefangenen noch länger in engem Gewahrsam und drohte mit der Tortur, wenn sie nicht die noch versteckten Gelder angeben würden. Da sich jedoch nichts weiter erpressen ließ, wurde ihnen die Freiheit geschenkt. Hastings hatte sich vom Nawab ein Geschenk von 10 Lack geben lassen, ertrug beim Hofe der Direktoren darauf an, diese gleichfalls erzwungene Gabe behalten zu dürfen, was ihm bewilligt wurde. Aber Hastings' Handlungsweise führte zu seiner Abberufung am 8. Febr. 1785.

Als Lord Cornwallis das Jahr darauf im September als General-Gouverneur in Calcutta eintraf, war eine seiner ersten Sorgen, den Klagen und Forderungen des Nawab Azof-u-Dowlah Abhülfe zu gewähren. Der Verpflichtung der Unterhaltung der englischen Brigaden konnte er ihm nicht entheben, dagegen erließ er ihm einen Thiel der der Compagnie schuldigen Rückstände. Azof-u-Dowlah befand sich, seinem Volke und seiner Familie gegenüber, in einer traurigen Lage, jenes haßte ihn, weil er es auf die ärgste Weise drückte, seine großen Ausgaben zu bestreiten und seinen ihn schwer drückenden Verpflichtungen nachzukommen. Er fühlte sich in Fyzabad nicht mehr sicher, welches der erste der Nawabe seiner Familie drei Meilen oberhalb Ayodhia gegründet hatte, wo er in einem dicht am Flusse gelegenen Bangalow zu residiren pflegte, weshalb

der Ort anfänglich „Bangalow“ genannt wurde. Auch fürchtete er sich in der Nähe seiner Mutter zu wohnen, er hatte sie so entwürdigend behandelt, daß er fühlte, sie könne ihn nicht lieben, weshalb er seine Residenz, bald nach seiner Thronbesteigung, nach dem am rechten Ufer des Gumtie gelegenen kleinen Dorfe Lüknow verlegte. In noch nicht 80 Jahren wuchs dies Dorf zu einer großen mit Pallästen, prächtigen Grabmälern und Moscheen angefüllten Stadt heran, in welcher zu einer Zeit eine Million Einwohner lebten, während Fyzabad zu einem Dorfe herabsank [11]).

Azof-u-Dowlah's Verschwendung und ausschweifendes Leben beschleunigten seinen Tod, er starb den 21. Sept. 1797; aber sein Absterben erregte nicht nur der finanziellen Zerrüttungen wegen die größten Besorgnisse, sondern auch wegen der Unsicherheit der Nachfolge, indem sein Bruder erklärte, daß die angeblich vorgebrachten Kinder nicht des Nawabs Söhne wären. Anfänglich lieh der General-Gouverneur dieser Beschwerde kein Gehör und entschied sich zu Gunsten des jungen Vezier Ali, aber als er kurz darauf selbst in Lüknow eintraf, gewann er bald die Ueberzeugung, daß die Anklage begründet war. Mit Hülfe der englischen Truppen mußte sich der junge Vezier der Abdankung unterwerfen und der Bruder des verstorbenen Nawab, Sádat Ali, bestieg den 21. Januar 1798 den Thron.

Sádat Ali flößte kein Vertrauen ein, dem Trunke und allen nur erdenklichen Ausschweifungen ergeben; es geriethen die Finanzen in die größte Unordnung, die Subsidien an die Ostindische Compagnie wurden nicht gezahlt; die Zustände hatten einen solchen Grad innerer Auflösung erreicht, daß der General-Gouverneur ihn im Jahre 1801 zwang, einen Traktat einzugehen, nach welchem er die Hälfte seines Landes an die Ostindische Compagnie abtreten mußte, wogegen diese es übernahm, ihn gegen innere und äußere Feinde zu schützen, die dazu erforderlichen Truppen daraus zu besolden, so wie gewisse Jahrgelder an Personen der fürstlichen Familie in Fürückabad und Benares davon zu zahlen [12]). Der Nawab mußte sich verpflichten, alle seine Truppen, mit Ausnahme von 4 Bataillone Infanterie, 1 Bataillon Najibs und Mewaties, 2000 Reiter und 300 Golündages oder Artilleristen zu entlassen; desgleichen war es ihm aufs ernstlichste anempfohlen, eine solche Regierungsweise einzuführen, wodurch das Wohl seiner Unterthanen gefördert würde und war er dabei angewiesen worden, dem Rathe des britischen Residenten ein aufmerksames Ohr zu schenken.

Es gereicht Sádat Ali zu größtem Ruhme, sich in Folge dieser tiefen Demüthigung aus seiner Versunkenheit aufgerichtet zu haben. Er sah die Gefahren, welche ihm droheten und beschloß ein anderer Mensch zu werden; kaum hatte er den Traktat unterzeichnet, so begab er sich zum Grabe des Hazrat Ali zu Lüknow und that vor demselben ein heiliges Gelübde, dem Trunke zu entsagen und sein Leben den öffentlichen Pflichten zu widmen. Nachdem er seine Armee, eine gänzlich undisciplinirte Bande von 80,000 Mann auf 25,000 Mann verringert hatte, stellte er unter den im Dienste behaltenen Truppen die Disciplin her. Alsdann setzte er sich in Besitz aller rentenfreien Länder, und zwang die Talukdare und Beamten, welche sich unter seinem Vorgänger auf Kosten der Krone und des Landes unrechtmäßig bereichert hatten, ihre aufgehäuften Schätze und diese Ländereien wieder herauszugeben. Er gab das Gesetz und empfahl es seinen Nachfolgern zur Richtschnur, daß Khalsaländer oder Allodialgüter, das heißt Länder, welche unmittelbar der Krone angehörten, nicht in die Hände der Talukdare oder Baronialbesitzer übergehen durften, sondern ihnen nur die Verwaltung derselben gegen eine bestimmte Rente an die Regierung gestattet werden sollte. Den Talukdaren war es erlaubt ihre Besitzungen durch eigene Beamten fiscalisch zu verwalten und zu dem Zwecke ihre Militair- und Polizei-Verwaltung halten zu dürfen.

Die widerspenstigen Talukdare zum Gehorsam zu zwingen, von denen Einige bis zu 3000 Mann gut ausgebildete Soldaten besaßen, und über so viel Passies (Bewaffnete mit Pfeil und Bogen und Schwert) zu gebieten hatten, als sie zu besolden im Stande waren, mußte sich der Nawab der Hülfe britischer Truppen bedienen, und dabei sich oft sehr demüthigenden Anträgen unterwerfen [13]). Die Festen wurden zerstört, aber das Recht, sie wieder aufbauen zu dürfen, nachher wieder erkauft.

Sádat Ali bewies eine seltene Einsicht und ein richtiges Erkennen seiner Lage; sich zu belehren, suchte er den Umgang mit britischen Offizieren, eignete sich deren Ordnungssinn und Regelmäßigkeit im Geschäftsleben an, und da er den Character seines Volkes, dessen Gewohnheiten und Einrichtungen kannte, so fand er bei seiner Menschenkenntniß stets die geeigneten Männer, seine Absichten ins Werk zu setzen. Ein treuer Diener war sicher, unter ihm Schutz und Anerkennung zu finden; aber ebenso bereit er war dessen Verdienste zu belohnen, ebenso streng zeigte er sich, wenn dieser die Rechte seiner Unterthanen verletzt hatte. Unerbittlich war er gegen Talukdare, die sich Gewaltthaten

erlaubten, oder gegen Pächter, die mehr erpreßten als es die Billigkeit gestattet, wodurch er sich die Liebe und Anhänglichkeit der kleinen Landbesitzer erwarb. Das Land blühete unter seiner geordneten und sparsamen Verwaltung, er, welcher einen leeren Schatz und Schulden übernahm, hinterließ nach 13 Jahren seinem Nachfolger eine geordnete Regierung, alle Beamten bezahlt und einen Schatz von 14 Millionen Pfund Sterling [14]).

Mit der zunehmenden Ordnung in den Finanzen, dem Anhäufen von Geldern, wurde in Sa'dat Ali die Sucht nach Reichthümern vorherrschend, die Leidenschaft des Geizes bemächtigte sich seiner, welche ihn verleitete, das Unrecht, was er an Andern strafte, selbst zu begehen. Mit Talukdaren und Zemindaren war er fortwährend im Kriege, jene zu unterwerfen, mußte er den Beistand der britischen Truppen wiederholt in Anspruch nehmen, indem sie sich in ihre Burgen zurückzogen oder die Dörfer befestigten und sich weigerten die verlangten Zahlungen zu leisten. Pächter, gegen welche sich Klagen von den kleinen Landbesitzern erhoben, wurden festgenommen und so lange im Gefängniß gequält, bis sie die unrecht erworbenen Gelder herausgegeben hatten. Im Jahre 1807 befanden sich 14 solcher Pächter in den Gefängnissen von Lüknow, von denen einige bereits seit Jahren darin saßen [15]).

Gleich allen dem Geiz anheimgefallenen Menschen fürchtete er, des Schutzes ungeachtet, den die britischen Truppen ihm gewährten, fortwährend Verschwörungen unter den Mitgliedern seiner Familie, er glaubte sein Leben von seinen beiden Brüdern bedrohet, und obgleich die strengsten Nachforschungen des Residenten diese Befürchtungen als gänzlich grundlos ergaben, so vermochte derselbe die Brüder, um den Nawab zu beruhigen, ihren Aufenthalt in Patna zu nehmen. Seine Abhängigkeit von der britischen Regierung wurde ihm je peinlicher, je mehr seine Reichthümer zunahmen, tief gekränkt fühlte er sich, als ihm das Recht, von den auf dem Ganges Handeltreibenden Booten einen Durchgangszoll zu erheben, abgesprochen wurde; er drohete Lord Wellesley, dem Throne zu entsagen, und als hierauf wenig Rücksicht genommen wurde, wiederholte er diese Absicht gegen Sir George Barlow, dabei bemerkend, daß er eine Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen wünsche und seinem Sohn die Regierung übergeben wolle. Es war ihm jetzt ebenso wenig ernst damit, denn als der Resident ihm erklärte, daß diesem Vorhaben nichts im Wege stände, war ferner mehr keine Rede davon [16]).

Mit jedem Jahre wurden die Ansprüche und Forderungen des Nawab

gegen seine Talukdare und Pächter größer, sie durchzusetzen, dazu bediente er sich der britischen Truppen, wie es der Vertrag von 1801 ihm zugesagt hatte; aber diese Verwendung der Militairmacht, solche Gewaltsamkeiten und Bedrückungen zu unterstützen, widerstrebte dem Ehrgefühl der Führer und war mit dem militairischen Geiste unverträglich. Sie hatten einen Character angenommen, daß der General-Gouverneur im Jahre 1810, mit Zustimmung des Hofes der Directoren, dem Nawab ernstliche Vorstellungen machen ließ, dabei erklärend, daß ein Wechsel in diesem System eintreten müßte. Lord Minto schlug ihm in einem Briefe vor, Reformen vorzunehmen, welche auf eine mäßige Besteuerung des Boden-Ertrages im Einverständniß mit seinen Beamten und den Landbesitzern unmittelbar gemacht werden sollten, ohne sich der sogenannten Land-Contractor dabei zu bedienen. Gleich wie in den Besitzungen der Compagnie sollten die Pacht-Contracte auf eine bestimmte Anzahl Jahre gemacht werden, dem Besitzer sein Land für diese Zeit garantirt sein, wenn er den übernommenen Verpflichtungen redlich nachkomme. Zugleich sollten die gebotenen Reformen in der Verwaltung der Gerechtigkeitspflege und der Polizei eingeführt werden.

Der Resident, sich auf den Artikel im Vertrage stützend, wonach der Nawab „sich verpflichtet hatte, solch ein System der Verwaltung durch seine eigenen Beamten ins Leben zu setzen, wie es das Wohl seiner Unterthanen, die Sicherheit des Lebens und Eigenthums derselben gebiete", und dabei dem Rathe und den Weisungen desselben zu folgen habe, drang nunmehr ernstlich auf Durchführung eines solchen Systems. Wie diese Vorstellungen Eingang finden sollten, wenn der Resident und der Nawab verschiedener Meinung waren, blieb unerörtert und mußte erfolglos bleiben, sollte das Prinzip, den Nawab in seiner fürstlichen Autorität nicht zu gefährden, damit seine Unabhängigkeit aufrecht erhalten bliebe, unverletzt durchgeführt werden. Der Nawab erklärte sich bei dieser Gelegenheit willig die gewünschten Aenderungen vorzunehmen, war jedoch mit dem Vorschlage des Residenten, die in den an England abgetretenen Provinzen eingeführten Reformen, die sich in ihren Erfolgen bewährt hätten, als ein Modell anzunehmen, nicht ganz einverstanden. Als daher von der Ausführung derselben die Rede war, die Ertragsfähigkeit des Bodens zu untersuchen und hierauf eine dreijährige Pacht mit den Landbesitzern einzugehen, erschrak er vor den Schwierigkeiten mit seinen Beamten diese Schätzungen und Abfindungen vornehmen zu können.

Der Resident, Major Baillie, nahm wenig Rücksicht auf diese nur zu begründeten Einwendungen des Nawab, und anstatt in versöhnlicher Weise anzuregen, drang er etwas befehlend auf seinen Vorschlag. Sádat, schon mißtrauisch, weil der Resident die Rechte einiger Mitglieder der fürstlichen Familie dem Nawab gegenüber in Schutz genommen hatte, erschrak über diesen Eingriff des Residenten in seine Rechte, und so kam es, daß sich beide Theile einander anklagten dem Vertrage nicht nachgekommen zu sein. Da die britische Regierung Anstand nahm, das einzige Mittel, welches ihr zu Gebote stand, den Beistand der Truppen zu versagen, als ungerecht in Anwendung zu bringen, so erhielt der Resident den Auftrag, sich dabei zu beschränken, dem Nawab jedoch zu eröffnen, daß, wenn die Truppen gegen widerspenstige Zemindare in Anspruch genommen würden, es dem Residenten frei stehen müsse, sich über die Gerechtigkeit der Sache zuvor Auskundschaft zu verschaffen. An Gelegenheit dazu fehlt es nicht. Als der Nawab im Jahre 1812 den Beistand von Truppen verlangte, einen Aufstand niederzudrücken, welcher in Folge von Bedrückungen der Pächter entstanden war, wurden ihm diese verweigert, und als er kurz darauf die Rechte der Bhao Begüm zu Fyzabad, der Witwe seines Vaters angriff, widersetzte sich der Resident demselben, indem solche der Begüm im Traktate von 1801 garantirt worden wären. Diese Einmischung in seine häuslichen Angelegenheiten war eine tiefe Demüthigung für den Nawab, das Mißverständniß nahm einen noch feindseligern Character an, als am Ende desselben Jahres plündernde Banden die britische Grenze beunruhigten und dem Nawab eröffnet wurde, daß den auf britischem Gebiet stehenden Truppen der Befehl gegeben worden wäre, solche Beamten bis ins Gebiet des Nawab zu verfolgen. Da des Nawab's Beschwerden über diese Eigenmächtigkeiten des Residenten unberücksichtigt blieben und ihm vom Lord Minto sein Verhalten als ungehörig vorgeworfen wurde, so zeigte er sich augenblicklich geneigt, den Wünschen der Regierung nachzukommen. Lord Minto erklärte hierbei, daß die Regierung sich durch nichts abhalten lassen würde, Maßregeln zu fördern, wodurch das Glück und Gedeihen des Volkes in Oude begründet werden könnte, und wenn der Nawab sich zu solchen Reformen nicht geneigt zeigen würde, [illegible] die Regierung die Verwaltung des Landes unter ihre eigene Controle [illegible] diesen Drohungen, die der Resident unumwunden und mit [illegible]en Schärfe vorbrachte, versprach der Nawab, besorgt um seine [illegible]ngten Reformen sofort ins Leben setzen zu wollen[17]. Lord

Fyzabad; ihnen waren beträchtliche Jaghirs zu eigenem Unterhalt, wie für den der zahlreichen Familien der früheren Nawabe, und ein beträchtlicher Schatz, von dem verstorbenen Nawab hinterlassen worden. Hastings behauptete, die Begüms hätten mit ihren Schätzen Cheyte Singh unterstützt und gesucht, Aufstände in Oude anzuregen; wenn der Nawab ihm diese Jaghire und die Schätze der Fürstinnen aushändigen würde, so wolle die Ostindische Compagnie den Unterhalt der ihm aufgebürdeten Truppen selbst übernehmen. Die Besitznahme der Jaghire geschah ohne große Schwierigkeiten; aber als der Nawab von Herrn Middleton begleitet mit englischen Truppen vor der Residenz der Begüms erschien, dieselben auffordernd, ihm ihre Schätze auszuliefern, widersetzten sie sich solchem Ansinnen, und man war genöthigt, Stadt und Castel zu stürmen und die Fürstinnen unter Gewahrsam zu stellen. Diese Verletzung des für heilig gehaltenen Zenanas empörte alle Gemüther, Middletons Zwangsmaßregeln gegen die Fürstinnen blieben fruchtlos, weshalb er nun die Agenten und Lieblinge derselben festnehmen und in Ketten legen ließ, und durch Hunger und andere Leiden so lange quälte, bis die Begüms ihre Schätze ausgeliefert hatten. Auf diese abscheuliche Weise erlangte er über eine halbe Million Pfd. Sterl., indeß damit nicht zufrieden, behielt er die Gefangenen noch länger in engem Gewahrsam und drohte mit der Tortur, wenn sie nicht die noch versteckten Gelder angeben würden. Da sich jedoch nichts weiter erpressen ließ, wurde ihnen die Freiheit geschenkt. Hastings hatte sich vom Nawab ein Geschenk von 10 Lack geben lassen, ertrug beim Hofe der Direktoren darauf an, diese gleichfalls erzwungene Gabe behalten zu dürfen, was ihm bewilligt wurde. Aber Hastings' Handlungsweise führte zu seiner Abberufung am 8. Febr. 1785.

Als Lord Cornwallis das Jahr darauf im September als General-Gouverneur in Calcutta eintraf, war eine seiner ersten Sorgen, den Klagen und Forderungen des Nawab Azof-u-Dowlah Abhülfe zu gewähren. Der Verpflichtung der Unterhaltung der englischen Brigaden konnte er ihm nicht entheben, dagegen erließ er ihm einen Thiel der der Compagnie schuldigen Rückstände. Azof-u-Dowlah befand sich, seinem Volke und seiner Familie gegenüber, in einer traurigen Lage, jenes haßte ihn, weil er es auf die ärgste Weise drückte, seine großen Ausgaben zu bestreiten und seinen ihn schwer drückenden Verpflichtungen nachzukommen. Er fühlte sich in Fyzabad nicht mehr sicher, welches der erste der Nawabe seiner Familie drei Meilen oberhalb Ayodhia gegründet hatte, wo er in einem dicht am Flusse gelegenen Bangalow zu residiren pflegte, weshalb

der Ort anfänglich „Baugalow“ genannt wurde. Auch fürchtete er sich in der Nähe seiner Mutter zu wohnen, er hatte sie so entwürdigend behandelt, daß er fühlte, sie könne ihn nicht lieben, weshalb er seine Residenz, bald nach seiner Thronbesteigung, nach dem am rechten Ufer des Gumtie gelegenen kleinen Dorfe Lüknow verlegte. In noch nicht 80 Jahren wuchs dies Dorf zu einer großen mit Pallästen, prächtigen Grabmälern und Moscheen angefüllten Stadt heran, in welcher zu einer Zeit eine Million Einwohner lebten, während Fyzabad zu einem Dorfe herabsank[11]).

Azof-u-Dowlah's Verschwendung und ausschweifendes Leben beschleunigten seinen Tod, er starb den 21. Sept. 1797; aber sein Absterben erregte nicht nur der finanziellen Zerrüttungen wegen die größten Besorgnisse, sondern auch wegen der Unsicherheit der Nachfolge, indem sein Bruder erklärte, daß die angeblich vorgebrachten Kinder nicht des Nawabs Söhne wären. Anfänglich lieh der General-Gouverneur dieser Beschwerde kein Gehör und entschied sich zu Gunsten des jungen Vezier Ali, aber als er kurz darauf selbst in Lüknow eintraf, gewann er bald die Ueberzeugung, daß die Anklage begründet war. Mit Hülfe der englischen Truppen mußte sich der junge Vezier der Abdankung unterwerfen und der Bruder des verstorbenen Nawab, Sádat Ali, bestieg den 21. Januar 1798 den Thron.

Sádat Ali flößte kein Vertrauen ein, dem Trunke und allen nur erdenklichen Ausschweifungen ergeben; es geriethen die Finanzen in die größte Unordnung, die Subsidien an die Ostindische Compagnie wurden nicht gezahlt; die Zustände hatten einen solchen Grad innerer Auflösung erreicht, daß der General-Gouverneur ihn im Jahre 1801 zwang, einen Traktat einzugehen, nach welchem er die Hälfte seines Landes an die Ostindische Compagnie abtreten mußte, wogegen diese es übernahm, ihn gegen innere und äußere Feinde zu schützen, die dazu erforderlichen Truppen daraus zu besolden, so wie gewisse Jahrgelder an Personen der fürstlichen Familie in Furückabad und Benares davon zu zahlen[12]). Der Nawab mußte sich verpflichten, alle seine Truppen, mit Ausnahme von 4 Bataillone Infanterie, 1 Bataillon Najibs und Mewaties, 2000 Reiter und 300 Golündages oder Artilleristen zu entlassen; desgleichen war es ihm aufs ernstlichste anempfohlen, eine solche Regierungsweise einzuführen, wodurch das Wohl seiner Unterthanen gefördert würde und war er dabei angewiesen worden, dem Rathe des britischen Residenten ein aufmerksames Ohr zu schenken.

Es gereicht Sádat Ali zu größtem Ruhme, sich in Folge dieser tiefen Demüthigung aus seiner Versunkenheit aufgerichtet zu haben. Er sah die Gefahren, welche ihm droheten und beschloß ein anderer Mensch zu werden; kaum hatte er den Traktat unterzeichnet, so begab er sich zum Grabe des Hazrat Ali zu Lüknow und that vor demselben ein heiliges Gelübde, dem Trunke zu entsagen und sein Leben den öffentlichen Pflichten zu widmen. Nachdem er seine Armee, eine gänzlich undisciplinirte Bande von 80,000 Mann auf 25,000 Mann verringert hatte, stellte er unter den im Dienste behaltenen Truppen die Disciplin her. Alsdann setzte er sich in Besitz aller rentenfreien Länder, und zwang die Talukdare und Beamten, welche sich unter seinem Vorgänger auf Kosten der Krone und des Landes unrechtmäßig bereichert hatten, ihre aufgehäuften Schätze und diese Ländereien wieder herauszugeben. Er gab das Gesetz und empfahl es seinen Nachfolgern zur Richtschnur, daß Khalsaländer oder Allodialgüter, das heißt Länder, welche unmittelbar der Krone angehörten, nicht in die Hände der Talukdare oder Baronialbesitzer übergehen durften, sondern ihnen nur die Verwaltung derselben gegen eine bestimmte Rente an die Regierung gestattet werden sollte. Den Talukdaren war es erlaubt ihre Besitzungen durch eigene Beamten fiscalisch zu verwalten und zu dem Zwecke ihre Militair- und Polizei-Verwaltung halten zu dürfen.

Die widerspenstigen Talukdare zum Gehorsam zu zwingen, von denen Einige bis zu 3000 Mann gut ausgebildete Soldaten besaßen, und über so viel Passies (Bewaffnete mit Pfeil und Bogen und Schwert) zu gebieten hatten, als sie zu besolden im Stande waren, mußte sich der Nawab der Hülfe britischer Truppen bedienen, und dabei sich oft sehr demüthigenden Anträgen unterwerfen [13]). Die Festen wurden zerstört, aber das Recht, sie wieder aufbauen zu dürfen, nachher wieder erkauft.

Sádat Ali bewies eine seltene Einsicht und ein richtiges Erkennen seiner Lage; sich zu belehren, suchte er den Umgang mit britischen Offizieren, eignete sich deren Ordnungssinn und Regelmäßigkeit im Geschäftsleben an, und da er den Character seines Volkes, dessen Gewohnheiten und Einrichtungen kannte, so fand er bei seiner Menschenkenntniß stets die geeigneten Männer, seine Absichten ins Werk zu setzen. Ein treuer Diener war sicher, unter ihm Schutz und Anerkennung zu finden; aber ebenso bereit er war dessen Verdienste zu belohnen, ebenso streng zeigte er sich, wenn dieser die Rechte seiner Unterthanen verletzt hatte. Unerbittlich war er gegen Talukdare, die sich Gewaltthaten

erlaubten, oder gegen Pächter, die mehr erpreßten als es die Billigkeit gestattet, wodurch er sich die Liebe und Anhänglichkeit der kleinen Landbesitzer erwarb. Das Land blühete unter seiner geordneten und sparsamen Verwaltung, er, welcher einen leeren Schatz und Schulden übernahm, hinterließ nach 13 Jahren seinem Nachfolger eine geordnete Regierung, alle Beamten bezahlt und einen Schatz von 14 Millionen Pfund Sterling [14]).

Mit der zunehmenden Ordnung in den Finanzen, dem Anhäufen von Geldern, wurde in Sa'dat Ali die Sucht nach Reichthümern vorherrschend, die Leidenschaft des Geizes bemächtigte sich seiner, welche ihn verleitete, das Unrecht, was er an Andern strafte, selbst zu begehen. Mit Talukdaren und Zemindaren war er fortwährend im Kriege, jene zu unterwerfen, mußte er den Beistand der britischen Truppen wiederholt in Anspruch nehmen, indem sie sich in ihre Burgen zurückzogen oder die Dörfer befestigten und sich weigerten die verlangten Zahlungen zu leisten. Pächter, gegen welche sich Klagen von den kleinen Landbesitzern erhoben, wurden festgenommen und so lange im Gefängniß gequält, bis sie die unrecht erworbenen Gelder herausgegeben hatten. Im Jahre 1807 befanden sich 14 solcher Pächter in den Gefängnissen von Lŭknow, von denen einige bereits seit Jahren darin saßen [15]).

Gleich allen dem Geiz anheimgefallenen Menschen fürchtete er, des Schutzes ungeachtet, den die britischen Truppen ihm gewährten, fortwährend Verschwörungen unter den Mitgliedern seiner Familie, er glaubte sein Leben von seinen beiden Brüdern bedrohet, und obgleich die strengsten Nachforschungen des Residenten diese Befürchtungen als gänzlich grundlos ergaben, so vermochte derselbe die Brüder, um den Nawab zu beruhigen, ihren Aufenthalt in Patna zu nehmen. Seine Abhängigkeit von der britischen Regierung wurde ihm je peinlicher, je mehr seine Reichthümer zunahmen, tief gekränkt fühlte er sich, als ihm das Recht, von den auf dem Ganges Handeltreibenden Booten einen Durchgangszoll zu erheben, abgesprochen wurde; er drohete Lord Wellesley, dem Throne zu entsagen, und als hierauf wenig Rücksicht genommen wurde, wiederholte er diese Absicht gegen Sir George Barlow, dabei bemerkend, daß er eine Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen wünsche und seinem Sohn die Regierung übergeben wolle. Es war ihm jetzt ebenso wenig ernst damit, denn als der Resident ihm erklärte, daß diesem Vorhaben nichts im Wege stände, war ferner mehr keine Rede davon [16]).

Mit jedem Jahre wurden die Ansprüche und Forderungen des Nawab

gegen seine Talukdare und Pächter größer, sie durchzusetzen, dazu bediente er sich der britischen Truppen, wie es der Vertrag von 1801 ihm zugesagt hatte; aber diese Verwendung der Militairmacht, solche Gewaltsamkeiten und Bedrückungen zu unterstützen, widerstrebte dem Ehrgefühl der Führer und war mit dem militairischen Geiste unverträglich. Sie hatten einen Character angenommen, daß der General-Gouverneur im Jahre 1810, mit Zustimmung des Hofes der Directoren, dem Nawab ernstliche Vorstellungen machen ließ, dabei erklärend, daß ein Wechsel in diesem System eintreten müßte. Lord Minto schlug ihm in einem Briefe vor, Reformen vorzunehmen, welche auf eine mäßige Besteuerung des Boden-Ertrages im Einverständniß mit seinen Beamten und den Landbesitzern unmittelbar gemacht werden sollten, ohne sich der sogenannten Land-Contractor dabei zu bedienen. Gleich wie in den Besitzungen der Compagnie sollten die Pacht-Contracte auf eine bestimmte Anzahl Jahre gemacht werden, dem Besitzer sein Land für diese Zeit garantirt sein, wenn er den übernommenen Verpflichtungen redlich nachkomme. Zugleich sollten die gebotenen Reformen in der Verwaltung der Gerechtigkeitspflege und der Polizei eingeführt werden.

Der Resident, sich auf den Artikel im Vertrage stützend, wonach der Nawab „sich verpflichtet hatte, solch ein System der Verwaltung durch seine eigenen Beamten ins Leben zu setzen, wie es das Wohl seiner Unterthanen, die Sicherheit des Lebens und Eigenthums derselben gebiete", und dabei dem Rathe und den Weisungen desselben zu folgen habe, drang nunmehr ernstlich auf Durchführung eines solchen Systems. Wie diese Vorstellungen Eingang finden sollten, wenn der Resident und der Nawab verschiedener Meinung waren, blieb unerörtert und mußte erfolglos bleiben, sollte das Prinzip, den Nawab in seiner fürstlichen Autorität nicht zu gefährden, damit seine Unabhängigkeit aufrecht erhalten bliebe, unverletzt durchgeführt werden. Der Nawab erklärte sich bei dieser Gelegenheit willig die gewünschten Aenderungen vorzunehmen, war jedoch mit dem Vorschlage des Residenten, die in den an England abgetretenen Provinzen eingeführten Reformen, die sich in ihren Erfolgen bewährt hätten, als ein Modell anzunehmen, nicht ganz einverstanden. Als daher von der Ausführung derselben die Rede war, die Ertragsfähigkeit des Bodens zu untersuchen und hierauf eine dreijährige Pacht mit den Landbesitzern einzugehen, erschrak er vor den Schwierigkeiten mit seinen Beamten diese Schätzungen und Abfindungen vornehmen zu können.

Fürsten, machte diese Erhebung den tiefsten Eindruck, man war empört, daß ein früherer Vasall sich Privilegien anmaßte, welche selbst die Ostindische Compagnie niemals beansprucht hatte.

Dieser hohen Ehren ungeachtet, mußten der König und sein Minister, der schlaue und gewandte Aga Mir, sich die bittersten Demüthigungen gefallen lassen. Ein Angriff, welcher auf die Kinder dieses mit gewaltiger Hand herrschenden Mannes von kühnen Bösewichtern am hellen Tage unternommen wurde, giebt ein treues Bild von den Zuständen des Landes und der Hauptstadt in den letzten Regierungsjahren des Königs. Ein gewisser Syüd Mohamed Eeasa Miean, übergab im Jahre 1824 einen Empfehlungsbrief vom Capitain Gough an den Residenten in Lüknow, ohne daß je wieder etwas von ihm gesehen noch gehört wurde. Mohamed machte sich zu einem Heiligen, eine Art Apostel in der Hauptstadt; zu seinen Jüngern gehörte unter andern auch Fakier Mohamed Khan Rüsaldar, welcher eine Abtheilung Cavallerie befehligte und großen Einfluß auf den Minister hatte. Er überredete ihn, den Heiligen zu seinem Mosahib oder Adjudanten zu wählen. In dieser Stellung gelang es ihm, sich in kurzer Zeit zum Liebling von Aga Mir zu machen und mit der Tänzerin Bieba Jan eine Verbindung anzuknüpfen; aber sein Betragen gegen die Schöne nahm einen so heftigen und unerträglichen Character an, daß sie bei der ersten Frau des Ministers (Khasmahal) Schutz suchte und in deren Gemächern ein Unterkommen fand.

Eeasa Miean verlangte ihre Auslieferung, der Minister erklärte ihm jedoch, da er weder die Ceremonie einer Nikkah oder unbrüchlichen Heirath, noch die einer Motah oder vorübergehenden geschlossen habe, so habe sie volle Freiheit, sich ihren Liebhaber nach Gutdünken zu wählen. Nun wandte er sich an Karamüt Ali, den Erzieher der Kinder des Ministers, der ihm dieselbe Antwort gab und deshalb seine Sache nicht befürworten wollte. Hierauf beschlossen Eeasa und Miean mit Hülfe von 15 Wagehälsen, an denen Lüknow großen Ueberfluß hatte, sich an dem Minister zu rächen.

Am 2. Juni 1824 befand sich Karamüt Ali in früher Morgenstunde im Bade, während die beiden ältesten Söhne des Ministers, zwei Knaben von 11 und 7 Jahren, ihre Aufgaben unter Beaufsichtigung des Hülfslehrers Amien [illegible] im Unterrichtszimmer hersagten. Der Minister war zum Könige gegan[illegible] [illegible]sa Miean trat mit sechs bewaffneten Leuten ins Schulzimmer, nah[illegible] [illegible]dern in freundlicher Weise, gratulirte ihnen über die Fortschri[illegible]

Minto's Abreise und die mehr versöhnliche und nachsichtige Politik seines Nachfolgers Lord Moira (Marquis Hastings), der mit Indien wenig bekannt war und hier dem Rathe der Männer folgte, die in Calcutta an der Spitze der Regierung standen, befreiten den Nawab von den Gefahren, die ihm droheten und von dem ihn beunruhigenden Einmischungen des Residenten. Major Baillie schreibt diese veränderte Stimmung den Intriguen des Nawab's zu, welcher sich eines Engländers bedient haben soll, um mit der Hülfe von 25 Lack die Abberufung des Residenten zu bewirken[18]). Man begnügte sich mit dem Versprechen des Nawab, daß er die gewünschten Reformen selbst ausführen wolle, die von ihm gleichsam aus eigenem Antriebe kommend von ersprießlichen Folgen sein müßten. Der Nawab erfreuete sich nur noch kurze Zeit dieser scheinbaren Selbstständigkeit, denn er starb den 11. Juli 1814.

Ihm folgte sein ältester Sohn Ghazi-u-din Hyder mit Hülfe des Residenten, indem der Vater seinen zweiten und Lieblingssohn Shams-u-Dowlah bereits bei Lebzeiten zum Naib Kaim Mokam (Stellvertreter) ernannt hatte; aber die schnelle und entschlossene Handlungsweise des Major Baillie verhinderte es, daß sich eine Partei bilden konnte und der Bruder wurde vermocht sich unter dem Versprechen einer Apanage nach Benares zurückzuziehen. Von Dankbarkeit für diesen wichtigen Dienst erfüllt, fügte sich der Nawab anfänglich in alle Wünsche des Residenten, die Männer, welche er ihm zu Ministern vorschlug, wurden angenommen, und da sie dem Residenten ihre Stellung verdankten, so fügten sie sich in seine Anordnungen und sahen in ihm ihre Stütze. Die längs beabsichtigten Reformen wurden ausgeführt, das Land wurde in Zillahs und Mahals getheilt; die Besteuerung des Bodens nach demselben ungerechten System eingerichtet, wie es in den Nordwest-Provinzen eingeführt worden war, zeigte sich ebenso unpopulär und war so gegen die Gebräuche und Gewohnheiten des Volkes, daß die erwarteten günstigen Resultate nicht eintraten. Der Versuch, vermöge einer bewaffneten Polizei die Sicherheit auf dem Lande herzustellen, scheiterte am offenen Widerstand der Einwohner. Truppen wurden nach wie vor gebraucht, die Einnahmen einzuziehen, und da diese sehr unregelmäßig einliefen und die Unzufriedenheit im Lande zunahm, so verlor der Nawab alles Vertrauen in den Residenten und in seine eigenen Minister, welche er als Spione desselben ansah; einen so herrschsüchtigen und überwachenden Residenten los zu werden, beschäftigte ihn ebenso lebhaft als seinen Vater.

Kindern ihre Freiheit ließen. Nun machte der Heilige jedoch für sich und seine Begleiter noch die Bedingung, daß ihnen eine große Summe Geldes gezahlt und die Sicherheit ihrer Person versprochen werde.

Der Resident, durch Krankheit ans Bett gefesselt, schickte auf wiederholtes und dringendes Ansuchen seinen Beistand, Capitain Lockett, nach des Ministers Hause, dem, weil er unbewaffnet erschien, der Eintritt ins Zimmer gestattet wurde. Beim Eintritt fragte Capitain Lockett, wer Ecasa Mican sei, worauf sich einer der Bösewichter, der über die Knaben kniete, erhob, ihn grüßte und antwortete: „Ich bin Ecasa Mican". Capitain Lockett verlangte mit ihm allein zu reden, worauf Beide in ein Seitenzimmer traten. Nach Befragen, welches Unrecht ihm widerfahren wäre, brachte er eine Reihe ganz unbegründeter Klagen vor, wie man ihn in den Augen aller Einwohner von Lüknow herabgewürdigt hätte, und daß er, um seiner Ehre Willen, die Tänzerin, fünf Lack, und für sich und die Seinigen persönliche Freiheit verlange. Capitain Lockett erinnerte ihn an das, was er eben gesagt habe, daß er als Soldat seine Ehre wiederherstellen wolle, die Forderung einer Summe Geldes beweise jedoch nur, daß er diese als Vorwand gebrauche und die Festnehmung der Kinder nur ein Mittel diesen Zweck zu erreichen sei; fernere Verhandlungen wären deshalb fruchtlos, er müsse ihn nun seinem Schicksale überlassen, ermorde er aber die Kinder, so würden er und seine Begleiter von den Truppen des Königs, die bereits das Haus umstellt hätten, einem sicheren Tode anheimfallen. Er ermahne ihn deshalb noch einmal, die Kinder loszulassen, ehe die Aufregung zunehme, und ihn nach der Residenz zu begleiten. Ecasa Mican entgegnete hierauf: „Geld ist nicht mein Zweck, ich verachte es, ich schätze nichts als die Herstellung meiner Ehre und willige in Ihren Vorschlag; aber da ich nicht ohne meine Gefährten handeln kann, so erlauben Sie, mich mit diesen erst zu besprechen." Seine Genossen machten allerlei Einwendungen, hatten sie sich auch in einem Augenblick verständigt, so widerriefen sie es in dem nächsten; heftige Reden wurden laut und des Königs Beamten beschimpft. Es waren beinahe 4 Stunden verflossen, bis es Capitain Lockett gelang, unter Ausstellung eines Sicherheitsscheines und Ueberlieferung der Tänzerin, die Knaben in Freiheit gesetzt zu erhalten; diese wurden unter Bedeckung in einen Palankin ihrer Mutter zugeschickt.

Der Minister hatte den Bösewichtern am Morgen 20,000 Rupien versprochen, welche, noch bevor die Sache abgemacht war, auf den Flur des Schul-

zimmers niedergelegt worden waren. Die Bieba Jan wurde nun an Ceasa Miean übergeben, am ganzen Körper zitternd, glaubte sie anstatt der Knaben geopfert zu werden, und bat Capitain Lockett, ihr Leben zu schützen; aber zum Erstaunen aller Anwesenden nahm Ceasa einen der Geldsäcke und legte ihn lächelnd in ihren Arm, mit den Worten: daß sie nun gehen könne, wohin es ihr beliebe. Die Aufregung in der Stadt war so groß, daß Capitain Lockett, da kein Palankin zur Hand war, mit dem Ceasa zu Fuß nach der Residenz gehen mußte; hier wurde die Bande erst bei den britischen Truppen untergebracht und dann unter sicherer Escorte nach Cawnpor geschickt. Der König war so erfreut über das glückliche Ende dieser Sache, daß er Capitain Lockett nach dem Palast einlud, um ihm persönlich seinen Dank zu sagen, wobei er ihn mit dreizehn großen Präsentirschüsseln, beladen mit Shawls und allerlei Kostbarkeiten, beschenkte.

Jetzt ergab es sich, daß dieser Ceasa Miean der Haupt-Anstifter des Aufstandes in Bareilly im Jahre 1816 gewesen war, daß er als der Mörder des Sohnes von Herrn Leicester galt, und daß für seine Festnehmung eine Belohnung von 2000 Rupien ausgesetzt worden war; eingedenk der vom Residenten und seinem Beistande gemachten Verpflichtung, wurde Ceasa deshalb jedoch nicht zur Verurtheilung gebracht, sondern blos in Allahabad festgesetzt. An den König und seinen Minister aber, welche Beide davon gewußt hatten, wie sich bei der Untersuchung ergab, ergingen die ernstlichsten Vorstellungen über ein so treuloses Verfahren[23]).

Der König war ebenso wenig glücklich in seinem häuslichen Leben, wie er es in seiner Regierungsweise war; hier beherrschten ihn sein Minister und einige Höflinge, und im Umgange mit seiner Gemahlin, der Begüm, hatte er von deren heftigem und herrschsüchtigem Character zu leiden. Sie war vom Volke und bei Hofe gefürchtet, ein Schreckbild dem gerade einflußreichen Minister und eine wahre Geißel für ihren Gatten, welchem sie in ihrem grenzenlosen Zorn die Kleider am Leibe in Stücke zerriß und die Haare von dem Kopfe und aus dem Barte ausraufte. So sehr er seinen von einer anderen Frau geborenen Sohn Küssier-u-din liebte, wagte er es doch nie ihn in Gegenwart seiner Adoptiv-Mutter in Schutz zu nehmen; dessen Mutter war gleich nach der Geburt desselben gestorben, wahrscheinlich von der Begüm vergiftet worden, damit sie unbeschränkte Gewalt über ihren characterlosen und unwissenden Gatten ausüben konnte. Sie hatte nur eine Tochter, welche Mehadin Ali Khan heirathete,

und von den drei Kindern aus dieser Ehe wurde die älteste Tochter an Nüssier-u-Dowlah vermählt, der später als Mahmud Ali Shah den Thron bestieg.

Der Thronfolger haßte den Minister und Liebling seines Vaters, worin ihn die Begüm noch mehr bestärkte. Wenngleich der König noch kurz vor seinem Tode zwischen seinem Sohne und dem Minister eine Versöhnung bewerkstelligte, so fühlte doch dieser, daß der Zorn des künftigen Regenten ihn mit aller Macht treffen würde, sobald er den Thron bestiegen habe. Sich deshalb vor Verfolgung sicher zu stellen, vermochte er den König, der britischen Regierung eine Million Pfd. Sterl. als ein unkündbares Darleihn zu geben. Von den Zinsen sollte die eine Hälfte ihm und die andere an Verwandte und Lieblinge des Königs nach dessen Tode ausgezahlt werden. Dies war die vierte Million Pfd. Sterl., welche Ghazi-u-din von den ihm von seinem Vater hinterlassenen Schatze verausgabt hatte. Bald darauf starb der König und sein Sohn Nüssier-u-din Hyder bestieg im Sommer 1827 den Thron.

Von einer herrschsüchtigen und heftigen Adoptiv-Mutter bei Lebzeiten des Vaters in Abgeschlossenheit gehalten und von dem einflußreichen Minister bewacht, war er in Unwissenheit über Alles geblieben; dabei noch characterloser und sinnlicher wie sein Vater, erfüllten ihn im ersten Augenblicke seiner hohen Würde nur Sorgen und Beängstigungen, wie er sich der Regierungslasten entledigen könnte, ohne seinen Schutzherrn und seine nächsten Umgebungen zu beleidigen. Es schien, als habe er allen Widerwillen gegen Aga Mir verloren, er behielt ihn im Amte und behandelte ihn mit Güte und Wohlwollen; aber sobald er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die britische Regierung ihm in der Wahl seines Ministers freie Hand lassen würde, wie sich Lord Combermere bei seinem Besuche in Lüknow 1828 gegen ihn ausgesprochen hatte, den er heimlich gebeten, Aga Mir festnehmen und nach England bringen zu lassen, so entließ er den Minister in Ungnaden und verlangte von ihm eine Rückerstattung der Summen, welche er aus dem Staatsschatze verschwendet hatte. Aga Mir rief den Beistand der britischen Regierung an, indem er alle unter dem letzten Könige erlassene Maßregeln, wie er belegen konnte, mit dessen voller Zustimmung vorgenommen hatte. Dennoch verlangte der Resident von ihm, daß er erst dann die Erlaubniß erhalten könnte, sich ins Britische zu begeben, bis er sich über seine Verwaltung, so wie über die gemachten Ausgaben durch die königliche Bewilligung gerechtfertigt habe. Der König, wissend, daß dies dem Minister leicht sein würde, widersetzte sich diesem Vorschlage, brachte

allerlei unbegründete Klagen vor, um den Untergang des Ministers durchführen zu können; indeß nach langen Verhandlungen mußte Nüssier-u-din nachgeben und der Minister erhielt die Erlaubniß, sich ins britische Gebiet zurückziehen zu dürfen. Unter Bedeckung einer Escorte, ihn gegen die rachsüchtigen Absichten des Königs zu schützen, wurden er und seine Familie im Oktober 1830 nach Cawnpor gebracht; obgleich die ihm gesicherte Jahresrente alle Annehmlichkeiten des Lebens gewährte, so war er doch so sehr an Herrschaft gewöhnt, daß sein regsamer Geist der Unthätigkeit erlag, er starb schon nach zwei Jahren aus Gram über die Unthätigkeit und die ihm widerfahrene Unbill [24]).

Der König wollte nach Aga Mir's Entfernung die Regierung ganz allein ohne einen Minister leiten, in Lastern und Ausschweifungen jeder Art aufgewachsen, den gewissenlosesten Höflingen ergeben, beging er so arge Mißgriffe, daß sich der Resident veranlaßt fand, ihm zu erklären, daß er genöthigt sein würde, so lange alle Verbindung mit ihm abzubrechen, bis er sich einen verantwortlichen und achtbaren Minister zum Rathgeber gewählt haben würde. Nach einigem Widerwillen ließ er den unter seinem Vater in Ungnade gefallenen Minister Hakim Mehdi Ali Khan, welcher in Fürrakhabad lebte, auffordern, nach Lüknow zu kommen, diese Stelle zu übernehmen. Derselbe hatte bereits Cawnpor erreicht, als ihm die Nachricht traf, wieder umzukehren, indem der König in Fäzl Ali eine andere Wahl getroffen habe. Im Harem hatte nämlich die Padshah Begüm, welche unter dem Einflusse der Tante dieses gänzlich unbrauchbaren Mannes stand, den König vermocht, ihre Freundin und den Neffen an den Hof wieder zu ziehen, von welchem sie wegen ihrer Intriguen verbannt worden waren. Seine Verwaltung dauerte nur wenige Monate, dann wurde er von Hakim Mehdi verdrängt; aber in dieser kurzen Zeit hatte er sich so bereichert, daß er sich mit 40 Lack zurückzog. Der neue Minister wollte ihm diese unrechtmäßig erworbenen Schätze erst abpressen, jedoch vom englischen Residenten in Schutz genommen, konnte er sich damit retten; ohne sich aber desselben erfreuen zu können, indem er bald darauf starb. Seine drei Töchter und deren Gatten ererbten die großen Reichthümer.

Der damalige Resident zu Lüknow, Herr Maddock, war mit der Wahl des Hakim Mehdi nicht einverstanden, indem er ihn für einen den englischen Interessen feindselig gesinnten Mann hielt; der König stützte sich jedoch auf die bewährte staatsmännische Geschicklichkeit desselben, von dessen Einsicht sich

die besten Resultate erwarten ließen. Dies vermochte denn auch Lord Bentinck, auf die Entfernung des Ministers nicht zu dringen. Im Anfange rechtfertigte Hakim Mehdi die in ihn gesetzten Erwartungen, manchen Uebelständen wurde sofort abgeholfen, die Finanzen hoben sich, den betrügerischen Maßregeln und Einflüssen verderbter Höflinge, die sich hohe Aemter angemaßt hatten, wurde ein Ende gemacht und dadurch Ausgaben und Einnahmen mehr ins Gleichgewicht gebracht. Auch das bisherige Pachtsystem der Ländereien wurde dahin abgeändert, daß besondere Beamte für Einziehungen der Pachtgelder ernannt werden sollten. Große Reformen waren nothwendig geworden, das Land lag in vielen Gegenden bereits wüste, Unsicherheit des Eigenthums und der Personen hatten in erschreckenerregender Weise zugenommen.

Mit den Veränderungen im Lande wurden auch solche bei Hofe vorgenommen, der schlaue Hakim Mehdi verstand es, den jungen König begreiflich zu machen, daß die Intriguen und drohenden Enthüllungen seiner Adoptiv-Mutter ohne Einfluß auf die britische Regierung sein würden, oder ihn dadurch in seiner Herrschaft beunruhigen könnten; zugleich gab er ihm zu verstehen, daß diese gefährliche Frau die Mörderin seiner eigenen Mutter gewesen sei. Diese Mittheilung soll den König mit dem tiefsten Abscheu gegen die Padshah Begüm erfüllt haben, seinen Kummer zu stillen, errichtete er ein prachtvolles Grabmal über ihren Leichnam, und setzte eine Summe Geldes aus, um Priester dafür anstellen zu können, welche den Koran darin lesen und es auf eine der Verstorbenen würdige Weise in Ordnung halten sollten. Die Begüm wurde entfernt, und der Minister bemühete sich jederzeit, um seinen Einfluß gesichert zu wissen, sich durch Bestechungen der Fürsprache der gerade in Harem herrschenden Frauen zu versichern; die Einzige, welche auf diesem Wege nicht in sein Interesse gezogen werden konnte, war die Nichte des Königs von Delhi, weshalb sie veranlaßt wurde, den Palast zu räumen und sich einen getrennten Haushalt einzurichten.

All dieser Veränderungen ungeachtet, war der Zustand des Landes ein sehr kläglicher, der Resident, Herr Maddock, entwarf in einem Memoir an den General-Gouverneur das traurigste Bild davon, und drang ernstlich darauf, den König auf die daraus hervorgehenden Gefahren aufmerksam zu machen. Lord Bentinck befand sich bald darauf, im April 1831, in Lüknow, wo er in einer zu diesem Zweck aufgesetzten Rede in den König drang, solche Reformen auszuführen, wie sie im Dekan, dem Carnatic und Tangore von so segensrei-

chen Folgen gewesen wären; wenn diesen Vorschlägen kein Gehör geschenkt werden sollte, würden britische Offiziere die Verwaltung des Landes in die Hand nehmen und der König in die Stellung eines Staats-Pensionärs versetzt werden. Diese Drohungen blieben nicht ohne Wirkung, der Minister bemühete sich den Uebelständen, so weit es sein Einfluß gestattete, abzuhelfen, auch der König wurde aus seiner Lethargie aufgeweckt; doch nur auf kurze Zeit, er verfiel bald wieder in sein gewöhnliches Leben, den Ausschweifungen des Harems, den Vergnügungen mit Musikanten und Tänzerinnen und berauschenden Getränken hingegeben. Hakim Mehdi wurden von den einflußreichsten Gefährten des Königs, den Frauen und Eunuchen, fortwährend Hindernisse in den Weg gelegt, in seiner Bedrängniß wandte er sich an den Residenten, ihm die Mittel und Wege anzugeben, wie er solchen mit Erfolg entgegenwirken könne. Dies mußte der Resident verweigern, denn ihm war nun von der Regierung anbefohlen worden, sich jedweder Einmischung zu enthalten; vergeblich drang der Minister darauf, ihn nicht zu verlassen, indem die mit Lord Wellesley eingegangenen Verpflichtungen, wonach die britische Regierung sich anheischig gemacht hatte, den Hof zu Lüknow mit Rath und Weisung unterstützen zu wollen, ihn zu einer solchen Forderung berechtigten. „Wenn ihr mich bei Ausführung von Fortschritten zurückhaltet, entgegnete der einsichtsvolle Minister, so fällt die Verantwortlichkeit der Fortdauer unserer schlechten Verwaltung auf euch; denn wer reicht nicht einem Blinden die Hand, der am Rande des Abgrunds steht, und wer dies verabsäumt, trägt die Schuld seiner Vernichtung.“ Die Wahrheit dieser Vorstellung blieb unbeachtet, der General-Gouverneur erklärte, das Prinzip der Nichteinmischung nicht aufgeben zu wollen.

Ungeachtet der traurigsten Berichte, welche über die Zustände von Oude von Seiten des Residenten eingesendet wurden, begleitet von Vorschlägen, die Verwaltung des Landes gänzlich in britische Hände zu nehmen, zog das Volk es vor, in der Heimath zu bleiben. Denn die Unsicherheit der englischen Gesetze, die verschiedenen Gerichtshöfe mit all ihren Formalitäten, die Vornehmheit und Rücksichtslosigkeit derjenigen, welche daselbst präsidirten, und die Verderbtheit und der Hochmuth der Eingeborenen, deren man sich bedienen mußte, eine Sache zu verfolgen oder zu vertheidigen, und das erkannte Urtheil ins Werk zu setzen, waren nicht geeignet, den Indern die britische Herrschaft wünschenswerth zu machen. Die höhere Aristokratie erkannte die treffliche Verwal-

tung der Ländereien unter britischer Herrschaft an. dabei jedoch stets bemerkend, wie kostbar und unsicher das Gesetz in Civilstreitigkeiten wäre, und wie in Folge dessen die alten Familien, in dem an die Ostindische Compagnie abgetretenen Landestheile, mehr und mehr verschwänden. Denn diesen verblieb in Folge der periodischen Verpachtungen immer weniger aus dem Ertrage, wogegen ihr Familienstolz sie verleitete, dieselben Ausgaben bei Heirathen, religiösen Festlichkeiten, für Dienerschaft und erbliche Umgebung beizubehalten. Sie verfielen in Schulden, ein Besitz nach dem anderen wurde öffentlich ausgeboten, und so kam es, daß viermal mehr von den alten Familien in dem an England 1801 abgetretenen Theile von Oude verschwunden sind, als in dem, welches den Königen von Oude verblieb. Unter den jüngeren Brüdern der Aristokratie in Oude nahmen sehr viele Dienste in der britischen Armee, oder fanden in den Civilzweigen eine Anstellung; sie ließen ihre Frauen und Kinder unter der Obhut der älteren Brüder, welche die Familiengüter für gemeinsame Zwecke verwalteten; wogegen sie den größten Theil ihres Gehaltes an die Ihrigen schickten und sicher waren, daß, sollten sie ihr Leben einbüßen, der Bruder sich der Ihrigen annehmen würde. So sollen aus dem District Byswara allein 16,000 und aus Bünoda 15,000 Mann im britischen Indien gedient haben. Auch Reisende, wie Bischof Heber und 10 Jahre später Herr Shore, schilderten das Land als trefflich cultivirt, die Einwohner gut gekleidet, wohlhabend und zufrieden; wogegen der Resident, das ganze Land im Auge habend, dessen Verfall und die Art des Pachtsystems als höchst verderblich darstellte und den allmähligen Ruin verkündete[25]). Die Folge hat des Residenten Ansichten bestätigt. Aber dennoch und obgleich der General-Gouverneur laut Vertrag das Recht hatte, der Regierung von Oude den Weg vorzuschreiben, den sie zu nehmen habe, und dies von der betheiligten Regierung beansprucht wurde, verweigerte die britische Regierung, ihren Einfluß geltend zu machen.

Hakim Mehdi, von zahlreichen Gegnern und Feinden umgeben, welche den größten Einfluß über den schwachen König ausübten, verlor seine Stelle, in Folge der Intriguen, welche die Frauen und Höflinge ins Werk setzten, deren Forderungen er nicht ferner genügen und deren Verschwendung er verhindern wollte. Der Resident, Major Low, drang in den König, einen so brauchbaren Mann nicht zu entlassen, er wurde deshalb wieder in sein Amt eingesetzt; aber die Versöhnung war nur vorübergehend, der Minister wurde nicht nur wieder entfernt, sondern sollte auch so lange festgehalten werden, bis

er sich von den gegen ihn erhobenen Anklagen, wegen stattgefundener Untreue und Unterschlagung von Geldern, gerechtfertig habe. Deren Wahrheit erwies sich als gänzlich unbegründet, und der Resident drang darauf, den Minister ungehindert nach seiner früheren Heimath zu Fürrakhabad zurückkehren zu lassen. Von dort aus rechtfertigte Hakim Mehdi seine Verwaltung in einem Memoir in der Mofüssil Akhbar Zeitung (December 1833) mit großer Geschicklichkeit [26]).

Mit Hakim Mehdi's Abgang beginnt unter seinem Nachfolger Roshün-u-Dowlah die Herrschaft der Weiber, Höflinge und Eunuchen; und als nächstes Opfer ihres Einflusses fiel der Raja Ghülib Jüng, der Vorsteher der Stadtpolizei von Lüknow, Commandant einer Brigade und Verwalter mehrerer Aemter. Ghülib Jüng war von niederer Herkunft, wurde als Knabe dem Ghazi-u-din bekannt und ein großer Liebling desselben; sein freches und vorlautes Wesen machte ihn dem damaligen Minister Aga Mir so unerträglich, daß, als sich der König eines Tages sehr ärgerlich über ihn äußerte, er ihn sofort festnehmen, all seiner Schätze berauben und aus dem Lande jagen ließ. Im Jahre 1831 zog ihn Nüssier-u-din wieder an den Hof, bei dem er sich bald so einzuschmeicheln wußte, daß er der größte Liebling des Königs wurde. Mit seinem Einflusse auf den König nahm seine grausame und tyrannische Weise zu, er machte sich im Lande wie bei Hofe tief verhaßt, dem Könige blieb er jedoch um so werther, weil er sah, wie unerbittlich sein Liebling die von ihm erlassenen Befehle in Vollzug setzte. Er war des Königs Gefährte bei seinen Ausschweifungen, und ließ keine Gelegenheit vorüber, den Nachfolger von Hakim Mehdi, den alten und einfältigen Minister Roshün-u-Dowlah lächerlich zu machen, oder seine Verachtung für ihn an den Tag zu legen.

Inzwischen hatte der König einen Knaben sehr lieb gewonnen, den der Minister auferzogen und welcher zum Jüngling herangewachsen, den König als sein vertrautester Diener aufwartete; wobei der Minister ihn reichlich für alle Dienste belohnte, die er ihm leistete, seinen Einfluß über den König zu vermehren, und es war seine Absicht, sich des jungen Menschen zu bedienen, um bei geeigneter Gelegenheit seinen Erzfeind mit dessen Beistand verdrängen zu können. Auch konnte er hierbei auf zwei andere einflußreiche Männer rechnen, in deren Interesse es lag, den Polizei-Minister entfernt zu wissen; nämlich Mücka, des Königs Kopfputzschneider und Ghünga Khowas, ein Bootführer, persönlicher Diener und Liebling des Königs. Einige der einflußreichsten

Frauen bei Hofe versprachen ihre Mithülfe und alle warteten auf den günstigen Augenblick.

Dieser wurde von Ghülib Jüng selbst bald herbeigeführt. Er gehörte zu den Personen, welche der König beauftragte, ihm die durch ihre Schönheit oder ihre Talente bekannten Frauen von Lüknow einzuladen; so wurde ihm denn auch eines Tages anbefohlen, die berühmte Tänzerin Mogarie dem Könige zuzuführen. Sie erschien nicht, der König zeigte sich höchst ungeduldig und fragte eine ihrer Freundinnen, die Dhaniea Mehrie, was die Ursache ihres Wegbleibens sei. Diese Schöne, zu ähnlichen Aufträgen benutzt und eifersüchtig auf Ghülib Jüng, sagte dem Könige, daß Ghülib Jüng sie abgehalten habe, indem er die Dhaniea für sich zu behalten wünsche, und da auch Andere die Aussage bestätigten, das Mädchen selbst es nicht leugnete, so wartete der König auf eine andere Gelegenheit seinen Liebling zu züchtigen, damit nicht in der Stadt der Glaube aufkäme, daß er ihn dieser Liebes-Angelegenheit wegen verfolgt habe.

Unter diesen Verhältnissen war der 7. Oktober 1835 herangekommen, an welchem Tage sich der König in eines seiner Privatgemächer mit Ghülib Jüng über Staats-Angelegenheiten unterhielt. Auf einem Tische standen mehrere von den krongeformten Kopfbedeckungen des Königs, welche der Hofschneider Mücka eben abgeliefert, sich jedoch dazu nach gewohnter Weise schlechter Stoffe bedient hatte, wofür er dem König mehr als den zehnfachen Werth anrechnete. Ghülib hielt diese Gelegenheit für günstig, das betrügerische Verfahren dieses Menschen dem Könige zu zeigen, nahm eine der Tiaren, ließ sie auf seiner linken Hand sich um den Finger drehen, um den gewöhnlichen Stoff, aus welchem die Arbeit verfertigt war, recht augenscheinlich machen zu können, und ließ dabei, ob absichtlich oder zufällig, den Finger durchschlüpfen. So wie der König den Finger durch die Krone kommen sah, verließ er das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Bald darauf traten einige Leute aus des Königs Umgebung ein, ihm befehlend, das Gemach nicht zu verlassen, nach zwei Stunden bangen Harrens erschienen andere königliche Diener, welche ihm den Turban vom Kopfe rissen, auf die Erde warfen und einem Stubenkehrer befahlen, ihn wegzufegen.

Ghülib wurde nun ins Gefängniß geschleppt und mit ihm drei seiner ersten Begleiter und Vertrauten, alle wurden in schwere Ketten gelegt; seine Frau und Töchter wurden in ihren Häusern eingekerkert gehalten und all ihr

Vermögen eingezogen. Am dritten Tage wurden Ghülib und seine Gefährten gebunden und so lange aufs grausamste geschlagen, bis sie ihre verborgenen Schätze angegeben hatten. Der König befand sich denselben Abend in einem trunkenen Zustande und befahl in Gegenwart mehrerer Personen, dem Ghülib sofort den rechten Arm und die Nase abzuhauen. Der Minister bat, dem Verbrecher eine so harte Strafe zu erlassen, aber da der König wiederholentlich darauf drang, so flehete er, mit dem Vollzug wenigstens einzuhalten, indem er sich überzeugt hielt, daß der Resident sich dem widersetzen würde, sobald er davon hören sollte. Der König beruhigte sich und überließ sich der Ruhe, doch kaum war er aus seinem Schlafe erwacht, so befahl er die Gefangenen abermals zu binden und zu foltern. Nach sieben verhängnißvollen Tagen für Ghülib, in denen man ihn stündlich quälte und mit dem Tode bedrohte, trennte man ihn von seinen Unglücksgefährten, um ihn von jeder Verbindung mit einem lebenden Wesen abzuschließen und ganz allein seinem Schicksale zu überlassen.

Der König befahl den 19. Oktober, alle weiblichen Mitglieder von Ghülib Jüngs Familie zu Fuß nach dem Palast zu bringen, wobei er erklärte, daß sie mit geschorenem Haupte und all ihrer Kleidung beraubt, am anderen Tage durch die Straßen der Stadt geführt werden sollten. Nachdem er diesen Befehl erlassen hatte, begab er sich zu Bett; aber die Leiden dieser unschuldigen weiblichen Wesen erweckten Jedermanns Theilnahme, und auch die mit dem Vollzug der Strafe beauftragten Diener waren so bewegt, daß sie die Frauen in bedeckten Tragbahren nach dem Palast gebracht hatten.

Der Resident, von dem Hergange der Dinge unterrichtet, besorgt für diese verlassenen weiblichen Wesen und daß Ghülib Jüng des Hungertodes sterben könnte, hielt es jetzt für geboten, einzuschreiten, und verlangte vom Könige eine Audienz. Der König, obgleich noch im Bette, mußte geweckt werden, höchst aufgebracht ließ er dem Residenten durch den Minister sagen, daß, wenn sein Auftrag die Entlassung der Familie des Ghülib beträfe, so möge er sich die Mühe ersparen, indem er bereits den Befehl erlassen habe, die Frauen nach ihrer Wohnung zurückzubringen. Der Minister, welcher den Residenten seit zehn Tagen nicht besucht hatte, beschwor denselben, doch ja nicht zu hart mit dem Könige über diesen Gegenstand zu sprechen, weil sonst der Zorn des Königs auf ihn fallen würde; aber der Resident verlangte die Audienz, wurde indeß von dem Könige, der sich dem Wunsche wider Willen fügen mußte, finster

Frauen bei Hofe versprachen ihre Mithülfe und alle warteten auf den günstigen Augenblick.

Dieser wurde von Ghülib Jüng selbst bald herbeigeführt. Er gehörte zu den Personen, welche der König beauftragte, ihm die durch ihre Schönheit oder ihre Talente bekannten Frauen von Lüknow einzuladen; so wurde ihm denn auch eines Tages anbefohlen, die berühmte Tänzerin Mogarie dem Könige zuzuführen. Sie erschien nicht, der König zeigte sich höchst ungeduldig und fragte eine ihrer Freundinnen, die Dhaniea Mehrie, was die Ursache ihres Wegbleibens sei. Diese Schöne, zu ähnlichen Aufträgen benutzt und eifersüchtig auf Ghülib Jüng, sagte dem Könige, daß Ghülib Jüng sie abgehalten habe, indem er die Dhaniea für sich zu behalten wünsche, und da auch Andere die Aussage bestätigten, das Mädchen selbst es nicht leugnete, so wartete der König auf eine andere Gelegenheit seinen Liebling zu züchtigen, damit nicht in der Stadt der Glaube aufkäme, daß er ihn dieser Liebes-Angelegenheit wegen verfolgt habe.

Unter diesen Verhältnissen war der 7. Oktober 1835 herangekommen, an welchem Tage sich der König in eines seiner Privatgemächer mit Ghülib Jüng über Staats-Angelegenheiten unterhielt. Auf einem Tische standen mehrere von den krongeformten Kopfbedeckungen des Königs, welche der Hofschneider Mücka eben abgeliefert, sich jedoch dazu nach gewohnter Weise schlechter Stoffe bedient hatte, wofür er dem König mehr als den zehnfachen Werth anrechnete. Ghülib hielt diese Gelegenheit für günstig, das betrügerische Verfahren dieses Menschen dem Könige zu zeigen, nahm eine der Tiaren, ließ sie auf seiner linken Hand sich um den Finger drehen, um den gewöhnlichen Stoff, aus welchem die Arbeit verfertigt war, recht augenscheinlich machen zu können, und ließ dabei, ob absichtlich oder zufällig, den Finger durchschlüpfen. So wie der König den Finger durch die Krone kommen sah, verließ er das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Bald darauf traten einige Leute aus des Königs Umgebung ein, ihm befehlend, das Gemach nicht zu verlassen, nach zwei Stunden bangen Harrens erschienen andere königliche Diener, welche ihm den Turban vom Kopfe rissen, auf die Erde warfen und einem Stubenkehrer befahlen, ihn wegzufegen.

Ghülib wurde nun ins Gefängniß geschleppt und mit ihm drei seiner ersten Begleiter und Vertrauten, alle wurden in schwere Ketten gelegt; seine Frau und Töchter wurden in ihren Häusern eingekerkert gehalten und all ihr

Vermögen eingezogen. Am dritten Tage wurden Ghülib und seine Gefährten gebunden und so lange aufs grausamste geschlagen, bis sie ihre verborgenen Schätze angegeben hatten. Der König befand sich denselben Abend in einem trunkenen Zustande und befahl in Gegenwart mehrerer Personen, dem Ghülib sofort den rechten Arm und die Nase abzuhauen. Der Minister bat, dem Verbrecher eine so harte Strafe zu erlassen, aber da der König wiederholentlich darauf drang, so flehete er, mit dem Vollzug wenigstens einzuhalten, indem er sich überzeugt hielt, daß der Resident sich dem widersetzen würde, sobald er davon hören sollte. Der König beruhigte sich und überließ sich der Ruhe, doch kaum war er aus seinem Schlafe erwacht, so befahl er die Gefangenen abermals zu binden und zu foltern. Nach sieben verhängnißvollen Tagen für Ghülib, in denen man ihn stündlich quälte und mit dem Tode bedrohte, trennte man ihn von seinen Unglücksgefährten, um ihn von jeder Verbindung mit einem lebenden Wesen abzuschließen und ganz allein seinem Schicksale zu überlassen.

Der König befahl den 19. Oktober, alle weiblichen Mitglieder von Ghülib Jüngs Familie zu Fuß nach dem Palast zu bringen, wobei er erklärte, daß sie mit geschorenem Haupte und all ihrer Kleidung beraubt, am anderen Tage durch die Straßen der Stadt geführt werden sollten. Nachdem er diesen Befehl erlassen hatte, begab er sich zu Bett; aber die Leiden dieser unschuldigen weiblichen Wesen erweckten Jedermanns Theilnahme, und auch die mit dem Vollzug der Strafe beauftragten Diener waren so bewegt, daß sie die Frauen in bedeckten Tragbahren nach dem Palast gebracht hatten.

Der Resident, von dem Hergange der Dinge unterrichtet, besorgt für diese verlassenen weiblichen Wesen und daß Ghülib Jüng des Hungertodes sterben könnte, hielt es jetzt für geboten, einzuschreiten, und verlangte vom Könige eine Audienz. Der König, obgleich noch im Bette, mußte geweckt werden, höchst aufgebracht ließ er dem Residenten durch den Minister sagen, daß, wenn sein Auftrag die Entlassung der Familie des Ghülib beträfe, so möge er sich die Mühe ersparen, indem er bereits den Befehl erlassen habe, die Frauen nach ihrer Wohnung zurückzubringen. Der Minister, welcher den Residenten seit zehn Tagen nicht besucht hatte, beschwor denselben, doch ja nicht zu hart mit dem Könige über diesen Gegenstand zu sprechen, weil sonst der Zorn des Königs auf ihn fallen würde; aber der Resident verlangte die Audienz, wurde indeß von dem Könige, der sich dem Wunsche wider Willen fügen mußte, finster

und schweigsam empfangen. Der Minister war gegenwärtig und vertheidigte seinen Herrn, dabei erklärend, daß es unwahr sei, daß der Gefangene seit zwei Tagen keine Nahrung erhalten habe, gestand jedoch die ihm widerfahrene körperliche Züchtigung zu und versprach die noch im Palast befindlichen Frauen zurückzusenden; die Einziehung des Vermögens desselben sei geboten, indem der Gefangene dem Staate große Summen schuldig sei. Die Frauen wurden nach ihrer Wohnung gebracht und Ghülib erhielt die Erlaubniß, sich von vier seiner eigenen Diener bedienen lassen zu dürfen.

Auf Grund des Berichts vom Residenten an den General-Gouverneur erhielt derselbe den Auftrag, dem König zu erklären, daß solch ein barbarisches Verfahren nicht nur dem Rufe des Königs höchst schädlich sei, sondern Folgen herbeiführen könnte, die ihm selbst sehr nachtheilig sein müßten. Bei dieser Gelegenheit sagte der Resident dem Könige, daß die gebräuchliche Weise seiner Beamten, keine regelmäßige Rechenschaft von den eingekommenen Geldern abzulegen, allein die Ursache sei, daß Ghülib Jüng unrechtmäßigen Gebrauch von Staatsgeldern gemacht habe. Der König und sein Minister versprachen den Gefangenen ferner nicht mehr zu quälen, dieser übergab ihn der Sorge des grausamen Revenue-Einsammlers, Raja Darsan Singh, mit dem derselbe befreundet gewesen war, wodurch der Unglückliche am besten der Rache des Königs entzogen würde. Darsan Singh war jedoch zu oft von Ghülib in seinen Entwürfen gehindert worden, als daß er ihn liebevoll hätte behandeln sollen; er schickte ihn nach seinem Fort Sahgange, sperrte ihn daselbst in einen eisernen Käfig mit giftigen Schlangen und Skorpionen zusammen und behauptete, daß Ghülib behext sein müßte, weil die Thiere ihm nichts anthaten.

Nach Nüssier-u-din's Tode entließ man ihn gegen Zahlung von vier Lack aus seiner Haft, er ging nach Cawnpor, blieb jedoch daselbst nur einige Monate, denn als Roshün-u-Dowlah entfernt und Hakim Mehdi wieder Minister wurde, nahm er seine frühere Stelle ein. Aber all dieser Demüthigungen ungeachtet hatte er sein hochfahrendes und gebieterisches Wesen behalten und machte sich dem Minister bald so verhaßt, daß ihn dieser eines Tages, als auch der König seinen Aerger über ihn ausließ, festnehmen ließ und der Obhut eines Wütherichs übergab, dem Taj-u-din Hoseyn, Verwalter des Saltanpur-Districts, der ihn so lange quälte, bis er ihn all seiner Schätze beraubt hatte. Er starb 80 Jahre alt 1851 zu Lüknow [27]).

Roshün-u-Dowlah hatte keine Kenntniß von Geschäften, aus einer alten Familie entsprossen und weniger betrügerisch und grausam als die nächsten Umgebungen des Königs, genoß er eine gewisse Achtung beim Volke. Er hatte sich aber bei Uebernahme des Postens nicht vergessen, denn er empfing, während der fünf Jahre, wo er die Verwaltung leitete, jährlich drei Lack, und fünf Prozent von der Einnahme des Landes, welche sich auf das Doppelte belief. Sein Sohn erhielt die Stelle eines commandirenden Generals der Armee, ohne je im Militair gestanden zu haben, bezog monatlich 5000 Rupien und 8000 Rupien durch seine beiden Frauen, mithin erhielt der Minister und seine Familie jährlich 15 Lack aus den Staats-Einnahmen! Wie sich unter ihm die Regierung gestaltete, wie der König täglich verschwenderischer wurde, in Ausschweifungen jeder Art immer tiefer sank, zeigen uns sein häusliches Leben und die letzten Jahre seiner Herrschaft. Es spiegelt sich darin der gesellschaftliche Zustand des Landes ab und läßt uns einen tiefen Blick in das Getreibe und die Lebensweise indischer Höfe thun.

Unter den Frauen des Königs gewann die Tochter eines Offiziers der britischen Dragóner, Hopkins Walters, der als Abenteurer nach Lüknow kam und von halbem Gehalte lebte, zu einer Zeit großen Einfluß über ihn. Ihre Mutter, an einen Kaufmann verheirathet, hatte sich in ihrem Wittwenthum mit diesem Offizier verehlicht und die aus dieser Verbindung entsprossene älteste Tochter wurde die Gemahlin des Königs. Walters starb einige Jahre nach der Geburt dieser Tochter in Lüknow, worauf sich die Wittwe nach Cawnpor mit ihren beiden Töchtern begab, indem sie durch deren Reize ihr Glück zu machen hoffte. Ein Paukenschläger, Büksh Ali, welcher Tänzerinnen begleitet hatte, diente ihr als Kutscher, verliebte sich in seine Herrin, gewann ihr Herz und vermochte sie, mit den Töchtern nach Lüknow zu übersiedeln, wo er Freunde hätte, durch deren Einfluß er die schöne Miß Hopkins mit dem Könige bekannt machen könnte. Der König hatte sie kaum gesehen, so war er, obgleich sie sich durch äußere Vorzüge nicht besonders auszeichnete, doch so von Liebe für sie entbrannt, daß er um ihre Hand anhielt, die ihm freudig gewährt wurde, worauf er sich sogleich nach mohamedanischen Gesetzen mit ihr vermählte; sie nahm den Namen Mokaddera Oulea an.

Für ihre Mutter und deren Liebhaber wurde eine prächtige Haushaltung eingerichtet; aber um öffentliches Gerede zu vermeiden, wußte sich Büksh Ali nach mohamedanischen Gesetzen mit ihr verehelichen, und die Neuvermählten

und ihre Kinder traten bald darauf zum mohamedanischen Glauben über. Ihre Zukunft zu sichern, bestimmte der König am 1. März 1829, nach einer mit der englischen Regierung eingegangenen Verpflichtung, welcher das dazu erforderliche Capital von 62 Lack ausgezahlt worden war, daß die vier Frauen (die Mutter und ihre drei Töchter) jährlich 26,000 Rupien als Jahrgeld erhalten sollten, welche entweder ihren nächsten Angehörigen oder denjenigen Personen zufallen sollten, denen sie ihren Antheil vermachen würden.

Als der König starb, begab sich Mokaddera Oulea zu ihrer Mutter mit all ihren großen Schätzen an Perlen und Juwelen, zwei Jahre später starb ihre Mutter und nun lebte Büksh Ali mit der unverheirathet gebliebenen Stieftochter und des Königs Wittwe in wilder Ehe, diese wurde guter Hoffnung, suchte sich aus Schaam darüber des Kindes zu entledigen und starb in Folge der deshalb angewandten Mittel. Seitdem lebte Büksh Ali mit ihrer Schwester im Genusse der seiner Geliebten zugefallenen großen Reichthümer bald in Lüknow, bald in Cownpor, wo er sich durch königliche Gastfreiheit den dort lebenden Briten zu verbinden suchte, und selbst der dort befehligende Divisions-General und dessen Frau sollen sich von ihnen haben bewirthen lassen. Büksh Ali verschaffte sich mit Hülfe seiner Sängerfreunde und Tänzerinnen bei Hofe die Verwaltung des Districts von Rassülabad auf mehrere Jahre, durch welchen die Straße noch Cawnpor führt, beging daselbst 1849 die größten Räubereien und Mordthaten, wurde endlich festgenommen und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Sein Haus war mit einem Serail junger Mädchen angefüllt, die er den Eltern geraubt hatte[28]).

Die erste Gemahlin des Königs war die Großtochter des Königs von Delhi, eine durch ihre Schönheit und ihre Tugenden berühmte Frau, welche die Ausschweifungen des Hofes nicht ertragen konnte, sich den Intriguen des Ministers widersetzte und sich deshalb bald nach ihrer Verheirathung mit einer kleinen Jahresrente ins Privatleben zurückzog. Dagegen gewann unter allen Frauen des Königs, Mâlika Zamanie, die Königin des Zeitalters genannt, die größte Gewalt über denselben. Sie war die Tochter eines Hindu, aus der Kuranie-Caste, welcher so verarmt war, daß er sich eines Tages von seinem Nachbar, Fütteh Morad, 60 Rupien leihen mußte, um sich Kleidung und Nahrung kaufen zu können; er starb bald darauf und hinterließ eine Wittwe mit einer fünf Jahre alten Tochter, Dolarie genannt. Beide wurden der Schuld wegen festgenommen, der Mutter jedoch die Freiheit geschenkt, weil sie ihm die Tochter

überließ, welche die Schwester des Gläubigers, Karamüt-on-Nissa, wegen ihres einschmeichelnden und anziehenden Wesens als ihr eigenes Kind adoptirte. Als sie herangewachsen war, fand sichs, daß sie eine große Zuneigung für Rüstam hegte, den Sohn ihrer zweiten Schwägerin, den diese in erster Ehe geboren hatte, weshalb deren eheliche Verbindung veranstaltet wurde.

Bald darauf starb Fütteh Morad, und nun zwang die erste Frau desselben ihre beiden Söhne (Fütteh Ali Khan und Warüs Ali Khan) und Rüstam nebst Dolarie, das Haus zu verlassen. Sie begaben sich zu Fütteh Morad's Tante, Bebie Malatie, eine gelehrte Frau, welche zu Rüstamnaggar, nahe Lüknow, im Hause des Nawab Mohabbet Khan lebte, dessen Töchter sie im Lesen des Koran unterrichtete; aber da sie fand, daß Dolarie ihrem Gatten untreu war, so weigerte sie sich, dieselbe ins Haus des Nawab aufzunehmen, unterstützte sie jedoch mit Nahrung und Kleidung. Rüstam nahm Dienste als Pferdeknecht bei einem königlichen Reiter. Dolarie hatte bereits einen Knaben geboren, der Mohamed Ali genannt wurde, und bald darauf eine Tochter, Zienat-on-Nissa; beide Kinder hatten so viel Aehnlichkeit mit den Liebhabern der Mutter, einem Elephantentreiber und einem Schmied, daß Niemand an ihrer Untreue zweifelte.

Der Knabe war drei Jahr und das Mädchen kaum ein Jahr alt, als Leute des königlichen Palastes nach der Gegend kamen, um eine Amme für den eben geborenen Prinzen Muna Jan zu suchen, worauf die um Rath befragte Bebie Malatie die Dolarie empfahl und zu diesem Zwecke nach Lüknow schickte. Ihre Erscheinung machte einen angenehmen Eindruck auf die Padshah Begüm, und da die Aerzte ihre Milch für die beste erklärten, so wurde sie dem neugeborenen Prinzen zur Amme gegeben. Der Vater des Prinzen war der Thronfolger, Nüssier-u-din, kaum hatte er Dolarie gesehen, so verliebte er sich, zum Erstaunen des Königs und des Hofes, in die Amme, welche sonst wenig anziehendes hatte. Er ruhete nicht eher, als bis sie ihm, ein Jahr vor seiner Thronbesteignng, zur Gattin gegeben wurde.

Es gelang ihr nicht nur unumschränkten Einfluß über den König zu gewinnen, sondern auch diesen auf lange Zeit sich zu erhalten, wozu sie sich solcher Personen bediente, auf deren Anhänglichkeit sie sich verlassen konnte. So berief sie Bebie Malatie und deren Tochter Jamiel-on-Nissa und den Sohn Kasim Beg nach dem Palast, um hohe Stellen einzunehmen. Zugleich empfahl sie dem Könige, Fütteh Ali und Warüs Ali, als Leute von vornehmer Abkunft,

welche nur durch Widerwärtigkeiten in diese niedrige Lage versetzt worden wären und verschaffte ihnen den Titel Nawabe, mit einflußreichen Posten; endlich erhielt auch Fütteh, Morads Schwester, eine Einladung, bei Hofe zu erscheinen, aber als sich der Königin in Niedrigkeit und Dürftigkeit lebender Mann auch einfand, wurde er festgenommen und nach einem Fort im Bangür-District geschickt.

Nachdem ihr Gemahl den Thron bestiegen hatte, vermählte sie ihren Sohn Mohamed Ali mit der Tochter von Rokün-u-Dowlah, dem Onkel des Königs, und ihre Tochter Zienat-on-Nissa an Mumtaz-u-Dowlah, den Enkel des Königs und ältesten Sohn des künftigen Thronfolgers. Diese Doppelheirath wurde mit dem größten Glanze gefeiert, über 30 Lack wurden dabei verschwendet, und Dolarie wurde bei dieser Gelegenheit unter dem Titel, Malika Zamanie (Königin des Zeitalters), die erste Gemahlin des Königs und erhielt Güter, welche ihr jährlich ein Nadelgeld von sechs Lack einbrachten. Damit jedoch nicht zufrieden, drang sie in den König, ihren ältesten Sohn Mohamed Ali oder Khywan Ja als ältesten Sohn und Thronfolger zu erklären und vom britischen Residenten die Anerkennung zu verlangen. Der König erklärte auch in der That im November und Dezember 1827 aufs feierlichste gegen den britischen Residenten, daß Khywan Ja sein ältester Sohn sei, und als sichersten Beweis, daß sein Onkel ihm seine Tochter zur Frau gegeben habe. Aller Gegenvorstellungen ungeachtet blieb Nüssier-u-din dabei und schickte Khywan Ja als solchen, Lord Combermere in Cawnpor zu bewillkommnen.

Schon Ghazi-u-din hatte bei der Geburt von Muna Jan dem Residenten erklärt, daß der Knabe kein Kind seines Sohnes sei; aber diese, aus Aerger über den widerspenstigen Sohn gemachte Aeußerung hatte der König kurz vor seinem Tode widerrufen. Nüssier-u-din behauptete im Februar 1832 gegen den Residenten, daß keiner von Beiden sein Sohn wäre, Malika Zamanie habe einflußreiche Leute bestochen gehabt, ihn zu vermögen, den Jüngling als seinen Sohn und Thronerben zu erklären, weshalb Fazl Ali ihn überredet habe, den Mun Jan für seinen Sohn auszugeben; „aber ich weiß es bestimmt, setzte der König hinzu, und auch mein Vater wußte es, daß derselbe nicht mein Kind ist.“

Malika Zamanie's Einfluß auf den König wurde nach einiger Zeit von anderen Nebenbuhlerinnen verdrängt, erst war es Miß Walters oder Mokaddera Onliea, welche ihre Stelle einnahm, dann die wegen ihrer Schönheit be-

rühmte Taj Mahal, und endlich riß die Kadasia Begüm alle Gewalt an sich. Diese betrat den Palast als Dienerin der Malika im December 1831, wurde dem Könige bald nachher angetrauet und beherrschte den schwachen Mann mit völlig unumschränkter Gewalt bis zu ihrem Tode. Als der König nämlich eines Abends der Malika einen Ceremonialbesuch machte und Trinkwasser verlangte, wurde es ihm von der jungfräulichen Dienerin in einem goldenen Becher gereicht, der auf einer silbernen Schale stand. Ihr Gesicht war halb verschleiert, und nachdem der König seinen Durst befriedigt hatte, spritzte er die im Becher gebliebenen Tropfen scherzend über ihren Schleier; wogegen sie die wenigen in der Schaale befindlichen Tropfen dem König über das Gewand schüttete. Der König fragte mit einer verstellt ärgerlichen Miene, wie sie es wagen könne, ihren Herrscher zu bespritzen. „Wenn Kinder zusammen spielen, entgegnete sie, so ist kein Unterschied zwischen dem Fürsten und dem Bauer.“

Der König war entzückt von der halb verschleierten Schönheit, welche ihm mit so viel Anmuth und Geist aufgewartet hatte, er wiederholte seinen Besuch am folgenden Tage, verlangte abermals Wasser, Kadasia reichte es ihm, der Scherz wurde wiederholt und in derselben Weise erwidert; aber als Nüssier-u-din das dritte Mal erschien und nach Wasser verlangte, bediente ihn eine andere wenig ansprechende Dienerin, denn Malika, von Eifersucht und Besorgniß erfüllt, hatte die ihr gefährlich werdende Schöne bereits entfernt. Wenige Tage später verlangte der König von der reizenden Kadasia bedient zu sein, sie erschien, und er machte ihr in aller Form den Heiraths-Antrag, den sie bereitwillig annahm. Ihre Schönheit und Anmuth und ihr geistvolles Wesen war mit einer mehr als fürstlichen Freigebigkeit verbunden, worin sie keine Grenzen kannte, und da der König ihren Bitten nicht widerstehen konnte, so wußte sie in den drei Jahren ihrer Herrschaft beinahe zwei Millionen Pfd. Sterl. aus dem Schatz zu erhalten, wovon sich noch 40 Lack bei ihrem Tode vorfanden.

Kadasia soll unter allen Frauen des Königs diejenige gewesen sein, welche wahre Zuneigung für ihn hegte; hochmüthig und eigensinnig, gewann Niemand ihr Vertrauen, als eine Mongolin, welche ihr schreiben und lesen gelehrt hatte. Diese Vertraute vergaß weder sich noch ihre Angehörigen, wenn sich die freigebige Hand ihrer Gebieterin aufthat. Ihre Gemüthsstimmung und Gewohnheit, daß ihre Wünsche für Befehle galten, beunruhigten den König oft, es führte wiederholentlich zu heftigen Widersprüchen, welche den König eines

Tages (den 21. Aug. 1834) in solche Aufregung versetzten, daß er seine Vorwürfe mit den Worten begleitete: „ich habe dich aus der Sclaverei auf den Thron erhoben, es liegt in meiner Macht dich eben so schnell wieder in deine niedrige Stellung zurück zu versetzen.“ Diese Aeußerung konnte ihr stolzer Sinn nicht ertragen, sie sprang auf und nahm sofort Arsenik, welches sich im Zimmer befand. Der König bereuete, was er gesagt hatte, jedes nur erdenkliche Mittel wurde angewendet sie zu retten, aber alles blieb vergeblich. Unter den furchtbarsten Schmerzen hauchte sie nach einem herzzerreißenden Todeskampfe von mehreren Stunden ihr Leben aus; der König, an ihrem Lager sitzend, hatte mit der ängstlichsten Spannung alle ihre Bewegungen beobachtet, und floh, als sie mit dem Tode rang, wie von Wahnsinn erfaßt, nach den Gemächern der Tribune für Pferderennen, drei Meilen von Lüknow, wo er blieb, bis die Begräbniß-Feierlichkeiten vorüber waren. Man sagte, daß ihr sehnlichster Wunsch, einen Thronerben zu gebären, sie vermocht habe, ihren ersten Mann, von dem sie geschieden worden war, heimlich in ihre Gemächer einzuführen, und daß dies die Ursache zum Streite gewesen sei. Ihre vertraute Dienerin hatte 20 Lack bei Seite geschafft, der König befahl, ehe man sie entferne, sich des Geldes zu bemächtigen, wogegen sie, um einen Theil ihrer Schätze zu retten, den Eunuchen fünf Lack anbot, wenn man ihr gewähre, sich ungehindert ins britische Gebiet begeben zu können. Diese erklärten nun dem Könige, daß es höchst gefährlich sein würde, sie länger im Lande zu lassen, indem sie eine Hexe wäre, welche den Tod ihrer Herrin rächen könnte. Der König wollte anfänglich nichts davon wissen, als ihm jedoch in der darauf folgenden Nacht die verstorbene Kadasia erschien, wurde er so besorgt, daß er befahl, die alte Hexe schnell wegzuschaffen; sie zahlte die versprochenen fünf Lack und rettete sich mit den funfzehn jenseit dem Ganges.

Eine Engländerin, welche zu Lebzeiten der Kadasia am Hofe zu Lüknow erschien und Eingang im Harem fand, sagt von den Frauen des Königs, daß sie überaus prachtvoll gekleidet waren, gleich Wesen aus Tausend und einer Nacht, am schönsten erschien Taj Mahal, die an Lalla Rukh in ihrem Brautschmuck erinnerte. Ihre Gesichtszüge von einer Lieblichkeit ohne Gleichen, hatten das Gepräge der vollkommensten Schönheit, große und länglich geformte dunkele Augen von langen Wimpern und dunkelschwarzen Brauen beschattet, zeigten jenes milde Feuer und den Ausdruck hinreißender Anmuth und Melancholie, der unwiderstehlich ist. Erst vierzehn Jahre alt und seit zwei Monaten

verheirathet, konnte man nicht genug die kleinen und edel geformten Hände und Füße und das graciöse, engelhaft schwebende ihrer Bewegungen bewundern; wie nicht minder das bescheidene und mädchenhafte ihres Wesens das Auge aufs angenehmste fesselte. Sie war in mit Gold durchwirkten Mouslin gekleidet, trug purpurne Shawls gleich Unterröcken, um den Körper eng angeschlossen, lange und weite Aermel, das Haar von Perlen durchflochten, die in langen Schnüren auf den Nacken spielend herabfielen, unterbrochen von schönen schwarzen Haarlocken, welche den Busen umwehten. An ihrer Stirne trug sie einen goldenen Halbmond, von welchem Perlen und Emeralden herabhingen, über demselben kokettirte eine Paradiesfeder, von welcher Perlenschnüre, durchs Haar geflochten, ausgingen. Ihre großen Ohrringe und ihr Nasenring waren mit den schönsten Perlen und Emeralden geziert, die beinahe bis zu den Schultern und bis ans Kinn reichten; ihr Halsband zeigte an Perlen und Juwelen das schönste was Indien darbieten konnte. Mehrere Frauen trugen ihre Schleppe, wenn sie sich bewegte, eine ihrer Dienerinnen stand hinter dem Kissen, auf welches sie sich lehnte, den Kopfputz wieder zu ordnen, wenn sich durch die Bewegungen des Hauptes die Perlenschnüre in sich oder mit den vielen Gewändern verwickelt hatten [29]). Sie erhielt nach dem Tode des Königs 6000 Rupien monatlich, benahm sich jedoch so ausschweifend, daß man sie unter Aufsicht stellen mußte.

Mokkadera war noch reicher gekleidet, als Taj Mahal, das Haupt mit einem Kranze von Diamanten geschmückt; fühlte sich jedoch, ihrer vornehmen Stellung ungeachtet, wenig glücklich, denn Eifersucht gegen die junge schöne Nebenbuhlerin, mit der sie kein Wort wechselte, und Furcht vor der Königin Mutter, machten sie unzufrieden.

Nüssier-u-din wurde in den letzten Tage seines Lebens von allerlei Befürchtungen bestürmt, er glaubte, daß seine nächste Umgebung ihn vergiften wolle, weshalb er im Palaste eine kleine Wasserquelle für seinen eigenen Gebrauch verwahren ließ und den Schlüssel dazu an einer goldenen Kette um den Hals trug. Zwei Schwestern, Dhania und Dalwie, die im Solde des Ministers standen, mußten ihm das Wasser reichen; letztere war die Frau des Wasie Ali Khan. Sein Land war unter ihm mehr verfallen und verwüstet worden, weshalb seine verschwenderische und ausschweifende Weise ihn nöthigte, aus dem Schatze 9 Crore und 13 Lack zu verwenden. Er, so wie das Volk, glaubten, daß die britische Regierung nach seinem Tode die Verwaltung des Königreichs

selbst übernehmen würde, ihn freute dies, denn da er seinen Sohn verleugnet hatte, so gönnte er auch keinem Mitgliede seiner Familie den Thron und gefiel sich in dem Gedanken, der letzte König von Oude gewesen zu sein.

Der General-Gouverneur, Lord Bentinck, hatte in Folge der wiederholten Versicherungen des Königs bereits unterm 15. December 1832 an den Residenten den Befehl erlassen, im Fall der König ohne Sohn sterben sollte, oder keine seiner Frauen sich in gesegneten Umständen befände, den ältesten überlebenden Bruder des Königs, wie es die mohamedanischen Gesetze besagen, auf den Thron zu setzen[80]). Unter diesen Umständen mußte der Resident, Oberst Low, den körperlichen Zustand des Königs mit großer Aufmerksamkeit verfolgen; es scheint aber, daß man sich der Gefahren, die bei der Thronveränderung eintreten könnten, nicht hinreichend bewußt gewesen ist, oder dem characterlosen Minister zu viel Vertrauen geschenkt hatte, wie es der Hergang der interessanten Begebenheit beim Tode des Königs darlegt. Am 7. Juli kam in der Mitternachtsstunde der Dürbar Vakiel, Gholam Yasica ins Palais des Residenten, demselben anzukündigen, daß der König im Todeskampfe läge oder vielleicht schon todt sei. Oberst Low berief sofort seine beiden Beistände, die Capitains Paton und Shakespeare, so wie den ersten Munshy und Sekretair zu sich, und ließ dem die britischen Truppen befehligenden Brigadier sagen, 1000 Mann marschfertig zu halten, um sich auf Verlangen sogleich in der Residenz einfinden zu können. Von diesen Truppen sollten fünf Compagnien gleich ausrücken, um die Palast-Eingänge zu besetzen, so wie den Schatz und alle Kostbarkeiten zu bewachen; dies unterblieb jedoch aus Irrthum. Capitain Magnes hatte bereits Abends 8 Uhr von dem Minister den Befehl erhalten, mit einer Abtheilung Infanterie, 5 Geschützen und 1 Schwadron nach dem südlichen Eingange des Palastes zu rücken, um daselbst weitere Befehle abzuwarten; mithin 3 Stunden vor der Zeit, ehe der Minister den Residenten von dem hoffnungslosen Zustande des Königs Kenntniß gegeben hatte.

Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, begab sich Oberst Low, vom Capitain Paton und Doktor Stevenson begleitet, nach dem Palast. Sie fanden den König todt auf seinem Bett liegend, jedoch noch so warm, daß der Arzt eine Ader öffnete, das Blut floß reichlich, ohne daß sich ein Lebenszeichen einstellte. Der König hatte sich seit drei Wochen unwohl gefühlt, aber da sich keine Anzeichen von Gefahr bemerklich machten, so hegte Niemand für sein Leben eine Besorgniß; kurz vor seinem Ende hatte er ein Glas Scherbet

verlangt, welches ihm die Dhania gereicht hatte. Von der Eskorte Sepoys, welche den Residenten begleitet hatten, stellte Paton Doppelposten an den Haupt-Eingängen mit dem Befehl auf, nur die Minister und Schatzverweser einzulassen; zugleich setzte er Siegel auf alle dem Könige gehörigen Juwelen und Kostbarkeiten. Oberst Low begab sich alsdann mit dem Arzte nach der Residenz zurück, wogegen Capt. Paton im Palaste blieb; und an den Brigadier erging der Befehl, sogleich fünf Compagnien nach dem Palaste vorauszuschicken und mit allen verfügbaren Truppen, die Artillerie inbegriffen, in die Stadt zu rücken. Der Weg dahin ging damals über die alte Steinbrücke und betrug beinahe vier Meilen.

Der Resident entwarf inzwischen einen Vertrag in persischer Sprache, den der neue König unterzeichnen sollte, worin er sich verpflichten mußte, auf alle von der britischen Regierung gestellten Vorschläge einzugehen. Mit diesem begab sich Capt. Shakespeare am 8. Juli Morgens 1 Uhr, von Mir Munschy, Ittafat Hasein und dem Dürbar Vakiel begleitet, nach dem Hause des neuen Königs, Rüssier-u-Dowlah, ungefähr 1 Meile von der Residenz entfernt. Deren Ankunft überraschte Rüssier, welcher seit einigen Tagen unwohl, mehr Zeit bedurfte, als gut war, um die Kommenden empfangen zu können. Capitain Shakespeare machte ihn mit der Lage der Dinge bekannt, und übergab ihm dann den Vertrag, den der König aufmerksam durchlas und ohne Anstand unterzeichnete. Sobald Capt. Shakespeare dem Residenten den Vertrag wieder zurückgebracht hatte, begab sich dieser eiligst nach dem Palast, seine Beistände nebst dem Dürbar Vakiel jedoch zum Könige schickend, denselben aufzufordern, sich im Palaste einzufinden, wo er bereit sein würde, ihn zu empfangen. Der König traf um 3 Uhr ein, körperlich gebeugt und geschwächt von seiner Krankheit, führte man ihn in ein kleines Zimmer, sich darin auszuruhen, damit er sich den Feierlichkeiten der Thronbesteigung unterwerfen konnte. Sein Sohn Amjüd Ali Shah und dessen Söhne und des Königs Stiefbruder und sein vertrauter Diener Rafiek-u-Dowlah leisteten ihm Gesellschaft.

Oberst Low hatte sich mit seiner Begleitung in der Veranda des Palastes, von wo man eine Aussicht über den Gumtie genießt, der hier an den Wällen des Palastes vorüberfließt, niedergelassen, die Maßregeln zur bevorstehenden Krönung zu besprechen, und wurde hier plötzlich mit der Nachricht überrascht, daß sich die Padshah Begüm, die Adoptiv-Mutter des verstorbenen Königs, mit dem Prinzen Muna Jan dem Palaste nähere. Sie war von

einer starken Truppen-Abtheilung begleitet und nahm ihren Weg nach dem Haupt-Eingange, um sich des Thrones für ihren Schützling zu bemächtigen. Es mußte dies um so mehr überraschen, als der Minister Roshün-u-Dowlah dem Residenten bereits um Mitternacht hatte versichern lassen, daß er alle Veranstaltungen getroffen habe, die Begüm, deren Absichten bekannt waren, von solch einem Schritte abzuhalten, und zu dem Zwecke, im Fall sie ihr Vorhaben gewaltsam durchzusetzen beabsichtigen sollte, bereits Truppen an den geeigneten Punkten aufgestellt hätte, um es zu verhindern. Der Resident hatte der Begüm gleichfalls andeuten lassen, sich ruhig zu verhalten, fand sie jedoch bei seinem Eintreten bereits von einer Menge von Bewaffneten umgeben, im Begriff den Marsch nach dem Palast anzutreten. Die Fürstin schickte ihren Vakiel, Mirza Ali, mit dem Boten an den Residenten zurück, und verlangte, daß es ihr erlaubt sein möge, die Leiche des Königs zu sehen, indem sie ihn bei Lebzeiten in den letzten Jahren nicht mehr gesehen habe. Diese Botschaft empfing der Resident kaum 10 Minuten vorher, ehe das Getöse ihn die Annäherung der Begüm verkündete. Der Bote wurde sofort mit einem Zettel an den Offizier abgeschickt, welcher die 5 Compagnien befehligte, deren Vorrücken erwartet wurde, hatte jedoch kaum 500 Schritte gemacht, als ihn die anrückende Menge zum Umkehren zwang und so dem Residenten zuerst sichere Kunde von dem Eintreffen der Begüm brachte.

Capitain Magnes, welcher Oudetruppen befehligte, hatte zwei von seinen sechs Geschützen an dem südlichen und westlichen Eingange aufgestellt, erhielt nun den Befehl, sich mit allen nach dem Nord-Eingange zu begeben, wohin die Begüm ihre Schritte richtete. Dieselbe hatte auf ihrem Wege, am Mausoleum Azüf-u-Dowlah's, wo der erste Offizier der Stadt-Polizei wohnte, diesen aufgefordert, sich mit allen verfügbaren Polizeibeamten ihr anzuschließen, um der Thronbesteigung seines Fürsten beizuwohnen; obgleich er versprochen hatte, ihrer Aufforderung Folge zu leisten, so verhielt er sich dennoch theilnahmlos, dem glücklichen Ausgang ihres Vorhabens mißtrauend. Bald darauf kam sie am Palaste von Kasan Bag vorüber, wo die erste Gemahlin des verstorbenen Königs, die Prinzessin von Delhi wohnte, und zwang dieselbe sich ihrem Zuge anzuschließen.

Der Resident machte dem Minister bittere Vorwürfe über die ihm gemachten falschen Berichte und empfahl dem Raja Bükhtawür Singh mit seiner Schwadron und einigen Vornehmen und mit allen Bewaffneten, deren sie hab-

haft werden konnten, die Begüm aufzuhalten; aber ob aus Furcht oder in geheimen Einverständnisse mit dem Prätendenten, sie kehrten entweder nach Hause oder schlossen sich der vorrückenden Bande an. Capitain Paton hatte in Eile mit einigen Leuten versucht das Nordwestthor zu schließen, und kaum war ihm dies gelungen, so stand schon der bewaffnete Haufen vor demselben, Jeden mit dem Tode bedrohend, der sich ihrem Vorgehen widersetzen würde. Paton entgegnete, daß der Resident von der britischen Regierung den Befehl habe, Nüssier-u-Dowlah als rechtmäßigen Erben auf den Thron zu setzen, der sich bereits im Palast befände, und alle, die sich ihm widersetzten, als Rebellen bestrafen würde; sämmtliche Thore wären auf Befehl des Residenten geschlossen, und wer es versuchen sollte diese zu öffnen, würde getödtet werden. Die Menge wollte davon nichts wissen, verlangte tobend und schreiend eingelassen zu werden, indem die Begüm mit dem rechtmäßigen Thronfolger zur Hand wäre. Während Paton sie noch zu beschwichtigen suchte und den Residenten um Hülfe bitten ließ, hatten die Insurgenten einen Elephanten herbeigebracht, das Thor durch denselben erbrechen zu lassen. Dem ersten Elephanten versagten die Kräfte beim Versuch und er kehrte mit furchtbarem Geheul um, ein zweiter, von seinem Mohout angetrieben, brach das Thor, eine Hälfte desselben fiel mit gewaltsamem Gekrach zur Erde und der Elephant erzwang sich den Eingang. Paton, der dicht dahinter stand, verdankte seine Rettung dem Chüprassie Makan, der ihn zeitig genug fortzog, die anderen Leute, darunter Särübdawün Singh und Jaggarnath ergriffen die Flucht; aber die wüthend eindringende Menge warf sich über Paton, schlug ihn mit Kolben- und Säbelhieben zu Boden. Makan war indeß entkommen und lief den sich nahenden fünf Compagnien unter Oberst Monteith entgegen, ihn um Hülfe und Rettung für seinen Herrn bittend. Dreißig Sepoys, schnell vorangeschickt, kamen noch zur rechten Zeit, das Leben dieses Offiziers zu retten, welches die wüthende Menge bedrohte; von Wunden bedeckt und beinahe leblos, brachten sie ihn in Sicherheit.

In wenigen Minuten waren alle inneren Höfe des Palastes von diesen Bewaffneten angefüllt, der Resident, Capt. Shakespeare und seine wenigen Begleiter, bemühten sich die Andrängenden mit allen zur Hand befindlichen Mitteln aufzuhalten, jedoch vergeblich. Sie drangen über sie hinweg, ihre Säbel, Gewehre und brennende Fackeln schwingend, hatten sie unter einem wilden Schreien und Toben, sich außer der Zenana und dem Todtengemache

des Königs, aller Räume bemächtigt. Oberst Low und seine Umgebungen waren bald vom Könige getrennt worden, welcher sich noch in dem kleinen Zimmer ausruhte. Der Oberst, um fernerem Unheil vorzubeugen, erkannte es als das Beste, sich mit der Begüm persönlich zu verständigen, weshalb er der ihn bewachenden Schildwache auftrug, der Fürstin eine Unterredung antragen zu lassen. Sie schickte ihren Vakiel, Mirza Ali, ihm entgegen, unter dessen Obhut er, von Shakespeare und dem Munschy begleitet, sich den Weg durch den gedrängten Haufen nach dem Baradürie bahnte. Die dahin führenden vier Hallen und kleinen Gemächer waren von Bewaffneten angefüllt, die in höchster Aufregung, den Prätendenten Muna Jan auf den Thron setzen wollten. Die Begüm saß in einem bedeckten Palankin am Fuße des Thrones, und als der Resident eintrat, spielte eine Musikbande, God save the Queen, begleitet von einem Freudenfeuer im Jallucnana oder nördlichen Hofe, durch den die Begüm eingezogen war. Zugleich begann ein Trupp von Tänzerinnen des verstorbenen Königs, welche die Begüm mitgebracht hatte, am äußersten Ende der Thronhalle zu tanzen und aus allen Kräften zu singen; innerhalb und außerhalb des Palastes hörte man das Geschrei der sich Beglückwünschenden und sich Begrüßenden, wobei Tausende ihre Waffen und brennende Fackeln in den Lüften schwangen.

Inmitten dieses wilden Schauspiels, einer aufgeregten und ungezügelten Masse, welche den Residenten und seine Begleiter beschimpfte und deren Leben bedrohte, indem Einzelne Gewehre dicht an ihren Ohren abfeuerten oder mit gezogenem Hahne Schießwaffen auf sie anlegten, oder mit Säbeln dicht am Kopfe durch die Luft schlugen, behielt Oberst Low die größte Ruhe und Geistesgegenwart. Er bemühte sich der Begüm das Nutzlose ihres Verfahrens begreiflich zu machen, indem er die Befehle seiner Regierung in Vollzug setzen müßte, und sollten auch er und seine Begleiter getödtet werden, so würden Andere den Auftrag ausführen. „Ich bin auf dem Platze der mir gebührt, antwortete ihm die Begüm, so ist der junge König mein Großkind, und so seid ihr es. Warum redet ihr zu mir oder zu irgend Jemand anders, wir sollten den Thron und die Baradürie verlassen?“ Einige der wüthendsten Anhänger, aus Befürchtung, daß die Begüm nachgeben könnte, ergriffen den Oberst am Kragen und zogen ihn zum Throne, woselbst der Knabe saß, ihn mit dem Tode bedrohend, wenn er demselben nicht sofort die Huldigung darbringen würde. Mirza Ali, die Gefahr sehend, in welcher sich das Leben des Residenten befand, indem er

und seine Begleiter sich der Forderung entschieden widersetzten, sprang vor, ergriff den Oberst am Arm und rief mit lauter Stimme, daß es der Wille der Begüm sei, ihn nach dem Garten im Süden zu bringen, ihn und seine Begleiter dabei nicht ohne Mühe durch den gedrängten Haufen schiebend. Als sie den Garten erreichten war Oberst Monteith eben mit den fünf Compagnien eingetroffen, die er in Front des Baradürie aufgestellt hatte, und Oberst Roberts, der eine Brigade im Dienste des Königs befehligte, ging an ihnen vorüber zum Throne, um seine Gold-mohars dem Prätendenten darzubringen; dies gethan, zog er sich zurück und verbarg sich so lange, bis der Kampf entschieden war. Inzwischen hatte Capt. Magnes dem Oberst Monteith zur Linken seine Geschütze aufgestellt, da er sich aber auf die Treue seiner Leute nicht verlassen konnte, so nahmen Sepoys in seinem Rücken eine Aufstellung.

Nachdem der Resident die Begüm verlassen hatte, glaubte sich diese so sicher, daß sie sich zur Leiche des Königs begab, den Todten einige Augenblicke betrachtete und sich dann wieder am Fuße des Thrones in ihren Palankin setzte; der Prätendent hatte auf dem Throne nun bereits drei Stunden gesessen. Die Begüm hoffte den besten Erfolg ihrer Sache von einer Bewegung in der Stadt, deshalb wollte sie Zeit gewinnen und ließ Oberst Low wiederholentlich bitten, noch einmal zu ihr zu kommen, indem sie sich des Gedränges wegen nicht zu ihm begeben könne. Er verweigerte es, sie dabei auffordernd, sich mit dem Knaben unter seinen Schutz zu begeben, und wenn sie gehorchen würde, solle das Vorgefallene vergessen und die ihr festgesetzte Jahresrente von 1 Lack und 80,000 Rupien gesichert sein. Es war vergeblich und wohl nicht mehr in ihrer Macht.

Bereits hatten Banden im östlichen und mehr entfernten Theile des Palastes Plünderungen vorgenommen, Gold, Juwelen, Shawls und andere Kostbarkeiten waren fortgeschleppt worden; desgleichen hatten in der Stadt gewaltsame Räubereien stattgefunden, mehrere Soldaten des Königs hatten ihre Fahne verlassen, sich den Insurgenten angeschlossen und umgaben die britischen Truppen bereits in solchen Haufen, daß, wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, der Uebermacht zu erliegen, kein Moment zum entschlossenen Handeln zu verlieren war. Auch hatte sich Mostüfa Khan, der ein Reiter-Regiment in des Königs Diensten befehligte, für den Prätendenten erklärt und sich eingefunden ihm die Huldigung darzubringen, wofür ihn die Begüm zur Stelle zum ersten Wakiel des Reiches ernannte. Als er, von der Begüm abgeschickt,

sich dem Oberst Low näherte, gab ihm derselbe den Auftrag, der Begüm zu erklären, daß, wenn sie seinen Befehlen im Laufe einer Viertelstunde nicht gehorche, die Geschütze das Feuer gegen den Thronsaal eröffnen würden; indem er seine Uhr dabei vorzeigte, fügte er hinzu: „wenn die Kanonade einmal begonnen, so hätten weder die Begüm noch ihre Anhänger Gnade zu erwarten, und wenn er und Mostüfa Khan sich nicht von ihr entfernten, so würden sie als Verräther gehangen werden." Da einige Wälle und einige Häuser einer zweckmäßigen Aufstellung der Geschütze hinderlich waren, indem sie es hinderten die südwestliche Ecke des Baradürie und den Thronsaal zu treffen, so wurden zwei der Geschütze auf einem Umwege eine Viertelmeile davon in eine schußrechte Stellung gebracht. Als das versammelte Volk dies sah, schrie es: „die Raben laufen schon davon!" und nahm eine noch mehr herausfordernde Haltung an.

Der Minister und der Dürbar Vakiel waren von der in den Palast eindringenden Masse gewaltsam mit fortgerissen worden, und kamen dabei auf den Balkon, welcher den Gumtie überragt; hier warf der Vakiel seinen Turban von sich und sprang herab, obgleich von nur 20′ Höhe und auf einen weichen Boden, so hatte er sich doch beide Schenkel verrenkt. Bootsleute, die ihn sahen, beherbergten ihn in ihrem Boote, bis der Aufstand vorüber war. Der König, welcher bisher sehr zurückgezogen gelebt hatte, war beinahe ungekannt und blieb unbemerkt; sein Sohn und Großsohn dagegen und deren Begleiter wurden entdeckt und von den Insurgenten aufs abscheulichste behandelt, sie würden wahrscheinlich getödtet worden sein, hätte sich nicht Bakhthawür Singh ihrer angenommen, indem er den Wüthrichen begreiflich zu machen suchte, daß sie als Geißeln vom größten Nutzen sein könnten. Dem Minister wurden die Kleider vom Leibe gerissen, er wurde aufs grausamste gepeinigt, sollte sich zur Hinrichtung vorbereiten, und er und die Prinzen erwarteten jeden Augenblick ihren Tod. Alles dies, der Beifallssturm der wilden Volkshefe und die Berichte von Plünderungen in der Stadt, erfüllten die Begüm mit den größten Hoffnungen, weshalb sie entschlossen war, es aufs Aeußerste ankommen zu lassen.

Die zur Ueberlegung festgesetzte Viertelstunde war verflossen, die Truppen hatten bereits eine Stunde und zwanzig Minuten unthätig gestanden, weshalb der Resident den Brigadier aufforderte, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Sofort eröffneten sowohl die britischen Geschütze, als die unter Capitain Magnes das Feuer gegen den Thronsaal und die Hallen der Baradürie, und

nach sechs bis sieben Schüssen mit Kartätschen, erhielt eine Abtheilung des 35. Regiments unter Major Marschall den Befehl, die Hallen zu stürmen. Mit geladenem Gewehr drangen die Soldaten erst durch enge Gänge, dann über steile Treppen ins Throngemach, feuerten hier erst auf die in Furcht und Schrecken versetzte Menge und drangen dann mit dem Bajonnet auf dieselbe ein, die Flüchtigen durch die Nordseite, dann durch den Hof treibend, der die Baradürie vom Palast trennte. Andere Abtheilungen der Sepoys waren zu gleicher Zeit, vermöge Leitern, welche Doktor Stevenson herbeigeschafft hatte, an der südlichen Front heraufgestiegen, so daß die Räume in kurzer Zeit von den Insurgenten gesäubert waren. In den vier Hallen und Höfen lagen über 150 Mann getödtet oder verwundet, unter ersteren befand sich Mostúfa Khan. Der Knabe Múna Jan hatte sich in einen Winkel unter den Thron geflüchtet, die Begüm in ein kleines anstoßendes Gemach, wohin man sie getragen, als das Kanonenfeuer begann. Beide, nebst dem eigentlichen Anstifter des Aufstandes, dem Wasserträger (bihishtie) Imam Baksh, einem der ärgsten Bösewichter, den die Regentin zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen des jungen Königs ernannt hatte, wurden nach der Residenz gebracht und daselbst festgesetzt; Imam wurde dann den königlichen Gerichtshöfen übergeben, welche ihn zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilten.

Die anmuthige und bescheidene Delhi-Prinzessin, welche wider Willen diesem unsinnigen Unternehmen sich anzuschließen genöthigt worden war, hatten ihre beiden Dienerinnen in ein Seitenzimmer getragen, wobei der einen derselben der Arm von einer Kartätschkugel zerschmettert wurde. Aus Furcht vor den Sepoys, welche die Treppe besetzt hielten, beschlossen sie durch das Fenster zu entkommen, die Gesunde band in Eile einige Gewänder aneinander, vermöge welcher sich die Fürstin nebst ihren Dienerinnen einige zwanzig Fuß tief in den Schloßhof herabließen, von wo sie dann nach ihrem Palast getragen wurden.

Bevor man den Palast von den Insurgenten, den Verwundeten und Todten gereinigt hatte, und ehe die Ordnung in der Stadt einigermaßen hergestellt war, war die neunte Stunde herangekommen. Während man sich nun beeilte die Räume für die Krönung vorzubereiten, welche der Resident sogleich vornehmen lassen wollte, bemühte er sich und seine Umgebungen, den König und seine Familie zu beruhigen, indem das Erlebte sie höchlich angegriffen hatte. Sobald alles bereit war, geleitete der Resident den König, gefolgt von

allen britischen Offizieren der anwesenden Truppen, durch den Hof nach dem Baradürie ins Throngemach, wo seiner bereits die ersten Einwohner der Stadt und des Landes harrten. Oberst Low hob den König auf den Thron, setzte die Krone auf sein Haupt und Kanonensalven, welche von den Batterien in der Stadt erwidert wurden, verkündeten, daß Nüssier-u-Dowlah, unter dem Namen Mohamed Ali Shah, am 8. Juli 1837 den Thron bestiegen hatte.

Die Lage des Residenten war in diesen zwölf Stunden eine sehr bedenkliche gewesen; denn ehe Oberst Monteith mit den fünf Compagnien in der Stadt eintraf, befanden sich nur zwei und eine halbe Compagnie Sepoys, von eingebornen Offizieren befehligt, in diesem Orte von einer Million Einwohner. Der Minister, ein schwacher Mann, stand unter der Leitung Sobhan Ali Khan, eines feigen und verschmitzten Menschen, der sich, als er von der Annäherung der Begüm hörte, bei seinem Schwiegersohn, Khadim Hosein, verkroch; dasselbe that der nächst ihm einflußreichste Mann, Mozüffer Ali Khan. Bei Hofe und in der Stadt war Jedermann in dem Glauben, daß der Minister und seine Gehülfen den König durch Dülzit und die beiden Schwestern habe vergiften lassen, in sicherer Ueberzeugung, daß die britische Regierung das Land übernehmen würde. Unter der Bevölkerung war eine große Anhänglichkeit für den Knaben, seines bigotten Wesens und seiner grausamen Neigungen ungeachtet, weil man ihn für den Sohn des Königs hielt; aber die Vornehmen fürchteten einen Aufstand, weil sich mehr als drei Millionen Pfd. Sterl. in englischen Papieren, in ihren Händen befanden; auch hatte die britische Regierung 14 Lack und 35,000 Rupien an Jahrgeldern für die überlassenen Anleihen zu zahlen. Die Padshah Begüm wurde in der Nacht zum 11. Juli nebst dem Knaben unter starker Escorte nach Cawnpor geschickt, und von dort nach der Feste Chünar, wo Beide wenige Jahre darauf starben[31]).

Sobald Lord Auckland von dem Hergange dieses Ereignisses Mittheilung erhielt, gratulirte er dem König zur Thronbesteigung, sich dabei äußernd, daß er wünsche in dem neuen Vertrage ein auf Vernunft und Recht basirtes Uebereinkommen zu sehen; wogegen die Unzufriedenen in Luknow die Nachricht verbreiteten, daß dem Könige nur dann der Thron gesichert sein würde, wenn er sich erst verpflichtet habe, der Ostindischen Compagnie zwei Millionen Pfund Sterling und einigen Räthen der Regierung eine Million als Tribut (peshkash) zu zahlen. Wie dies möglich sein sollte, indem sein Vorgänger

nur 73 Lack im Schatze zurückließ, konnte sich jeder Verständige selbst beantworten.

Der Minister, Roshün-u-Dowlah, wurde nach drei Monaten aus seinem Amte durch Hakim Mehdi verdrängt und so lange im Gefängniß behalten, bis er 20 Lack an den Schatz und 2 Lack an die Höflinge gezahlt hatte. Er begab sich dann nach Cawnpor, wohin er Dülurie, die jüngste der beiden Schwestern, mit sich nahm, wogegen die ältere, Dhümia, in Lüknow blieb. Seine erste Frau entkam mit 3 Lack und sein Sohn mit 8 Lack und lebten mit großem Glanze zu Fatteghür, während er sich in der ärmlichsten Lage befand. Sobhan Ali, sein Beistand, mußte 7 Lack an den Schatz und 5 an die Höflinge zahlen. Düljit, Nüssier-u-Dowlah's großer Liebling und ein Werkzeug des Ministers, entnahm beim Tode des Königs Juwelen im Betrage von 1 Lack, es wurde jedoch verrathen und er mußte bei deren Rückgabe noch 1 Lack in den Schatz entrichten; desgleichen mußte Dhümia 2 Lack und andere Lieblinge des verstorbenen Königs im Verhältniß von ihren unrecht erworbenen Geldern an den Schatz zahlen.

Am 11. September wurde mit dem Könige ein Subsidiar-Vertrag abgeschlossen, wonach festgesetzt wurde, daß der König eine solche Militairmacht halten möge, wie er es für nöthig erachte, von den dadurch vermehrten Truppen sollte vom 1. April 1840 an aber ein Theil von britischen Offizieren befehligt werden; und zwar: 5 Reg. Infanterie, 2 Reg. Cavallerie und 2 Comp. Artillerie, für deren Unterhalt die Oude-Regierung 16 Lack zu zahlen hatte. Diese Truppen sollten nach dem Ermessen beider Theile zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung des Landes verwendet werden; ausgenommen zur Einziehung der Abgaben. Desgleichen mußte sich der König verpflichten, nach dem Rath des Residenten solche Maßregeln zu treffen, wodurch den Uebelständen in der Verwaltung abgeholfen werde, die einen den gänzlichen Untergang aller gesellschaftlichen Ordnung bedrohenden Character angenommen hatten. Der Hof der Direktoren mißbilligte rechtlicher Weise den Theil des Vertrags, die Auxiliartruppen betreffend, weshalb der König das Jahr darauf von Zahlung der 16 Lack entbunden wurde, indem die Ostindische Compagnie die Kosten dafür selbst übernehmen wolle. Obgleich die in britischem Solde stehenden Truppen in Oude bis dahin nur aus 6 Infant.-Regimtrn. und 14 Geschützen bestanden, von denen selbst noch ein Theil herausgezogen wurde, so wurden doch 1837 nur noch 2 Regimenter Infanterie und einige Artillerie mehr errichtet,

allen britischen Offizieren der anwesenden Truppen, durch den Hof nach dem Baradürie ins Throngemach, wo seiner bereits die ersten Einwohner der Stadt und des Landes harrten. Oberst Low hob den König auf den Thron, setzte die Krone auf sein Haupt und Kanonensalven, welche von den Batterien in der Stadt erwidert wurden, verkündeten, daß Nüssier-u-Dowlah, unter dem Namen Mohamed Ali Shah, am 8. Juli 1837 den Thron bestiegen hatte.

Die Lage des Residenten war in diesen zwölf Stunden eine sehr bedenkliche gewesen; denn ehe Oberst Monteith mit den fünf Compagnien in der Stadt eintraf, befanden sich nur zwei und eine halbe Compagnie Sepoys, von eingebornen Offizieren befehligt, in diesem Orte von einer Million Einwohner. Der Minister, ein schwacher Mann, stand unter der Leitung Sobhan Ali Khan, eines feigen und verschmitzten Menschen, der sich, als er von der Annäherung der Begüm hörte, bei seinem Schwiegersohn, Khadim Hosein, verkroch; dasselbe that der nächst ihm einflußreichste Mann, Mozüffer Ali Khan. Bei Hofe und in der Stadt war Jedermann in dem Glauben, daß der Minister und seine Gehülfen den König durch Dülzit und die beiden Schwestern habe vergiften lassen, in sicherer Ueberzeugung, daß die britische Regierung das Land übernehmen würde. Unter der Bevölkerung war eine große Anhänglichkeit für den Knaben, seines bigotten Wesens und seiner grausamen Neigungen ungeachtet, weil man ihn für den Sohn des Königs hielt; aber die Vornehmen fürchteten einen Aufstand, weil sich mehr als drei Millionen Pfd. Sterl. in englischen Papieren, in ihren Händen befanden; auch hatte die britische Regierung 14 Lack und 35,000 Rupien an Jahrgeldern für die überlassenen Anleihen zu zahlen. Die Padshah Begüm wurde in der Nacht zum 11. Juli nebst dem Knaben unter starker Escorte nach Cawnpor geschickt, und von dort nach der Feste Chünar, wo Beide wenige Jahre darauf starben[31]).

Sobald Lord Auckland von dem Hergange dieses Ereignisses Mittheilung erhielt, gratulirte er dem König zur Thronbesteigung, sich dabei äußernd, daß er wünsche in dem neuen Vertrage ein auf Vernunft und Recht basirtes Uebereinkommen zu sehen; wogegen die Unzufriedenen in Luknow die Nachricht verbreiteten, daß dem Könige nur dann der Thron gesichert sein würde, wenn er sich erst verpflichtet habe, der Ostindischen Compagnie zwei Millionen Pfund Sterling und einigen Räthen der Regierung eine Million als Tribut (peshkash) zu zahlen. Wie dies möglich sein sollte, indem sein Vorgänger

nur 73 Lack im Schatze zurückließ, konnte sich jeder Verständige selbst beantworten.

Der Minister, Roshün-u-Dowlah, wurde nach drei Monaten aus seinem Amte durch Hakim Mehdi verdrängt und so lange im Gefängniß behalten, bis er 20 Lack an den Schatz und 2 Lack an die Höflinge gezahlt hatte. Er begab sich dann nach Cawnpor, wohin er Dülurie, die jüngste der beiden Schwestern, mit sich nahm, wogegen die ältere, Dhümia, in Lücknow blieb. Seine erste Frau entkam mit 3 Lack und sein Sohn mit 8 Lack und lebten mit großem Glanze zu Fatteghür, während er sich in der ärmlichsten Lage befand. Sobhan Ali, sein Beistand, mußte 7 Lack an den Schatz und 5 an die Höflinge zahlen. Düljit, Nüssier-u-Dowlah's großer Liebling und ein Werkzeug des Ministers, entnahm beim Tode des Königs Juwelen im Betrage von 1 Lack, es wurde jedoch verrathen und er mußte bei deren Rückgabe noch 1 Lack in den Schatz entrichten; desgleichen mußte Dhümia 2 Lack und andere Lieblinge des verstorbenen Königs im Verhältniß von ihren unrecht erworbenen Geldern an den Schatz zahlen.

Am 11. September wurde mit dem Könige ein Subsidiar-Vertrag abgeschlossen, wonach festgesetzt wurde, daß der König eine solche Militairmacht halten möge, wie er es für nöthig erachte, von den dadurch vermehrten Truppen sollte vom 1. April 1840 an aber ein Theil von britischen Offizieren befehligt werden; und zwar: 5 Reg. Infanterie, 2 Reg. Cavallerie und 2 Comp. Artillerie, für deren Unterhalt die Oude-Regierung 16 Lack zu zahlen hatte. Diese Truppen sollten nach dem Ermessen beider Theile zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung des Landes verwendet werden; ausgenommen zur Einziehung der Abgaben. Desgleichen mußte sich der König verpflichten, nach dem Rath des Residenten solche Maßregeln zu treffen, wodurch den Uebelständen in der Verwaltung abgeholfen werde, die einen den gänzlichen Untergang aller gesellschaftlichen Ordnung bedrohenden Character angenommen hatten. Der Hof der Direktoren mißbilligte rechtlicher Weise den Theil des Vertrags, die Auxiliartruppen betreffend, weshalb der König das Jahr darauf von Zahlung der 16 Lack entbunden wurde, indem die Ostindische Compagnie die Kosten dafür selbst übernehmen wolle. Obgleich die in britischem Solde stehenden Truppen in Oude bis dahin nur aus 6 Infant.-Regimtrn. und 14 Geschützen bestanden, von denen selbst noch ein Theil herausgezogen wurde, so wurden doch 1837 nur noch 2 Regimenter Infanterie und einige Artillerie mehr errichtet,

mithin nicht den von früheren Traktaten übernommenen Verpflichtungen Genüge gethan.

Der gesellschaftliche Zustand des Landes war inzwischen ein solcher geworden, daß die Söhne ihre Väter, die Brüder ihre Brüder ungestraft ermordeten, um sich in den Besitz ihrer Ländereien zu setzen. Das Gesetz hatte aufgehört dem Bedrängten sein Recht zu verschaffen, alles war käuflich geworden, und wie sich das Volk sprichwörtlich sagte, „Diejenigen, welche zu sechs Jahren Gefängniß verurtheilt sind, werden nach sechs Monaten entlassen, und Diejenigen, die zu sechs Monaten bestraft sind, werden erst nach sechs Jahren in Freiheit gesetzt.“ Dan Bahadar, der Raja von Tabespur, hatte den Raja von Künsa in einer Nacht im Jahre 1832 vertrieben, ihn, seine ganze Familie und 250 Mann dabei getödtet; konnte jedoch von dem Bruder des Ermordeten nicht zur Strafe gezogen werden, weil er arm war, und mußte sich, sein Leben zu schützen, nach Nepal zurückziehen [32]).

Die großen Talukdare hatten sich allmählig zu einer Macht im Staate erhoben, die der Autorität des Königs Hohn sprach, und obgleich ihre Güter, wie der König schon 1823 versicherte, im blühenden Zustande sich befanden und mehr als das Doppelte brachten, als ihre Pachtung betrug, so widersetzten sie sich dennoch den gegen sie abgeschickten Truppen mit Waffengewalt. Wenn man bei Hofe solche widerspenstige Barone nicht zum Gehorsam zwingen konnte, so wurde Darsan Singh gegen sie abgeschickt, weil er der Einzige war, der sie durch List, Grausamkeit und Plünderung zum Gehorsam zwingen konnte. So überraschte er einst die Feste des jungen Raja von Balrampur, als dieser sich zum Besuch beim Raja von Gorakpur befand. Die Besatzung, rathlos ohne ihren Führer, nahm den Vorschlag an, mit all ihrer Habe frei ausmarschiren zu dürfen, und mußte auf eine kleine Insel rücken, welche von dem dort fließenden Strome gebildet ist; sobald Darsan Singh sie alle daselbst vereinigt sah, eröffnete er ein furchtbares Geschütz- und Gewehrfeuer auf die Unbewaffneten, tödtete gegen 300 Menschen und bemächtigte sich dann all ihres Geldes, über zwei Lack; nur Wenige entkamen durch die Flucht. Der Raja war dadurch ins größte Elend versetzt, weshalb er lange Zeit von der Gastfreundschaft eines Nepal-Rajas lebte. Selbst hier griff ihn der blut- und geldgierige Darsan Singh an, aber diese Kühnheit kostete ihm seine Stelle.

Besorgt für sein Leben und seine Reichthümer, floh Darsan Singh ins

britische Gebiet, indeß sein bei Hofe einflußreicher Bruder, Bakhtawar Singh, vermochte ihn, sich reuevoll bei Hofe einzustellen, wo es ihm leicht sein würde durch Bestechungen sich die königliche Gunst wieder zu verschaffen. Der König, von drei seiner Frauen angeregt, wollte eine so günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ihn seiner Schätze zu berauben und seine Güter zu Gunsten der Verwandten dieser Frauen zu vertheilen; aber der damalige Minister Monowar-u-Dowlah, stellte dem Könige die Nothwendigkeit vor, Darsan Singh wieder in seinen Posten einzusetzen, indem er der Einzige wäre, der die widerspenstigen Talukdare in Ordnung halten könne und sich mit Zahlung einer Strafe von 25 Lack zufrieden zu stellen. Der König genehmigte es, worüber die Schönen sehr ungehalten waren, den Minister für einen Narren erklärten, weil die Brüder allein an Korn mehr aufgehäuft hätten; diese versicherten dagegen nicht mehr als 19 Lack zahlen zu können. Auch damit war der Minister einverstanden und schlug dem König vor, zwei Lack den Frauen zu schenken und die 17 Lack in den Schatz zu legen.

Die Damen des Harems waren damit nicht zufrieden, sie zwangen den schwachen König, Darsan Singh zu verbannen und sich all seiner Besitzungen zu bemächtigen. Jetzt nahm der britische Resident diesen Bösewicht in Schutz, den König vorstellend, daß Darsan Singh allen Anforderungen genügt habe, mithin auch verdiente rücksichtsvoll behandelt zu werden, wogegen der König seinen Schritt zu rechtfertigen suchte, indem Darsan als ein abscheulicher Tyrann bekannt, seine Unterthanen aufs grausamste behandelt habe und deshalb zur Warnung die Strafe verdiente. Er mußte 1844 in die Verbannung gehen, war aber kaum drei Monate abwesend, so traten so bedeutende Ausfälle in den Revenuen ein, daß man ihn wieder zurück berief und zum General-Inspektor über alle Besitzungen des Königs einsetzte. In dem Erlaß hieß es: „die Verpachtungen zu erhöhen, die Jangles auszurotten, die wüsten Ländereien in Cultur zu bringen, die widersetzlichen Barone festzunehmen, ihre Forts zu zerstören und ihre Kanonen an die königlichen Arsenale abzuliefern," und überhaupt solche Reformen vorzunehmen, wie es der König wünschen müßte. Darsan Singh versprach sein Bestes, nahm Besitz von seinen Ländereien, besänftigte seine Feinde und wollte anfangen die herkulische Arbeit ins Werk zu setzen, als ihn eine plötzliche Krankheit zu Fyzabad drei Monate darauf von der Welt rief. Sein Bruder Bakhtawar Singh, des Residenten Generalstabs-Offizier bei Hofe und seine drei Söhne: Ragbar-Singh, Mann Singh und

Ramadin stritten und kämpften um seine Hinterlassenschaft in Ländereien, und um seine großen aufgehäuften Schätze[33]).

Wie unter den Familien der Talukdare der Bruderzwist und Neid ganze Geschlechter ausrottete, zeigte die des Talukdar Kierüt Singh von Paska am linken Ufer der Gagra, zwischen Fyzabad und Byram Ghaut. Er hatte fünf Söhne, von denen der älteste Dirgpaul Singh und der zweite Prethie Pat hieß. Der Vater gab vor seinem Tode die Verwaltung der Besitzung dem ältesten Sohne, dem zweiten einen kleinen Landsitz, genügend, sich und seine Familie daraus zu ernähren. Der Vater blieb bei seinem ältesten Sohne im Fort Dhandie am rechten Ufer der Gagra, gegenüber Paska. Prethie Pat sammelte eine Bande von Bösewichtern um sich, und während sein Vater und älterer Bruder ihren Pflichten treu blieben, unternahm er mit seinen Genossen Raubzüge; so bemächtigte er sich 1836 einer Summe von 36,000 Rupien, welche der Nazim von Bahraetsch nach Lüknow schickte, vier Jahre später nahm er an derselben Stelle 85,000 Rupien, plünderte dazwischen Dörfer und Reisende und baute sich nun das Fort Bamhorie. Im Jahre 1842 starb sein Vater, worauf sein ältester Bruder seinen Sohn mit 5000 Rupien, die gebräuchliche Besitzrechtsumme, an den Nazim abschickte. Bald darauf griff Prethie Pat das Fort Dhandie an, worin sein ältester Bruder mit seiner Familie wohnte, tödtete 56 Personen und schleppte seines Bruders Frau nebst drei von seinen Söhnen als Gefangene mit sich. Dirgpauls Schwester hatte den Bruder unter ihren Kleidern versteckt, lieferte ihn jedoch aus, als Prethie Pat mit den heiligsten Eiden gelobte, ihm kein Leid zufügen zu wollen. Die Frau nebst ihren drei Söhnen wurden einem Raubgefährten, Byjonauth, dem Zemindar von Kholie, anvertraut; den ältesten Bruder aber versuchte er vermöge der größten Qualen zur schriftlichen Entsagung seines Besitzrechts zu zwingen. Da dieser nach drei Tagen der furchtbarsten Torturen standhaft blieb, so nahm er ihn auf ein Boot in die Mitte des Gagraflusses, schlug ihm mit eigenen Händen den Kopf ab und warf den Körper in den Fluß. Sein Freund Byjonauth zwar empört über diese Treulosigkeit, fühlte sich nicht stark genug, sich der Auslieferung der Gattin und Söhne widersetzen zu können, und gab ihnen deshalb die Freiheit, worauf diese sich unter den Schutz anderer befreundeter Familien begaben.

Sobald der Nazim von Bahraetsch von dieser Gewaltthat hörte, setzte er sich mit allen Truppen, die er zusammenbringen konnte, im November 1843

in Marsch, trieb den Prethie Pat aus Dhandie und Paska und setzte Dirgpaul's ältesten Sohn, einen Jüngling von 19 Jahren, in den Besitz seines väterlichen Erbtheils; aber er hatte nur wenige Wochen daselbst gelebt, so wurde er mit dem Verlust von zehn seiner Leute wieder daraus vertrieben. Diesmal wandte er sich vergeblich um Beistand an den Nazim, er zog es vor, sich mit dem Stärkeren abzufinden, nahm ein Geschenk von 10,000 Rupien von Prethie Pat und erkannte den Mörder seines Bruders als rechtmäßigen Erben an. Der enterbte Dan Bahadar sammelte funfzehn Verwegene um sich und nahm Besitz von einem Fort im Shapur Jaugle, welches einem anderen Chetwara Talukdar gehörte; auch von hier vertrieb ihn sein Onkel im März 1844, wobei vier von seinen funfzehn Leuten getödtet wurden. Von dieser Unternehmung heimkehrend, raubte Prethie Pat abermals eine Summe von 18,000 Rupien, die Bahraetsch nach Lüknow schickte, wurde hierauf jedoch von einem anderen Nazim, Ehsan Ali, aus Paska vertrieben und Dan Bahadar wieder eingesetzt. Auch diesmal konnte er sich nur kurze Zeit in seinem Eigenthum behaupten, indem Ragbar Singh die Nazimsstelle erhielt, welcher Prethie Pat begünstigte. Während mancherlei Wechselfällen weiß sich dieser Bösewicht immer wieder im Besitz des Gutes zu setzen, plünderte nach allen Richtungen, verhöhnte die Regierung und bemächtigte sich der Ländereien seiner schwächeren Nachbarn. So griff er 1848 das dem Raja Bakhtawar Singh gehörige Dorf Sonrie an, führte daraus 52 Personen mit sich, hielt dieselben während zwei Monate gefangen, wo er sie durch Schläge und glühende Eisen so lange quälte, bis sie ihm 5000 Rupien gezahlt hatten. Bei einem Angriff auf das Dorf Tirkolie tödtete er fünf Leute, wenige Tage später blieben in einem Gefechte mit anderen Ortschaften sechs Zemindare, anderer Räubereien und Mordthaten nicht zu gedenken, die er an Reisenden beging.

Nach all diesem unsäglichen Unheil, den furchtbarsten Grausamkeiten, die er fortwährend verübte, auch mehrere Talukdare aus ihren Besitzungen vertrieben hatte, war er so der Schrecken des Landes geworden, daß man ihn endlich am Morgen des 26. März 1850 in seinem Fort Dhomolie von einem Corps angreifen ließ, welches vier englische Hauptleute befehligten. Als er deren Annäherung wahrnahm, entflöh er nach dem Hause eines Brahmanen, er wurde dahin verfolgt, suchte sich zu vertheidigen, und da er sich nicht ergeben wollte, wurde er niedergehauen. Seinen Kopf hatten die Sepoys abgeschnitten, um ihn als Siegestrophäe nach Lüknow zu schicken, aber Capitain Weston verbot

es und befahl ihn mit dem Körper in ein baumwollnes Gewand einzunähen. Da sein Clan, die Kalhausies, der Leiche kein Begräbniß in ihrer Erde gestatten wollten, so trugen einige Sepoys dieselbe nach dem Gagrafluß, um ihn darin zu versenken, als dem passendsten Orte, in welchem ein Hindu höherer Caste sein Grab finden konnte. Diese, ohne eine Ahnung von der Stelle zu zu haben, wo Prethie Pat seinen Bruder vor acht Jahren ermordet hatte, warfen den todten Körper gerade auf denselben Punkt in den Fluß, wo er den Bruder ums Leben gebracht hatte.

So wie sich in einem Districte alle gesetzlichen Bande der menschlichen Gesellschaft lösten, so zeigten sich ähnliche Erscheinungen in allen Theilen des Landes. Mohamed Ali Shah war nicht der Regent, der einem so zerrütteten Reiche aufhelfen konnte, körperlich und geistig gebrochen fehlte ihm die Kraft, er suchte sich zu erhalten, überließ die Regierung unfähigen Rathgebern und intriguanten Höflingen und dem Einflusse der Frauen. Nach einer Herrschaft von fünf Jahren, wenn man diese Regierungsweise eine solche nennen kann, starb Mohamed Ali Shah den 16. Mai 1842, und überließ seinem bereits im Alter vorgerückten Sohne Amjüd Ali Shah den Königsthron, einen Schatz von nur 78 Lack und 84,000 Rupien; 35 Lack und 124,000 Gold-Mohars und 24 Lack in britischen Papieren und ein zerrüttetes und erschöpftes Reich.

Amjüd Ali Shah bestrebte sich den Geschäften obzuliegen, auch die geeigneten Männer zu finden, die ihn darin unterstützen konnten. Die britische Regierung war durch den Affghanenkrieg mehr von Oude abgezogen worden, der Resident beschränkte sich darauf, zu rathen, und wenn auch seine Weisungen nicht von der Hand gewiesen wurden, so waren doch weder die Personen, noch die Mittel zu finden, den Uebelständen nur Linderung zu schaffen. Amien-o-Dowlah, der Minister des Königs und vorzüglichster Rathgeber, war ein Mann von Character, aber was konnte er thun, wo der Verfall solch einen Grad erreicht hatte, daß nur gänzliche Vernichtung des Bestehenden die Hoffnung auf etwas Besseres gewährte.

In der Hauptstadt lebte eine Aristokratie, die sich bei Hofe aufhielt und vom Hofe lebte, welche nichts mit dem Volke gemein hatte, eine gleichsam für sich bestehende Caste, die den König von seinen Unterthanen getrennt hielt. Ein Edelmann aus Lüknow, der kein Amt in einem District ausübte, konnte es nicht wagen auf dem Lande zu leben, entweder vernichteten ihn die großen Talukdare, oder die Hofbeamten arbeiteten auf seinen Untergang hin, jene lebten

in ihren stark befestigten Castellen, die gemeinhin einige Meilen von der großen Straße entfernt und von hohen Bambushecken geschützt und verdeckt waren, und überließen sich den Raubzügen. Lüknow hatte sich auf eine ganz unnatürliche Weise bevölkert, einige reiche Geldwechsler, wie Chünda Lal, ohne welche die Regierung nicht bestehen konnte, und die vielen Personen, die garantirte Jahrgelder bezogen, und die gewöhnlichen Kaufleute, welche die alltäglichen Lebensbedürfnisse feil boten, abgerechnet, war der Rest ein von Tag zu Tag lebendes Gesindel, welches sich vor Verfolgung dahin geflüchtet hatte, oder auf eine günstige Gelegenheit wartete, sein Glück zu machen. Der König verschwendete, altem Brauche gemäß, große Summen an Prozessionen, Erleuchtungen, religiöse und andere Festlichkeiten, um die Massen zu vergnügen und von ernsten Beschäftigungen abzuziehen; oder er überließ sich dem Harem oder dem Schauspiel eines Thierkampfes zwischen Elephant und Tiger, oder bewirthete englische Offiziere aufs glänzendste, wobei er selbst jedoch nichts genoß und sich nur am Ende des Mahles an den Kämpfen von Wachtelhähnen ergötzte, die auf dem Tische vor den versammelten Gästen ihre Kampflust auslassen mußten. Nützliche Werke zu schaffen kam Niemand in den Sinn, seine Familie und die Aristokratie folgten dem schlechten Beispiele, wobei man sich zu überbieten suchte und dadurch bei dem besseren Theil des Volkes noch tiefer in der Achtung sank.

Im Lande übte über jeden District ein Nizam die fiskalische, gerichtliche, bürgerliche und polizeiliche Gewalt aus, unterstützt von einem Deputirten, der mit monatlich 154 Rupien besoldet war; ein anderer Deputirte, den er selbst besolden mußte, hatte das besondere Amt die Streitfälle zu schlichten. Alle niederen Beamten dagegen wurden von den Deputirten oder Günstlingen des Ministers ernannt, waren vom Nizam selten gekannt, vielleicht nie gesehen worden, und betrachteten sich demselben gegenüber als ganz unabhängige Leute. Viele unter ihnen waren Kinder oder Diener anderer Personen und wurden „Civil-safarishies“ zum Unterschiede der „Militair-safarishies“ genannt. Der Nizam besaß die Gewalt, zehn Prozent über die von der Regierung gestellte Forderung zu erheben, wovon er jedoch die Hälfte wiederum an Höflinge abgeben mußte. Geschenke und sonstige Gaben, welche die Revenue-Contractors gewöhnlich zu erpressen pflegten, um mit den Ministern und Höflingen zu theilen, waren ihm untersagt zu erheben, sie wurden dennoch geleistet, ohne in den öffentlichen Belegen aufgenommen zu sein. Dennoch zog das Volk den

Revenue-Contractor dem Vertrauungs-Verwalter (Amanie-System) vor, weil er ebenso viel und noch mehr erpreßte, ebenso grausam handelte und weniger verantwortlich war. Der Tehsildar sammelte die Pachtgelder, und wenn ein Gutsbesitzer nicht zahlte, wurde vom Hofe aus ein Jamogdar abgeschickt ihn mit Gewalt dazu zu zwingen.

In den Districten besaßen die Canungoes und in den Dörfern die Patwaries die Belege über die Verpachtungen seit beinahe hundert Jahren und konnten über jedes einzelne Land Auskunft geben. Mit deren Beistand, so wie den Ueberlieferungen in den Dörfern und dem Rathe der Aeltesten, konnten Grenzstreitigkeiten und Rechte über Quellen und Brunnen schnell und auf versöhnlichem Wege geschlichtet werden. Dagegen erwies sich beinahe überall zwischen Besitzern, die gemeinsamen Antheil am Lande hatten, ein unversöhnlicher Haß, der sich in einzelnen Fällen in einer Weise Bahn brach, wie es kaum irgendwo sich im Leben der Menschheit ereignet hat. So im Dorfe Kolowar im Gonde-Districte, dessen Ländereien Rajputen des Bachalgotie-Stammes gemeinsam besaßen. Einer von ihnen beabsichtigte Zuckerrohr in einem seiner Felder zu pflanzen, womit sich alle einverstanden erklärten; aber als er den Ort angab, wo er seine Mühle aufrichten wollte, gerieth die Gemeinde in Streit. Es kam zu einem offenen Kampfe, in dem alle waffenfähigen Leute getödtet wurden, noch ehe ein Zuckerrohr gepflanzt worden war. Seitdem hieß das Dorf Kolowar (von Kolu, Zuckermühle), obgleich nie eine solche daselbst angelegt worden ist.

Das Lager eines Revenue-Collectors war die Schule für die ärgsten Bösewichter, unter seiner Anleitung wurden sie systematisch groß gezogen. Unter diesen nahm Ragbar Singh die Stelle eines der blutdürstigsten Wütheriche ein, welche jene schönen Districte wüste legten. Die einst blühenden Districte von Gonde und Bahraetsch, die er nach seines Vaters Tode an sich riß, berühmt wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit, verwandelte er in fünf Jahren in Einöden. Die Dörfer blieben menschenleer und die Ländereien uncultivirt, und eine Strecke von achtzig Meilen, die zu den ergiebigsten des Reiches gehörte, erschien wie eine Wüste und schauerliche Einsamkeit. Er hatte die Einwohner des Nachts überfallen, Städte und Dörfer ausgeplündert, und die gleich einer Schafheerde zusammen getriebenen hülflosen Menschen wurden erst durch die grausamsten Martern — unter andern füllte er das Barthaar mit Pulver und

steckte es dann an — so lange gequält, bis sie sich mit der letzten in ihrem Besitze befindlichen Rupie losgekauft hatten.

In einer September-Nacht des Jahres 1846 überraschte er Bondie und bemächtigte sich aller Einwohner, außer des Raja's und seiner Familie, die sich in einen Jangle retteten. Jene, wie die Bewohner anderer Ortschaften, 1500 Männer und über 500 Frauen und Kinder, nebst 80,000 Stück Vieh: Ochsen, Pferde, Schaafe, Ziegen, wurden zusammen gebracht und 25 Meilen weit nach Basüntpur getrieben. Auf dem Wege dahin wurden schwangere Frauen von den Soldaten mit Kolben gestoßen, einige hatten frühzeitige Geburten, andere starben zur Stelle mit dem neugeborenen Kinde und viele der verlassenen Kinder wurden von dem Vieh zu Tode getreten. Rüghbar Singh und seine Agenten wählten 7000 der besten Thiere für sich und überließen den Rest ihren Offizieren und Soldaten. Aber die noch lebenden Gefangenen blieben während eines dreitägigen Regens im Freien, wurden ihrer Kleider beraubt, auf die Folter gespannt, wobei man sich glühender Zangen bediente, den Unglücklichen die Zunge auszureißen, und andere abscheuliche Dinge verübte, die sich menschliches Gefühl sträubt zu äußern, um Gelder von ihnen zu erpressen; über 70 Männer und mehrere Frauen und Kinder büßten hierbei ihr Leben ein. Die Ueberlebenden wagten es nicht die Todten zu beerdigen, und mehrere sollen sich selbst getödtet haben, den Qualen zu entgehen.

Rüghbar Singh's grausamster Gefährte war Beharie Lal, welcher in derselben Weise gegen den Raja von Bhinga verfuhr, sich dann andere Ortschaften zur Plünderung ausersah, 2000 Zugochsen zusammentrieb, die er an seine Offiziere verkaufte, und im Begriff war mit einem Raube von gegen 30,000 Stück Vieh aus der Gegend von Basüntpur aufzubrechen, als ihn in seinem Lager einige zwanzig Mann, von entschlossenen Landbesitzern angeführt, überfielen und mit dem Verlust all seines Raubes in die Flucht schlugen. Da er bald darauf hörte, daß Rüghbar Singh seiner Stelle entsetzt worden war, so lief er davon, sich zu retten. Andere Agenten dieses teuflischen Rüghbar Singh begingen ähnliche Grausamkeiten zu Khargüpur, wo sie vierzig Kaufleute mitschleppten und so lange marterten, bis sie sich losgekauft hatten. So kam es, daß die Dörfer nichts als die nackten Wälle zeigten, jedes Zeichen von Cultur verschwand, und die zurückgebliebenen Einwohner von Früchten und Wurzeln ihr Leben fristeten. Als der Resident, Oberst Richmond, welcher dem General Sir William Nott folgte, auf die strengste Untersuchung antrug, entfloh

Rüghbar Singh, und seine Agenten kauften sich los. Districte, welche 1845 noch 12 Lack Revenue gegeben hatten, gaben drei Jahre später kaum die Hälfte.

Die einzige Classe von Unterthanen, die Berücksichtigung fanden, waren die im britischen Heer dienenden Sepoys; aber sie belästigten den Residenten auf die unverschämteste und betrügerischste Weise, und obgleich er nichts thun konnte, als ihre Klagen bei den betreffenden Tribunalen und Lokalbeamten zu überwachen, so verlangten sie dennoch, daß er ohne Weiteres und selbst mit Gewalt ihnen die beanspruchte Genugthuung verschaffen sollte. Bei einer Gelegenheit wurden dreißig Menschen getödtet, um einem solchen Sepoy sein Recht zu verschaffen. Ein Handelsmann in Lüknow, der die Vortheile sah, die den Sepoys der britischen Armee zu Theil wurden, kaufte sich eine vollständige Cavallerie-Uniform, gab sich für einen als Invalide entlassenen Soldaten aus, und erhielt die Bevorwortung des Residenten. In dieser Weise trieb er funfzehn Jahre hindurch einen Handel mit den Forderungen Anderer, sein Betrug kam erst 1836 zu Tage, als er sich in den Besitz eines Landgutes setzen wollte.[24]). Welch ein Mißbrauch mit der Zeitungs-Verwaltung getrieben wurde, haben wir schon an anderer Stelle gedacht[25]).

Die tiefe Verworrenheit und Gesetzlosigkeit auf dem Lande fand ihren Ausdruck in der Hauptstadt bei einem Angriff auf das Leben des Ministers Amin-u-Dowlah, am Morgen des 8. April 1857, als sich derselbe in einem kleinen einspännigen offenen Wagen (Baggy), von nur vier Bewaffneten begleitet, zum Könige begab. Er hatte nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als sich vier Meuchelmörder in der Mitte der Straße aufstellten und ihm befahlen zu halten; einer von diesen faßte das Pferd am Zügel und sagte dem Minister, daß er ihm nicht erlaube weiter zu fahren, bis er ihm die Rückstände seines Gehaltes gezahlt habe; die andern drei, und unter diesen Fazl Ali, stellten sich der Baggy zur Seite, und als einer der den Minister begleitenden Diener sie zurückweisen wollte, wurde er niedergeschossen. Der Mörder warf sein Gewehr von sich und sprang mit gezogenem Dolche in den Wagen, den Minister mit dem linken Arm umfassend, während er mit der rechten Hand den Dolch drohend über ihn hielt. Der Minister faßte ihn an der Brust, warf ihn zur Linken aus dem Wagen, und fiel dabei auf ihn. Sofort lief der das Pferd haltende Gefährte zur Hülfe herbei, aber der Minister hielt nun den einen mit der rechten Hand, den anderen mit der linken Hand fest. In diesem

Moment wurde ein zweiter von den Dienern des Ministers, indem er seinem Herrn zu Hülfe eilen wollte, von Fazl Ali niedergehauen, und ein dritter Diener, der einige zwanzig Schritte davon nach Hülfe rief, erhielt von Ali Mohamed eine gefährliche Wunde. Fazl Ali gab nun dem Minister zwei scharfe Säbelhiebe in die rechte Schulter und den Arm, wodurch derselbe genöthigt wurde, seine Angreifer loszulassen.

Die vier Straßenräuber erklärten, ihm kein Leid mehr zufügen zu wollen, wenn er sich ruhig verhielte, und da sie andere, dem Minister angehörige Bewaffnete und eine Menge Volks sich nahen sahen, stellten sich Fazl Ali und Hyder Khan mit ihren geladenen Büchsen an den entgegengesetzten Enden eines offenen Raumes von 60 Schritten auf, erklärend, Jeden niederzuschießen, der es wagen würde sich ihnen zu nähern. Niemand bewegte sich, und der Minister, den die beiden anderen mit gezogenen Dolchen bewachten, rief seinen Leuten und der Menge zu, sich ruhig zu verhalten. Sie erlaubten ihm nun aufzustehen und nach einer kleinen Terrasse zur Seite der Straße zu gehen, auf welche er sich wegen Blutverlust und Erschöpfung mit dem Rücken hinlegte; seine beiden Wächter knieten ihm zur Seite, die Umstehenden dabei bedrohend.

Sobald dieser Vorfall zur Kenntniß des Residenten, Oberst Richmond, kam, befahl er dem Befehlshaber der Truppen, ihm so schnell als möglich ein Regiment Infanterie und zwei Geschütze zu senden; denn die Casernen der Truppen befanden sich auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, vier Meilen von der Residenz, und es war von der größten Wichtigkeit, die Unzufriedenen und Herumtreiber abzuhalten, diese Gelegenheit zu einem allgemeinen Aufstande zu benutzen. Oberst Richmond begab sich von seinem Beistand, Capitain Bird, und einigen Sepoys begleitet, persönlich nach dem Schauplatz und erreichte den Ort eine halbe Stunde nach dem Anfall. Die Straße war bereits vom Volke angefüllt, auf den entgegengesetzten Punkten des freien Raumes standen Fazl Ali und Hyder Khan mit geladenen Gewehren, während die beiden anderen den Minister bewachten. Als sich der Resident dem offenen Raume näherte, befahl er Capt. Bird, zum Minister zu gehen; der diese Seite bewachende Mörder bedrohte erst Bird mit dem Tode, ließ ihn jedoch vorgehen, sobald er ihn erkannte. Capt. Bird fragte nun die den Minister bewachenden Leute, was dieser Angriff bedeute, worauf diese ihm entgegneten, da die guten Unterthanen nicht mehr im Dienste des Königs Beschäftigung

Rüghbar Singh, und seine Agenten kauften sich los. Districte, welche 1845 noch 12 Lack Revenue gegeben hatten, gaben drei Jahre später kaum die Hälfte.

Die einzige Classe von Unterthanen, die Berücksichtigung fanden, waren die im britischen Heer dienenden Sepoys; aber sie belästigten den Residenten auf die unverschämteste und betrügerischste Weise, und obgleich er nichts thun konnte, als ihre Klagen bei den betreffenden Tribunalen und Lokalbeamten zu überwachen, so verlangten sie dennoch, daß er ohne Weiteres und selbst mit Gewalt ihnen die beanspruchte Genugthuung verschaffen sollte. Bei einer Gelegenheit wurden dreißig Menschen getödtet, um einem solchen Sepoy sein Recht zu verschaffen. Ein Handelsmann in Lüknow, der die Vortheile sah, die den Sepoys der britischen Armee zu Theil wurden, kaufte sich eine vollständige Cavallerie-Uniform, gab sich für einen als Invalide entlassenen Soldaten aus und erhielt die Bevorwortung des Residenten. In dieser Weise trieb er funfzehn Jahre hindurch einen Handel mit den Forderungen Anderer, sein Betrug kam erst 1836 zu Tage, als er sich in den Besitz eines Landgutes setzen wollte.[24]). Welch ein Mißbrauch mit der Zeitungs-Verwaltung getrieben wurde, haben wir schon an anderer Stelle gedacht[25]).

Die tiefe Verworrenheit und Gesetzlosigkeit auf dem Lande fand ihren Ausdruck in der Hauptstadt bei einem Angriff auf das Leben des Ministers Amin-u-Dowlah, am Morgen des 8. April 1857, als sich derselbe in einem kleinen einspännigen offenen Wagen (Baggy), von nur vier Bewaffneten begleitet, zum Könige begab. Er hatte nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als sich vier Meuchelmörder in der Mitte der Straße aufstellten und ihm befahlen zu halten; einer von diesen faßte das Pferd am Zügel und sagte dem Minister, daß er ihm nicht erlaube weiter zu fahren, bis er ihm die Rückstände seines Gehaltes gezahlt habe; die andern drei, und unter diesen Fazl Ali, stellten sich der Baggy zur Seite, und als einer der den Minister begleitenden Diener sie zurückweisen wollte, wurde er niedergeschossen. Der Mörder warf sein Gewehr von sich und sprang mit gezogenem Dolche in den Wagen, den Minister mit dem linken Arm umfassend, während er mit der rechten Hand den Dolch drohend über ihn hielt. Der Minister faßte ihn an der Brust, warf ihn zur Linken aus dem Wagen, und fiel dabei auf ihn. Sofort lief der das Pferd haltende Gefährte zur Hülfe herbei, aber der Minister hielt nun den einen mit der rechten Hand, den anderen mit der linken Hand fest. In diesem

Moment wurde ein zweiter von den Dienern des Ministers, indem er seinem Herrn zu Hülfe eilen wollte, von Fazl Ali niedergehauen, und ein dritter Diener, der einige zwanzig Schritte davon nach Hülfe rief, erhielt von Ali Mohamed eine gefährliche Wunde. Fazl Ali gab nun dem Minister zwei scharfe Säbelhiebe in die rechte Schulter und den Arm, wodurch derselbe genöthigt wurde, seine Angreifer loszulassen.

Die vier Straßenräuber erklärten, ihm kein Leid mehr zufügen zu wollen, wenn er sich ruhig verhielte, und da sie andere, dem Minister angehörige Bewaffnete und eine Menge Volks sich nahen sahen, stellten sich Fazl Ali und Hyder Khan mit ihren geladenen Büchsen an den entgegengesetzten Enden eines offenen Raumes von 60 Schritten auf, erklärend, Jeden niederzuschießen, der es wagen würde sich ihnen zu nähern. Niemand bewegte sich, und der Minister, den die beiden anderen mit gezogenen Dolchen bewachten, rief seinen Leuten und der Menge zu, sich ruhig zu verhalten. Sie erlaubten ihm nun aufzustehen und nach einer kleinen Terrasse zur Seite der Straße zu gehen, auf welche er sich wegen Blutverlust und Erschöpfung mit dem Rücken hinlegte; seine beiden Wächter knieten ihm zur Seite, die Umstehenden dabei bedrohend.

Sobald dieser Vorfall zur Kenntniß des Residenten, Oberst Richmond, kam, befahl er dem Befehlshaber der Truppen, ihm so schnell als möglich ein Regiment Infanterie und zwei Geschütze zu senden; denn die Casernen der Truppen befanden sich auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, vier Meilen von der Residenz, und es war von der größten Wichtigkeit, die Unzufriedenen und Herumtreiber abzuhalten, diese Gelegenheit zu einem allgemeinen Aufstande zu benutzen. Oberst Richmond begab sich von seinem Beistand, Capitain Bird, und einigen Sepoys begleitet, persönlich nach dem Schauplatz und erreichte den Ort eine halbe Stunde nach dem Anfall. Die Straße war bereits vom Volke angefüllt, auf den entgegengesetzten Punkten des freien Raumes standen Fazl Ali und Hyder Khan mit geladenen Gewehren, während die beiden anderen den Minister bewachten. Als sich der Resident dem offenen Raume näherte, befahl er Capt. Bird, zum Minister zu gehen; der diese Seite bewachende Mörder bedrohte erst Bird mit dem Tode, ließ ihn jedoch vorgehen, sobald er ihn erkannte. Capt. Bird fragte nun die den Minister bewachenden Leute, was dieser Angriff bedeute, worauf diese ihm entgegneten, da die guten Unterthanen nicht mehr im Dienste des Königs Beschäftigung

fänden, deshalb ohne Lebensunterhalt wären, so habe die Noth sie gezwungen, dies Mittel zu wählen; sie verlangten vom Minister 50,000 Rupien und vom Residenten die schriftliche Versicherung, damit unter sicherer Escorte ins britische Gebiet geleitet zu werden. Der Resident weigerte sich ganz bestimmt, auf eine solche Forderung einzugehen, und ließ ihnen durch Bird sagen, daß, wenn sie den Minister tödteten oder neue Gewaltthätigkeiten gegen ihn verübten, so würde er sie niederschießen lassen; aber wenn sie ihm sofort nach der Residenz folgen würden, so verspreche er ihnen Leben und Freiheit zu schützen.

Die Mörder fuhren fort Jeden mit dem Tode zu bedrohen, der sich ihnen nahen würde. Viele Hunderte der verworfensten und verzweifeltesten Charactere füllten die Straßen, zum Aufstande bereit, warteten sie nur auf den Augenblick, wenn der Minister getödtet worden wäre, die Stadt zu plündern; während die Verwandten und Anhänger des Ministers mit lauter Stimme mehrere Lack Rupien anboten, wenn sein Leben geschont würde. Endlich brachten sie einige Elephanten mit den verlangten 50,000 Rupien zur Stelle, die sie den Straßenräubern mit Zustimmung des Ministers anboten, worauf diese die vom Residenten gestellten Bedingungen annahmen und dem Dr. Login erlaubten, dem Minister die Wunden zu verbinden. Einer der Meuchelmörder blieb jedoch dem Minister knieend zur Seite, ihm den Dolch auf die Brust haltend, bis er die anderen drei auf dem Elephanten sitzen sah, welcher die Geldsäcke trug und sich in Bewegung gesetzt hatte. Er wollte nun auf den Elephanten herauf klettern, auf welchem Capt. Bird saß und hinter demselben Platz nehmen; aber Bird befahl ihm herunterzusteigen und sich zu seinen Genossen zu setzen, wobei die anwesende Menge mit bash! bash! (das ist recht!) beifällig zustimmte. Die Bösewichter wollten von dem Gelde einiges unter das Volk werfen, was Capt. Bird jedoch verhinderte. Sie wurden unter dem Schutze von Sepoys nach der Residenz gebracht und um 10 Uhr Morgens in einem der unteren Räume unter Bewachung gehalten; drei von ihnen waren gleichfalls von des Ministers Leuten verwundet worden, weshalb auch Dr. Login deren Wunden verband.

Der Resident hatte um 2 Uhr eine Zusammenkunft mit dem Könige, der nicht nur für das Leben seines Ministers besorgt war, sondern auch für die Sicherheit der Stadt, indem Tausende der Verworfensten gierig auf Plünderung warteten, weshalb er darauf drang, daß ihm die Straßenräuber zur Be-

urtheilung übergeben werden sollten. Dies mußte mit Rücksicht auf das gegebene Versprechen abgelehnt werden; obgleich dies der König billigte, so schickte er dennoch eine Compagnie Sepoys nach der Residenz, die Verbrecher in Empfang zu nehmen. Zugleich hatte er eigenhändig an den Residenten geschrieben und auf die Auslieferung gedrungen. Oberst Richmond mußte es verweigern, versprach jedoch, wenn die Bösewichter anderer Verbrechen wegen angeklagt werden sollten, sie dem Gerichte zu übergeben. Sie hatten mehrere Mordthaten bereits begangen, weshalb der Resident sie entwaffnen ließ und zur Untersuchung übergab, ihnen ihr Leben jedoch sicherte. Die Waffen und das Geld wurden dem Könige überschickt und dem Vakiel des Königs wurden die Verbrecher übergeben, sie ungefesselt fortzuführen und vor jeder grausamen Behandlung zu schützen. Aber als der Vakiel sich in seinen Palankin gesetzt und wenige Schritte zurückgelegt hatte, schlug und stieß die Escorte mit Stöcken, Peitschen und Säbelhieben auf die Gefangenen, einer fiel leblos zur Erde und die anderen befanden sich im kläglichsten Zustande. Sie wurden endlich, nachdem der Resident dem Vakiel ernste Vorwürfe über dies treulose Verfahren gemacht hatte, menschlicher behandelt und dem Gerichte übergeben. Bei der Untersuchung ergab ihr eigenes Geständniß und das ihrer Angehörigen, daß sie mehrere Ermordungen begangen und Gelder erpreßt hatten; sie wurden zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, zwei starben darin, Fazl Ali dagegen entkam, um an einer andern Unternehmung Theil zu nehmen.

So lange wie die britische Regierung einem Fürsten die absolute Herrschaft über ein Volk sicherte, für welches derselbe keine Gedanken hatte und keine Theilnahme hegte, und dem es nie begreiflich gemacht werden konnte, daß ihm die heilige Pflicht oblag, deren Besseres zu fördern, und die hülflosen Unterthanen gegen die Gewaltsamkeiten seiner eigenen Beamten und Soldaten zu schützen, mußten sich solche Charactere bilden und solche Zustände entstehen, wie wir sie geschildert haben. Wir haben den König und den Hof aus eigener Anschauung kennen gelernt, und wie er uns erschien, an anderer Stelle beschrieben[36]). Ein Jahr vor seinem Tode verheirathete er sich mit der Tochter eines Gemüsehändlers, einem jungen Mädchen von 16 Jahren, welches von dem Könige gesehen wurde, als es Gemüse in den Palast trug. Er war so entzückt von ihrer Erscheinung, daß er sie sich sofort als „Sultan Máhal" antrauen ließ. Wenige Monate nach ihrer Verheirathung setzte er ihr 18 Lack in englischen Fonds als Wittwengeld aus, welche sein Sohn und Nachfolger später

doch vergeblich beanspruchte. Sein neues eheliches Glück sollte nur von kurzer Dauer sein, denn er starb den 13. Februar 1847.

Ihm folgte sein Sohn, Wajid Ali Shah, der letzte König von Oude. Gänzlich unfähig die Verwaltung des Landes zu leiten, hatte er auch nicht die geringste Neigung dazu. Von Jugend auf verbrachte er seine Tage in der Gesellschaft von Musikanten, Tänzerinnen und Eunuchen, jeder Umgang mit gebildeten Leuten war ihm zuwider, denn wie er selbst einem britischen Offizier sagte: „ich fand Gefallen an Menschen niedriger Erziehung, sie haben mir den Lohn des gemeinen Mannes gegeben, hätte ich Männer edler Geburt und edeln Characters zu Freunden gewählt, so würde ich anders geworden sein." Daher kam es, daß er auch seine nächsten Angehörigen, Brüder, Oheime oder Vettern mied, alte Edelleute nicht sah, sondern nur einigen unbedeutenden Poeten oder Lobhudlern den Zutritt gestattete, seine schlechten Verse oder Comödien anzuhören und zu bewundern. Wer es wagte, sich ihm auf seinen Spazierfahrten mit einer Bittschrift zu nahen, wurde sofort festgenommen, ins Gefängniß geworfen oder mit körperlicher Züchtigung bestraft. Er war nur glücklich, wenn ihn Sänger, Musikanten und Frauenzimmer vergnügten, oft verlebte er sieben bis acht Stunden im Hause des ersten Sängers, Rajie-u-Dowlah, eines Menschen, der noch bei seiner Thronbesteigung für vier Rupien monatlich den Tänzerinnen die Trommel schlug. Diese Sänger, welche zu den gemeinsten Menschen der niedrigsten Caste gehörten, und die Eunuchen, machten sich zu den eigentlichen Herrschern des Landes. Der Minister, ein schwacher Mann, fürchtete sich vor ihnen, sah den König gewöhnlich nur einmal in der Woche und auch dann in Gegenwart eines der Sänger, ihm dabei versichernd, daß er alles thue, was man von einem Könige nur erwarten könne. „Wir haben einen Narren zum König, schrieb der Resident, einen Buben als Minister, und Beide unter dem Einfluß eines der gewandtesten, intriguantesten und gewissenlosesten Spitzbuben in Indien" [37]).

Die früheren Könige pflegten die königliche Familie täglich an Dürbaren oder einige Male wöchentlich zu sehen, wo alle Bittschriften und Berichte in deren Gegenwart und der Häupter aller Verwaltungszweige verlesen wurden, die Antworten und Bescheide darauf ertheilt und das Siegel mit der Aufschrift: molahiza shûd (es ist gesehen worden) vor aller Augen darauf gesetzt. Dann wurde das Siegel in einen Kasten gelegt, den ein vertrauter Diener in Verwahrsam hielt, während ein anderer den Schlüssel an sich nahm. Sein Vater

befolgte dies System nur kurze Zeit, es langweilte ihn, er gab Alles dem Minister, damit nach Gutdünken zu handeln. Unter Wajid Ali wurden selbst des Residenten Eingaben bei Seite geworfen und ihm keine Kenntniß davon gegeben.

Von den Geldern, welche einkamen, wurden 25⁰ von dem Minister und seinen Beamten veruntreut, von dem Reste wußten Höflinge und Musikanten einen Theil an sich zu ziehen; außerdem war der Lieferant genöthigt, von allem was er in den Palast ablieferte, beinahe ein Drittel des Werthes an diese zu zahlen, wodurch natürlich die Waare vertheuert wurde. Elephanten, Pferde, und andere zum königlichen Haushalt gehörige Thiere, erhielten nur den dritten Theil der für sie bestimmten Nahrung, so war es in allen Zweigen und bei öffentlichen Bauten.

Im Lande herrschte dieselbe Verwirrung, Jeder suchte sich so gut er konnte seinen Pflichten zu entziehen, der Stärkere auf Kosten des Schwächeren zu bereichern, und was die Talukdare nicht geplündert hatten, raubten die Beamten der Regierung. In den Perganas Nawabgünge und Sidhore verübte ein Landbesitzer, Ghalam Hüzrat, von seinem kleinen Gute Jhaniapur aus die furchtbarsten Grausamkeiten. Seine Bewaffneten mit Waghälsen zu vermehren, schickte er einige seiner Leute im November 1849 nach Lüknow, den Verbrechern des großen Gefängnisses daselbst bei dem Entkommen behülflich zu sein. Beim Ausbruch derselben wurden zwar 5 getödtet, 7 verwundet und 25 zurückgebracht, aber 45 entkamen, und unter diesen Fazl Ali, welcher den Minister Amin-u-Dowlah zu ermorden gesucht hatte. Mit dieser Bande, von denen die meisten alten Familien angehörten, bemächtigte sich Ghalam Hüzrat einer kleinen Besitzung, die seit Jahrhunderten einer Rajputfamilie gehörte, tödtete dabei fünf von dessen Angehörigen und steckte das Haus in Brand. Der Sohn des Besitzers diente als Sepoy im britischen Heere, weshalb der Resident den Raubmörder in seiner Feste überraschen und festnehmen ließ; er wurde zur Untersuchung nach Lüknow geschickt, hatte jedoch so viel einflußreiche Freunde bei Hofe, die an seinen Plünderungen Theil genommen hatten, daß er der Strafe entging.

In das starke Fort Bhitolie, am Zusammenfluß des Chonka und Ghagra, hatte sich der Talukdar Gorbüksh, Besitzer der Herrschaft Ramnaggar Dhamiria, mit 4000 Bewaffneten zurückgezogen, wobei er erklärte, die von der Regierung von seinen Gütern beanspruchte Pacht von 2 Lack nicht zahlen

zu können [28]). Alle ein Asyl suchenden Bösewichter fanden bei ihm eine bereitwillige Aufnahme, denn mit deren Hülfe bemächtigte er sich der Dörfer seiner schwächeren Nachbarn, und sein Sohn, Sarabjiet Singh, durchstreifte mit Glücksrittern und Passies, einem besonders für diesen Zweck gebildeten Stamm mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, das Land, um zu plündern. Dasselbe geschah in der Hissampur Pergana, wo Ländereien seit undenklichen Zeiten einer Familie Syüds gehörten, welche die nachbarlichen Talukdars mit Hülfe der Königlichen Beamten daraus vertrieben. Einige von ihnen wurden von den Raubrittern eingekerkert und so lange gefoltert, bis sie Verkaufs-Contrakte (Bynamahs) unterzeichnet hatten; andere wurden zur Stelle mit Frauen und Kindern ermordet, damit sich keine Erben melden konnten, und einige wurden vertrieben, weil die Plünderer den Districtsbehörden eine höhere Pacht zu zahlen versprachen. Talukdare, die im britischen Grenzdistrict Gorükpur wohnten und Ländereien in Oude besaßen, zahlten keine Abgaben und mordeten diejenigen, welche die Ländereien ohne ihre Erlaubniß bebauten.

Die Nazims suchten die Talukdare an Grausamkeiten noch zu überbieten. Der Nazim des Balrampur-Districts ermordete im Jahre 1850 den Geldwechsler Ramdütkandie in seinem Zelte. Er hatte ihn eingeladen, sich mit ihm wegen einer Schuld von 80,000 Rupien zu verständigen, in Wahrheit jedoch, ihn zu einer neuen Anleihe zu zwingen, aber da er den Antrag von der Hand wies, so mußten ihn des Nazims Leute erschießen. Von dort begab er sich nach den dem Ermordeten gehörigen Ortschaften und plünderte hier gegen 12 Lack. Der Nazim, ein Mohamedaner und zugleich ein Syüd und Schyite, wurde bei Hofe zur Rechenschaft darüber gezogen, und entschuldigte sich, vom Hindu seines Lebens bedroht gewesen zu sein. Nach mancherlei Nachforschungen, die von des Nazims Gelde unterstützt wurden, belohnte der König den Nazim mit einem Ehrenkleide, für sein tapferes Benehmen, einen so argen Rebellen und Unterdrücker seiner Leute bei Seite geschafft zu haben. Der Resident nahm sich nun der Sache an, die Wahrheit kam zu Tage, der Nazim wurde zwar entlassen, aber um nach kurzer Zeit wieder angestellt zu werden.

Den Nazims lag die Pflicht ob, je nach der Größe des Districts, eine bestimmte Anzahl Truppen unter den Waffen zu halten. Auch hiermit wurde der größte Mißbrauch getrieben, wodurch deren Autorität in den Augen der Talukdare aufs tiefste sank. So sollte Aga Ali, der Nazim von Saltanpur, 6000 Mann halten, hatte jedoch nur 2000 Mann, von denen kaum 500

zum Dienste zu gebrauchen waren. Beinahe sämmtliche Befehlshaber der Regimenter waren Höflinge oder Kinder, die sich bei Hofe aufhielten, nichts vom Soldatendienste wußten, ihre Truppe auch nie gesehen hatten. Die eigentlichen Führer der Truppen waren auf gewisse Ländereien zur Bezahlung angewiesen, wobei wenig Rücksicht auf die Besitzer genommen wurde. Sie empfingen entweder eine Contrakt-Verschreibung (Kabz), oder die Verpflichtung eine bestimmte Summe (lakülame Kabz) einziehen zu können, oder die Verpflichtung (wasolie Kabz) dem Befehlshaber oder Collector die bestimmt festgesetzte Summe zu zahlen, welche dieser im Stande war, heben zu können. Der Befehlshaber, welcher den Kabz übernahm, war dem Schatze für eine bestimmte Summe verantwortlich, gleichviel, ob er es einziehen konnte oder nicht, beim lakülame Kabz lieferte er dahin was er erpressen konnte, wobei Collector und Befehlshaber sich zu bereichern suchten; ein Handel mit Frauen und Kindern war hier ein gewöhnliches Mittel[39]). Die Annäherung königlicher Beamte oder Truppen wurde daher als das größte Elend angesehen, welches einem Districte begegnen konnte. Die Najib Corps, die sich selbst bekleiden und bewaffnen mußten, hatten keine Zelte, bemächtigten sich daher alles dessen, was sie habhaft werden konnten, um geschützt zu sein. Jedes Bataillon bedurfte 500 Träger, Wagen, Pferde, Zugochsen; so wurden Männer, Frauen und Kinder aller Classen gezwungen, das Gepäck, die Waffen, Stühle, Tische und Vogelbauer der Offiziere und Soldaten zu tragen, aber bevor sie wieder entlassen wurden, ihrer Gewänder und Ornamente beraubt. Viele der Einwohner starben vor Ermüdung, Hunger oder Hitze auf dem Wege, und der Marsch eines solchen Corps glich einem Zuge der Pilger nach Wallfahrtsorten.

Es kann uns daher nicht überraschen, wenn Oberst Sir W. Sleeman, welcher im Jahre 1847 zum Residenten zu Lüknow ernannt worden war, schrieb: „das Wild zerstört die Ernten der wenigen Felder, die Tiger fressen das Wild und Malaria vernichtet die gebliebenen Familien[40]).“ Seine Berichte an Lord Dalhousie waren so kläglicher, ja hoffnungsloser Art, daß der General-Gouverneur kein anderes Mittel sah, diesen Zuständen abzuhelfen, als den König zu entfernen und die Verwaltung des Landes in eigene Hände zu nehmen. Wogegen Sleeman vor einem solchen Schritte warnte, sich dabei der Worte bedienend: „Wir haben kein Recht Oude zu confiszíren, aber wir haben nach dem Traktat ein Recht, die Verwaltung zu leiten dürfen uns jedoch nicht die Einnahmen zu Nutze machen.“ — Ihm wurde aufgetragen,

das Land zu bereisen und sich durch eigene Anschauung von den Zuständen zu unterrichten. Seine Berichte haben auch uns gedient, ein treues Bild von dem Leben und Treiben der Regenten und dem Lande geben zu können. Nicht allein religiöse Bettler waren es, die ihn auf seinen Wanderungen ansprachen, sondern auch Tausende, denen ihr Besitz geraubt oder zerstört, oder ihre Angehörigen getödtet worden waren, erwarteten von ihm, wenn sie ihm mit zitternden Lippen und thränenden Augen ihre Leiden klagten und ihre Bittschriften einhändigten, daß er ihnen Recht oder Hülfe verschaffen würde. Die größten Grausamkeiten hatten Rajput-Grundherrn begangen, welche sich rühmten Nachkommen der Sonnen- und Mond-Dynastien zu sein oder von Halbgöttern abzustammen, die der religiösen Einbildungskraft der Puranies angehören.

Wajid Ali blieb aller Vorstellungen ungeachtet taub gegen diese Leiden, hypochondrisch und den lächerlichsten Einbildungen unterworfen, beging er Dinge, die uns glauben lassen, daß er zu Zeiten seiner Sinne nicht mächtig war. Im Sept. 1850 verliebte er sich in eine der Kammerjungfern seiner Mutter und verlangte sie zur Gattin; aber die Königin wollte sich nicht von ihr trennen, indem es ihr Liebling und ihre Schlafgenossin war. Der König zeigte sich aufgebracht; ihn zu beruhigen, versicherte ihm seine Mutter, daß sie allein aus Rücksicht für ihn und seine Kinder sich nicht von der begehrten Schönen trennen wolle, indem sie den Sampan habe[41]), und würde er mit solch einer Frau schlafen, so müßten er und seine Kinder verkommen. „Dann, entgegnete der König, fürchte ich, daß sich unter meinen Frauen einige mit diesem Male finden, weil ich so oft an Herzklopfen leide.“ Die Königin bestärkte ihn in dem Glauben, dabei hinzufügend: „wir wagten es nicht unseren Gedanken und Besorgnissen Raum zu geben, denn, wenn wir von den Frauen Ew. Majestät sprechen, so gerathen Sie in solche Heftigkeit, daß wir es vorziehen zu schweigen.“ Nun bemächtigte sich des Königs der Gedanke, daß sein kürzlich verstorbener Sohn ein Opfer dieses Zeichens gewesen sei, und da seine Mutter ihm beipflichtete, so wurde der oberste Eunuche, Bashier, gerufen und ihm aufgetragen, die Nacken aller Frauen zu untersuchen, selbst den der ersten Frau, der Mutter des Kronprinzen. Er berichtete, das verhängnißvolle Mal an acht der Frauen gefunden zu haben. Der erste Geistliche wurde gerufen, und die Damen erhielten Befehl mit ihrem Eigenthum den Palast zu verlassen. Einige ihrer Freundinnen versicherten dem Könige, daß Mohamedaner in solchen Dingen ganz unwissend wären, nur ein Rath, aus Brahmanen bestehend, könne

darüber entscheiden, weil diese große Werke über dergleichen Dinge abgefaßt hätten. Die Weisesten unter denselben in Lüknow wurden nun berufen, erklärten jedoch, daß, obgleich sich ein dem Sampan ähnliches Mal vorfände, so wäre es doch von keiner Bedeutung, und das bedrohliche in dem Uebel könne vermieden werden, wenn der Kopf der Schlange mit einem glühenden Eisen weggebrannt würde. Die Frauen waren so empört darüber, daß sechse von ihnen, sich auf die Ehescheidung stützend, nicht bleiben wollten und den Palast verließen, zwei jedoch unterwarfen sich der Procedur und blieben.

Der Resident berichtete im Herbst 1849, daß die Gewohnheiten des Königs dieselben blieben, er wollte nur mit Sängern und Musikanten leben, wußte nichts von dem was seine Minister thaten und machte auch kein Hehl daraus. Die Kronjuwelen gab er an Eunuchen und Sänger, die sie aus dem Lande schickten. Niemand konnte ein Amt übernehmen, ohne nicht vorher diesen Tagedieben große Geschenke gemacht zu haben, Pächter suchten sich dabei von den Landleuten zu entschädigen. Lug und Trug characterisirte alle Zweige, der Dewan (Finanz-Minister) war der größte Betrüger von allen. Den König beschäftigte eine geschichtliche Poesie, Hydrie genannt, welche er den Poeten von Lüknow im Palast vorlesen wollte, die zu dem Zwecke sechs Stunden daselbst bleiben mußten. Dazwischen verfolgte ihn die Angst vergiftet zu werden, indem er glaubte seine erste Gemahlin ginge darauf aus, ihren Sohn auf den Thron zu verhelfen, damit sie sich mit ihrem Geliebten, der sich in Cawnpor aufhielt, dann verbinden könne; der Onkel dieser Gattin, so glaubte der König, sei dem Vorhaben nicht fremd, in der Hoffnung, für den minderjährigen Prinzen die Regierung leiten zu können. Nicht minder fürchtete sich der König vor seiner zweiten Frau, die er in Verdacht hatte, mit seinem Lieblingssänger Liebesintriguen angeknüpft zu haben. Dieser hatte große Reichthümer in Rampur aufgehäuft, wohin, wie es hieß, er sich dann mit seiner königlichen Geliebten zurückziehen würde. Die einzige Frau, welche auf den König Einfluß ausübte, war die Schwester des ersten Sängers, die er seine Schwester nannte. Wenn diese Sänger bei öffentlichen Gelegenheiten erschienen, so war es im glänzendsten Aufzuge, ihnen mußten dieselben Ehren erwiesen werden, als den Prinzen des königlichen Hauses. Obgleich der Resident den König als geistesschwach schilderte, seine Handlungsweise dies auch bestätigte, so war er doch nicht ohne Begabtheit und bewies nach seiner Thronentsetzung, daß es ihm nicht an richtigem Urtheile fehlte[42]).

Der Resident machte dem General-Gouverneur den Vorschlag, den König zu entfernen und eine Regentschaft zu bilden, zu welcher des Königs Bruder, ein würdiger und allgemein geachteter Mann, gehören sollte. Das Präsidium wollte er Mohsin-u-Dowlah, dem Großsohn von Ghazi-u-din geben, nächst ihm zweien Onkeln des Königs, welche dann unter Leitung des Residenten die Regierung führen sollten. Aber bevor dies ins Leben träte, wäre es geboten, das Habshie-Corps, 300 Afrikaner unter Aufführung eines Eunuchen, aufzulösen und aus dem Lande zu bringen, weil, so lange diese blutdürstigen Waghälse sich in Lüknow aufhielten, kein Mensch seines Lebens sicher sei. Der Resident wurde bald als der gefährlichste Gegner des Königs und seiner Musikfreunde, Eunuchen und Tänzerinnen angesehen, ihn daher zu entfernen, wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt; Eingeborene vermochten es nicht, deshalb wollte man durch Summen von mehreren Lack sich käuflicher Engländer bedienen. Natürlich konnten dies nur ehrlose Subjekte sein, die sich dazu hergaben, den Höflingen das Geld aus der Tasche lockten, aber nichts vermochten. Sir W. Sleeman, welcher zu den edelsten Characteren gehörte, die je an der Verwaltung des indischen Reiches Theil genommen haben, konnte diesem Getreibe mit Ruhe entgegensehen; aber seine Gesundheit hatte so gelitten, daß er auf seine Abberufung antragen mußte.

Nach seinem Abgange beschloß Lord Dalhousie, das Königreich Oude dem britischen Reiche einzuverleiben und den König mit einem Jahrgehalt von 120,000 Pfd. Sterl. bei Seite zu setzen. Dies Vorhaben vorzubereiten und zur Ausführung zu bringen, schickte der General-Gouverneur den General Sir James Outram als Residenten nach Lüknow, einen durch seine hohe Umsicht, seine Erfahrungen und seine Entschlossenheit bekannten Offizier. Es war hohe Zeit, den Entschluß ins Werk zu setzen, denn bereits im Sommer 1855 brach eine muselmännische Bewegung in Lüknow aus. Zwischen den fanatischen Muselmännern, denen sich der König, gegen des Residenten Mahnung, anschloß und den Hindus, kam es in den Straßen der Hauptstadt zu einem offenen Kampfe. Britische Truppen wurden an der Grenze zusammengezogen, sich zum Einrücken bereit zu halten. Noch versuchten gegen 200 Häuptlinge, beinahe alles Muselmänner, an deren Spitze der 92jährige Kasim stand, sich über die Mittel und Wege zu berathen, der Einverleibung entgegen treten zu können, man hoffte durch Geld zum Zwecke zu kommen, und wenn dies fehlschlagen sollte, sich seine wilde Freiheit zu erkämpfen. An Oude knüpften sich die

letzten Erinnerungen an die einstige Macht der Großmogule, mit seinem Falle fürchteten die Muselmänner den Untergang ihres Glaubens. Noch gefährlicher erschien eine andere religiöse Bewegung unter einem Mulawie, Amir Ali, zu Fyzabad, an den sich bald Tausende anschlossen, die königlichen Truppen vermochten nichts, bis es den Subsidiartruppen unter Capitain Barlow gelang, ihn zu überwältigen.

Dem Könige wurde ein Traktat zur Unterschrift vorgelegt, die Regierung des Landes der Ostindischen Compagnie zu übertragen. Er weigerte sich dessen, britische Truppen rückten ein, er wurde entsetzt und das Land den 7. Febr. 1856 dem indisch-britischen Reiche einverleibt; der ihm zuerkannte Jahrgehalt von 120,000 Pfd. Sterl. wurde von ihm erst von der Hand gewiesen, dann beansprucht, aber seitdem seine Theilnahme am Aufstande sich herausgestellt hat, ist er zurückbehalten worden.

Das Unrecht der Einverleibung war durch die Lage der Dinge geboten, nicht dieser Schritt kann der Regierung zum Vorwurf gemacht werden, sondern das System des Schutzes, welcher einer solchen Regierung, wie der von Oude, gewährt wurde, die ein General-Gouverneur überwachte und der ein Resident zur Seite stand, dem befohlen war, sich jeder Einmischung zu enthalten. Wie das Blut der Edelsten und Besten, als Martyre oder als Kämpfer, jene Felder tränken mußte, damit etwas Besseres an seine Stelle kommen kann, hat unsere Zeit kennen gelernt; aber wie dies bewerkstelligt, wie Thaten, würdig den größten und herrlichsten der Menschheit vollbracht wurden, wie eine Reihe von Feldherren und Generalen aus diesen Begebenheiten hervorgeht, das muß einer spätern Zeit vorbehalten bleiben zu schildern. Wir begnügen uns nur noch darauf hinzudeuten, daß die Macht der Briten in Indien durch siegreiche Kämpfe gegründet wurde, aber deren Sicherheit hängt allein von der Art und Weise ihrer Verwaltung ab, wodurch das Vertrauen und die Zuneigung des Volkes gewonnen wird, welche hervorgehen, wenn es sich in seiner Lage glücklich und zufrieden fühlt. In Oude hat die Masse des Volkes den Glauben, daß es in der Absicht der Briten liegt, Gutes zu thun, und daß sie das von der Hand Gottes auserwählte Werkzeug sind, diesen Zweck auszuführen. Denn für den Ruhm der britischen Waffen und deren Erfolge, einer Vergrößerung des Landbesitzes, kann der Inder kein Interesse haben; aber er würdigt jede Maßregel des Eroberers, die seinem Leben und Eigenthum Sicherheit gewährt, wodurch Industrie und Handel gehoben werden, und die ihm in Zeiten der

Noth und des Elends Hülfe gewähren. Auf diesem Wege wird das Band gegenseitigen Vertrauens und diejenige Achtung geschaffen, welche die große Masse des Volks an seinen Herrscher kettet.

Es ist die Absicht der Regierung bei den Einrichtungen zur Verwaltung des Landes die im Sind und Peng'âb sich als bewährt herausgestellten Prinzipien auch in Oude zur Richtschnur zu nehmen, insoweit sich solche mit den Gewohnheiten des dortigen Volkes in Einklang bringen lassen. Die größte Schwierigkeit wird in Oude die Titelberechtigung der Ländereien geben, denn unter den sogenannten Beamten sind zwei ganz verschiedene Classen: die Talukdare, die eigentlichen und erblichen Landbesitzer und die Chowkedare, Landbesitzer, die aus Regierungsbeamten sich zu solchen aufwarfen; jene waren ihren Unterthanen zugethan, wogegen diese hart und grausam gegen den Landmann verfuhren. Diese Classen zu sondern, den Chowkedare, welcher sich zum Talukdar zu machen suchte, herauszufinden und in seine frühere Stellung zu versetzen, wird große Schwierigkeiten verursachen. Nächstdem wird es die Aufgabe sein, die Rechte der Talukdare festzustellen, inwieweit derselbe gerichtliche und polizeiliche Gewalt auszuüben hat, eine zu ausgedehnte Gewalt könnte ebenso gefährlich werden, als eine zu beschränkte. Die mit Einrichtung der neuen Verwaltung und Durchführung ihres Systems beauftragten Männer haben insofern eine leichte Arbeit, als das Bisherige gänzlich vernichtet wurde; aber eben deshalb muß es ihre Aufgabe sein, einen Bau zu gründen, der in seinen hauptsächlichen Prinzipien und Einrichtungen keinen Veränderungen unterworfen ist Nichts ist so gefährlich und schadet der Autorität so sehr, als Unsicherheit in den Maßregeln und fortwährende Abänderungen.

Alle Einrichtungen werden unter dem Schutze der bewaffneten Macht ins Leben treten müssen, diese ist in Oude eine militairisch geordnete und bewaffnete Polizei, ähnlich der in Sind von Sir Charles Napier errichteten. Der Redliche muß sich unter deren Ueberwachung sicher fühlen, ohne in seinen Geschäften gestört zu sein, dem Vagabonden muß sie als das Schwert des Damokles erscheinen, welches ihn trifft, wenn er es wagen sollte, seinen Spitzbübereien nachgehen zu wollen. Endlich müssen die Gerichte in Klagsachen so einfach als möglich sein, wenig kostspielig, Jedem verständlich.

Erläuterungen und Quellen-Angaben.

1) Sir W. Sleeman, A. Journey through the kingdom of Oude in 1849 – 1850, in two Volumes. 8. London 1858, 1. Vol. p 190.

2) Der Türai-Wald fängt einige Meilen unterhalb Bahraetch an; einige der alten Edelleute haben Burgen darin, so der Raja von Tülsepur. Sleeman 1. Vol. p. 36.

3) Als Rama von seiner Unternehmung gegen Ceylon heimkehrte, mußte er sich in einem heiligen Teiche bei dem heutigen Hüttiah Hürrün baden, um seine Sünden abzuwaschen, weil er in dem Ungeheuer Rawün, dem Könige von Ceylon, einen Brahmanen getödtet hatte. Nachdem er diese Abwaschung vorgenommen, durfte er nach seiner Hauptstadt Ayadhia zurückkehren. Die Hindupilger müssen, wenn sie den gewohnten Kreis der Wallfahrtsorte machen, damit ihren „Pykbürma" beschließen. Denn als Brimha auf dem Berge Kylas residirte, wurden 28,000 Weise von großer Heiligkeit, vom Gott Indür angeführt, an ihn abgeschickt, einen Ort in Hindostan anzugeben, den er für den würdigsten zu religiösen Verrichtungen halte. Er nahm einen Discus von seinem Haupte, wirbelte ihn in der Luft und befahl ihnen denselben aufzusuchen. Nach langem Forschen fanden sie ihn auf einem Flecke nahe dem Gümtiefluß, der nun als der den Glauben reinigendste den Namen Niem Sarüng (Ort der Anbetung) erhielt. Brimha, von den Weisen und den Deotas oder Untergottheiten begleitet, berief dahin 30 und eine halbe Million Engel (tierûts), deren Jeder über einen besonderen Anbetungsort wacht, alle zehn Meilen in der Umgegend des Hauptortes Niem Sarüng gelegen. Seitdem kann jedwede Sünde von den Wassern dieser vielen unzähligen kleinen Teiche abgewaschen, das Gute gefördert, das Böse verbannt werden. Sleeman's Oude. 2. Vol. p. 4, 7.

4) Sleeman, etc. 2. Vol. p. 246.

5) Die Kinder in den Dörfern wählten zu ihrer Unterhaltung den Angriff und die Vertheidigung von Burgen. Sleeman, 2. Vol. p. 234.

6) Elphinstone, History of India, p. 611.

7) Clive schrieb unterm 30. September 1765 dem Hofe der Direktoren: „My resolution was, and my hopes will always be, to confine our assistance, our conquest, and our possessions to Bengal, Behar and Orissa. To go further is in my opinion so extravagantly ambitious and absurd that no Governor and Council can ever adopt it, unless the whole scheme of the Companys interest be first entirely new modelled."

8) Travels in Europe, Asia etc. and delineating a particular New System for the Government in the East Indies 2. Vols. 3. edit. Dublin 1796. 8. 2. Vol. p. 143, 144. Hastings erklärte in seinem Bericht: „That it was my intention to convince the Vezier, that in his concerns with the Company, the immediate depense was upon the Governor alone, and to establish a direct correspondence between him and myself, without any intervention."

9) Travels in Europe etc. 2. Vol. p. 142.

10) „I have in vain laid before the Vezier-Nabob of Oude, schreibt der Resident Purling unterm 19. November 1779 an Hastings, the ruinous consequences of a dimission of any part of the troops which are now employed under the command of British Officers, the certain dificiency in the collections, and the laying his country open to foreign invaders." — Travels in Europe, Asia etc. 2. Vol. p. 121.

11) Fyzabad liegt am rechten Ufer des Gagra, mit welchem sich oberhalb des Ortes der Sargufluß vereinigt, worauf der Gagra den Namen Sargu annimmt; später fließt der Gandamück in denselben, der vereinigte Strom heißt dann, bis zu seiner Vereinigung mit dem Ganges, der Dewa.

12) Der Nawab trat folgende Distrikte ab: Etawah, Korah, Kürra, Behar, Furrukabad, Khyriegürh, Künchünpor, Azimgürh, Monnal, Bünjün, Gorruckpor, Botwal, Allahabad, Bareilly, Moradabad, Bijnore, Büdown, Philibhiet, Shajehanpor, Nawabgünge, Rehlie, Mohowl, Handia und Kewae. Davon wurden im Jahre 1816 den 11. Mai Khyriegürh und Künchünpore, nebst dem von Nepal erlangten Türae-Lande für das Anleihen von einer Million Pfd. Sterling wieder zurückgegeben; wogegen Handia oder Kewae für Nawabgünge ausgetauscht wurde. Diese abgetretenen Länder gaben im Jahre 1846—1847 ein Crore und 52,905 Rupien Einnahme. — Sleeman, Kingdom of Oude, 2. Vol. p. 187.

13) Diese Passies sind Diebe der gemeinsten Classe, die dem Diebstahl als Chowkedare oder Dorfpolizei nachgehen, wozu sie gebraucht werden; die ihnen anvertrauten Ortschaften und Felder jedoch ehrlich schützen. Ihre Zahl hat sich so vermehrt, daß sie 1850 aus 100,000 Familien bestanden.

14) Aus diesem Schatz wurden jährlich zwei und ein halbes Procent der „Zükát" an den Mojtahid (hoher Priester und höchster Justizbeamte im Reiche) gezahlt, um solche unter die Armen der Schyitensecte in Lüknow zu vertheilen; die Suniten durften nichts empfangen, dagegen sollten den Seyuds oder Nachkommen des Propheten ihre Schulden durchaus getilgt werden, wenn sie welche gemacht hätten. Natürlich trugen diese dafür Sorge, weshalb sehr wenig den Armen zu gut kam. Sleeman's Oude, 1. Vol. p. 310. — Col. Baillie in his Political Evidence giebt den Schatz nur auf 13 Millionen an.

15) H. Wilson, The History of British India. 1. Vol. p. 26.

16) ibid. 1. Vol. p. 26.

47) ibid. 1. Vol. p. 381 u. ff.

18) Schreiben des Residenten vom 3. November 1815.

19) Wilson, History of British India. 2. Vol. p. 113, 114 u. ff.

20) Dieser Distrikt kam seitdem (1818) in funfzehn verschiedene Hände, einer von diesen unrechtmäßigen Besitzern war der grausame Gouverneur Rüghbar Singh, welcher ihn so oft verwüstete, daß von den 725,000 befruchtenden Aeckern alles bis auf 6900 Aecker von ihm in Jangles oder Einöde verwandelt wurde. Sleeman fand auf seiner Reise (1849) die Häuser der Dörfer theils leer, theils als Ruinen und wenige Fruchtbäume als letzte Zeichen früherer Cultur. Sleeman, Kingdom of Oude. 1. Vol. p. 49.

21) Sleeman, Kingdom of Oude. 2. Vol. p. 10, 81.

22) Wilson, History of India, 2. Vol. p. 504.

23) Der General-Gouverneur schenkte dem Ceasa später die Freiheit, und da Aga Mir 1828 seiner Stelle als Minister enthoben war, so ging dieser Bösewicht wieder nach Lüknow zurück; aber kaum war seine Anwesenheit bekannt, so brachte man ihn wieder nach dem britischen Gebiet. Er wanderte nun auf Raubzügen umher und endete sein Leben bei dem Angriffe auf einen Häuptling in Malwa oder Guzerat. Sleeman, Kingdom of Oude. 1. Vol. p. 19.

24) Er hieß eigentlich: Moatemed-u-Dowlah Aga Mir, und obgleich von niederer Herkunft und ohne sorgsame Erziehung, so besaß er eine schnelle Auffassungsweise und ein großes Geschick in Geschäften, wie alle von ihm verfaßten Dokumente darlegen. Seiner Interessen stets eingedenk, behielt er unumschränkten Einfluß über seinen Herrn, und wenngleich er sich den von dem Residenten verlangten Reformen auch widersetzte, so blieb er doch in bestem Einvernehmen mit demselben. — Dr. Spry's, Modern India. 1. Vol. p. 246; — Wilson, History of India, 3. Vol. p. 370; Sleeman's Oude, 2. Vol. p. 174.

25) Bishop Heber's Travels in 1824. Vol. 1. p. 374, 403; — F. J. Shore, Notes on Indian Affairs, 1. Vol. p. 156; — Memorandum on Oude Affairs and Views by Mr. Maddock (jetziger Sir Herbert Maddock).

26) Dasselbe ist im 3. Bande von Wilson's History p. 588 abgedruckt.

27) Sleeman's Oude, 1. Vol. p. 160 ff.

28) Ebendas. 1. Vol. p. 321 u. ff.

29) Mrs. Parks Wandering. 1. Vol. p. 87.

30) Nach den mohamedanischen Gesetzen sind alle Kinder des Thronfolgers von der Thronfolge ausgeschlossen, wenn derselbe vor dem Könige stirbt, und heißen dann: Mahjub-ol-irs, das heißt, ausgeschlossen von der Erbschaft; dasselbe gilt von den Kindern des ältesten Bruders vom Könige, wenn er vor dem König sterben sollte. Daher folgte bei Nüssier-u-din's Tode der dritte Bruder von Ghazi-u-din, obgleich noch vier Söhne des zweiten Bruders (Shams-u-Dowlah) am Leben waren. Beim Tode von Mohamed Ali Shah 1842 folgte deshalb sein zweiter Sohn, Amjüd Ali Shah, obgleich Muntaz-u-Dowlah, der Sohn des ältesten Sohnes, noch lebte.

31) Die Mutter des Muna Jan, genannt Afzül Mahal, war von niederer Herkunft, lebte sehr zurückgezogen und ohne jedwede Anmaßung und galt allgemein für eine tugendhafte Frau. Sleeman selbst erzählt (2. Band. S. 181), daß der Knabe dem Nüssier-u-din in Figur und Physiognomie sprechend ähnlich war.

32) Die Talsepur-Besitzung erstreckte sich gegen hundert Meilen von Osten nach Westen, bei zehn bis zwölf Meilen Breite, längs dem südlichen Rande des Tarai-Waldes, und gab drei Lack Einnahme.

33) Darsan Singh hatte durch seinen Namen allein eine solche Gewalt erlangt, daß seine Annäherung oft hinreichend war, sich in seine Forderungen zu fügen, die Gewaltthätigkeiten und Betrügereien, welche er ausübte, sind unzählig, die schönsten Besitzungen kamen in seine Hände, Geldwechsler und reiche Leute wurden von ihm festgenommen und so lange auf's grausamste gequält, bis sie sich losgekauft hatten. Sleeman's Oude, 1. Vol. p. 148, 150 enthält eine Reihe seiner Gewaltthaten, wobei einige Menschen stets das Leben einbüßten.

34) Sleeman's Oude, 1. Vol. p. 286, 291.

35) L. v. Orlich, Reise in Ostindien, 3. Aufl. Seite 237.

36) Ebendas. 3. Aufl. S. 232 u. ff.

37) Sleeman's Reports and Letters.

38) Gorbüksh gehörte beim Aufstande zu den widerspenstigen Rebellen, sein Güter sind confiscirt worden und dem Kapporthüllah Raja gegeben.

39) Unter diesen professionirten Raubmördern thut es dem Herzen wohl von einem edeln und menschenfreundlichen Nizam zu hören, dem Eunuchen Mieai Almas, welcher 40 Jahre hindurch den Distrikt Rahmatganga bewirthschaftet und aus diesem und einem andern Distrikte jährlich 80 Lack bezahlte. Die Distrikte waren unter ihm gleich Gärten, die Bewohner glücklich und zufrieden; e selbst lebte wie ein Fürst und empfing den Besuch des Nawab alle Jahre, der be ihm gewöhnlich mehrere Wochen zubrachte. Sein beträchtliches Einkommen verwendete er zu nützlichen Zwecken, für die Armen und in Gastfreundschaft. Au seinem Todtenbette (1830?) zerriß er die Schuldscheine seiner Creditoren, wobe zwei Engländer einige Lack gewonnen haben sollen, und als der König sich seiner Schätze bemächtigen wollte, fand sich nichts. Sleeman's Oude, 1. Vol p. 321.

40) Sir W. Sleeman's Letter to Sir Herbert Maddock. May 18, 1848. — Sleeman's Oude, 1. Vol. p. XXXVII.

41) Ein Mal am Rücken des Halses gleich einer gewundenen Schlange.

42) Wajid Ali's Briefwechsel wurde als Beleg seiner Theilnahme an dem Aufstande der Sepoys nach London geschickt. Diejenigen Briefe, welche von ihm geschrieben waren, zeigten, wie mir Professor Eastwaek versicherte, der mit deren Uebersetzung beauftragt war, eine sehr klare Auffassung seiner Lage. Seine Angehörigen, die sich nach London begeben hatten, ihm den Besitz des Thrones wieder zu verschaffen, riethen ihm, die Zeitungs-Redakteure zu bestechen und Jedem derselben ein oder ein halbes Lack zu schenken. „Dazu bin ich nicht reich genug, antwortete er ihnen, denn da man mir versicherte, daß wenigstens 800 solcher Zeitungen erscheinen, so müßte ich mehrere Crore dazu verwenden, die ich nicht besitze." Ein kleines Buch: „Private life of an Eastern King" ist von einem bei Hofe als Arzt angestellten Engländer geschrieben und giebt ein sehr treues Bild von der tiefen Versunkenheit und Sittenlosigkeit des Hofes zu Lüknow.

Die britisch-indische Armee.

Nachdem mit dem Untergange der Weltmacht des alten Roms die stehenden Heere der alten Welt auch zugleich verschwunden waren, entstanden mit der Bildung neuer Staaten, unter der unumschränkten Hand eines Einzelnen, allmählig die stehenden Heere der Gegenwart. Unter ihrem Schutze suchen gekrönte Häupter ihre Gewalt, Staaten und Völker ihre Unabhängigkeit zu bewahren, unter ihrem Schutze sollen die Werke des Friedens gedeihen, Künste und Wissenschaften blühen und die Menschheit zu jener Bildung heranreifen, welche es für die höchsten Güter der Erde, für die Reinheit des Evangeliums Christi und die daraus entspringenden ewigen Segnungen und für die wahre Freiheit empfänglich machen sollen. So lange sich diese nicht auf mehr gesicherter Grundlage unter den Menschen verbreitet haben, als wir es heute sehen, werden stehende Heere ein Werkzeug in der Hand treuloser Tyrannen oder ruhmsüchtiger und ehrgeiziger Phantasten bleiben und die Völker werden wider ihren Willen gezwungen, die heranwachsende Jugend zum Kampfe zu führen. Wenn aber die Völker sich aus dieser Knechtschaft frei gemacht haben werden, wird das in Erfüllung gehen, was der Prophet vor Jahrtausenden verkündete: „Und er richtet die Völker und bescheidet viele Nationen; und sie schmieden ihre Schwerter zu Hacken, und ihre Speere zu Winzermessern; nicht hebt Volk gegen Volk das Schwert, und nicht lernen sie fürder den Krieg" [1]).

Die britisch-indische Armee ist das Werkzeug in der Hand der Weltmacht unserer Tage, eine Herrschaft zu gründen und zu schützen, welche über Asien die Segnungen verbreiten soll, nach welchen das christlich civilisirte Europa

seit Jahrhunderten ringt, nur theilweise erreicht hat, aber aller Hindernisse ungeachtet erreichen wird. England allein konnte bis jetzt diese erhabene Aufgabe übernehmen, weil nur ein freies Volk solche auszuführen im Stande ist; aber vielleicht liegt der Zeitpunkt nicht fern, daß die germanischen Völker sich zur gleichen Stufe erheben, um an jenen ewigen Gütern und deren Verbreitung Antheil nehmen zu können. Denn Frankreichs Volk zeigt mit jedem Jahrzehnt mehr und mehr die Keime eines seinem Untergange entgegeneilenden Staates, in welchem die Armee allein der Träger der herrschenden Gewalt geworden ist. Indien ist für das britische Heer das blutige Feld seiner kriegerischen Erfahrungen, seit beinahe achtzig Jahren haben seine Generale und Soldaten, mit den kriegslustigsten Völkern, unter den verschiedensten Climaten, und unter den schwierigsten Umständen, Kämpfe bestehen müssen, wie keine andere der europäischen Armeen zu führen hatte. Des Krieges gewohnt, hat sich unter den Offizieren und Soldaten ein Soldatengeist gebildet, der an Ausdauer, Hingebung und Entschlossenheit von keinem Heere in Europa übertroffen wird. Wenn der französische Soldat durch ungestümes Andringen mit seltener Todesverachtung seinen Feind zu überwinden sucht, ermattet er oder überläßt sich der Verzweiflung, wenn sein Angriff fehlschlug, oder verliert das Vertrauen in sich und seinen Führer, wenn er einmal geschlagen ist; nicht so der britische Soldat, er ist meist furchtbarer, zäher und nachhaltiger, er verliert nicht den Muth, wenn er überwunden wurde. Er hat das mit dem Deutschen gemein, von welchem schon Tacitus sagte, daß die römischen Legionen ihn am meisten nach einem Siege fürchteten.

Der britische Soldat in Indien bildet die eigentliche Grundlage der Armee, er ist der Kern derselben, nur 60 bis 80,000 Europäer, ein Gemisch aller niederen Stände Großbritanniens, aber gestählte und waghalsige Naturen, welche ihr Leben diesem Stande gewidmet haben. Eine strenge Disciplin ist das erste Erforderniß, soll der Soldat einer Armee stets bereit sein, der Stimme seines Führers unbedingt zu gehorchen. Wie furchtbar blutig die alten Römer sie ausübten, erzählt uns Tacitus vom Consul Corbulo, welcher im Kriege gegen die Germanen einen Soldaten, weil er ohne sein Schwert, und einen anderen, weil er nur mit einem Dolch umgürtet schanzte, mit dem Tode bestrafte. Unsere Zeit verlangt zwar nicht mehr diese dem menschlichen Gefühl widerstrebende Härte, aber sie hält unerbittlich daran fest, daß der Soldat gehorcht. Die Stimm[illegible] muß es [illegible] sein, nur solche Befehle

zu geben, die sich ausführen lassen und die geboten sind. Kleine Geister haben dies in Durchführung des Kleinlichen, Unbedeutenden und dem Soldaten Lästigen gesucht und dadurch die Disciplin untergraben; der Führer, wie er sein soll, wird nur das Wesentliche im Auge behalten und immer willigen Gehorsam finden.

Die Sorge für das Wohl des Soldaten ist eine der ersten Erfordernisse, damit das Band zwischen dem gemeinen Mann und dem Offizier ein festes bleibt, jener muß die feste Ueberzeugung haben, daß sein Offizier ihn nicht vergißt, daß sein Wohl demselben am Herzen liegt. Der britische Soldat ist von Natur unbeholfen, es wird ihm schwer für sich selbst zu sorgen, wenn die Lage der Umstände ihn dazu zwingen sollte; aber es ist dies zum Theil die Folge der etwas zu schroffen Trennung zwischen dem Offizier und dem Soldaten, Beide stehen nicht in dem soldatisch camaradschaftlichen Verhältniß zu einander, wie es sein sollte. Der Soldat weiß, daß er sich in einem fremden Lande befindet, daß von ihm die Entscheidung des Tages abhängt, Sieg oder Tod ist sein Wahlspruch, welcher so tiefe Wurzeln in ihm geschlagen hat, daß es ihm unmöglich scheint, er könnte je überwunden werden. Bei ihm ist Kälte und Geistesgegenwart mit Kühnheit und Ausdauer verbunden. In der Schlacht muß er den Ausschlag geben, deshalb wird er gemeinhin dort verwendet, wo der härteste Kampf zu erwarten ist, seine Tapferkeit ermuthigt auch den Eingeborenen. Bei solchen Gelegenheiten fehlt es nicht an gegenseitigen Aufopferungen, worin kein Theil dem Anderen nachstehen will, denn der Sepoy achtet ritterliche Thaten eben so sehr, als er dankbar für ihm gebrachte Opfer ist.

Der britische Soldat entbehrt leider die Mäßigkeit des alten Römers und des Spaniers, während diese bei Brod und Zwiebeln den größten Anstrengungen sich unterziehen konnten, bedarf der Brite einer kräftigen Kost und kann dem Genusse in geistigen Getränken nicht entsagen, denen er sich nur zu oft im Uebermaaß überläßt, wodurch der Tod in diesem dem Europäer so gefährlichen Clima furchtbare Verheerungen unter ihnen anrichtet. Daher ereignet sich's, daß die meisten europäischen Regimenter in dem ersten Jahre ihres Aufenthalts in Indien zehn Prozent ihrer Mannschaft einbüßen, Cholera, Fieber und Sonnenstich raffen oft das Dreifache hinweg und manches Regiment büßte die Hälfte seiner Leute in noch nicht einem Jahre ein. Aber die Lebensweise des Soldaten trägt nicht allein die Schuld dieses Uebels, nur zu oft sind unzweckmäßige Bekleidung, schlechte oder ungenügende Verpflegungs-Maaßre-

geln, ungesunde oder beschränkte Räume und jener Mangel an Sorge für das leibliche Wohl des Soldaten die Ursache gewesen, daß der Tod so furchtbar in ihren Reihen wüthete. Sir Charles Napier's Berichte und Briefe sind mit Klagen über diese Mißstände und mit Vorschlägen, wie ihnen abgeholfen werden kann, angefüllt. Auf seiner Untersuchungsreise im Jahre 1849 fand er im Peng'âb die Casernen für die europäischen Truppen überfüllt, Räume von nur 12' Höhe, welche kaum für 94 Mann Raum gestatteten, mußten 142 Mann beherbergen; in einem Orte in den Gebirgen nennt Napier die Casernen abscheulich und obgleich für nur 500 Mann eingerichtet, hatte man 1300 Mann hinein gelegt; eine andere Caserne, zwar zweckmäßig gebaut, war so überfüllt, daß die Leute darin krank wurden. Auch die Verpflegung der Soldaten ließ vieles zu wünschen übrig, in Amballah, wo die Lieferungen an den Meistbietenden überlassen worden waren, und zwar unter Bedingungen, welche der Lieferant nicht halten konnte, fand Napier das Brod und Fleisch schlecht. Der Krieg in der Krim hat uns gezeigt, wie viel Mangelhaftes und Schwerfälliges im Verpflegungssystem der britischen Armee liegt. Wenn die Oekonomie in diesem wichtigen Verwaltungszweige eines Heeres die Grenzen der Billigkeit überschreitet, können sich daraus Folgen ergeben, die den gänzlichen Untergang eines Heeres herbeiführen. Am gefährlichsten würde dies in Indien sein, wo der Ersatz so schwierig und so überaus kostbar ist; denn jeder Soldat kostet, bis er den Boden Indiens betritt, an 100 Pfd. Sterling.

Während die meisten Armeen Europa's die körperliche Züchtigung, die Stockschläge, nur noch als eine für entehrende Verbrechen in Vollzug zu setzende Strafe angenommen haben, wird solche in der britischen Armee auch bei Disciplinar-Vergehen in Anwendung gebracht. Wir wissen, daß bei den römischen Legionen der zehnte Mann einer schimpfbeladenen Cohorte zu Tode gegeißelt wurde, eine Strafe, welche die Führer der Heere unter den allmählig sinkenden Legionen nicht mehr zu verfügen wagten. Aber noch unter den ersten Kaisern wurde der Weinstock mit so gewaltig strenger Hand an den Soldaten ausgeübt, daß sie den wegen seiner Härte bekannten Centurio Lucilius mit dem Beinamen: „einen anderen her!" weil, wenn er einen Rebenstock auf dem Rücken eines Soldaten zerbrochen hatte, mit lauter Stimme einen andern und wieder einen andern zu verlangen pflegte, in einem Aufstande aus Rache ermordeten[2]). Es ist oft davon die Rede gewesen, die Stockschläge abzuschaffen, aber erfahrene Offiziere behaupten, daß die Disciplin darunter leiden würde; na-

mentlich soll ihre Anwendung auf den durch nichts zu bessernden Trunkenbold von guter Wirkung sein. Sie darf jedoch nur in Folge eines kriegsgerichtlichen Ausspruchs verhängt werden. In Indien, wo es eine der großen Aufgaben der britischen Behörden sein muß, den Character des Europäers, auch des gemeinsten Soldaten, in den Augen der Eingeborenen hoch zu stellen, indem dadurch der Macht der Briten eine große Sicherheit verliehen wird, sollte man von solch einer Strafe nie Gebrauch machen. Es ist mehr die moralische als die physische Kraft, vermöge welcher Indiens Völker in Gehorsam erhalten werden.

Die Hindus, aus denen der größte Theil der Armee der Eingeborenen besteht, haben keine nationale Grundlage mehr in sich selbst, noch in ihrer Geschichte. Indien unter seinen Hindudynastien war in unzählige kleine Staaten zersplittert, deren jeder mit dem anderen um die Obergewalt stritt. Die Wenigen unter ihnen, denen es gelang, Reiche zu gründen, welche den größten in Europa gleichkamen, waren nicht von langer Dauer und die Herrschaft der Mongolen zerstörte die letzten Erinnerungen daran. Jene Tage sind völlig aus dem Gedächtniß geschwunden, der heutige Hindu weiß weder, zu welcher Dynastie seine Vorväter gehörten, noch fragt er überhaupt darnach. Er betrachtet sich allein als zu dem großen Stamme der Hindus gehörend. Die Religion und die Privilegien seiner Caste sind dagegen geheiligte Dinge in seinen Augen, nur in ihnen liegt eine gesonderte politische Existenz, welche die britische Regierung auch nie gestört hat. Auch sind die Stämme, welche dem Kriegerstande angehören, weder originell, noch besonders unterschieden von dem großen Körper des Hinduvolkes. Man findet in den Soldatenreihen sowohl den Brahmanen, als den Kaufmann, Landmann und Handwerker. Diejenigen, welche sich als disciplinirt in den Reihen des britischen Heeres befinden, stehen in vielen Dingen gesondert von ihren Familien und ihrem Heimathlande. Sie sind oft in völliger Unwissenheit über die Art, wie das Land regiert wird, ihr Leben verfließt mehrentheils im Lager oder in den Baracken, getrennt von dem großen Haufen; selbst die Verwaltung ihrer eigenen Dörfer oder Besitzungen ist ihnen unbekannt, und die willkürlichste Regierung kann sicher darauf rechnen, in ihnen das Werkzeug zur Vollziehung der tyrannischsten Maaßregeln zu finden.

Die Sepoys, welche unter Clive und Coote fochten und unter dem Herzoge von Wellington unsterbliche Lorbeeren erkämpften, bestanden aus den ge-

mischtesten Racen; ihre Infanterie zählte viele Parias, Pallers und andere der niedrigsten Landbauer der nördlichen Circars, vermischt mit einigen Mohamedanern. Nach dem Ausbruch des Vellore-Aufstandes wollte die Regierung die Einstellung der Rekruten aus niederer Caste beschränken, und beförderte selbst die Entlassung tüchtiger Soldaten, welche denselben angehörten, um dafür Brahmanen oder Mohamedaner im Dienste aufnehmen zu können [3]). Es wurde gleichsam als Grundsatz aufgestellt und vorzugsweise in der Bengal-Armee durchgeführt, so viel als möglich Brahmanen anzuwerben, deren große, schöne und schlanke Gestalt treffliche Soldaten zu versprechen schien. Die besten und die meisten dieser Soldaten wurden im Königreich Oude ausgehoben, dem beinahe die Hälfte der Bengal-Armee angehörte. So bildete sich allmählig aus diesem Heertheile eine bewaffnete religiöse Hindumacht, in welcher die höchste und einflußreichste Caste die Oberhand gewann, ihre Ueberlegenheit mehr und mehr fühlte und zur Geltung bringen konnte, je mehr der europäische Offizier seinen persönlichen Einfluß über den Sepoy verlor, indem er seine Pflicht vernachlässigte.

Bereits machte sich dies nach wenigen Jahren geltend; denn wie der commandirende General, Sir Edward Paget, schon im Jahre 1825 erklärte, offenbarte sich unter den Sepoys der Bengal-Armee ein gefährlicher Geist der Insubordination. Unter den Offizieren herrsche ein Geist der Unabhängigkeit, der mit den Ideen von militairischer Disciplin ganz unverträglich wäre, welcher zunehme und die Existenz der Armee aufs Spiel setze [4]). Dieser Uebelstand wurde noch erhöht, indem bei der neuen Bildung der Bengal-Armee im Jahre 1824, wo bisher jedes Regiment aus 2 Bataillons bestanden hatte, ein jedes derselben in ein neues Regiment umgeformt wurde. Dadurch entstand ein großer Wechsel in den Offizieren und die Leute verloren die alten ruhmvollen Erinnerungen, welche sich an ihre Fahnen knüpften [5]).

Die Sepoys sind treffliche Soldaten, welche nur in ihren Pflichten nachlassen, wenn zwar tapfere, aber dem Müßiggang sich hingebende Offiziere, die Disziplin locker machen, indem sie keine Uebungen vornehmen, oder indem sie selbst nichts vom Dienste verstehen, sich dem Sepoy entfremden und an Achtung verlieren. Persönlicher Muth des Anführers ist nur dann von Erfolg, wenn der Soldat Vertrauen zu seinem Führer hat, und dies kann nur da sein, wo der Soldat seinen Offizier kennt und von ihm gekannt ist [6]). Dieser Zustand entstand allmählig in der Bengal-Armee, der Krieg gegen die Ghorkas,



die Kriege in Birma und am meisten der Affghanenkrieg, lockerten die Disciplin der Armee in dem Maße, daß die wenigen der ältern Offiziere den Einfluß über ihre Leute verloren, welcher nothwendigerweise erforderlich ist, soll eine Regierung sich auf das in seinem Solde stehende Heer verlassen können. Schlechte Anführung der höchsten Befehlshaber wirkte gleichfalls dabei ein, und Geldzulagen (Batta's), den meuterisch gesinnten Soldaten an die Fahne zu ketten, mußten in diesem das Gefühl seiner Kraft und Wichtigkeit erhöhen.

Nach der Schlacht bei Ferozeshahar erklärte Napier den Theil der Bengal-Sepoy-Armee, den er gesehen hatte, als den schlechtesten in Disciplin, der nur existiren könnte, die Soldaten, welche die Wachen bezögen, hätten ihre Bettstellen nach den Posten geschickt, um sich daselbst zur Ruhe legen zu können. Weder von Pikets noch Patrouillen sei eine Anwendung vor dem Feinde gemacht worden, die Armee hätte das Geschick der Manövrirfähigkeit verloren und die Befehlshaber der Regimenter wären mit ihren Pflichten unbekannt gewesen. Als Napier zum letzten Male und auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs von Wellington nach Indien ging, um die Stelle eines Oberbefehlshabers zu übernehmen, fand er die Armee gleich Pfeffer, den man aus einer Pfefferbüchse ausschüttet, aufs unsinnigste über das Land vertheilt. Im Peng'âb waren allein 1800 Mann als Ehrenwachen für Commissionäre und deren Beistände verwendet in Entfernungen von 16—100 Meilen von den Militairstationen. Natürlich mußte die Disciplin darunter leiden, die Offiziere überließen sich dem Müßiggange und der Soldat wurde insolent und zeigte sich unwillig zu gehorchen [7]).

Der Geist der Unzufriedenheit unter den Sepoys, der nun bald darauf zu vollem Ausbruch kam, und aus dem großen Irrthum entstand, daß man Leute hoher Caste mehr als alle andere bevorzugt hatte, wodurch die Brahmanen jenen gefährlichen Einfluß in den Regimentern bekamen [8]), brach zuerst aus, als man die den Sepoys bei ihrem Einrücken ins Peng'âb bewilligte Batta wieder entzog, nachdem die Einverleibung desselben mit dem übrigen britischen Reiche bewerkstelligt worden war. Unzufriedenheit herrschte überall, im Juli 1849 wollte das 22. N. Regiment zu Rawül Pindie das reducirte Gehalt nicht nehmen, bald darauf weigerte sich auch das 13. Regiment. Man wollte beide Regimenter auflösen, dem sich Napier widersetzte, weil dadurch ein Aufstand im ganzen Bengalheere ausgebrochen sein würde. Als Napier bald darauf die Inspektionsreise machte, erklärte das 41. N. Regiment zu Delhi

nicht nach dem Peng'âb marschiren zu wollen, wenn ihm nicht vorher die Batta zugesichert würde, und derselbe meuterische Geist herrschte in 24 andern Regimentern, welche die Truppen im Peng'âb ablösen sollten. Napiers gerechte und kräftige Maßregeln unterdrückten den Ausbruch des 41. Regiments. Bei seinem Eintreffen in Peshawür drohte ein militairischer Aufstand in Wüzierabad auszubrechen, den ein in der Nähe stehendes europäisches Regiment unterdrückte. Bald darauf zeigte sich in einem Regiment, das von Lüknow kam, ein revolutionärer Geist, denn als es die Feste Govind Ghür erreichte, insultirte es seine Offiziere und drohte sich der Thore zu bemächtigen, wovon ein zur Zeit eingetroffenes Cavallerie-Regiment sie jedoch abhielt.

Noch müssen wir eines Umstandes erwähnen, der sehr zerstörend auf den Dienst und die Disciplin der Sepoytruppen gewirkt hat. Nämlich alle Gelder der Regierung müssen von den Sepoytruppen eskortirt, nach den entferntesten Theilen von Indien befördert werden. Der Sepoy verrichtet diesen Dienst mit Widerwillen, weil die der Hitze und der Fieberluft ausgesetzten Truppen ihr Leben ohne Lohn und ruhmlos aushauchen. So wurden in zehn Monaten des Jahres 1856 für diesen Dienst im ganzen Reiche 25,716 Mann Infanterie, 3364 Mann Cavallerie, mithin über 29,000 Mann verwendet.

Der Hindu-Sepoy der Madras-Armee steht dem großen Körper des Hinduvolkes noch ferner, als der Bengalens; er ist im Allgemeinen von niederer Caste, geboren und erzogen im Felde. In dieser Armee ist jedes Regiment gleichsam eine kleine wandernde Militaircolonie, getrennt von der übrigen Welt. Es ist daher auch ohne Schwierigkeiten möglich gewesen, von dieser Armee Truppen über See zu versenden, nach Aegypten und China, während der Hindu höherer Caste hierein eine Nichtachtung der Gebote seiner Religion sehen würde, und auf dem Schiffe keine Nahrung kochen darf. Wie wir wissen, weigerten sich die Sepoys der Bengal-Armee selbst nach Birma zu gehen und revoltirten deshalb vor ihrer Einschiffung. In der Madras-Armee wurden von 1800 bis 1830 durchschnittlich jährlich 11 Offiziere der Eingeborenen kriegsrechtlich verurtheilt[9]). Der Bildungsgrad der eingeborenen Offiziere dieser Armee ist ein sehr geringer, es sind Regimenter und selbst Artillerie-Abtheilungen, in denen 1831 kein Offizier oder Havildar (Sergent-Major) schreiben oder lesen konnte; in zwei Cavallerie-Regimentern konnte kein Subadar lesen[10]). Während die Eingeborenen in den Civilzweigen vorgerückt sind, ihnen ein größerer Wirkungskreis anvertraut wurde, ist in der Armee eine Art

Rückschritt gewesen, indem Eingeborenen noch nicht die Führung von Regimentern verliehen wurde.

Der Hindu und der Jude der Bombay-Armee stehen dagegen dem bürgerlichen Leben näher als der Madras-Soldat; aber dennoch sind die Hindus auch hier sehr oft eine von dem größeren Theile ihrer Landsleute völlig gesonderte Caste. Er hat in der bürgerlichen Gesellschaft keine Rechte oder Privilegien, welche der Vertheidigung werth wären, und ist, gleich dem Madras-Sepoy, zufrieden mit seiner Stellung in der Armee, weil ihm hier Vortheile geboten werden, die er in jeder anderen Lage entbehren müßte. Von dieser Armee sind große Truppenabtheilungen ihren Offizieren willig nach Affghanistan und Persien gefolgt und haben sich in beiden Ländern durch Hingebung und Tapferkeit ausgezeichnet.

Die Mohamedaner Indiens, sowohl in der Armee, als in den Städten und Dörfern, unter britischer Hoheit, so wie die der tributpflichtigen Staaten, sind überall dieselben. Sie gehören zu einer großen Familie, vereinigt durch gleiche Religion und gleiche Interessen, und werden stets bereit sein, mit ihrem Leben und ihrem Geld ihre Nationalsache zu vertheidigen. Religion und Regierung des Mohamedaners sind niemals getrennt von einander, und er wird es nimmer vergessen, daß seine Obergewalt in Indien von den Briten über den Haufen geworfen worden ist. Die Augen der ganzen mohamedanischen Bevölkerung Indiens werden nach dem gerichtet sein, welcher einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen predigt, und in dem entferntesten Dorfe des Dekan wird man mit ebenso ängstlicher Spannung und Theilnahme den Ausgang einer solchen Bewegung verfolgen und unterstützen, als in Calcutta, in Delhi und im Peng'âb. Zeichen einer solchen Stimmung sind mehrfach vorgekommen, selbst in den Armeen haben sich Gesinnungen der Art kund gethan, besonders unter den Subsidientruppen des Nizam. Aber dennoch ist es schwer, den Eindruck zu bestimmen, den es auf die Mohamedaner in den Reihen des britischen Heeres machen würde. Sie sind mehr beobachtet von ihren Offizieren und ihren Hinducamaraden, als die Bewohner der Städte, stehen zu sehr vereinzelt da, und man kann sicher voraussetzen, daß sie die letzten der mohamedanischen Bevölkerung sein werden, welche sich Bewegungen der Art anschließen würden. Gegenwärtig ist eine solche noch weniger zu befürchten, ja es ist beinahe unmöglich, daß ein gemeinsames Erheben der Mohamedaner in Indien je stattfinden kann; es ist ihnen jetzt die letzte Hoffnung dazu verschwunden, weder eine Per-

sönlichkeit, noch ein großes Ganze ist vorhanden, an das sie sich anschließen könnten. Ueberdem sind die Mohamedaner Indiens schon zu sehr von dem Hinduismus angesteckt, dessen Gebräuche und Lebensweise sie von Kindheit auf eingesogen haben, und sie besitzen nicht mehr die Kraft sich davon loszusagen.

Bedeutender dagegen und den Briten gefährlicher kann der Sikh werden, in ihm ist der kriegerische Geist und Sinn am schärfsten ausgebildet, gleichsam mit ihm geboren, gehört der Kriegerdienst zu seinem Beruf, der Kampf ist sein Element und das Schwert der Nerv seines Glaubens. Sein mehr muskulöser und zäher Körperbau kann sich allen Mühen leicht unterwerfen, er ist gelehrig, leicht erregbar und von einem persönlichen Muthe, der an Kühnheit grenzt; eine Folge seines fanatischen Wesens. Er würde als Soldat noch brauchbarer sein, wenn er seine Leidenschaft für geistige Getränke beherrschen könnte; aber diese geht so weit, daß der Sikh nur an den stärksten Alkoholen Geschmack findet, wie wir selbst Sikhs gesehen haben, die ein Quart des besten Rums in einem Zuge austranken, ohne berauscht zu werden. Mit der Handhabung aller Waffen vertraut, ist er sehr gewandt in der Führung des Säbels, ein geschickter Scharfschütze und ein guter Reiter. All dieser Soldatentugenden ungeachtet, wird es schwer sein, ihn an die strenge Disciplin zu gewöhnen, ohne welche ein Führer kein Vertrauen in seine Armee haben kann, weil sein unbändiges und flüchtiges Wesen sich schwer den militairischen Formen fügen wird. Am gefährlichsten wird dies in einem langen Frieden hervortreten. Sollte es einem Führer gelingen, die Sikhs sittlich zu heben und durch religiösen Fanatismus für eine große Idee zu beseelen, so könnten sie den Briten höchst gefährlich werden; deshalb muß deren Bestreben sein, jedes Ansammeln von Sikhs zu einem großen Ganzen, besonders in Bildung eines eigenen Heeres zu vermeiden, damit das Bewußtsein seiner Macht nicht in dem Sikh rege wird.

Nächst dem Sikh sind die Ghorka's unter den Eingeborenen die besten Soldaten; in Mäßigkeit, Gehorsam und treuer Hingebung ist der Ghorka dem Sikh vorzuziehen, wogegen er an Körperkraft und Ausdauer demselben nachsteht. Die Ghorka's oder die Bewohner der Vorberge des Himalaya's sind ein kleiner, kräftiger und untersetzter Menschenschlag, welcher alle Eigenschaften zu einem guten Soldaten besitzt, aber leider den Einflüssen des heißen Climas beinahe ebenso unterworfen ist, wie der Europäer. Obgleich den Hindus angehörend, besitzen die Ghorka's keine Casten-Vorurtheile und werden sich zu jedem Dienste bereit finden. Sie sind als [illegible] als Scharfschützen und

Pionniere, ausgezeichnet, in den Affghanenkriegen, wie während des Aufstandkrieges, haben sie durch ihre Treue und Tapferkeit den Briten die größten Dienste geleistet; der Ghorka kann große Märsche machen und wird dennoch zum Kampfe bereit sein.

Die regelmäßige Cavallerie der Sepoys ist im Verhältniß zu ihren Leistungen eine zu kostspielige Waffe; sie allmählig eingehen zu lassen und statt dessen einige Regimenter europäischer Cavallerie und nur irregulärer Cavallerie zu halten, würde das zweckmäßigste sein. Die Soldaten der irregulären Cavallerie-Regimenter, eigentlich Silidar-Cavallerie zu nennen, sind meist Muselmänner, gehören den besseren Familien an und kommen größtentheils von den Grenzländern. Von Jugend an mit dem Pferde vertraut, an ein wildes und herumstreifendes Leben gewöhnt, besitzen sie alle Eigenschaften eines guten leichten Reiters. Jeder Soldat erhält 20—40 Rupien monatlich, wofür er sich selbst beritten machen, bewaffnen und kleiden muß, wie die Vorschrift es gebietet, und heißt Silladar. Das Recht, ein Pferd in einem Regimente zu besitzen, Asami genannt, ist ein erbliches und wird auf 1500 bis 2000 Rupien werthgeachtet; und wenn der Besitzer dieses Rechts, welcher zu Zeiten die Wittwe oder das Kind des verstorbenen Soldaten ist, nicht reiten kann, so überläßt er den festen Theil des Gehalts an einen Bargyr oder Trupper, behält jedoch den Rest für sich. Unter dieser irregulären Cavallerie finden sich Affghanen, Patanen, Beludschen und alle Stämme im Norden von Indien vertreten; sie hat sich einen großen Ruf erworben, wie Skinner's, Jacob's, Hodson's und viele andere von britischen Offizieren gebildete Reiter-Regimenter so vielfach aufs glorreichste bewiesen haben.

Seitdem die Bengal-Sepoy-Armee aufgehört hat zu existiren, wird die britisch-indische Armee aus solchen Leuten und Casten gebildet werden — unter denen die Urstämme, wie Ghonds, Bhiels und andere eine Stelle einnehmen müssen — welche bereit sind, alle ihre Vorurtheile dem militairischen Gesetze zu opfern. Bisher machte der Angeworbene seine Bedingungen, er schwor der Fahne mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß seinen Casten-Anforderungen Genüge geschehe; ohne diesen zu nahe zu treten, muß der Sepoy der neuen Armee vor allen Dingen Soldat sein, gehorchen und dahin gehen, wohin es ihm befohlen wird, es sei in oder außerhalb Indien. Denn die britische Regierung wird in nicht ferner Zeit in die Lage kommen, wo es mehr kräftiger und soldatischer Leute bedarf, die in Aegypten und in der Türkei gegen europäische Sol-

daten den Kampf mit Erfolg bestehen können. Freilich wird dann der große Vortheil in der Einfachheit der Beköstigung und Verpflegung verschwinden, welche den Sepoy zu einem so bequemen Soldaten in dieser Beziehung macht [11]).

Die Artillerie bestand bisher zum Theil aus Eingeborenen, zum Theil aus Europäern, es ist die Absicht jene zu beschränken und diese zu vermehren. Ihre Einrichtung, sowohl die der Fuß-Artillerie als der reitenden, ist im Allgemeinen dieselbe wie in der englischen Armee. Wo die Batterien mit Zugochsen bespannt sind, gehören zu einer Batterie von sechs Geschützen sechs Munitionswagen, zwei Reserve-Wagen und 106 Zugochsen; die ersteren beiden werden jede von sechs Ochsen gezogen, die Reserve-Wagen von vier Ochsen, wogegen 26 Ochsen als Reserve bleiben. Seit den letzten zwanzig Jahren hat man angefangen sich der Elephanten zur Fortschaffung schwerer Geschütze mit großem Erfolg zu bedienen und zu dem Zweck Elephanten-Batterien eingerichtet. Zwei Elephanten, deren einer hinter dem anderen angespannt ist, ziehen das schwerste Geschütz mit Leichtigkeit. Ihre Bewegungen sind in lebhaftem Schritt, wobei sie das in derselben Zeit leisten, was das Pferd im Trabe ausführt. Die Reiter und Führer der Elephanten sitzen auf dem Halse des Thieres.

Die Brauchbarkeit und Tüchtigkeit des eingeborenen Soldaten hat sich in allen Kriegen bewährt, wo der Sepoy den Hoffnungen nicht entsprach, war es beinahe immer die Schuld des Offiziers, der sich ihm entfremdet hatte. Der Muselmann ist nicht so weichlich als der Hindu, aber auch nicht so mäßig als dieser. Beide bedürfen jedoch der europäischen Offiziere zum Führer, fehlt das Vertrauen zu ihm, so geben sie sich leicht für verloren [12]). Wo dieser aber seine Leute heranzuziehen wußte, unter ihnen lebte, in ihre Bedürfnisse einzugehen verstand und seine Pflichten kannte, waren sie bereit ihr Leben für ihn einzusetzen, wie dies in allen Kriegen die Beispiele der erhabensten Aufopferung dargethan haben. Für solche Offiziere bewahren sie eine Anhänglichkeit bis zum Abend ihres Lebens und suchen jede Gelegenheit auf, dies an den Tag zu legen. Selbst Briefe werden mit ihnen gewechselt, er bleibt ihr Freund und Rathgeber, dem sie alles erzählen, von dem sie sich Rath zu holen wünschen. Schmuck und Auszeichnung haben einen hohen Werth in den Augen des Eingeborenen. Ihre Offiziere werden mit Medaillen und goldenen Halsketten belohnt; jene legt er niemals von sich, befestigt sie selbst an sein Nationalkleid. Mit demselben Stolz und mit großer Genugthuung blicken sie auf ihre Fahnen und manches Regiment hat drei solcher Ehrenzeichen aufzuweisen, geziert

mit den Namen der Schlachten, wo die Siegesthat errungen wurde. Mit dem Geschrei: „Ram, Ram Mahadeo!" gehen die Hindus in die Schlacht, Jai-jaii-kar rufen sie sich begeisternd im Kampfe zu und kehren vom Siege in fröhlich ernster Stimmung, Raunhandre-ky-jai singend, nach Hause.

Die Rekrutirung geschieht theils durch Werbung, wobei Offiziere in die Districte geschickt werden, theils durch freiwillige Anmeldung oder durch Einstellung von Soldatenkindern; jedoch darf der Eintretende nicht unter 16 Jahre alt sein. Beinahe jeder ist verheirathet, denn unter der großen Armee von 300,000 Eingeborenen fanden sich 1850 keine 10,000 Unverheirathete; die meisten lassen ihre Frauen in der Heimath, die Ghorkas lieben es Frau und Kinder mit sich zu führen.

Wenn der Eingeborene sich hervorthut, so kann er zum Offizier befördert werden, deren bei jeder Compagnie zwei eingeborene Offiziere, ein Subedar (Hauptmann) und ein Jemedar (Lieutenant) steht, und bei jedem Regiment ein Subedar-Major (Staabs-Offizier) angestellt ist. Gemeinhin dient der Eingeborene so lange, als es seine Körperkräfte erlauben, daher man ergraute Offiziere und Unteroffiziere unter ihnen findet. Verwundung, Krankheit und zwanzigjährige Dienstzeit geben ihm ein Anrecht auf eine Pension oder Invalidenversorgung. Körperliche Strafen werden gegen ihn nicht angewandt, ist sein Verbrechen ein entehrendes, so wird er aus dem Soldatenstande entfernt. Sonst ist es hinreichend bei ihnen die Disciplin durch strenge Handhabung des Dienstes aufrecht zu erhalten; denn, wenn man den Sepoy richtig zu leiten versteht, ist er der folgsamste Soldat, wollte man seine Gewohnheiten antasten, würde man ihn zum widerspenstigsten machen. Der Sepoy ist mit geringen Unterschieden ebenso wie der englische Soldat gekleidet und bewaffnet, nur daß seine Kopfbedeckung keinen Schirm hat; indeß ist ihm gestattet, außer dem Dienste und im Lager, sein weißes und einfaches Nationalkleid anzuziehen.

Das Commissariat der Armee ist von jeher mangelhaft gewesen, die nöthige Anzahl von Thieren und Wagen zu den Bewegungen geschah sehr oft dem Landmann zur Last, kostbar und verschwenderisch, was zum Theil seinen Grund darin hatte, daß die damit beauftragten Offiziere ihr Amt nicht verstanden, eingeborenen Spekulanten in die Hände fielen, betrogen wurden und die Truppenbefehlshaber in große Ungelegenheiten versetzten. Beherzigungswerth ist, was General Jacob über die Verpflegung im Lager und über das Bagage-Corps sagt, wie die Kameele vernachlässigt hinstarben und Tausende von Ru-

pien nutzlos verschwendet wurden. Man sollte ein besonderes Corps von europäischen Offizieren für diesen wichtigen Zweig bilden, Eingeborene mit dazu heranziehen, aber die oberste Leitung nur Europäern anvertrauen.

Die Schwierigkeiten, mit welchen der General einer indischen Armee zu kämpfen hat, übersteigen unsere Begriffe von Kriegführung. Ihm liegt die Sorge für die Erhaltung zweier Heere ob, des fechtenden und des Trosses, wo dieses, das größere, weniger geordnete und schwerfälligere ist. Nicht allein daß Alles genöthigt ist, unter Zelten zuzubringen, sondern auch die große Anzahl der Diener, welche zur Bedienung und Fortschaffung aller Lebensbedürfnisse erforderlich sind, und das strenge Festhalten des Hindu an seinen Gebräuchen. Jeder Sepoy führt sein Kochgeschirr mit sich; wenn er ins Lager rückt, baut er sich seinen kleinen Heerd, umgiebt ihn mit einem Kreise, um den Ungeweihten von den Speisen abzuhalten und kocht sich seine Nahrung allein; auch hierin will keine Caste mit der anderen Gemeinschaft haben.

Bei einem europäischen Infanterie-Regiment bilden 1 Sergent, 1 Corporal und 14 Mann eine Zeltmannschaft, welche von einem Claschy (Zeltschläger), einem Behischty (Wasserträger) und einem Doby (Waschermann) bedient wird, und vier Kameele bedarf; — bei einem Sepoy-Regiment sind 2 Sergenten, 2 Corporale und 28 Mann zu einer Zeltmannschaft, denen 2 Claschys und 2 Wasserträger zugetheilt sind. Bei der Cavallerie hat jeder Soldat einen Seyce (Pferdehalter), welcher das Pferd putzt und füttert, zwei Soldaten einen Wasserträger und immer zwei Pferde einen Grasschneider; Zelte und andere Bedürfnisse werden auf Kameelen oder Heckeries nachgeführt. Zu jedem Geschütz gehören 4 Wasserträger, 4 Grasschneider, 4 Pferdeputzer, 2 Waschleute und ein Zelt-Aufschläger. Für 5 Regimenter Cavallerie, 12 Regimenter Infanterie und 48 Geschütze waren 164 Elephanten, 1745 Kameele, 2000 Zugochsen und 5422 Troßdiener geliefert worden; und als die aus Affghanistan 1843 heimkehrenden Truppen sich mit diesem Corps bei Ferezpor vereinigten, befanden sich 36,000 Mann und 102 Geschütze daselbst unter den Waffen, zu denen 400 Elephanten, 25,000 Kameele, 6000 Zugochsen, 2000 Esel und gegen 100,000 Diener aller Art gehörten. Diese Armee nahm im Lager zwei deutsche Meilen ein und hätte nach genauer Berechnung auf dem Marsche in einer Colonne eine Ausdehnung von gegen 80 englischen Meilen erreicht!

Die britisch-indische Armee zerfällt in vier Heeres-Abtheilungen: die Bengal-Armee, Madras-Armee, Bombay-Armee, nebst der Sind-Division und der

Armee des Peng'âb, welche eigentlich noch der Bengal-Armee angehört. Deren Stärke belief sich Anfangs April 1859 auf folgende Zahl:

1) In der Präsidentschaft Bengalen, den Nordwest-Provinzen und im Peng'âb steht eine bewaffnete Macht von 205,518 Mann an Europäischen- und Nativ-Truppen, die der Polizei- und den Civilbehörden zugetheilten Truppen inbegriffen. Dieselbe besteht aus folgenden Abtheilungen:

a) Die Armee der Königin:
Infanterie 48,475 Mann, Cavallerie 3,299 M., Artillerie 2,891 M.

b) Königlich britisch-indische Truppen:
Europäische Infanterie 3,619 Mann, europäische Invaliden- und Veteran-Compagnien 281 M., Sapeure und Mineure 1051 M., unbewaffnete Abtheilungen 400 M., Nativ Infanterie 14,294 M., reitende Artillerie 1,616 M. Europäische Fuß-Artillerie 3,311 M., Nativ Fuß-Artillerie 690 M., europäische Cavallerie 3,207 M., Bengal-Yeomanry-Cavallerie 264 M., reguläre Nativ-Cavallerie 269 M., irreguläre Nativ-Cavallerie 6,014 M., verschiedene Truppen-Abtheilungen 5,153 M.

c) Im Peng'âb standen:
Infanterie 27,813 Mann, Cavallerie 5,927 M., Artillerie 667 M.

Local-Corps: Infanterie 19,752 M., Artillerie 324 M., Lahore leichte Cavallerie 151 M.;

Polizei und andere für den Civildienst in den unteren Provinzen erforderliche Bewaffnete 6,380 M.;

Desgleichen die Militair-Polizei in den Nordwest-Provinzen aus 20,324 M. bestehend;

Militair-Polizei in Oude 7,227 M.;

Civiltruppen unter dem ersten Commissär des Peng'âb 23,070 M.

2) In der Präsidentschaft Madras eine bewaffnete Macht von 88,014 Mann, aus folgenden Truppentheilen bestehend:

a) Die Armee der Königin:
Infanterie 10,064 Mann, Cavallerie 1308 M., Artillerie 913 M.

b) Königlich britisch-indische Truppen:
Europäische Infanterie 3,019 Mann, Nativ Infanterie 52,294 M., Nativ be-

pien nutzlos verschwendet wurden. Man sollte ein besonderes Corps von europäischen Offizieren für diesen wichtigen Zweig bilden, Eingeborene mit dazu heranziehen, aber die oberste Leitung nur Europäern anvertrauen.

Die Schwierigkeiten, mit welchen der General einer indischen Armee zu kämpfen hat, übersteigen unsere Begriffe von Kriegführung. Ihm liegt die Sorge für die Erhaltung zweier Heere ob, des fechtenden und des Trosses, wo dieses, das größere, weniger geordnete und schwerfälligere ist. Nicht allein daß Alles genöthigt ist, unter Zelten zuzubringen, sondern auch die große Anzahl der Diener, welche zur Bedienung und Fortschaffung aller Lebensbedürfnisse erforderlich sind, und das strenge Festhalten des Hindu an seinen Gebräuchen. Jeder Sepoy führt sein Kochgeschirr mit sich; wenn er ins Lager rückt, baut er sich seinen kleinen Heerd, umgiebt ihn mit einem Kreise, um den Ungeweihten von den Speisen abzuhalten und kocht sich seine Nahrung allein; auch hierin will keine Caste mit der anderen Gemeinschaft haben.

Bei einem europäischen Infanterie-Regiment bilden 1 Sergent, 1 Corporal und 14 Mann eine Zeltmannschaft, welche von einem Claschy (Zeltschläger), einem Behischty (Wasserträger) und einem Doby (Waschermann) bedient wird, und vier Kameele bedarf; — bei einem Sepoy-Regiment sind 2 Sergenten, 2 Corporale und 28 Mann zu einer Zeltmannschaft, denen 2 Claschys und 2 Wasserträger zugetheilt sind. Bei der Cavallerie hat jeder Soldat einen Seyce (Pferdehalter), welcher das Pferd putzt und füttert, zwei Soldaten einen Wasserträger und immer zwei Pferde einen Grasschneider; Zelte und andere Bedürfnisse werden auf Kameelen oder Heckeries nachgeführt. Zu jedem Geschütz gehören 4 Wasserträger, 4 Grasschneider, 4 Pferdeputzer, 2 Waschleute und ein Zelt-Aufschläger. Für 5 Regimenter Cavallerie, 12 Regimenter Infanterie und 48 Geschütze waren 164 Elephanten, 1745 Kameele, 2000 Zugochsen und 5422 Troßdiener geliefert worden; und als die aus Affghanistan 1843 heimkehrenden Truppen sich mit diesem Corps bei Ferezpor vereinigten, befanden sich 36,000 Mann und 102 Geschütze daselbst unter den Waffen, zu denen 400 Elephanten, 25,000 Kameele, 6000 Zugochsen, 2000 Esel und gegen 100,000 Diener aller Art gehörten. Diese Armee nahm im Lager zwei deutsche Meilen ein und hätte nach genauer Berechnung auf dem Marsche in einer Colonne eine Ausdehnung von gegen 80 englischen Meilen erreicht!

Die britisch-indische Armee zerfällt in vier Heeres-Abtheilungen: die Bengal-Armee, Madras-Armee, Bombay-Armee, nebst der Sind-Division und der

Armee des Peng'âb, welche eigentlich noch der Bengal-Armee angehört. Deren Stärke belief sich Anfangs April 1859 auf folgende Zahl:

1) In der Präsidentschaft Bengalen, den Nordwest-Provinzen und im Peng'âb steht eine bewaffnete Macht von 205,518 Mann an Europäischen- und Nativ-Truppen, die der Polizei- und den Civilbehörden zugetheilten Truppen inbegriffen. Dieselbe besteht aus folgenden Abtheilungen:

a) Die Armee der Königin:
Infanterie 48,475 Mann, Cavallerie 3,299 M., Artillerie 2,891 M.

b) Königlich britisch-indische Truppen:
Europäische Infanterie 3,619 Mann, europäische Invaliden- und Veteran-Compagnien 281 M., Sapeurs und Mineurs 1051 M., unbewaffnete Abtheilungen 400 M., Nativ Infanterie 14,294 M., reitende Artillerie 1,616 M. Europäische Fuß-Artillerie 3,311 M., Nativ Fuß-Artillerie 690 M., europäische Cavallerie 3,207 M., Bengal-Yeomanry-Cavallerie 264 M., reguläre Nativ-Cavallerie 269 M., irreguläre Nativ-Cavallerie 6,014 M., verschiedene Truppen-Abtheilungen 5,153 M.

c) Im Peng'âb standen:
Infanterie 27,813 Mann, Cavallerie 5,927 M., Artillerie 667 M.

Local-Corps: Infanterie 19,752 M., Artillerie 324 M., Lahore leichte Cavallerie 151 M.;

Polizei und andere für den Civildienst in den unteren Provinzen erforderliche Bewaffnete 6,380 M.;

Desgleichen die Militair-Polizei in den Nordwest-Provinzen aus 20,324 M. bestehend;

Militair-Polizei in Oude 7,227 M.;

Civiltruppen unter dem ersten Commissär des Peng'âb 23,070 M.

2) In der Präsidentschaft Madras eine bewaffnete Macht von 88,014 Mann, aus folgenden Truppentheilen bestehend:

a) Die Armee der Königin:
Infanterie 10,064 Mann, Cavallerie 1308 M., Artillerie 913 M.

b) Königlich britisch-indische Truppen:
Europäische Infanterie 3,019 Mann, Nativ Infanterie 52,294 M., Nativ be-

sondere Regimenter 4,571 M., Sapeure und Mineure 6,209 M., Civil-Corps 1,973 M., Nativ Cavallerie 3,013 M., europäische reitende Artillerie 732 M. europäische Fuß-Artillerie 1,585 M., Nativ Kanonen Lascars 1,182 M., Nativ Fuß-Artillerie 1,187 M.

3) In der Präsidentschaft Bombay befand sich eine bewaffnete Macht aus 92,098 Mann bestehend, und zwar:

a) Die Armee der Königin:
Infanterie 18,447 Mann, Cavallerie 3,235 M., Artillerie 1,584

b) Königlich britisch-indische Truppen:
Nativ Reitende Artillerie 604 Mann, europäische Fuß-Artillerie 1,412 M., europ. Ingenieure, Sapeure und Mineure 103 M., europ. Infanterie 2850 M., Nativ Cavallerie 1,515 M., Nativ Infanterie 28,295 M., Golanndauze Artillerie, Kanonen-Lascars, Artillerie-Fuhrknechte, Sapeure und Mineure 9,725 M.; irreguläre Cavallerie Corps 4,656 M., Infanterie 647 M., Civil-Corps 5,746 M. und das Salara Local- und Polizei-Corps 20,634 M.

Eine bestimmte Angabe der Stärke und Eintheilung der Armee geben zu wollen, liegt außer der Möglichkeit, indem die Armee einer Veränderung in numerischer Stärke-Eintheilung und Verfassung entgegengeht. Wie hoch sich die Stärke der europäischen Truppen für die Zukunft belaufen wird, ist noch unbestimmt, doch kaum unter 80,000 Mann — alte erfahrene Offiziere nehmen an, in Bengalen auf zwei Nativ-Regimenter ein europäisches, in Bombay auf drei Nativ-Regimenter eines und in Madras auf vier Nativ-Regimenter, ein europäisches Regiment —; desgleichen wie die neue Armee der Eingebornen für Bengalen gebildet werden wird, wie die mehr militairisch geordneten Polizei-Corps sein werden, welch eine Verfassung die Artillerie erhält, ob sie nur aus Europäern bestehen wird, und alle die auf die irregulären Truppen bezüglichen Einrichtungen, müssen wir übergehen, weil die darauf Bezug habenden Bestimmungen noch im Werke sind und nach und nach ins Leben treten werden. Dennoch können wir, die bewaffnete Polizei eingerechnet, 390,000 streitbarer Mannschaften annehmen, welche, von gegen 5,500 europäischen Offizieren angeführt, der britischen Regierung zu Diensten stehen, wobei auf 3,500 Eingeborene ein europäischer Soldat oder Beamte kommt. Von den augenblicklich noch in Indien stehenden 100,000 Mann Europäern kann die Regierung für jetzt unbeschadet 20,000 Mann her-

ausziehen. Annähernd sind es: 320,000 Mann Infanterie, 60,000 Mann Cavallerie, 20,000 Mann Artillerie und Pionniere und gegen 12,000 Mann Lascars und Fuhrleute beim Geschützwesen. Die Armee, alle damit in Verbindung stehenden Zweige, Militairbauten ꝛc. inbegriffen, kostete vom 1. Mai 1856 bis 1. April 1857 die Summe von 12,548,512 Pfd. Sterl.; in dem letzten Jahre sind die Ausgaben für das Heer über 14,000,000 Pfd. Sterl. gewesen [13]).

Aus dem Berichte, welchen die von der Regierung im Jahre 1858 gebildeten Berathungs-Mitglieder über die neue Bildung der britisch-indischen Armee dem Ministerium, unter 7. März 1859, eingereicht hat, werden folgende Vorschläge als nothwendig ausgesprochen [14]): Die Stellung der Offiziere solle nach den bisherigen Prinzipien bleiben, das heißt, keine Käuflichkeit, sondern persönliche Brauchbarkeit und die Berechtigung, welche das Verdienst der Eltern erwerben, erwirbt jungen Leuten eine Anstellung; dagegen sollen den neu ernannten Offizieren nur solche Rechte und Vortheile eingeräumt werden, wie die Königin es für gut finden würde. Die Stärke der europäischen Truppen in Indien ist auf 80,000 Mann festgesetzt worden — 15,000 für Madras, 15,000 für Bombay und 50,000 Mann für Bengalen, die Nordwest-Provinzen und das Peng'âb. Das Verhältniß der Europäer zu den Eingeborenen in diesen Provinzen ist mithin 1:2, in den beiden andern Präsidentschaften 1:3. Alle Mitglieder haben einstimmig sich dahin erklärt, die Artillerie nur aus Europäern zu bilden. Der militairisch gebildeten Polizei, welche leicht „ein gefährliches Element für künftige Zeiten" werden könnte, nur so viel militairische Bildung zu geben, als unumgänglich nothwendig ist. Den Dienst der Europäer in Indien auf 12 Jahre zu bestimmen und zu deren Gebrauch eine Gesundheits-Etappe am Cap der guten Hoffnung einzurichten. Die Rekrutirung der europäischen Regimenter durch Freiwillige, oder vermöge Anwerbung der in Indien nach vollendeter Dienstzeit entlassenen Soldaten zu bewirken.

Die Eingeborene Cavallerie soll nur aus irregulairer Cavallerie bestehen, in jedem Nativ-Regiment sollen der Commandeur, dessen Adjutant und ein Offizier bei jeder Schwadron Europäer sein; in Madras und in Bombay soll die regulaire Cavallerie noch vorläufig bleiben. Die Nativ-Infanterie soll nur aus regulairer bestehen, zu denen die Cadetten erst völlig ausgebildet eintreten dürfen. Ferner empfiehlt dies Comité folgende Vorschläge: 1) Die Nativ-Regimenter aus allen Casten und Nationalitäten zu bilden und in den Trup-

penabtheilungen rücksichtslos zu vermischen; 2) alle Native's zu jedwedem Dienst sowohl, als, daß sie auch außerhalb Indien dienen und fechten müssen, anzuwerben; 3) eine solche Aenderung in der Bekleidung der Europäer vorzunehmen, welche das Clima verlangt und deren Gewohnheiten zusagt; 4) bei allen militairisch-wissenschaftlichen Zweigen nur Europäer zu verwenden, den Sappeur allein ausgenommen; 5) eine Abänderung der Kriegs-Artikel, wobei auch den Befehlshabern eine erhöhte Strafgewalt verliehen wird; 6) Native-Commissioned und Non-Commissioned Offiziere nach ihrer Tüchtigkeit und nicht nach ihrem Dienstalter zu befördern, wobei den Regiments-Befehlshabern die Gewalt verliehen wird, Unteroffiziere ernennen zu dürfen; 7) eine mehr geordnete Weise in Aufstellung der Truppen in den Garnisonen und im Felde; 8) die Anzahl der europäischen Offiziere zu vermehren; 9) die Bildung eines besonderen Generalstabs-Corps; und 10) die europäischen Offiziere in jeder Präsidentschaft im Corps zu befördern und nicht mehr in den Regimentern, denen sie angehören.

Es haben sich von Zeit zu Zeit Stimmen erhoben, welche Militair-Colonien aus den ausgedienten europäischen Soldaten in solchen Gegenden bilden wollen, wo das Clima deren Ansiedelung begünstigt. Die alten Römer versuchten dies und mißglückten darin. „Veteranen wurden auf Tarent und Antium angewiesen, sagt Tacitus[15]), halfen jedoch dem Volksmangel daselbst nicht ab, da die meisten sich in den Provinzen zerstreuten, in welchen sie ihren Dienst beendet hatten; und nicht gewohnt, Ehen einzugehen und Kinder aufzuziehen, ließen sie verwaiste Häuser ohne Nachkommenschaft zurück, denn nicht wie sonst, wurden ganze Legionen ausgeführt mit ihren Tribunen, Centurionen und den Soldaten jeder Abtheilung, so daß sie in Einstimmigkeit und Liebe ein Gemeinwesen bildeten, sondern einander Unbekannte, aus verschiedenen Manipeln, ohne Führer, ohne gegenseitige Zuneigung, wie aus ganz fremder Menschenart plötzlich in Eins versammelt, eine Masse mehr denn eine Colonie." In unseren Tagen haben die gänzlich verunglückten Militair-Colonien in Rußland zur Genüge die Nachtheile, Gefahren und das Unzweckmäßige solcher Versuche an den Tag gelegt.

Das Offizier-Corps in der britisch indischen Armee bildet, wie in jedem Heere, den Kern desselben. Der Geist der Ehre, des Soldatischen und Kriegstüchtigen, welcher sich in ihm zeigt, läßt auf die Brauchbarkeit der Armee und auf ihre Erfolge im Felde schließen. In Indien wird dieser Geist durch zwei

Offizier-Corps repräsentirt: dem aus Briten bestehenden und dem aus Indern darin aufgenommenen Offizieren; jenes Corps bildet seiner bevorzugten Stellung, seiner höheren geistigen und sittlichen Bildung gemäß das eigentliche Offizier-Corps; wogegen dieses, das aus Natives gebildet, dem eingeborenen Soldaten näher stehend und aus ihm hervorgegangen ist, erst seine Bedeutung und Brauchbarkeit gewinnen kann, wenn der europäische Offizier mit ihm in so enger Verbindung als möglich bleibt; denn in ihm selbst lebt kein Corps-Geist, die Offiziere stehen vereinzelt da. Aus dieser Annäherung muß das gegenseitige Vertrauen erwachsen, welches die nothwendige Bedingung ist, soll mit Sicherheit auf die Armee der Eingeborenen gezählt werden. Sie wird nie fehlen, wenn der Offizier die seinem Stande gebührende, Achtung gebietende Stellung einnimmt, treu seinen Pflichten ist, seinem Berufe lebt, und gegen den Nativ-Offizier, der seiner Obhut anvertraut ist, diejenige Rücksicht zeigt, auf welche dieser die gerechtesten Ansprüche hat. Der Dienst kann mit aller Strenge ausgeübt werden, wenn dem militairischen Zwange das Gefühl der Menschlichkeit zur Grundlage dient.

So wie der Inder fühlen muß, daß er regiert wird, weil ihm die hohe Gabe der Selbstregierung abgeht, so erwartet auch der Sepoy, in allen Dingen geleitet zu sein, er wird gehorsam und mit Dankgefühl und Hingebung dem Offizier folgen, der seine moralische, geistige und sociale Lage zu bessern sich bemüht. Dies vermag er nur, wenn er dessen Denkweise, Gewohnheiten und Bedürfnisse kennt, das heißt, wenn er mit dem Sepoy in steter Verbindung bleibt und ihm Liebe für seinen Beruf einflößt. Ein solcher Offizier wird die Sprache der Eingeborenen aus dem Umgange lernen, die beste Art, sich am sichersten verständlich und beliebt zu machen.

Kein europäischer Offizier, selbst nicht der jüngste, sollte eher in Dienstthätigkeit treten, bis er seine Pflichten als Compagnie-Chef vollkommen kennt; er ist es, welcher durch Beispiel und Lehre den eingeborenen Offizier und dadurch den Sepoy anzuführen hat, denn nicht der persönliche Muth ist es, durch welchen Truppen zum Siege geführt werden, sondern durch die Ausbildung und durch das Geschick, mit welchem der Offizier seine Leute in den Kampf führt. In Indien, wo in Folge der climatischen Verhältnisse und der Lebensweise der Inder sich eine Behaglichkeit in die Kriegführung eingeschlichen hat, welche der Disciplin höchst schädlich sein muß, und wenn den vielen Vorsichtsmaßregeln gegen Sonne und Regen zu viel Vorschub geleistet wird, das

Militairische dabei untergehen muß, ist es die Pflicht der Befehlshaber, mit gutem Beispiele voranzugehen, und die der Offizier-Corps, sich gegenseitig zu überwachen.

Von dem Augenblick an, daß ein junger Offizier den Boden Indiens betritt, schreibt einer der berühmtesten Generale der britisch-indischen Armee[16]), wird ihm empfohlen, jeder englischen Idee und Gewohnheit zu entsagen, um nicht für einen Narren gehalten zu werden. Er soll nicht im Sonnenschein ausgehen, im Palankin reisen, anstatt zu Pferde; er muß sich von einer Panka Luft zuwehen lassen und viele andere Verweichlichungen mehr. Desgleichen soll er einen Kidmatgar, einen Sirdar-Baerer und einen Schwarm anderer Diener um sich haben, von denen ihm einer eine Tabackspfeife, ein anderer den Schirm, der dritte die Flasche, ein vierter den Stuhl nachzutragen hat. All diese Narrheiten werden aufhören, wenn es der gute Ton sein wird: „Englisch zu sein," denn um des Climas willen seine Natur und seinen Character zu verleugnen, ist Wahnsinn. Engländer im wahren Sinne des Wortes zu bleiben, darin liegt allein das Uebergewicht, welches die kleine Zahl von Briten über so viele Millionen Inder ausübt, es ist der Nimbus seiner Kraft und seiner Herrschgewalt. Darum sagt General Jacob von dem Offizier in der Bengal-Armee, daß, indem er seinen europäischen Character aufgab und sich das asiatische Wesen aneignete, dadurch sank; wogegen der Offizier der Bombay-Armee den Sepoy so soldatisch heranbildete, daß er halb europäisch wurde. Aber der Einfluß des Systems in der Bengal-Armee blieb leider nicht ohne nachtheilige Einwirkung auch auf die Bombay-Armee. Von den Tafeleinrichtungen und von dem Betragen einzelner Offiziere kann man mit ziemlicher Sicherheit auf den Geist eines Offizier-Corps schließen.

In den ersten funfzig Jahren der britischen Herrschaft in Indien rekrutirten sich die Offizier-Corps aus Abenteurern, jenen Resten unternehmender Charactere, wie solche namentlich aus Schottland im 17. Jahrhundert bald im kaiserlichen oder schwedischen Heere, bald im französischen oder russischen ihr Heil versuchten, und die nun in jenem Welttheile ein weiteres und reicheres Feld für ihren Ruhm und ihre Geldgier suchten. Clive's schnell und wunderbar erreichte Ehren und Reichthümer wirkten verführerisch; selbst viele der bereits körperlich gebrochenen Offiziere, welche in Indien eine höhere Stellung einnahmen, fragten nichts nach Ruhm und Ehren, sondern sie wollten reich werden,

wie und auf welche Weise, war ihnen gleichgültig, und untergruben so die Gesetze der Ehre [17]).

Mit der Regierung des Marquis Wellesley tritt ein Umschwung ein, Generale, wie Lord Lake und der nachherige Herzog von Wellington, schufen einen mehr ritterlichen Geist in der Armee, der in den kriegerischen Zeiten des Marquis Hastings, in den Mahratten- und Pindarie-Kriegen, in Nepal und Birma noch mehr gepflegt wurde und eine Menge von Männern heranbildete, die an Größe und innerer Tüchtigkeit dem Heere einen Ruhm verliehen, wie er nur in den besten europäischen Armeen zu finden ist. Unter den Offizier-Corps gewann das Soldatische und Ritterliche die Oberhand, alle Augen waren nach Europa gerichtet, als mit Napoleon eine neue Kriegführung und große Siege die Welt mit Erstaunen erfüllten, die Offiziere studirten seine Feldzüge, und der Wunsch, solcher Ruhmesbahn nachzufolgen, bemächtigte sich vieler Offiziere.

Die friedlichen Zeiten Lord Bentincks waren der Armee nicht günstig gewesen, es hatten sich aus den Birma- und Nepalkriegen Bedürfnisse unter den Offizier-Corps eingeschleppt, welche die kriegsfähige Brauchbarkeit der Armee schwächten und dem Feldherrn die Kriegführung erschweren mußten. Der Offizier hatte sich an große und bequeme Zelte gewöhnt, glaubte ohne eine bestimmte Anzahl von Dienern, ohne allerlei Comforts der verweichlichsten Art nicht ins Feld ziehen zu können, an Entbehrungen dachte Niemand, Jedermann hielt das Wohlleben und Behaglichkeit nicht nur für erlaubt, sondern auch mit dem Stande verbunden. Dieser Geist der Verweichlichung fand seine Stütze in abgelebten und unsoldatischen Befehlshabern. Commandirende Generale, welche vor ihrem Abgange nach Indien im ostindischen Hause den Eid leisten mußten, pflegten ihren Dank abzustatten. Einer derselben war körperlich so gebrochen, daß, als er vom Sessel aufstehen wollte ihm die Kräfte zu versagen schienen, und während der kurzen Dauer seines Ober-Commando's hatte er nie ein Pferd bestiegen; ein Anderer war so blind, daß er die Gegenstände nur auf wenige Schritte unterscheiden konnte [18]).

Da begann der Affghanenkrieg für die Armee mit einem Triumphzuge; Lord Keane, anstatt den militairischen Geist derselben zu heben, wirkte zerstörend auf denselben. Er selbst ging in den Krieg wie zu einem Feste, viele Hunderte von Kameelen mußten seine für die Tafelfreuden bestimmten Genüsse, seine großen Zelte und alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten mitschleppen;

wie konnte es daher anders sein, als, daß auch der jüngste Offizier mit ähnlichen Ansprüchen ins Feld zog, mancher seine Obern zu übertreffen suchte. Selbst im Frieden bestand der Troß eines commandirenden Generals aus 90 Elephanten, 300 bis 400 Kameelen, ebenso viel Zugochsen, 332 Zeltschlägern und 50 Trägern, welche die Glasthüren des großen Pavillon-Zeltes tragen mußten; erst Sir Ch. Napier verringerte dies auf 30 Elephanten, 334 Kameele und 222 Zeltschläger, wodurch monatlich 750 Pfd. Sterling erspart wurden [19]).

Aber diese innere Auflösung griff weiter um sich, sie wirkte entnervend auf den Sepoy, der seinem Offizier sich entfremdete, ihm nicht mehr so nahe stand wie zuvor, mit dem Sinken der Achtung vor seinem Offizier schwand auch das Vertrauen. Das alte System, die höchsten Stellen im Heere als Versorgung an gänzlich unbrauchbare Männer zu geben, wurde beibehalten; es rächte sich furchtbar, und als die Stunde der Prüfung und Gefahr kam, wurde mit dem Untergange einer großen Heeres-Abtheilung zu Cabul nicht nur die Armee, sondern auch die Regierung in ihren Grundvesten erschüttert. Welch eine nachhaltige Kraft in dieser lebte, und wie die Armee nur eines Impulses bedurfte und der Leitung guter Generale, um den alten Ruhm wiederherzustellen und die britische Militairmacht weit über Asien fühlen zu lassen, beweist der glänzend beendete Krieg in Affghanistan. Große und gefahrvolle Zeiten bringen bedeutende Charactere an die Oberfläche und bilden große Männer; die ausgezeichnetsten Helden bei der Bekämpfung des Militair-Aufstandes der Jahre 1857—58 gehören beinahe alle jenen Tagen an, es war die Schule der Erfahrung gewesen, welche sie gestählt und für das Große und Ungewöhnliche empfänglich gemacht hatte.

Nach dem Affghanenkriege wäre es die Aufgabe des Oberbefehlshabers der Armee gewesen, den Uebelständen, wie sie sich unter den Offizier-Corps kund gethan hatten, abzuhelfen; aber wenngleich der militairische Geist gehoben war, so blieben doch diejenigen Uebel, welche den sittlichen, den Geist der Ehre gefährdeten. Sir Jasper Nicholls, dem die Armee viel verdankte, verließ Indien, weil seine Körperkräfte nicht mehr ausreichten, sein Nachfolger Lord Gough hätte den Weg dazu anbahnen können, und begünstigt von dem Soldatenfreunde Lord Ellenborough und dem erfahrenen General Lord Hardinge wäre seinem Wirken sicherlich die erforderliche Unterstü[illegible] [illegible]orden, aber sei es, daß ihm das Geschick ha[illegible] [illegible] damals die

Armee so ausschließlich beschäftigten, ihn daran hinderten, es geschah nichts den vorhandenen Gebrechen ein Ende zu machen.

Sir Charles Napier wurde deshalb als commandirender General nach Indien geschickt, er sollte nicht nur den Kriegsruhm herstellen, sondern mit diktatorischer Kraft die Offiziere an ihre Pflichten erinnern. Auf welche Schwierigkeiten er stieß, wie er und Lord Dalhousie sich nicht verständigen konnten, wie er bereits das Schlimmste befürchtete, sagen seine Briefe[20]). — Sein Abschiedsbefehl an die Armee aus dem Lager von Ferozpor vom 9. December 1850 ist ebenso bezeichnend für den Character und ritterlichen Sinn dieses hochbegabten großen Mannes, als es uns zugleich den inneren Zustand des Offiziercorps derselben schildert. Mit der ihm eigenthümlichen Weise bringt Napier die unter den Offizieren herrschenden Gebrechen schonungslos vor die Oeffentlichkeit. Er verdammt das Sichhingeben zu einem Comfort, der zum Schuldenmachen führen muß, Schulden, welche der Offizier nicht in der Lage ist, bezahlen zu können, und wodurch er sich in den Ruf eines Betrügers versetzt. Bei einer Untersuchung kamen 53 Offiziere zur Anklage, welche die Summe von 5000 Rupien nicht bezahlen konnten; aber was das Entwürdigende bei der Sache war, daß, wie Sir Ch. Napier hervorhebt, einige derselben fortfuhren gut zu leben und ihre Diener nicht bezahlten. Er machte es den Befehlshabern der Regimenter zur Pflicht, die Tafel nach den Einnahmen der Offiziere einzurichten, und giebt als Ursache dieser den Corps-Geist untergrabenden Uebel hauptsächlich fünf an: 1) Viele Offiziere erhielten ihre Anstellung, ohne die gehörige Erziehung dafür zu besitzen, oder was noch schlimmer sei, ohne den Adel der Gesinnung zu haben, denn, wie Napier treffend bemerkt, das erste Erforderniß für einen Offizier ist, daß er wie ein Gentleman sich beträgt. 2) Mehrere junge Leute sind zu jung und noch mit schulartigen Ideen behaftet in die Armee getreten, und, anstatt sich ihren Pflichten zu widmen, überlassen sie sich den Einflüssen des Climas und gehen im Essen und Trinken unter. Ein strenges Unterrichten nebst praktischer Thätigkeit, so wie ein fleißiges Exerzieren werden solchem Müßiggange vorbeugen. 3) Wirken die vielen Märsche der Regimenter nachtheilig auf die Disciplin und verursachen größere Ausgaben, als die meisten Offiziere zu bestreiten vermögen. 4) Die kostbaren Einrichtungen der Offiziercorps giebt Napier den Befehlshabern der Regimenter schuld; und endlich 5) gewähren die vielen Geldbanken in Indien dem Offizier in zu leichter Weise die Gele-

genheit, sich Geld zu verschaffen, mit andern Worten, sich in Schulden zu stecken, die er entweder nicht bezahlen kann, oder an deren Abtragung er viele Jahre zu leiden hat.

Die Aufgabe eines Oberbefehlshabers im Frieden ist, die Armee auf kriegsfähiger Ausbildung zu erhalten, das heißt, durch Uebungen im Großen und Kleinen und durch Ueberwachung und Belehrung des Offizier-Corps. In Indien gestattet die eigenthümliche Lage des Landes die über weite Länderflächen gebotene Vertheilung der Truppen, und die damit verbundenen großen Kosten, keine Zusammenziehung großer Truppenmassen. Es sind ganz außerordentliche Fälle, wo zu solchen Friedens-Manövern ein Corps von 10,000 Mann vereinigt wird, weshalb den englischen Generalen nur selten die Gelegenheit geboten ist, Armeen von 50,000 oder 100,000 Mann in die Hand nehmen zu können. Sir Charles Napier beklagte dies in einem Briefe an den Verfasser, und wie wenig Generale die Gabe besäßen, große Truppenmassen richtig zu stellen und zu bewegen[21]). Den Generalen auf dem Continent wird zwar die Gelegenheit geboten, sich darin ausbilden zu können, aber dennoch sind wir des berühmten Feldherrn Meinung, daß dieselben darin nicht im geringsten besser und geschickter sind, als die englischen Generale. Das Geschick große Armeen dem Zwecke entsprechend zu leiten und in den Kampf zu führen ist ein angeborenes, und unter allen Künsten ist die des Feldherrn die größte und schwierigste. Regierende Häupter und die Prinzen fürstlicher Häuser haben den großen Vortheil, zu den geborenen Generalen zu gehören, indem sie in der für diesen Beruf erforderlichen Jugendfrische und Lebenskraft ihre Laufbahn beginnen. Wenn aus diesem Kreise so viele große Feldherrn hervorgingen, so verdanken sie es eben dem glücklichen Umstande, eine sehr sorgfältige Erziehung genossen und sich schon in frühester Jugend dafür ausgebildet zu haben; aber in langem Frieden artet dieser Jugendeifer für das Militairische in Kleinigkeitskrämerei aus und wirkt ertödtend auf den wahren kriegerischen Geist eines Heeres. General Jacob geht wohl zu weit, wenn er sagt: „es scheint beinahe unbezweifelt, daß Tausende unserer englischen Kaufleute in der That besser im Stande sind, eine englische Armee zu befehligen, als viele unserer Generale“ [22]).

Seitdem diese Ansicht so erfahrene Militairs aussprachen und sich eine gleiche Meinung in der Presse in England kund that, haben die letzten Kämpfe in Indien das Gegentheil dargethan. Augenblicklich besitzt keine Armee in

Europa so viele Generale, welche die Befähigung für das Feldherrntalent so glänzend bewiesen haben, wie die britisch-indische Armee in Bekämpfung des Soldaten-Aufstandes. Generale, wie Sir Henry Havelock, Sir James Outram, Lord Clyde, Sir Henry Lawrence, Sir H. Rose und andere der Helden mehr, haben große Talente an den Tag gelegt. Die dortige Kriegführung weicht weder in strategischen noch taktischen Bewegungen von der in Europa ab, in manchen Dingen hat ein Heerführer in Indien mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, welche vollkommen das aufwiegen, was die auf so hoher Ausbildung stehenden europäischen Heere vor den indischen Truppen voraus haben. Auch hat die Erfahrung bewiesen, daß aus den Kriegen in Indien die besten Generale für die britische Armee hervorgingen.

Den Comfort des Lebens, den der Engländer sich in seinem Vaterlande so behaglich zu schaffen weiß, trägt er auch nach Indien hinüber; aber hier, wo der Reichthum der Natur und der der Genüsse so mannichfaltig ist, wo das Clima, die Sitten und die Gewohnheiten den Bequemlichkeiten des Lebens so verschwenderisch Vorschub leisten, findet man es in einem noch höheren Grade. Die große Anzahl der Diener, wie denn ein Lieutenant deren selten unter acht hat, ein Capitain gemeinhin 12 und ein General wohl gegen zwanzig; die Sonderung von den Eingeborenen, denen gegenüber er sich als ein höheres Wesen zu stellen genöthigt ist, zwingen jeden seinen eigenen Haushalt zu bilden. Darum findet man in den Standquartieren so viele Landhäuser (Bangalow's genannt) als sich Offiziere dort befinden; und wo neue Standquartiere errichtet werden, sieht man in kurzer Zeit die schönsten Landhäuser, von den lieblichsten Gärten umgeben, entstehen. Hinter den Bangalow's liegen die von Lehm erbauten Baracken der Eingeborenen, Hütten ähnlicher, als ordentlichen Gebäuden. Dagegen werden die Casernen für die europäischen Regimenter mit Rücksicht auf den climatischen Einfluß gebaut, und deren Standquartiere sind möglichst nach den gesundesten Orten verlegt.

Jedes Offizier-Corps hat sein eigenes Restaurationslocal, welches aus einem Versammlungszimmer, einem Speise-Billardsaal und einem Bibliothekzimmer besteht; ein Blumen-, Gemüse- und Obstgarten versorgt die Tafel mit dem Nöthigen. Die Tafel ist oft mit zu großer Verschwendung eingerichtet, geschmückt mit silbernen Auffätzen und Schüsseln und auf reichem Geschirr servirt, was alles durch die weiten Länder mitgeschleppt wird. Die Tafel allein kostet jedem Offizier monatlich 60 Rupien. Dennoch muß man dem englischen

Offizier das Recht widerfahren lassen, daß er bei den größten Anstrengung
sich auch freudig den größten Entbehrungen unterzieht, wie dies der letzte Kri
aufs glänzendste dargethan hat; er will diese Bequemlichkeiten nicht aufgebe
wo er sie haben kann, weiß jedoch darauf zu verzichten, sobald es die Nothwe
digkeit gebietet. Gefährlich werden solche Comforts, wenn nach einem lang
und glorreichen Kriege ein langer Friede folgt und die Regimenter zu lange
einem Standquartiere bleiben.

In solchen Zeiten sind die einzigen Unterbrechungen des einförmigen Ga
nisonlebens, Wettrennen und Jagden, namentlich Elephanten-, Tiger- u
Eberjagden, ein Vergnügen und eine Gefahr, welche Jeder erlebt zu hab
wünscht, und weder Kosten noch Mühe scheut, sich diesen Genuß zu verschaffe
Nach solchen kühnen Jägern suchte der Herzog von Wellington, wenn es a
etwas Entscheidendes ankam. Früher war es zehnjährige Dienstzeit, he
geben sechs Jahre dem Offizier das Recht, auf zwei Jahre beurlaubt zu w
den, worauf er selten verzichtet; oder er sucht Erholung in einer der Gesun
heitsstationen: Simla, den Mahabaleshwarbergen, den Neilgheries, Che
Pünjy in den Cossyabergen und in Darjyling. Die meisten unter ihnen si
verheirathet, von denen einige Wenige Indien als ihr zweites Vaterland a
sehen, und nicht mehr nach England zurückkehren. Nur diese Wenigen si
es, welche sich glücklich in diesem Wunderlande fühlen, die Meisten scheid
nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit, hoffen in der Heimath ein zufrieden
res Leben zu führen, und finden hinterher, daß sie, den Angehörigen u
Freunden entfremdet, das Gesuchte nicht mehr erreichen können.

Erläuterungen und Quellen-Angaben.

1) Jesaia Cap. II. Vers 4.
2) Tacitus Ann. I. 23., III. 21.
3) Letter to the Marquess of Tweeddale by Major General Briggs, Madras Army, 1842. 8.
4) Sir Edward Paget's Evidence before the Comittee of the House of Commons 1825.
5) Prof. Wilson's History 3. Vol. p. 97.
6) ,,The Sepoys are admirable Soldiers, only give way when badly led by brave, but idle Officers, who let discipline and drill grow slack, and do not mix with them: being ignorant themselves they cannot teach the Sepoy. All this profuses confusion in action, and then the ignorant European officer, who has neglected his own studies, yet is as brave as a lion, tries to rally them with the glorious courage, which he ever shews: but courage will not restore order, and disorder necessarily produces defeat."

,,The Sepoys, who when well taught and well led, would oppose any troops in the world, fly when ill taught, howewer bravely led, for brave leading alone will not do. A military writer has justly remarked, that if two armies be alike in all things but the generals; and if one general be a lion in courage yet ignorant of how to lead, and the other a coward yet master of his trade, the latter will win the Campaign, for he will find brave men to second his wise plans. I often think of this, when I see Officers neglect the drill of their regiments. — The Companys European regiments are admirable, they will face any enemy in the world! I have the greatest admiration for them and know them well." Sir W. Napier's Life of Sir Charles Napier IV. Vol. p. 212.
7) Sir Charles Napier's Life. IV. Vol. p. 173, 175, 176 und 203.
8) Sleeman's Oude. 2. Vol. p. 362. Letter to Lord Dalhousie vom 10. April 1852.
9) Im Ganzen wurden in diesen 30 Jahren 331 eingeborene Offiziere kriegsrechtlich verurtheilt, und zwar: wegen Trunkenheit im Dienst 137 Offiz., wegen Insubordination 29 Offiz., wegen Empörung mit der Absicht die britischen Offiziere zu ermorden 46 Offiz., wegen Räuberei, Betrug und Unterschlagung öffentlicher Gelder 26 Offiz., wegen falsch schwören 5 Offiz., Entfernung ohne Urlaub 5 Offiz., Diebstahl, Einbruch und gewaltsamer Anfall 28 Offiz.
10) In der Cavallerie und Artillerie konnten von 4966 Mann nur 726 lesen und schreiben; in der Fuß-Artillerie und Infanterie von 39,988 Mann nur 7226 Mann und in den Sepoy-Rekruten-Depots konnten von 4321 Mann nur 280 Mann lesen und schreiben.

11) Die Sepoys verpflegen sich selbst, zu welchem Zwecke die Banyas einer Armee folgen, welche hinreichend die Bedürfnisse des Sepoys kennen und sich mit allem versorgen; sobald die Truppen ihr Lager aufgeschlagen haben, eröffnen die Banyas den Bazar und jeder Soldat kauft sich seine Bedürfnisse. Jeder Sepoy führt deshalb folgende Sachen mit sich: einen flachen Teller, Wassertöpfchen, Kessel, Pfanne und einen Becher, sämmtliches Geschirr aus Messing wiegt 22 Pfund außerdem führt er einen leichten Teppich und ein Kopfkissen mit sich. All diese Gegenstände werden auf einen Ochsen geladen, deren 10 bis 12 Sepoys einen besitzen. Der Sepoy trägt seine Wäsche und 60 Patronen im Tornister.

12) Der Verlust der Europäer in den Schlachten in Indien hat progressiv zugenommen, wenn er 1801 bei Assaye noch 1 zu 3 war, so betrug er bei Maharajpur 1845 schon 1 zu 6, bei Chillianwallah 1 zu 7 und in den Schlachten am Setlej 1 zu 5.

13) Ein europäischer Cavallerist kostet jährlich 90 Pfd. St., der Sepoy-Cavallerist 70 Pfd. St., der irreguläre Cavallerist 37 Pfd. St.; der europäische Infanterist 39 Pfd. St., der Sepoy-Infanterist 21 Pfd. St. 5 Schilling, der irreguläre Infanterist 11 Pfd. St. — Für die Militair-Arsenale wurden das Jahr 1856—57 250,000 Pfd. St. verausgabt, für die Pensionen der Offiziere 600,000 Pfd. St., für Pensionen der Sepoys 70,000 Pfd. St., für Rekrutirungen 40,000 Pfd. St. Im Allgemeinen belaufen sich die Ausgaben für sämmtliche europäische Truppen auf beinahe 28 Proc. des ganzen Budgets. — Campbell, India as it may be, 8. 1853. London by Murray. 1 Vol.

Ein Königliches Dragoner-Regiment zu 701 Reitern kostet 79,680 Pfd. St.; ein Sepoy-Cavallerie Regim. zu 500 Reitern 34,840 Pfd. St.; ein Nativ-Irregul. Cavallerie 6 Ressalahs 584 Reiter kosten 18,770 Pfd. St., Königliche Infanterie 9 Compagnien 1068 Mann kosten 61,120 Pfd. St.; die europäischen Regimenter der ostindischen Compagnie, 10 Compagnien stark oder 970 Bajonnette, kosteten 52,380 Pfd. St; Nativ-Infanterie, 10 Compagnien oder 1160 Mann stark, 25,670 Pfd. St. Eine Brigade Artillerie aus Europäern und Nativ gebildet kostete 59,310 Pfd. St.; ein Bataillon Fuß-Artillerie 31,020 Pfd. St.

14) Die Commission bestand aus folgenden Mitgliedern: Herzog von Cambridge, General Peel, Lord Stanley, General-Major Melville, General Marquis Tweedale, Capt. General Sir G. A. Wetherell, Lieut. Gen. Sir H. Smith, Gen. Maj. Montgommerie, Gen. Maj. Hancock, Oberst Burlton und Oberst Tait.

15) Tacitus, Ann. XIV, 27. Böttticher's Uebersetzung.

16) The Views and Opinions of General Jacob, 8. London. 2. edit., p. 99, 100, 104 etc.

17) „Many Officers of rank, who at that time (1778) entered the Company's service at an advanced period of life, came to India, less with an idea of attaining rank of honour, than of making fortunes, by any means. Their pay was inadequate, and as the manner of regulating the supplies, carriage, and equipement of an Army, was without system, the shameless corruption and embezzlement which frequently prevailed, excited the jalousy of the governments without eiter suggesting efficient checks, or engaging by high confidence those better feelings, which, with the ideas common to their profession they would perhaps in most instances have retained." Grant Duff, Mahratta War, 2. Vol. p. 362, 363.

18) Speech of Colonel Sykes in the House of Commons, on Febr. 18. 1858, on the proposed India Bill.

19) Life of Sir Charles Napier. IV. Vol. p. 321. An derselben Stelle schreibt Napier, daß der General-Gouverneur Lord Dalhousie mit einem Troß von 135 Elephanten, 1060 Kameelen, 700 Zugochsen, 135 Packwagen und 488 Zelten reiste. Seine Eskorte bestand aus der Leibgarde, 1 Regiment Cavallerie, 1 Regiment Infanterie und 6 Geschützen, gegen 6000 Mann, außerdem ebenso viele Diener.

20) Aus den vielen denkwürdigen Aeußerungen fühlen wir uns aufgefordert die nachfolgende mit Napiers eigenen Worten anzuführen, weil darin Warnung und Lehre für alle Armeen und für unsere Zeit ganz besonders ausgesprochen sind. „In these days, schreibt Napier in Vol. IV. p. 306, the rich do not look enough to the poor. We have great exertions for public charities indeed, but there is a seperation in England between the rich and the poor, and to me it is a strong indication of decline. The rich keep select society, and all strive to belong to the honoured caste just above them. This produces debt with the set-up people, and hatred with the set-down. This caste and luxury has also pervaded the army: no soldier can now go up to his officer and speak to him without a non comissioned officer gives him leave and accompanies him! His captain is no longer his friend and chief: he receives him with upstart condescension, is very dignified and very insolent, nine out of ten and as often the private goes away with disgust or contempt, instead of good, respectful comrade feelings. Then soldiers goes daily to school, or his library, now always at hand, and those daily acquires knowledge, while his dignified officer goes to the billiard room, or the smoking room; or thruthing about with a forage cap on the side of an empty pate, and clothed in a chooting jacket or other deformity of dress, fancies himself a great character, because he is fast and belongs to a fast regiment, i. e. a regiment unfit for service, commanded by the adjudant and having a mess in debt!" —

21) Als der Verfasser sich 1842—43 in Ferozpor bei der Armee aufhielt, wo nach der Rückkehr der Corps, unter Sir George Pollock und Sir William Nott, sich mit der Reserve-Armee 40,000 Mann daselbst befanden, über welche der commandirende General Sir Jasper Nicholls den Oberbefehl führte, wurden unter dessen Leitung beinahe täglich große Uebungen vorgenommen. Sir Jasper Nicholls wußte nicht wie er diese Truppenmasse handhaben sollte, die Bewegungen beschränkten sich auf schwer verständliches Hin- und Hermarschiren, oder auf ein Einüben von: „Stillstehn" und „Rührt euch." Dies war die Aeußerung, deren sich der Verfasser vertrauungsvoll bediente, als ihn ein befreundeter hoher englischer Offizier deshalb befragte, und welche in nachstehendem Briefe von Sir Charles Napier Veranlassung zu den darin ausgesprochenen Ansichten gab. Wir glauben das Vertrauen des berühmten Generals nicht zu mißbrauchen, wenn wir diesen merkwürdigen Brief veröffentlichen, und besonders da viele von dessen Freunden es wünschten.

Hyderabad 25. June 1843.

„My dear von Orlich!

Many thanks for your obliging letter. I wish you had been with us at Meeance and at Hyderabad. Your great Kings „instructions" were

with me[1]). On a Campaign a General should never cease to refer to first *principles* and it is only by constantly consulting the axioms of such great men, that we learn to do our work. — You will see, that these great manoeuvres ,,order arms" — ,,stand at ease" were not much practised by us! How we laughed when we heard of your witty observation! — at least I did for I know very well that it was *well deserved*. I do not Know who the commander was at your reviews, but I do well know that when we do so assemble, *we* Generals do not know how to manoeuvre them, for we *never read* we English soldiers, we trust to God and the Queen like good Christians and good subjects. However with small bodies of 10,000 men we do pretty well, but I do not believe we have a living General that could wield 100,000 men, except the Duke of Wellington and perhaps Lord Seton and my brother who wrote the History of the Penisular War, and who I believe to possess extraordinary military abilities. However you may judge by his history for no man can write a good book on any subject which he does not thoroughly understand. But still we have *no practice*. The Duke is the only man among us who has abilities and practice united and he is a Phenomenon: my observation applies to ordinary English Generals; and to tell you the truth, my good friend, I do not think your Continental Generals are a bit better! We are all too old before we obtain command; and have not the necessary physical strength, nor the habit of command both of which are required. Why I was 54 before I held the rank of Major General! I am now 60 and a great deal too old for my work, I ought to be sent home to England to sit in an armed Chair and *actively* cough my way to the Churchyard.

When I go home I mean to pay a visit to the land of the Great King and hope to meet with you at Berlin. Till then adieu I shall call upon my ancient *Aide de Camp*!

Yours very sincerely

C. Napier.

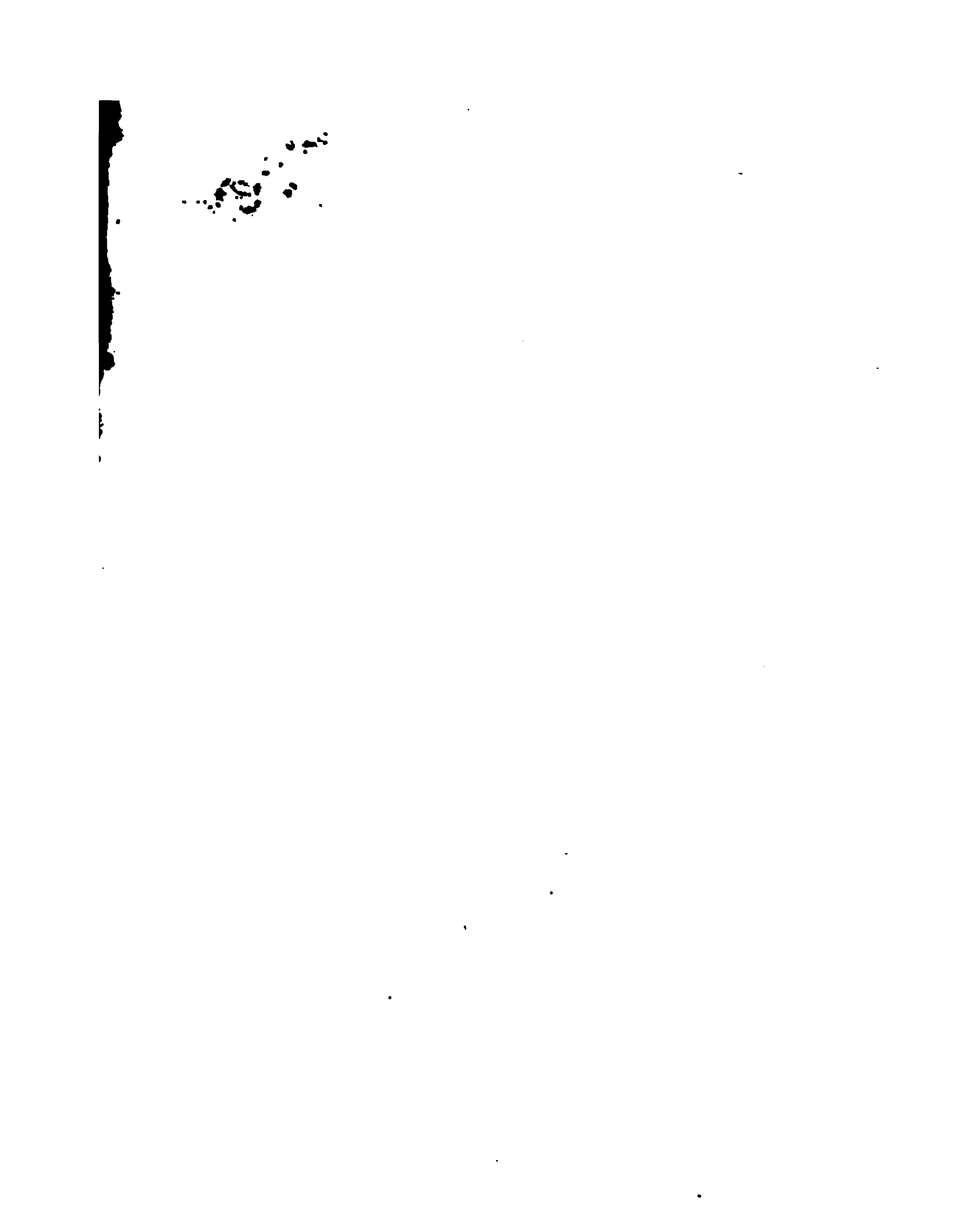
I only received your letter this day, though it is dated the 10 March! The Beloochees interrupted our post very much.

22) ,,It seems abundantly certain that thousands of our English merchants are really better able to command an English Army than many of our General officers." The Views and Opinions of General Jacob 2. edit. p. 101.

---

1) Es bezieht sich dies auf einige Gespräche, welche der Verfasser mit Sir Charles Napier zu Karadschy hatte über Friedrichs des Großen Feldzüge und seine Instruktionen.

Register.



Indien und seine Regierung.

Nach
den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften
von

Leopold von Orlich.

„Regna bellaque per Gallias semper fuere, donec nostrum jus concederetis. Nos, quamquam toties lacessiti, jure victoriae id solum vobis addidimus, q[illegible] pacem tueremur. Nam neque quies gentium sine arm[illegible] neque arma sine stipendiis, neque stipendia sine tribu[illegible] haberi queunt." *Tacitus, Hist. IV.* 74.

Zweiter Band.

Zweite Abtheilung.

Castenwesen, religiöses Leben, Volkscharakter, Erziehung, Kunst und Wissenschaft, Regierung und Verwaltung, Produkte, Handel und Finanzen, Landbau und Reiots.

Leipzig,
Verlag von Gustav Mayer.
1861.

Culturgeschichte Indiens,

enthaltend

Schilderungen des Castenwesens, religiösen Lebens, des Volkscharakters, der Erziehung und Mission, der Kunst und Wissenschaft, der Regierung und Verwaltung, der Produkte, des Handels und der Finanzen, des Landbaus und der Reiots.

Mit Benutzung des Nachlasses von Leopold von Orlich und nach den vorzüglichsten Quellen

von

Dr. Karl Böttger,
Professor am Gymnasium zu Dessau

Leipzig,
Verlag von Gustav Mayer.
1861.

Das Recht der Uebersetzung gehört dem Verfasser.



Vorrede.

Obgleich der Herausgeber dieser letzten Abtheilung des groß-
ngelegten und aus weit umfassenden Studien über alle Ver-
'e des indischen Reiches hervorgegangenen Orlich'schen Wer-
s vielen Gründen kein Freund längerer Vorreden ist, die
ılich doch nichts weiter sind, als mehr oder weniger maskirte
en, so hält er es doch für zweckmäßig, ja selbst für nothwen-
ıige Bemerkungen über die Entstehung dieses letzten Bandes
ıschicken, dessen Abfassung und Abrundung ihm besondere
:rigkeiten bot. Herr Major Leopold von Orlich, der schon
eine in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter
sten Reisebeschreibungen bewiesen hatte, wie gründlich er
ien aus eigener Anschauung kannte, hatte zu dem vorliegen-
:rke außerdem höchst sorgfältige und weit ausgedehnte Quel-
ien gemacht (in Indien ging ja überhaupt das Studium der
dem der Menschen vor), als ihn ein allzufrühzeitiger Tod
affte. Der Verleger wandte sich unter diesen Umständen mit
frage an den Unterzeichneten, ob er nicht versuchen wolle,
ch nicht erschienenen letzten Band druckfertig zu machen und
ıdte zugleich die von Orlich hinterlassenen Excerpte und
kripte. Da mir nun diese auf den ersten Blick sehr reichhal-
ı fast druckfertig erschienen, da ich ferner seit längerer Zeit
:it geographischen, freilich vorzugsweise oceanischen Studien

beschäftigte, besonders aber, da es mir fast unmöglich war, dem ve
ehrten Verleger, den ich seit einer Reihe von Jahren kenne und ho
schätze, eine dringende Bitte abzuschlagen, so entschloß ich mich
der Herausgabe, die mir aber später weit mehr Schwierigkeit
bot, als ich anfangs erwartet hatte. Ich fand nämlich nur d
ganze erste Kapitel über das Kastenwesen und die größere Häl
des zweiten über die Religion und das religiöse Leben der Hind
in einem Zustande vor, der den Abdruck nach einer sorgfältig
Revision ermöglichte. Diese erste Hälfte des vorliegenden Band
ist daher im Wesentlichen in der Form der Öffentlichkeit übergeb
worden, wie sie der Verewigte abgefaßt hatte. Was aber die f
genden sechs Kapitel anbelangt, so überzeugte ich mich bald, d
ich von den Orlich'schen Manuskripten gar wenig direkt brauch
könne, sondern neben diesen, welche allein einen kleinen Koffer fü
ten, auch alle Originalquellen — namentlich die, welche der V
fasser schon benutzt hatte, — nochmals genau durchstudiren müs
Durch diese Studien häufte sich mir selbst eine Masse von Mater
über das interessante Land im Gedächtnisse und auf Zetteln a
das ich gern recht frei und selbständig verarbeitet haben würd
wenn nicht gewisse Rücksichten und Bedenken diese freiere Bew
gung wieder gehindert hätten. Ich hielt mich nämlich von Anfa
an für verpflichtet, alles nur irgend Brauchbare, namentlich v
den eigenen — oft englisch oder halbdeutsch und bisweilen se
flüchtig hingeworfenen — Gedanken v. Orlich's in den Text zu v
weben und fürchtete zugleich, durch eine zu weit getriebene Vorlie
für eigene Studien dem letzten Bande ein fremdartiges Geprä
zu geben, ein Übelstand, den ich vor Allem vermeiden wollte u
im Allgemeinen auch vermieden zu haben glaube. Aus den e
wähnten Gründen ist mir die einem denkenden und nicht bloß com
pilirenden Schriftsteller stets wünschenswerthe freiere Bewegun
nur da möglich gewesen, wo sich im Nachlasse kein oder fast kei

Material vorfand, z. B. in den Kapiteln von der Erziehung und Civilisation und zum Theil auch in der Schilderung des Nationalcharakters. Die nicht eben leichte und jedenfalls mühevolle Arbeit des Herausgebers bestand demnach vorzugsweise darin, Orlich'sche Bemerkungen und Excerpte zu einem zusammenhängenden Texte zusammenzustellen oder in denselben einzuweben. Aber es fanden sich auch wieder Partien des Buches vor, für welche der große Sammelfleiß des Verstorbenen eine ungemein reiche Fülle von Material, das freilich mitunter sogar Widersprüche enthielt, gesammelt hatte; hier war also eine Beschränkung und kritische Sichtung nöthig. Zu diesen Partien gehörten namentlich die Armeeverhältnisse, welche in ihren Grundzügen schon vom Verf. selbst am Ende der ersten Abtheilung dieses Bandes dargestellt sind. Auch in Bezug darauf stellte ich die sonstigen Notizen des Verf. zusammen und sammelte eigene aus den mir vorliegenden Blaubüchern des englischen Parlaments. Ich bedauerte aber bei diesen Studien, daß mir hier die so unbedingt nöthige lebendige Anschauung fehlte, welche v. Orlich gerade hier in hohem Grade besaß. Ich gewann es daher über mich, auf die Veröffentlichung dieser viele Bogen füllenden Studien — einige Fragmente im Anhange ausgenommen — zu verzichten und wurde überdies dazu noch durch zwei Gründe bestimmt. Ich sah nämlich bald ein, daß ich doch nur Zustände und Verhältnisse schildern würde, welche schon durch die indische Revolution ganz und gar modificirt worden sind, in der neuesten Zeit aber eine radikale Umgestaltung erfahren werden, und bemerkte ferner, daß diese auch viele statistische Tabellen enthaltende Abtheilung gegen 10 Bogen füllen würde, während mir von vornherein für die Bogenzahl dieses letzten Bandes vom Verleger eine bestimmte Gränze festgesetzt war. Aus ähnlichen Gründen verzichtete ich auch auf eine einigermaßen vollständige Darstellung der commerciellen Verhältnisse Indiens, welche zugleich einen Abriß der Handelsgeschichte

nöthig gemacht haben würde, obgleich ich hierzu außer einzeln Orlich'schen Notizen namentlich in den Werken Macgregor's, Re mann's u. a. reichhaltigen Stoff vorfand. Ebenso fehlte es auch Raum für die Vervollständigung der im zehnten Abschnitte d ersten Bandes bereits entworfenen Geschichte der Revolution, welc überdies noch keineswegs zu einem Abschlusse gelangt ist, fern für eine Reihe von Biographien, aus der nur die des Raja Ra mohún Roy für den Anhang ausgewählt wurde. Mögen nun au diese Weglassungen zum Theil gemißbilligt werden, so hoffen w doch, durch diesen Band, wie er aus den eigenthümlichen Verhäl nissen seiner Entstehung heraus sich gestaltet hat, einen Beitrag z nähern Kenntniß der indischen Cultur gegeben zu haben und n mentlich, wie dies schon ein Blick auf das Register zeigen wird, nic dem Tadel zu verfallen, daß derselbe arm an Stoff und allzu fra mentarisch sei. Das Register selbst ist insofern nicht bloß von rel tiver Wichtigkeit, als in dasselbe noch einige Notizen eingefügt wu den, für welche sich im Buche selbst keine passende Stelle fand. W bitten zum Schlusse den geneigten Leser, uns diejenige Nachsicht g tigst zu Theil werden zu lassen, welche ein unter so schwierigen Un ständen entstandenes Werk wohl beanspruchen darf.

Dessau, den 3. November 1861.

K. Böttger.

Inhalt.



Zweite Abtheilung.



1.

Das Classen- oder Casten-Wesen der Hindu's.

„It is, perhaps, in the division and employment of the classes that the greatest alterations have been made since Menu."

Elphinstone.

Unter allen Völkern des Alterthums, welche einen höhern Grad menschlicher Ausbildung erreichten, sind die Hindu's das einzige, von welchem wir keinen Bericht besitzen, dem wir den Charakter des Geschichtlichen beimessen könnten. Was wir aus ihren Schriften und Ueberlieferungen zu entziffern im Stande sind, beruht auf Bruchstücken, die uns von ihren fürstlichen Geschlechtern, von deren Herrschaft und Wirksamkeit berichten; aber Alles ist in so unchronologischer Weise zusammengestellt und mit so viel Fabeln verwebt, daß man vergeblich nach einem Faden des Zusammenhangs forscht. Selbst die Daten der merkwürdigsten Ereignisse und Persönlichkeiten vor Alexanders Zug nach Central-Asien und längs dem Indus sind schwankend. Jahrtausende sind in Dunkel gehüllt, aus welchem, durch große Zwischenräume getrennt, einzelne Lichtblicke hervorbrechen. So giebt ein großer Forscher die Gesammtzahl der Regierungen der Monarchen Nepals auf 3085 Jahre an, wo die zwei ersten Dynastien allein 2121 Jahre herrschten, und die dritte Dynastie 1323 Jahre vor Christo zu regieren anfing [1]).

Es war im westlichen Asien, dem Caucasus, Iran und den angränzenden Ländern, wo unsere Urväter, die Aryas oder Arier lebten, und von wo aus ein Theil derselben, vielleicht vor fünf Jahrtausenden, sich in Bewegung setzte. Diese jüngeren und weniger gebildeten Stämme drangen gegen Europa vor, bevölkerten Griechenland, Italien, Deutschland, Frankreich und den Norden Europa's. Was sie zu dieser Wanderung vermocht, welche, wie alle

solche großen und gewaltigen Bewegungen, in verschiedenen Zeiträumen stat
gefunden haben muß, ist in ein tiefes Dunkel gehüllt.

Der Hindu war der Letzte dieses Bruderstammes der arischen Völker u
der älteste und Urstamm des Ariergeschlechts [2]). Er richtete seine Wanderu
nach Südosten, theils durch die schwierigen Pässe des Himâlaja, theils z
Wasser. Jene folgten dem Laufe des Fünf-strom-gebiets, welches d
Indus bildet, unterwarfen oder vertrieben die dortigen Einwohner aus d
fruchtbaren Thalebenen und machten sich zu Herren des Landes. Hier blieben s
unberührt von den großen und gewaltsamen Bewegungen Persiens, Assyrien
Griechenlands und Roms, durch welche die nach Nordwesten ziehenden Ar
nischen Völker die Leiter und Lenker der Weltgeschichte geworden sind, hier bi
deten sie in sich abgeschlossen ihre eigene Welt, gründeten Reiche und macht
sich nach Jahrhunderte langen und blutigen Kämpfen zu Herren von Indie
Es war in diesen Kämpfen, wo die Kschatrija-Caste (Krieger-Caste) au
gerottet wurde, und es den Brahmanen möglich machte, sich die Oberhand z
verschaffen [3]). Aber ihre Herrschaft bedurfte der Krieger. Deshalb kamen na
dem berühmtesten Barden Rágaputra Kandra die drei großen Götter: Brahm
Vishnu und Çiva auf dem Berge Arbuda zusammen, um nach der V
nichtung der Kschatrija-Geschlechter durch Parasu-Ráma neue Kriegergeschlecht
zu erschaffen [4]).

Nach Jahrhunderten folgte der zweite große Kampf der Hindu's geg
die Ureinwohner im Süden Indiens, beschrieben im poetischen Rámáyana, d
Ilias der Inder, als der Kampf eines göttlichen Helden gegen böse Geis
und ungeschlachte Riesen. Auf diesen folgt eine dritte große Bewegung, ei
abermaliger Kampf um die Herrschaft, wie solcher in den Mahábhárata geschil
dert wird; aber das uralte Epos ist in dieser Dichtung von den Brahmane
in eine didaktische Legende umgewandelt worden.

Wenn die Geschichte der Hindu-Dynastien, deren Bildung, Leben un
Wirken in Dunkel gehüllt sind, so doch nicht die Gesetze, Religion, Sitten un
Gebräuche der frühesten Hindu's, aus denen wir den Charakter und das Wes
dieses ewig merkwürdigen Volkes kennen lernen. Darin sehen wir, wie d
Hindu diese Existenz als einen Durchgang zu einer anderen und besseren Wel
ansah; nach dieser waren alle seine Gedanken gerichtet, weshalb das Leben fü
ihn nur deshalb Werth hatte, weil er fühlte, daß er durch dasselbe erst zu einem
andern Sein, dem der Ewigkeit, gelangen konnte. Er schloß seine Augen diese

Welt äußern Scheins und rastloser Thätigkeit, um sie der Welt des Gedankens und der beschaulichen Ruhe zu öffnen.

Die ältesten und den Hindu's heiligsten ihrer Schriften sind die Veda's [5]). Sie begreifen in sich die frühesten theologischen und philosophischen Werke der Hindu's und sind theils in Poesie, theils in Form von Gesetzbüchern abgefaßt. In ihnen ist ihre früheste Autorität niedergelegt, es sind für den Hindu Worte der Ewigkeit, welche dem Forscher über alles Auskunft geben, was er wissen und wonach er leben soll. Sie sind für ihn das heilige Buch, der Inbegriff all seines Wissens von Gott und der Welt, die Richtschnur seines zeitlichen Lebens, damit er des ewigen versichert sei.

Uralten Ursprungs vererbte sich diese geistige Gedankenwelt viele Jahrhunderte hindurch in mündlicher Ueberlieferung, weshalb Vieles aus dem Veda-Zeitalter, diesem Hintergrunde der gesammten Indischen Welt, für uns verloren gegangen ist; manche Werke sind vielleicht gänzlich verschwunden, andere wohl noch verborgen, so daß Jahre vergehen werden, bis alle Schriften aus jenem fernliegenden Zeitalter zum Verständniß gebracht sind. Dann aber werden wir die geistige Entwickelung der Menschheit aus jener Urzeit mit klarerem Blicke zu beurtheilen und richtiger zu erkennen im Stande sein.

In den frühesten Gesängen der Veda's ist wenig des Mystischen, in denen des Rig-Veda geschieht der philosophischen Betrachtungen nur geringe Erwähnung. Der Kampf zwischen Königen, zwischen herrsch- und eifersüchtigen Ministern, Triumphe oder verlorene Schlachten nebst Kriegsgesängen und Verwünschungen bilden hauptsächlich deren Inhalt, wogegen das thätige Leben des Menschen in den Rischis seinen Ausdruck findet.

Je mehr die Hindu's nach Indien vordrangen, wo sie sich der reichen Thäler und üppigen Waldungen des Ganges und Central-Indiens bemächtigten, desto mehr zog sich ihre Gedankenwelt von dem äußeren Leben ab, um sich völlig ungestört dem Seelenleben überlassen zu können. Obwohl eingedenk dessen, was Recht und Unrecht, was Tugend oder Sünde, wie man dem Gesetze gehorsam sein müsse, hatte doch das Leben nur in dem geistigen Dasein, in dem Versinken nach dem Ewigen und Unerforschlichen Werth für die alten Hindu's [6]). Der Freude oder dem Genusse entsagen zu können, und sich dem Schmerze oder den mühseligsten Prüfungen und Entbehrungen hinzugeben, war das Ziel, wonach ihr nach dem Höchsten ringender Geist strebte. Die Hindu's waren eine Nation von Philosophen. Ihre Kämpfe waren die Kämpfe

des Gedankens. Die Geschichte bietet uns kein Beispiel, daß das innere Seelenleben die praktischen Fähigkeiten eines Volkes so völlig absorbirt hätte.

Vergeblich ist es, den Zeitraum festzustellen, wann die Veda's zusammengetragen wurden. Einige gelehrte Forscher setzen die Zusammenstellung der Yajûr Veda's in das Jahr 1580 vor Christo; Andere, wie Colebrooke, versetzen Vyâsa, den Zusammensteller der Veda's, zwischen das 14. und 12. Jahrhundert, wogegen die Hindu's behaupten, daß er 3000 Jahre vor Christi Geb. gelebt habe. Die Annahme, welche auf die in den Veda's vorkommende astronomische Eintheilung gegründet ist, widerspricht dem und bietet mehr Wahrscheinlichkeit für jene Behauptung [7]).

Der Veda hat ein zwiefaches Interesse: er gehört zur Geschichte der Welt und zur Geschichte von Indien. In der Geschichte der Welt füllt er eine Lücke aus, welche kein literarisches Werk irgend einer anderen Sprache zu ersetzen im Stande ist. Er versetzt uns in Zeiten, über welche wir sonst nirgendwo Auskunft erhalten können. Die Veda's geben uns die wirklichen Worte eines Menschengeschlechts, von welchem wir sonst nur vermöge der unsichersten Schlußfolgerungen eine Kenntniß hätten erhalten können. Die erste Stelle in der langen Reihe von Büchern, welche die Schilderungen dieses Aryazweiges der Menschheit enthalten, wird ewig dem Rig-Veda angehören [8]).

An die Veda's reiht sich das Gesetzbuch Menu's an, welches uns zuerst ein vollständiges Bild des gesellschaftlichen Zustandes der Hindu's giebt, und da die Veda's dem heutigen Brahmanen unverständlich sind, so begnügt er sich mit den Gesetzen von Menu und den sechs philosophischen Systemen der Purânas und der Tantras. Menu erklärt, was auch die alten Gesetzbücher Sûtrâs ausdrücken, daß die Veda's die Wurzel des Gesetzes sind. Er sagt: „Den Dahingegangenen, den Göttern und den Menschen ist der Veda ein ewiges Sein; der Veda ist erhaben über Vernunft und Macht des Menschen. Ueberlieferte Gesetzverordnungen, die nicht auf die Veda gegründet sind, sowie alle verwirrten Theorien des Menschen, erzeugen keine gute Frucht nach dem Tode. Sie entspringen alle aus der Finsterniß. Was sie auch sein mögen, sie werden blühen und hinsterben, und in den letzten Tagen entstanden, sind sie eitel und falsch. Die vier Classen der Menschen, die drei Welten, die vier Stufen des Lebens, Alles ist gewesen, ist und wird erkannt durch den Veda. Der ewige Veda erhält alle Geschöpfe, und ist deshalb das höchste Mittel zur Erlösung des Geschöpfes Mensch. Den Befehl über königliche Armeen, königliche Ge-

ie Macht zu strafen, die fürstliche Herrschaft über alle Völker, verdient
, welcher die Veda's vollkommen versteht. Sowie das Feuer mit zuneh-
Kraft selbst saftige Bäume in Asche verwandelt, so wird der, welcher
a's versteht, jeden Keim der Sünde aus seiner Seele verbannen, die aus
Werken entstand. Derjenige, welcher den Sinn der Veda's vollkommen
, nähert sich, obgleich er in einer der vier Stufen des Lebens verbleibt,
tlichen Natur, trotz dem, daß er in dieser niedrigen Welt wandelt."
n jener Urzeit war es Niemand verboten, die Veda's zu hören oder zu
Auch finden wir in den Veda's sehr oft fünf Classen von Menschen
t, aber niemals wird der Súdras oder der Kschatrija's gedacht. Da
ter den alten Hindu's wie unter den alten Persern nur vier Classen
n, so bildeten die Gefangenen, Feinde oder Sclaven die fünfte Classe.
schis flehen zu Indra, den Ungläubigen „die schwarze Haut abzuziehen."
ie Veda's, welche Menu bei Abfassung seines Gesetzbuches zur Grund-
enten, waren ihm eine unbestreitbare Autorität. Menu's Gesetzbuch wird
Form, in welcher wir es besitzen, in die Zeit von 1280 bis 880 vor Chr.
; aber eben diese Unsicherheit macht es um so schwerer, den Zeitraum
ellen, in welchem die viel älteren Schriften der Veda's entstanden sind.
ligion des Menu ist die der Veda's; weder der Lieblingsgötter des heu-
Hindugeschlechts, des Rama, Crishna und Anderer wird darin ehrfurchts-
dacht, noch geschieht darin der großen Streitfragen unserer Tage irgend
wähnung, z. B. der neuen Lehren, besonderer Orden, Verbrennung der
en und anderer Dinge. Denn die Brahmanen können sich des Kuh-
s und sonstiger heute verbotener Nahrung bedienen und Frauen aus
n Classen heirathen. Obgleich wir weder von Menu, noch von den ural-
mmentatoren eines Callûca und Anderen darüber belehrt werden, so ist
unbezweifelt, daß das Hindu-Volk schon viele Jahrhunderte vorher ein
her Stufe der Cultur und Geistesbildung stehendes Geschlecht gewesen
ß, ehe ein solches Gesetzbuch zusammengetragen werden konnte. Der weise
lator wollte vielleicht seiner Zeit das Werk eines vollkommenen Gemein-
unter Hindu-Institutionen ans Herz legen [9]).
n Menu's Gesetzbuch werden wir zuerst von der Eintheilung überrascht,
die menschliche Gesellschaft in vier Classen oder Casten theilt: den Prie-
d (Brahmanen), den Soldatenstand (Kschatrija), die Gewerbtreibenden
a's) und die Dienenden (Sudra's) [10]). Seit Menschengedenken findet

sich unter beinahe allen Völkern des Alterthums dies Sichabsondern der Menschen in verschiedene Stufen, welche entweder auf religiösen Verordnungen beruhen oder durch Zeit und Gewohnheit eine Geltung fanden. Aber unter keinem Volke, selbst nicht unter den alten Aegyptern, ist diese Classenscheidung eine so scharfe, eine so unersteigliche Kluft geworden, wie unter den Hindu's. Obgleich dies Castenwesen gleich allen menschlichen Einrichtungen im Laufe der Zeit untergraben worden ist, obgleich der Brahmane von heute nicht mehr dem der Veda's gleicht, noch der Sepoy seinen Vorfahren, den Kschatrijas nahe steht, so hält er doch mit einer uns schwer begreiflichen Starrheit zu seiner Classe — seiner varna, jâti, kûla, gotra, pravara und charana wie er es nennt — sich dabei auf die heiligen Veda's berufend, nach denen seine Vorfahren sich schon vor Jahrtausenden dieser Classen-Rechte erfreueten. Denn nach diesem Buche der Offenbarung — Scruti — ist die Caste ein heiliges Recht, welches Brahma göttlichen Weisen, begeisterten „Rischis", offenbarte, die von menschlichen Flecken frei waren, und es den von Schwächen heimgesuchten Menschen, je nach den Stufen ihres Daseins, verkündeten.

Aber diese Veda's, von welchen die Brahmanen in frühern Zeiten ganze Theile während vieler Jahre auswendig lernten [11]), sind den heutigen Brahmanen nur noch eine Sage; nur von sehr wenigen werden sie gelesen und verstanden. Die Meisten können nur einzelne Gebete aus denselben hersagen, wie solche der Priester bei Opfern hinplappert; denn die Sprache der Veda's ist in einem dem Brahmanen unverständlich gewordenen Sanskrit abgefaßt. Selbst der gelehrteste Pandit Bengalens vermag nur schüchtern von den Veda's zu reden; ja es ist, wie ein Hindu-Student des Sanskrit zu Calcutta vor drei Jahren öffentlich erklärte, wahrscheinlich in ganz Bengalen nicht ein vollständiges Exemplar der Veda's zu finden.

Diese Unwissenheit erschwert die Verbreitung des Christenthums; denn, wenn Missionäre von den Geboten im alten Testamente oder von den Lehren Christi zu den Brahmanen reden, so antworten sie: es ist in dem Veda zu finden. Verlangten dieselben in ihrem Unglauben, dies Buch zu sehen, so wurde ihnen entgegnet, daß den sündlichen Blicken eines Ungläubigen solch ein Buch nicht aufgeschlagen werden könne. Die Veda's nun den Hindu's zum Verständniß zu bringen, sie in einer den Brahmanen verständlichen Sprache zu verbreiten, ist seit zehn Jahren das Bestreben der britisch-indischen Regierung gewesen [12]).

Nach einer Stelle im Mahâbhârata werden die Brahmanen von weißer arbe, die Kschatrijas von rother, die Vaissjas von gelber Farbe und die Su:as schwarz genannt; aber dies ist ein mehr bildlicher Unterschied, indem amer nur einer hellen und dunkeln Menschenclasse Erwähnung geschieht.)iese dunkle Race wird auch von den Arischen Eroberern die ziegennasige der nasenlose genannt, wogegen die Aryagötter ihrer schönen Nasen wegen epriesen werden; und in den Veda's werden diese Nicht-Aryas als Heiden nd Barbaren geschildert, welche keine heiligen Feuer unterhielten, böse Götter nbeteten und rohes Fleisch aßen. Zu den Aryas [13]) gehörten die drei ersten Classen; diejenigen, welche die Völker anführten und die Schlachten fochten, ind die Raja's oder Könige; wogegen diejenigen, welche sich beim Kampfe nicht betheiligten, eine mehr untergeordnete Stellung einnahmen und die Vis, Vaissjas oder Haushalter genannt wurden [14]). In den Veda's selbst geschieht der Casten keine Erwähnung; in deren ältesten Gesängen heißt es nur an einer Stelle, daß die vier Casten: Priester, Krieger, Landmann und Knecht, alle von Brahma entsprangen.

Im Menu, wo der Rechte und Pflichten jeder Caste ausführlich gedacht wird, sind die Brahmanen die ersten, mit einem Nimbus von Heiligkeit umgeben und mit allen Tugenden begabt, welche den Menschen weit über seine Mitgeschöpfe erheben, während die dienende und besonders die niedrigste derselben, die der Paria, mit einer Berechnung ohne Gleichen herabgesetzt wird. Obgleich die drei ersten Casten ein gemeinsames Ganze bilden, bei gewissen heiligen Gebräuchen zu gleichen Berechtigungen berufen sind, so waren sie doch im Leben streng von einander gesondert; aber es sind diese drei Casten, welche eine Gemeinde bildeten und für welche dies Gesetzbuch abgefaßt war. Der dienenden Classe und der der Verworfenen geschieht nur insofern Erwähnung darin, als sie zum Nutzen der anderen Casten etwas beitragen konnten.

Zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat es Casten gegeben; auch in dem christlich civilisirten Europa zeigen sich diese Classen-Sonderungen in allen Ländern. Geburt, Stellung in der menschlichen Gesellschaft, Reichthümer und vor Allem geistige Bildung trennen einen Theil der Menschen von demjenigen, der sich in niederer Sphäre bewegt und durch die Kraft und das Geschick seiner Hände den Lebensunterhalt findet. Wie scharf und peinlich tritt dieser Casten-Unterschied in England hervor, wie schroff sondert sich in Wien die hohe Aristokratie ab und wie kleinlich und oft wie lächerlich zeigt sich die

Kluft zwischen den Classen namentlich in den kleinen Residenzen Deutschlands! Das Castenwesen wirkt überhaupt verderblich oder wenigstens störend auf die Entwickelung des menschlichen Geistes. Der Brahmane, der sich seit seiner Geburt und durch dieselbe ausschließlich zur höchsten geistigen Erkenntniß berufen glaubte, erschlaffte in diesem Vorrechte, während die Befähigteren der niederen Casten von den ihnen angeborenen geistigen Kräften keinen Gebrauch machen konnten. Wenn der Sudra sich überall verachtet sah, so lernte er sich selbst zu erniedrigen und hielt sich für unfähig, sich aus dieser Versunkenheit emporzuraffen. Moralischer Verfall drang durch alle Classen. Eben so zerrüttend wirkten die Casten auf den gesellschaftlichen Zustand des Volkes; weder Wissenschaft und Kunst konnte sich zu rechter Blüthe entfalten, noch das Nationalgefühl und alle aus demselben entspringenden Tugenden sich Bahn brechen. Die so streng in Classen gesonderte Menschheit muß zur Maschine herabsinken, in der jeder Theil nur genau das verrichtet, was ihm vorgeschrieben ist und auch dies Eine nur bis zu einem gewissen Grade und in geistiger Sclaverei.

Mit der Vernichtung der Kschatrija-Caste beginnt die Oberherrschaft der Brahmanen; denn obgleich sie nicht nach der Königswürde griffen, so waren sie doch in Wirklichkeit die herrschende Macht, nur durch sie konnte die göttliche Gnade gewonnen werden, ihre Lehren galten für unumstößlich, ihre Götter wurden als die einzigen wahren Götter angesehen und ihre Schriften als eine Verkündigung des göttlichen Willens [15]).

Die Götter zu verehren, war dem Hindu das Heiligste, aber ebenso wichtig war es ihm, zu fechten und den Boden zu bebauen; denn die Götter sind es, die den Feind besiegen und ebenso sind es die Götter, welche das Land mit reicher Ernte segnen. Kein Volk der Welt verrichtete diese Dienste mit so viel Eifer und Gewissenhaftigkeit als die alten Hindu's. Gesundheit, Reichthum, Familienglück, Freunde, Heerden und Gold sind ein Geschenk der Götter. „Ohne Dich, O Varuna!“ heißt es in einem der Vedagesänge, „wäre ich nicht Herr meiner Augenlider. Ueberliefere uns nicht dem Tode, obgleich wir Tag für Tag gegen Deine Befehle handeln. Nimm unser Opfer, vergieb unsere Beleidigungen, laß mich reden zu Dir, wie zu alten Freunden.“

So wurde es möglich, daß die Purohita's [16]), jene uralte Priesterschaft, schon in den allerfrühesten Zeiten so großen Einfluß auf die Menschen gewannen; aber bald gedachte sie, wie alle Priester, nur ihres eigenen Vortheils, und je mehr die Selbstsucht die Oberhand gewann, je mehr schwand das wahre

Religionsgefühl. Unter allen Gewalten der Menschen über den Menschen ist keine so verführerisch und so unersättlich, als die über die Gewissen der Menschen; mit dem Mantel der Demuth bekleidet, weist sie öffentlich eine Herrschaft ab, welche nur in dem Geheimnißvollen gedeihen kann. In dem Priester sah der Hindu die Lebensquelle aller Religion, durch ihn glaubte er Gott näher zu kommen, und der Priester ließ ohne seine Fürsprache Niemand sich den Göttern nahen, und kein Opfer ohne seinen Rath und sein Zuthun darbringen. Daher hat der Priester das Castenwesen mit einem Heiligenscheine umgeben, welcher gleich einem aus Millionen von Fäden gewobenen Spinngewebe die Classen, die Familien und die Menschen von einander sondert, ohne sie gänzlich zu trennen. So kam es, daß Niemand sich seiner Caste schämte, und daß in gewisser Beziehung ein moralisches Leben geführt wurde, um nicht seiner Caste verlustig zu gehen.

Der Brahmane ist das Höchste aller geschaffenen Wesen, dem die Welt und alles was darinnen ist gehört, und durch ihn erfreuen sich andere Sterbliche erst ihres Lebens. Wenn ein Brahmane das Licht der Welt erblickt, so ist er über alles geboren, der erste von allen Wesen in der Welt, dem die Sorge für die Pflichten der Religion, ihre Schätze und die des Lebens angehören. „Die Brahmanen sind von denen anzubeten, welche den Himmel zu erlangen wünschen." (Varna Parva, chap. 199). Seine Verwünschungen genügen, einen König mit seinem Heere, Elephanten, Pferden und Streitwagen zu vernichten. „Nur der König, welchem der Priester den Weg bahnt, ist allein sorglos in seinem eigenen Hause, nur gegen diesen verneigt sich das Volk; — der König, welcher dem Priester Reichthümer giebt, der seinen Schutz für sich erfleht." Dagegen finden wir in den Veda's Könige, die ihre eigenen Gesänge den Göttern darbrachten, königliche Sänger (Râjârshis), welche die priesterliche und königliche Gewalt in sich vereinigten.

Das Wort des Brahmanen war hinreichend, andere Welten und Regionen von Welten ins Leben zu rufen, sowie neue Götter und neue Sterbliche. Sein Leben und seine Person sind heilig, wer ihm zu nahe tritt, muß der furchtbarsten Strafen in der künftigen Welt gewärtig sein, weshalb auch einem Brahmanen mit mehr Achtung begegnet werden muß, als einem Könige. Welch ein Verbrechen er auch begangen haben mag, sein Leben darf nicht angetastet werden. Sein Vergehen gegen andere Casten wurde mit Nachsicht geahndet, wogegen jedes Vergehen derselben gegen ihn die härtesten Strafen nach sich zog.

Aus der Sâmayâchârika, welche der dritten Classe der Sûtrâs angehört, entnehmen wir die Vorschriften, nach denen ein Brahmane sein tägliches Leben einrichten sollte. Den Studien, der Entsagung und Beschauung in stiller Zurückgezogenheit sich widmend, muß ihm der daraus hervorgehende geistige Vorzug allein genügen, der Stolz seines Lebens sein. „Die Inder schätzten die durch Enthaltsamkeit, Gerechtigkeit und Liebe zu den göttlichen Dingen sich auszeichnenden Menschen höher, als die übrigen in ihrem Lande wohnenden, weil sie besser als andere ihres Geschlechts ihren Obrigkeiten Genüge zu leisten vermochten" [17]). Aber diese geistige Ueberlegenheit war seinem Dasein nicht immer genügend, er benutzte solche, um vermöge derselben weltlichen Reichthum, Macht und Glanz zu erwerben.

Sein Leben zerfällt in vier Abschnitte. Im ersten als Brahmachârin sind seine Tage den Studien gewidmet, er soll allem Genusse entsagen, in Demuth wandeln, sich unaufhörlich mit den Veda's beschäftigen und jedes andere weltliche Wissen von der Hand weisen; er soll in Gehorsam und Achtung vor seinem Lehrer — Guru — erscheinen, und der Familie desselben in Zuneigung zugethan sein; er soll sich befleißigen ihm dienstbar zu sein, dabei für sich selbst schaffen, indem er die zum Opfer erforderlichen Dinge, sowie das Wasser zur Reinigung herbeischaffte. Seinen Unterhalt sollte er sich allein durch Betteln von Thür zu Thür erwerben. Es sind Verordnungen vorhanden, wie der junge Schüler den Text der Veda's auswendig zu lernen und als einen Theil seiner täglichen Gebete zu wiederholen hatte. Nachdem er mit der heiligen Schnur (yajnopavîtin) bekleidet ist, hatte er besondere Opferhandlungen zu vollziehen; aber zu welcher Zeit ihm diese Schnur gebührte, wie und in welcher Weise und von wem sie ihm über die Schulter befestigt wurde, wird uns nicht erzählt. Dagegen wissen wir, wie er sich beim Erwachen den Mund zu reinigen hatte (âchânta) und wie er seine Morgen- und Abendgebete verrichten sollte [18]).

Die zweite Periode seines Lebens ist seiner Frau und Familie gewidmet, wobei er die einem Brahmanen obliegenden Pflichten ausübt, das heißt: die Veda's liest und lehrt; Opfer verrichtet oder Anderen bei deren Ausübung beisteht; Wohlthaten spendet und Geschenke empfängt. Doch ist ihm ernstlich verboten, Gaben von Niedriggeborenen, bösen oder unwürdigen Personen zu nehmen, auch soll er es vermeiden, unnöthige Geschenke anzunehmen oder eine Gewohnheit daraus zu machen. Die Erlernung der alten heiligen Schriften im Hause seines Guru oder bei einem Âchârya wird fortgesetzt. Obgleich die

Frauen von der Kenntniß der heiligen Lehren ausgeschlossen waren, welche der Brahmane allein wissen durfte und wissen mußte, bevor ihm erlaubt wurde, die Opfer zu verrichten, so mußte er doch gewisse Gesänge und Opfer mit seinem gesetzlichen Weibe zusammen vollziehen, wobei diese die Hymnen nachsprach, welche er hersagte. Die Frauen waren von dem höchsten Wissen, dem des Âtman oder der Brahmanen ausgeschlossen. „Denn würden sie davon Kenntniß haben, so würden sie es denen mittheilen, die kein Recht hatten, es zu wissen und möchten aufhören, die Sclaven Anderer zu sein."

Nach den Sámayáchárika-sûtras oder Dharmasûtras, wo der Vorschriften und Ceremonien gedacht wird, können häusliche Opfer (grihya) sowohl als heilige Gelöbnisse von Eltern oder Priestern für das Wohl ihrer Kinder oder Schüler verrichtet werden. In den Achâras dieser Gesetzbücher finden sich alle Pflichten verzeichnet, die derjenige erfüllen muß, welcher eine solche Fürbitte thut. Da ist für jede Caste eine besondere Vorschrift; wie der Schüler herangebildet werden soll, womit sich der verheirathete Mann zu beschäftigen hat, das Erbrecht und die Pflichten des Königs sind darin festgestellt, sowie die Ausübung des Gesetzes in allen Einzelheiten.

Wenn wir bedenken, daß der Rig-Veda, welcher aus 1017 Hymnen besteht, nicht zu Papier gebracht war und auswendig gelernt werden mußte, damit er vermöge mündlicher Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht im Gedächtnisse der Menschen fortgepflanzt werden konnte, so werden wir erkennen, daß die Aufgabe des Lehrers die schwierigste und die höchste war [19]). Mit einem Gegenstande allein beschäftigt, ohne jedwede Zerstreuung, war seine Gedankenwelt in dem Einen so versunken und concentrirt, daß es dem von frühester Kindheit angeregten Gedächtnisse leichter möglich wurde, so viel Wissen in sich aufzunehmen und Anderen einzuimpfen.

Nur aus dem Munde des Guru durfte der Brahmane sein Wissen empfangen, dieser wußte allein, was ihm dienlich war. Sowie in jener Zeit mündlicher Ueberlieferung, so ist es auch noch heute; denn wie es in den Mahâbhârata heißt: „Diejenigen, welche die Veda's verkaufen, und selbst diejenigen, welche sie niederschreiben und diejenigen, welche ihre Worte nicht rein bewahren, sollen der Hölle verfallen." Und an anderer Stelle wird ausdrücklich bemerkt, daß das Wissen der Wahrheit werthlos ist, welches aus dem Veda gelernt wird, wenn derselbe nicht recht verstanden worden ist, wenn er aus der Schrift gelernt oder von einem Sudra erhalten ist. Auch im Menu heißt es:

„Da Menschen oft unwahr reden und dem Irrthume ausgesetzt sind, indem keine göttliche Vorschrift gegeben ist, so kann nur der Glaube als Richtschnur dienen."

Eine Brahmane hatte wenigstens 12 Jahre seiner Jugend sich mit den Studien zu beschäftigen, ehe er Grihastas oder Ehemann werden konnte; wogegen der dem Eheleben entsagende Brahmane 48 Jahre als Schüler zubringen durfte. Der Unterricht war mit der Beobachtung der strengsten Regeln verknüpft. Der Guru nahm seinen Sitz entweder gegen Osten, Norden oder Nordosten, und wenn er nicht mehr als zwei Schüler hatte, so nahmen sie ihm zur Rechten Platz, wenn mehrere, so vertheilte er sie je nach dem Raume im Zimmer. Sobald die Schüler eintraten, umarmten sie ihren Lehrer und sagten: „Herr, lies!" Dieser antwortete ernst und würdevoll: „Ja" (Om) und begann mit einer Frage (prasna), die aus drei Versen bestand, welche er mit lauter Stimme deutlich aussprach, damit den Schülern kein Laut verloren ging, wobei er einzelne Worte zweimal wiederholte. Bei schwierigen Fragen ließ der Guru den ersten Schüler das erste Wort nachsprechen, hielt dann ein, um eine Erklärung darüber abzugeben. Wenn jeder der Schüler seine Aufgabe vollendet hatte, drehte er sich zur Rechten, und ging um seinen Lehrer herum. Aber da eine Vorlesung aus sechszig und mehr prâsnas oder ungefähr 180 Versen bestand, so muß der größte Theil des Tages darauf verwendet worden sein. Der Unterricht schloß mit einer Umarmung des Lehrers [20]).

So wurde schon von frühester Kindheit die sich entwickelnde geistige Kraft, das Seelenleben des Menschen nur für das Eine, die Veda's, empfänglich gemacht, und nicht ohne Bedeutung waren die strengen Formen, unter denen der Schüler seine Laufbahn begann; durch solche Ceremonien wurde er allmählig in das Heiligthum eingeführt. Diese strenge Ausübung der Lehrerpflichten wird heute selbst nicht mehr von denen befolgt, die sich ausschließlich den Studien hingeben.

Wenn alle anderen Religionen dem Priester vorschreiben, den Tempel- oder Kirchendienst zu verrichten, so heißt es im Menu, daß es für den Brahmanen entwürdigend wäre, gottesdienstlichen Handlungen vorzustehen, oder bei Opferfesten oder Processionen die Leitung zu übernehmen. Dies kann sich jedoch nur auf die niederen Priesterdienste beziehen, denn nach den Veda's gehörten die religiöse Erziehung, die Verrichtung der Opferdienste und die Empfangnahme der Belohnung dafür, ausschließlich den Brahmanen an; wie

ja auch der uralte Name eines Priesters im Amte Pûrohita war. Im Beginn ihrer Herrschaft und deren Ausbreitung über Indien wurden ihre Vorrechte nicht so streng beansprucht, als es in späteren Zeiten geschah. Denn je tiefer eine Macht und Herrschaft Wurzel gefaßt hat, desto weiter geht sie in ihren Ansprüchen. In diesen ersten Zeiten war es, wo die Hymnen im zehnten Buche des Rig-Veda, welche von Kavasha Ailûsha sind, dem Sohne eines Sclaven, Aufnahme fanden; als Unreiner wurde er einst vom Opferdienste vertrieben, — später jedoch wieder zugelassen, „weil er bei den Göttern in besonderer Gunst stand.“ — Und Kakshivat, welcher entweder der Sohn eines Brahmanen oder eines Kschatrija war, nahm keinen Anstand, in seiner königlichen Stellung den Dienst eines Kriegers und Priesters zugleich auszuüben.

Der Brahmane war außerdem der Freund und Rathgeber des Königs oder Häuptlings, der Minister desselben und des Königs Gefährte im Kriege und im Frieden. Eine solche Würde, des Pûrohita, erblich zu erhalten, war das Bestreben der Familien, indem sie, wie schon erwähnt, dadurch eine politische Bedeutung gewannen; ja, wie aus den Hymnen der Veda's hervorgeht, gab der Priester dem Könige erst die hohe Stellung und ging ihm bei öffentlichen Aufzügen voran. Aber unter den vier hohen Priestern war es nur der Brahmane, dem diese Würde zufiel. Seine höhere geistige Begabtheit hatte ihn in den Augen der Welt so hoch gestellt, daß ihm diese besonders bevorzugte Stellung in Indien als ihm angeboren eingeräumt wurde [21]). Wenn einem Brahmanen die gebräuchlichen Quellen zum Lebensunterhalte fehlten, so war ihm erlaubt, um sein Leben zu fristen, zu betteln, sich dem Landbau zu widmen oder selbst Handel zu treiben. Dagegen darf er niemals dienen, muß freundschaftliche Unterhaltung meiden, sich der Musik, des Singens, Tanzens, Spieles, wie überhaupt jedweder Handlung enthalten, welche seine persönliche Würde oder Haltung beeinträchtigen könnte. Aber er sollte sich nicht nur der weltlichen Freuden entziehen, sondern auch die Reichthümer verachten, weil sie ihm bei der Erforschung der Veda's hinderlich wären; desgleichen weltliche Ehren wie das Gift meiden. Weder Fasten noch Casteiungen sind geboten; denn alles lag in dem einen Gebote, den vorgeschriebenen Studien nd Pflichten obzuliegen und stets würdevoll zu erscheinen.

Sowie die Regeln für sein Leben und Wirken genau angegeben sind, so auch die Art sich zu kleiden. Der stille und demuthsvolle Brahmane soll reinlich und bescheiden einher gehen, den Leidenschaften entsagen, sein Haar und

den Bart kurz geschnitten tragen, sich goldener Ringe an den Händen und in den Ohren bedienen, sein Obergewand so weiß und rein wie den Körper halten; er soll, auf einen Stab gestützt, mit den Veda's in den Händen erscheinen. Wenn er den drei Pflichten genügt hat: die Schriften zu studiren, einen Sohn zu zeugen und die regelmäßigen Opfer zu leisten, dann war es ihm erlaubt, alles seinem Sohne zu geben und als Schiedsrichter oder Orakel in seinem Hause zu bleiben [22]).

Den dritten Abschnitt seines Lebens soll er als Einsiedler im Walde verleben, die Âranyakas (Abhandlungen des Waldes) lesen, jene heiligen Schriften, welche, wie es scheint, nur für die Vanaprasthas (Brahmanen, die der Welt entsagt) bestimmt waren. In Baumrinde und in Blätter oder in die Haut der schwarzen Antilope gekleidet, darf er sich weder das Haar scheeren, noch die Nägel beschneiden, muß sich mit der bloßen Erde als Ruhestätte begnügen, „ohne Feuer, ohne Obdach, nur von Wurzeln und Früchten schweigsam allein der Selbstbeschauung leben, und seine Tage in Betrachtungen über die Gottheit zubringen." Wie es in den Ârunikapanishad heißt, soll der Sanniyâsin, der Brahmane, welcher nicht mehr die Mantras hersagt, und keine Opfer mehr vollzieht, von allen Veda's nur die Âranyaka oder die Upanishad, die Essenz der Veda, lesen. „Denn das göttliche Selbst kann nicht durch Ueberlieferung erfaßt werden, weder durch Erkenntniß, noch durch alle Offenbarung; sondern durch Ihn, den Er selbst wählt, durch Ihn allein kann Er begriffen werden. Das Selbst wählt seinen Körper als seinen eigenen" [23]).

Nächst diesen Entsagungen mußte er sich harten Büßungen unterziehen, sich nackend den heftigsten Regengüssen aussetzen, feuchte Bekleidung anlegen, und, von fünf Feuern umgeben, unter den brennenden Sonnenstrahlen des Sommers stehen. Dabei muß er sorglich allen Opfern nachkommen und es als eine heilige Pflicht ansehen, die vorgeschriebenen Formen und Gebräuche der Religion zu erfüllen. Die Trennung von seinem Weibe, bevor er sich in die Wald-Einsamkeit auf ewig zurückzieht, wird uns in folgendem Dialog zwischen Yâjnavalkya und Maitrêyî in erhaben einfacher Weise geschildert: [24])

„Maitrêyî, sagt Yâjnavalkya, ich gehe hinweg von diesem meinem Hause (in den Wald). Zuvor jedoch muß ich eine Vereinbarung zwischen Dir und meinem anderen Weibe Kâtyâyanî machen."

„Maitrêyî entgegnet: „Mein Herr, wenn diese ganze Erde voll von Reichthümern mir angehören sollte, könnte ich dadurch unsterblich werden?"

„Nein, erwiedert Yâjnavalkya, dem glücklichen Leben reicher Menschen gleich wird Dein Leben sein. Aber es liegt keine Hoffnung auf Unsterblichkeit im Reichthume."

Und Maitrêyî sagt: „Was soll ich mit dem machen, wodurch ich nicht unsterblich werden kann? Was mein Herr (von Unsterblichkeit) weiß, möchte er es mir sagen!"

Yâjnavalkya antwortet: „Du, die Du mir in Wahrheit theuer bist, Du sprichst liebe Worte. Setze Dich nieder, ich will es Dir erklären und höre wohl auf das, was ich Dir sage." Und er hebt an: „Ein Gatte wird geliebt, nicht weil Du den Gatten liebst, sondern weil Du (in ihm) den Geist Gottes (âtmâ, das absolute Selbst) liebst. Die Frau ist geliebt, nicht weil wir in ihr das Weib lieben, sondern weil wir (in ihr) den göttlichen Geist lieben. Kinder sind geliebt, nicht weil wir die Kinder lieben, sondern weil wir den göttlichen Geist in ihnen lieben. Dieser Geist ist es, welchen wir lieben, wenn es scheint, daß wir Reichthum, Brahmanen, Kschatrijas, diese Welt, die Götter, alle Wesen, dies Weltall lieben. Der Geist Gottes, o geliebtes Weib, kann gesehen, gehört, wahrgenommen, über ihn kann nachgedacht werden. Wenn wir ihn sehen, hören, wahrnehmen und ihn kennen, o Maitrêyî, dann ist das ganze Weltall uns bekannt."

„Wer unter dem Brahmanenthume nach etwas Anderem blickt, als nach dem Gottesgeiste, sollte von den Brahmanen verlassen werden. Wer da unter der Kschatrija Macht nach etwas Anderem blickt, als nach dem Gottesgeiste, sollte von den Kschatrijas verlassen werden. Wer da in dieser Welt nach den Göttern, nach allen Wesen, nach dem Weltall, als nach etwas Anderem blickt, als in dem Gottesgeiste, sollte von ihnen allen verlassen werden. Dies Brahmanenthum, diese Kschatrija-Macht, diese Welt, diese Götter, diese Wesen, dies Weltall, alles ist der Gottes-Geist." — „Siehe, sowie wir nicht die Töne einer Trommel äußerlich durch sich selbst fassen können, sondern erst den Ton aufnehmen, indem wir die Trommel ergreifen, oder darauf schlagen — sowie wir nicht die Töne einer Seemuschel durch sich selbst erfassen können, sondern den Ton aufnehmen, indem wir die Seemuschel ergreifen oder den Muschelbläser hören, — sowie wir nicht die einzelnen Töne der Laute erfassen können, sondern uns des Tones bemächtigen, indem wir die Laute oder den Lautenspieler hören, — so ist es mit dem göttlichen Geiste."

„Sowie Rauchwolken aus einem Feuer aufsteigen, welches aus trockenem

Holze angezündet wird, so, o Maitrêyî! sind alle heiligen Worte aus dem großen Wesen ausgehaucht worden."

„Sowie alle Wasser ihren Mittelpunkt im Meere finden, so finden alle Empfindungen ihren Mittelpunkt auf der Haut, aller Geschmack auf der Zunge, alle Gerüche in der Nase, alle Farben in dem Auge, alle Töne in dem Ohre, alle Gedanken im Geiste, alles Wissen im Herzen, alle Handlungen in der Hand und alle heiligen Schriften in der Sprache."

„Wenn wir in den Geist Gottes eindringen, so ist es mit uns, wie wenn ein Klumpen Salz in's Meer geworfen wird; es löst sich in dem Wasser auf, aus welchem es entnommen war, und kann nicht mehr daraus genommen werden. Aber wo immer Du das Wasser nimmst und schmeckst es, es ist Salz. So ist das große, unendliche und unerfaßliche Wesen nur eine Masse von Erkenntniß. Sowie das Wasser wieder Salz wird, und das Salz wieder Wasser, so ist der Geist Gottes aus den Elementen erstiegen und verschwindet wieder in ihnen. Wenn wir aufgehört haben zu leben, dann ist auch unser Name dahin. Dies, sage ich Dir, mein Weib! Also sprach Yâjnavalkya."

Maitrêjî sagte: „Mein Herr, Du hast mich hier erschreckt, sagend, daß kein Name mehr bleibt, wenn wir dahin gegangen sind."

Und Yâjnavalkya entgegnete: „Mein Weib, was ich sage, ist nicht schreckbar, es genügt für die höchste Erkenntniß. Denn, gesetzt, daß zwei Wesen da wären, dann würde das Eine das Andere sehen, hören, wahrnehmen und kennen. Aber wenn das eine göttliche Selbst alles dies in sich begreift, wen oder durch wen sollte er sehen, hören, wahrnehmen oder kennen? Wie sollte er sich selbst kennen, durch den er selbst alles weiß. Wie, mein Weib, sollte er sich selbst, den Alles Wissenden kennen? So, bist Du nun belehrt, Maitrêyî, dies ist Unsterblichkeit." — Nachdem Yâjnavalkya dies gesagt hatte, verließ er sein Weib auf immer und ging in die Einsamkeit der Wälder." —

Der vierte und letzte Lebens-Abschnitt des Brahmanen ist eben so einsam und der Welt entsagend, als der vorhergehende; aber er ist der Erfüllung von Formen und der Casteiungen entbunden, seine Kleidung ist die eines gewöhnlichen Brahmanen und er lebt nun der Selbstbeschauung, der seelenvollen Entzückung des Erforschers der Gottheit bis der Augenblick kommt, wo seine Seele den Körper verläßt, gleich dem Vogel, der nach Gefallen von dem Zweige des Baumes hinwegfliegt [25]).

So, abgeschlossen von der Welt, den Prüfungen und Entsagungen gewei-

het, war das Leben eines Brahmanen, als die uralten Gesetze noch in voller Reinheit beobachtet wurden. Doch selbst in jenen Zeiten waren es nur sehr Wenige, welche alle vier Lebensstufen streng inne hielten; viele begnügten sich mit der ersten, einige mit zweien und von der Zahl der Auserwählten, welche ihr Leben im Sannyasi endigen wollten, fiel sicher mancher als ein Opfer der Tiger.

Aber die verführerischen Lüste, welche in dem Bestreben, Macht und Reichthümer zu erlangen, liegen, sollten dem Brahmanen nicht fremd bleiben; auch er konnte ihnen nicht widerstehen, und die strengen Vorschriften und die Lebensweise seiner Vorväter wurden vergessen. Es kamen Zeiten, welche es zum Gesetze machten, daß der König einen Brahmanen zu seinem vertrautesten Rathgeber haben mußte, und daß es ein Brahmane sein sollte, der ihn mit seinen Herrscherpflichten: dem Recht, der Politik und den Wissenschaften bekannt zu machen hatte. Die Gerichtsbarkeit, insofern solche nicht vom Könige selbst ausgeübt wurde, sowie die Auslegung der Gesetze, gehörte den Brahmanen an; auch waren sie allein befähigt, den Sinn und die Bedeutung der heiligen Bücher zu entziffern [26]). Ein Brahmane, heißt es, ist bekannt durch seine Wahrhaftigkeit, ein Kschatrija durch seinen Streitwagen, sein Pferd und durch seine Waffen, ein Vaisja durch seine Kuh, sein Korn und sein Geld, und ein Sudra „durch alle seine Sünden."

Das Eigenthum und die Reichthümer der geheiligten Caste des Brahmanen sind eben so bevorzugt, als seine Macht; ihn mit Wohlthaten zu überhäufen, wird zwar Jedem geboten, der die Tugend liebt, ist jedoch die besondere Pflicht eines Königs. Opfer und Büßungen, sowie alle Ceremonien der Religion gebieten Geschenke, aber reichlich sollen die den Brahmanen zugedachten sein. Wehe dem kärglich Spendenden, er setzt sich der Gefahr aus, seinen Verstand und seinen guten Ruf zu verlieren, ja sein Leben, seine Kinder und seine Heerden sind in Gefahr und die Glückseligkeit nach dem Tode geht verloren. Selbst die ärgsten Vergehungen können durch große Gaben an einen Brahmanen Vergebung finden.

Der Brahmane, nicht zufrieden mit der priesterlichen Würde, machte sich den Göttern auf Erden gleich, dieselben Ehren beanspruchend, welche Vischnu und seines Gleichen besaßen. „Verehrung Dir, so heißt es in der Papa prashamanastava, o du geheiligter Baum; die Brahmanen sind Deine Wurzel, die Kschatrija's Dein Stamm, die Vaisja's Deine Zweige, die Sudra's Deine Rinde. Die Brahmanen mit ihrem eigenthümlichen Feuer, welches ihrem

Munde entströmt, die Könige mit ihren Waffen von Deinem Arme, die Vaisja's von Deiner Lende, die Sudra's von Deinen Füßen."

Wenn ein Brahmane einen Schatz findet, so ist derselbe sein ausschließliches Eigenthum, jede andere Classe muß das Gefundene an den König abliefern, welcher wieder die Hälfte davon an die geheiligte Caste abgeben muß. Der gesammte Nachlaß von Erblosen fällt dem Könige zu, ausgenommen der von einem Brahmanen, welcher seiner Caste verbleibt. Ein gelehrter Brahmane ist von allen Abgaben entbunden, ist er dagegen der Hülfe bedürftig, so ist es die Pflicht des Königs, ihm diese angedeihen zu lassen. Kein Verbrechen auf der Erde ist so groß, als einen Brahmanen zu tödten, und der König darf selbst nicht im Geiste dem Gedanken an solch ein Vorhaben Raum geben [27]. Die strengsten Strafen treffen den, der einen Brahmanen bestiehlt, er muß beinahe immer mit dem Tode büßen; und wer ihren Heerden Unheil bringt, dem soll der halbe Fuß abgenommen werden. „Wenn ein Brahmane als Reisender in ein Boot steigt, soll er dem Bootsmanne nichts zahlen; er soll der erste sein, der da eintritt und der da ausgeht." Daher kann man nicht überrascht sein, wenn es eine sprüchwörtliche Redeweise der niederen Casten giebt: „Das ganze Weltall ist unter der Macht der Götter, die Götter stehen unter dem Einflusse der Mantras, die Mantras sind unter dem Einflusse der Brahmanen, deshalb sind die Brahmanen Götter."

Dem Brahmanen zunächst hat die Classe der Kschatrija's (des Kriegerstandes) den größten Einfluß; wenn er auch weit unter demselben steht, so soll ihm doch mit Ehren begegnet werden; denn unter seinem Schutze gedeiht der geistliche Stand, sowie der Kschatrija nicht ohne den Segen des Brahmanen bestehen kann. Von dem versöhnlichen und gedeihlichen Zusammenwirken Beider hängt das Heil der Menschheit ab. Der Krieger-Caste werden im Criminalgesetzbuche den unter ihnen stehenden Vaisja's gegenüber dieselben Vorrechte eingeräumt, welche die Brahmanen ihnen gegenüber besitzen. Der König und seine gewöhnlichen Rathgeber gehören dem Kriegerstande an, er ist geborener Soldat und geborener Befehlshaber, weshalb auch ihm allein der Oberbefehl und die ausübende Gewalt zustehen. Der Brahmane ist der Ausleger des Gesetzes, der König oder seine Kschatrija-Räthe setzen es in Vollzug. Die Pflichten der Kschatrija's sind, das Volk zu vertheidigen, Almosen zu geben, zu opfern, die Veda's zu lesen, und den Krieg um des Krieges willen zu meiden [28].

Des Vaisja wird nicht mit derselben Ehrerbietung im Gesetzbuche gedacht. Der Brahmane soll zwar, wenn er Gastfreundschaft ausübt, diese selbst dem Kaufmanne angedeihen lassen, ihm aber die Nahrung durch seine Diener reichen lassen. Dem Vaisja wird geboten, Wohlthaten zu spenden, zu opfern, und die Veda's zu lesen; seine Pflichten sind, Heerden zu weiden, Handel zu treiben, Geld auf Interessen zu leihen und das Land zu bebauen. Seine Wirksamkeit und Thätigkeit gehören recht eigentlich dem praktischen Lebensberufe an, er soll sich Kenntniß von der Viehzucht verschaffen, sich mit der Art und Weise bekannt machen, wie der Boden am besten zu cultiviren ist, sich deshalb mit den Früchten des Landes und den Bedürfnissen der Bewohner desselben vertraut machen, er soll deren Dialekte kennen, was für den Handel am geeignetesten ist, ausfindig machen und wissen, welch ein Lohn den Dienern gebührt [29]).

Der Sudra hat nur eine Pflicht, Anderen und besonders den Brahmanen zu dienen; kann er diesen seine Dienste nicht widmen und fehlen ihm die Mittel, sein Leben zu fristen, so ist ihm gestattet, einem Kschatrija zu dienen, und kann er auch bei diesem kein Unterkommen finden, dann möge er einem wohlhabenden Vaisja beistehen. In den Sâmayâchârikasudras sagt Âpastamba, daß vier Varna's sind: Der Brahmane, der Kschatrija, der Vaisja und der Sudra, aber, daß die Einweihungsgebräuche, insbesondere der Ûpanayana, nur für die drei ersten Casten bestimmt sind. Wenn nun auch des Sudra's niemals bei Anordnung der Ceremonien gedacht wird, so erscheint er doch auch nicht als der geborene Diener oder Sclave der anderen Casten. Ja, ein Sudra, welcher dem Gesetze treu gehorcht, kann neugeboren und ein Vaisja werden, der Vaisja ein Kschatrija und dieser ein Brahmane; wogegen der Brahmane, welcher das Gesetz verletzt, zum Kschatrija herabsinkt u. s. w. [30])

So ist es auch in Zeiten der Noth, während einer Hungersnoth und in ähnlichen Bedrängnissen, jeder höheren Caste gestattet, sich das Leben mit Hülfe von Beschäftigungen der unter ihr stehenden zu fristen, ohne jedoch dabei die Pflichten der oberen Casten zu vernachlässigen. Aber ein Sudra, der keine Classe unter sich hat, mag in solchen Zeiten sich dem Tischler- oder Maurerhandwerke, dem Malen oder Schreiben widmen, um seine Existenz zu sichern [31]). Selbst die Erlaubniß, sich dem Handel oder dem Ackerbau hinzugeben, soll ihm ertheilt worden sein; wie sich denn auch heute der größere Theil der Sudra-Caste dem Landbau gewidmet hat [32]).

Ein Sudra kann die Opfergebräuche ausüben, darf sich jedoch nicht des Textes der heiligen Bücher bedienen; aber einen Brahmanen um Auslegung derselben zu befragen, oder ihm in seinen religiösen Verrichtungen beistehen zu wollen, wäre eine tiefe Beleidigung für denselben. Sollte er es wagen, ihm in der Religion einen Rath zu geben, so verdient er, daß ihm heißes Oel in Mund und Ohren gegossen werde. Denn ein Brahmane darf in Gegenwart eines Sudra die Veda's selbst nicht lesen, und wehe dem Brahmanen, der ihm das Recht lehrt oder die Wege angiebt, wie er der Sünde entsagen kann, er verfällt dem Asamvrita, der Hölle. Unter den strengsten Androhungen ist es dem Brahmanen untersagt, Geschenke von einem Sudra anzunehmen; dagegen mag ein vor Hunger umkommender Brahmane trockene Körner von einem Sudra annehmen, aber nimmer etwas Gekochtes. Der Sudra soll von den Ueberbleibseln der Tafel seines Herrn leben, oder von der Spreu der Körner und sich in die abgetragenen Gewänder desselben kleiden. Er darf keine Reichthümer sammeln, selbst nicht, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu darbietet, weil dies dem Brahmanen Schmerzen verursachen könnte [33]).

Die Vergehungen des Sudra gegen die drei anderen Casten sind mit den härtesten Strafen belegt; wenn einem Brahmanen für ein Vergehen das Augenlicht geraubt wird, verfällt jener den qualvollsten Martern. Sollte ein Sudra es wagen, sich beleidigender Ausdrücke gegen eine der höheren Casten zu bedienen, so soll ihm die Zunge abgeschnitten werden, und setzt er sich auf dieselbe Stelle, wo ein Brahmane geruhet hat, so ist ihm der körperliche Theil, welcher den Flecken berührte, zu brandmarken. Selbst der Schatten eines Sudra verunreinigt den Brahmanen, sowie auch ein Sudra nicht in den Schatten eines Brahmanen treten durfte.

Schon der Name Sudra bezeichnete die tiefe Verachtung und Niedrigkeit, in der diese Caste den anderen gegenüberstand. Sollte ein Brahmane einen Sudra tödten, so ist es genügend für ihn, sich derselben Buße zu unterwerfen, als habe er einen Hund, eine Katze, eine Eidechse oder einen Frosch getödtet. Ein von seinem Herrn freigelassener Sudra ist von seiner Dienstpflicht doch nicht befreiet; „denn, heißt es, wie und durch wen kann er entbunden werden, wenn sein Zustand der ihm natürliche ist?“ Aber, wie gesagt, der Sudra ist, all dieser unmenschlichen Gesetze ungeachtet, nicht der Sclave eines Menschen, er kann seine Dienste anbieten, wem er will, selbst Handel treiben und Eigen-

thum besitzen, und seine Person ist gesetzlich vor Unbill gesichert, gleich den Frauen, Kindern, Mündeln und jüngeren Brüdern.

Dennoch ist es unbezweifelt, daß sich unter den Sudra's Sclaven befanden, sowie auch Menschen anderer Classe der Sclaverei verfallen konnten, wenn sie von dem Sieger gefangen wurden, oder, um ihr Leben zu retten, ihre Freiheit opferten. Nach Menu war die Lage des Sudra keine so entwürdigende, wie die der Sclaven des alten Griechenlands oder Roms, und im Laufe der Zeit schwand mehr und mehr dieser schroffe Unterschied zwischen den Classen. Den Weg dazu bahnte das eheliche Leben, indem den drei ersten Casten freie Wahl gelassen war, sich ihre Frauen aus niederen Casten zu wählen, nur sollte ihnen dann nicht der erste Platz in der Familie gegeben werden; aber heute wird auch diese Erlaubniß als entwürdigend verdammt. Dagegen wird eine Verbindung der niederen Casten mit Frauen aus einer höheren Caste aufs strengste bestraft, und Kinder aus einer solchen Ehe stehen tief unter der Caste der Eltern. So ist der Sohn von einem Sudra und einer Brahmanen-Frau, ein Chandâla, „der niedrigste unter den Sterblichen," und seine Verbindung mit Frauen höherer Casten „erzeugt ein Geschlecht, noch tiefer, als das seines Vaters," — wogegen der Sohn eines Brahmanen von der Frau einer niederen Caste eine Stellung zwischen Vater und Mutter einnimmt, und die Töchter, wenn sie in sieben Geschlechtern fortfahren, sich nur mit Brahmanen zu vermählen, wieder die Reinheit der geheiligten Caste erreichen [34]).

Jede Caste nahm, abgesondert für sich, ihre Nahrung zu sich. Wenn der Brahmane dem Gaste seiner Caste den ersten Rang einräumt, so bereitet er dem Krieger, wenn er ihn gastlich empfängt, das Mahl nach dem Brahmanen. Menu verbot jedoch nicht, mit anderen Casten zu essen, oder sich das Mahl von ihnen bereiten zu lassen. Heute wird es so streng gemieden, daß der dagegen Handelnde seine Caste verliert, als habe er ein Verbrechen begangen, oder die erlassenen Vorschriften nicht erfüllt. Wenn der Brahmane sein Mahl im Freien kocht, so umgiebt er den Heerd mit einem Kreise, ein Unreiner, der in diesen tritt, oder dessen Schatten den Kochtopf bedeckt, hat ihm die Nahrung vergiftet und mit Abscheu und Widerwillen wirft er solche hinweg [35]). Dagegen ereignete es sich, daß in den Heeren der Eingeborenen ein Brahmane von hoher Caste, der die Stelle eines gemeinen Kriegers bekleidete, seinem General ein von ihm gekochtes Gericht als ein Zeichen besonderer Hochachtung zuschickte, welches dieser in ehrfurchtsvoller Ergebenheit annahm und dankend verzehrte.

Da in keiner der Casten der Kunst und des Handwerks besonders gedacht wird und die Künstler, wie es scheint, den vermischten Casten angehörten, so glaubt ein großer Forscher, daß die Casten-Eintheilung stattfand, als sich die Künste noch in ihrer ersten Kindheit befanden [36]).

Wenn wir in dem Vorhergehenden zeigten, was die Veda's und Menu's Verordnungen zu ihrer Zeit dem Hinduvolke als Richtschnur ihres Lebens ans Herz legten, so wollen wir jetzt, indem wir den gegenwärtigen Zustand dieses merkwürdigen Volkes darzustellen versuchen, sehen, welche Veränderungen sich seitdem zugetragen haben. Denn so streng auch der Hindu den Gesetzen seiner Vorväter treu blieb, so abgeschlossen und in sich gekehrt er lebte, so fest er vor allen Völkern der Erde seinen Sitten und Gewohnheiten anhing, so haben doch mehr als zweitausend Jahre auch hier nicht vergeblich an dem Alten und Bestehenden gerüttelt und namentlich auf die Casten-Trennung verändernd eingewirkt. Die Brahmanen sagen, daß die Krieger- und die Handel treibenden Casten untergegangen seien, ja selbst die Sudra's seien verschwunden; wogegen die Radschputen die reine Abstammung von den Kschatrija's beanspruchen, und einige der Handel treibenden Casten dies von den Vaisja's behaupten.

Dem Brahmanen ist es jedoch im Allgemeinen gelungen, die übrigen Casten von der Kenntniß der Veda's auszuschließen und sich als die allein bevorzugte Caste zu erhalten, welche der Träger des göttlichen und menschlichen Willens ist. Nur sehr Wenige unter ihnen verstehen die Veda's in ihrer ursprünglichen Sanskritsprache, indem deren wahre Kenntniß beinahe ganz unter ihnen verloren gegangen ist. Das, was die Brahmanen als den Veda's entnommen angeben, ist ein Gewebe von Lüge und Wahrheit; vermöge priesterlicher Herrschsucht haben sich solche Weisungen dieser heiligen Schriften fortgepflanzt, welche dem Einflusse und der Macht der Priester förderlich sind. Deshalb ist der heutige Brahmane in manchen Dingen, besonders solchen, die seine Bevorzugung und Sonderung von den anderen Casten herausstellen, noch strenger geworden, wogegen er sich in Anderem, wenn seiner Stellung dadurch kein Abbruch geschieht, nachgiebiger zeigt. Welch ein Einfluß sich aus der Verbreitung der Veda's ergeben wird, welche durch Herrn M. Müllers Sorgfalt und tiefe Gelehrsamkeit allgemein bekannt werden, läßt sich noch nicht beurtheilen; aber wohl mit ziemlicher Sicherheit kann man voraussetzen, daß die allgemeine Verbreitung derselben den gebildeten Theil des Volkes zu ernstem Nachdenken auffordern muß. Die Zeit liegt nicht fern, wo der Hindu ein-

zelne Stellen der Veda's mit ähnlichen des alten Testaments, namentlich der Psalmen, vergleichen wird; und dann kann es nicht ausbleiben, daß sich das ewige Wort der Wahrheit Christi vor seinem Seelenauge aufthun muß. Mit diesen geistigen Elementen, welche auf die Denkweise der Hindu's einwirken werden, müssen die Eisenbahnen in anderer Richtung die gesellschaftlichen Zustände von Indien gänzlich umwandeln und einer neuen Zeit zuführen. Dann werden die Wahnsinnigen verschwinden, welche einen Besen mit sich führen, um den Boden vorher zu fegen, damit kein Insect von ihnen getödtet werde, oder Diejenigen, welche ein Tuch vor dem Munde tragen, damit kein Insect von ihnen eingeathmet werde.

Einige der Brahmanen-Casten in Hindostan essen das Fleisch der Opferthiere, im Dekan dagegen, wo diese Art von Opfern überhaupt beinahe ungekannt ist, rührt der Brahmane kein Fleisch an; das Gesetz von heute verbietet den Genuß des Fleisches und die Ehe mit Frauen einer niederen Caste. Unter den Brahmanen und Radschputen der Benares-Provinz fühlen sich einige zu stolz, um hinter dem Pfluge herzugehen; jenen widerstrebt es, thierisches Leben zu zerstören oder Dünger auszubreiten. Er fürchtet sich, sich des Ochsen zu bedienen, weil er dadurch dessen Blut vergießen könnte. Auch der Radschpute, welcher dem Brahmanen an Stolz nicht nachsteht, meidet in jenen Gegenden die Landarbeit, sobald er den Jûneo oder die heilige Schnur um seinen Nacken empfangen hat [37]).

Nur wenige der Brahmanen widmen ihr Leben der Erforschung der heiligen Schriften, und ebenso selten ist es unter ihnen geworden, den Freuden dieser Welt zu entsagen oder sich nach eigener Wahl körperlichen Qualen zu unterwerfen; aber wo sich solche zeigen, werden sie vom Volke als Heilige angesehen und verehrt. Das Gebot, Reichthümer und Wohlthaten vor allen Dingen dem Brahmanen zuzuwenden, hat beinahe ganz aufgehört, und die Zahl derer, welche auf diese Weise ihr Leben fristen, ist ebenso gering, als die der Büßenden. Daher sieht man heute in allen Geschäften des Lebens, selbst in solchen, die für die bevorzugte Classe entwürdigend sind, den Brahmanen, ganz besonders aber im Kriegerstande und als Landmann.

Wenn der Brahmane zu Menu's Zeiten nur als Richter oder Rathgeber des Königs auftrat, so hat er heute seine Macht und seinen Einfluß den weltlichen Dingen zugewandt. Im Süden von Indien ist es ihm gelungen, sich beinahe aller Aemter zu bemächtigen, welche der schriftlichen Auffassung bedür-

fen; die Minister der Raja's, sowie die Rechnungsführer der kleinsten Ortschaften, ja die ganze Schaar, welche das Beamtenthum ausmachen, gehören ihnen an, sowie sich auch in ihren Händen der Religions-Unterricht befindet. In Hindostan hingegen, wo mit der Herrschaft der Mongolen auch die persische Sprache eingeführt wurde, verschaffte deren Kenntniß vielen Muselmännern und solchen unter den Sudra's (z. B. den Cäyeten), die sich dieselbe angeeignet hatten, die Verwaltung von Aemtern. Auch im Dekan mußte der Nizam Muselmänner begünstigen, wenngleich seine Finanz-Minister, die einflußreichsten im Reiche, stets der Brahmanen-Caste angehörten.

Welchen Mißbrauch die Brahmanen von ihrem Einflusse auf die weltlichen Herrscher machten, beweist das arge Spiel, dessen sie sich vor funfzig Jahren gegen den Raja von Travancore bedienten. Der Raja, welcher einer niederen Caste von Brahmanen angehörte, wünschte neu und höher geboren zu werden. Nach mancherlei lächerlichen und mühseligen Ceremonien mußte er durch den Leib einer Kuh gehen, doch nicht durch den einer lebenden, sondern durch den einer zu diesem Zwecke angefertigten goldenen Kuh; aber als er deren Leib entkommen war, verblieb die goldene Kuh den Brahmanen als ein Geschenk für die erfindungsreiche Wiedergeburt [38]).

Je mehr der Brahmane an weltlicher Macht gewann, je mehr er sich der weltlichen Herrschaft widmete, desto mehr verlor er an religiösem Einflusse. An den Ufern des Ganges hat seine hierarchische Gewalt beinahe ganz aufgehört, und von seinem wissenschaftlichen Forschen weiß man kaum etwas; denn die Wenigen, welche ihr Leben den Studien und Forschungen widmen, bringen es beinahe unbeachtet zu. Selbst in der Herrschaft über die Gewissen der Menschen sind sie von den Gosäyens und anderen Mönchsorden verdrängt worden, welche heute einen größeren Einfluß auf das Familienleben und auf die Individuen ausüben, als der Brahmane [39]). Dennoch ist ihnen in Bengalen bei den niederen Classen viel von der Verehrung früherer Zeiten geblieben und mancherlei Wohlthaten werden ihnen gespendet. Die Verwaltung der Tempel, die Leitung religiöser Handlungen ist in ihren Händen, und in einigen Theilen Indiens, wie in dem westlichen Hindostan und in dem Mahratten-Lande, ist ihnen die alte geistliche Autorität geblieben, obgleich sie auch dort viel von ihrem Einflusse und von der Anhänglichkeit des Volkes verloren haben [40]). Denn der Mahratte kann es dem Brahmanen nicht vergeben, von ihm in der Ver[illegible] Landes verdrängt worden zu sein. Er, in dessen Augen

die ritterlichen und die Soldatentugenden allein Werth haben und eine Berechtigung zur Herrschaft geben, sieht den Brahmanen in dieser Beziehung als weit unter sich stehend an [41]).

Es haben sich seit Menu's Zeiten unter den beiden niedrigsten Casten in Folge ehelicher Verbindungen oder vermöge weltlicher Einflüsse unendlich viel gemischte Casten gebildet, deren jede in sich abgeschlossen mit einer peinlichen Sorge ihre Absonderung beobachtet, und die sich weder durch Heirathen, noch durch gemeinsame Rechte oder beim Mahle einander nähern. So finden sich allein in Puna und in dessen Umgegend gegen hundert und funfzig verschiedene Casten, wobei die verschiedenen Gewerbe, wie Tischler, Maurer, Goldarbeiter u. a. m., jedes eine für sich abgeschlossene Caste bilden [42]). Es ist dies auch der Verordnung Menu's nicht entgegen, welcher den gemischten Casten die Rechte der Erblichkeit in ihren Beschäftigungen anempfiehlt.

Die Stellung der Brahmanen selbst, dieser irdischen Götter, deren Munde einst das heilige Feuer entströmte, durch das sie gleich einem feuerspeienden Berge ihre Feinde vernichteten, ist, seitdem die Mohamedaner dieselbe erschütterten, ganz und gar verändert worden. An Umsicht haben die Cayasthas oder Cäyeten sie erreicht, welchen sich selbst der Brahmane sehr oft unterthan gemacht hat. Der Vorsteher des Dharma Sobha in Calcutta ist ein Cayastha und Sudra, während der Secretär ein Brahmane ist. Dennoch giebt es Brahmanen, welche den Stolz und die Reinheit ihrer Vorfahren beanspruchen, auf den Sudra mit Verachtung blicken und sich weigern würden, religiöse Dienste für ihn zu verrichten; aber auch unter diesen befolgt keiner mehr die von Menu verordneten Lebensstufen. Sie werden einträgliche Aemter nicht von der Hand weisen, und selbst ihr Wissen für Schätze feil bieten, nach den Shastras das abscheulichste Verbrechen.

Unter den Brahmanen ist noch heute eine hohe geistige Ueberlegenheit zu finden, sie leben jedoch mehr in sich abgeschlossen, während die Lage der gemischten Casten eine viel günstigere geworden ist. Wo sich der Glaube im Hinduismus erhalten hat, genießt der Brahmane die alte Verehrung. Noch vor funfzig Jahren mußte ein Brahmane zu Calcutta, weil er von einem Goldarbeiter ein Geschenk angenommen hatte, zwei Tage fasten, einen heiligen Spruch hunderttausendmal hersagen und seinen Mund mit Kuhdünger reinigen, indem er ihn mit der Nahrung des Goldarbeiters verunreinigt hatte. Man sieht noch heute Hindu's niederer Caste mit Einsammeln des Staubes beschäftigt, der

den Brahmanen von den Füßen herabfällt, um sich desselben als Heilmittel zu bedienen oder die Stirne damit zu bemalen, wenn sie eine Reise antreten. Es giebt Sudra's, welche selbst die Blätter sammeln, deren sich die Brahmanen als Teller bei ihrem Mahle bedienten und solche in dem Glauben verzehren, daß sie nach dem Tode dafür als Brahmanen geboren werden. In ihren demüthigen Verrichtungen gehen manche Brahmanen durch Gelöbnisse und Casteiungen so weit, daß sie jedes im Menschen lebende edlere Gefühl verläugnen und zum Thiere herabsinken; aber es geschieht in dem Glauben, den Göttern näher zu kommen und den Ruf wahrer Heiligkeit zu erlangen. So gelobte ein Brahmane, so lange zu essen, bis er vom übermäßigen Genusse platzen würde; ein Anderer gelobte, eine bestimmte Masse Ghy oder geschmolzene Butter hinunterzuschlucken, welches ihn aber in einen so qualvollen Zustand versetzte, daß er sich mehrere Stunden hindurch in Todesangst auf der Erde krampfhaft umherwarf. Einige Brahmanen essen nichts anderes, als das Korn, welches unverdauet durch den Magen einer Kuh entleert wird; denn keine Nahrung erscheint ihnen heiliger und reiner, als solche aus den Excrementen ausgelesene Körner. Andere leben nur von Milch, und damit ihre erhabene Natur nicht durch den gewöhnlichen Prozeß entehrt werde, suchen sie sich der nur zum Theil verdaueten Nahrung vermöge eines dünnen baumwollenen Fadens zu entledigen.

Der Raja Krishna Ray von Nadiya, welcher sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch seine wissenschaftlichen Bestrebungen auszeichnete, machte Nadiya seine Hauptstadt zum Sammelplatze der Gelehrten seiner Zeit, und hat dadurch wesentlich zur Ausbildung der bengalischen Sprache beigetragen. Dennoch war dieser merkwürdige Mann so von Vorurtheilen befangen, daß er einst einen Sudra tödtete, weil er die Tochter eines Brahmanen geheirathet hatte. Das Gesetz sagt, wer die Tochter eines Brahmanen baden sieht, verdient mit dem Tode bestraft zu werden. Bei Gelegenheit des Darga Pûja-Festes brachte der Raja, den Brahmanen zu gefallen, der Gottheit in sechzehn Tagen eine solche Menge von Opfern, daß er 65,535 Ziegen, Schafe und Büffel getödtet hatte, deren Körper den Brahmanen als Geschenke zufielen. Als Kirtibas (1790) die Ramanyana ins Bengalische übersetzte, war der literarische Verein der Brahmanen zu Nadiya so empört darüber, daß er erklärte: „Da es nicht das Werk eines Pandit ist, so darf es nicht gelesen werden“ [43]).

In Bengalen sind die Vaisja's und Sudra's als reine Caste ausgestorben, auch die Kschatrija's sind selten. An der Spitze der vermischten Casten stehen die Vaidja's, welche auch das Vorrecht des zweimal Geborenen beanspruchen und als Aerzte sich auszeichnen; ihnen zunächst kommen die Kajastha's, die sich den Titel Dasses oder Sclaven der zweimal Geborenen anmaßen. Da sie mit der Feder vertraut sind, so widmen sie sich ausschließlich Schreibergeschäften.

Dagegen ist das Heirathen unter den höheren Casten mit Frauen niederer und umgekehrt heute sehr streng verboten; wenn früher ein Brahmane die Tochter eines Sudra heirathen konnte, so würde ihn dies heute seiner Caste berauben. Solche eheliche Verbindungen und Gastfreundschaft sind untersagt. Die vielen Abzweigungen derselben Casten, durch die Schaffung von Kalins eingeführt, hat wesentlich dazu beigetragen, die Casten-Sonderung bis ins Unendliche fortzuführen. Die Brahmanen in Bengalen sind nämlich in verschiedene Srenies getheilt, diese wieder in Kalins, Srotriya's und Vangsaga's; wenn diese Gastfreundschaft und eheliche Verbindung schließen, so werden die Srenies sich davon fern halten. Den Brahmanen und Kajastha's ist Beides mit anderen Casten verboten, ja selbst mit vielen Familien ihres eigenen Ordens müssen sie sich jeder Annäherung enthalten. Bei Heirathen muß erst zuvor die Frage des Külinismus entschieden werden.

Aus der Vermischung der vier Casten entstanden zwölf Casten oder Classen, die sogenannten Sankara Varnas, welche sich bis auf sechzehn ausdehnten. Denn die Hindutheorie von Casten ist eine dreifache, diejenige, welche sich aus den Veda's ergiebt, die der Smiriti, der Purana's und anderer Shastra's, und diejenige, welche sich aus dem Gebrauche des Tages ergiebt; aber ebenso wie diese, ist das Castenwesen selbst in den verschiedenen Epochen verschieden. Menu würde beim Anblicke des Castenwesens der heutigen Hindu's erschrecken.

All dieser Vermischungen ungeachtet werden gewisse Vorschriften der Casten-Sonderung mit einer Strenge und Peinlichkeit befolgt, die ans Unbegreifliche gränzt. Namentlich wird dies nicht nur, wie wir bereits wissen, bei Zubereitung des Mahles beobachtet, sondern selbst das Auge eines Ungeweiheten kann Verderben bringend sein. Zur Zeit der Hungersnoth von 1838 in den Nordwest-Provinzen, wo Mütter ihre Kinder verkauften, um ihr Leben fristen zu können, wurde auch die Castenscheidung vergessen und verletzt; denn

man sah Brahmanen die Ueberreste des Mahles der Dhoms (der niedrigsten Caste) heißhungrig verschlingen.

Auch bewies Lord Hastings feste Handlungsweise, was von diesen Castenvorrechten zu halten ist. Es befanden sich zu seiner Zeit gegen 20,000 Leute aus Orissa, meist der höheren Caste angehörend, als dienende Leute in Calcutta. Viele derselben gehörten zur Dienerschaft des General-Gouverneurs. Einem dieser ersten Diener befahl Lord Hastings eines Tages, das Waschbecken zu reinigen. Er weigerte sich, angebend, seine Caste dadurch zu beschimpfen. „Wenn das Waschbecken nicht von dir ausgegossen und gereiniget wird, so wirst du und all deine Orissa-Landsleute sofort Calcutta verlassen und nach ihrer Heimath zurückkehren." Sie kamen eilig zusammen, beriethen sich und stimmten dafür, daß der Diener das Waschbecken zu reinigen habe.

Unter allen Casten halten die Radschputen am hartnäckigsten an jenen strengen Vorschriften, unter ihnen hat sich noch bis heute ein Castenstolz bewahrt, welcher das Leben für werthlos, ja unerträglich hält, wenn ihre Castenpflicht verletzt worden ist. Ein Beispiel wird genügen, die schreckbaren Folgen davon zu zeigen.

Im Jahre 1776 wanderten einige Mohamedaner durch ein Dorf unweit Baroche, woselbst eine Radschputenfamilie wohnte. Die Mohamedaner naheten sich dem Hause und warfen zufällig einen Blick in ein Zimmer, in welchem eine ältliche Frau ihr Mahl verzehrte. Als sie dieselbe essen sahen, zogen sie sich sofort zurück; aber dieser Umstand, von Ungeweiheten gesehen worden zu sein, war für die Radschputenfrau eine solche Entwürdigung, daß nach ihren Begriffen nichts in der Welt sie von diesem Schimpfe befreien konnte. Sie wohnte zu jener Zeit mit ihrem Enkel, einem schönen jungen Manne, zusammen, der damals gerade abwesend war, als die Mohamedaner die Hausschwelle betreten hatten. Als er heimkehrte, erzählte sie ihm, was sich zugetragen habe, und daß sie entschlossen sei, den Schimpf nicht zu überleben. Sie drang aufs ernstlichste in ihn, sie zu tödten, indem sie sich der Selbstentleibung nur enthalten habe, weil sie wünsche, von seiner Hand zu fallen. Die Hingebung und Liebe des jungen Mannes für die alte Großmutter, sowie sein verständiger Sinn, bewogen ihn, sie von dem Vorhaben abzuhalten; er bat sie flehentlich, nicht mehr daran zu denken, indem ja Niemand als ihre eigene Familie von der ihr widerfahrenen Unbill etwas wüßte, und die Leute, welche die unschuldige Ursache dazu gewesen wären, nicht die Absicht gehabt haben könnten, ihr

wehe zu thun. Die Alte blieb bei ihrem Entschlusse, und da sie weder ihren Enkel noch irgend ein anderes Mitglied ihrer Familie bewegen konnte, das Todesopfer an ihr zu vollziehen, so wartete sie bis zu dem Augenblicke, wo sie sich allein befand. Alsdann stieß sie mit solch einer Gewalt ihren Kopf gegen die Mauer, daß der heimkehrende Großsohn sie im furchtbarsten Zustande unter Todesschmerzen liegend fand. Sie flehete ihn an, nun das Opfer an ihr zu vollziehen und sie vom Elende dieser Welt zu befreien. Er stach ihr den Dolch ins Herz, worauf sie verschied [44]).

Wie tief das Festhalten an Castenrecht und Casteuruhm in den Geist der Hindu's eingedrungen ist, beweisen die Bhaut's, ein besonderer Stamm, der in Guzerat und den angränzenden Ländern lebt Sie stehen im Rufe großer Heiligkeit und sind die Gewährsmänner bei Traktaten. Wenn ein Vertrag von ihnen garantirt worden ist, so glauben sich die betreffenden Theile in ihren Rechten und den übernommenen Verpflichtungen gesichert. Sollte jedoch einer der Theile es wagen, ihn zu brechen, so kommen die Bhaut's, die ihn garantirt haben, mit ihren Familien zusammen und tödten sich. Ihr Blut fällt rächend auf denjenigen, der seiner Verpflichtung nicht nachgekommen ist, und der Glaube an ihre Verwünschungen ist so allgemein verbreitet, daß eine von ihnen übernommene Gewährleistung als das sicherste Pfand angesehen wird [45]).

Seine Caste verloren zu haben, heißt mehr als dem bürgerlichen Tode anheimgefallen zu sein; denn solch ein Unglücklicher geht der Erbberechtigung verlustig, kann keine Verpflichtungen eingehen, kein Zeugniß ablegen, und aus der menschlichen Gesellschaft verbannt, irrt er gleich einem Ausgestoßenen in der Welt umher. Seines Vaters Haus ist ihm für ewig verschlossen, seine nächsten Verwandten meiden ihn, die Tröstungen der Religion existiren nicht für ihn, und die Hoffnung auf ein künftiges Leben voll Glückseligkeit sind für ihn ewig verloren, wenn er sich nicht bemühet, durch qualvolle Büßungen das begangene Verbrechen abzuwaschen, — die einzige Möglichkeit, sein Castenrecht wieder zu erlangen. Wenn nicht furchtbare Verbrechen oder gänzliche Nichtachtung aller Casten-Vorschriften die Ursache sind, so kann der Hindu auf diese Weise heute sehr leicht seine verlorene Caste wieder gewinnen; ja der Verlust derselben wird ihn kaum merkbar getroffen haben; denn, obgleich von den Gerichtshöfen Anklagen wegen ungerechter Ausschließung aus der Caste vorgebracht werden, so ist es doch heute unerhört, daß ein seiner Caste verlustig

gegangenes Individuum so verlassen und ausgestoßen in der Welt umher irren sollte, wie obige Vorschriften angeben.

Es findet sich heute in Indien nicht mehr die niedrige und verachtete Classe der Dienenden und der Paria's, jener Verworfenen, die eine Klingel um den Nacken tragen mußten, damit der Brahmane von deren Annäherung zeitig Kunde erhielt; — Sclaven, deren sich Einige unter den Berg- und Janglestämmen im südlichen Indien befanden, waren vielleicht die Reste der alten Sudra's. Aber auch diese sind frei, weil Sclaven nicht mehr in Indien geduldet werden. Wenngleich die reine Caste der Sudra's mehrfach in Frage gestellt ist, so behaupten doch gelehrte Brahmanen, daß die Mahratten dieser Caste angehören; die Meisten derselben beschäftigen sich heute mit dem Ackerbau, Andere widmen sich dem Soldatenstande. Ein den Sudra's angehöriger Stamm sind die Câyeten in Bengalen, welche den Brahmanen in Kenntnissen und im Geschäftsleben wenig nachstehen, und ihre Gewandtheit mit der Feder sich als ein Vorrecht uralter Zeiten anrechnen [46]).

Dennoch wird von diesen Câyeten oder Cayots, den Nachkommen der Urvölker, berichtet, daß sie, gleich den Paleahs in Malabar, vor wenig Jahrzehnten keine Wohnung besitzen durften, und sich bei Annäherung eines Brahmanen in Gräben oder auf Bäumen bergen mußten. Wenn ein Brahmane oder Nair einem Paleah begegnete, so war es ihm erlaubt, ihn gleich einem wilden Thiere niederzuhauen. Wollten diese Unglücklichen, vom Hunger gequält, sich ihrer Handelsprodukte entledigen, so legten sie solche an dazu bestimmten Orten in der Nähe der Dörfer nieder; von dort nahmen die Bauern die Waaren in Empfang und legten nach Gutdünken die Lebensmittel an deren Stelle. Die niedrigsten aller Casten sind die Molangres, welche sich mit dem Sieden des Salzes in den Sanderbands beschäftigen. Sie bewohnen eine sandige, von undurchdringlichen Wildnissen umgebene Küste, die ein Labyrinth von Wasserströmen durchzieht, zwischen denen Tiger, Rhinocerosse und giftige Schlangen leben. Während einige von ihnen mit dem Sieden des Salzwassers beschäftigt waren, bewachten andere den Tiger am entgegengesetzten Ufer, und da sie keine Waffen zu ihrer Vertheidigung besaßen, so flüchteten sie sich in die zu diesem Zwecke gegrabenen Höhlen.

So verderblich das Castenwesen dem Hinduvolke in seiner freien Entwickelung gewesen ist, indem dasselbe dadurch seit Jahrtausenden, von Jahrhundert zu Jahrhundert, unverändert seine Eigenthümlichkeiten bewahrt hat,

und sich noch heute wenig verschieden von seinen Vorvätern zeigt, wie Alexanders Krieger sie fanden, so hat es dennoch dem Unternehmungsgeiste der Individuen keine Schranken gesetzt. In keinem Theile der Welt sind die Wechsel des Glückes so schnell, wird die Lage der Menschen so plötzlich und so gewaltsam verändert als in Indien. Es giebt keinen indischen Hof eingeborener Fürsten, an dem nicht Männer zu finden wären, die aus den niedrigsten Stellungen zu den höchsten und einflußreichsten Aemtern gelangten. Die Regierungen der Großmoghule, der Könige von Audh, der Nizam's, der Peischwa's und der Sickh-Maharadscha's geben Beispiele davon. Der letzte Peischwa hatte zu verschiedenen Zeiten zwei erste Minister, von denen der Eine die erniedrigenden Handlungen eines Priesterdieners oder Sängers an einem Tempel ausgeübt, und der Andere, ein Sudra, als Läufer gedient hatte; der erste Minister des Raja's von Jeypur war ein Barbier, der Stammvater der Holcar's war ein Ziegenhirt, der des Scindia ein gemeiner Diener und Beide gehörten den Sudra's an. Die einflußreiche Familie der Rastia im Mahrattenlande folgte anfänglich den Beschäftigungen der Brahmanen, danach sehen wir Glieder derselben als große Geldwechsler und zuletzt als Heerführer. Aehnliches würde sich im Geschäftsleben der Hindu's finden; war doch der berühmteste Miniaturmaler in europäischem Stile ein Grobschmidt [47]).

Noch müssen wir der Mönchsorden gedenken, welche sich gleichsam als eine neue Caste gebildet haben. Ihr Ursprung ist schwer zu ergründen; vielleicht, daß sie aus dem dem Brahmanen nach Menu's Gesetzbuch vorgeschriebenen vierten Lebens-Abschnitte hervorgegangen sind, unbezweifelt aber ist es daß das Mönchswesen durch den Buddhismus eine besondere Belebung erhielt und in den Hinduismus überging. Denn der in der Einsamkeit lebende Brahmane, welcher sich an die Entsagungen eines Einsiedlers gewöhnen sollte, ist von allen äußerlichen Vorschriften entbunden, um seine Zeit der Selbstbeschauung, dem Sichversenken in das göttliche Wesen widmen zu können. In dieser Zurückgezogenheit und Stille hatte seine Heiligkeit etwas Anziehendes für Individuen, die Trost und Aufrichtung suchten, sich zu ihm gesellten, seinen Worten zuhörten und nach und nach seine Gewohnheiten annahmen und an seiner Abgeschlossenheit Gefallen fanden. Solche Mönchsorden fanden sich schon zu Alexanders Zeiten, aber wie sie sich gebildet hatten und unter welchen Gesetzen sie lebten, welchen Einfluß und welche Wirksamkeit sie ausübten, ist uns unbekannt geblieben.

Es giebt eine alte Sage, daß der Dämon Tarika eilfhundert Jahre gebüßt haben soll, und zwar in solcher Weise, daß die Götter besorgten, ihn deshalb belohnt zu sehen; denn er stand auf einem Fuße die Sonne anstaunend; er stand auf seinen großen Zehen; er lebte von Wasser, dann von Luft; er lebte eingetaucht in Wasser, dann unter der Erde, dann im Feuer; er stand auf seinem Kopfe, die Füße gen Himmel; dann auf einer Hand; hing mit seinen Händen an einem Baume; klammerte sich dann mit seinen Füßen daran fest, den Kopf herunterhängend und viele andere Dinge mehr. Aber obgleich die Schastra's sagen, daß er all dieser Büßungen ungeachtet vernichtet wurde, so hat sein Beispiel bis auf heutige Tage viele Büßer erweckt, deren Handlungsweise meist an Wahnsinn gränzt.

Nach den Hinduschriften ist das achte Jahrhundert die früheste Zeit, in der die Gründung von Mönchsorden erwähnt wird; aber unter den heute noch bestehenden Mönchsorden sind wenige älter als fünfhundert Jahre. Daß schon in Menu's Zeiten etwas diesem Mönchswesen Verwandtes bestanden hat, sollte man daraus schließen, daß Begräbniß-Rechte solchen Ungläubigen verweigert wurden, welche einen besondern religiösen Anzug trugen, den die Veda's nicht vorgeschrieben hatten [18]).

Einige dieser Orden bestanden ausschließlich aus Brahmanen, die meisten jedoch bildeten sich aus allen Classen, wobei jeder Casten-Unterschied verbannt wurde; die Brahmanen entsagten ihrer heiligen Schnur, sowie die anderen Casten auf alle bisher angenommenen Rechte Verzicht leisteten, damit nach Verbannung jeden Unterschiedes Alle in ihren Rechten, Pflichten und Entsagungen gleich seien. Zu diesem gewaltsamen Schritte entschlossen sich diese Mönchsorden nach Professor Wilson's Angabe erst am Ende des 14. Jahrhunderts. Sie zeigen jedoch nichts von der Abgeschlossenheit und dem specifischen Charakter christlicher Mönchsorden, machen sich aber wie diese durch ihre Kleidung bemerkbar, indem Einige den Turban und den Shawl von einer gelblich schmutzigen Farbe tragen, Andere mit einer bloßen Thierhaut bedeckt einhergehen und noch Andere sich ganz nackend, mit Asche oder Staub bedeckt, zeigen. Jedes Mitglied ist durch Gelübde mannigfacher Art gebunden, alle nehmen Almosen an, obgleich nicht alle darum betteln.

Einzelne Fanatiker, welche von besonderen Ideen begeistert waren, sammelten Anhänger um sich, gründeten dann einen eigenthümlichen Orden oder bildeten bei [illegible] deren Lehren sich oft weit über Indien ver-

breiteten und mit Begeisterung aufgenommen wurden oder auf eine bestimmte Lokalität beschränkt blieben und nur wenige Bekenner fanden. Die Mitglieder mußten sich einer Prüfungszeit von ein bis zwei Jahren unterwerfen, in welcher Zeit sich der Novize unter Anleitung eines Lehrers oder Guru's vorbereitete, welcher dem Vorsteher über ihre Fortschritte und ihren Wandel Auskunft zu geben hatte. Die meisten dieser Sekten besaßen Klöster, zu einigen derselben gehörten Ländereien, andere wurden von den Beiträgen gläubiger Seelen unterhalten oder von den erbettelten Gaben ihrer Mitglieder, wie die der christlichen Bettelmönche, oder durch Handel, welcher in einzelnen Fällen offen, meist jedoch in versteckter Weise von den Mönchen getrieben wird. Solche Klöster stehen unter einem Mohant oder Abte, den sich jede Gemeinde entweder selbst wählt, oder der von den verschiedenen Mohants des Ordens eingesetzt wird, oder den der Vorgänger bestimmt; an manchen dieser Klöster ist auch diese Würde erblich. In Bengalen findet sich ein Orden, welcher beide Geschlechter in demselben Orden beherbergt, die sich dem Gelübde der strengsten Abgeschiedenheit und Keuschheit unterwerfen müssen.

Selbst unter den Muselmännern finden sich Büßer, die wegen ihrer Heiligkeit auch von den Hindu's verehrt werden. So lebt zu Salone in Audh ein solcher Heiliger, Shah Puna Ata, der auf derselben Matratze sitzt, die seine heiligen Vorfahren besaßen und die ihm gleichsam als Thronsessel dient, wenn er die Huldigungen empfängt. Dieser Erbe verläßt nie sein Haus, empfängt die Gläubigen, giebt seinen Segen und Nahrung an alle diejenigen, die zu ihm wallfahrten und der Hülfe bedürftig sind. Der König von Audh hatte ihm zwölf Dörfer taxfrei gegeben, welche ihm jährlich 25,000 Rupien einbrachten, die er an seine Familie und an Hülfsbedürftige vertheilte. Außerdem empfing er von Mohamedanern in Indien jährlich 25,000 Rupien in Geschenken, und brüstete sich, von General-Gouverneuren und Residenten brieflich die schmeichelhafteste Anerkennung gefunden zu haben [49]).

Viele dieser Gosâyen's ziehen das Wander- und Bettlerleben dem Aufenthalte im Kloster vor, Andere machen sich von jeder Regel frei, indem sie sich nur in einzelnen Dingen dem Mohant unterwerfen, und allein den Büßungen folgen, die sie sich selbst aufgelegt haben. Zu ihnen gehören diejenigen Büßenden, welche sich den strengsten Entsagungen oder den schmerzhaftesten Martern unterwerfen, der Menschheit gleichsam mit Verachtung aus dem Wege gehen, im Dickicht undurchdringlicher Wälder leben, daselbst sehr oft ein Raub der

Tiger oder anderer wilder Thiere werden, und, wenn nicht mitleidsvolle Menschen sich ihrer annähmen, dem Hungertode erliegen müßten. So wurden, um wenigstens einen Fall anzuführen, auf der Sâgar-Insel sechs solcher Einsiedler in drei Monaten von Tigern verzehrt [50]).

Einige dieser Orden unterwarfen sich den strengsten Gelöbnissen; die Meisten müssen dem Ehestande entsagen, solchen aber, denen das eheliche Leben gestattet ist, wird es erlaubt mit ihren Familien zu leben. Ein dem Krischna geweiheter Orden hält es für seine Pflicht, sich in schöne Gewänder zu kleiden und mit reichen Schmucksachen zu behängen und nur von ausgesuchter Nahrung lebend, können diese Epikuräer sich jedem unschuldigen Vergnügen überlassen. Ihre den sinnlichen Freuden gewidmete Hingebung erniedrigt sie nicht in den Augen ihrer Mitmenschen, im Gegentheile üben sie oft einen unbegränzten Einfluß über dieselben aus, und von ihnen mit allem aufs reichlichste versehen, können sie ihren liberalen religiösen Begriffen ungestört nachgehen.

Ihnen entgegengesetzt sind solche Orden wie die Yogi's und Topasivic's, die sich den größten Martern unterwerfen, wie man sie täglich in Bombay sehen kann; einem Gelübde zufolge halten sie z. B. ihre Arme oder Füße in irgend einer Lage unverändert fest, bis sie in derselben festgewachsen sind oder lassen durch die Gegenstände, die sie mit ihren Händen erfaßt haben, die Nägel hindurchwachsen. Das Volk kommt dann täglich, sie zu reinigen, zu küssen und ihnen Speise zu reichen. Andere liegen auf Nagelbetten, ewigem Stillschweigen ergeben; oder vom Schmutze beinahe verzehrt, suchen sie das Interesse ihrer Mitmenschen anzuregen, indem sie sich mit Messern die Glieder zerfleischen. Noch andere lassen sich an einem bestimmten Flecke befestigen, legen sich niemals nieder, sondern schlafen gegen einen Baum gelehnt. Einer von diesen Büßern that am Ende des vorigen Jahrhunderts das Gelübde, den Weg von Benares nach Jagannath, mehrere hundert Meilen, mit der Länge seines Körpers zurückzulegen, das heißt, sich der Länge nach von Fleck zu Fleck hinzulegen. In Bengalen sieht man während gewisser religiöser Festlichkeiten mehrere dieser Büßenden zugleich sich eiserne Haken durch das zusammengepreßte Rückenfleisch ziehen und auf einem Schwingbalken sich durch die Lüfte drehen, ohne dabei irgend einen Schmerzenslaut von sich zu geben [51]). Diejenigen, welche ganz nackt umher gehen, denen Kopf- und Barthaar wild und verworren über den Körper herabfällt und die sich mit Asche und Staub bestreuet haben, erregen einen höchst widerlichen Eindruck. Zu diesen gehören

die Nâga's, welche sich zu Zeiten als Söldner vermiethen, und sich dann unter ihrem eigenen Führer bis zu Tausenden versammeln. Es ist nicht die Liebe für die Religion, welche sie dazu treibt, sondern ihre angeborene Lebensweise und die Kampflust. In früheren Zeiten, wenn sich keine Gelegenheit darbot, einem Fürsten oder einem Freibeuter zu dienen, durchzogen sie das Land in kleinen Haufen, plünderten und erhoben gewaltsame Erpressungen. Bei solchen Gelegenheiten ereignete es sich, daß diese bewaffneten Mönche mit anderen Sekten in Berührung kamen, sich dann gegenseitig beschimpften und ihre Anfeindungen mit dem erbittertsten Kampfe endigten. Solch ein Gemetzel ereignete sich auf dem großen Jahrmarkte zu Hardwâr im Jahre 1760, wo es zwischen den Nâga's des Siva und denen des Vischnu zu einer so blutigen Schlacht kam, daß 18,000 Menschen auf dem Platze todt geblieben sein sollen [52]).

Zu den verschiedenen Casten der fechtenden Shûdra's in Indien, deren Dharma oder Religion es ist, sich dem Kriege und der Plünderung zu widmen, gehören auch Einige, die da behaupten, von den Kschatrija's abzustammen. So auch der Nair von Malabar, der einer ganz niederen Caste angehört, aber behauptet, daß seine Vorfahren der königlichen oder fechtenden Classe angehörten; weshalb er den Jannö oder die Schnur des zweimal Geborenen trägt.

Unter den Gosayen's lebt eine Sekte des Siva, die Yogi's, der Selbstbeschauung und giebt sich allerlei kindischen Versuchen hin, wie dem Sichverhalten des Athemholens, um dadurch der Gottheit näher zu kommen, gleichsam mit ihr vereinigt zu werden. Die niedrigsten dieser Classe behaupten Mirakel thun zu können, einige von ihnen wandern gleich Taschenspielern mit abgerichteten Affen und musikalischen Instrumenten umher, um durch sie und ihre Künste die Einwohner an sich zu ziehen. Dagegen suchen Andere ihre Heiligkeit als eifrige Beter, die mit gewissen Künsten und Kräften vertrauet sind, an den Tag zu legen, und stellen diese Wunderdinge dem Volke nicht für Geld, sondern ihrer Heiligkeit wegen zur Schau. Zu diesen gehören jene merkwürdigen Menschen, welche, uns unerklärlichen Ursachen oder Kräften gemäß, mehrere Minuten bis vier Fuß über der Erde gleichsam in der Luft zu schweben wissen, indem sie sich dabei keiner anderen Stütze bedienen, als derjenigen, welche ihnen eine Krücke gewährt, auf welche der Rücken einer Hand gestützt ist, während die Finger eifrig bemühet sind, die Bohnen ihres Kranzes zu zählen [53]).

Die Pandarama's, Anhänger des Siva, reiben Gesicht und Körper mit der Asche verbrannten Kuhdüngers, und laufen, Hymnen singend, durch die

Straßen. Die Cary-patry pandaram's haben das Gelübde gethan, nie zu sprechen. Sie gehen umher, Almosen erbettelnd, indem sie dabei die Hände aneinander schlagen, leben nur von Reis und würdigen keinen Menschen oder keine Sache ihres Anblicks, versunken in stierem Betrachten irgend eines Gegenstandes. Die Jadinam's gehen singend umher, Vischnu's Ruhm verkündend, und tragen dabei kleine Schellen an ihren Aenkeln, ihr Kommen zu verkünden.

Eine höchst merkwürdige und uns noch unerklärliche Thatsache ist es endlich, daß sich einige Individuen dieser Sekten begraben lassen, und nach gewisser Zeit wieder zum Leben gebracht werden. Ein Fall der Art wurde vom britischen Residenten in Baroda beobachtet, wo sich ein Fakir zum Schlaftode vorbereitete und auf vierzehn Tage begraben ließ. Sein Grab wurde Tag und Nacht beobachtet und alle solche Vorkehrungen getroffen, die einen Betrug unmöglich machten. Der merkwürdigste Fall ereignete sich jedoch bei Lahore unter Rûnzit Sing's Regierung zur Zeit, als sich Sir Claude Wade als Bevollmächtigter der Ostindischen Regierung an dessen Hofe aufhielt. Der Fakir unterwarf sich hier einer förmlichen Hunger-Cur, in den letzten Wochen vor seinem Begräbnisse nur von Milch lebend, und war so abgemagert und ermattet, als man ihn in den Sarg legte, daß er kaum sprechen konnte. Sir Claude Wade erzählt den Hergang seiner Ausgrabung in folgender Weise: „Ich befand mich am Hofe Rûnzit Sing's, als der Fakir, dessen Capitain Osborne gedenkt, sich auf sechs Wochen begraben ließ; obgleich ich wenige Stunden nach seiner wirklichen Beerdigung eintraf und diesem Theile des Phänomens nicht beiwohnte, so hatte ich doch Rûnzit Sing's Zeugniß und das anderer glaubwürdiger Personen an seinem Hofe, an deren Wahrheit nicht zu zweifeln war. — Am Tage der Ausgrabung begab ich mich zur festgesetzten Stunde mit Rûnzit Sing nach dem Orte, woselbst der Fakir begraben lag. Es war ein viereckiges Gebäude, barra dûrra genannt, in der Mitte eines Gartens gelegen, der mit dem Palaste von Lahore in Verbindung stand, war von einer Veranda umgeben und besaß nur in der Mitte ein ganz abgeschlossenes Gemach. Rûnzit Sing war von seinem ganzen Hofe umgeben, und als er davor eingetroffen von seinem Elephanten stieg, forderte er mich auf, mit ihm das Gebäude zu untersuchen und zu sehen, ob auch alles verschlossen und in solchem Zustande war, wie er es verlassen hatte. Dies geschah; es befand sich nämlich auf jeder der vier Seiten eine Thüre, drei derselben waren mit Ziegelsteinen zugemauert worden, die vierte Thüre, welche sehr stark war, hatte man bis zum Schlosse in derselben

Weise vermauert. Das Schloß hatte Rûnzit Sing mit seinem Privatsiegel selbst versiegelt, als der Fakir begraben worden war."

„Der Maharajah erkannte das Siegel als das seinige an. Er selbst so ungläubig als irgend ein Europäer es bei solchem Falle sein konnte, hatte, um jedweden Betrug zu vermeiden, zwei Compagnien seiner Leibwache während der sechs Wochen in der Nähe des Ortes ausgestellt, von welcher vier Schildwachen ausgesetzt waren, die alle zwei Stunden abgelöst wurden. Außerdem hatte ein höherer Offizier des Palastes den Auftrag gehabt, den Ort öfter zu besuchen und jederzeit zu berichten; endlich mußte der Offizier der Wache Morgens und Abends Meldung machen."

„Wir setzten uns in die Veranda, der Thüre gegenüber, während die Leute die Mauer von der Thüre wegräumten, und einer der Offiziere das Siegel ablöste und das Vorlegeschloß aufmachte. Als die Thüre geöffnet wurde, zeigte sich ein dunkeles Gemach. Rûnzit und ich gingen vom Diener des Fakirs begleitet hinein; ein Licht wurde herbeigebracht, und wir stiegen ungefähr drei Fuß unterhalb des Bodens in eine Art Celle. In derselben stand aufrecht ein hölzerner Kasten, gegen fünf Fuß lang und vier Fuß breit mit dachförmiger Bedeckung, in welchem der Fakir sich befand; auch dieser Kasten war vermöge eines Siegels und Schlosses verwahrt. Indem wir dieselben öffneten und den Deckel abhoben, sahen wir eine Gestalt in weiße Leinwand gehüllt, welche mit einer Schnur über dem Kopfe zusammengezogen war. Bei deren Enthüllung wurden Geschütze abgefeuert und die außerhalb stehende Menge drängte sich neugierig bis zur Thüre, um das Schauspiel betrachten zu können. Nachdem Jedermann seine Neugierde befriedigt hatte, trat der Diener des Fakirs hinzu, umschlang mit seinen Armen die in dem Kasten liegende Figur, nahm sie heraus, und die Thüre des Kastens wieder schließend, legte er den Körper des Fakirs, der gleich einem Hindugötzen in den engen Raum gezwängt worden war, mit dem Rücken auf dieselbe."

„Rûnzit Sing und ich stiegen in die Celle, welche jedoch so eng war, daß wir dem Körper gegenüber auf dem Boden sitzen mußten, denselben mit unseren Händen und Füßen dabei berührend. Der Diener begann nun warmes Wasser über den Körper auszugießen; aber da ich genau den Hergang sehen und jedem Betruge vorbeugen wollte, so schlug ich Rûnzit Sing vor, die Leinwand zu öffnen, um den Körper genau beobachten zu können. Ich that es und bemerkte dabei, daß dieser leinene Sack sich anfühlte als wäre er einige Zeit begraben

gewesen. Die Beine und Arme des Körpers waren zusammengeschrumpft und steif, das Gesicht voll, der Kopf lag auf der Schulter gelehnt, wie der einer Leiche. Ich rief nun einen Arzt herbei, der mich begleitet hatte, den Körper zu untersuchen und dieser konnte weder im Herzen, noch an den Schläfen oder an den Armen ein Leben des Pulses fühlen. Dagegen zeigte sich einige Wärme am Gehirne, dem einzigen Theile des Körpers, wo solche wahrzunehmen war."

„Der Diener begann nun den Körper mit warmem Wasser zu waschen, dann allmählig Arme und Beine aus der leblosen Haltung befreiend, ergriff Rûnzit sein rechtes und ich das linke Bein, um durch Reibungen Leben in dieselben zu bringen. Während dieser Zeit hatte der Diener einen heißen Kuchen, einen Zoll dick, aus Weizenteig gemacht und auf den Wirbel des Kopfes gelegt, nahm ihn dann wieder ab und wiederholte dies zwei- bis dreimal. Alsdann zog er aus den Nasenlöchern und Ohren das Wachs und die Baumwolle heraus, und nach großen Anstrengungen öffnete er vermöge einer Messerklinge, die er zwischen die Zähne einzwängte, den Mund, und während er die Kinnbacken mit der linken Hand offen hielt, zog er die Zunge mit der rechten hervor, welche dabei einigemale seinen Fingern entschlüpfte und in die frühere gebogene Lage zurückschnellte. Nun rieb er die Augenlider einige Sekunden mit Ghy (geklärter Butter), bis sich dieselben öffneten; die Augen erschienen jedoch glasig und bewegungslos."

„Nachdem der heiße Kuchen das dritte Mal auf den Wirbel des Kopfes gelegt worden war, begann der Körper in convulsivische Bewegungen überzugehen, die Nasenlöcher bewegten sich vom Athem, ein Schweiß brach hervor und die Glieder bekamen eine mehr natürliche Fülle; aber der Puls zeigte sich noch immer kaum fühlbar. Der Diener legte etwas von dem Ghy auf die Zunge, so, daß der Fakir es herabschlucken mußte. Wenige Minuten darauf zeigte sich Leben in den Augäpfeln, dieselben gewannen allmählig ihre ursprüngliche Färbung, und der Fakir, indem er Rûnzit erkannte, stammelte in gebrochener, aber kaum hörbarer Stimme die Worte: „„Glaubst du mir jetzt?"" Rûnzit Sing bejahete es, hing dem Fakir ein Perlhalsband um, und befestigte zwei prächtige goldene Armbänder an seine Arme, ihm außerdem ein förmliches Khelat in seidenen Stoffen, Muslin und Shawls schenkend."

„Von dem Augenblicke an, wo die Kiste geöffnet war, bis zu dem, wo der Fakir seine Stimme wieder gewann, mochte eine halbe Stunde verflossen sein; und nach Verlauf einer anderen halben Stunde redete der Fakir mit mir und

en Personen, die ihn umgaben, jedoch in sehr mattem Tone, gleich einer ranken Person" [54]).

Von einem anderen glaubwürdigen Augenzeugen wird uns ein anderer Fall der Art erzählt, welcher sich in Jessalmier im Jahre 1835 zutrug [55]). Ein unger Hindu, gegen dreißig Jahre alt, reiste zu jener Zeit durch die Radschutenstaaten, um sich auf Wochen oder Monate lebendig begraben zu lassen. Der Raja von Jessalmier machte von seinem Anerbieten Gebrauch, daß er sich auf vier Wochen beerdigen lassen wolle, in der Hoffnung, durch Befürwortung dieses heiligen Mannes alsdann einen Thronerben zu bekommen. Man hatte das Grab nahe den Ufern eines gemauerten Teiches in einem kleinen, aus Felsteinen erbaueten Gebäude eingerichtet; dasselbe war nur zwölf Fuß lang und acht Fuß breit. In dem Boden dieses Gebäudes wurde ein Loch von 3′ Länge, 2½′ Breite und 4′ Tiefe gegraben, welches als Grab diente und wo dieser Mensch in sitzender Lage hineingelegt wurde. Sein Körper war in ein leinenes Tuch genähet worden, und zwar so, daß sich die Kniee gegen das Kinn gedrückt befanden, die Füße den unteren Theil des Magens berührten und die Hände gegen die Brust lehnten. Das Grab selbst war ausgemauert worden, und mit wollenen Tüchern ausgelegt, damit der Begrabene sich vor der weißen Ameise oder anderen Insecten gesichert wußte. Zwei schwere Steinplatten, mehrere Zoll dick, bedeckten das Grab und über diese war Erde geschüttet worden. Das Haus selbst war zugemauert und wurde Tag und Nacht aufs strengste bewacht.

Er wurde am 1. April in gänzlich leblosem Zustande herausgenommen; die Augen waren geschlossen, der Magen zusammengefallen, die Hände lagen krampfhaft, aber machtlos am Körper, und der Mund war so fest geschlossen, daß die Umstehenden die Zähne mit voller Gewalt vermöge eines eisernen Instrumentes öffnen mußten, um etwas Wasser eintröpfeln zu lassen. Er begann sich hierauf allmählig zu bewegen und zu erholen, sein Leben kehrte zurück und nach und nach konnte er seine Glieder rühren. Es hatte sich viel Volk an dem Orte eingefunden, um ihn zu sehen. Als er die ersten Lebenszeichen von sich gegeben hatte, begrüßten die Leute ihn mit einem Salam und bemüheten sich, sich seines Anblicks zu erfreuen, den sie für Seegen bringend hielten. Lieutenant Boileau redete ihn an, er antwortete ihm mit schwacher, aber vernehmlicher Stimme, dabei äußernd, daß er bereit sei, sich wieder auf einige Monate begraben zu lassen.

Er hatte sich von früher Jugend an zu diesem Unternehmen vorbereitet, sich zuerst bemühet, den Athem auf lange Zeit einzuhalten, und er brachte es bald dahin, gleich den Perltauchern, mehrere Minuten athemlos zu bleiben. Dabei eignete er sich das Vermögen an, den Mund zuzuhalten und die innere Oeffnung seiner Nasenlöcher vermöge der Zunge abzuschließen.

Bevor er sich der Begrabung unterwarf, enthielt er sich auf längere Zeit aller kräftigen Nahrung und lebte nur von Milch. Denn, wie er vorgab, bewahre er dadurch den Magen vor Fäulniß, auch ist die Wirkung, welche dies auf die Haare äußert, dadurch bemerkbar, daß sie aufhören zu wachsen. Einst ließ er sich auf vierzehn Tage in Pushkar von einem englischen Offizier, der an seinem Vorgeben zweifelte, in einem hölzernen Kasten im Zimmer an der Decke in freier Luft aufhängen, wo Jedermann ihn sehen konnte.

Obgleich dieser aus dem Grabe wieder Erstandene seinen Zweck erreicht hatte, für einen Heiligen, für ein Wesen, welches mit den Göttern in nächster Verbindung stehe, angesehen zu werden, so erfüllte der Raja dennoch nicht die Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt hatte, und nachdem er einige Tage vergeblich auf ein Geschenk gewartet, setzte er sich selbst in Besitz eines der Kameele des Raja's und ritt auf demselben unangefochten von dannen. Natürlich konnte der Raja unter solchen Umständen keinen Thronerben erwarten.

Unter den ihre Pflichten streng beobachtenden Gosayens oder Yogi's ist es ein hergebrachter Gebrauch, daß sie, wenn sie einer Krankheit zu erliegen fürchten, den Athem einhalten und sich begraben lassen.

Einige der Gosayens sind anspruchslose, ihrem Glauben ergebene Heilige, selbst viele der achtbarsten Kaufleute und mehrere unterrichtete Männer gehören ihnen an; aber die Mehrzahl sind unverschämte Bettler, die, vom Müßiggange angezogen, sich dem vom Orden sanktionirten Wanderleben ergeben haben. Zu diesen gehören meist die Anhänger des Çiva, wogegen die achtbarern Classen unter Vischnu stehen; aber jene schwinden mehr und mehr, indem die große Masse des Hinduvolkes für diese Art Heilige wenig Interesse hegt. Die Verehrung einiger der Vâishnava-Anhänger für ihre bettelnden Führer geht soweit, daß einige derselben, namentlich in Bengalen, ihren geistlichen Rathgeber für das höchste Wesen der Gottheit achten.

Das Nichtvorhandensein eines gemeinsamen Hauptes in der Hindu-Religion ist die Ursache der gesetzlosen und leichtfertigen Disciplin so vieler ihrer Orden, des gänzlichen Mangels an Regeln unter den einzelnen Beirâga's und



Yogi's und der revolutionären Zusammenkünfte der kriegerischen Nága's [56]). Aehnliche Zustände ereigneten sich unter mehreren der christlichen Orden, bis es den Päpsten gelang, dieselben bestimmten Regeln zu unterwerfen. Daß aber auch diese päpstliche Disciplin verrottet ist und einer Auflösung entgegengeht, liegt in dem Princip, welches auf Lug und Betrug gegründet ist, damit priesterliche Tyrannei gefördert werden kann. Unter den Hindu's sind es die Brahmanen, welche vermöge ihrer Kenntniß der heiligen Schriften und Gesetze einen gewissen Einfluß auf diese vielen Orden ausüben; aber unter den leicht erregbaren Gemüthern der Hindu's wird ein Fanatiker, dem Geist und Charakter nicht fehlen, in ihren Augen bald als Urvater erscheinen, Tausende werden sich ihm anschließen und Gut und Leben zum Opfer bringen.

Wenn wir in dem Vorstehenden die Grundzüge des indischen Castenwesens in seiner Entstehung und Förtentwicklung dargestellt zu haben glauben, so verkennen wir keineswegs, daß an einem vollständigen Bilde, namentlich der so zahlreichen Castenspaltungen der neuesten Zeit noch mancher wichtige Zug fehlt. Viele Trennungen sind selbst im Gegensatze zu den heiligen Schriften entstanden. Man findet sogar z. B. in Bengalen Brahmanengeschlechter, welche weder gegenseitige Verheirathungen, noch andere freundliche Berührungen unter einander gestatten. Im Lande Meisor begegnen wir bei den Hindu's 486, bei den Dschana's 26 und bei den Römisch-Katholischen 70 Casten, welche weder zusammen essen, noch sich durch Heirath vermischen. Ueberhaupt zeigt fast jede einzelne Provinz besondere Entwickelungen dieses unseligen Castenwesens, auf welche aber hier nicht näher eingegangen werden kann [57]). Im Gegensatze hierzu üben die Castenvorurtheile bei anderen Stämmen wenig Einfluß, z. B. bei dem Gebirgsvolke der Khond's. Unter ihnen giebt es Individuen, welche weder zum Khond-, noch zum Hindustamme gehören. Man unterscheidet hier drei Classen: 1) die Dombango, in den Niederungen mit dem Hindu-Namen Panwa, Weber, genannt; 2) die Gahinga, in den Niederungen Sitra; 3) die Gunah, die bei den Hindu's denselben Namen führen. Die Hauptgeschäfte der Dombango, welche im Allgemeinen keinen Grundbesitz haben, sind Weben, Schacher und Diebstahl. Sie sind die Vermittler des Verkehrs zwischen Khond's und Hindu's, auf ihnen ruht auch zunächst der Verdacht, daß sie die Menschen zu den Opfern der Kali herbeischaffen und verkaufen. Die beiden andern Racen stehen noch tiefer.

Quellen-Angaben und Erläuterungen.

1) Ch. Lassen, Indische Alterthumskunde, III. Band, Seite 478; — M. Elphinstone, History of India, pag. 11. — James Prinsep giebt in seinen Useful Tables jede der Regierungen durchschnittlich auf 18 Jahre an. Vgl. noch K. T. Neumann, Gesch. des englischen Reiches in Asien. II, 102

2) Prof. Max Müller, M. A. A History of Ancient Sanscrit Literature so far as it illustrates the primitive Religion of the Brahmans. S. London. 1859. p. 12. „Der Völkerzug, sagt M. Müller, war so unwiderstehlich, wie die Zaubermacht, welche in unsern Tagen die Celtischen Stämme in die Prairien oder in die Goldregionen über den atlantischen Ocean treibt. Es ist ein starker Wille oder vielmehr eine große vis inertiae erforderlich, um dem Andrange solcher nationalen oder besser ethnischen Bewegungen widerstehen zu können. Wenige nur werden zurückbleiben, wenn Alles fortzieht. Aber die Freunde ziehen zu lassen und dann selbst eine Straße zu ziehen, welche uns denen, welche unsere Sprache sprechen und unsere Götter verehren, nie wieder zuführen kann, das ist ein Entschluß, welchen nur Menschen von stark ausgeprägter Individualität und großer Selbständigkeit zu fassen im Stande sind. Eine solche Bahn verfolgte der südliche Zweig der Aryanischen Familie, die Brahmanischen Arya's Indiens und die Zoroastrischen Irans." Daß die Hindu's ihre Ursitze zuletzt verlassen haben, macht Müller p. 14 durch mehrere Gründe wahrscheinlich. Vgl. über diese Völkerzüge noch Lassen, Ind. Alt. I. S. 527 und K. Graul, Reise in Ostindien, IV. 147. Plinius Hist. nat. XII, 18. Contermina Indis gens Ariana adpellatur.

3) Parasu-Ráma reinigte die Erde drei Mal sieben Mal von der Kschatrija-Caste, und füllte mit deren Blut die fünf großen Seen von Samanta-pantschaka, von denen er der Brighu-Race Trankopfer darbrachte; dieses heilige Opfer dem Könige der Götter darreichend, gab Parasu-Ráma die Erde den diensthuenden Priestern. Nachdem er die Erde an Kasyapa verliehen, zog sich dieser Held von unendlicher Tapferkeit in die Mahendra-Gebirge zurück, wo er noch weilt. Auf diese Weise entstand Feindschaft zwischen ihm und der Race der Kschatrija's und so wurde die ganze Erde durch Parasu-Ráma erobert. — Vishnu Púrana, p. 403. — Im Mahabhárata werden der Erde die Worte in den Mund gelegt: „Die Väter und Großväter dieser Kschatrija's sind von dem unbarmherzigen Ráma meinetwegen im Kampfe getödtet worden." — Lassen schreibt Xatrija.

4) Ch. Lassen, Indische Alterthumskunde III. Band. Seite 464.

5) Ueber die hohe Bedeutung des Veda vgl. M. Müller a. a. O. S. 9.

6) „Befreie mich von der Sünde, wie von einer Schlinge, laß mich den Pfad [illegible] Gerechtigkeit wandeln. Möge der Faden (meiner Gedanken) nicht reißen, [illegible]

ich meine Gebete webe; möge die Form meines frommen Werkes nicht verwesen, bevor es zur Reife gekommen ist." Gesang der Gritsamada's, Rv. II. 28. 5. Prof. Max Müller, History of Ancient Sanscrit Literature p. 26.

7) Sir William Jones etc. Colebrooke in den Asiatic Researches, Vol. VII. p. 283 und Vol. VIII. p. 489.

8) Max Müller, History of Ancient Sanscrit Literature. p. 63.

9) M. Elphinstone, History of India. p. 12. Man kann in gewisser Beziehung Platon's Republik mit dem Menu vergleichen.

10) Das Wort „Caste" kommt aus dem Portugiesischen von ,,casta'', und wurde in alle Sprachen von Europa aufgenommen, weil die Portugiesen die Ersten waren, die sich in Indien festsetzten und die uns mit dem Classenwesen der Hindu's näher bekannt machten. Sir William Jones bedient sich in seiner Uebersetzung des Menu des Wortes: Classe." — Drei Ursachen liegen den Castenunterschieden zum Grunde: das Zusammenkommen verschiedener Racen; die politische Classe, die nach der Oberherrschaft strebt und die aus dem Gewerbe hervorgehende Classe. — Der keiner Caste angehörige heißt Paria, Paleja, Hutta, Tschudala.

11) Max Müller's History of Ancient Sanscrit Lit. p. 27.

12) Mit der Uebertragung der Veda's ist der berühmte Sanskritforscher Herr Prof. Max Müller beschäftigt. Dieselbe wird unter dem Titel: »Rig-Veda-Sanhita, the Sacred Hymns of the Brahmans, together with the Commentary of Sayana-charrya, edit. by Max Müller. London, William Allen 1856. 4.« herausgegeben. Davon sind vier starke Quartbände erschienen und der Verfasser hofft in nicht mehr langer Zeit seine Riesen-Arbeit vollendet zu haben. Diese Veda-Ausgabe macht den tiefsten Eindruck in Indien; im südlichen Indien, wo die Pandits mit derselben mehr vertrauet sind, hielten diese es für unmöglich, daß ein Deutscher ihnen ihre Veda verständlich machen könnte. Seitdem diese Ausgabe unter den Hindu-Gelehrten bekannt ist, haben sie selbst eingeräumt, daß sie vollständig und authentisch wäre. Einer ihrer Priester machte die treffende Aeußerung, daß es in der That ein merkwürdiges Zeichen von der Unbeständigkeit menschlicher Dinge sei, daß die Abkömmlinge der heiligen Rishis an den Ufern der Bhagirathi und des Jamna ihre heiligen Schriften studiren sollten, welche von einem Mlecha übertragen und an den Ufern der Themse veröffentlicht worden sind."

13) Arya — edel — kommt von arya, welches einen Haushalter bedeutet, und war ursprünglich als Name für die Vaisya's oder dritte Classe gebraucht; oder ist Aria mit Hari — der Sonne — verwandt?

14) Vispati oder Herr der Vis wurde der gewöhnliche Name für König, wie im alten Persischen Vispaiti und im Lithauischen wieszpatis der König.

15) Max Müller's History of Ancient Sanscrit Lit. p. 81.

16) Der Purohita (praepositus, praeses) war eigentlich mehr als ein Priester; er war Minister des Königs und in sofern von politischem Einflusse; diese Brahmanen wurden um so mächtiger, weil sie ihre Aemter erblich zu machen verstanden.

17) Dion Chrysostomos orat. de recus. magist. II. 249 edit. Reiske Lassen's Ind. Alterth.-Kunde. III. Band p. 339. Ueber die Verderbniß des modernen Brahmanenthums vgl. Graul, Reise in Ostindien. III. S. 55 flg.

18) Menu's Codex Chap. I. 96, 100; — Ch. IX. 313, 315, 332; — VIII. XI. 205—208; — IV. 165—169; — VIII. 205, 206, 272, 276, 283, 325, 377—379. — Desgleichen in den Sâmayâchârika-sutras des Âpastamba; siehe Max Müller's Hist. S. 204.

19) Wir finden in der uralten Geschichte der Literatur Indiens keine Spur von Schreibmitteln, weder der Borke, noch der Thierhaut, oder des Papiers und Griffels geschieht Erwähnung oder Andeutung. Max Müller's Hist. etc. p. 502. Man wird an ähnliche Zustände in der ältesten Periode der griechischen und römischen Culturwelt erinnert, wo sich ähnliche Beispiele von großer Gedächtnißstärke aus gleichen Gründen vorfinden.

20) In der Lalita-Vistara, Adhyâya X. heißt es: „Als der junge Prinz heranwuchs, wurde er in die Unterrichtsschule geführt." — Max Müller's Hist. of Sanscr. Lit. p. 517.

21) M. Müller, Hist. etc. p. 59, p. 488.

22) Menu's Cod. Ch. III. 180; Ch. IV. 16, 17, 35, 36, 63, 64, 84, 109—111, 162, 186, 205 und 257.

23) Katha-upanishad, II. 23. M. Müller's Hist. etc. p. 318.

24) Es gehört dem Brichadarânyaka an und bildet den fünften Brahmana des vierten Adhyâya, Schriften, welche, wie M. Müller sagt, der späteren Veda-Literatur angehören. Siehe M. Müller's, Hist. etc. p. 22—24.

25) „So wie der Strom den Baum an seinen Ufern fortreißt, oder der Vogel den Zweig des Baumes verläßt, so trennt er sich von seinem Körper, und wird von der verzehrenden Gewalt dieser Welt befreiet. Mögen seine edeln Handlungen Denen zu gut kommen, die ihn liebten, und seine bösen Thaten auf Diejenigen fallen, die ihn haßten, möge er durch fromme Forschung mit dem ewigen Geiste vereinigt sein." Menu, Ch. VI. 1—29; 33.

An einer Stelle heißt es: „Tag und Nacht, Abend und Morgen, Winter und Frühling schwinden und kommen wieder. Die Zeit eilt. Jahrhunderte vergehen, Hoffnung und Wind folgen ungehindert. — Wenn der Körper dahin schwankt, das Haupt ergrauet, der Mund zahnlos wird; wenn der leichte Stab in der Hand zittert, die er stützen soll, bleibt das Gebäude des Begehrens noch unersättlich. — So schnell geboren, so bald todt — so lange in deiner Mutter Schooß liegend — so große Verbrechen werden in der Welt begangen! Wie denn, o Mensch! kannst du hier auf dieser Erde in Wohlgefallen leben?" Sir W. Jones Works. Vol. VI. p. 428—29.

26) Menu, Ch. VII. 58, 43; Ch. VIII. 1, 9, 10, 11 und 60; Ch. X. 1; Ch. XII. 118—103.

27) Menu, Ch. VIII. 381. Eine Jungfrau der Brahmanencaste im geheiligten Teiche baden zu sehen, wurde mit dem Tode bestraft.

28) Menu, Ch. IX. 322; VIII. 267, 268; VII. 54 und I. 89,

29) Menu, Ch. III. 112; I. 90; IX. 329—332.

30) Max Müller's Hist. of Sanscr. Lit. p. 207, 208.

31) Menu, Ch. I. 91; IX. 334; X. 99, 100 und 121.

32) Colebrooke, Asiatic Researches V. 63.

33) Menu, Ch. I. 91; IX. 334; X. 121; X. 99, 100, 109—111, 127, 128; XI. 42, 43; IV. 80, 81, 91; XI. 194—197; — und X. 111, 125 und 129.

34) Ch. VIII. 414; II. 24; VIII. 299, 300, 416, 238—240, 366 und 374—77; IX. 157; III. 13, 14 und 19; X. 6, 11—19, 29, 30 und 64; — M. Elphinstone, Hist. of India, p. 16, 17 und 18.

35) L. v. Orlich erzählt, daß er in seiner Unwissenheit und in seiner Wißbegierde, sich mit Allem bekannt zu machen, diese Regel verletzt, aber einige Male mit Bedauern gesehen habe, wie Brahmanen-Sepoys des Bengal-Heeres ihr appetitliches

Essen fortwarfen; aber sie hielten es nicht unter ihrer Würde, eine Rupie dafür anzunehmen.

36) M. Ephinstone, Hist. p. 18.

37) Charles Raikes, Magistrate & Collector of Mynpoorie, Notes on the North-Western Provinces of India, 8. London 1852. p. 137.

38) Prof. Wilson, Asiatic Researches, Vol. XVII. p. 310 u. 311.

39) Lt. Col. James Tod, Annals and Antiquities of Rajast'han. Vol. I u. II. 4. London, 1830—32. 1 Vol. p. 511, 512.

40) Malcolm's Central India, Vol. II. p. 124; Elphinstone, p. 55.

41) Oriental Memoirs; selected and abridged from a Series of Familiar letters written during seventeen years Residence in India etc. by James Forbes, four Vols. 4. London 1813.

42) Steele, Summary of the Laws and Customs of Hindoo Casts, p. XI. Graul, Reise in Ostindien, III., 65.

43) Quarterly Friend of India, Vol. IV. p. 152. Calcutta Review, Vol. XIII. p. 131.

44) Der junge Mann wurde als Mörder eingezogen und zur Untersuchung nach Bombay geschickt. Nachdem er von der großen Jury als Mörder vor Gericht gestellt worden war, verurtheilte ihn die kleine, zu gleichen Theilen aus Europäern und Eingeborenen gebildete Jury zum Tode und die Richter bestätigten das Urtheil. Der durch eine würdevolle Erscheinung sich auszeichnende Radschpute hörte mit der diesem Volke eigenen Charakterstärke das Urtheil an und ein Ausdruck von Entzücken, vermischt mit einem Gefühle von Verachtung sprach in diesen Augenblicken aus seinen schönen Gesichtszügen. „Ich habe nichts begangen, dessen ich mich zu schämen brauche, sagte er, ich habe mir nur vorzuwerfen, die Gefühle der Menschlichkeit und kindlichen Liebe, den Pflichten und der Ehre meiner Caste nachgestellt zu haben. Das Leben ist für mich werthlos, ich könnte es nicht ertragen, seitdem ich mit Verbrechern der niedrigsten Caste essen und leben mußte, und je schneller ich in eine andere Welt kommen kann, je glücklicher werde ich sein.“ Das Urtheil wurde an ihm vollzogen, in der Hoffnung, dadurch Andere von Aehnlichem abzuhalten. — Forbes, Oriental Memoirs.

45) Der Bhat wird zuerst versuchen, den Friedensstörer, welcher den Vertrag gebrochen hat, dadurch zur Umkehr zu bewegen, daß er, sich aller Nahrung enthaltend, vor seiner Thüre sich niederläßt; rührt ihn dies nicht, so tödtet er sich (er begeht die Tragga). In Guzerat herrschte noch eine Sitte, der Gerechtigkeit Eingang zu verschaffen; wenn ein Vertrag gebrochen war, wurde nämlich eine alte Brahmanen-Frau geopfert, deren Blut dann auf den Schuldigen fiel, und nur dann abgewaschen werden konnte, wenn der verletzte Theil befriedigt worden war. — Wir werden im Abschnitte von der Verbrennung der Wittwen und der Ermordung der weiblich geborenen Kinder auf die Bhâts näher einzugehen Gelegenheit nehmen. Col. A. Walker's Information relative to the former Condition of Guzerat; Baroda, March 1805.

46) Colebrooke, Asiatic Researches, Vol. V. p. 85.

47) Elphinstone's History, p. 56.

48) Menu, V. 89; — Elphinstone, p. 57.

49) Sleeman, Kingdom of Oude I. Vol. p. 237.

50) Mr. Ward, On the Hindoos. Vol. III. p. 342.

Eine photographische Abbildung dieser qualvollen Handlung verirrter Hindue auf der großen Ausstellung in Paris gezeigt, und von einigen der Blätter der Ultrakatholiken als das Mittel angegeben, dessen sich die

Engländer in Indien bedienten, um von den Widerspenstigen die rückständigen Abgaben einzuziehen. Natürlich wurde es von vielen Franzosen geglaubt, was bei der tiefen Unwissenheit der Massen des französischen Volkes nicht befremden kann.

52) Cap. Raper, Asiatic Researches, Vol. II. p. 455.

53) Professor Wilson erwähnt in den Asiatic Researches, Vol. XVII. p. 186 eines solchen Falles nach dem Berichte eines Augenzeugen in dem Asiatic Monthly Journal für März 1829.

54) Observations on France: or Human Hybernation, by James Braid. 12°. 1850. Dr. Braid sagt in dieser Broschüre, daß Doktor Cheyne von einem Oberst Townsend berichtet, daß er beinahe 24 Stunden leblos bleiben konnte. Im Dabistan wird erzählt, daß einige Personen ihren Athem auf drei Stunden hätten anhalten können, Einer habe es auf zwölf Stunden gebracht und von Balik Natha, der hundert Jahre alt wurde, wird berichtet, daß er während zwei Tage athemlos bleiben konnte. Wie das Einhalten des Athems eine heilige Vorschrift bei einigen der Gebete der Brahmanen ist, werden wir später ersehen.

55) Personal Narrative of a Tour through the Western States of Rajwarr in 1835; comprising Beekaner, Jesulmer and Jodhpoor, by Lieut. A. H. Boileau. Calcutta 1837. 4. with illustrations. p. 41 u. ff. — Sir Ch. Trevelyan hatte im Jahre 1829—30 in Kotah der Ausgrabung desselben Fakirs beigewohnt.

56) Elphinstone, History of India, p. 60; Asiatic Researches Vol. XVI. p. 119.

57) Eine recht ausführliche Abhandlung über das indische Castenwesen findet man im Calcutta Review (March 1851). Auch ist v. Orlich, Reise in Ostindien, Brief XIII. der 2. Aufl. zu vergleichen.

2.

Die Religion und das religiöse Leben der Hindu's.

„Die Religionen der alten heidnischen Welt waren nur die Milch der Natur, auf die, als die Zeit erfüllt war, das Brod des Lebens folgen sollte."

Ein mystisches Dunkel verbirgt unserem Forscherauge das Seelenleben iten Arier-Volkes. Vergeblich suchen wir nach jenen Ueberlieferungen rsten Verbindung des Menschen mit Gott, wie sie uns im alten Testa- hinterlassen worden sind. Denn der Veda, dies ewige Buch der Hindu's, on Hymnen zur Verherrlichung des Schöpfers, voll Weisungen, Regeln Barnungen für ihre Priester und Könige, erzählt uns nichts von jener , in der die ersten Menschen in Unschuld und Reinheit vor ihrem Schöpfer lten.

Aus welchen Ursachen, vor vielleicht vier oder fünf tausend Jahren, unsere r die reichen und schönen Gefilde zwischen dem Hindukusch, Caucasus, ersischen Golf und rothen Meere verließen; und, wie ein Volksstamm em Osten und Süden, ein anderer nach dem Westen seine weiten Wan- jen antrat, wird uns ewig ein Geheimniß bleiben. Aber sowie die Fels- ale der Etrusker an der Westküste von Italien uns durch ihre Statuen, Baffen und ihre Schmucksachen an die Hindu's lebhaft erinnern, so die Thürme Irlands an die religiöse Auffassungsweise der alten Arier [1]).

Je tiefer wir in den Geist der Sprachen der Caucasischen Völker eindrin- e mehr werden wir von den verwandtschaftlichen Verbindungen derselben m Sanskrit, jener Ursprache der Menschheit, überzeugt; und, wenn es stätigen sollte, daß an den Ruinen von Persepolis Schriftstellen aus den s sich aufgezeichnet finden, so wird uns dadurch wiederum bestätigt, was

wir aus diesen ewig denkwürdigen Schriften entziffert haben. An eine Verwandtschaft oder eine Verbindung zwischen der Parsi-Religion und der der alten Hindu's ist nicht zu zweifeln, wenn wir die in beiden vorkommende Anbetung der Sonne und des Feuers allein in Betracht ziehen [2]). Die Sonne ist die besondere Gottheit der Pharaonen, „der Kinder der Sonne", welcher Rameses, der Gott von Heliopolis, wie er sich nannte, im Tempel zu Ipsambul opferte. Es kann uns daher nicht überraschen, wenn die Sepoy-Hindu's im Jahre 1801, als sie in Aegypten einrückten, beim Anblicke der dortigen Tempel und Götzenbilder ausriefen: „das sind unsere Götter!"

Der Veda, das die Religion und alle Lebens-Verhältnisse der alten Hindu's feststellende Buch, ist einfach eine Sanhitá oder eine Sammlung von Hymnen. Ihr Autor ist Vyása oder Vyása-deva, nach seinem Vater Paráshara, nach seiner Mutter Satyavati-suta. Auf einer aus schwarzem Erdreiche gebildeten Insel des Jamna geboren, wird er Dwaipáyana oder Krischna-dwaypáyana genannt und Vadaváyna nach dem Platze, wohin er am meisten pilgerte. Er war der illegitime Sohn des Paráshara, eines Brahmanen und der Satyavati, der Gemahlin des Königs Shántanu. Nach dem Tode seines Bruders, eines Enkels des großen Weisen Vashishta, heirathete er dessen Frauen und hatte von dreien derselben Söhne, die sich berühmt machten. Seinen fünf Schülern lehrte er die Veda's, dem einen die Rig-Veda, dem andern die Yagar-Veda, ferner die Sama-Veda, Atharva-Veda und den Súta die Puranas. Die Sama- und Yagar-Veda begreifen eigentlich die Rig-Veda unter andern Formen. Die Atharva-Veda gehört einer neuern Zeit an und ist überhaupt von zweifelhafter Autorität [3]). Die obenerwähnten Hymnen bilden die Mantra oder den Ritual-Veda und sind der wahre Veda. Hindu-Schriftsteller haben jedem Veda eine Sammlung von Compositionen, genannt Brahmana's, beigefügt, welche theils liturgisch, theils legendisch sind; und in dem Ûpanishad erscheinen solche mehr metaphysisch oder mystisch. Veda-Hymnen und Veda-Philosophie sind zwei ganz verschiedene Dinge. Außer diesen Schriften besteht noch eine andere, die Veda's ergänzende Literatur, welche Philologisches, Commentare, Sûtras oder Aphorismen begreift.

In den Satapatha brahmana [4]), wo uns die Kämpfe um die Herrschaft zwischen Brahmanen und Königen geschildert werden, wird uns von Menu als dem Vorvater der Menschen erzählt, daß er sich wie Noah vor den Gefahren der Sündfluth zu retten suchte; aber nicht von Gott selbst davor gewarnt,

sondern von einem Fische, der am Morgen dem Menu aus dem Waschwasser in die Hand kommt. Auf dessen Anrathen bauet sich Menu ein Schiff; vermöge desselben rettet er sich, als die Fluth kam, welche alles Lebende verschlang. Sein Schiff wird von dem Fische über das nördliche Gebirge geführt, es sinkt mit der abfließenden Fluth allmählig, bis es den festen Boden erreicht, und nun begiebt sich Menu ans Land, einen Hymnus dichtend, damit ihm Nachkommen erstehen mögen. Ein Weib taucht nach Jahresfrist aus den Fluthen des Wassers herauf, mit welcher er sich vermählt, und die Nachkommenschaft des Menu mit ihr erzeugt. In einem der Felsentempel zu Ellora soll Menu's colossales Schiff, wie es auf den Fluthen treibt, dargestellt sein.

Von anderen Anklängen, welche uns an die im ersten Buche Moses enthaltenen Ueberlieferungen erinnern, vernehmen wir nur in wenigen der Veda-Hymnen ähnliche Gedanken. So die Hymne der zehnten Mandala: „Da war weder Sein noch Nichtsein; jener glänzende Himmel war nicht, noch breitete sich darüber des Firmamentes weiter Teppich. Was bedeckte das All? was schützte, was verbarg es? War es des Wassers bodenloser Abgrund? Da war kein Tod — deßhalb auch nichts Unsterbliches, es war keine Schranke zwischen Tag und Nacht; aber D a s (tad, das höchste Wesen, Brahma) athmete ohne Anhauch allein mit Ihr (Svadhá), die in ihm enthalten ist. Etwas anderes als er existirte nicht. Dunkelheit herrschte und das All war zuerst in tiefen Nebel gehüllt, — ein Ocean ohne Licht. Der Keim, der noch verdeckt lag in seiner Hülse, brach heraus durch die glühende Hitze, als eine Schöpfung. Dann kam zuerst die Liebe herab, der neue Frühling des Geistes — ja, Dichter unterschieden nachsinnend in ihrem Herzen dies Band zwischen geschaffenen und ungeschaffenen Wesen. Kommt dieser Funke aus der Erde, durchdringend, alles durchleuchtend, oder von dem Himmel? Dann wurden Saaten gesäet und mächtiges Walten erstand — unten die Natur, und Macht und Willen droben. Wer kennt das Geheimniß? wer verkündet es hier, woher diese mannigfaltige Schöpfung entsprang? Die Götter selbst traten später ins Dasein. — Wer weiß es, woher diese große Schöpfung entsprang? — Er, von dem diese ganze große Schöpfung kam. Ob sein Wille schuf oder stumm war, der höchste Seher, der im höchsten Himmel thront, Er weiß es — oder möglich, daß Er selbst es nicht weiß ... [5]).

E s s i n d d r e i g r o ß e b e s t i m m t h e r v o r t r e t e n d e E p o c h e n, denen wir unsere Aufmerksamkeit zu widmen haben. D i e e r s t e E p o c h e v o n d e n

urältesten, den Veda-Zeiten, bis zum Auftreten Bûddha's; die zweite die Verbreitung der Lehren Bûddha's über Indien, und die dritte Epoche das gänzliche Verschwinden des Bûddhismus und die ausschließliche Herrschaft des Brahmanenthums über Indien bis auf unsere Tage.

Erste und zweite Epoche;

von den Zeiten des Veda bis zu der Vernichtung des Bûddhismus und der alleinigen Herrschaft des Brahmanismus in Indien.

Die Eindrücke, welche die menschliche Seele zuerst bewegten, wohin das von Ehrfurcht und Dank erfüllte Herz sich wandte, waren diejenigen, welche dem Geschlechte der Veda-Zeiten die Natur und die Elemente einflößten, sowohl die schaffenden als die zerstörenden Kräfte des ewigen Wesens. Wir werden an Zoroasters Lehren erinnert, wenn wir erkennen, wie die alten Hindu's der Sonne oder dem Lichte, dem Monde, dem Feuer und dem Wasser die Ergießungen ihres Herzens darbringen. Obgleich dunkele Ahnungen von einem allmächtigen Wesen, dem Schöpfer aller Dinge, sich in den frühesten heiligen Gesängen ihrer Rishi's kund thun, so wird doch jedes besondere Gestirn, jedes Element, jede Kraft oder Macht, die von demselben ausströmt, einem besonderen Gotte zugeschrieben.

Wir werden mitten in dem Erhabensten, das die menschliche Seele bewegen kann, plötzlich von kleinlichen, ja lächerlich kindischen Gedanken überrascht. Es sind dieselben Eindrücke vom Erhabenen und doch im Einzelnen fast Lächerlichen, welche den Beschauer ergreifen, wenn er im Anschauen der Götterwelt der alten Aegypter, wie sie sich in ihren Ruinen darbietet, versunken ist. Dann knüpfen sich wiederum an die reinsten Begriffe so sinnliche Ideen an, daß wir uns überrascht fragen, wie dasselbe Geschlecht für den Weisen, den Rishi, der dem sinnlichen Wesen und der Genußsucht seine Lobgesänge darbrachte, ebenso hohe Verehrung hegen konnte, als für jenen Rishi, welcher, gleich einem David, in reinster Seelenbegeisterung Gott zu danken und zu preisen weiß.

Wir werfen unsern Blick zuerst auf die ältesten Zeiten.

Indra, der höchste der Götter, steht da gleichsam über allen; Er ist das Firmament mit all seinen Phänomenen, Er war der Jupiter, der König der Götter und Menschen. Varuna (der Uranos der Griechen), einer der Aditya's, der Söhne der Zeit, der Kronione der himmlischen Heerschaaren, gehört zu

jenen Göttern, welche die Menschen vor Gefahren schützen und vor Versuchungen bewahren. Agni, der Herr des Feuers und der Sonne verwandt, wird, wenn angerufen, als der erste der Götter dem Indra gleich gestellt; dieser ist vergessen, wenn jenes gedacht wird. Die Sonne war der Sûrya oder Sara oder Savitri der Veda's und erscheint auch als weibliche Göttin; wir finden aber auch manchmal Indra mit dem Sûrya identificirt. Devi, die Göttin der Morgenröthe, welche „gleich einer jungen Frau jedes lebende Wesen zur Thätigkeit aufweckt," wird mit allen Göttern angerufen, ihren Seegen herabzusenden *). So nennen sie den Höchsten Indra, Mitra, Varuna, Agni; dann ist es der gutgeflügelte Garûtmat; „dann ist Einer, der Weise, der nennt es auf vielerlei Art; sie nennen es Agni, Yama, Mátarisv'an." Die zwölf Götter oder Aditya's sind eigentlich nur verschiedene Namen für dieselbe Gottheit, von denen jeder einem besondern Monate angehört zu haben scheint. Die Viswamitra's oder Angirasa's — ein besonderer Stamm von Einwanderern, Viswa-Mitra, „die Menschen oder das Volk von Mitra", — waren die Ersten, welche in verschiedenen Sakta's oder Veda's Agni und Indra anbeteten.

Es waren jedoch nicht nur die erhabenen Werke des Ewigen im Weltall, oder die gewaltige Macht der Elemente, welche den Rishi begeisterten, wenn er der in ihm lebenden Seelenstimmung in Worten Ausdruck gab, sondern auch die ihn umgebende Natur, die Wünsche und Bedürfnisse des Lebens, Gesundheit, langes Leben, und vor allen Dingen der Wunsch, mit Reichthümern, besonders Kuhheerden, begnadigt zu werden. „Sie scheint, die glänzende Göttin des Tages-Anbruchs, wie Vassischtha (VII. 77.) solche anruft, auf uns, gleich einer jungen Frau, jedes lebende Wesen anregend, an sein Werk zu gehen. Das Feuer (d. h. das auf dem Hausaltare) wird von Menschen angezündet; sie bringt Licht, indem sie die Finsterniß vertreibt."

„Sie erhebt sich, weit und fern ausbreitend, und gegen Jedermann sich bewegend; Sie wächst in Klarheit, ihre glänzenden Gewänder tragend; die Mutter der Kühe (der Morgen-Wolken), die Leiterin des Tages, scheint sie goldfarbig, lieblich anzuschauen."

„Sie, die Glückliche, welche das Auge des Gottes bringt, welche den weißen und lieblichen Renner (der Sonne) leitet, die Morgenröthe ward gesehen, enthüllt durch ihre Strahlen, folgt sie mit glänzenden Schätzen Jedermann."

„Du, die du ein Seegen bist, wo du dich nahest, treibe weit hinweg die Unfreundlichen; mache die Weiden weit, gieb uns Sicherheit! Entferne die

Neider, bringe Schätze! Häufe auf Reichthümer den dich Anbetenden, du mächtiges Morgenroth."

„Scheine für uns mit deinen besten Strahlen, du glänzendes Morgenroth, du, welche unser Leben verlängerst, du, die Liebe von allen, die du uns Nahrung giebst, die du uns Reichthümer in Kühen, Pferden und Streitwagen giebst."

„Du, Tochter des Himmels, du hochgeborenes Morgenroth, welches die Vasischtha's mit Gesängen verherrlichen, gieb uns Reichthümer hoch und weit: all ihr Götter, schützt uns für immer mit deren Seegnungen!"

Obgleich die Götter bald als groß oder klein, dann wieder als alt oder jung angerufen werden, so waren dies eben nur Begriffe, um die Gedanken in ihrem Ausdrucke zu vereinfachen. Denn in den Veda's wird beinahe jeder einzelne Gott als der Erhabene und Allmächtige dargestellt. So ruft der Dichter den Varuna an: „Du bist der Herr über das All, über Himmel und Erde," oder, „du bist der Herr über Alle, über die, welche Götter sind, und über die, welche Menschen sind." Varuna ist hier dem Betenden der Allwissende, der die Vergangenheit kennt, die Zukunft weiß, in das Herz des Menschen blickt, die moralische Welt überwacht und den züchtigt, welcher den Gesetzen Varuna's entgegenhandelt. An ihn wendet sich der reuige Sünder, „wir brechen deine Gesetze von Tag zu Tag, Menschen, wie wir sind, o Gott, Varuna!" Er preist dann seine Macht und Güte und sein Erbarmen und bringt ihm gleich dem Naturkinde, zum Opfer, Honig und Köstliches dar, und im Glauben nun versöhnt zu sein, ruft er aus: „Sei jetzt gut, und laß uns wieder mit einander reden." Sich Trost zurufend, singt er in einer anderen Hymne: „Er ist barmherzig, selbst gegen den, welcher die Sünde beging [7])."

Von den Aditya's werden am häufigsten Mitra, Varuna und Aryaman angerufen, seltener Púshan-Bhaga, Vishnu und Tvashtri. Púshan-Bhaga ist der Schutzgott der Straßen und der Reisenden, und Tvashtri der Vulkan oder Schmidt der Götter. Vishnu's wird nur leicht berührend gedacht; aber drei Tageszeiten bilden den Keim des Ganzen: Sonnen-Aufgang, Mittag und Sonnen-Untergang.

Unter den geringern Göttern nehmen die Márût's oder Winde die erste Stelle ein, ihnen zunächst und beinahe gleich geachtet sind die Aswin's. Es sind Zwillingsbrüder, die Söhne des Meeres, welche manchmal die Vorläufer der Strahlen der Sonne zu sein scheinen, dann wiederum die aus den Wogen des Meeres aufsteigende Sonne oder der Mond. Sie werden beinahe immer

auf einem dreiseitigen Wagen, der auf drei Rädern ruhet und von Eseln gezogen wird, dargestellt. Der Name scheint von „aswa", — ein Pferd — abgeleitet zu sein, und erinnert an die beiden Sonnenrosse. Sie sind ein schwer zu entzifferndes Götterpaar, den alten Hindu's besonders werth, weil die reichsten der Sûkta's in Legenden an dieselben gerichtet sind; sie stehen unbezweifelt mit den astronomischen Vorstellungen der Hindu's in Verbindung [8]).

Der Dichter der Rishi's war damals Führer, König und Priester seines Stammes und seiner Familie; seine aus tiefer Herzensbegeisterung strömenden Gesänge sind der Ausdruck eines frommen und einfach lebenden Geschlechts, dem die gläubige Menge ehrfurchtsvoll zuhörte, weil sie dasselbe nicht nur für edeler, weiser und besser hielt, sondern auch überzeugt war, daß es den Göttern näher stehe. Ihre Religion, ihre Gesetze und ihre Lehren waren so einfach als ihr Leben; deßhalb besitzt auch die Sprache dieser frühesten Zeit, voll Wahrheit und Originalität, eine wunderbare Anziehungskraft, welche sie in späteren Zeiten nicht mehr aufweisen kann.

In einer ihrer Hymnen wird der Begriff eines einigen Gottes am schärfsten und im Geiste des großen Psalmisten wahrhaft erhaben ausgedrückt:

„Im Anfange da erstand die Quelle des goldenen Lichtes — Er war der einzig geborene Herr von allem, was da ist. Er schuf die Erde und diesen Himmel; — Wo ist der Gott, welchem wir unsere Opfer darbringen sollen?"

„Er, welcher Leben giebt, Er, welcher Kraft verleiht; dessen Seegen alle glänzenden Götter wünschen, dessen Schatten die Unsterblichkeit ist, dessen Schatten der Tod ist; Wo ist ꝛc. ꝛc."

„Er, welcher durch seine Macht der einzige König der athmenden und lebenden Welt ist; — Er, welcher alles regiert, Mensch und Thier; — Wo ist der Gott, ꝛc. ꝛc."

„Er, dessen Macht diese schneebedeckten Gebirge; dessen Macht die See mit dem fernen Flusse verkündet — Er, dessen diese Regionen sind, als wären es seine beiden Arme; — Wo ist ꝛc. ꝛc.

„Er, durch welchen der Himmel glänzend und die Erde fest ist — Er, durch welchen der Himmel gegründet war, ja selbst der höchste Himmel — Er, welcher das Licht in der Luft ausmißt; — Wo ist ꝛc. ꝛc."

„Er, zu welchem Himmel und Erde, durch seinen Willen fest stehend, innerlich erbebend, hinaufblicken — Er, über welchen die aufgehende Sonne hinstrahlt; — Wo ist der Gott ꝛc. ꝛc.

„Wo immer die mächtigen Wasserwolken gingen, wo sie den Samen ausstreuten und das Feuer anzündeten, da erstand Er, welcher das einzige Leben der glänzenden Götter ist; — Wo ist der Gott ꝛc. ꝛc.“

„Er, welcher durch seine Macht selbst über die Wasserwolken blickt, die Wolken, welche Kraft gaben und das Opfer anzündeten, Er, welcher ist Gott über alle Götter. Wo ist der Gott ꝛc. ꝛc.“

„Möge Er uns nicht vernichten, Er, der Schöpfer der Erde; oder Er, der Gerechte, welcher den Himmel schuf; — Er, welcher auch die glänzenden und mächtigen Wasser schuf; — Wo ist der Gott ꝛc. ꝛc.“

Himmel und Erde — Aditi und Prisni — und der Ocean werden nur selten angerufen, auch an die Sonne sind vergleichsweise nur wenige der Sûktas gerichtet. Zuweilen werden den Flüssen Lobpreisungen dargebracht, namentlich dem Saraswati. Wenn die alten Hindu's sich dieser Natur-Anbetung hingeben, wird auch der Kühe, der Wälder und selbst des Opferplatzes — Yapa — gedacht. Der Planeten geschieht keine Erwähnung, denn Brihaspati oder Brahmanaspati ist „der Herr des Gebets.“ Obgleich keine der Sûkta's an den Mond gerichtet ist, so wird doch seiner gedacht. „Laßt uns Brennholz herbeischaffen, laßt uns Huldigungen darbringen, Dein gedenkend an jedem Mondwechsel. Mache unsere heiligen Handlungen vollkommen, damit wir lange leben. Laß Deine Freundschaft nicht von uns gehen, O Agni!“ Auch giebt es Hymnen, welche sich auf die dem Neu- und Vollmond dargebrachten Opfer — die Darsápûrnamâsa — beziehen, die sicherlich zu den ältesten Gebräuchen gehören. Andere der Hymnen, die vielleicht zu den erhabensten und zugleich lieblichsten gezählt werden können, sind an die „Ûsha's“ gerichtet, an die das Aufsteigen der Sonne verkündende Morgenröthe. — Varuna, der Himmel oder das Sterngewölbe, welches über den Wassern schwebt, ist der Uranus der Griechen. Niritti oder Naritti, die scheußliche, häßliche und gefürchtete Erdgöttin, die nur vermöge Menschenopfer besänftigt werden konnte, ist die Göttin der Bergvölker, der Khond's und Anderer, die noch heute derselben Menschen opfern. Aus ihr ist die blutdürstige Göttin Kali entsprungen. Alle diese Götter werden für die Nachkommenschaft des Himmels und der Erde erklärt [9]). —

Die Sprache war den alten Hindu's das Mittel, der von erhabenen Empfindungen erfüllten Seele in Worten solchen Ausdruck zu geben, daß der Hörer unwillkührlich zum Nachdenken über das Gesagte aufgefordert wurde;

es war ihnen der geistige Funken, welcher den Hörer ergreifen und ihn begeistern sollte. Daher kommt es auch, daß sie sich in den Veda's in poetischen, philosophischen, ja fast philologischen Betrachtungen über die Sprache und ihre wunderbare Kraft ergehen. Saraswati, die Göttin der Rede, wird als eine der mächtigsten Gottheiten geschildert. Aber das wissenschaftliche Forschen in der Sprache begann erst, als die uralten heiligen Strophen der Rishi's schriftlich verewigt wurden. Bis dahin waren diese Gesänge mit so peinlicher Sorgsamkeit von Geschlecht auf Geschlecht überliefert worden, daß selbst ein Versehen in der Aussprache den abergläubigen Hörer mit Furcht erfüllte, als könnten die Götter dadurch erzürnt werden.

Die Religion der Veda's war eine Natur-Anbetung; ohne tiefe Forschung in die Geheimnisse des Weltalls oder seines Schöpfers, ohne Hoffnung auf Unsterblichkeit und ohne Liebe, durch welche das menschliche Sein sich dem Göttlichen nähert, erging sich ihre Seele in den Eindrücken dessen, was zunächst den größten Einfluß auf ihr Leben äußerte. Die Gebete und die Seegnungen, welche sie erfleheten, bestanden meist aus zeitlichen und persönlichen Wünschen. Macht, Leben, Gesundheit, Nahrung, Nachkommenschaft, Viehheerden, Kühe und Pferde; nächstdem Schutz gegen die Feinde, Sieg über dieselben und Vernichtung derselben. Nur sehr leise und allgemeine Andeutungen finden sich von einer Hoffnung auf Unsterblichkeit oder auf eine Glückseligkeit nach dem Tode. An einigen Stellen wird Yama — und zwar gewöhnlich in Verbindung mit dem Yamanaflusse — und sein Amt als Beherrscher der Todten aufgeführt [10]).

Der Gottesdienst der alten Hindu's war sehr einfach. Sie hatten weder Tempel, noch besondere von Menschenhänden erbaute Hallen, in denen sie sich hätten versammeln können, um ihren religiösen Pflichten nachzukommen; sondern in freier Natur unter irgend einem Baume, oder auf einer Anhöhe oder an einem Flusse richteten die Priester den Ort her, wo den Göttern geopfert werden sollte. Außer diesem öffentlichen Gottesdienste gab es noch einen häuslichen, zu welchem Zwecke jeder Familienvater einen heiligen Ort in seinem Hause besaß, wo er das heilige Feuer anzündete und seine Gebete verrichtete.

Nach den Schilderungen der Sakta's waren es Geschenke, Gebete und Lobpreisungen, die den Göttern dargebracht wurden; erstere bestanden aus Opfern, wobei geklärte Butter aufs Feuer gegossen, oder der in Gährung übergegangene Saft der Somapflanze den angerufenen Göttern in ledernen Flaschen dargebracht wurde [11]). Diese Gaben wurden, so scheint es, manchmal

aufs Feuer gesprengt, manchmal auf den Boden, oder auf den Kûsa, den zu diesem Zwecke aufgerichteten Altar gegossen, oder der denselben umgebende Boden wurde mit geheiligtem Grase bestreuet. Der Somatrank war ein nothwendig gewordenes Mittel, eine Reinigung beim Veda-Gottesdienste, wie es bei den Parsi's der Homa war. Was von dem Opfer übrig blieb, wurde von den Opfernden verzehrt und ausgetrunken.

Die Hindu's der Veda's scheinen nichts ohne geistiges Getränk vorgenommen und entschieden zu haben. Indra und alle Götter thaten nichts, bevor sie sich nicht mit dem Somatranke erfrischt, oder wie die Rishi's der Veda's andeuten, überreichlich daran ersättigt hatten. Nach den Göttern kamen die Rishi's, wie Gorga sagt: „Dies Getränk begeisterte meine Rede. Dieser köstlich schmeckende Soma, welchen ich bei dieser Gelegenheit trank, ist mir überaus anregend gewesen;" und Viswamitra bemerkt an einer Stelle: „Weise und Heilige trinken zusammen mit den Göttern den süßen Saft des Soma." Betende und Götter lebten in so freundschaftlichem Umgange; ersterer Auffassungsweise war eine so kindliche, daß derselbe Rishi ausruft: „Setze dich nieder, Indra, auf das geheiligte Grab; und, wenn du Soma getrunken hast, dann kehre heim [12])."

Einige ihrer Gebete sind monoton, andere sind so spielender und kindischer Art, daß man sich zweifelnd frägt, ob es dem Betenden ein Ernst gewesen sei. So sind einige derselben an Indra gerichtete wenig würdevoll, unter andern die Hymne an die Göttin Anna — die Anna Devata, als Anna Pûrana in Bengalen bekannt, — und die Anrede an die Somapflanze. Dagegen offenbaren andere der Veda-Hymnen einen wahrhaft frommen, reinen und Gott ergebenen Sinn, wie wir ihn in erhaben einfacher und erbaulicher Weise in den Psalmen ausgesprochen finden:

„Weise und mächtig sind die Werke dessen, der die weiten Firmamente auseinander hält. Er hob in die Höhe den glänzenden und herrlichen Himmel; Er streckte gesondert aus das gestirnte Gewölbe und die Erde."

„Spreche ich dies zu meiner eigenen Seele? Wie kann ich zu Varuna gelangen? Wird er meine Gaben ohne Mißfallen annehmen? Wann kann ich, erleichterten Gemüthes, ihn gnädig sehen?"

„Ich flehe, O Varuna! gieb mir Erkenntniß dieser meiner Sünde. Ich gehe, die Weisen zu fragen. Die Weisen alle sagen mir dasselbe: Varuna ist es, welcher Dir zürnt."

„War es eine alte Sünde, o Varuna! daß du wünschtest, deinen Freund zu vernichten, welcher dich allezeit preiset? Sag' es mir, du unbesieglicher Herr, und ich werde mich in Eile mit Lob und Preis zu dir wenden, befreiet von Sünde."

„Erlöse uns von den Sünden unserer Väter, und von denen, welche wir mit unseren Leibern begingen. Befreie Vasischtha, o König! gleich einem Diebe, welcher an geraubtem Vieh sich ersättigte; befreie mich gleich dem Kalbe von der Fessel."

„Es war nicht unser eigenes Thun, o Varuna! es war Nothwendigkeit, ein betäubender Trank, Leidenschaft, Würfelspiel, Gedankenlosigkeit; der Alte ist nahe zu verführen den Jüngling; selbst Schlaf wird die Ursache von Ungerechtigkeit."

„Laß mich ohne Sünde Genugthuung geben, sowie der Sclave dem gütigen Herrn, dem Gott unserer Zuflucht. Gott der Herr erleuchtet den Thoren; Er, der Weiseste, leitet seinen Anbeter zu Reichthum."

„O, Herr Varuna! möchte dieser Gesang Dein ganzes Herz berühren; möchten wir gedeihen in dem, was unser eigen und was wir erworben! Beschützet uns, o Götter, immerdar mit euerem Seegen!"

Dunkele Andeutungen lassen vermuthen, daß den alten Hindu's Menschenopfer nicht unbekannt waren; denn aus der Geschichte des Sûnahsepha, wie solche in den Aitareya-brahmana und in den Sánkhâyana-sûtra's erzählt wird, entnehmen wir, daß selbst zu einer Zeit, wo unter den höheren Classen des Arya-Volkes ein hoher Grad von Bildung herrschte, ein König, der lange kinderlos geblieben war, den Göttern das Gelübde gethan hatte, ihnen seinen Erstgeborenen opfern zu wollen, wenn sie seine Ehe mit Kindern segnen wollten. Als die Götter seine Bitte erhört hatten, konnte er es nicht über sich gewinnen, sein Gelübde zu erfüllen, und er machte dem Rishi Ajigarta das Anerbieten, ihm statt dessen seinen Sohn Sûnah-sepas für hundert Kühe zu verkaufen. Der Vater erklärt sich nicht allein dazu bereit, sondern er selbst will den Knaben binden und das Opfer vollziehen. Indem er das Messer ergreift und im Begriffe ist, den Knaben zu tödten, hat Varuna ihn erhört und der zum Opfer bestimmte Knabe erhält im letzten Momente seine Freiheit wieder. Welch ein Zeichen es war, vermöge dessen der Gott sich befriedigt zeigte, wird uns nicht gesagt. Es wird nur erzählt, daß der am „dreifüßigen Baume mit drei Stricken" befestigte Knabe auf Viswamitra's Rath Gott Varuna angerufen

habe, daß es ihm vergönnt sein möchte, Vater und Mutter wiederzusehen und daß er dann, mit Reichthümern überhäuft, von der Sünde frei würde [13]).

Diese Begebenheit war den Brahmanen späterer Geschlechter so entwürdigend, daß Menu zur Ehre dieser Caste es nicht wagte, solcher in seinem Gesetzbuche zu gedenken. Menu sagt, daß Hunger für viele Vergehen entschuldigt, und daß auch Ajigarta, obgleich er den Sohn tödten wollte, keines Verbrechens angeklagt werden könnte, weil er es thun wollte, um seinen Hunger zu stillen. Dagegen wird Ajigarta's Handlungsweise in der Aitareya-bráhmana aufs schärfste verdammt, und der verkaufte Sohn dadurch jeder kindlichen Pflicht entbunden, für frei erklärt und von Viswamitra adoptirt.

In der Aitareya-bráhmana heißt es an einer Stelle, daß die Götter sich den Menschen zum Opfer ausersahen; aber als er ergriffen wurde, verließ ihn die medha — das Opfer oder der Geist — und begab sich in den Körper des Pferdes, dann ergriffen die Götter das Pferd, es wurde gefangen, aber medha verließ es und begab sich in den Ochsen. Dieser sollte nun das Opfer werden, auch ihn verließ die medha und begab sich ins Schaf, in die Ziege und endlich wurde die Erde das Opfer. Aus der Erde wurde Reis genommen und dieser wurde anstatt des thierischen Opfers in Form der Púroláſa dargebracht. Seitdem wurden alle diese Thiere unrein und durften nicht mehr gegessen werden [14]).

Obgleich niemals eines Tempels oder eines von Menschenhänden gebildeten Ortes, oder der Götzenbilder Erwähnung geschieht, in und vor denen den Göttern öffentlich die Ehrfurcht erwiesen wurde, so waren doch sehr bestimmte und in alle Einzelheiten gehende Gesetze und Verordnungen vorhanden, nach welchen die gottesdienstlichen Gebräuche verrichtet werden mußten. Der Mensch bedarf der Form in all seinem Thun, je höher sein Bildungsgrad ist, desto einfacher und erhabener wird solche sein.

Unter den alten Hindu's bestanden zwei Formen oder Regeln der Anbetung: die eine, die häusliche, welche dreimal täglich vorgenommen wurde, dann die öffentliche, welche selten und bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten von den Priestern veranstaltet wurde. Die häuslichen Gebete verrichteten die Brahmanen mit Sonnen-Aufgang, zur Mittagszeit und beim Untergange der Sonne; sie waren ihm die „Rita“, das Gesetz oder die Wahrheit. Desgleichen hatte er drei besonders heilige Feuer anzuzünden, jeden Morgen mit Tagesanbruch, am Neumonde und zur Zeit des Vollmondes, und zur Zeit jeder der großen Jahres-Abtheilungen. Beide Anbetungsweisen waren

sehr materieller Natur; denn sobald dem Hersagen der vorgeschriebenen Hymnen genügt war, überließen sich die Anwesenden dem Genusse des geopferten Thieres und dem des Somatrankes.

Die erste häusliche Ceremonie, welche in den Grihya-sûtra's beschrieben wird, ist die der Heirath, das heißt, die Wahl der Braut den heiligen Verordnungen gemäß. An diese schließen sich die Ceremonien, welche mit dem heiligen Feuer vollzogen werden mußten, welches der Gatte zum ersten Male an seinem Hochzeitstage anzündete. Dies Feuer oder der Altar, auf welchem es brannte, wurde Grihya genannt, und solche Opfer konnten nur auf diesem häuslichen Altare vollzogen werden. Einem Brahmanen war es nur dann erlaubt, dies Feuer vor seiner Heirath anzuzünden, wenn sein Vater vorher gestorben war; denn ein Brahmachârin, dessen religiöse Erziehung noch nicht vollendet war, besaß kein heiliges Feuer als sein eigenes, und er mußte die mit Opfergaben verbundenen Ceremonien mit dem gewöhnlichen Feuer und ohne die heiligen Gefäße vornehmen.

Auf diese heiligen Verordnungen folgten die Sanskâra's, die Gebräuche, welche zu beobachten waren bei der Empfängniß, zu verschiedenen Zeiten vor der Geburt, zur Zeit der Geburt eines Kindes, ferner die Ceremonien bei der Ertheilung eines Namens, bei dem Heraustragen ins Freie, damit es das Licht der Sonne sehe, bei seiner Ernährung, beim Schneiden seines Haares, und endlich bei seiner Einkleidung als Schüler, wenn der Knabe einem Guru übergeben ward, um alle Pflichten und alles Wissen eines Brahmachârin, eines Religionsschülers, zu lernen. Wenn er diesen vollständig genügt hat und herangewachsen ist, wird ihm erlaubt zu heirathen, sich selbst das Opferfeuer anzuzünden, sich seine Priester zu wählen, und jährlich diejenigen heiligen Opfer zu vollziehen, welche ihm die Sruti (mündlich überlieferte Literatur) oder Smriti vorschrieben. Letztere sind in den späteren Büchern der Grihya-sûtra's verzeichnet, deren letztes umständlich die Begräbniß-Vorschriften angiebt und die Opfer vorschreibt, welche den Geistern der Verstorbenen darzubringen sind. In einfach kindlicher Weise wird ein Stück Holz auf das Feuer des heiligen Heerdes oder Altars gelegt, den Göttern ein Opfer gebracht und den Brahmanen werden Gaben verabreicht; denn Âsvatâyana beweist aus den Veda's, daß die Götter an diesen einfachen Gaben ein Gefallen finden, daß ein Gebet allein deren Gunst erwerbe, und daß ein Lobgesang so gut als Kühe und Stiere sei. „Der Sterbliche, welcher dem Gott Agni mit einem Scheite Holz opfere, mit einer

Opfergabe, mit einem Grasbündel, und dem Opferdienste in Ehrfurcht nachkomme, dessen Pferde werden schnell dahin eilen und sein Ruhm wird der glänzendste sein; nirgends wird Unglück ihn treffen, weder von den Göttern, noch von den Menschen." Und an einer anderen Stelle werden die Menschen aufgefordert „eine mächtige Rede zu sprechen, welche dem Indra süßer ist, denn Milch und Honig" — oder der Dichter singt: „Mit diesem Lobgesange, o Agni, bringen wir dir ein Opfer, das durch das Herz so geformt ist; mögen dies deine Stiere, deine Ochsen und deine Kühe sein [15]).

In den Veda's wird das Opfer zu Zeiten als der Faden dargestellt, welcher die Lebenden mit den Verstorbenen verbinden sollte, und durch diese mit den ersten Vorfahren der Menschen, den Göttern. Der Sohn spinnt den Faden weiter, welcher durch den Tod des Vaters unterbrochen wurde, weshalb der Dichter im Beginne eines heiligen Gelübdes ausruft: „Ich glaube, ich sehe mit dem Auge des Geistes Diejenigen, welche in dahin gegangenen Tagen dies Opfer vollzogen." Viswamitra gedenkt in seinem Morgengebete seiner Väter, welche wie er die vor ihm aufsteigende Sonne anschaueten und die Macht der Götter priesen. „Zu Indra gehen meine Gedanken, aus dem Herzen gesprochen dringt es zu Dir, o Herr, wie der Barde es bildete. Es erweckt Dich, wenn es beim Opfer hergesagt wird; Indra, nimm das, was für Dich gemacht ist. Sich erhebend, noch ehe der Tag anbricht, Dich auferweckend, wenn es bei den Opfern hergesagt wird, gekleidet in weißen Gewändern, dies ist unser Gebet, das alte, das Gebet unserer Väter." Oder, wie es in den zuletzt gedichteten Hymnen der Rig-Veda mehrfach heißt: „Wie unsere Vorfahren dich gelobt haben, so wollen wir dich preisen." Einer der ältesten Rishi's schließt die erste Hymne mit den Worten: „Ich habe, o Agni, diese deine uralten Gesänge verkündet, und neue Gesänge für dich, der da alt ist. Diese großen Anrufungen sind Dem dargebracht, welcher uns mit Wohlthaten überhäuft: das heilige Feuer ist von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt worden." Wie bei den Magiern Persiens, endete der Gottesdienst stets mit einer Hymne, die entweder gesungen oder gesprochen wurde.

Nach Âsvatâyana waren es die vier Priester: der Hotri, Adhvaryâ, Údgâtri und Brahmane, welche eigentlich die religiöse Feier vollzogen. Jeder derselben hatte drei Priester unter sich, und diese sechzehn Priester, begriffen unter dem Namen Ritwij, wurden von Demjenigen gewählt, zu dessen Gunsten das Opfer, die Yayamâna oder Svâmin, dargebracht wurde.

Der Hotri that, was der Rig-Veda, der Ûdgâtri, was der Sama-Veda, der Adhvarya, was der Yajûr-Veda vorschrieben, und der Brahmane handelte nach allen drei Veda's.

Andere Priester, wie die Samitry und Vaikarta's, welche das Opferthier tödteten und zerlegten, waren keine Ritwij; dagegen wurde der Sadasya, der das ganze Opfer beaufsichtigende Priester, als ein solcher angesehen. Diese Schaar von sechzehn Priestern wurde nur zu außerordentlichen Opfern, den Ahîna's, berufen, deren Dauer sich bis auf elf Tage erstreckte, und die siebenzehn Priester zu den großen Sattra's, welche dreizehn bis hundert Tage dauerten. Solche religiöse Feste wurden mit großer Pracht und vielen Ceremonien gefeiert; aber wegen der großen Anzahl von Stieren und Kühen, die bei solchen Gelegenheiten geopfert und wegen der kostbaren Opfermahle, die dabei verzehrt wurden, konnten sich nur Fürsten oder sehr reiche Leute derselben bedienen.

Den hauptsächlichsten Theil, oder, wie die Brahmanen sagen, den Körper jeden Opfers, mußten die Adhvaryâ-Priester vollziehen. Seiner Vorsorge waren alle handlichen Dienstleistungen übergeben. Er hatte den Opferplatz auszumessen, den Altar — vedi — aufzurichten, die zum Opfer erforderlichen Gefäße vorzubereiten, Holz und Wasser herbeizuschaffen, das Feuer anzuzünden, das Opferthier heranzuführen, es zu tödten und zu zerlegen. Einige dieser Verrichtungen galten jedoch für so erniedrigend, daß dazu Nichtpriester benutzt wurden. Deshalb stand der Adhvaryâ in den Augen des Brahmanen am niedrigsten, und durfte die Verse der heiligsten Gesänge, welche das Opfer begleiteten, nur lispelnd hersagen. Die Hymnen oder Anrufungen, welche diese Chhandoga's und Adhvarya's herzusagen hatten, waren kürzer, mußten von ihnen erlernt sein, und wurden kaum verständlich ausgesprochen. Später wurden diese Hymnen von den Ceremonien-Regeln getrennt, und als eine Art Gebetbuch unter dem Namen der Yajûr-veda-sanhitá gesammelt. Das Hersagen der Vedaverse war für sie ein untergeordneter Theil ihrer Pflichten, denn die älteste Sanhitá des Adhvaryû-veda-Priesters — genannt Krishna oder der schwarze Yajûr-veda — ist keine Sammlung von Gesängen, sondern eine vollständige Beschreibung des Opfers, wie es der Adhvaryû zu vollziehen hatte, vermischt mit solchen Versen und Formalitäten, wie solche dem ausübenden Priester oblagen. Erst in viel späteren Zeiten, und wahrscheinlich, als eine Nachahmung der Sama-veda-sanhitá, wurde eine besondere Sammlung von Hymnen für den Adhvaryû-Priester gemacht, wo sie in den verschiedenen

Sákha's der Vajasaneyins in einem besonderen Brahmana, unter dem Namen Satapatha, begriffen sind [16]).

Während der Adhvaryû-Priester diesen handlichen Pflichten oblag, verrichteten jene zwei anderen Priesterclassen, die Hotri- und Údgâtri-Priester, den mehr geistlichen oder poetischen Theil des Gottesdienstes, indem sie die für das Opfer bestimmten Hymnen, zum Lobe derjenigen Götter, denen der Opfernde irgend eine bestimmte Handlung zuschrieb, in ausdrucksvollem Tone hersagen oder in melodischem Klange hersingen mußten. Dabei war eine richtige und wohlklingende Aussprache und Betonung streng geboten. Dieser Priester-Classe gehörten die gebildetsten und gelehrtesten ihres Standes an, sie mußten die Bedeutung der Hymnen kennen, so wie alles, was in den Bahvricha-brâhmana enthalten ist, das heißt, die ganze Veda-Poesie auswendig wissen, weshalb ihre Gesänge, der Reihenfolge gemäß, in einem besonderen Gesangbuche, der Sama-veda-sanhitá, zusammengefaßt waren.

Die dritte Classe von Priestern hatte nichts mit den handlichen Pflichten zu thun, sondern allein die Opfergesänge nachzusprechen, jedoch nicht zu singen, und sie mußten dies streng nach den genauen und schwierigen Regeln, nach der alten Aussprache und der besondern Betonung thun.

Die Vertheilung des Ceremoniels zwischen den drei Priester-Classen führte zur Sammlung der beiden Sanhitá's: der Sama- und der Yajûr-veda's, welche die Abfassung der Brâhmana's in sich begreifen, und so kommt es, daß wir anstatt eines theologischen Gesetzes drei Sammlungen der Brâhmana's finden, welche die Pflichten und Rechte der drei Priester-Classen bestimmten. Aber selbst für einen Brahmanen, welcher die Sanhitá's und Brahmana's der drei Veda's nach ihren verschiedenen Sakta's studirt hatte, würde es sehr schwer gewesen sein, die Verrichtungen bei jedem Opfer genau zu kennen. Diesen Schwierigkeiten zu begegnen, wurden die Sútra's, eine Art Grammatik für die Veda-Ceremonien, zusammengetragen und von den Mitgliedern aller Charana's oder Sekten benutzt. Da der Brahmane nicht nur alle Ceremonien genau kennen, sondern auch mit allen Hymnen bekannt sein mußte, deren sich die anderen Priester zu bedienen hatten, so war zu seinem besonderen Gebrauche die Rig-Veda-sanhitá zusammengetragen worden, welche die meisten der wichtigsten Hymnen in sich begreift, und gleichsam als die letzte Sammlung der heiligen Gesänge anzusehen ist [17]).

In späteren Zeiten zerfielen die Ceremonien wieder in Unter-Abtheilungen;

jeder beim Opfer beschäftigte Priester hatte seinen Antheil an der Opfergabe, vorausgesetzt, daß dieselbe hundert Kühe betrug. Sowie jede der priesterlichen Verrichtungen, so waren auch diese Vorrechte bestimmt, wobei jedoch der Brahmane gleich den anderen nur als Priester auftrat, und mit den drei anderen Priesterorden denselben Antheil empfing. Der Brahmane scheint gleichsam als Pûrohita oder Führer die Gebete hergesprochen zu haben. Er war es, der bei dem täglichen oder häuslichen Gottesdienste allein auftrat und sich auf diese Weise durch List und Schlauheit und eingeweiht in das innere Familienleben, mit der Zeit die priesterliche Oberherrschaft über alle anzueignen wußte. Der Brahmane machte sich zum Vertreter dessen, der das Opfer zu vollziehen wünschte, nur durch seine Vermittelung konnte man sich den Göttern nahen, und dadurch gründete er immer fester seinen Einfluß und seine Herrschaft über die Gewissen der Menschen.

Eine wichtige Rolle nehmen die Danksagungs-Hymnen — Dânastûtisdâ genannt — ein, welche von bestimmten Priestern für Geschenke dargebracht wurden, die sie von ihrem königlichen Schutzherrn oder reichen Privaten empfangen hatten. In ihnen wird des freigebigen Gebers lobpreisend gedacht, damit lebende und kommende Geschlechter seinem edlen Beispiele folgen sollen. Wie weit bereits auch hierin die Habsucht der Priester ging, beweist die 103te Hymne in der siebenten Mandala, die Lobrede der Frösche genannt, worin in satirischer Weise der Unersättlichkeit der Priester gedacht wird [18]).

Die uralten und erhebenden Gesänge galten den Autoren der Brâhmana's als für ihre Opfer geschrieben, und wurden in diesem Geiste von ihnen ausgebeutet. Die Götter, welche die alten Poeten anbeteten, verschwanden nach und nach, und neue Götter wurden aus Vorstellungen gebildet, welche nichts Göttliches in sich trugen. In der Veda-Zeit galt es als Regel, daß jeder Opfergesang an eine bestimmte Gottheit gerichtet werden mußte, weshalb in den verschiedenen Gesängen des Rig-Veda stets die Frage aufgeworfen wird, wer der wahre und mächtigste Gott sei, wobei sie sich des fragenden Ausrufs bedienten: „Zu welchem Gott sollen wir unsere Gaben bringen?" Aber um nun für die fehlende Gottheit etwas Anderes aufzufinden, bediente man sich der widersinnigsten Dinge: eines Geschenkes, einer Trommel, der Thiere oder Pflanzen, der Steine u. a. m., wobei diesen letzteren ein besonders farbiger Anstrich gegeben wurde.

Aus dieser Zeit stammen die in der Sutra-Periode verfaßten Werke,

welche das verbindende Glied zwischen der Sprache der Veda's und dem spätern Sanskrit bilden. Sie zeichnen sich durch ihre kurzen, scharf zusammengedrängten Sätze aus — Sutra bedeutet Schnur, Band, — die größte Kürze galt den Pandit's für die höchste Vollkommenheit, denn es heißt: „ein Schriftsteller freuete sich über die Verkürzung einer halben kurzen Silbe eben so sehr, als über die Geburt eines Sohnes [19])." In diesen Sutra's ist, außer dem, was der Lehrer in dem solche begleitenden Commentare ausgedrückt hat, weder Geist noch Leben; denn das Bestreben ist vorherrschend, leicht faßliche Anweisungen denjenigen Schülern zu geben, die vor den mühsamen Studien schwer verständlicher Abhandlungen zurückschrecken könnten, um einen kürzeren Weg der Gnade in der heidnischen Predigtweise eines Bûddha zu suchen. Obgleich in denselben weder dem Siva, noch dem Vischnu oder Brahma ein besonderer Vorzug eingeräumt wird, so werden doch bereits neue Götter erwähnt, und mehr gemeine und volksthümliche Ceremonien angegeben. Die Casten werden schärfer gesondert und werden zahlreicher. Unbedeutende Dinge werden in den Parisishta's als wichtig und in leichterem Style, bald in Prosa, bald in Versen abgehandelt. Es beginnt mit ihr der Verfall des alten Veda-Zeitalters, dem etwas Neues und Besseres, und dies war der Bûddhismus, nothwendig folgen mußte.

Der Schüler in Indien lernt diese Sutra's nach ihrer grammatischen Bildung, in ihrer Philosophie oder Theologie, wie sich unserem Gedächtnisse das Alphabet oder die Rechentafeln eingeprägt haben. Wer sich weiter darin unterrichten will, muß ein halbes Leben darauf verwenden, bis er die vielen Sutra's, deren Commentare und Commentare zu diesen Commentaren auswendig weiß. Aber sie begreifen für den Brahmanen den Ausdruck des gesammten Wissens in sich, welches aus ihrem Nachdenken und ihren Forschungen hervorgegangen ist. Ihnen entgegen stehen die Sruti, literarische Werke, die der vorhergehenden Zeitepoche angehören, von den orthodoxen Hindu's als göttliche Offenbarungen angesehen werden, und ihnen als eine unumstößliche Autorität gelten. Wenngleich die Brahmana's einer neuern Zeit angehören, so werden sie dennoch den Sruti's gleich geachtet, weil die Brahmanen auf diese theologischen Abfassungen ihre ehrsüchtigen Vorrechte, als auf göttliche Autorität gegründet, herleiten. Daher kam es auch, daß Gesetze, welche in den Hymnen des Rig-Veda als nicht bindend angesehen wurden, in späteren Zeiten, als auf die Autorität der Veda's gegründet, beobachtet werden mußten.

Diesen heiligen Offenbarungen stehen die Ueberlieferungen — smriti — zur Seite. Wo nämlich die Gebräuche und Gewohnheiten unterjochter Völker mit dieser Brahmanen-Autorität nicht in Einklang gebracht werden konnten, fügten sich diese den herrschenden Gewohnheiten und Sitten solcher Völker und Länder. Obgleich nun die Veda's, Vedánya's, Sustra's und andere Schriften zur Richtschnur dienten, so fühlte man dennoch die Nothwendigkeit, den einmal herrschenden Gebräuchen nicht gewaltsam entgegen zu treten, wenn solches nicht im Widerspruche mit den heiligen Schriften stand; wie unter andern die eheliche Verbindung mit der Tochter des Onkels (Mutterbruders) verboten blieb.

Diese weit ausgedehnten Privilegien der Brahmanen, die gewaltsame Herrschaft, welche sie sich allmählig angeeignet hatten, und der moralische Verfall eines großen Theiles der Caste, führte die große religiöse Bewegung durch Bûddha herbei, welcher deren Vorrechte und die daraus hervorgehenden Mißbräuche in so überzeugender Weise angriff.

Schon einige Jahrhunderte vor Bûddha hatte Visvamitra, gleichfalls von königlicher Abkunft und ein Kschatrija, versucht, die Macht der Brahmanen zu brechen; aber ihm lag dabei weniger das Wohl der Menschheit am Herzen, als die Absicht, für sich und seine Familie Vorrechte zu erlangen, welche die Brahmanen bisher allein beansprucht hatten. In späterer Zeit nahm König Janaka von Videha das Recht in Anspruch, heilige Opfer ohne den Beistand der Brahmanen zu vollziehen.

Der Geist der Unzufriedenheit über die Anmaßungen der herrschsüchtigen Priesterschaft ergriff mehr und mehr alle Classen, trat jedoch da am schärfsten zu Tage, wo diese mit der weltlichen Macht den Einfluß theilen wollte, oder sich wohl gar bestrebte, diese ihrem Willen unterzuordnen. Eine solche Stimmung mußte einem Reformator den Weg bahnen.

Als ein solcher erschien Bûddha Çákya Mûni, im Jahre 615 vor Chr. Ein Königssohn und der Kschatrija-Caste angehörend, im Waffengebrauche und in Künsten und Wissenschaften unterrichtet, wurde er den Sitten seiner Zeit gemäß schon im 16ten Jahre verheirathet. Bis zum 28sten Lebensjahre verlebte er seine Tage im Palaste, den Genüssen hingegeben, „dann erwachte in ihm das Nachdenken über die Vergänglichkeit und den ewigen Wechsel weltlicher Dinge; er beschloß daher, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, um über die Mittel nachzusinnen, durch welche die Welt von den Uebeln, die Wesen von ihren Schmerzen befreiet werden könnten."

Buddha [20]), hoch begabt, voll Menschenliebe, dabei charakterfest und mit göttlichem Geiste erleuchtet, verließ gegen seines Vaters Willen seine drei Frauen und seine Paläste und zog heimlich aus der Stadt; alsdann schnitt er sich die Haare ab, legte seine kostbare Kleidung von sich und zog ein gelbes Kleid an. Erfüllt mit der Kraft und Hingebung eines Propheten, wollte er seinen erdrückten und verlassenen Mitmenschen die Wahrheit verkündigen, nämlich, daß der Mensch die Rettung von der Sünde und die Gnade Gottes auch ohne priesterliche Bevormundung erlangen könne, und daß alle Menschen vor Gott gleich seien.

Der Stifter des Buddhismus [21]), des schönsten Zweiges der Religion der Inder, der den Völkern eine freie Entwickelung ihres geistigen Vermögens geben wollte, lebte von Almosen, begab sich zu den Einsiedeleien berühmter Brahmanen, nach Wahrheit forschend, und sammelte Schüler um sich. Er hatte sich anfänglich den Casteiungen und der Enthaltsamkeit von kräftiger Nahrung hingegeben; aber als er fand, daß dies seine Geisteskräfte schwächte, so entsagte er dem. Nachdem Çakyamuni sich durch Nahrung gestärkt hatte, versenkte er sich, unter einem Bodhi-Baume — ficus religiosa — sitzend, ganz in Betrachtungen und erreichte die vollkommene höchste Erkenntniß; er wurde dadurch Buddha oder der Erleuchtete. Er sandte seine Anhänger oder Missionare, — Bhizu — die von einem Geiste geleitet wurden, wie nur ein heiliger Zweck ihn entzünden kann, und über Indien seine Gesetze und Lehren verbreiten sollten. Er selbst durchwanderte neunzehn Jahre die Länder des mittleren und östlichen Indiens, seiner Lehre durch die Predigt überall Eingang verschaffend, sein erhabenes Werk durch seine Tugenden und seine einnehmende Persönlichkeit fördernd. Der Glaube an seine Wunderthaten und daß er im Besitze der höchsten Wahrheit sei, verschaffte ihm unzählige Anhänger, zu denen auch Könige gehörten.

Von einer gefährlichen Krankheit befallen, die er sich durch den Genuß von Schweinefleisch zugezogen hatte, erkannte er, daß sein „nirvâna" nahe bevorstehe; er versenkte sich dann ganz in seine Beschauung und starb, als er die fünfte und höchste Stufe erreicht hatte (543 v. Chr. G.). Sein Leichnam wurde verbrannt, die Asche in eine goldene Urne gelegt und später, nach vielen Jahren, als Reliquie nach unzähligen Tempeln Indiens gesandt.

Als Buddha erschien, hatte das Hinschlachten von Opferthieren in einer so schreckhaften Weise zugenommen, daß jedes Gefühl des Mitleidens dem

nenschlichen Herzen fremd zu sein schien; man hatte sein Wohlgefallen an den Schmerzens-Tönen der hingeopferten Thiere, und der große Reformator, den ies mit Abscheu und Widerwillen erfüllte, verkündete, daß Gott kein Wohlgefallen daran haben könne. Seiner Lehre und Warnung jedoch mehr Gewicht u geben, verbreitete er den Glauben an die Seelenwanderung, als das geeignetste Mittel, solchem Unwesen ein Ende zu machen.

Die Anbetung der vier und zwanzig buddhistischen Patriarchen, der genii der göttlichen Menschen, ist eine Entartung des ursprünglichen Buddhismus, wie das Anbeten von Heiligen in der christlichen Kirche. So verschieden die Brahmana's der Veda's von den Purana's und der Bhagavat sind, so ist es er Buddhismus eines Zeitalters von dem eines anderen. Der Buddhismus rkennt keine Priesterschaft an und doch finden sich heute in Nepal buddhistische Priester; verheirathete und unverheirathete Mönche.

Buddha's philosophische — abhidharma, — religiöse und moralische — vinaya — Lehren waren nicht auf die Veda's gebauet, und wurden deshalb, nämlich als der göttlichen Offenbarung ermangelnd, von den Brahmanen als unwahr verworfen; denn der Unterschied zwischen Offenbarung (sruti) und Ueberlieferung (smriti), diese Lebensfrage im Systeme der Brahmanen, mußte bei ihren Angriffen gegen Buddha als Grundlage dienen. Buddha's Lehren, von seinen Schülern in die Welt getragen, verbreiteten sich wie die ähnlicher Sekten in Indien viele Jahre unangefochten von den Brahmanen über alle Theile dieses weiten Reiches, bis sie unter König Açoka's Regierung hren höchsten Glanz erreicht und sich zum beinahe allein herrschenden Glauben gemacht hatten. Buddha selbst kannte den Rig-Veda, war in allen Zweigen des brahmanischen Wissens unterrichtet, und seine eifrigsten Schüler und die größten Reformatoren gehörten den Brahmanen an.

So kam es, daß die Buddha-Religion Jahrhunderte hindurch das geistige und weltliche Reich mit dem Brahmanismus theilte, daß sie sich endlich weit nach China, Tübet und andere Theile von Asien verbreitete und eine Ausdehnung gewann, welche, wenn die Wahrheit des Glaubens einfach von der Zahl der Bekenner abhinge, sie zur wahrsten aller Religionen erheben würde. Der Buddhismus, welcher als eine Reform den bereits tief gesunkenen Veda-Gottesdienst von seinen Uebeln reinigen und dem Geiste und den Bedürfnissen der Zeit anpassen sollte, hatte wohl unbezweifelt beinahe fünf Jahrhunderte denselben, wenn nicht größeren geistigen und politischen Einfluß in Indien, als

die Brahmanen. Diese selbst gestehen die Ueberlegenheit der philosophischen und literarischen Fähigkeiten der von ihnen gehaßten Gegner ein. Wie mächtig aber das religiöse Leben der Bûddhisten sich noch zu Hiuen Thsang's Zeiten (630—40) zeigte, beweist dessen Mittheilung, daß zu Benares, wo der Hauptsitz des Bûddhismus gewesen zu sein scheint, sich dreißig Klöster und 4000 Bûddha-Priester und Schüler vorfanden. Die Bûddhisten Tübets wollen ihre Lehre von dort erhalten haben.

Aller noch vor nicht langer Zeit aufgestellten Behauptungen ungeachtet, ist es heute als unzweifelhaft angenommen, daß der Brahmanismus, wie er in den Veda's sich uns darstellt, dem Bûddhismus voranging [22]). Noch heute reden mehrere der merkwürdigsten Monumente aus jener Zeit zu uns: die Inschriften an den Löwen-Säulen von Tirhût, Allahabad und Delhi; die Säulenhallen des Bhilsa-Denkmals in Malwa und die Felsen-Monumente von Girrar und Dhauli in Kattiwar und Orissa lassen uns einen tiefen Blick in das Wesen des Bûddhismus thun.

Diese Monumente jener ewig denkwürdigen Epoche im Geistesleben der Menschheit, die einst in Indien eintrat, zeigen sich in drei ganz verschiedenen Bauwerken. Es sind:

1. Die Thûpa's oder Grab-Denkmale, welche die Gebeine oder die Asche des Ra'hat oder Heiligen beherbergen.

2. Die Lâth's oder Sandstein-Obelisken, auf deren Spitze ein Löwe steht, und welche Kupferplatten mit Inschriften tragen, die Königliche Edikte enthalten. Diese beziehen sich auf die Beobachtung religiöser Gebräuche. Solcher Säulen finden sich eine zu Allahabad, zwei bei Delhi, drei am Gandahflusse und zwar eine bei Bakra in Nord-Behar, die zweite (jedoch ohne Löwen) zu Radish, und die dritte zu Mathiah. Alle daran befestigten Edikte sind Verordnungen des Königs Açôka, Enkels des Chandragupta (oder Sandracottus.)

3. Die Felsentempel. Sie sind entweder mit flachen Dächern versehen und beherbergen eine Riesenstatue Bûddha's; oder sind von länglichen Formen mit gewölbten Dächern und Säulenreihen an den Seiten, die dem Eingange gegenüber am Ende des Tempels in einem elliptischen Bogen zusammenkommen. An dieser Stelle befindet sich eine Steinsäule mit einer Figur, die mit einer schirmartigen Bedachung versehen ist, entweder aus Holz oder Stein; diese Säule enthält Reliquien Bûddha's [23]).

Die Thûpa's oder Mausoleen sind aus Felssteinen gebauet und

haben die Form einer Kuppel, welche sich aus einer niedrigen cylinderförmigen Grundlage erhebt. In denselben sind Urnen, aus Bronce oder Metall bestehend, gefunden worden, worin die Asche der Verstorbenen oder ihre Knochen eingeschlossen waren. Außerdem waren auch öfters Münzen darin, auf deren einer Seite sich griechische Buchstaben befinden, während auf der anderen Inschriften in Pali oder das Alphabet der Lath-Inschriften zu sehen sind. Der merkwürdigste dieser Tumuli ist der von Manikyála im Pendschab, den Ventura zuerst öffnete. Einige andere, doch nicht kuppelförmig, sondern mehr säulenartig errichtete Bauwerke der Art aus jener Zeit befinden sich selbst in Afghanistan; aber von Erdbeben erschüttert, stehen sie über dem Erdboden wie der schiefe Thurm zu Pisa [24]). In der Form sind solche den Säulen sehr ähnlich, die in den Felsentempeln die Reliquien Bûddha's beherbergen.

Die Edikte sind von König Açoka 247 v. Chr. erlassen, zu welcher Zeit der Bûddhismus in Indien seine Glanzperiode hatte. Vielleicht war dies die glückliche Zeit, wo jenes herrliche Land, wie uns Ueberlieferungen erzählen, „Pûnyabhûmi", das Land der Tugenden genannt wurde. Weisheit und Menschenliebe charakterisiren das Zeitalter dieses großen Indischen Fürsten. Dharma Açôka, mit dem Beinamen Devanampiya Piyádavi, „der von den Göttern geliebte," soll nach Mahavansa darum mit dem Namen Açôka belegt worden sein, weil er seinen Bruder ermordet haben soll. Aus welchen Ursachen, und wie sich dies zugetragen hat, ist uns ein Geheimniß geblieben.

Açôka erklärte den Völkern Indiens, daß er die brahmanischen Prinzipien seines früheren Glaubens für sündlich erachte, weshalb er das Blut- und Fleisch-Opfer, als seinem neuen Glauben zuwider, aufs ernsteste verbiete. Die Prinzipien der Shakya's-Reform beständen darin, Dhamma (oder Dharma), das heißt Tugenden, auszuüben; das erste Gebot der Religion müsse die Ausübung guter Werke sein. Sie mache sich kund durch Vergebung, durch Menschenliebe, Reinheit und Keuschheit. Alle, welche ein ewiges Glück zu erwarten hofften, müßten sich der Armen und der Bedrängten annehmen, und gütig gegen die Thiere sein." Endlich empfahl er seinen Unterthanen den sich weit ausbreitenden Feigenbaum (ficus indica), den Myrobolan, den großen Dathris und was immer einen Schutz gewähre, für heilig zu halten.

Die aus den Felsen gemeißelten Skulpturen und Bau-

werke jener Zeiten sind zweierlei Art: Die Ersteren stellen Anbetungs-Gegenstände dar, welche die ursprünglich mehr einfache und philosophische Form des Buddhismus zu vergegenwärtigen suchen, indem sie das Wesen und die Wirksamkeit der Gottheit zur Anschauung bringen. In der zweiten erkennen wir durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, denen eine Anbetung dargebracht werden soll, das mehr zusammengesetzte Brahmanen-Pantheon, nämlich die Sakta-Form des Hinduismus, die Anbetung Çiva's durch Bhairava in Verein mit seiner Gattin Uma oder Parvati.

Die Bauwerke der ersten Art bestehen aus meist gewölbten Tempeln, welche den Dehgop oder Steinthurm enthalten, von hemisphärischer Form, in welchem eine oder mehrere Abbildungen des Buddha, der sitzend dargestellt ist, sich befinden, sowie manchmal eine Anzahl kleiner Zellen und breiter Steinbänke, die längs den Wänden der Gemächer sich hinziehen, und hinreichend andeuten, daß solche zum Gebrauche mönchischer Brüderschaften, oder zum Unterrichte von Jüngern dienten, welche der Welt entsagt hatten. In diesen Tempeln finden sich lange Inschriften, in einer Sprache, welche weder reines Pali noch Sanskrit ist, sich Beiden jedoch insofern nähert, als sie mit Hülfe derselben entziffert werden können. Sie zeigen in ihren Charakteren nur geringe Abweichungen von den Inschriften der Açôka-Säulen.

Zu diesen gehören die Felsentempel von Karli, Kanari, Aurûngabad, Nasik, Jûnir, Mahar am Bankût-Flusse und die südlichen Tempel zu Ellora. In Kanari sind einige kleine Begräbnißplätze von Rahat's oder Heiligen, welche die Verwalter der Tempel waren. Einer derselben wurde im Jahre 1839 geöffnet, enthielt zwei kupferne Urnen mit Menschen-Asche, und in der einen Urne ein kleines goldenes Kästchen, worin ein Rest weißer Baumwolle lag, in dem eine Perle, ein Rubin und einige kleine Goldstückchen eingewickelt waren; in der anderen befand sich ein silbernes Kästchen mit Asche. Aber die merkwürdigste Reliquie, welche aufgefunden worden ist, waren zwei Kupferplatten. Eine derselben hatte eine Inschrift in den Lâth-Charakteren der Felsentempel, und die andere in einer mehr ausgebildeten Schreibart, welche der der Chattisgarh- und Seoni-Inschriften des 8ten und 9ten Jahrhunderts ähnelt und aus welchen die Alphabete des südlichen Indiens entsprungen sind.

Unter diesen letztern Inschriften findet sich das Glaubensbekenntniß des Bûddha, am Fuße des Bildes von Tirhut, und aus der aus dem Thûpa zu

Sarnath nahe Benares entnommenen Inschrift erkennen wir diese als ein Buddha-Mausoleum.

Zur zweiten Classe dieser aus dem Felsen gearbeiteten Kunstwerke gehören die neun mittlern Felsentempel zu Ellora, diejenigen auf der Insel Elephanta und die zu Badami. An ihnen ist ein weiter ausgebildeter Stil, eine edlere künstlerische Darstellung bemerkbar. Da sehen wir Gruppen vieler Figuren des vielarmigen Vishnu und des Çiva in ihren verschiedenen Avatar-Erscheinungen, Scenen in Miniatur, die Schlachten und Kämpfe aus den heiligen Epischen Gedichten, der Ramayana und dem Mahabarhata, darstellend, ferner die Dreiheit-Figur des Çiva in Verein mit dem weiblichen Prinzipe oder dem Ûma und Stein Linga's. Es ist eine großartige Auffassung der Darstellungen, und in Zeichnung und im Charakter der Figuren eine hohe künstlerische Hand erkennbar, so daß man an die prächtigen Hindutempel des zehnten und eilften Jahrhunderts erinnert wird. Im Verhältnisse zu der ersten Classe der Tempel ist die Zahl der aufgefundenen Inschriften in diesen Tempeln nur gering, und diejenigen, welche wir daselbst sehen, nähern sich so sehr dem Alphabete der lebenden Sprachen im südlichen Indien, daß an der Erbauung in einer neuern Zeit nicht zu zweifeln ist. Die geringere Anzahl kleiner Zellen, welche sich darin für die Priester befinden, geben uns Beweise, daß diese Tempelhallen weniger der Stille und Zurückgezogenheit gewidmet waren, sondern mehr zum öffentlichen Aufenthalte und für Pilger dienten, oder Tirtha's für die große Masse des Volkes waren.

Die Felsentempel von Ajanta sind ihrem Charakter nach verschieden und sie treten gleichsam vermittelnd zwischen jene beiden Classen von Bauwerken; in Ausdehnung und Größe sind sie der letzteren ähnlich, aber ohne dieselben Zeichen oder Merkmale des Hinduismus oder der Tantrika-Prinzipien, welche wir dem Buddhismus in den Felsentempeln zu Ellora angepaßt sehen. Wir finden zu Ajanta viele der Buddha-Figuren symbolisch durch eine besondere Classe von Thieren oder Dingen dargestellt, welche eine Abstammung von der Original-Anbetung des Buddha-Sakya andeuten; — und es mag hier die Wurzel jener Hinneigung der Sakya-Religion zu den Vaishnava-Prinzipien zu finden sein, wie solche in der Sri Bhagavata dargestellt sind, wo die verschiedenen Abstammungen und Formen der Gottheit als Vischnu der Ursprung der Jaina-Heiligen sind.

Die Götzen-Bilder in diesen Tempeln sind entweder nackend oder mit einem Gewande bekleidet dargestellt, und ihre individuellen, charakteristischen Eigenschaften finden sich an dem Fußgestelle oder Sinhasan eingegraben; da ist der Affe, die Lotusblume, die wilde Kuh, die Antilope, die Ziege und der Kûmbha oder jar. Alles dies sind den Jaina-Heiligen angepaßte Eigenschaften; Abbimandann, Padmaprabha, Vasupujaya, Santi, Kûnthi und Malli. Wir wissen, daß die Bûddha-Religion in Nepal unendlich viele Formen des Bûddha, Sterbliche wie Himmlische, anerkennt. Aber die Vorstellung dieser Jaina-Symbole auf den Fußgestellen der Götzenbilder zu Ajanta, deren bekleidete und nackte Darstellungen, ähnlich denen der Swetambara und Digambara, Götzenbilder der Tirthankara's, sowie ein Bildhauerwerk zu Gaura, welches das Dach eines der Felsentempel stützt, haben Herrn James Bird zu dem Glauben veranlaßt, daß, weil einige der nachbarlichen Felsentempel zu Ellora den Tantrika-Prinzipien geweihet waren und die Çiva-Mythologie dem Bûddhismus angepaßt war, die mehr uralten und ursprünglichen Bûddha-Felsentempel zu Ajanta die Verderbtheit einer Vermischung mit den mehr dem Vaischna-Glauben eigenen Prinzipien zeigen. Der Vaischnava- und Çiva-Glaube war die volksthümliche Auffassungsweise der Geister in Indien vom 5ten Jahrhunderte bis zum Jahre Tausend unserer Zeitrechnung. Ferner glaubt Bird, daß die mehr moderne Hindu-Architektur ihren Ursprung nicht, wie Heeren aufstellte, von den Pyramiden entnommen habe, sondern, daß der zusammengesetzte Deghop das Vorbild gewesen sei, nach welchem sie ihre Bauwerke formten. Die Bûddhisten-Tempel haben etwas den christlichen Basiliken Aehnliches: ein Mittelschiff, einige Seitenflügel oder Hallen und einen halbkreisförmigen Hintergrund, in welchem sich ein domartiger Abschluß befindet, der die heiligen Reliquien enthält. Die Decke, wenn gewölbt, zeigt die Form eines von Balken getragenen Daches. Das Licht fällt durch und über den Eingang in das Innere, und zwar so, daß seine Strahlen sich auf das am äußersten Ende des Schiffes stehende Götzenbild werfen. Die Seitenflügel, welche beinahe gänzlich in Dunkelheit bleiben, erscheinen in Tiefe und Umfang viel größer, als sie der Wirklichkeit nach sind. Der Eindruck, den das Ganze auf den Beschauer macht, ist ein gewaltiger, etwas Geheimnißvolles und Heiliges erfaßt die Seele. Wenn man die bemalten Figuren des Bûddha und die der Heiligen, von Heiligenscheinen umgeben, betrachtet, mit denen die Wände und Säulen dieser Tempel geschmückt sind, so wird man von der großen Aehn-

lichkeit überrascht, welche dieselben mit vielen der römisch-katholischen Kirchen in Italien haben.

Die bûddhistischen Vihára's oder Klöster bestehen aus einer großen, gemeinhin quadratförmigen Halle, das Dach ist von vier Reihen Säulen getragen, die sich längs der vier Seiten hinziehen und so einen Gang um das ganze Gemach bilden, was einen sehr wohlthuenden Eindruck gewährt. Dem Eingange gegenüber befindet sich das Heiligthum, in welchem Bûddha's Statue in liegender Stellung ruht, gleichsam versunken in Selbstbeschauung, in jener Ruhe von Selbstbefriedigung nach vollendeter Wirksamkeit, die der Bûddhismus für die höchste Glückseeligkeit erkennt. An den Wänden ziehen sich um die Halle die aus dem Felsen gehauenen Cellen für die Priester oder Schüler hin, wo die aus dem Felsen gemeißelten Sitze Ruhekissen andeuten. Außerhalb des Gewölbes befindet sich eine Colonnade oder Veranda, welche zu Bagh eine Länge von 220′ hat und eine Façade bildet. Einige dieser großen Hallen besitzen keine Cellen, sondern sind von Steinbänken umgeben, auf denen sich die Schüler niederließen, um den Religionslehrern zuzuhören. Aber in den diese Felsenklöster umgebenden Felsen befinden sich Cellen, Bienenkörben ähnlich, für Fromme, die in der Einsamkeit ein beschauliches Leben führen wollten.

Die Felsentempel der Brahmanen zeichnen sich vor denen der Bûddhisten durch eine größere Mannigfaltigkeit in der Skulptur aus, indem beinahe alle ihre vorzüglichsten Götter in den verschiedensten Stellungen dargestellt sind. Der Felsentempel zu Elephanta ist in den Felsen gehauen, wogegen der Kylas-Tempel zu Ellora aus dem Felsen gemeißelt ist, innerhalb und außerhalb mit allerlei menschlichen und thierischen Gestalten, welche, mit größter Sorgsamkeit und kunstreich ausgeführt, sich auf die Geschichte früherer Zeiten und die Religion der Hindu's beziehen. Aus den Wänden erheben sich Götter oder Scenen aus deren Leben, aus dem Leben der alten Hindu's, Elephantenköpfe oder andere Thiergestalten, von dem Künstler bald mehr, bald weniger erhaben und mit einer Zierlichkeit ohne Gleichen aus dem Felsen gemeißelt; einige der Köpfe zu Ajanta sind mit einer wahrhaft vollendeten Treue und Einfachheit ausgeführt. Ein weißer Stucco bedeckte die Wände, welche, gleich den Figuren, bemalt waren, jedoch wenig ansprechend, im Style der heutigen Hindukünstler; dagegen sind die Zierrathen an der Decke und die architektonischen Verzierungen mit einem Geschmacke ausgeführt, der an eine classische Kunst-Epoche erinnert. Forschungen über den Ursprung der Künstler geben die Vermuthung, daß grie-

chische oder baktrische Künstler den Hindu's zu diesen erhabenen Kunstwerken die Anleitung gaben, und der gelehrte Sanskritforscher Dr. Wilson zu Bombay will an einer Säule, die in der Front des Tempels zu Karli steht, entziffert haben, daß diese von Löwen getragene Säule ein Geschenk des Griechen Theonikos war [25]).

Wie diese Felsentempel gebauet oder vielmehr aus dem Felsen so großartig, ja riesenartig und künstlich gemeißelt sind, wollen wir uns in der Kürze zu vergegenwärtigen suchen.

Die Felsentempel von Karli. Sie liegen in der Nähe des Dorfes Ekvira, auf dem Wege von Bombay nach Puna, und sind das schönste Kunstwerk einer Bûddha-Cathedrale. Mit einem gewölbten Dache, welches sich, in balkenartigen Linien geformt, 50 bis 60 Fuß hoch über dem Fußboden erhebt, aus dem Felsen gehauen, nimmt der innere Raum des Gebäudes 120 Fuß Länge und 24 Fuß Breite ein. Auf beiden Seiten zieht sich eine Säulenreihe, deren Capitäle Elephanten zieren, längs denselben in solcher Weise, daß sie am äußersten Ende zusammenkommen. Hier befindet sich ein steinerner Deghop, auf dessen Spitze eine schirmartige Bedachung in länglicher Form aus Holz angebracht ist, und vor dem Eingange des Porticus ist eine Säule oder Nadel, auf welcher Löwen stehen; diese Säule ist eine der Sonne geweihete Zueignung. Dem Portico zur Seite, seinen Eingang gleichsam bezeichnend, befinden sich drei riesenartige Elephanten, auf deren Hälsen Bûddha-Statuen sitzen, und zur rechten Hand sind zwei Statuen von sechs Fuß Höhe zu sehen, die eine männlich, die andere weiblich. Außerdem befinden sich hier mehrere kleinere Aushöhlungen oder Cellen, welche den Dienern des Tempels zum Aufenthalte dienten.

Die Felsentempel zu Kanari, 22 Meilen von Bombay auf dem Wege nach Tanna, gehören derselben Zeit an, stehen jedoch an Größe und Kunst obigen weit nach. Dagegen sind die Felsentempel von Nasik, auch Pandu-Lena genannt, fünf Meilen von der Stadt Nasik gelegen, durch drei mächtige, von Löwen getragene, und von den gewöhnlichen Begleitern dieser Götzenbilder, den Chauri-Trägern und Engeln umgebene Bûddha-Statuen ausgezeichnet. Sie erheben sich über Lotusblumen, deren Stengel aus Figuren gebildet ist. Den Eingang zu diesem Tempel, welcher ein flaches Dach besitzt und aus einem Viereck von 45 Fuß Seite besteht, ohne irgendwie von Säulen gestützt zu sein, ziert eine Veranda, die von sechs colossalen Riesen

ragen wird. Sie sind nur im Relief ausgeführt und jeder derselben ist der
äger eines Balkens.

Der Felsentempel von Jûnir, auf zweien Bergen nahe der Stadt
nir gelegen, erwähnen wir als jener Zeit angehörend. Wir versuchen ferner,
e vier Felsentempel von Aurangabad mit einigen Worten zu
rakterisiren. Dieselben liegen an der südlichen Seite der Berge, welche sich
rdlich von Aurangabad hinziehen. Diesen Tempeln zur Seite ist eine nur
Fuß tiefe Aushöhlung in den Felsen gearbeitet, in welcher eine schwarze
gur von acht Fuß Höhe so in sitzender Stellung sich befindet, daß die Fuß-
llen sich nach oben wenden. Dieselbe hat die Hände in einander geschlungen
d scheint im tiefsten Nachdenken über die Gottheit versunken zu sein; ihre
sichtszüge sind von unedeln Formen, das Haar aus wolligen Locken bestehend,
d die ganze Erscheinung hat so viel Aehnliches mit einem afrikanischen
ger, daß einige Forscher zu dem Glauben veranlaßt wurden, daß der Bûd-
ismus aus einem anderen Welttheile nach Indien gebracht worden sei. Der
mpel selbst hat nicht mehr als 30 Fuß im Quadrate, seine Decke wird von
ölf viereckigen Säulen getragen, und eine Statue des Bûddha, von vier
ß Höhe, auf dem Sinhásan sitzend, ist an der Wand aus dem Felsen gemei-
t. In dem größten der drei anderen Felsentempel befindet sich gleichfalls
e Statue des Bûddha.

Die Tempel bei Mahar sind einfache Bûddha-Bauwerke. Einer
iteren Epoche gehören jedoch die Felsentempel von Ajanta an.
befinden sich daselbst zwei und zwanzig solcher Tempel. Der Mitteltempel
im Inneren von acht und dreißig achteckigen Säulen gestützt, welche zwölf
ß Höhe haben, und die Breite desselben zwischen den Säulen beträgt vier
d zwanzig Fuß. Zwischen den Säulen und der Wand befindet sich eine sechs
ß breite Veranda mit einem bogenförmigen Dache, welches noch Merkmale
er Fresko-Malerei erkennen läßt, die mit großer Sorgsamkeit und nicht ohne
hen Kunstsinn ausgeführt war. Desgleichen sieht man, daß sowohl die Tem-
wände als die Säulen al fresco bemalt waren. In diesem Tempel sind
le Darstellungen von schwarzen und goldenen Bûddha's, die mit untergeschla-
nen Beinen sitzend ausgeführt sind; die Fußsohlen nach oben gewendet, und
Daumen der Hände aneinander haltend, scheinen sie in tiefes Nachdenken
sunken zu sein. Diese Figuren sind mit einer Shehla oder einem Gewande
leidet, welches so über die linke Schulter geworfen ist, daß nur ein Theil

der linken Hand frei ist, wogegen die rechte Schulter und Brust ganz unbedeckt sind. Außerdem sieht man in diesem Tempel noch viele Gestalten, Männer und Frauen, in stehender Stellung: die Gewänder der ersteren sind dieselben, welche noch heute von den Arabern getragen werden, die Frauen dagegen haben einen Shawl nachlässig über die linke Schulter geworfen, welcher die rechte Brust unbedeckt läßt, und ihr lockiges Haar ist in einem Knoten über der Krone des Hauptes zusammengebunden.

Außer diesem großen Mittel-Felsentempel befinden sich hier gegen Westen noch elf Tempel und gegen Osten acht Tempel, deren einer aus zwei Stockwerken besteht.

Von allen diesen den Beschauer mit Staunen und Bewunderung erfüllenden Felsenbauten jener fernen Zeiten sind es die prächtigen Bildhauerwerke der Tempel zu Ellora, welche den Forscher von jeher am meisten angezogen haben. Dieselben sollen die Tantrika-Prinzipien, dem Bûddhismus angepaßt, verherrlichen. Denn der Sakta-Form des Hinduismus sind die Prinzipien des Tantrika-Systems entnommen, und sie umfassen die religiöse Verehrung des Çiva und Darga mit den Symbolen und Zaubersprüchen oder den Mantras [26]). In ihnen sind die theologischen und metaphysischen Ideen der Bûddha- und Jaina-Sekten dargestellt. Diese beiden heterodoxen Sekten stimmen darin überein, daß sie den Tod und die Apotheose des letzten Bûddha und des letzten Jaina in den Gränzen des südlichen Bahar annehmen. Beide Sekten verleugneten die Veda's und die Götter des Hindu-Pantheons, lebten in einer Art Cölibat in Klöstern und wählten ihre Priester von den Söhnen aller Classen ihrer Gemeinden. Sie haben noch heute die heilige Sprache des Pali oder Prakrit bewahrt, enthalten sich aller Nahrung nach Sonnen-Untergang, und fegen zuvor den Fleck, auf welchen sie sich zu setzen oder zu legen beabsichtigen, damit kein thierisches Leben von ihnen getödtet werde.

Die Felsentempel zu Ellora bestehen aus drei verschiedenen Classen von Felsen-Aushöhlungen. Die erste derselben oder die nördliche Reihe begreift die Adi-Natha, Jaggannatha, Parishrama und Indra Sabhas in sich, nebst einigen geringeren Felsenbauten, die bereits beinahe ganz mit Erde angefüllt, und nach Erskine's Ansicht als Bûddha oder Jaina-Tempel zu betrachten sind. Dann kommen die im Centrum gelegenen Felsenbauten, als: die Dûmar-lena, Jan-wassa, Kûmarwara, Ghana, Nilkantha, Ramaswara, Kailas, Das-Avatar und Rick-Ravan, welche sämmtlich für brahmanischen Ursprungs

gehalten werden. Die dritte Classe sind die südliche Reihe, aus dem Tin-loka oder Tin-tala, dem Do-tala oder Dûkhyaghar, Biswarkama und der Gruppe der sogenannten Dehreh-wara bestehend, welche dem reinen Bûddhismus angehören.

Diese sämmtlichen Tempel, die bewunderungswürdigsten Werke menschlicher Kunst und Ausdauer, nehmen die westliche Abdachung einer Basalt-Bergreihe ein, welche sich ein und eine halbe Meile lang von Nordwesten nach Südwesten hinzieht, und über welcher die flache Hochebene von Royah liegt. Diese Bergreihe hat die Form eines Halbmondes, dessen Spitzen sich über das Ganze von 25 bis 80′ erheben. Nördlich, an dem äußersten Ende, befindet sich die colossale, aus dem Basaltfelsen gehauene Statue des Parswa-Natha oder des drei und zwanzigsten Jaina-Heiligen, welcher auf einem Throne, den Elephanten und Tigerköpfe tragen, sitzend dargestellt ist. Die Höhe der Statue ist zehn Fuß; der Heilige ist mit untergeschlagenen Beinen dargestellt, die Hände liegen ihm auf dem Schooße, so daß die innere Seite nach oben gekehrt ist und das Haupt wird von der zusammengerollten Schlange mit sieben Köpfen beschattet. Es ist dies der Annahme widersprechend, welche nur fünf Köpfe, die Elemente andeutend, voraussetzt. Auf der Vorderseite der Platte, auf welcher das Götzenbild ruht, befindet sich eine lange Inschrift, welche, vermöge eines astrologischen Diagramms, in zwei Theile zerfällt. Auf der linken Seite liest man, daß die Statue im Jahre des Shalivahana-Shak, — dem 75sten Jahre christlicher Zeitrechnung, — aufgestellt wurde. Die Charaktere der Buchstaben sind diejenigen, welche dem modernen Devanghari-Alphabet vorangingen; Prinsep hat sie dem elften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zugeschrieben. „Sei es hoffnungsreich!“ heißt es daselbst, „in dem glücklichen Jahre des Shaka 1156 und dem Jaya-Jahre der Brihaspati-Zeitrechnung, wo der gesegnete königliche Fußtritt des berühmten Königs Parswa-Natha in diesem Gebirge hergestellt war, dem Elephanten gewidmet, und glänzend mit der moralischen Liebe des dahingeschiedenen Gebers von Dharma (von Gerechtigkeit), des einzigen Auserwählten, Unsterblichen, der, wenn sichtbar, standhaft blieb in der Beherrschung der Leidenschaft [27]).“

Die mittleren Tempelbauten werden von den Brahmanen Dûmar Lena genannt. Der Beschauer geht durch ein Thor, an dessen Seiten liegende Löwen Wache halten. An der Front des Tempels befindet sich eine Veranda, zur linken Seite steht eine colossale Statue Bûddha's, von den Brahmanen

Darma Raja genannt; dieser gegenüber, zur Rechten, sieht man Maheswara Mahadeva, von Menschengruppen in Lebensgröße umgeben. Diese Tempel sind dem Linga gewidmet, welcher den viereckigen Tempel am Ende der Säulenhalle einnimmt, und zu welchem vier Portale mit acht colossalen Figuren an den Pforten führen. Eine schöne und offene Arena umgiebt diesen Tempel, zur Rechten derselben sieht man Çiva und Parvati auf Kailasa sitzend und vom Riesen Ravan gestützt. In den drei ersten Slokas der Inschrift von Mahamalajapur [28]), wird derselben in folgenden Worten gedacht: „Möge die Ursache der Erschaffung, des Bestehens und der Vernichtung, welche in sich selbst begründet ist, der Vernichter von Mansnadan — des Wunsches — günstig sein den Wünschen der Welt. — Möge Er, der mit Ûma vereinigt ist, von vielen Arten der Einbildung, ohne Eigenschaft, der Zerstörer der bösen Neigungen, von unverderblichem Reichthume der Herr von Cuberan vortrefflich angesehen sein." — Möge diese Gottheit Çiva uns alle beschützen, welche der Sitz des Gedeihens ist, und durch deren Mittel Kailasa verschwand und zum Pantala herabstieg, nachgebend durch seine Schwere, welche er verursachte, indem er gestützt war von dem Ravanan mit zehn Gesichtern." — Der Dämon ist hier mit zehn Armen und fünf sichtbaren Gesichtern dargestellt.

Die diesen Felsbauten zunächst liegenden Aushöhlungen werden Janwassa oder die Geburts-Kammer genannt. Sie enthalten einen Linga, die drei Statuen des Maheswara, Vishnu und Brama und eine Bildhauerarbeit des Varaha, Avater oder Vishnu, in der Gestalt eines wilden Ebers, der Prithri oder die Erde trägt, wie es uns im vierten Capitel des Vischnu Purana berichtet wird.

Die an diese sich anschließenden Tempel, Ghana, Nilkantha und Rameswana genannt, enthalten Linga's, und in den Bildhauerwerken des letzteren dieser Felsentempel finden wir die Göttin Devi unter ihren verschiedenen Gestalten; ferner sehen wir an der Felswand zur Rechten acht Frauen in einer Linie sitzen, jede ein Kind in ihren Armen haltend, und Ganesa an ihrer Spitze in den Gestalten des Darga als Ganesa Ganani oder die Mutter des Gottes der Weisheit. Die Göttin Darga selbst ist in ihren abschreckendsten Gestalten dargestellt, als die Vernichterin des Büffel-Dämonen Mahesasûr.

Aber der prächtigste dieser monolithischen Tempel, der Kailasa genannt, ist zugleich das größte und kunstreichste Bauwerk dieser Art. Derselbe besteht aus einer konisch geformten Pagoda von gegen hundert Fuß Höhe, die sich

über einen Raum von vierhundert Fuß Tiefe erhebt. An der westlichen Wand finden wir Vorstellungen von Lakshmi, der auf einer Lotuspflanze sitzt, welche die Rüssel zweier Elephanten bewässern; derselbe ist aus dem Felsen gearbeitet und man erkennt an demselben zugleich, wie sehr sich der ursprüngliche Bûddha-Glaube dem der Brahmanen näherte. Zu beiden Seiten dieser Figur führen rechts und links Oeffnungen zu einer Halle, in welcher sich die Statuen von zwei Elephanten aus Felsstein befinden. Die Halle des großen Tempels umschließt einen Raum von 66′ Länge und 55′ Breite, dessen Höhe aber nur 16 bis 17′ beträgt; zur Rechten und Linken derselben befinden sich kleinere Aushöhlungen. Die Rückseite des Tempels zeigt drei Säulengänge, jeder von einer Reihe kantiger Säulen umgeben, an deren Wänden in mannigfachen Feldern verschiedene Gottheiten in erhabener Weise aus dem Felsen gearbeitet heraustreten, welche die wesentlichsten Götter der Hindu's darstellen.

Die Felsen-Arbeiten im Süden, Tin Tal genannt, bestehen aus drei Etagen, die, nach Aussage der Brahmanen, die Hölle, die Erde und den Himmel darstellen sollen. Die unterste Etage oder Patala Loka birgt eine riesenartige Figur des Bûddha, zu deren Rechten und Linken zwei kleinere Figuren sich befinden, und wahrscheinlich die Tri-Ratna oder die drei Buddha's der Dreieinigkeit vorstellen sollen. In der zweiten Etage ist eine mächtige sitzende Figur des Buddha, die zwei Hunde bei sich hat, welche nach Aussage der Brahmanen, Kuvera, den Gott der Reichthümer, vorstellen sollen. Die oberste Etage oder Swerga Loka ist mehr als 100′ lang und 70′ breit. Das riesenhafte Götzenbild am äußersten Ende dieser Halle sitzt auf einer Lotus und stellt Padma Pani dar.

Die Felsentempel von Badami sind aus einem Sandsteinfelsen gehauen, der unterhalb der Bergfeste von Badami gegen den Mallapahari-Fluß abfällt. Sie bestehen aus drei Tempeln und sind im Stile der Tempel von Ellora ausgeführt. Jeder derselben enthält einen Linga, wogegen die Figuren an den Wänden hauptsächlich Vishnu in den Avatars als Varaha, Vamana und Narasinha darstellen.

In den Felsentempeln von Mahalajapur, welche achtunddreißig Meilen südlich von Madras an der Meeresküste liegen, sehen wir eine riesenartige Figur des Vishnu auf der Sesha-Schlange ruhend, und Krishna, wie er die Heerden des Ananda hütet. Südlich davon liegen fünf Tempel, Rathas genannt, welche Darstellungen von Vishnu und seiner Sakthi ent-

halten; eine der Figuren heißt: „fest im Glauben" — der Schöne, wie Kama Deva ist — der Vertraute. —

In den von Herrn Erskine so sorgsam beschriebenen **Felsentempeln** zu **Elephanta** sieht man eine Riesen-Büste, ähnlich der zu Barolli, welche dem Çiva zugeschrieben wird [29]). Aber besonders interessant ist es, daß über dieser Büste sich aus demselben Steine zwei lebensgroße Statuen des Brahma und Vishnu befinden, jene über dem rechten dieser drei Gesichter, selbst mit drei Gesichtern (oder sind es vier?) und mit dem Vahana, der Gans, die wie gewöhnlich mit vier Armen und gadhi und chakra dargestellt ist. In diesen Tempeln auf der Insel ist keine Spur vom Bûddhismus mehr zu sehen, alle Darstellungen zeigen den reinen Brahmanismus. Der Eingang zu dem Haupttempel, welcher in den nackten Porphyrfelsen gehauen ist, besteht aus einem weiten Thore; von zwei colossalen Säulen und zwei mächtigen Pilastern gebildet, besitzt es drei Oeffnungen. Der Tempel hat von Norden nach Süden 130½' Länge, ist 133' breit, und seine zwischen 15 bis 17' hohe, aber flache Decke wird von 26 Säulen und 16 Pilastern getragen. Die Wände schmücken riesenartige Menschen- und Thier-Gestalten, Götter, Heilige und Embleme darstellend, welche in so colossalen Formen aus dem Felsen in erhabener Art herausgemeißelt sind, daß einige derselben 15' Höhe besitzen.

Die ältesten Bûddha-Sekten leugnen das Vorhandensein eines Wesens als Gott; einige, welche die Existenz desselben anerkennen, wollen jedoch in ihm den Schöpfer oder Regierer des Weltalls nicht anerkennen; denn nach den Begriffen dieser uralten atheistischen Sekte ist die Materie das allein Bestehende und ewig. Die Macht der Bildung ist erblich in der Materie; wenn auch das Weltall von Zeit zu Zeit einer Auflösung unterworfen ist, so ist die in der Materie liegende Kraft genügend, etwas Neues nach Verlauf der Zeiten ins Leben zu rufen, welches wiederum untergeht, um neuer Schaffung Raum zu geben, aber alles dies geschieht ohne die Leitung einer höheren Hand.

Im Laufe dieser Schaffung werden die höchsten Stellen von gewissen Wesen eingenommen, die sich Bûddha's nennen, und welche sich, vermöge ihrer Handlungsweise und ihrer Entsagungen, nach einer langen Reihe von Verwandlungen in dieser und in früheren Welten, zu dem großen Ziele, einer vollständigen Ruhe und Apathie, erhoben haben.

Unter der mehr deistischen Sekte der Bûddha's in Nepal herrscht der Glaube an ein über alles erhabenes Wesen, A'di Bûddha oder die oberste

Geisteskraft, welche ewig, ohne Materie, geistig und mit freiem Willen und moralischen Eigenschaften begabt ist, aber in einem Zustande unbeweglicher Ruhe sich befindet, indem ihre Kräfte auf die anderen Theile der Materie so einwirken, daß es ihr keine Anstrengung veranlaßt. Denen, die an eine solche Gottheit glauben, ist selbige das ewige und alleinige selbst bestehende Prinzip. Andere verbinden mit der Materie, die mit ihm ist, den Begriff einer besondern Gottheit und setzen voraus, daß aus der Vereinigung Beider der wirkliche Schöpfer des Weltalls hervorging. Aus dieser Thätigkeit der Gottheit, und durch ihren Willen, wurden fünf oder nach Anderen sieben Bûddha's aus ihrem Sein ins Leben gerufen; und von diesen Bûddha's entsprangen wiederum fünf oder sieben andere Wesen, die Bhódisawata's genannt, deren Jeder der Reihe nach mit der Erschaffung der Welt beauftragt wird. Doch selbst diesen gilt Ruhe als etwas so Glückliches, als die wahre Vollkommenheit, daß nach den Ansichten der Bûddhisten, die Bhódisawata's der Aufgabe so viel als möglich enthoben sind, ihre eigene Schöpfung zu überwachen. Nach Einigen ist das Weltall so von ihnen erschaffen, daß es sich nach gewissen Gesetzen durch sich selbst erhält; nach Anderen sind geringere Wesen für diesen Zweck geschaffen, und der Bhódisawata der gegenwärtigen Welt soll die Hindu-Dreiheit ins Leben gerufen haben, der er die Macht des Schaffens, Erhaltens und Zerstörens verlieh. Von diesen so erhabenen Bûddha's denken Einige, daß sie besondere Schaffungen der Natur sind, die gleich anderen Menschen eine unabhängige Existenz erhalten, sobald sie den sehnsuchtsvoll erwünschten Zustand der Ruhe gewonnen haben. Viele solcher menschlichen Bûddha's sind in dieser und früheren Welten gewesen, und von den sieben letzten wird Gótama oder Sakya vorzüglich hervorgehoben, weil er die gegenwärtige Religion offenbarte und die Regeln für den Gottesdienst und für die Moralität aufstellte. Obgleich er seit unendlichen Zeiten in einen höheren Zustand versetzt wurde, so wird er noch heute als das religiöse Haupt der Welt angesehen, und wird so lange darin verbleiben, bis er die ihm zugemessene Periode von fünftausend Jahren vollendet hat.

Nächst diesen Bûddha's existirt eine unzählige Classe von Menschen, die, vermöge der Heiligkeit ihres Lebens und der Tugenden, die sie ausgeübt haben, sich den höheren Stadien der Vollkommenheit näherten; sowie andere himmlische und irdische Wesen, die dem Hindu-Pantheon entnommen sind [30]).

Der Einfluß des Bûddhismus auf den Brahmanismus hat mehr als ein

halbes Jahrtausend gedauert, seine Lehren fanden am frühesten in der Tartarei und in Tübet Eingang, aber nach China drangen dieselben erst 65 n. Chr., wurden jedoch erst 310 daselbst zur allgemein herrschenden Glaubenslehre. Wie tief aber die reinen Lehren Buddha's in Indien zu Anfange des fünften Jahrhunderts nach Christi Geb. schon gesunken waren und wie sich überall Zeichen des Verfalles kund thaten, wird uns von dem chinesischen Reisenden Fa-hian erzählt. Damals fand er den Bûddhismus nur noch zwischen China und Indien blühend, im Pendschab schon im Verfalle, und zwischen dem Jamna und Ganges beinahe in gänzlichem Untergange. Selbst Cápila, der Geburtsort von Bûddha, war zur Wüste geworden, der die Menschen den Rücken gekehrt hatten; dagegen befand sich der Bûddhismus auf Ceylon noch in voller Blüthe. Dieser chinesische fromme Bûddha-Pilger schildert uns eine religiöse Prozession, der er in Kotan beiwohnte, welche so lebhaft an einige der religiösen Feste erinnert, wie wir solche noch heute in der römisch-katholischen Kirche zu Rom und in Neapel sehen, und so scharf den Charakter religiöser Denkweise der Zeiten bezeichnet, daß wir derselben gedenken müssen.

„Die Straßen waren gefegt," sagt Fa-hian, „und mit Wasser besprengt worden, die öffentlichen Gebäude festlich geschmückt, Tapeten und Teppiche hingen vor dem Thore der Stadt, woselbst der König, die Königin und die vornehmsten Frauen der Stadt ihre Sitze eingenommen hatten. Ungefähr zwei Meilen außerhalb der Stadt war ein Wagen gebauet worden, in Form eines Pavillons mit seidenen Vorhängen und mit sieben kostbaren Dingen geschmückt und auf vier Rädern ruhend. In demselben standen die gegen 18 Fuß hohen Götzenbilder. Das Götzenbild Bûddha stand in der Mitte, die anderen beiden Götzen diesem zur Seite, alle drei mit Gold und Edelsteinen beladen und von den höchsten Priestern begleitet [81]). Als sich die Götzen auf ungefähr hundert Schritte dem Thore genähert hatten, nahm der König seine Krone ab, wechselte seine Gewänder und ging, von seiner Umgebung begleitet, baarfuß den Götzen entgegen. Sobald er sich vor denselben befand, fiel er auf seine Kniee, betete dieselben an — (ein schweres Verbrechen gegen Bûddha, der nur den Geist angebetet haben wollte), — brannte Wohlgerüche davor an und streuete Blumen auf den Weg, auf dem der Wagen mit den Götzen entlang ging. In dem Momente, wo der Wagen das Thor durchzog, warfen die Königin und ihre Frauen Blumen in solcher Menge auf die Götzen, daß dieselben beinahe davon bedeckt wurden."

Ein undurchdringlicher Schleier verdeckt unseren Forschungen die Kämpfe, welche später zur gänzlichen Ausrottung des Bûddhismus und zur absoluten Herrschaft des Brahmanismus führten. Daß dies furchtbar blutige und unversöhnliche Kämpfe gewesen sind, welche den Bûddhismus endlich so zurückdrängten, daß endlich in Indien nur noch unter der Jaina-Sekte einige Spuren von ihnen zurückblieben, möchten wir bezweifeln. Wir sind zu dem Glauben veranlaßt, daß das götzendienerische Wesen des Brahmanismus in den Gemüthern mehr Anklang fand, daß es den reinen Bûddhismus mehr und mehr verdrängte und zuletzt so beeinträchtigte, daß die letzten und wenigen treuen Anhänger des Bûddha, um ihr Leben zu retten, sich, wenn sie ihren Glauben nicht opfern wollten, gezwungen sahen, nach Osten (China und Tübet) und nach Süden (nach Ceylon) zu flüchten. Aber auch in diesen Ländern besteht nicht mehr der ursprüngliche Bûddhismus, sondern ein durch Menschensatzungen verderbtes Götzenwesen.

Bûddha's verfolgte und verachtete Anhänger sind wahrscheinlich durch Sancara Achârya aus dem Dekan im achten oder neunten Jahrhunderte vertrieben worden; in Bengalen, in Benares soll der Bûddhismus noch bis zum elften Jahrhunderte gepflegt worden sein und in Guzerat selbst bis zum 12. Jahrhunderte. Mit den Einfällen der Mohamedaner nach Indien scheint dessen gänzliches Verschwinden einzutreten und seitdem fiel auch die Jaina-Sekte und ihrer Verbreitung nach dem Süden setzte das Verfolgungs-System der Brahmanen ein Ziel.

Wenngleich der Bûddhismus in Indien verschwunden ist, so sind doch manche seiner Verordnungen von dem Brahmanenthume angenommen, andere ihm in veränderter Form angepaßt worden. Aus jenen Zeiten entsprang die Heiligkeit der Kuh und die Sorgfalt für thierisches Leben; aber auch Anderes wurde von den Brahmanen erhalten und gefördert, welches ihrem weltlichen Einflusse Vorschub leistete.

Auch für uns Christen ist diese Bûddhistische Epoche und ihr Einfluß auf das geistige Leben der Menschheit von besonderer Bedeutung; denn aus dem Büßerleben der Brahmanischen Einsiedler und dem Klosterleben der Bûddhistischen Mönche ist das Mönchthum der Christen hervorgegangen. Die Tonsur, der Gebrauch der Glocken, die Rosenkränze, das Weihwasser, die Räucherungen bei religiösen Verrichtungen, die frommen Gelübde und manche andere Dinge, die nichts mit dem wahren Christenthume, wie es uns das Evan-

gelium verkündet, gemein haben, sind von den Bûddhisten und Hindu's zu uns gekommen. So ist auch der Heiligenschein, mit welchem die Kunst christliche Heilige umgiebt, in den verschiedenen Felsentempeln zu sehen. Auch die dem Papste bei feierlichen Gelegenheiten zur Seite getragenen Pfauenwedel sieht man noch heute bei religiösen Aufzügen von den Brahmanen tragen, um ihre Götzen damit zu befächeln; und eine der Kopfbedeckungen des Papstes ist in Form und Schmuck jener ähnlich, mit welcher der Hindu-Götze Çiva im Felsentempel zu Elephanta dargestellt ist. So sind auch die Trachten der römisch-katholischen Priester denen der heidnischen Priester des alten Roms entnommen. Manche Ceremonien des päpstlichen Gottesdienstes zu Rom mahnen aufs Lebhafteste an das Brahmanenthum. Von den in den Adbhûta-brahmana erwähnten Formen bildlicher Götter heißt es, daß sie lachen, weinen, singen, schwitzen, tanzen und die Augen schließen können, — gerade so, wie die Wunderbilder römisch-katholischer Kirchen.

Es würde gewiß von dem höchsten Interesse sein, den Zeitpunkt bestimmen zu können, wann die alten Hindu's ihre „dewûls" oder Tempel (Pagoden genannt) zuerst errichteten; und welches genau die Zeit war, in welcher die berühmten Felsentempel zu Elephanta, Salsetta, Ellora und anderen Orten aus- und in den Felsen gehauen wurden. Ihre colossalen Räume, die in riesenhaften Größen mit seltener Kunst gemeißelten Figuren von Göttern, Menschen und Thieren haben die Beschauer in gerechtes Staunen versetzt. In ihnen ist nicht nur die Glaubenslehre jener Völker dargestellt, sondern auch Scenen aus dem Leben ihrer Könige, und es werden die Sitten und Gebräuche längst vergangener Zeiten versinnlicht. Aus den Darstellungen spricht ein Brahmanismus zu uns, wie ihn die heutigen Hindu's kaum kennen und es ist unbezweifelt, daß Brahmanen und Bûddhisten gemeinsam zu verschiedenen Zeiten ihre Kräfte diesen sonderbaren Tempelbauten widmeten. Nächst diesen in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllten Felsentempeln sind es einige der größten „dewûls," deren Bauart, Größe und Pracht uns zur Bewunderung hinreißt, von denen wir nicht wissen, wer die Gründer waren, oder welcher Zeit sie angehören. So die berühmte, dem Vishnu geweihete Pagode, eine Meile vom westlichen Rande der Insel von Seringham, wenige hundert Schritte vom Colerunflusse. Sie besteht aus sieben verschiedenen Quadrathöfen, jeder 350′ groß, und umgeben von 25′ hohen Wällen, mit vier Pforten zu jedem Hofe und mit hohen Thürmen in der Mitte derselben. Die äußere Eingangspforte im Süden

ist aufs Reichste mit Säulen verziert, und aus Granitblöcken errichtet, deren einige 33′ lang sind und 5′ im Durchmesser halten; andere, welche das Dach des Eingangsthores bilden, sind noch größer.

In einem der obigen Felsentempel — die, wie die Sage geht, nicht von Menschenhänden gemacht sind — befand sich, wie uns Bardesanes, der zu Kaiser Antoninus Zeiten mit den Indischen Gesandten verkehrte, erzählt, eine aufrecht stehende, gegen zwölf Ellen hohe Statue, deren Hände wie Pfähle empor gerichtet waren, die rechte Seite des Gesichts und Körpers war männlich, die linke weiblich; auf der rechten Brust war die Sonne, auf der linken der Mond eingegraben. Auf jeder Seite des Thronsessels der Statue war ein Götzenbild angebracht, und auf den beiden Armen war kunstreich eine Anzahl Engel (Deva) eingegraben, ferner alle Theile der Welt, der Himmel, die Gebirge und das Meer, die Flüsse und der Ocean, die Pflanzen, Thiere und alle daseienden Dinge. Diese Statue war wahrscheinlich aus Teakholz. Auf dem Haupte der Statue befand sich ein Götterbild und auf dem Thronsessel saßen einige Gottheiten. In der heißen Jahreszeit schwitzte die Statue und die Priester trockneten die Schweißtropfen ab, indem sonst die Umgegend mit Flüssigkeit überschwemmt worden wäre [32]). Der König des Landes wollte ein Haar am Halse der Statue ausziehen; als, nachdem dies geschehen, sogleich Blut floß, erschrak er und würde sein Leben verloren haben, wenn die Brahmanen nicht zu Gott für seine Rettung gebetet hätten. Im Inneren der Höhle befand sich eine von Lampen erhellte Stelle, woselbst eine Thüre war, aus welcher Wasser hereinströmte, und sich am äußersten inneren Rande bis zur Thüre ergoß. Nur die reinen, von den Makeln des irdischen Lebens befreiten Menschen durften dieselbe öffnen, und erblickten dann eine Quelle crystallhellen Wassers zum Trinken. Im Innern der Statue hatten die Brahmanen ihre Schätze niedergelegt; Priester leisteten Tag und Nacht dem Götzenbilde ihre Dienste.

Diese Statue hält Schlegel [33]) für den Gott Çiva, der als Ardhanâri oder Halbweib dargestellt ist; Çiva, der höchste einige Gott, der Erschaffer der Welt und Einrichter der Weltordnung; und das Götterbild auf Çiva's Haupte, sagt C. Lassen, wird ohne Zweifel die Flußgöttin Ganga gewesen sein [34]). — Vergeblich fragen wir uns, wann die Benutzung dieser Felsentempel aufgegeben wurde, und welches die Ursachen waren, welche die Brahmanen veranlaßten, diese wunderbaren Tempel auf immer verlassen zu haben.

Diese Kunstwerke, Schöpfungen eines Geschlechtes, welches, vom Glauben

begeistert und gehoben, dem Drange nach etwas Großem und Herrlichem Raum geben wollte, sind heute der Zufluchtsort von Tigern und Schlangen oder dienen Fakirn zum Aufenthalte, und da weder das lebende Geschlecht noch die Regierung sich dafür interessiren, so sind sie der Zerstörung neugieriger Alterthumssammler ausgesetzt. In denen zu Cattack haben sich Fakire niedergelassen, die sich durch den Aufbau von Lehmwänden kleine Räume zu Wohnungen eingerichtet und das Innere gänzlich verunstaltet haben. Die Tempel von Ellora, Salsette, Jauir stehen öde und verlassen, und die Fresko-Malereien sind beinahe ganz verschwunden; zu Elephanta, wo bereits manche der Figuren beschädigt sind, hat man, um fernerem Unheil vorzubeugen, einen invaliden Unteroffizier zum Wächter angestellt. Dagegen haben sich Brahmanen neuerdings der Felsentempel zu Karli bemächtigt und sie werden als dem Mahadeva gewidmete Hallen von ihnen benutzt. Ajanta ist jedoch gänzlich verlassen und wird nur von europäischen Reisenden besucht; hier waren die meisten Fresken noch vor funfzehn Jahren zu sehen, werden aber wahrscheinlich heute kaum mehr erkennbar sein. Die merkwürdigsten derselben hat Hr. Bird in seinem Werke veröffentlicht.

Das auf die Veda-Literatur gegründete Religionssystem sank, weil man das Prinzip der in ihm liegenden Einfachheit vernachlässigte, einige Götter zurücksetzte oder vergaß, Andere dagegen einführte und auf Kosten der alten voranstellte, weil man Sterbliche vergötterte und sich in dem Sektenwesen gefiel. Die Lehre, daß der Glaube an einen besonderen Gott wirksamer sei, als die Forschung nach der Wahrheit, oder, daß das Beobachten ceremonieller Formen wichtiger, als die Ausübung guter Werke, führt zu jenem götzendienerischen Wesen, welches der geistigen Freiheit feindselig ist, und die Seele im Anthropomorphismus gefangen und gebannt hält. Der reine Deismus, welchen die Veda's als den wahren Glauben einsaugten, welcher alle anderen Formen in sich begriff, wurde durch ein System von Vielgötterei der abscheulichsten Art ersetzt. So wie Vishnu den Indra verdrängt hatte, Mahadeva und Bhawani mit den Sakae's zusammenkam, so hatte Bûddha Beide verdrängt. Aber nachdem seine Herrschaft mehr als ein halbes Jahrtausend gedauert hatte, sehen wir Vishnu, Brahma, Çiva, Dûrga, Kali, Rana, Krishna, Ganesa, Kartikeya und viele Tausende, ja Millionen anderer Götter deren Stelle einnehmen.

Wir finden einen überraschenden Unterschied zwischen der Mythologie des Rig-Veda und der der Heldengesänge und Pûrana's. Die Gottheiten, welche verehrt worden waren, sind zwar späteren Systemen nicht unbekannt geblieben,

aber sie nehmen sehr untergeordnete Stellungen ein. Diese Gottheiten, welche die großen Götter, die Dii Majores der folgenden Periode sind, werden in den Veda's entweder gar nicht genannt, oder in sehr untergeordneter Stellung und mit gänzlich verschiedenen Eigenschaften erwähnt. Die Namen des Çiva, des Mahadeva, der Dûrga, der Kali, des Rama und des Krishna kommen niemals darin vor, soweit wir mit denselben bekannt sind. Wir haben einen Rûdra, welcher in späteren Zeiten mit Çiva identificirt wird, welcher aber selbst in den Pûrana's sehr zweifelhaften göttlichen Ursprungs ist, während er in den Veda's als der Vater der Winde dargestellt wird, und unbezweifelt eine Form von Agni oder Indra sein soll. Mit der einzigen Ausnahme der einen Bezeichnung Kapardin (mit geflochtenen Haaren), die von zweifelhafter Bedeutung ist und einer anderen Gottheit zugeschrieben wird, giebt es keine andere Bezeichnung, welche dem Çiva beigelegt werden könnte. Auch ist darin weder die geringste Andeutung jener Form zu finden, in welcher er seit tausend Jahren beinahe ausschließlich in Indien angebetet worden ist, der des Linga oder Phallûs; noch begegnet man daselbst der geringsten Spur eines anderen wichtigen Merkmals des späteren Hinduismus, der Trimûrtti oder Dreieinigkeit des Brahma, Vishnu und Çiva, wie sie durch die mystische Silbe OM (a-u-m) bezeichnet wird, obgleich die Trimûrtti das erste Element und der Lingam das zweite im Glauben der Hindu's war [35]).

Unter den heutigen Hindu's wird Indra, der Gott des Himmels und Herr der Elemente, als weißer Mensch dargestellt; er sitzt auf einem Elephanten, hält in seiner Hand den Blitzstrahl und ist mit Augen bedeckt, welche den Himmel vorstellen sollen. An die Sonne, von welcher es in der berühmten Gayatri des Rig-Veda heißt: „Om! Erde! Wir sind versunken in dem anbetungswürdigen Lichte des göttlichen Regierers, der Sonne; möge es unsere Geisteskräfte leiten“ — richtet wohl der Brahmane seine Gedanken, aber sie ist keinem besondern Gotte einverleibt. Der Mond, „scheinend mit zehntausend Lichtstrahlen,“ ist bald männlich, bald weiblich; eine schöne jugendliche Göttin stellt ihn dar, die auf einem luftigen Wagen von Antilopen gezogen einherfährt. Agni, Pavana, Varuna und Yama haben zwar auch keine Tempel mehr, aber ihrer geschieht noch in manchen Ausrufungen Erwähnung.

Dritte Epoche.

Die Herrschaft des Brahmanismus bis auf unsere Tage.

Bevor wir die dritte große religiöse Epoche der Hindu's, von der Herrschaft des Brahmanismus und gänzlichen Ausrottung des Buddhismus, bis auf unsere Tage in Betracht ziehen, wollen wir unsere Leser mit dem Gange bekannt machen, den wir uns hierbei vorgesetzt haben.

Wir wollen zuerst das Glaubensbekenntniß der Hindu's uns zu klarer Anschauung zu bringen suchen, das heißt, soviel von ihrer Götterlehre kennen lernen, als zum richtigen Verständnisse ihres religiösen Denkens und Lebens nothwendig ist. Dann wollen wir, nach einigen allgemeinen, die Hindu-Religion und ihre verschiedenen Sekten betreffenden Betrachtungen, die dem Brahmanen gebotenen religiösen Pflichten, die Sündhya oder täglichen Gebete kennen lernen. An diese anknüpfend wollen wir uns mit dem Geiste und den Religionsgebräuchen der vorzüglichsten Sekten bekannt machen; die merkwürdigsten Religionsfeste an uns vorübergehen lassen, die wichtigsten Pilgerorte besuchen, an den dem Ganges geweiheten Huldigungen Theil nehmen, die gewissen Thieren erwiesene Anbetung kennen lernen; und endlich den barbarischen Gebräuchen der Verbrennung der Wittwen, der Ermordung der weiblich geborenen Kinder und anderen, aus religiösen Verirrungen hervorgegangenen Uebelständen unsere ganze Aufmerksamkeit schenken. Zum Verständnisse dieser wahnsinnigen Handlungen werden wir eine kurze Uebersicht von der Geschichte der Radschputen voranschicken, jener merkwürdigen Volksstämme Indiens, unter welchen diese die Menschheit tief entwürdigenden Verbrechen ganz besonders ausgeübt worden sind.

Nach der Religion der Hindu's ist der Glaube an ein höchstes und über Alles erhabenes Wesen, welches unendlich und ewig, das Licht der Lichter und die Seele des Weltalls ist, und von welchem Alles, was da ist, ins Leben gerufen oder aus ihm geschaffen wurde, noch nicht ganz verschwunden [36]). Wir lesen in einem ihrer Werke: „Das höchste Wesen ist unsichtbar, unbegreiflich, unbeweglich, ohne Form und ohne Gestalt. Niemand hat es je gesehen; die Zeit hat es nimmer erkannt; sein Wesen durchdringt jedes Ding, alles ist von ihm ausgegangen“ [37]). — In dem Apanishad des Chándógga heißt es: „Sowie das Wasser nicht das Blatt des Lotus befeuchtet, so läßt die Sünde den unberührt, welcher Gott kennt; denn, sowie die Flocken, welche der Streich-

kamm abreißt, ins Feuer geworfen, zur Asche werden, so werden seine Sünden vom Feuer verzehrt werden. Alle Sünden meiden ihn. Des Herzens Knoten ist gelöst, alle Zweifel sind geschwunden, wenn er des ewigen Wesens ansichtig geworden ist" [38]).

Dies ist jedoch nur der Glaube der Weisen, Derer, welche sich zu den Höhen des Wissens erhoben, in die Geisteswelt versenkt haben, und denen das allmächtige Wesen als unbegreiflich und unerforschbar erscheint. Aber nach dem Prinzipe der alten Griechen und Römer, das Volk zu seinem eigenen Besten zu hintergehen, ist für die unverständigen, in Unwissenheit und Einfalt aufgewachsenen Massen, von den Lehrern dieses Glaubens eine leichterfaßliche, verständlichere Religion geschaffen worden; sie bedurften für diese Massen, um sie ihren Zwecken fügbar zu machen, eine in Formen gezwängte und mit allerlei Eigenschaften begabte Gottheit, obgleich ihre eigenen ältesten Lehren ihnen sagen, daß der wahre Gott nichts von alle dem besitzen kann [39]). — So wurde ein System von Gottheiten gebildet, das ins Unendliche geht, und um dem mystischen Wesen des unerkannten Gottes sich nähern zu können, wurden mehr als 330 Millionen Gottheiten ins Leben gerufen, welche je nach dem Bedürfnisse mit besonderer Gestalt, Individualität und Charakter versehen und mit all den Leidenschaften und Schwächen begabt sind, mit welchen die menschliche Natur behaftet ist. Die Meisten derselben sind mit Aufträgen betrauete Engel oder Geister in verschiedenen Himmeln oder Welten, ohne besondere Namen und ohne besondere Charaktere.

Wenn uns die heilige Schrift verkündet, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf, so haben die Brahmanen umgekehrt ihre Götter nach menschlichen Vorstellungen gebildet; also auch mit all den Unvollkommenheiten, all der Versunkenheit im Bösen und all den furchtbaren Leidenschaften, wie sie sich die Phantasie von ihrem eigenen sündlichen Geschlechte nur zu bilden vermochte.

Die Geschichte dieses Heeres von Gottheiten schildern uns die achtzehn Pûrana's und die achtzehn Upa-Pûrana's; diese Schilderungen sind aber so weitschweifig und verwirrt, und widersprechen einander dabei so vielfach, daß selbst ein mit allen religiösen Schriften und Commentaren bekannter und in alle Mysterien eingeweihter Brahmane sich in diesem Labyrinthe doch verirrt. Unter den vielen Göttern sind es jedoch nur die folgenden siebenzehn, die zu den eigentlichen Gottheiten gehören, und der Anbetung vor allen würdig erachtet werden:

1. Brahmá, die schaffende Gewalt, 2. Vishnu, die erhaltende und 3. Çiva, die zerstörende; ihnen gehören die drei als ihre Gattinnen bezeichneten Göttinnen an, welche als die thätigen Mächte des sie betreffenden Gottes der Dreiheit aufzufassen sind. Nämlich 4. Saraswati, 5. Lakshmi und 6. Parvati auch Dévi, Bhávani oder Dûrga genannt. Dann 7. Indra, der Gott der Luft und der Himmel, 8. Varuna, der Gott der Wasser, 9. Pávana, der Gott der Winde, 10. Agni, der Gott des Feuers, 11. Yama, der Gott der Unterwelten und Richter der Todten, 12. Cûvera, der Gott des Reichthums, 13. Cártikeja, der Gott des Krieges, 14. Cáma, der Gott der Liebe, 15. Sûrya, die Sonne, 16. Soma, der Mond und 17. Ganésa, der Gott der Weisheit, welcher die Wege angiebt, wie den Schwierigkeiten des Lebens zu begegnen ist.

Zunächst auf diese wirklichen Götter folgen die Avatar's oder incarnirten Götter, von denen einige heute die erste Stelle einnehmen; dann die Planeten, die heiligen Flüsse, unter denen der Ganges der berühmteste ist; als einer weiblichen Göttin widerfahren ihm Anbetungen und Darbringung von Opfern, deren sich kaum eine andere Gottheit rühmen kann. Endlich wird gewissen Thieren, dem Affen, der Schlange, dem Pfau und anderen, göttliche Verehrung erwiesen [40]).

Obgleich Brahma in gewisser Beziehung und unter den weisesten der Brahmanen den Vorrang vor allen Göttern hat und auch der Einzige unter den neuern Göttern ist, dessen Menu erwähnt, so ist er dennoch heute seines göttlichen Vorrechts auf Kosten des Vishnu und Çiva beraubt worden. Seiner geschieht nur noch in den heiligen Schriften Erwähnung. Der einzige Tempel in Indien, der diesem in gänzliche Vergessenheit gerathenen Gotte errichtet ist, befindet sich am westlichen Ufer des heiligen Sees zu Pûshkar nahe Ajmier [41]). Auch sein Standbild ist nur selten und nur unter den alten Denkmalen zu finden. So befindet sich bei dem alten Mûndor unter den sechs riesenhaften, aus Stein gehauenen Figuren der vierköpfige Brahma. Auch erinnert das schöne Götzenbild auf einer Felseninsel im Ganges, gegenüber Sûtan-gange in der Provinz Behar, welches auf dem Granitfelsen, genannt Jehangery, zu sehen ist, eben so sehr an Brahma, als an Vishnu, und doch soll es letzteren Gott vorstellen. Unter den vielen Bildern, die hier in Relief ausgehauen sind, ist der riesengroße, auf einer gewundenen Schlange ruhende Götze das schönste und mit seltener Kunst aus dem Granitblocke in Relief

herausgemeißelt. Der gewaltige Gott ruhet auf der Schlange wie auf einem Ruhebette, unzählige Schlangenköpfe, deren spitze Zungen drohend herauszischen, umgeben ihn schützend, als wollten sie jeden Unberufenen abschrecken, sich ihm zu nahen; denn nach dem Glauben der Hindu's gehen nach dem Ende jeder „Kalpa" oder Schöpfung alle Dinge wieder in Brahma auf, und in dieser Zwischenzeit bis zum Beginne einer anderen Schöpfung ruhet er auf der endlosen oder ewig dauernden Ananta oder Sesha aus [42]).

In seiner Unendlichkeit lebend und auf der Ewigkeit — im Symbol der Schlange — ausruhend, wird Brahma, mit einer Krone auf seinem Haupte, in dunkeler Goldfarbe, dem Wiederglanze seiner Zeugungskraft, mit vier Köpfen dargestellt, — welche nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind; er hatte einen fünften Kopf, den ihm aber im Kampfe um die Oberherrschaft der Gott Çiva abschlug. In seinen vier Händen hält er in der einen das Buch der Veda's, in der zweiten einen Scepter, in der dritten einen Ring oder Kreis, als Emblem der Ewigkeit, die vierte ist leer, damit er seine Werke mit ihr vollbringen und schützen kann [43]). Nahe seinem Bilde, gleichsam über ihm schwebend, befindet sich der Flamingo, auf welchem er seine Wanderungen unternimmt.

Jeder der drei Götter der Trias ist mit einer Frau verbunden, in welcher die Begabtheit des Gatten repräsentirt ist; sie trägt den Namen Sakti oder ausübende Kraft. Die Gattin des Brahma ist Saraswati, die Göttin der Weisheit und der Erfindungsgabe, die Erfinderin der Sprachen und die Beschützerin der Harmonie und der Redekraft. Sie ist gemeinhin mit einem musikalischen Instrumente in der Hand dargestellt. Ihr werden heute größere Ehren als ihrem Gatten erwiesen; denn die Hindu-Studenten pflegen bei großen Festlichkeiten vor ihrem Bilde nackend zu tanzen, und sich dabei allerlei Unsittlichkeiten zu überlassen. Der Sage nach verbindet ihr göttlicher Einfluß Alles in Harmonie, unterstützt von Halbgöttern oder Genien. So herrscht ein Raga, (God of the mode, wie Craufurd sagt) über jede der sechs Jahreszeiten; [44]) jedem Raga stehen fünf Ragnies oder Nymphen der Harmonie zur Seite, deren jede acht Söhne hat. Aber jeder Raga und seine Familie gehören einer bestimmten Jahreszeit an, in welcher die ihm allein eigenen Melodieen an bestimmten Tagen gesungen oder gespielt werden dürfen. Die Weise des Dipaca oder des zündenden Cupido ist der Sage nach verloren gegangen; denn ein Musikfreund, der es versuchte, sie ins Leben zu rufen, wurde vom Feuer verzehrt, welches vom Himmel herabfiel.

Brahma ist das Erste von allem Erschaffenen, er ist entsprungen aus dem Mittelpunkte der Gottheit. Der rohen Materie der Schöpfung hat sich Brahma entsponnen, wie das Gespinnst der Spinne. Aber er lebte in sich selbst, bis es ihm gefiel, Welten zu schaffen, weshalb er Maya gebar, und diese schuf das Weltall und alles, was darinnen ist. Diese in der Schöpfung sich kund gebende Kraft wurde unsterblich und ist unter dem Namen Närayäna begriffen; aber die Vaishnara's machen ihm solche streitig und beanspruchen dieselbe für Vishnu, um ihn über all seine Rivalen stellen zu können. Die Weisen unter den Hindu's sagen, daß sie dem göttlichen Geiste, dem diese Eigenschaft angehört, ihre Anbetung darbringen. Denn, sagen sie, Niemand vermag dies alle Dinge mit Seelenleben durchdringende Sein zu begreifen, sein Selbst sei so geheimnißvoll, daß der Mensch es nicht zu fassen vermag, und das Ganze in sich aufnehmen zu wollen, läge in keines Menschen Geistesvermögen. Der menschlichen Denkweise die Eigenschaften Gottes näher zu bringen, wurden nun Bilder gemacht, drohend und abschreckend, in Gestalt und Charakter, in Eigenschaften und Farbe, und diese Bilder sollten dem menschlichen Auge beschreiben und versinnlichen, was der Geist nicht zu fassen vermochte. Diesen Bildern wurden Tempel errichtet, ihre Macht wurde in Gebeten und Lobliedern gepriesen, und Opfer und Büßungen wurden ihnen dargebracht.

Nach den verschiedenen Erzählungen von der Erschaffung der Welt, wie man solche in den Pûrana's findet und zwar nach der in der Skanda Pûran, lag Vishnu auf ananta, dem Spiegel der Wasser, schlafend, als eine Lotus seinem Nabel entwuchs, aus welcher Brahma, der pitamaha der Götter und Menschen, erstand. Ich bin der Erstgeborene, sagte Brahma, aber Vishnu leugnete ihm die Erstgeburt. Es entstand zwischen ihnen ein furchtbarer Kampf, der, kaum beendet, sie vermochte einen Dritten zu erzeugen, den Çiva, welcher nun selbst das Vorrecht vor Beiden beanspruchte.

Nach einer anderen Erzählung nahm das weibliche Prinzip die alleroberste Herrschaft ein, und schuf zuerst eine Göttin, die Bhavani. Diese gab dreien Söhnen: dem Brahma, Vishnu und Çiva, das Leben und verwandelte sich selbst in eine Dreiheit, um sich mit ihren eigenen Söhnen in Liebe ergehen zu können.

Eine dritte, den Çaiva's angehörige Auslegung, setzt die Geburt der Dreiheit von der Bhavani voraus, und erzählt, daß, als die Göttin sich in Liebe gegen ihre Kinder ergehen wollte und von diesen mit Widerwillen zurück-

gewiesen wurde, sie in ihrem Zorne, Brahma und Vishnu mit dem Feuer verzehrt habe, welches dem Auge ihrer Stirn entströmte. (Man vergleiche den Mythus der Medusa). Çiva, der nun ein gleiches Schicksal befürchtete, erklärte, sich ihrem Willen fügen zu wollen, wenn sie ihm zuvor die ätherische Gewalt ihres Auges überlassen wolle. Die von Liebe berauschte Göttin bekränzte ihn damit, aber Çiva, seine Kraft fühlend, vernichtete sie mit einem Blicke des Flammenauges. Nachdem er Brahma und Vishnu wieder ins Leben gerufen hatte, schuf er aus der Asche der Göttin die Saraswati, Lakshmi und Parvati.

Welches auch immer die verschiedenen Auslegungen sein mögen, alle stimmen darin überein, daß Brahma, der alleinige Gott, das Weltall schuf, und dessen Leitung den drei Untergöttern, Brahma, Vishnu und Çiva verlieh.

Brahma schuf nun Thiere und Menschen und brachte das Weltall in gesetzliche Bahnen. Sein Wirken, so wird erzählt, verursachte ihm so viel Mühen, daß er, seine Ohnmacht fühlend, in Thränen zerfloß. Den Çiva dauerte seine Lage, er wollte das schwierige Werk für ihn vollenden, brachte jedoch nichts als Dämonen und böse Geister zu Tage, und nun begann Brahma die Arbeit von neuem, und setzte, nach unzähligen Fehlgeburten, Mann und Frau ins Leben, oder vielmehr er ging in ihnen auf. Alsdann löste er sie von sich, ließ sie sich einander nähern und so entstand das menschliche Geschlecht.

Die ersten geschaffenen menschlichen Wesen waren zehn Brahmadica's oder Kinder des Brahma: Marichi, Atri, Angiras, Putastya, Pulahu, Critu, Dackha, Vashishta, Bhrigu und Nared (Hermes). Ebenso sollen die sieben Rishi's: Casyapa, Atri, Vashishta, Viswamitra, Gautama, Jamadagni und Bharadwaja unmittelbar von Brahma abstammen; aber da zwei dieser Namen sich unter denen der ersteren befinden, so glaubt man, daß es dieselben sind, nur in verschiedenen Beziehungen Brahmadica's oder Herren der Schöpfung durch Geburt, und Rishi's oder Büßende, die sich aus eigener Wahl von den Mühen der Welt in die Einsamkeit zurückgezogen haben. Von diesen Brahmadica's ehelichte Casyapa die Aditi, und wurde der Vater der Unsterblichen oder der niederen Götter. Die Anderen erzeugten die sieben Munis oder unmittelbaren Vorväter der Menschheit.

Brahma's Charakter wird in den Vishnu-Pûrana's als höchst sinnlich dargestellt; er setzte selbst die Unschuld seiner Tochter auf die Probe und soll sogar hundert Jahre mit ihr gelebt haben. Bei der Verehelichung des Çiva und der Parawati soll Er, der Großvater der Götter und Menschen, sich so

ungebührlich betragen haben, daß die durch den bloßen Anblick der Füße der Parawati in ihm erregten Gefühle die Geburt eines Sohnes zu Tage brachte. Selbst des Diebstahls ist er in jenen Sagen beschuldigt, indem er den wachsamen Kuhhirten Krishna hinterging und einige von dessen Kälbern entführte. Daher kann es nicht überraschen, wenn er seines göttlichen Vorrechts beraubt und seine Anbetung verboten wurde, und wenn seiner nur noch in Schriften Erwähnung geschieht.

Vishnu, der Lieblingsgott der Hindu's, wird als ein würdevoll schöner und milder junger Mann von dunkelblauer Farbe, mit vier Händen und im Gewande eines Königs frühester Zeiten dargestellt. Auch findet man ihn oft in den Gestalten seiner zehn Incarnationen, deren wir später gedenken werden, in sehr komischer Weise zur Anschauung gebracht. In seinen vier Händen hält er in der einen den Bogen, in der zweiten den Pfeil, in der dritten den Chakra und in der vierten die heilige Muschel; statt des Bogens und Pfeiles findet man auch mehrfach die Keule und die Lotusblume. Manchmal sieht man ihn auf der Lotus, zwischen seinen beiden Frauen Lakshmi und Satyavama, stehen; meistens jedoch mit der ersteren allein. Ungeachtet seiner Anhänglichkeit für diese Gattin hatte er allerlei Liebes-Abenteuer, verführte die wegen ihrer Keuschheit berühmte Brinda, dann die Tochter eines der Asura's, und hinterging sogar Çiva, indem er sich in der Gestalt des Mohinie, die er zu diesem Zwecke annahm, den ärgsten Ausschweifungen überließ.

Bei den Ruinen von Mavali pûrana, dem Mahabalipur oder der Stadt des großen Bali, welche nahe dem Meere zwanzig Meilen von Madras liegen, befindet sich ein schöner Dewûl (Tempel), dessen Säulen und Figuren aus dem Felsen gehauen sind. Die Wände sind mit Gottheiten bedeckt, deren größte eine riesenhafte Figur des Vishnu ist, welcher auf einem Ruhebette liegt, und eine zusammengerollte Schlange zum Kopfkissen hat. Von der berühmten Pagoda zu Tripetty bei Tanjore, welche dem Vishnu gewidmet ist und aus einer ungeheuren Masse von Gebäuden besteht, sagen die Eingeborenen, daß nicht Menschen, sondern Götter dieselbe erbauet hätten. Daselbst werden Vishnu, Lakshmi und die Schlange Sisha oder Ananta, die tausendköpfige, angebetet.

Die Sakti des Vishnu ist Lakshmi — auch Pedma, Camala und Sri genannt — die Göttin der Schönheit, der Anmuth, der Reichthümer und der Glückseeligkeit [45]). Sie entstieg aus dem Geschäume des Oceans in so vollkommener Schönheit, daß sich alle Götter in sie verliebten; Çiva vergaß

sich so weit, daß er, von Leidenschaft überwältigt, dem Jogadeva zufolge, das Gift trank, welches seine Kehle blau färbte, aber die Göttin wählte Vishnu. Sie ist das Bild der Lieblichkeit und Anmuth, in ewigem Jugendschimmer, der ein dem Lotusdufte gleicher Wohlgeruch achthundert Meilen weit entströmt. Von ihrer Keuschheit genügt es, zu wissen, daß sie mit Zustimmung ihres Gatten, drei schöne Söhne: Dakshinagni, Garhapatya und Ahavaniya, die heiligen Feuer, in die Welt setzte, und, daß Rama nahe daran war, ihretwegen seiner Gattin untreu zu werden, und sich nur durch die Flucht retten konnte. Obgleich diese Göttin keinen Tempel besitzt, so werden ihr doch große Huldigungen erwiesen.

Çiva wird weiß oder silberfarben, auf einem weißen Stiere reitend dargestellt, wobei aus seinen Augen berauschende Dämpfe sprühen; aber da er bald als Gott des Guten und bald als der des Unglücks erscheint, so findet man an der Stirne seiner Krone den Halbmond angebracht; wie es in der Hitopadesa heißt: „Möge Er, dessen Diadem der Halbmond ist, dem Volke der Erde das Gedeihen bringen!" Nach den Pûrana's wird er als der Bote des Unheils folgendermaßen geschildert: „Er wandert umher, umgeben von bösen Geistern und Phantomen, berauscht, bald von einer Tigerhaut bedeckt, bald nackend, sein Kopfputz besteht aus gewundenen Schlangen, das Haar wild umherflatternd, mit der Asche von Scheiterhaufen bedeckt und geschmückt mit Todtenköpfen und Menschenknochen, sieht man ihn bald lachen, bald weinen." Die meisten seiner bildlichen Darstellungen sind dieser abschreckenden Beschreibung gemäß; manchmal mit fünf Gesichtern und vier Armen, mit drei Augen, einen Dreizack in der einen Hand, eine Streitaxt in der anderen, und das Haar wie das eines religiösen Bettlers herabfallend, sieht man ihn in tiefes Nachdenken versunken; denn die Legenden schildern ihn in dieser gedankenlosen Versunkenheit, und als wolle er mit seinen sprühenden Augen Jeden verzehren, der es wagen sollte, ihn zu stören. Nach Einigen sollen diese Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeuten, nach Anderen, Himmel, Erde und Hölle vorstellen. In einem Bilde, Ardha-nari genannt, ist er halb männlich, halb weiblich dargestellt. Seine beliebteste Darstellung ist jedoch das Aufstellen des Argha oder des Lingam auf dem Yoni, nach welcher Çiva der Arganath genannt wird; und dies Emblem deutet eigentlich an, daß der Zerstörung die Neu- oder Wiedergeburt folgt. Diesem Gotte sind die meisten Tempel in Indien gewidmet, in Benares wird er ganz allein angebetet, wo

nach dem Tempel des Visweswara seine Anhänger in nie endenden Schaaren strömen.

Der Sage nach besaß er anfänglich nur zwei Augen, welche einst Parvati, seine Gemahlin, im Rausche der Entzückung mit ihren Händen bedeckte. Es war nur auf einen Augenblick, aber ein Augenblick für die Götter ist ein Zeitalter für die Menschen. Eine undurchdringliche Finsterniß herrschte plötzlich im Weltall, Sonne und Mond verdunkelten sich und die Himmel und die Erde geriethen in Furcht und Schrecken, als plötzlich in der Mitte seiner Stirne ein drittes Auge hervorbrach, um die Schöpfung zu befreien. In Folge dieser Anstrengung der Gottheit flossen so gewaltige Schweißtropfen von seinen Brauen, daß sich ein Strom daraus bildete und dies war kein anderer, als der heilige Ganges [46]).

Çiva ist mit demselben leichtfertigen und verliebten Wesen begabt, wie seine Collegen. Nach seiner Verheirathung ritt er mit seiner Gattin unbekleidet auf dem Ochsen nach Kamrup und scheuete sich nicht, bei einer Verworfenen einzukehren. In Mohinie gelobte er allen Gaben für ein Geschenk zu entsagen, welches ihm zu gewähren, in ihrer Macht stehe; in Folge dessen entstand die Anbetung des Lingam. Noch entwürdigender betrug er sich zu Anjani, einem seiner Betplätze, wo er nackend vor Atio Rispie tanzte, um ihn in seiner Andacht zu stören. Mit seiner Gattin Parvati lebte er in fortwährender Uneinigkeit und im Streite, welcher nach einem Spiele so weit ging, daß sie sich im Zorne von einander trennten und nach ihren Lieblingsorten zurückzogen. Nachdem alle Götter sich bemühet hatten, die zürnenden Eheleute zu versöhnen, auch Parvati bereit war, sich ihm zu nähern, wollte er sie nur wiedersehen, wenn sie die Gestalt eines fremden Mädchens anzunehmen verstände. Auch konnte er nicht widerstehen, zugleich mit Brahma und Vishnu, die Keuschheit der Anasuya, der Gattin des Atri, anzutasten und sich dabei solchen Zuchtlosigkeiten hinzugeben, daß sie die Feder nicht zu schildern vermag. Sein Himmel ist in den Regionen des ewigen Schnees und der Gletscher von Keilás, einem der höchsten Kuppen des Himalaya. In seiner zerstörenden Eigenschaft erscheint er als ein wüthender Mann, mit einer um seinen Hals gewundenen Schlange; in der mehr wohlwollenden stellt ihn ein Ochse in bittender Stellung dar.

Parvati, seine Gemahlin, war die Tochter des Himavan, des Herrn der Berge, das Bergmädchen und die ausschweifendste von allen Sakti's. Dennoch gab sie Beweise einer guten Gattin und besonders in dem Akte, wo

sie als Sati ihrem Leben ein Ende machte. Als die Berggeborene Göttin ist sie ihrer majestätischen Haltung und ihrer hohen Geistesbegabtheit wegen berühmt. Aber am wichtigsten ist sie als Maha Maya oder die große Täuschung, wo sie bald als Dúrga (die Schutzherrin der Götter), oder als Kali die Ewigkeit vorstellend, indem sie in riesenhafter Frauengestalt und in Wuth entbrannt ihren Gatten, den Vernichter, mit Füßen tritt; oder als Anna Púrna, die Spenderin der Nahrung und die Hausgöttin in jeder Mahrattenfamilie, angebetet wird. Man kann sie in gewissen Beziehungen mit der Here, sowie den Çiva mit dem Bakchos zusammenstellen.

Während sie im südlichen Indien in der ansprechendern Form einer schönen Frau, die auf einem Tiger reitet, in zwar ernster aber drohender Haltung, als wolle sie einen der Riesen vernichten, gegen welchen sie in einer ihrer Incarnationen auszog, dargestellt ist, erscheint sie in Bengalen und in den östlichen Distrikten als Kali und Durga. Dann ist sie von schwarzer Farbe, von ihren entsetzlichen Gesichtszügen strömt Blut herab, Schlangen winden sich um ihren Leib und ein Halsband von Todtenköpfen und Menschenschädeln um ihre Brust. Einst sollen ihr Menschenopfer gebracht worden sein, wie sie noch heute ein großes Gefallen an blutigen Opfern hat. An einem ihrer Tempel nahe Calcutta werden monatlich an tausend Ziegen geschlachtet. Zu Bindabashni, wo die Vindhyaberge dem Ganges am nächsten kommen, rühmen sich die Priester, daß das Blut vor ihrem Götzenbilde nie trocken wird. Das größte ihr zu Ehren veranstaltete Fest ist die Dasahara in Bengalen [47]).

Nächst diesen Göttern stehen die Avatar's oder Verkörperungen (Incarnationen), welche nach dem Glauben der Hindu's von Zeit zu Zeit in der Welt erscheinen, um die gedrückte Menschheit von ihren Leiden zu befreien, in hoher Verehrung, ja sie haben in einzelnen Fällen sogar die Götter selbst verdrängt. So wird dem Rama und Krishna von den Vaishnava's größere Auszeichnung bewiesen als dem Vishnu.

Von den Incarnationen Brahma's ist wenig zu sagen; sie sind bedeutungslos und ihre Zahl gering. Dashka, die wichtigste, würde vergessen sein, hätte derselbe nicht Çiva zum Schwiegersohn gehabt, mit welchem er, wie uns erzählt wird, in so heftigen Kampf gerieth, daß Himmel und Erde dabei erzitterten.

Dagegen nehmen die Incarnationen des Vischnu die wichtigste Stelle in den Fabeln der Púrana's ein. In Folge des Fluches, den Bhrigu über ihn

ausgesprochen hatte, war er zu sieben Verkörperungen oder sterblichen Geburten verdammt worden; aber er fand an diesen irdischen Verdammnissen ein solches Gefallen, daß er sich öfter verwandelte. Zehn dieser Incarnationen werden als die hauptsächlichsten angesehen; in neun ist er erschienen, in der zehnten und letzten wird er noch erwartet.

In der Gestalt eines Fisches erschien er als erster Avatar, um die Veda's, welche von einem Dämonen in der Sündfluth entführt worden, wieder zu Tage zu bringen; diese Erscheinung erinnert an die Sage Menu's von der Sündfluth [48]). Nächstdem kam er als Schildkröte, um den Göttern und den Asura's dabei behülflich zu sein, den Ocean zu bewegen, daß der Trank der Unsterblichkeit gefunden werde. In der Gestalt eines Ebers erschien er zum dritten Male, um die Erde, deren sich ein Dämon bemächtigt hatte, um sie nach dem Meere zu tragen, vor dem Wassergrabe zu retten; eine Sage, die gleichfalls mit der Sündfluth in Verbindung steht. Eine vierte Incarnation war ein aus Löwe und Mensch zusammengesetztes Ungeheuer, welches erschien, den Tyrannen und Ungläubigen Hiranya Kasipa zu vernichten. Derselbe war nämlich im Begriffe, seinen Sohn zu tödten, weil er seinem Glauben an Vishnu treu bleiben wollte. Bei seiner letzten Begegnung mit demselben zog er die Allgegenwart von dessen Lieblingsgotte ins Lächerliche, ihn höhnisch fragend, ob er in der Säule sich befände, welche die Halle stützte, in der sie standen. Der Sohn entgegnete ihm, daß es so sei, worauf der wahnsinnige Vater im Begriffe war, ihn zu tödten, als Vishnu in der Gestalt eines Menschen, mit Kopf und Tatzen eines Löwen, aus der Säule heraussprang und ihn in Stücke zerriß.

Der fünfte Avatar war ein Zwerg, um in dieser Gestalt den milden und tugendreichen Regenten Maha Bali hintergehen zu können, den Einige mit Yama identificiren. Derselbe hatte nämlich vermöge Opfer und Büßungen die Oberherrschaft über Erde und Meer erlangt; aber obgleich er keinen Mißbrauch von seiner Macht gemacht hatte, so waren die Götter „von eingebildeten Schreckensbildern, die bedrohlicher als die Wirklichkeit sind," so ergriffen, daß sie fürchteten, das letzte Opfer könne den frommen Mann selbst in den Besitz des Himmels bringen. Sie wandten sich deshalb an Vishnu, der es übernahm, Bali's Macht zu brechen. Er erschien in der Gestalt eines Brahmanzwerges vor dem Könige. „Was verlangst Du?" fragte der fromme Regent den kleinen schelmischen Brahmanen, der, vor ihm stehend, ein Almosen ver-

langt hatte. „Ländereien in Deinen Reichen und zwar so viel als ich in drei langen Schritten ausmessen kann." Der König lächelte und genehmigte seine bescheidene Forderung, als plötzlich Vishnu seine wirkliche Gottheit annahm, mit dem ersten Schritte über die Erde, mit dem zweiten über den Ocean schritt, und da kein Raum für den dritten blieb, den König von der Erfüllung seines Versprechens nur unter der Bedingung lossprach, daß er die Herrschaft über die Hölle übernehme. Seitdem erschien Vishnu nur in wirklich menschlichen Gestalten. Die sechste Verkörperung ist Paris Ram, ein Brahmanenheld, welcher die Kschatrijacaste bekriegte und gänzlich ausrottete. Die siebente war Rama; die achte war Balla Râma, ein Held, welcher die Erde von Riesen befreiete. Die neunte war Bûddha, der Lehrer eines falschen Glaubens, dessen Verkörperung Vishnu sich bedient hatte, um die Feinde der Götter zu hintergehen.

Aber alle diese Erscheinungen sind von den Incarnationen des Rama und Krishna verdunkelt worden, welche nicht nur den Gott selbst in den Hintergrund gestellt, sondern die Anbetung der meisten anderen Gottheiten verdrängt haben. Als Rama (den Beglückenden) hat ihn der Dichter Valmiki in seinem unsterblichen Epos Ramayana verewigt und in den Ueberlieferungen über ihn sind die Spuren eines geschichtlichen Fadens erkennbar. Rama war ein König von Audh, der, durch unbekannte Umstände von seinem väterlichen Königreiche ausgeschlossen, viele Jahre in der tiefsten Einsamkeit eines Waldes religiösen Betrachtungen nachging. Seine Gemahlin hatte ihm der Riese Râvana nach Ceylon entführt; sie ihm wieder abzunehmen, drang er mit einem Heere durch den Dekan, besiegte seinen Gegner und führte seine geliebte Sita wieder heim. Bei diesem Kriegszuge war ein Heer von Affen, unter dem Befehle des Hûnuman, sein Verbündeter gewesen; deshalb wird diesem Affenhelden gleichfalls eine göttliche Verehrung bewiesen, und sein Bild ist in vielen der Tempel, namentlich im Dekan, zu sehen. Rama's Ende war jedoch ein unglückliches; denn, nachdem er durch Unvorsichtigkeit den Tod seines Bruders Lakschmana herbeigeführt hatte, welcher alle Gefahren auf seinen vielen Unternehmungen mit ihm getheilt hatte, überfiel ihn ein so gewaltiger Trübsinn, daß er sich in Verzweiflung in einen Fluß stürzte, oder, wie die Sage erzählt, „mit der Gottheit wieder vereinigte." Er ist seitdem ein Gegenstand besonderer Anbetung geworden, und wird in seiner königlichen Persönlichkeit dargestellt. (Bd. I, 6.)

Seine Macht und sein Einfluß ist jedoch von einem anderen vergötterten Sterblichen in den Hintergrund gestellt worden, der zwar nicht zu den großen

zehn Avatar's gehört, auch weder ein König noch ein Eroberer ist, aber dennoch der Liebling der Hindu's wurde. Krishna, zu Mathura oder Mutra an den Ufern des Jamna, als Sohn eines Königs (des Kschatrija Vasudiva, und der Divaki) geboren, wurde von einem Hirten in der Nachbarschaft auferzogen, um ihn den Nachstellungen des Tyrannen Kangsa zu entziehen, der ihm nach dem Leben trachtete. Als Krishna erschien Gott Vishnu in all seiner Herrlichkeit, und in dem Glanze seiner Gewalt und seines Ruhmes, um die Sünder zu strafen und zu vernichten. Denn von einem Avatar, welcher in die Welt käme, die Sünder zu retten, weiß der Hinduglauben nichts zu erzählen. Wenn er in den vorigen Verwandlungen eines Avatar's nur einen Theil seiner göttlichen Natur besaß, so zeigte er sich in Krishna als der Parmu Brahm oder die Gottheit selbst. Er kam, alle Sünder zu züchtigen, insonderheit seinen Onkel mütterlicher Seits, den Tyrannen und Bösewicht Kangsa, König von Mutra. Er wird als ein schöner Jüngling dargestellt, welcher die Flöte spielt.

Aber der große Weltverbesserer Krishna, welcher ein unerbittliches Strafgericht über alle Bösewichter zu halten berufen war, zeigt sich selbst als kein Tugendspiegel, sondern als ein unmoralischer und unsittlicher Mensch, der von den Lippen von 16,000 Milchmädchen Ambrosia trank, und bei Umarmung ihrer vollen Busen vom Freudenrausche erfüllt wurde. Zu seiner Entschuldigung führen seine Vertheidiger an, daß dies die Anzahl der Raja's oder musikalischen Weisen der Hindu's seien, welche Krishna so überaus liebte. Dagegen wird uns von seinen neun Frauen und den listigen Streichen, denen er nachging, manches erzählt, was eines Avatar sehr unwürdig ist. So stahl er bei einer Gelegenheit den Gopangona's, während sie sich im Jamna badeten, ihre Gewänder, um sich an ihrer Nacktheit ergötzen zu können. Ein gelehrter Vaishnava unserer Tage entschuldigt diesen Streich, indem er vorgiebt, daß er es in seinem Knabenalter gethan habe [49]). Auch war Krishna kein Freund der Wahrheit; denn den der Lüge und Falschheit abgeneigten Yûdhishthira wußte er zu vermögen, die Unwahrheit zu sagen. Er beraubte den Wäscher des Kangsa der Gewänder seines Herrn, indem er ihn tödtete, weil er die Anmaßung hatte, die Kleider nicht gutwillig herzugeben. Dennoch ist das Andenken an seine Thaten die Lieblingsunterhaltung der Hindu's; sie können sich nicht genug an seinen Kinderstreichen ergötzen, wie er den Milchmädchen die Milch zu stehlen wußte, wie er die Schlangen vernichtete, wie er die Flöte spielte, wie er tanzte, der Jagd nachging und andere Dinge mehr. Krishna, welcher die große und

blutige Schlacht von Kûrûk-Khetra entzündete, ist heute, und besonders unter den Frauen, der Lieblingsgott der Hindu's. Sein Bild ist überall, beinahe in jedem Tempel, zu sehen; das zu Jagannath ist aus einem Baume geschnitten, den Narad auf Brahma's Befehl dem Könige Indradûmna von Orissa überbrachte; aber der Baum selbst war ein Haar Vishnu's, welches auf die Erde fiel, Wurzel faßte und zum Baume heranwuchs.

Nach vielen Abenteuern erlangte Krishna sein väterliches Erbtheil; da er jedoch von Feinden bedrängt wurde, verlegte er seine Residenz nach Dwáraka in Guzerat. Er erschien später mit der Familie von Pándu verbündet, als diese gegen die ihnen verwandten Cûrûs wegen der Oberherrschaft von Hastinapûr Krieg führten [50]). Diese Kriege bilden den Hauptinhalt des berühmten Heldengedichtes: Mâha-Bhára't, Krishna ist darin der große Held, der mit Sieg gekrönt nach seiner Hauptstadt in Guzerat heimkehrt. Sein Ende war gleichfalls unglücklich, denn in Bürgerkriege verwickelt, verbrachte er die letzten Tage seines Lebens in Unruhe, und wurde auf einer Jagd aus Versehen von einem der Jäger durch einen Pfeil getödtet [51]).

Von den Incarnationen Çiva's ist wenig zu sagen. Candoba, als bewaffneter Krieger zu Pferde dargestellt, ein Lieblingsgott der Mahratten, soll eine derselben sein. Dagegen verdienen seine Kinder Ganesa und Kartikija genauere Erwähnung. Ersterer ist eigentlich nur dem Namen nach sein Kind; denn er war der Sohn der Parvati, die ihn aus dem Schmutze bildete, welcher in ihrem Waschbecken schwamm. Er wird in menschlicher Form mit dem Kopfe eines Elephanten dargestellt, eine Ratte, welche die Hindu's als ein vorsichtiges und erfindungsreiches Thier ansehen, begleitet ihn, und er wird als Gott der Klugheit und der Vorsicht verehrt. Er erscheint stets als Vorkämpfer für seine Mutter, für welche er sich sogar gegen Brahma, Vishnu und Çiva in den Kampf einließ. Es war bei einer dieser Gelegenheiten, daß ihm Çiva den Kopf abhieb; denn als Parvati sich eines Tages im Bade befand, wollte sich Çiva ihr nähern; aber die Schöne hatte, so etwas ahnend, aus Vorsicht Ganesa vor die Thüre als Wache aufgestellt, und da dieser ihm den Eintritt streitig machte, so hieb der ungestüme Çiva ihm den Kopf ab. Nach einer anderen Erzählung soll Ganesa seinen Kopf schon als Kind verloren haben, in Folge des verderblichen Anblicks von Sani, den Parvati, aus Stolz und Liebe für ihr Kind, eingeladen hatte. Die so hart gestrafte Mutter war untröstlich, sie bedrohete die Götter mit ihrem Einflusse und ihrer Stärke, und

diese, weil sie nach langem Suchen den rechten Kopf nicht finden konnten, setzten ihm statt dessen einen Elephantenkopf auf; — sowie einst das ursprüngliche Haupt des Dacsha durch das einer Ziege ersetzt wurde. Ganesa besitzt unzählige Verehrer; kein Hindu unternimmt ein Geschäft, ohne vorher Ganesa's Beistand anzurufen, jedes Buch wird mit einem Gruße an ihn begonnen, und die Brahmanen flehen ihn zuerst an, wenn sie das Feuer-Opfer beginnen. Ueber dem Eingange vieler Häuser ist sein Bild angebracht. Die Gangaratie's betrachten ihn als die größte der himmlischen Mächte. Der Name sowohl als auch der Mythus selbst erinnern offenbar an den römischen Janus.

Kartikija, der Sohn der Mahadiva, ist der Mars der Hindu's und der Führer ihrer Heere. Die Geburt dieses Kriegsgottes ist folgende. Ein Dämon, Taraka, vermochte die Götter durch langjährige Büßungen, ihm die Gabe einer unerreichbaren Kraft zu verleihen, und daß er den Tod nur durch Çiva's eigenen Sohn erleiden könne. Çiva war zu jener Zeit unverehelicht und es war nicht zu erwarten, daß er sich verheirathen würde, weshalb Taraka sich für unsterblich hielt. In seinem Uebermuthe kannte er keine Gränzen, er hinderte die Sonne, ihre Wärme auszustrahlen, vermochte den Mond, stets in vollem Glanze zu bleiben, und ließ die Winde nach Gefallen toben. Die hierüber betrübten Götter beschlossen, dem Çiva eine Gattin zu geben; die Schwierigkeit bestand nur darin, dem ascetischen Gotte seine Entsagungen abzugewöhnen. Dies unternahm Kama-diva oder Candeo, damals Kündürpa genannt, bis Çiva ihn, da er eine günstige Gelegenheit wahrnehmen wollte, sein Vorhaben durchzuführen, durch seinen Blick in Asche verwandelt hatte. Dieser poetische Gott, der Gott der Liebe oder der Sehnsucht, war der Sohn des Maya (der Anziehungskraft) und der Ratti (der Zuneigung) und hatte den Vassant (Frühling) zum Busenfreunde. Er wird als ein schöner Knabe mit Smaragdflügeln dargestellt, der auf einem Papagei reitet, und von tanzenden Nymphen umgeben, (deren vorderste sein Emblem, den Fisch, auf rothem Grunde trägt) bei Vollmondnächten durch die drei Welten zieht. Die Bulbul oder indische Nachtigall, die summende Biene und aromatische Düfte sind seine Begleiter. Seine Waffen sind ein Bogen aus Zuckerrohr, die Sehne sind Bienen und an den Spitzen seiner fünf Pfeile (die fünf Sinne?) befinden sich Blumen von entzündlichen Eigenschaften [52]).

Ein solcher Liebesbote mußte gefährlich sein; obgleich Çiva ihn mit einem Blicke in Asche verwandelt hatte, so war es doch zu spät, ein Pfeil hatte ihn

bereits getroffen, er fühlte plötzlich ihm bisher ungekannte Regungen, und die Parvati erhielt einen Gemahl. Anfänglich wollte keine Nachkommenschaft kommen, bis durch Agni's Einfluß und andere unerklärte Einwirkungen, Kartikija aus dem Körper der Gottheit ins Leben kam und in seiner noch unvollständig geformten Bildung in den Ganges geworfen wurde. Aus diesen Keimen entwuchs nach einiger Zeit der Kriegsgott, der plötzlich in der Gestalt eines bezaubernd schönen Knaben auf die Oberfläche des Ganges kam. In demselben Augenblicke badeten sich daselbst sechs Prinzessinnen; jede beanspruchte das Kind für sich, ihm ihre Brüste anbietend; der kleine Gott nahm sechs Köpfe an und wurde nun von allen gesäugt. Sobald der Knabe heranwuchs, tödtete er Taraka und seitdem ist er der Kriegsgott der Hindu's geworden. Sonderbar ist es, daß kinderlose Frauen sich betend an ihn wenden, sie mit Nachkommenschaft zu segnen. Die Sage giebt ihm Cammarie zur Gattin und Deva Sena zur Geliebten; aber er scheint mehr Anhänglichkeit für seine 6 Ammen gehabt zu haben, indem er diesen höhere Stellen im Himmel bereitete [53]), als jenen zu Theil wurden.

Indra, der Gott der sichtbaren Himmel, hat Sacki zur Gemahlin; sein himmlischer Aufenthalt ist die Stadt Amaravati, wo er im Palaste Vaijayanta wohnt, den der köstliche Garten Nandana umgiebt; er hat Matali zu seinem Wagenlenker und seine Waffe ist Vaira oder der Donnerblitz. Obgleich der Orient seiner besondern Vorsorge empfohlen ist, so ist sein Aufenthalt dennoch Merie oder der Nordpol, der als ein aus Gold und Edelsteinen geformter Berg dargestellt wird.

Varuna ist der Gott der Meere und Gewässer, und wird auf einem Crocodille reitend dargestellt [54]); Vayu, der Gott der Winde, reitet auf einer Antilope, mit einem Säbel in seiner rechten Hand; Agni, der Gott des Feuers, zieht auf einem Schaafbocke einher und hat vier Arme; die Erde ist die Göttin Vasuda oder Vasu-deva und wird in einem Verse der Hitopades auch Soerabby oder die „gesegnete Kuh" genannt. Der Sonnengott wird Sour oder Sûrya genannt, und die Wenigen, welche ihm noch heute besondere Huldigungen darbringen, heißen die Soura's. Ein Wagen, von sieben Pferden gezogen, ist das gewöhnliche Bild des Sûrya; in dem Tempel Vis Eishuar zu Benares findet sich jedoch eine Skulptur, woselbst der Gott in einem Wagen sitzt, den ein Pferd mit zwölf Köpfen zieht. Sein Wagenlenker ist die Morgenröthe, und ihm werden zwölf bestimmte Kräfte zugeschrieben, welche

Aditya's (Söhne des Adity von der Casyapa) genannt werden. — Der Mond, Chandara, wird als ein im Wagen sitzender Gott dargestellt, den Antilopen ziehen, in der rechten Hand ein Kaninchen haltend.

Alle diese Götter besitzen heute keine Tempel mehr, einige sollen vor Jahrhunderten deren gehabt haben; indeß werden zu Zeiten die Bilder einiger derselben bei Aufzügen umhergetragen und dann ins Wasser geworfen. Selbst Kama-diva, welcher seine Göttern und Menschen gleich gefährlichen Liebespfeile entsendet, und dessen Tempel und Haine, namentlich diejenigen in der Nähe von Agra, so vielfach besungen wurden, ist beinahe gänzlich vergessen. An diesen Götterkreis schließen sich noch viele Götter an, welche nur an gewissen Orten oder von einzelnen Individuen verehrt werden. Es giebt in beinahe jedem Dorfe ein oder zwei Götter, die als eigen gewählte Schutzherren angebetet oder als Quälgeister gefürchtet und angeflehet werden, die Menschen nicht zu beunruhigen. Sehr oft sind es die Geister von Personen, die eines gewaltsamen Todes gestorben waren, oder die von Brahmanen, welche sich aus Rachegefühl getödtet hatten, denen diese Auszeichnung widerfährt; aber sie besitzen keine Tempel, selten Bilder, sondern ein Haufen Erde oder Steine bezeichnet die zur Anbetung geheiligte Stelle.

Nächst all diesen Göttern werden Stöcke, Steine, wie der Shalgaram und Dhenkie und Handwerkzeuge verehrt. Von den Thieren sind es die Kuh, der Affe, das Crokodill, der Schakal, die Schlange und der Hund; von Vögeln der Pfau, die Gans, die Eule und der Garura (eine Geierart); und von den Bäumen der Tulasie (eine Art Basilikum), der Vutu (ficus Indica), Bukul (Mimusops elengi), der Nimba (Melia azodaracta), der Ushwata (Ficus religiosa) ꝛc., welche angebetet werden. Von den Flüssen wird dem Ganges, Jamna, Saraswati, Brahmaputra, Krishna, Caviri und Andern, göttlicher Einfluß zugeschrieben und Verehrung dargebracht.

Was die Anbetung der Thiere betrifft, so führen wir einige aus dem Leben der Hindu's gegriffene Gebräuche an, um die Vorliebe derselben für die als heilig verehrten Geschöpfe recht deutlich erkennen zu lassen. Das Heiligste derselben ist die Kuh, bei deren Tödtung die Mohamedaner sowohl als die Engländer große Rücksichten zu nehmen gezwungen waren; an einigen Orten, wie zu Hûrdwar, Khûnkût und mehreren anderen, mußte man, weil die Brahmanen-Zemindare sich darüber beschwerten, das Schlachten der Kühe gänzlich einstellen [55]). Im Pendschab benutzte man den Moment, als die Eng-

ider sieggekrönt im Lande sich festgesetzt hatten, und die Regierung erklärte unumwunden, daß fernerhin auf die religiösen Bedenken der Eingeborenen ne Rücksicht mehr genommen werden könne.

Die Ehren, welche dem Affen, dem Repräsentanten Hunaman's zu heil werden, gränzen ans Unglaubliche. So bereitete der Enkel des Raja's, chwara-chandra, zu Nadiya (1780) zweien Affen mit allen Ceremonien der ndu's ein Hochzeitsfest, welches ihm hunderttausend Rupien kostete. Bei dem eiraths-Aufzuge erschienen Elephanten, Cameele, Pferde, reich geschmückte alankine, begleitet von unzähligen Fackeln und Lampen. Der männliche Affe ar auf einem Palankin befestigt, trug eine Krone auf dem Kopfe und hatte ei Hindu's zur Seite, die ihm mit Pfauenwedeln Luft zufächelten; Sänger, ängerinnen und Tänzerinnen folgten, die ihre Künste vor ihm sehen ließen. völf Tage hindurch wurden im Hause des Affen-Bräutigams allerlei Festhkeiten veranstaltet, und die eigentliche Heiraths-Ceremonie wurde unter itung gelehrter Brahmanen vollzogen, wobei die Formeln aus den Schas-r's vorgetragen wurden. Seitdem ist Nadiya die Stadt der Affen geworden, elche hier größere Freiheiten als die Menschen genießen [56]).

Dhûboy hatte, als General Goddard es 1780 einnahm, 40,000 Einohner und eben so viele Affen, welche auf den oberen Dächern der Häuser nten. Einer der Offiziere schoß einen weiblichen Affen und nahm die Beute t sich nach seinem Zelte, welches unter einem Banyanbaume aufgeschlagen ar. Kaum hatte er sich dorthin zurückgezogen, so wurde er von dem jämmerhsten Geheul einiger vierzig Affen aufgeweckt, die das Zelt in der bedrohhsten Weise umlagerten. Er trat heraus, seine Büchse zeigend, als wolle er n neues Opfer suchen; dies veranlaßte den ganzen Trupp, mit Ausnahme s Führers, sich zurückzuziehen. Dieser, ein großer und kräftiger Affe, erhob och ein so klägliches Geschrei, machte so zudringlich bittende Bewegungen d zeigte sich so entschlossen, nicht von der Stelle zu weichen, daß der Offizier kannte, es sei ihm nur um die Leiche zu thun. Er brachte dieselbe heraus, r Affe nahm sie klagend in seine Arme und verschwand. Bald darauf erschien die Brahmanen des Orts vor dem Englischen Residenten, ihn bittend, daß den Befehl erlassen möchte, keine Affen zu tödten. Es geschah und der Resint mußte sichs gefallen lassen, von den Affen in seinem Arbeitszimmer lästigt zu werden, die ein Gefallen daran hatten, ihn mit kleinen Steinchen bewerfen [57]). Die Hindu's sagen, daß, wer einen Affen schießt, einem plötz-

lichen Tode anheimfällt, und erzählen, daß der älteste Sohn des Königs Mohamed Ali Schah, welcher einen Affen tödtete, wenige Tage darauf vom Fieber befallen wurde und starb. König Nûssier-u-din Hyder schoß einen Affen im Dilkusscha-Park; aber als er nach Hause zurückgekehrt war, gerieth er mit seiner Lieblingsgattin Kudûsia in heftigen Streit; Beide wurden von Wuth befallen und die Begûm vergiftete sich. James Forbes erzählt, daß in einem Brahmanen-Hospital zu Surat die von Alter und Arbeit erschöpften Thiere frei gefüttert werden, und daß man daselbst Bettler miethet, um dem sich darin aufhaltendem Ungeziefer Nahrung zu bieten.

Die Cobra capella wird von den Hindu's mit großer Zärtlichkeit als Vater, Bruder oder mit anderen Zuneigung verrathenden Namen angeredet, und als ein heiliges Wesen verehrt. Oberst Forbes wagte es nicht, selbst diejenigen zu tödten, die sich in den Schlingpflanzen eines Brunnens eingenistet hatten, der ein dicht dabei befindliches Bassin zum Baden mit Wasser versorgte. Aber eines Tages wurde eine der jungen Damen seines Hauses von einer dieser giftigen Schlangen in solche Furcht gesetzt, daß sie sich in ihrer Angst, um ihr Leben zu retten, nackend ins Haus flüchten mußte; seitdem mußten die bösen Nachbarn vernichtet werden. Die Hindu's weigern sich stets, die in Gewölben aufbewahrten oder verborgenen Schätze zu heben, weil sie sagen, daß eine Schlange darüber Wache halte und den Unberufenen tödten würde. Aehnliche Verehrung zollt man den Crokodillen. So beteten im Jahre 1807 die Hindu's nahe der Stadt Gour im nördlichen Bengalen zwei dieser Bestien an, weil sie deren eines für einen heiligen Muselmann und das andere für dessen Frau ansahen [58]).

Die Hindu's wagen es nicht, einen Pipalbaum zu fällen, wenngleich er ihre Häuser, Tempel oder Gräber zu zerstören droht [59]). Ebenso fürchten sie sich, einen Wolf zu tödten, selbst wenn er ihre eigenen Kinder gefressen hat, oder wohl gar noch im Rachen hält. Sie glauben, daß ein Mensch, der einen Wolf tödtet, ins tiefste Elend sinkt, und daß die Ortschaft, in dessen Nähe ein Wolf getödtet oder verwundet wurde, sicherem Untergange verfällt. Dagegen sind sie sehr froh, wenn andere Leute den Wolf tödten; dies muß jedoch fern von ihren Gränzen geschehen, weil ein Blutstropfen des Wolfs auf eigenem Grund und Boden Unheil säet. Einige der Radschputenfamilien in Audh, denen bereits viele Kinder von Wölfen geraubt wurden, haben sich über diese Vorurtheile hinweggesetzt. So giebt es auch ganze Gemeinden, welche sich von

Schakalen und anderen wilden Bestien ernähren, sie jedoch selbst selten tödten. Diesen sind die Höhlen der wilden Thiere eine Fundgrube, indem sie am Eingange derselben die Armbänder und andere Schmucksachen der von den Wölfen und anderen Thieren gefressenen Kinder finden [60]).

Unter allen der Anbetung für würdig gehaltenen Göttern, Thieren und leblosen Gegenständen steht keines in höherem Ansehen, als der Gangesstrom. In der Hindu-Mythologie suchen wir vergeblich nach einer Erklärung seiner die Sünden abwaschenden Kräfte; aber alle Erzählungen über den ewigen Fluß stimmen in der Annahme überein, daß er vom Himmel gekommen ist; durch wen jedoch, ob es der Himmel des Vycûnth oder Cailasa, darüber streiten sich die verschiedenen Sekten. Die Vaischnava's sagen, daß der Ganges aus dem Schweiße entstand, der dem Vishnu von seinen Füßen herablief, die Çaiva's, daß er von den gewundenen Locken des Çiva kam. Die Vaischnava's wollen dies zugeben, fügen jedoch erklärend hinzu, daß Çiva den Schweiß von Vishnu's Fuß mit seinem Haupte auffing, damit er nicht in seinem Falle die Erde zerquetsche [61]). Noch vielerlei andere Sagen werden über die Entstehung des Ganges erzählt, und es kann uns nicht überraschen, wenn wir hören, daß ein solches Geschenk der Erde, wie das des Ganges, selbst den Neid der Götter erregte. Diese wandten sich deshalb an Brahma, denn ihrer eigenen Sünden eingedenk, beschworen sie ihn, einen solchen Reiniger der Sünden nicht auf die Erde zu lassen; aber der Gott beruhigte sie, indem er ihnen versicherte, daß, obgleich dem Ganges erlaubt wäre, auf der Erde zu fließen, er dennoch dem Himmel angehören würde, und daß sie deshalb nach Gefallen fortfahren könnten, zu sündigen. Nun trat Hades, sich beschwerend, vor Brahma; wenn die Menschen sich von ihren Sünden reinigen könnten, klagte er, dann wäre sein Reich zu Ende. Auch er wurde beruhigt, indem der Strom, obgleich Ganga genannt, und durch Gang — die Erde — fließend, doch in Wirklichkeit nicht durch alle Theile der Erde flösse, und indem sich nur da die Menschen von ihren Sünden reinigen könnten, wo der heilige Fluß ströme und die Winde über ihn weheten.

Sein Wasser wird deshalb in besonderen kupfernen Gefäßen über alle Theile Indiens bis nach den fernsten Punkten versandt, und damit kein Betrug dabei stattfinden kann, werden die Krüge von Brahmanen versiegelt und den Trägern Bescheinigungen mitgegeben. An seinen Ufern sieht man täglich Tausende sich baden, weshalb, wo nur irgend die lokalen Verhältnisse es erfordern,

große Freitreppen oder Ghat's angelegt sind, auf welchen der Badende sich aufs bequemste ins Wasser begeben kann.

Die vielen wunderbaren Sagen von der Heilkraft dieses Wassers, die vielen Erzählungen, welche die heiligen Bücher der Hindu's darüber enthalten, haben in der glühenden und unerschöpflichen Phantasie der Hindu's Gedanken rege gemacht, die uns mit Schauder erfüllen. In ihren heiligen Büchern wiederhallt das Lob des Ganges. „O, Du Mutter Bhagwáthi (Schwägerin des Barbatti, des Erdenkranzes), Wegweiserin der Himmel, zu Dir bete ich. Möchte ich, der an Deinen Ufern weilt, Deine Wasser trinken, die Gewalt Deiner Wogen fühlen, Dir vertrauen, unablässig nach Dir blicken, möchte ich in Dir sterben. — „Du gesegneter Kranz der Füße Vishnu's und des Çiva-Hauptes, Du Fahne der Freude, das Ende der Glückseeligkeit, Du Zerstörer der Sünde, o rette und reinige mich!" — Oder: „O Mutter Ganga! ich neige mich jetzt zu Deinen Füßen, sei barmherzig gegen Deinen Knecht. Die erhabene Göttlichkeit Bráhma's kann allein einige Deiner Eigenschaften schildern. — Du allein wirst die Quelle der Glückseeligkeit genannt und der Retter der Menschen. Du bist die ewige Quelle von Allem."

„Wer an Dich denkt, Ganga, sei er auch achthundert Meilen von Deinen Ufern entfernt, ist von aller Sünde befreiet, und für den Himmel vorbereitet. Wenn ein Mensch in der Stunde des Todes an Ganga denkt, so erhält er eine Stelle im Himmel des Çiva." Und in der Agni Purana wird gesagt: „Diejenigen, welche sterben, wenn ihr halber Körper vom Gangeswasser bespült ist, sollen Tausende von Tausenden von Zeitaltern glücklich sein und Brahma ähnlich werden [62]).

Das Versenken eines Knochens von einem Gestorbenen ist das sicherste Mittel, den Himmel zu erreichen, und dies wird so allgemein von den Hindu's geglaubt, daß sie die Knochen derjenigen in den Ganges werfen, welche fern von seinen Ufern sterben. Daher läßt man die Leichen Derer, welche hier verbrannt werden, nicht gänzlich in Asche übergehen, und gewöhnlich ist es derjenige Theil, welcher den Nabel umgiebt, den man ins Wasser wirft. Die Armen, welche nicht die Mittel besitzen, die Leichen ihrer Angehörigen zu verbrennen, werfen sie in den Ganges [63]).

Im Ganges sich zu baden, ist eine tägliche Pflicht und wehe dem, der dies vernachlässigt. In seinen Wellen sein Leben auszuhauchen, ist das sicherste Mittel zu ewiger Glückseeligkeit; aber, daß der Urheber dieser Weisungen die

Absicht dabei zu Grunde legte, die Menschen an Reinlichkeit zu gewöhnen und sich gehörigen Waschungen zu unterziehen, ist längst vergessen. Der Brahmane hat sich dessen bedient, um auch hier Macht und Einfluß über die Massen zu gewinnen, und einem der grausamsten Gebräuche das Wort geredet, indem er das Aussetzen der Kranken an seinen Ufern und dadurch die Ermordungen an den Ghats ins Leben gerufen hat.

Wenn nämlich ein Kranker sich in einem hoffnungslosen Zustande befindet, so ist es den Angehörigen zur heiligsten Pflicht gemacht, ihn nach den Uferbänken des Ganges zu tragen, oder, wie der Hindu sagt: „ihn dem Ganges zu übergeben.“ Der Brahmane behauptet, daß dies dem Kranken nicht schmerzlich wäre, im Gegentheile, er verlange es von den Seinigen, daß sie ihn nach dem Ganges brächten, weil dann alle seine Schmerzen aufhören würden. Solcher Personen, die an die sofort wirkende wunderbare Heilkraft dieses Gewässers glauben, giebt es jedoch nur Wenige; die Meisten widersetzen sich dem Vorhaben und bitten ihre Angehörigen, es so lange als möglich zu verschieben. Viele werden wider Willen fortgeschleppt, weil die Angehörigen sich ihrer zu entledigen wünschen.

Wenn die Angehörigen das Ende eines Kranken herannahen sehen, so pflegen sie demselben ins Ohr zu flüstern: „Laß uns Dich forttragen, den Ganges zu besuchen.“ Es ist dem Hülflosen die Schreckenskunde, sich zum Tode vorzubereiten, und die Meisten verfallen darüber in einen sprachlosen Zustand. Alsdann wird er in die schmutzigste der Decken gehüllt, die ihm auf seinem Krankenlager bisher zur Unterlage gedient hatte, und auf eine Trage gelegt, sogenannten Khat für die Todten, und, von Fackelschein umgeben, von den hsten männlichen Angehörigen nach dem Flusse getragen. Beim Aufbruche alle Freunde und Angehörige versammelt, die Frauen, welche nicht folgen en, erheben ein klägliches Geschrei, Einige schlagen sich die Brüste oder die Stirne, während sich Andere auf die Erde hinstrecken und wimmern stöhnen.

Auf dem Wege nach dem Flusse rufen die Träger und Begleiter die n der Götter und Göttinnen aus, deren man sich dabei erinnern muß. fortwährende Geschrei und Wiederholen der Götternamen, das Toben r Kholes und Kartals, den Lieblings-Instrumenten der Baischnab's, ist bringend, daß es in weitester Ferne zu hören ist. Sobald sie am Flusse men sind, bringen sie den Kranken dicht an die Oberfläche des Wassers

und ermahnen ihn, einen Blick über den weiten Wasserspiegel zu werfen, wobei sie ihn auffordern, es auszusprechen, daß er gekommen sei, die Mutter Ganga zu sehen. Alsdann wird er nach dem Ghat getragen, wo man ihn entweder in eine niedrige, feuchte und dumpfige Hütte legt, oder in ein dabei befindliches steinernes Gebäude bringt, worin bereits unzählige Kranke und Sterbende liegen, und wo ein solcher Schmutz und Gestank herrscht, daß dies seinen Tod beschleunigen muß; denn in der Nähe dieser Ghats halten sich sogenannte Agenten auf, die Todten zu begraben oder zu verbrennen, und die Körper todter Thiere, namentlich der Kühe, werden dahin geschleppt, welches Alles tödtlich auf die Nerven einwirkt. Nachdem man sich überzeugt hat, daß der Kranke dem Tode nahe ist, wird er aus dem Khat genommen, und meist unter furchtbaren Schmerzen, unter Stöhnen und Wimmern, wieder an den Rand des Flusses getragen, wo er, halb im Flusse liegend, seinen Geist aufgiebt. Sollte ein Hindu, welcher nach dem Ganges gebracht ist und als todt angesehen wird, es versuchen aufzustehen, so werden seine Angehörigen ihn mit Keulen todt schlagen, weil sie glauben, daß sich ein böser Geist seiner bemächtigt habe. Wer aber so glücklich ist, sich zu erholen und zu entkommen, wird für einen Verworfenen angesehen, und kann nie mehr nach seiner Heimath zurückkehren.

Daher kommt es, daß man fortwährend Leichen auf der Oberfläche des Ganges schwimmen sieht. Es existirte noch im Anfange dieses Jahrhunderts eine Hindu-Sekte, die Paramahansa genannt, die, obgleich sie stolz auf ihre hohe Geburt sind, von den Körpern der Todten lebten, welche den Ganges herabgetrieben werden. Man hat diese Kannibalen selbst in der Nähe von Benares gesehen, wo sie, auf den Leichen sitzend, herabschwammen, sich von denselben ernährten, und an dem Gehirne, als etwas besonders Delikatem, großen Geschmack finden wollten. Sie haben etwas Aehnliches mit den Schaaffressern, die in einigen, an Bengalen gränzenden Distrikten leben und die so genannt werden, weil sie die Schaafe lebendig mit Haut und Wolle verzehren [64]).

Dies sind die wichtigsten religiösen Vorstellungsweisen der Hindu's; zweifelnd frägt man sich, wie Völker, die einen reineren Glauben besaßen, an solchen Fabeln und an solchem fast kindischen Wesen, welches an die Zeiten der tiefsten Barbarei erinnert, ein Gefallen finden konnten. Die Schastra's sagen: „Es ist für die Unwissenden, Gott in Holz und Stein zu sehen; der Weise sieht ihn im Geiste allein.“ So wurde das Vorhandensein Gottes in jedem Dinge —

was Voyasti genannt wird — und das Vorhandensein jeden Dinges in Gott (samasti) als Lehre aufgestellt. Für den Weisen sind die Natur und die Eigenschaften Gottes in der Natur aus der eigenen Schöpfung selbst zu entnehmen, „Gott ist das Licht, das sichtbare und das des Geistes, er ist ewig, durch Sich Selbst, unerforschlich und der Erhalter des Alls" [63]).

Eine besondere Lehre der Hindu's, aus der sich zugleich manche Erscheinungen im religiösen Leben dieses merkwürdigen Volkes erklären, ist die Seelenwanderung; sie glauben, daß sie auf den verschiedenen Stadien ihrer Existenz, je nach Verdienst, Tausende von Jahren der Glückseeligkeit genießen, oder Qualen der furchtbarsten Art zu leiden haben werden. Dennoch ist dem größten Sünder, nachdem er einige Zeit in der Narekhha (Hölle) gelitten hat, und dann durch neue Lebensstadien, sei es in den Körpern von Thieren oder Menschen, hindurchgegangen ist, die Hoffnung gegeben, daß auch er, nachdem alle seine bösen Neigungen überwunden und geheilt sind, in jene glückseeligen Himmel aufgenommen werden kann. Ewige Verdammniß kennt der Hindu nicht. Ihrer frühern Verkörperungen ist sich die wandernde Seele nicht bewußt; nur wenigen, besonders den Heiligen, ist die Kraft verliehen, einen Blick in ihr früheres Dasein thun zu können. Die Wohlthaten, deren sich Einige erfreuen, sind ein Lohn früherer Tugenden; aber sollten sie in ihrem neuen Leben Gott vergessen, seine Gesetze verachten, so werden sie von Neuem gerichtet, und diese wiederholten Verwandlungen werden dauern, bis der Mensch, ganz gereinigt, den höchsten Lohn empfängt und gänzlich in Gott aufgehen wird. Denn, wer in der Gottheit geistig aufgeht, wird von aller Materie endlich frei werden und nach ewigen Zeiten ein kleiner, doch wesentlicher Theil der Gottheit werden, wie es ein Tropfen Wasser ist, der sich mit dem Ocean vermischt. Jedes lebende Wesen ist einem Einflusse, Máyá genannt, unterworfen, dem Eindrucke des Geistes auf den Geist, der Zeit auf die Materie. Alles, was der Mensch sieht, fühlt, was er thut, worüber er sich freuet und was er leidet, ist Máyá. Aber nach Verlauf des einen Tages von Brahma sinkt die ganze Welt wieder in ihren ursprünglich chaotischen Zustand zurück. Eine Zeit wird kommen, wann alles, was wir jetzt wahrnehmen, verschwinden wird; dann wird diese geschäftige Welt mit allen ihren Wesen, wie ein Traum, ein Schatten oder eine Einbildung dahin sein. Dem Veda-Gelehrten ist das Ganze wie eine Erscheinung, Vielen ist diese äußere Welt keine Wirklichkeit, ihr eigenes Sein ist ihnen selbst nicht vorhanden, eine Negation.

Wenn wir die indische Auffassung des größten Werkes Gottes, der Erschaffung des Menschen, näher betrachten, so finden wir, daß dieser aus drei Theilen besteht. Der eine, der Geist, ist in zwei Hüllen oder Körpern enthalten, und ein wesentlicher Theil des erhabenen Wesens. Der körperliche Theil des Menschen besteht wieder aus zwei Körpern, dem Sthûl Sharir und dem Súkshma oder Linga Sharir; jener, der rohe Stoff des Körpers, Fleisch, Knochen und Blut in sich begreifend, dieser der mehr himmlische Stoff, das Gegentheil von dem rohen und der Träger des Geistes, wenn der rohe Körper stirbt, besteht wiederum aus drei Theilen: Práuamaya-kosh, Vigyanamaya-kosh und Manomaya-kosh. Durch ihn wird die Erkenntniß des eigenen Seins erhalten, und die Person nach dem Tode so erkannt, als zuvor. Wenn der Geist in Brahma aufgehet, so verschwindet dieser Körper, sonst bleibt er durch jedes Stadium der Existenz unsterblich.

Es giebt zwei Wege, sich der Sünde zu entledigen; der eine wird empfohlen, ist der Brahmagyani und für die denkenden Geister; der andere ist erlaubt, ist Karmagyani und für die Massen. Die Brahmagyani sollen mit Verachtung auf alle gewöhnliche Götter und Göttinnen blicken, und durch tiefes Nachdenken und durch Entsagungen sich dem erhabenen Wesen zu nähern suchen; dagegen wird den Karmagyani empfohlen, die gewöhnlichen Götter zu achten, nach den Vorschriften des Shastra's zu leben und ihren Lohn nach den Werken zu erwarten.

Gastfreundschaft und Wohlthaten zu spenden sind als Wege dazu empfohlen. Sie sollen selbst dem Feinde erwiesen werden; „denn der Baum beraubt den, der ihn abhauet nicht des Schattens; — sowie der Mond sein Licht nicht der Hütte des Chandala (niedrigster Caste) entzieht.“ In den Hitopades heißt es: „Es ist ein Freund in der Welt, Religion, welcher Dir im Tode zur Seite steht, wenn alle anderen Dinge gleich Deinem Körper in Verwesung übergehen“ [66]). Es sind dies die einzigen Andeutungen von Menschenliebe, denn von jener Liebe, die Christus in die Welt gebracht hat, weiß die Vedalehre und der Brahmanismus nichts.

Das Weltall ist in drei Theile getheilt: Alles, was auf der Erde, alles, was im Himmel, und alles, was unter der Erde sich befindet. Auf der Erde sind sieben Theile zu unterscheiden und ebenso viele unter derselben. Der Welten oder Regionen von Welten über der Erde sind sieben, die ersten drei, so wird vorausgesetzt, bestehen ein Jahr des Brahma oder 2160 Millionen

Jahre, die zweiten drei ein Hundert seiner Jahre und die letzte ist ewig. In dieser sind vier Arten von Glückseeligkeiten: Das Zusammensein mit Gott, die Aehnlichkeit mit Gott, die Vereinigung mit Gott und das Aufgehen in Gott. Der Welten oder Regionen auf der Erde sind sieben, deren letzte Pátal, die Hölle, ist; sie wird in Abtheilungen getheilt, je nach den Lastern, welche die Menschen begangen und den Strafen, die sie zu erdulden haben.

Nach den Purana's ist die Erde eine flache Ebene in Form einer Lotus, den geheimnißvollen Yoni vorstellend, und in ihrem Mittelpunkte ist ein Berg, der ursprüngliche Lingam, 48,000 Yojonas hoch und gleich einem umgestürzten Kegel nach oben zu breiter, als unten. Hier befindet sich Sûmerû — die Wohnung der Götter. Sie ist aus reinem Golde, vom Morgenglanze widerstrahlend und dennoch farbig, der Osten weiß, der Westen braun, der Norden roth und der Süden gelb; oder nach Anderen ist der Osten von Gold, der Westen von Silber, der Norden von Kupfer und der Süden von Eisen. Nur ein Fluß, der sich in vier Zweige theilt, bewässert dies Paradies der Götter und wird Mandacini genannt, auf der Erde ist es Ganga. Auf Sûmerû wohnen die Götter und mit ihnen die tugendhaften Seelen der Gestorbenen, sich von himmlischem Brode ernährend. Es ist Sûbha, denn daselbst halten die Devata's ihre Berathungen; aber der reinste und heiligste Ort heißt Ilavatta, weil Brahma dort wohnt. Die Himmel sind jedoch von verschiedenen Größen, diejenigen der ursprünglichen Götter überstrahlen alle, und unter diesen ist wieder der der Brahma's der prachtvollste [67]).

Die Guten wandern, sobald sie den Körper verlassen, nach dem Aufenthalte des Yama, auf köstlichen Pfaden, unter dem Schatten duftender Bäume, zwischen Strömen mit Lotus bedeckt. Ein Regen von Blumen fällt auf sie herab, und indem sie dahin wandeln, ertönen die Lüfte von dem Lobgesange der Gesegneten und den beseeligenden Melodieen der Engel.

Die Seelen der Sünder, deren Vergehungen Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Wind, Erde, Morgen und Abend, Tag und Nacht, und ein Heer unzähliger Zeugen kund gethan haben, werden je nach der Natur ihrer Sünden in besondere Höllen geschickt. Ihr Weg geht durch dunkele und drohende Pfade, bald über glühenden Sand, bald über schneidende Steine, sie sind nackend, vergehen in Durst, Blut und Schmutz bedeckt ihre Körper, und ein Regen von heißer Asche und brennenden Kohlen fällt auf sie herab. Schreckbare Empfindungen und die furchtbarsten Erscheinungen erwecken in ihnen

solche Seelenschmerzen, daß die Lüfte von ihrem Geschrei und Gewimmer erfüllt sind. Da ist eine Hölle der Finsterniß, eine des siedenden Oeles, eine des brennenden Kupfers; eine Hölle der Schlangen, eine der Dornen; die Hölle für Ehebrecher, deren Anbetungsgegenstände glühendes Eisen sind, das sie zu umarmen verdammt sind. Da ist die Hölle, wo die Sünder mit Keulen geschlagen werden, eine andere, wo sie mit Pfeilen gestachelt, eine, wo sie von Hunden gebissen werden; die Hölle, wo Cannibalen sich am Fleische der Sünder sättigen und nachher von Raubvögeln zerrissen werden. Die Seele bleibt jedoch nicht auf ewig verdammt, dem Sünder wird es erlaubt, nach einiger Zeit wieder auf die Erde zurückzukehren, um ein neues Leben beginnen zu können.

Die Tempel und der Tempeldienst.

In keinem Lande der Welt tritt das religiöse Leben der Menschen so auffällig hervor als in Indien, wo jede Stadt ihre verschiedenen Tempel, jedes Dorf sein Dewal (Pagode) aufzuweisen hat, von der dürftigsten Capelle, welche das roheste Götzenbild umschließt, bis zu den großen Tempeln und ihren stolz gen Himmel strebenden Thürmen, mächtigen Höfen, Colonnaden und ummauerten Tonks. Während Priester und Fromme die Götzen bekränzen, ihnen Früchte und Blumen darbringen, verrichtet das Volk beim Aufgehen der Sonne im Wasser stehend, sich badend und übergießend, seine Andacht. Bei Tage zieht Gesang und Spiel die Betenden zur heiligen Stätte, oder es locken die anmuthigen Gruppen in duftige Schleier gehüllter Frauen, welche ihre Gaben dem Gotte darbringen. Ein strenger Brahmane bedarf täglich vier Stunden, um alle seine Ceremonien zu verrichten; aber ist er mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt, dann kann er auch in einer halben Stunde seine religiösen Pflichten erfüllen. Der Mann einer niederen Caste begnügt sich, während des Badens, den Namen seines Gottes wiederholt auszurufen. An Festtagen zieht das Volk in Prozessionen mit Palmzweigen, Blumen, Götzenbildern, Tempeln aus Papier, Wagen, Fahnen, Laternen aus buntem und vergoldetem Papier, aus seidenen Stoffen und Blumen, die auf hohen Stangen schweben, einher; die geputzte Menge in ihren malerischen Gewändern, sowie die sinnig und geschmackvoll gearbeiteten Symbole, geben solchen Aufzügen ein ungewöhnlich heiteres und glänzendes Ansehen. Pilger, Fakire und religiöse Bettler begegnen dem Reisenden auf den Straßen, nach heiligen Orten ziehend, diese im Gewande ihres Ordens, oder gänzlich nackend, jene mit Symbolen des

Gottes, zu dem sie wandern, und dessen Namen oder Schutzwort dem Vorübergehenden als Gruß zugerufen wird.

Wenn der Hindu seine Gebete nicht im Tempel verrichten kann, so genügt es ihm, statt dessen gewisse religiöse Ceremonien in seinem Hause zu vollziehen; oder er unterwirft sich Büßungen, oder bringt den Priestern Geschenke dar, um sein Seelenheil und das seiner Verstorbenen gerettet zu wissen; oder er spendet Almosen an Büßer, Heilige oder Arme. Der Vorschrift gemäß soll er, gleich den Hindu's der Vedazeiten, dreimal des Tages, Morgens, Mittags und Abends, seine Seele zu Gott erheben, und sich dabei mit seinen Augen gen Osten wenden; gesegnet ist derjenige, der es an den Wassern des Ganges thun kann; wem dies versagt ist, der soll ein fließendes Wasser aufsuchen, und ist ihm auch dies unmöglich, an einem stehenden Wasser sich dabei reinigen. Den Todten widmet er an den Tagen des Neu- und Vollmondes im Tempel einen Kuchen, Pinda genannt. Von dem Thieropfer, dem einer Ziege oder eines Schaafes, Ekiam genannt, können auch die Brahmanen genießen.

Ein hoher, massiv gebauter Wall umschließt gewöhnlich das länglich geformte Viereck, auf welchem der Tempel steht. Ein großes Thor, über welches sich ein hoher, pyramidenartiger Thurm erhebt, in Umfang und Höhe dem Tempel angemessen, bezeichnet den Haupt-Eingang. Diesen Thurm kann man auf steinernen Stufen ersteigen, die im Inneren angebracht sind; er ist in Etagen getheilt, die in der Mitte, vermöge durchbrochener Arbeit, das Tageslicht einlassen, und dem Auge gestatten, sich bald an dem köstlichen Dunkelblau des Himmels, bald an der umliegenden Landschaft zu erquicken. Die Front, die Wände und die Spitze des Thores und des Thurmes sind mit allerlei Skulpturen bedeckt, welche die Götter und ihre Incarnationen darstellen, und wenn auch an sich künstlich gemeißelt, doch meist geschmacklos sind. Wenige Schritte vor dem Thore steht entweder eine hochemporstrebende, achteckige Säule, oder ein vierseitiges, offenes Gebäude, dessen Decke von hohen und massiven Steinsäulen getragen wird. Auf dem Boden liegt die colossale, aus Stein gehauene Figur eines Stieres. Wenn man das Thor durchschritten hat, kommt man in einen weiten, mit Steinplatten ausgelegten Hofraum, in dessen Mitte der innere Tempel steht, kaum höher als 3′ über dem Boden; er ist offen und die hoch sich erhebende Decke wird von vielen Steinsäulen getragen. Am äußersten in sich besonders abgeschlossenen Ende dieses Tempels befindet sich das Heiligthum mit dem Götzenbilde. Den Hof umgiebt eine breite und mächtige Veranda,

deren Dach von Säulen getragen ist, aus deren vordern Seiten die Götterbilder oder heilige Thiere, in den mannigfaltigsten Gestalten gemeißelt, heraustreten. Die übrigen Theile des Tempels sind mit allerlei Skulpturen bedeckt, das Leben der Götter darstellend. Da sieht man aus schwarzem Granit alle Incarnationen Vishnu's, oder den Zerstörer Çiva, wie er auf dem Stiere reitet, die gewundene Schlange um seinen Nacken und den Halbmond über seinem Haupte; oder Krishna, den Apollo der Hindu's, mit der Flöte, oder Kamadiva, den schelmischen Cupido auf dem Papagei reitend. Nahe den meisten Tempeln befindet sich ein hölzerner, auf vielen Rädern ruhender Wagen in Form eines Tempels; er ist oft sehr sonderbar und künstlich aus Holz geschnitzt, das Leben der Götter und die obscönsten Gegenstände darstellend. Er dient den Götzen als Träger.

Beinahe alle Lieblingstempel haben ihre Debnûties oder Debdasies, die Concubinen oder Frauen der Büßenden; sie gewähren ihre Gunst allen Männern, vom Priester bis zum Pilger. Ihre Aufgabe ist, durch Tanz und Gesang vor den Götzen die Betenden zu fesseln; dabei werden die reichen Gewänder in so geschickter Weise gewechselt, daß die schönen Formen des Körpers und der Glieder die Zuschauer anziehen; es geschieht dies jedoch in so obscöner Weise, und die Gesänge sind so wollustathmender Art, daß dies auf das sittliche Gefühl der Anwesenden tief verderblich wirken muß. Einige Sekten betrachten diese Verworfenen als Heilige, weshalb sie dieselben mit dem Namen Babbicharbherma bezeichnen. Nach den Bramacharies kann deshalb eine Sakti nur von einer Tänzerin, einer weiblichen Büßerin, einer Waschfrau, eines Haarscherers Frau, einem Blumen- und einem Milchmädchen vollzogen werden.

In Kriegszeiten nahmen die Hindu-Heere tragbare Tempel mit sich. Wenn die Mahratten ein Lager aufschlugen, wurde in jeder Heeres-Abtheilung ein Zelt oder Dewal für die Brahmanen errichtet, welche darin ihre Gebete, Opfer und gewöhnlichen Ceremonien verrichteten.

Die meisten Tempel verdanken ihre Entstehung entweder einem Fürsten oder einer reichen Familie. Der Gründer sieht sich dann nach einem Brahmanen oder einer Brahmanen-Familie um, die Verwaltung zu übernehmen, und da der [illegible] Tempel gewöhnlich sehr reich ausgestattet wird, so ist solcher für die [illegible] Priester eine Quelle des Reichthums. Der Kalitempel zu Panihati nahe [illegible] welcher große Ländereien besitzt, legte den Grund zum Reichthume [illegible] [illegible]pal Babu. Tempel, deren Götzen im Rufe großer Heilig-

keit stehen, sind besonders ergiebig für die Geldgier der Priester. Ein solcher war das Götzenbild des Modon Mohûn in Bagh Bajar nahe Calcutta, dessen sich der Raja von Vishnapur bediente, um durch Versetzung des Götzen eine Summe Geldes aufzunehmen. Als das Einlösungsgeld zurückgezahlt war, fand sichs, daß der zurückgeschickte Götze nur eine schlechte Nachbildung des versetzten war. Das Volk von Vishnapur, seines Gottes beraubt, betete nun den hölzernen Schuh des Götzen (Khorom) an und thut es noch bis heute.

Man kann die Hindu's in zwei große Classen theilen, je nachdem sie als tiefer in die Mysterien Eingeweihte Narganey-Puja, das Unsichtbare, oder Sarganey-Puja, die Götzen, zur Anbetung wählen; zu jenen gehören nur sehr wenige Brahmanen, diese bilden die große Masse von über hundert und vierzig Millionen Menschen. Sie beginnen ihre Andachts-Uebungen mit den Abwaschungen in einem Flusse oder in dem vor dem Tempel oder im großen Hofe befindlichen Teiche; dann nähern sie sich barfuß dem Götzenbilde, vor welchem Brahmanen, Tänzerinnen und Sänger die Ceremonien verrichten [68]). Der Brahmane, welcher die Ceremonie leitet, und nur ein Brahmane darf Priester sein, bedient sich bei diesen Verrichtungen einer kleinen Klingel oder bläst in die Seemuschel; alsdann taucht er den Daumen der rechten Hand in eine Farbe, um dem Götzen den Tilûk auf die Stirn zu malen, wobei er die Zeichen von unten nach oben zu macht; Farbe, Größe und Form des Tilûk sind von der Sekte abhängig, welcher er angehört. Wenn dies geschehen, werden alle Anwesenden in derselben Weise bemalt. Zum Schlusse werden Früchte, Reis und Blumen dem Götzen dargebracht, welche die anwesenden Brahmanen unter sich vertheilen, dann den Götzen wieder in seine Gewänder sorgsam einhüllen und an dem für ihn bestimmten Platze verwahren.

Nach diesen allgemeinen Schilderungen der Tempel und des Tempeldienstes wollen wir jetzt zu den täglichen Gebeten des Brahmanen übergehen.

Die Sündhya oder täglichen Gebete der Brahmanen [69]).

Mit dem ersten Morgenroth sich erhebend, richtet der Brahmane sein erstes Gebet an seinen Guru, indem er sich dabei mit untergeschlagenen Beinen so auf einen Teppich oder eine Strohmatte setzt, daß der linke Fuß auf der Lende des rechten zu ruhen kommt; die Hände vorstreckend und flach zusammenhaltend, ruft er aus: „Ich rühme Dich, wahrhaft Guter, aus dessen Nabel der Lotus entsprang; Gott der Götter! Erhalter des Weltalls! so schön wie

das Blau des Himmels; wolkengleich an Farbe; zierlich an Gestalt. Der Gemahl der Lakshmi, der Göttin mit den Lotus-Augen, würdig des Nachdenkens der Weisen! Vishnu, der Erhalter und Zerstörer der Welt! der einzige Herr des Weltalls!

„Ich rühme ihn, der ewig vor meinem Geiste ist, den Reiniger von allen Flecken, den Gewährer aller Wünsche, den Inbegriff aller heiligen Orte; welcher ist gelobt von Çiva und von Brahma, aller Welt Zuflucht, der Schmerzensheiler seiner Diener, der Beschützer derer, die sich vor ihm beugen, das Fahrzeug, welches uns über den Ocean der Welt trägt. Ich preise Deine Lotusfüße, o mächtiger Male!“

Nachdem der Brahmane dies vollendet, so füllt er sein Iûlpatvie [70]) mit Wasser, wäscht sich das Gesicht und reinigt sich die Zähne mit einem kleinen Hölzchen, dabei betend, daß alles Unreine von ihm weggenommen werden möge, damit er innerhalb wie außerhalb gleich rein sei. Alsdann begiebt er sich nach dem Wassertank oder einem Flusse. — gesegnet ist der, welcher den Fluthen des Ganges nahen kann — und geht bis an die Kniee ins Wasser. Jetzt spritzt er mit der rechten Hand Wasser über sein Haupt, schöpft einiges mit der halb geschlossenen Hand, und, indem er es vor sich hält, ruft er die große Gottheit Bhagwan in folgenden Worten an:

„Vishnu! Vishnu! Vishnu! Anbetung der erhabenen Gottheit! dem ersten männlich Geborenen! Der wiederstrahlenden Sonne! Mögen die Wohlthaten, welche aus dieser Verehrung entspringen, mir zu Theil werden, der ich Anbetung ausübe in Iambû Duripa (Indien), im zweiten Theile des Lebens von Brahma, in der Kalpa des Varáha, in der Manwantra (Herrschaft des Menu), Vaiwaswata, an diesem heiligen Fleck, im Jahre . . . , in dieser Woche, während die Sonne im günstigen Zeichen steht! Denn ich bin bemüht, die Pflichten zu erfüllen, welche geboten sind durch die Pûrana's, die Smriti (das Gesetz) und die Sruti (Veda's).“ —

Wenn dies vollendet ist, taucht er sich einige Male in den Ganges, und indem er jedes Glied seines Körpers mit dem Wasser reibt, singt er folgende Verse:

„Wenn ein Mensch in die heiligen Wasser tritt, muß er so ihr Lob singen! O Jüggütmalá! wer immer Tag und Nacht sein Herz und seine Gedanken auf Dich richtet, [illegible] in allen seinen Werken, und der, welcher Dich [illegible] im Himmel zu erhalten, wird nicht

getäuscht werden. O Mata! (Mutter) alle meine Hoffnungen zur Errettung sind in Deinen Händen! Gewähre mir alles Gute in diesem Leben, und den Himmel in dem zukünftigen!"

„Diejenigen, welche Du mit schönen Gesichtszügen begabt hast, und vollen, lieblichen Augen, deren Schönheit ist Deinem Dienste geweihet, damit sie auf Dich mit Bewunderung und in Anbetung blicken mögen. O Mata! der, dessen Gehör taub dem Rauschen Deiner Wasser ist, ist Deines Anblicks nicht würdig."

„O Ganga! die Götter steigen herab aus ihren ruhmreichen Wägen, in Deinem heiligen Strome zu baden! Der Sünder, welcher zu den Regionen der Finsterniß und der Strafe verdammt ist, wird gereinigt, indem er sich in Deinem heiligen Wasser wäscht, und empfängt die Wohlthaten eines ewig dauernden Segens. Gesegnet ist das Land, durch welches Du fließest, denn Du befreiest das Volk darin von allem Kummer und allen Uebeln; und die Götter beten Dich an!"

„Der, welcher einen Priester schlägt, welcher Raubanfall begeht, die Frau seines Lehrers verführt und der, welcher dem Trunke ergeben ist; selbst der, welcher alle diese Verbrechen begangen hat, soll, wenn er sterbend zu Deinen heiligen Wassern gebracht wird, wenn er daraus trinkt, sicher den Himmel sehen."

„O Mata! alle Flüsse in der Welt haben ihre Quelle von Dir, O Jünani! selbst diejenigen, welche im Fegefeuer schmachten, Du kannst sie durch Deine Gnade mit einem Male in den Himmel versetzen."

„Wer immer badet, schwimmt, spielt und sich Deines schönen Stromes erfreuet, habe er auch die Macht aller anderen Götter abgeleugnet, und selbst die des Fegefeuers, und nur Dich angebetet, er wird dennoch geheiligt sein und in die Wohnungen ewiger Freude aufgenommen werden."

„Er, welcher dem Armen in diesem Leben giebt und gerecht ist in all seinen Werken, und heilige Dinge erforscht, indem er in Deinen Wassern badet, soll unmittelbar gen Himmel gehen; so auch Diejenigen, welche Dich loben und Dir Gaben darbringen.

„Der Elephant, das Pferd, das Kameel, die Katze, Maus und der Moschushirsch, o Mata! selbst diese, indem sie von Deinen Wassern trinken, werden größer als die Götter. Der Raja und der Brahmane, welche Deine Anbetung vernachlässigen, sind der niedrigsten Caste der Menschheit verfallen."

„O Mata! Diejenigen, welche täglich in Ungerechtigkeit leben, und Verwüstung über die Welt verbreiten, und diejenigen, welche wahnsinnig, lieblos, ungerecht sind, und jede Art von Verbrechen begehen, — sollten sie in der Stunde des Todes dreimal rufen: „„O Ganga!““ so sollen sie Rettung finden und gen Himmel gehen.“

„O Ganga! Bhawaniedas (mein Vater) ist Dein Knecht: erhalte ihn in Gedeihen und Glückseeligkeit; und gieb Söhne dem Rityanünd (meinem Bruder)! O Mata! bewahre Ramrûtna (meinen Sohn) vor aller Krankheit und allen Uebeln dieses Lebens, und wir werden ewig Deinen heiligen Strom anbeten.“ —

Wenn sich der Brahmane durch wiederholtes Uebergießen mit dem Wasser des heiligen Stromes gereinigt hat, so vertauscht er sein Dhotie oder Ueberwurf mit einem trockenen und farbigen Gewande, entweder roth, gelb oder orangefarben. Alsdann breitet er seine Matte auf einem trockenen Flecke am Ufer des Flusses aus, setzt sich mit untergeschlagenen Beinen so auf dieselbe, daß der rechte Fuß auf der linken Lende ruht, und bleibt in dieser Stellung zwei bis drei Stunden unbeweglich und nur mit seinen Händen und Fingern alle Ceremonien der Morgen-Andacht ausführend, wie solche den Göttern gewidmet ist, wobei er mit Mahadeo, Vishnu ꝛc. anfängt. Die verschiedenen Figuren, welche er dabei mit Händen und Fingern darzustellen hat, werden mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß das Auge solchen schwer folgen kann; bei jeder derselben ruft er den jeder Figur gehörigen Namen aus: wie Ek Mukhûm, Do Mukhûm, Tien Mukhûm, Choutah Mukhûm. Dieser Mudra's sind vier und zwanzig, eine derselben heißt Kurma (die Schildkröte), wobei die beiden Hände die Gestalt derselben darzustellen suchen, eine andere stellt die geschlossene Lotusblume, eine andere die in voller Blüthe stehende dar u. s. w.

Nachdem diesem genügt ist, widmet er sich dem Pranayama, dem inneren Sein des Vishnu, Bhagwan und Mahadeo. Diesen inneren Blick thun zu können, drückt er das rechte Nasenloch mit den vier Fingern der linken Hand zu, den Namen jeder Gottheit dabei wiederholend, und indem er dies neun Mal an den Gliedern seiner rechten Hand mit großer Schnelligkeit herzählt, hält er die Augen halb geschlossen und bemühet sich, den Athem einzuziehen. Alsdann drückt er leise das linke Nasenloch mit dem Daumen der rechten Hand, nun ausathmend wiederholt er dieselben Namen in gleicher Anzahl; endlich das rechte Nasenloch vom Drucke befreiend, den Daumen jedoch noch am linken haltend, beschließt er sein Pranayama.

Jetzt erhebt er sich, nimmt Wasser in seine linke Hand, berührt es mit den Fingerspitzen der rechten Hand und spritzt es über sein Haupt. Alsdann schöpft er Wasser mit der rechten Hand, hält es an das rechte Nasenloch, zieht den Athem ein, und gießt das Wasser nach der linken Seite der Hand aus. Nun nimmt er die Ûrgha (ein längliches flaches Gefäß aus Kupfer), füllt es mit Wasser, streuet rothen und gelben Sandelstaub, Reis und einige Blumen darauf, erhebt sich von seinem Sitze, hält die Ûrgha mit beiden Händen, legt ein Ende des Janeo (Brahmanen-Schnur) über den Daumen und die Ûrgha, und richtet folgendes Gebet an die Sonne:

„O, Sonne von tausend Strahlen! erhabenster Herr der Welt! habe Erbarmen mit mir! Ich bin Dein Diener, empfange meine Gabe des Wassers, o, Herr des Tages!“ — wobei er das in der Ûrgha befindliche Wasser ausgießt. Dann mit beiden Händen seine Augen so bedeckend, daß das linke Auge durch eine Oeffnung der Mittelfinger die Sonne anblicken kann, nimmt er seinen Sitz wie zuvor ein und wendet sich zur Gágatri-Jap:

„Welche der Sterblichen dieser Welt Dir Tag für Tag Dank darbringen, werden nimmer die Armuth in tausend Geburten empfinden.“

Das Gagatri-Jap-Gebet ist so geheim, daß es nur einem Brahmanen offenbart werden kann, und auch diesem nur ins Ohr gelispelt werden darf. Die Gestalten, welche dabei mit der rechten Hand ausgeführt werden, während die Linke nachlässig über dem rechten Fuße herabhängt, müssen sorgfältig, vermöge eines rothen Tuches (Gamukhi genannt), das die Hand bedeckt, vor jedem unberufenen Auge verborgen werden. Wem der Gamukhi fehlt, der bedient sich dazu eines Theiles seines Gewandes. Zum Schlusse dieses geheimen Gebetes macht der Priester die Zeichen von acht Mudra's, dabei die Stellung seiner Hände verändernd, so, daß auch die Rechte frei über dem linken Knie herabhängt.

Nachdem diese an den Ufern des Ganges gebotenen Gebete vollendet sind, deren Ausübung nur von Wenigen vollzogen wird, indem sich die Meisten mit Hersagen einiger der Mudra's begnügen, widmet der Brahmane sich dem Puja des Vishnu, indem er Wasser über dem Saligram ausgießt.

Zu diesen und den anderen Ceremonien braucht er sechzehn verschiedene Dinge: 1. Die Seemuschel, 2. den Artie Püneh Pürdip; dieses Geräth, welches Balgowind, ein Diener der Götter, in Händen hält, besteht aus fünf flachen aneinander gereihten Metalllampen. Die Lichter werden bei besonderen

Gelegenheiten vor der angebeteten Gottheit angezündet, wobei der Betende dieselben so wendet, daß die Lichtstrahlen gleichmäßig auf jeden Theil des Götzenbildes ausstrahlen. 3. Die Ghûnta, eine Klingel, deren Griff einen geflügelten Engel darstellt; sie wird geschellt, wenn der Betende in die Muschel bläst, um die Götter zum Aufhorchen aufzufordern. 4. Die Ûrgha, das kupferne Gefäß, um die Reinigungen damit vornehmen zu können. 5. Der Dhupdan, um Weihrauch vor dem Götzenbilde zu brennen. 6. Abkhora, ein vasenartiges Kupfergefäß, um den Göttern darin Trank darzubieten. 7. Der Stier mit dem Höker, auf welchem Mahadeo reitet und der den Lingam trägt. 8. Sampatnie, ein kupfernes Gefäß, um Gaben darzubringen. 9. Kuttorie, ein gleiches für Blumen. 10. Thalie, eine große kupferne runde Schüssel, Früchte und Süßigkeiten zu opfern. 11. Dhupdanie, ein kleineres, um Weihrauch darzubringen. 12. Ein gleiches, Sandelholzstaub darin zu mischen. 13. Singhasan, der Sitz oder Thron für das Götzenbild. 14. Brihût Achamani, ein großer Löffel, um dem Gotte damit Wasser darzureichen. 15. Laghû Achamani, um dem Gotte Wasser anzubieten, sich den Mund zu reinigen, und 16. Shûnk oder, wenn es auf einem Gestelle liegt, Taipûtrie oder Tictie genannt, um Wasser über das Götzenbild auszugießen.

Der Saligram oder Lingam ist den Pûrana's gemäß dem Vishnu geweihet, und wird, in der Form eines kleinen rothen Steines, als ein Götzenbild angebetet; ein kleines Kästchen aus irgend einem Metall, Eisen ausgenommen, birgt diesen Schatz [71]). Zur Anbetung des Saligram sind sieben von den oben erwähnten Dingen und außerdem Sandelblumen, Tulsie-Gras, Betelblätter, Sufarie, Arekanuß, Janeo, ein Stückchen rothes Tuch, den Saligram zu bedecken, und Süßigkeiten erforderlich. Der Betende hat sich dies Zeichen ⋃ zwischen den Augenbrauen mit dem Schlamme des Ganges gemacht, wohl auch Brust und Arme damit gezeichnet, und ein Halsband aus Tulsie-Samenkörnern umgehangen. Bei dieser Gelegenheit fleht er die Gottheit an, daß er nie wieder in dieser Welt geboren werde, sich dabei folgender Verse bedienend:

„O Dev! o Bhagwan! o Pûrmeswar! verlege Deine allseiende Gegenwart von den Gestaden des Aethers, und steige herab zu dem Aufenthalte der Sterblichen. Nahe Dich, o herrschende Gottheit! Sieh, ich lege meine Dankopfer vor Dir hin, damit Du zu allen Zeiten Gefallen an meinen Werken finden mögest."

Indem er nun das Götzenbild auf den Singhasan stellt, fährt er fort:

„O Prûbhu! siehe, Dein Sessel ist aus dem reinsten Golde gemacht und
ıgefaßt, verziert mit den allerschönsten Edelsteinen, und die Gestalt ist darum
ıt wie die eines Löwen. Sitze Du auf Deinem Throne, gleichwie die Erde,
:lche die große Schlange Shes-nág trägt, Dein Fußschemel ist."

„O Deva! siehe, zu Deiner Reinigung habe ich das Wasser gewärmt
:d mit Tausenden von wohlriechenden Blumen gewürzt. Empfange es und
de Dich; und sei barmherzig Deinem Diener."

„O Vishnu! siehe, hier ist ein Gewand für Dich, für Winter und Som-
:r, vom feinsten Gespinnste und den kostbarsten Stoffen; damit, wenn Du
ıhl gekleidet bist, Dein Angesicht in Wohlgefallen scheinen möge."

„O Deva! dieser Jeneo ist der eine, welchen Brahma mit Faden gewo-
ı hat, und der Knoten des Vishnu ist daran. O Jûnardûn, empfange
:ine Gabe."

„O Deva! Malayachalis (Sandelholz) an Brust und Stirn angewandt,
:währt dem Innern Entzücken; solche Sandel empfange Du von meinen
inden."

„O Vishnu! diese Blumen, welche ich vor Dein Bild ausstreue, sind von
:schiedenen Farben und Arten, und sind alle von dieser Jahreszeit; möchten
Dir genehm sein."

„Siehe! ich tauche diesen Docht in geschmolzene Butter, und dies in
:mpher, welches, mit Deiner Gnade, die drei Welten erleuchten wird."

„O Gottheit! Das Mahl, das ich vor Deiner mächtigen Gegenwart nie-
:lege, ist von den ausgewähltesten Dingen, und besteht aus vier Gerichten in
:schiedenen Weisen bereitet. Bhoksh (aus Milch, Reis und Halwa gemacht),
ıog (aus pura purie, chapatie, dall und carry von Gemüsen), Shûkt (Ein-
nachtes), Ledge (Süßigkeiten) und Shût-rus (aus Salz, zuckerartigen,
:gartigen, bitteren und zwei anderen scharfschmeckenden Dingen gemischt).
ılch ein Mahl ist der Götter würdig. Empfange es aus meinen Händen."

„O Vishnu, ich bringe Dir diese Bel-Blätter, es sind diejenigen, welche
ı um den Nagûrbat winden und schlingen. Und siehe! ich lege darauf: Areka-
ß, Muskatnuß, Nelken, Cardamom, indem sie den aromatischen Duft und
:ruch des Pûn erhöhen. Empfange es."

„O Dev! ich wandle um Dein Bild siebenmal [72]), und Alles, was durch
: heiligen Verordnungen für Ausübung der Ceremonien vorgeschrieben ist,
s habe ich gethan, und Dir dargebracht in diesem Puja. Erfülle es alle

seine Zwecke!" Und indem der Betende, die Hände zusammenhaltend, vor das Götzenbild tritt, schließt er:

„O Deva, ich bin ein großer Sünder! Ich werfe mich vor Dir nieder! Habe Erbarmen mit mir. Ich habe genau all die Verordnungen meiner Religion befolgt; aber es wird alles vergeblich sein ohne Deine andauernden Gnadenbeweise. Ich schwimme dahin auf dem Ocean der Welt. O! trage mich in Sicherheit hinüber nach der künftigen."

„Ich habe Dich angebetet, aber es ist ja nichts: Ich habe erfüllt alle Deine Rechte und Ceremonien, aber ohne Deine rettende Gnade ist alles vergeblich."

„O Sûreswer! Ich habe vollständig Dein Puja vollzogen. Heilige mich."

„O Pûrûmeswer! Ich, der ich ein armer unwissender Sterblicher bin, vergieb mir alle meine Sünden!"

Nach Vollendung dieses Puja's wendet sich der Brahmane in einem Puja an Mahadev (oder Mahadeva), und fleht diese Gottheit an, ihm Macht und Reichthum zu verleihen; dabei bläst er zuerst in das Geweih des Hirsches, legt dann Früchte und Süßigkeiten auf den Nûndie, sowie Blätter des Balfrucht-Baumes, einige Halme des Dhup-Grases und weiße Blumen dazu. Sein Jenco umwindet er mit Arekanuß und Betelblättern; seine Stirne bemalt er in gelbem Sandelstaub mit diesem Zeichen [Zeichen], wogegen Kopf, Hals und Gelenke Bänder aus dem Rudrakh (die rothen Beeren des Eleocarpus) zieren. Dann redet er die Gottheit folgendermaßen an:

„O Erde! all die erschaffenen Wesen, welche auf Dir leben! und Devie, welche Vishnu aus der Tiefe heraufgebracht hat, ich bin auch Dein Bewohner, heilige mich!" Hierauf nimmt er Wasser in die rechte Hand, und indem er diese Worte noch einmal wiederholt, spritzt er einige Tropfen unter die Matte, auf welcher er sitzt, nimmt einige Tropfen in den Mund, und dann die halb geschlossene Hand noch einmal mit Wasser füllend, fährt er fort:

„O Shiû! Vollende den Zweck dieses meines Gebetes zu Dir. Gieb mir alles, was mein Herz wünschet, und erlöse mich vom Uebel." Nun das Wasser aus der Hand ausgießend, beginnt er folgende Mantra:

„Om Hrang, Hring, Hrong, Shivaya-nama;" — wobei er seine geschlossenenen Hände über den Kopf hebt; sich ehrfurchtsvoll vor der Gottheit neigend, breitet er dann Arme und Finger aus und läßt solche von Kopf bis zu den Füßen den Körper entlang gehen; alsdann macht er die Zeichen des Kirna-nyas, dann das des Hridayadi-nyas; dann seine Augen schließend und

Arme in einander schlagend, überläßt er sich einer inneren, den Göttern
vidmeten Seelenstimmung, indem er zu sich spricht:

„Ich bete Dich an, Shiû! Du bist fortwährend in meinen Gedanken.
ı scheinst gleich dem polirten Silber; und sowie der Mond sind Deine Ohr-
jänge glanzvoll, und Deine Gestalt erscheint widerstrahlend von Glanz und
tbaren Edelsteinen. In einer Hand hältst Du eine Axt, und in der anderen
s Fell des Hirsches. Du sitzest mit untergeschlagenen Füßen auf Deinem
rone; und alle Götter loben Dich:"

„Dein Gewand ist des Löwen Haut; und Du bist der erste Männliche.
ı bist das Zeichen der Welt; und Du befreiest die Menschheit von Furcht
d Gefahr. Du hast fünf Gesichter. Solches bist Du, Shiû. Ehrfurcht sei
r dargebracht."

„Du bist das Licht des reinsten Kamphers. Deine Barmherzigkeiten sind
endlich. Der erste und der letzte in dem Weltall. Dein Halsgeschmeide ist
a verwobenen Schlangen. Solches ist Shiû: der Shiû, welcher die Parbû-
hinter sich sitzen hat. Ehrfurcht sei ihm."

Nachdem der Betende sich nun ein rohes Bild des Gottes Mahadev aus
hlamm geformt, dasselbe auf den Singhasûn gestellt hat, und Reiskörner
d weiße Blumen des Dhotura darauf gestreuet hat, fährt er fort:

„O Supan, nahe Dich! O Pinakadhûr, mögest Du hier sitzen!" und
nn einige Reiskörner, Blumen und Sandel in die Ûrgha legend, welche er
t beiden Händen vor dem Götzenbilde hält, redet er dasselbe also an:

„Von drei schrecklichen Krankheiten bist Du der Erretter; und Du schüt-
t Glückseeligkeit über die Menschheit. Empfange meine Gaben und bewahre
ch vor diesen drei Betrübnissen. Sei barmherzig meinen Söhnen und Töch-
n; und mögen sie Gnade vor Dir finden, O Bhuswamin!"

Jetzt schüttet er das, was in der Ûrgha sich befindet, auf das Götzenbild,
nn den Zeigefinger in Honig tauchend, berührt er es damit, spritzt Wasser
er dasselbe und vollendet nun die Ceremonie der Reinigung des Bildes,
em er zuerst geronnene Milch, dann Wasser, dann geschmolzene Butter,
nn Wasser und Honig, dann wieder Milch, und endlich alle fünf Dinge
sammen über dasselbe ausgießt und es zuletzt mit reinem Wasser begießt.
nn wird das Götzenbild angekleidet, ein besonderes Gewand noch darüber
legt, und den Zeneo über dessen Schulter werfend, sagt er:

„Der Yâjnopavîtin (Brahmanenschnur) ist ein Zeichen von Heiligkeit:

es wurde von dem Herzen Brahma's gebracht. Er, welcher es trägt, wird ein hohes Alter erreichen. Wirf deshalb hinweg, o Mensch, alle anderen Werke! und bekleide Deinen Körper mit dem Jeneo, denn er bringet Licht und Kraft." — Nun Sandel, Reiskörner, Arekanüsse und Blumen darbringend, fährt er fort:

„Du bist in Dir selbst eine Frucht; und Du erweckest gute Früchte in dem, der Dich anbetet. Du bist von dem Genius Brihaspût geboren." Jetzt reicht er die Suparie (Arekanüsse), die Blumen und die Blätter des Balbaumes dem Götzenbilde dar; dann die Artie von elf Lampen. Nun Süßigkeiten, dann Wasser davor ausgießend, legt er Betel-Blätter und einige Münzen hin, nimmt Reis in die eine Hand, während er mit der anderen Körner auf das Götzenbild streuet, und wiederholt folgende Worte einige Male:

„Aghor, ich biete Dir dies an! Pûsupût, empfange es! Bhyrav, ich bringe dies dar! Kûpûrdie, nimm es an! Isa, ich gebe es Dir! Maheswar, empfange meine Gabe!" Noch mehr Reis darauf streuend, fährt er fort:

„O Du, der Du in Dir selbst Erde, Wasser, Feuer, Wind und das Firmament bist, empfange meine Gaben und sei barmherzig gegen mich! Çiva und Parbûtie, habe Erbarmen mit mir und bewahre mich vor allen Leiden dieses Lebens." Mit gefalteten Händen fortfahrend, ruft er aus:

„Unzählig sind meine Sünden: und ich bin ohne Kenntniß der wahren Anbetungsweise. Weder weiß ich, wie ich Dich anrufen soll, und Dein Lob singen, noch ist mir irgend eine einzige Form Deiner Anbetung bekannt! Als solchem habe Barmherzigkeit mit mir und vergieb mir meine Sünden."

„Derjenige, welcher Dein Lob singend verkündet, wenn des Tages Morgenroth anbricht, soll Vergebung der Sünden der vergangenen Nacht erhalten. Er, welcher zur Mittagszeit zu Dir betet, seine Sünden von seiner Kindheit an sollen abgewaschen werden; und Er, welcher Dich anbetet, wenn der Tag sich neigt, soll gereinigt werden von den Sünden von sieben Geburten. Sowie das Geschenk von fünf Millionen milchender Kühe an Brahmanen für den Geber hoffnungsreich ist, und lieblich in Deinen Augen, so mögen diese demüthigen Gaben Deines Dieners Gnade vor Dir finden."

„O Hûr, o Maheswar, o Sambhû, o Çiva, o Pûsupût, Mahadev, Ehrfurcht sei Dir!" Dann Reiskörner und Wasser dem Götzenbilde gebend, schließt er:

„Empfange dies, O Gottheit und begünstige alle meine Unternehmungen, und erfülle alle Wünsche meines Herzens!"

In dem Puja an Devie (Çiva) bittet der Hindu um die Erfüllung all seiner Wünsche. Dabei legt er das Markündeya Puran-Buch auf ein rothes Tuch vor sich hin; auf dasselbe werden einige Halme des Dhup-Grases, rothe Blumen, Sandel, Reis, Betelblätter und Gewürz-Nelken gelegt. Der Betende sitzt so mit untergeschlagenen Beinen davor, daß die Hacken beider Füße nach oben liegen (eine sehr schwierige Stellung), und betet mit flach zusammengehaltenen Händen die Gottheit an, sich dabei sechs verschiedener Mudra's bedienend. Ein ovales volles Zeichen, in rother Sandelfarbe, ist zwischen den Augenbrauen auf die Stirn gemalt, und der Spûtikmala (Halsband aus Crystallperlen bestehend) ist angethan. Nun redet er die Gottheit also an:

„Markündeya sagt: O Brahma, ich flehe zu Dir, unterrichte Deinen Diener in dem geheimsten der Gebete, welches das Wohl und Gedeihen der Menschheit fördert, daß es durch ihn wiederholt werde."

„Brahma antwortet und sagt: O Brahmane! O mächtiger Jogi! Die Geheimnisse, welche ich Dir zur Rettung des Menschen enthüllen will, sind das geheime Gebet an Devie, denn sie ist heilig. Höre darum meine Worte."

„Ihre Titel sind: Sylaputrie, Bramacharnie, Chandraghûnta, Kokmûnda, Scûnda-Mata, Katyayani, Kalaratrie, Maha Gauri, Siddhada, Durga [73]). Dies sind ihre Eigenschaften, bei diesen sollst Du sie anbeten."

„Er, welcher ihr Danksagung und Lob darbringt, und sie anbetet, soll wahrhaft groß sein."

„Rufet diese Namen auf dem Schlachtfelde an, und ihr sollt sicherlich siegen. Uebel soll immer von Dir fliehen, und Du sollst glücklich sein."

„Chamûnda reitet auf einer Leiche, Varahie auf einem Büffel, Aindri sitzt auf einem Elephanten, und Vaischnavie auf einem Pelikan."

„Mahesmarie reitet einen Stier; Cumarie sitzt auf einem Pfau."

„Die Göttin Lakshmi auf einer Lotus, die Blume, welche sie darauf in ihre Hand nimmt: die Geliebte des Vishnu, lieblich und schön anzusehen. Auch Iswara reitet auf einem Stiere."

„Brahmie auf einem Schwane, geschmückt mit all ihren Juwelen der seltensten und glänzendsten Gemmen. Und diese Göttinnen, wenn erfüllt mit Rache, kommen hervor, diese Waffen schwingend: Einige den Shûnkh, einige den Discus, einige die Keule, einige den Speer, einige die Pflugschaar, einige die hölzernen Stampfer, einige die Streitaxt, einige die Pike, einige die Schlinge, einige die Lanze, einige den Dreizack und einige Bogen und Pfeile."

„Diese sind es, die sie führen, die Dämonen zu vernichten, zum Schutze der Guten und der Frommen und zum Wohle der Götter."

„O Jünger, haltet eure Hände in demüthiger Anbetung zu Devie und sagt: „„Ruhm sei Dir, welche mit mächtigem Schrecken begabt ist, von furchtbarem Stolze, Du stärkste, kräftigste. Du große Vertreiberin aller Furcht; befreie mich, o Göttin, welche Du schwer anzuschauen bist und Schrecken sendest unter alle Deine Feinde. Möge Aindri mich im Osten schützen; möge der Gott Agni in den südöstlichen Regionen mich schützen.""

Wenden wir uns nun zu dem der Sonne gewidmeten Puja. Zu diesem Zwecke stellt der Betende das auf einer silbernen Tafel eingegrabene Bild der Surya in ein Sûmpût (ein offenes kupfernes Gefäß), und bedient sich außerdem aller Götzenbilder und kupfernen Gefäße, deren er zu den täglichen religiösen Ceremonien bedarf. An der Stirn malt er sich dies Zeichen [Zeichen], den ovalen Punkt in Carmin, die Striche mit Sandel und legt ein Halsband von Crystall-Corallen an.

Außerdem bedient er sich der Reiskörner, Blumen, Dhup-halme, Betelblätter, der Arekanuß, rothen Seidenstoffes u. s. w. Wenn Alles in der gehörigen Weise auf die Matte gestellt ist, stellt sich der Betende auf den linken Fuß, lehnt den gehobenen rechten Fuß gegen die Lende des linken, und nimmt eine Cûttora, in deren Mitte sich, aus Teich geformt, ein anderes mit Ghy angefülltes Gefäß befindet, in welchem ein Docht brennt. Dies mit geschlossenen Händen darreichend, redet er das Sonnenbild in folgenden Versen an:

„O Du von tausend Strahlen! O Du große, Du mächtige Leuchte, Stützerin des Weltalls! Ich beuge mich vor Dir und bete zu Dir mit der Ûrgha: empfange meine Gabe, O Gott des Lichtes!"

„O Bhanu! Du, die Du unsterblich bist! Die Himmel, die Erde, Wasser und Feuer, alle verkünden und danken Dir Deine Macht und Größe! Siehe, ich werfe mich vor Dir nieder, und bringe Dir die Gabe der Ûrgha dar! Möge es Dir angenehm sein!"

„Alle, welche Dir Danksagung darbringen, werden Macht und Größe besitzen, wäre deren Geburt auch tausendmal erneuert worden!"

„Du scheinest auf die Erde — in all den zwölf Monaten des Jahres — unter den Namen von Aditya, Divakara, Bhaskar, Hûridaswa, Trailokyalochana, Mihira, Ravi, Dwijakara, Dwadsatmaka, Trimurtie, Surya [74])."

„Alle, welche diese zwölf Namen des Jahres wiederholen, und Dir Gaben

darbringen, sollen glückliche Nachtträume haben, und sie sollen von Unruhe und Armuth erlöst werden."

„Du erlösest uns von all den Uebeln des Fleisches und von der Armuth. Sowie die heiligen Wasser Unreinlichkeit hinwegwaschen, so reinigt Deine barmherzige Güte den innern Menschen; denn der heilige Strom, in welchem sich die Sterblichen waschen, ist für Deine Anbetung und Danksagung."

„Selbst derjenige, welcher dabei sitzt und Deinen Worten und Deiner Anbetung beiwohnt, auch er soll glücklich sein; er soll immer Gesundheit haben und bis zu hohem Alter leben; und er soll den Himmel sehen."

„O Du, der Du Flamme dem Feuer giebst! Ehrerbietung sei Dir geweiht, denn Du bist übermächtig: Du sendest Regen der Erde, den Waizen zu beleben."

„Das Feuer verschwindet vor Dir, denn Du bist der erste unter den Planeten des Firmaments."

„Du bist wie die Augen des Weltalls; denn durch Dein Licht werden Mensch und Thier, Fisch und alle Dinge in der Welt sichtbar gemacht."

Das dem Ganesa geweihte Puja erfordert die gewöhnlichen Früchte und Gewürze; ein Halsbald aus rothen Blumen wird dem Götzenbilde umgehangen, welches entweder aus rothem oder schwarzem Steine oder aus Metall geformt ist. Der Betende macht sich mit Carmin dies Zeichen ◡ an der Stirn und ziert sich mit einem Halsbande aus den Saamenkörnern der Lotus. Alsdann mit einem Kuhschwanzwedel sich dem Götzenbilde nähernd, redet er es in folgenden Worten an:

„Ganesa hat zwölf Titel: Sumukh, Ekadanta, Kupil, Guzakurnika, Lambodara, Baikrit, Bipûdnas, Binayak, Dhumraketu, Balachûndra, Gûjanana, Gûnadisha [75])."

„Wer immer Dich anbeten wird unter diesen zwölf Titeln, und wer immer bewahrt und hört diese Namen, soll sicherlich gedeihen in dieser Welt."

„Wer immer diese zwölf Namen am Tage seiner Heirath oder Geburt wiederholt, oder bevor er eine Reise unternimmt, in die Schlacht geht, oder in Krankheit fällt oder indem er eine neue Wohnung betritt, soll sicherlich von allen Uebeln dieses Lebens befreiet werden."

„O Bakratûnda! O Maha Kaya! [76]) Dein Gesicht strahlet wieder gleich tausend Sonnen! O Gott, begünstige alle meine Unternehmungen!"

„O Du Gewaltiger und klein von Gestalt, Dein Kopf ist gleich dem des Elephanten! Dein Ambrosia-Athem zieht die geflügelten Insekten aus der Luft

herbei, Deine balsamischen Lippen zu umstellen. Dein Zahn ist so furchtbar, daß Du mit einem Schlage die Feinde niederstreckst, die Dich anbeten. Carmin ist auf Deinen Augenbrauen. Du bist der angenommene Sohn der Devie; und Du bist freigebig in Deinen Gaben."

„Solches bist Du, Ganesa! siehe, ich beuge mich vor Dir, denn Du bist schön, gelb an Farbe und Du hast drei Augen." Und nun das angezündete Artie in kreisförmiger Bewegung dem Götzenbilde darreichend, fährt der Betende fort:

„Du bist wohlbeleibt, Du bist der Regierer des Weltalls; und Du bist der adoptirte Sohn der Parbüttie. O Deo, befreie uns von Uebeln! Gottheit, befreie uns!"

„Menschen werfen sich vor Dir nieder und beten Deine Füße an, die erhaben sind über alle anderen Werke. Deine Nahrung ist nur von Süßigkeiten; Du bist von einer Maus geboren; und Dein Palast ist der wahre Glanz. O Gott, erlöse uns!"

„Du verleihest Reichthum allen, die Dich anbeten; und Du erfüllest alle ihre Wünsche! O Gott, hilf uns! Gottheit, erlöse uns!"

„Du bist breit von Gestalt. Du trägst ein Halsband von Crystallperlen; und Du bist der Feind der Bösen, und der Freund und Erhalter aller derer, die Dich anbeten. Gottheit, hilf uns! Gottheit, hilf uns!"

„Du hältst den Dreizack in einer Hand; und Du warest mir gnädig. Gottheit, hilf uns! O Gott, erlöse uns!"

„Die Götter zittern vor Dir; und Du erhebst Deinen Arm, die Dämonen zu züchtigen. O Gott, hilf uns! O Gott, erlöse uns!"

„O Du Erst-Angebeteter, gewähre mir Weisheit und Erkenntniß, und zerstöre in mir alles Schlechte und alles Eitele und mache mich heilig. O Gottheit, hilf uns! Gottheit, erlöse uns!"

„Es heißt, daß der, welcher den Shûnk oder die Trompete zu Deinem Lobe bläst und die angezündete Artie in Anbetung Dir darbringt, alle seine Wünsche erfüllt sehen soll. O Gott, hilf uns! O Gottheit, hilf uns!"

„Diejenigen, welche Dein Lob in den Versen des Gûmpati singen, sollen sicherlich gedeihen. Sei uns gnädig! O Gott, hilf uns! O Gott, hilf uns!"

Das letzte Pujah ist an den Hanuman gerichtet; wobei der Brahmane, indem er die Sûndya und tausend Verse der Gayatri wiederholt, das Götzenbild badet. Alsdann wird dasselbe mit Carmin, der in Ghy aufgelöst ist, angestrichen und ihm die gewöhnlichen Gaben in Früchten, Gewürzen, Blättern und

Blumen dargereicht. Mit einem Kûtora in den Händen, in welches ein kleiner Mehlkuchen und Medicin gelegt sind, auf die Wasser gegossen wird, sitzt der Betende, das Lämpchen und die Opfergefäße vor sich, auf der Matte vor dem Götzenbilde, und redet es also an:

„Du bist schneller in Deinen Bewegungen als der Gedanke; und Du überholest die Winde! Du bist weiser als die Weisheit selbst; und Du nimmst all unsere Sinne gefangen! Du bist von den Winden geboren; und Du bist der König der Affen, der Liebling des Rama! Solches bist Du! O Hanuman! Ehrfurcht sei Dir bezeugt!"

„Du hast nicht Deines Gleichen an Stärke in dieser Welt! Dein Körper glänzt wie geschliffenes Gold! Du kannst die Daitya's in Asche verbrennen, und Du bist erhaben über alles Wissen und alle Weisheit!"

„Ehrerbietung Dir, O Hanuman! Befreie mich von der Macht der Uebelwollenden und Uebeldenkenden; und von der Macht der Beschwörer befreie mich! Befreie mich!"

„Bewahre mich vor Krankheit, Noth und allen Leiden dieses Lebens. Befreie mich! Befreie mich!"

„O Du von fünf Gesichtern! Ram Chander ist Dein Gott, und Unjûnie ist Deine Mutter! Bewahre mich!"

Danach macht der Betende mit seinen Fingern die Zeichen des Unganyas, dann die Hridayadinyas, indem er seine Augen schließt und seine Arme in einander schlägt, und er wiederholt diese Verse:

„O Sohn der Unjûnie und Vayu, der Gott der Winde! Deine Kraft ist groß, erhaben über alle Dinge in der Natur. Du bist der Befreier der Sita. Du bist der Vernichter des Lunka. Du bist der Freund des Urjun. Deine Stimme ist so mächtig, daß es durch das Weltall wiedertönt; und Du kannst über sieben Seen springen: Deine Augen sind gelb, Du betest die Sonne an! Du bist der Erhalter von Ungûd, Lakshman und des Affenheeres. Du bist der Zerschläger des Rawan; und Du giebst Entzücken an Rama und Sita. Eines Deiner Gesichter ist schwarz: es blickt nach dem Osten. Das Eine gegen Süden ist gelb; das westliche ist roth; das nördliche grün; und Dein fünftes Gesicht blickt gen Himmel: es ist weiß!" [77])

Die religiösen Sekten der Hindu's.

Alle religiösen Sekten der Hindu's, so unendlich zahlreich dieselben auch sind, können unter fünf Haupt-Classen — den Pancha-upásak, wie sie heißen — begriffen werden; nämlich: den Shakta's, Vaischnawa's, Çaiva's, Saura's und Ganapatya's. Diejenigen, welche Vishnu und seine Braut oder die mannigfaltigen Formen derselben, als die schützende Gottheit anerkennen, gehören zu den Vaischnava's, diejenigen, welche in Çiva ihre besondere Gottheit ansehen, heißen Çaiva's. Die Anhänger des Sûrya, der Sonne, und des Ganesa oder Ganesch, sind unter dem Namen der Saura's und Ganapatya's bekannt. Die Shakta's dagegen begreifen die Anbeter von dem Shakti des Çiva, in all seinen furchtbaren Gestalten, in sich. Jeder Hindu, welches auch seine Stellung im Leben sein mag, muß zu einer dieser fünf Sekten gehören; sollte er auch allen drei und dreißig Coti's der Götter oder Göttinnen des Hindu-Pantheons Verehrung darbringen, so muß er dennoch eine der fünf Gottheiten, als seine Ishta-Devata oder erkorene Gottheit anerkennen. Deshalb besitzt jede dieser Sekten bestimmte Gebete und Formen, nach denen sie ihren religiösen Pflichten nachkommt, welche der Schüler aus den Shastra's oder aus dem Munde eines Brahmanen lernt. Außer diesen allgemeinen Mantra's, deren sich jeder Hindu, ohne Rücksicht auf seine besondere Sekte, bedienen kann, giebt es noch die Bij, oder besondere Formeln und Sprüche, die er nur von den geheiligten Lippen seines geistlichen Lehrers empfangen kann. Sie werden streng geheim gehalten, und müssen, als die heiligste der Pflichten, täglich hergesagt werden. Der Gott oder die Göttin, an welche die Bij oder Mala mantra gerichtet ist, wird des Betenden Schutzgott, dem er sich für ewig verbunden hat.

Unter den verschiedenen Glaubensgenossenschaften der Hindu's gehört die der Shakta's zu den zahlreichsten und einflußreichsten; denn sie umfassen beinahe drei Viertel der Einwohnerzahl von Bengalen, während von dem Reste drei Theile den Vaischnava's und ein Theil den Çaiva's angehört. Auch sind sie ihrer gesellschaftlichen Stellung nach von besonderer Bedeutung, indem sich unter ihnen die höchsten Classen befinden; denn ein Brahmane reinster Caste würde seine erhabene Stellung einbüßen, wollte er, als seinen Dienst verrichtender Priester, einem Sudra dienen; deswegen sind diejenigen Brahmanen, welche solche Pflichten übernehmen, von niederem Range, und

werden dadurch Patita oder entwürdigte Brahmanen. Dagegen macht eine Classe von Brahmanen, die nicht so erniedrigt werden, hiervon eine Ausnahme, nämlich die Goschmami's, die erblichen Guru's der Vaischnava's, welche die Mantra's an Sudra's jeden Ranges geben dürfen und in deren Häusern essen können, ohne deshalb exkommunicirt zu werden. Aber daher kommt es, daß die Vaischnava's unter den Shakta's stehen, weil diese keinen Brahmanen als ihren Guru anerkennen würden, der mit den Sudra's aller Classen verkehrt hat [78]).

Unter den Shakta's herrschen drei verschiedene Auffassungen ihrer geheimnißvollen Prinzipien: Shakti, Máya und Prakriti. Die älteste, aber am wenigsten Anklang findende Lehre ist die, welche Shakti als die Macht und Kraft der göttlichen Natur in ihrer Thätigkeit betrachtet, und diese thätige Energie ist nach der dem Hinduismus eigenen Idee in eine weibliche Form gekleidet. Eine solche Auffassungsweise entspringt den ältesten Schriften, nach denen der Wille und die Absicht, das Weltall zu schaffen, nicht bloß von dem erhabenen Brahma ausgehet, sondern als ein Theil und eine Braut von ihm und mit ihm verbunden ist. Wie die Sama-Veda sagt: „Er fühlte keine Wonne darin allein zu sein. Er wünschte ein Anderes (ein Nicht-Ich), und sofort wurde ein solches. Er verursachte sein eigenes Selbst zwiefältig, dualistisch zu werden, und so wurde Mann und Frau. Er nahete sich ihr und so wurden menschliche Wesen geschaffen."

Aus diesen metaphysischen Andeutungen bildeten sich wirkliche, sich an den Buchstaben haltende Begriffe, deren Annahme und Verbreitung die Purana's wesentlich förderten, indem sie den Begriff des weiblichen Prinzips von dem des erhabenen Brahma sonderten. Die erste Kundmachung der göttlichen Energie, der Wille oder Wunsch derselben, wird Shakti oder auch Ichharapá genannt, das heißt der Wunsch, eine Form anzunehmen, die in einer in sich gesonderten Existenz lebt, und diese Form, deren er sich bedient, ist die einer Frau. Deshalb heißt es in den Prakriti Khanda (einer Abtheilung des Brahma Vaibertta Puran, die ausschließlich dem weiblichen Prinzip geweiht ist): „Brahm oder das höchste Wesen, entschlossen, das Weltall auf die Macht des Yoga zu gründen, wurde in dieser Handlung in sich selbst zweifach, die rechte Hälfte wurde ein Mann, die linke eine Frau."

Nach den Theorien der Vedanta und denen der Púrana's ist der philosophische Begriff aufgestellt, daß alle geschaffenen Dinge als vorübergehend, [illegible] wirklich seiend, geschaffen sind, und der Shakti oder thätige Wille der

Gottheit wird stets als Máyá oder Máhámáyá (Einbildung, Täuschung oder Idee) bezeichnet. „Seine Selbstkraft, in sich die allverbreitende Form der ganzen Welt, heißt es in der Karma-Parau, wird Máyá genannt, denn so thut es der Herr, der Beste der Männlichen und begabt mit Einbildung, macht er, daß es in sich zurückkehrt. Das Shakti, von welchem dies Sein eine Täuschung ist, ist endloser Form und ewig, und entwickelt fortwährend das ganze Gebilde des Mahesa."

Eine andere Theorie, welche wesentlich dazu beigetragen hat, den Charakter des Shakti zu bilden, beruhet auf der der Sankhya-Philosophie. Nach deren System ist „die Natur — Prakriti, Mula Prakriti oder Adi Prakriti — bestimmt von ewiger Dauer zu sein, unabhängigen Ursprungs, verschieden vom höchsten Geiste, fruchtbar ohne erzeugbar zu sein und schaffendes Wesen aller Dinge, selbst die Götter inbegriffen." Den Anhängern des Çiva und des Shakti ist die Auflösung der Körper mit Bezug auf die Materie nicht wirklich, diese bleibe in sich unzerstörbar, obgleich ihre Veränderungen eine unablässige Reihenfolge des Wechsels bedingen. Die Macht, welche diese Wechsel unablässig erzeugt, müsse nothwendigerweise in sich selbst die Eigenschaften von Erschaffung und scheinbarer Vernichtung bergen. Aber diese Macht und Materie sind zwei ganz verschiedene, für sich bestehende Prinzipien in der Natur; die eine thätig, die andere leidend, die eine männlich, die andere weiblich; und die Erschaffung war der Ausdruck der geheimnißvollen Verbindung dieser Prinzipien.

Das ursprüngliche Prakriti wurde anfänglich unter einer bestimmten Zahl von Formen aufgefaßt; aber in Betracht der hauptsächlichsten Veränderungen im weiblichen Prinzip oder Element weichen die Hindu-Shastra's von einander ab, und im Geiste der Hindu-Religion, die sich in Bildern und Vorstellungen gefällt, wird dies durch drei verschiedene Formen, die den drei Guna's oder Eigenschaften des höchsten Wesens bei der Erschaffung der Welt zum Grunde liegen, ausgedrückt. Die thätige Kraft Brahmana's umfaßt drei Elemente: Satwa, Raja und Tama — Güte, Leidenschaft und Laster — als die weiblichen Eigenschaften, an welche, als erste Kundgebungen des Shakti, man glaubt. Vaischnavi, die Braut des Vishnu, ist die männliche Persönlichkeit des Satwa Guna; Brahmani, die Braut des Brahma, die männliche Persönlichkeit des Raja Guna, und Raudri, die Braut des Çiva, die männliche Persönlichkeit des Tama Guna. Jede dieser drei weiblichen Gottheiten

ıt eine Menge verschiedener Namen, deren beliebteste sind: Lakshmi, Saras-
ati oder Savitri und Dûrga oder Kali.

Die Shakti bedeutet in ihrem weitesten Umfange die allegorische Vor-
llung von der thätigen Energie Gottes und ist synonym mit Mûla' Prakriti,
r ursprünglichen Quelle der Götter und Menschen. Im engeren Sinne ist
allein in Çiva-Shakti begriffen, dem Tamasi oder dem Ursprunge der Dun-
lheit und der letzten der drei Formen des ursprünglichen Prakriti. Diese
raut des Çiva ist jener Shaktibegriff, welchen die Shakta's
ıter so mannigfaltigen Formen anbeten. Die Anbeter des Vishnu
hakti gehören der Vaischnava-Sekte an; denn weder Brahma noch Brah-
ani, seine Braut, besitzen besondere Anbeter unter den Hindu's.

Die Hindu-Theologen haben sich vergeblich bemühet, irgend einem Gotte
n ersten Rang einzuräumen, ihn gleichsam zum Herrscher über alle zu machen.
ie Shakta's suchen in der Braut des Çiva, wie sie in einer oder der anderen
er furchtbaren Gestalten dargestellt ist, ihren Schutzgott. Sankaracharjya,
r berühmte Ausleger der Veda's, kämpfte für die, dem Çiva zugeschriebenen
genschaften und befestigte die Sekte der Çaiva's, welche Mahadev als höch-
s Wesen anbeten und die unabhängige Existenz des Vishnu und die anderer
ottheiten ableugnen. Madhava Acharjya und Vallabha Acharjya haben in
rselben Weise die Sekte der Vaischnava's, die Vishnu als ihren Gott anbe-
ı, ins Leben gerufen. Die Saura's verehren die Sonne und wollen von
ner anderen Gottheit etwas wissen. Die Ganapatya's verehren Ganesa als
njenigen Gott, der alle göttlichen Eigenschaften in sich vereinigt [79]).

Die Shakta's, welche die weibliche Eigenschaft als das besondere Göttliche
sehen, betrachten ihre Göttin als die einzige Quelle des Daseins und des
bens. Sie ist ihnen in allen Dingen, alle Dinge in ihr und außer ihr nichts;
ın Brahma und alle sind von ihr geboren, und von den beiden unsterblichen
ingen: Çiva und Shakti, ist dieses das größte. Deshalb sind aus den Pûra-
's diejenigen Prinzipien entnommen, welche die Anbetung des weiblichen
ins hervorheben, und die Formen, unter denen die Anbeter ihren religiösen
lichten nachkommen, finden sich in den Tantra's. Es sind Enthüllungen Çiva's
Parbatti, von Vishnu bestätigt, und heißen deshalb A'gama, von den An-
ıgsbuchstaben der drei Worte in einem Verse der Sadala Tantra. Denn, vom
unde des Çiva kommend, und gehöret von der berggeborenen Gottheit und
genommen vom Sohne des Vasudeva, wird es deshalb A'gama genannt.

Diese Enthüllungen sind in Form von Gesprächen zwischen Çiva und seiner Braut abgefaßt, und zwar meist unter den Formen als Uma' und Parvati, je nachdem es dem Hinduschriftsteller am besten zusagte. In diesen Gesprächen der Göttin mit ihrem Herrn befrägt sie ihn, wo von der Religion die Rede ist, über die besten Mittel, einen Aufenthalt im Himmel und gänzliches Freiwerden zu erlangen, und über den Gebrauch der verschiedenen Ceremonien. Der Gott geht in weitläuftige Auseinandersetzungen ein und erklärt endlich, daß er allein aus Liebe zu ihr sich habe verleiten lassen, die Geheimnisse zu enthüllen, welche sonst Niemand wissen dürfe, und er müsse ihr deshalb Verschwiegenheit aufs strengste anbefehlen, damit nicht Unberufene eingeweihet würden [80]).

Die Shakta's bezeichnen sich durch drei Striche, welche in halbkreisförmigen Linien auf der Stirn herabfallen und mit der angefeuchteten Asche ihres heiligen Feuers gemacht werden, oder, wenn solche nicht zu haben ist, mit röthlichem Sandelholz. Manchmal fügen sie denselben einen kreisförmigen rothen Strich bei, der von der Mitte der Stirn bis zur Nase herabgeht, und dieser ist der Çivasekte besonders eigenthümlich. Beim Hersagen der Mantra bedienen sie sich der Finger und wenn solche hundertmal wiederholt ist, legen sie als Symbol hundert Körner (Ahola) vor sich, welche zu diesem Zwecke vorräthig gehalten werden. Ihr Rosenkranz besteht gewöhnlich aus hundert Perlen, und wird in Japs getheilt, um die Namen der Göttin wiederholen zu können, und wo der Kranz endet, befindet sich eine Perle von größerer und anderer Form oder ein seidener Büschel. An jede Perle oder Bohne knüpft sich eine Bedeutung, — Shakshis, Zeugen — und wenn alle geschoben sind, werden Zeichen gemacht, welche die Anzahl der Wendungen andeuten. Die Perlen bestehen aus Korallen, oder einem Steine, Sphatic genannt, oder aus Menschenknochen, oder den Zähnen eines Shandala; diese sind die gesuchtesten, weil ihnen Wunderkraft beigemessen wird. Außerdem werden Bänder um den Hals, den Kopf und die Arme getragen, welche aus den Saamenkörnern der Rudrashka und aus den sunkhya gutika (ein Gemisch aus fünf Dingen, von denen Kuhdünger und die Asche von Kuhdünger zwei sind) gemacht sind.

Verschiedene mystische Figuren oder Zeichen, Jantra's genannt, besonderen Gottheiten zugeeignet, werden auf den Fleck gezeichnet, auf welchen das Opfergefäß gesetzt wird. Diesen Zeichen schreiben die abergläubischen Hindu's große Macht zu; die dem Vishnu geheiligte Jantra wird mit ✝ bezeichnet,

wogegen das heilige Zeichen der Çaiva's aus zwei in einander verschlungenen Dreiecken (dem Hexagramm ✡) besteht. Ein Triangel stellt Çiva dar, die drei großen Eigenschaften in sich vereinigend, der andere bedeutet seine Gemahlin und ihre Umgebungen. Das charakteristische Zeichen der Shakta's ist ein durch einen Strich getheilter Winkel.

Die Shakti's des Çiva, welche die Shakta's zum besonderen Gegenstande ihrer Verehrung machen, sollen anfänglich sechzig verschiedene Formen angenommen haben, deren jede wieder ihre eigenen Abtheilungen hatte, und diese zweiten Vorstellungen des Shakti erhielten wieder besondere Formen, welches so bis ins Unendliche fortgeht. Selbst die Kuh und der Schakal sind Theile des Bhagabati und werden verehrt. In der Hauptsache sind es jedoch nur zehn Formen des Çiva Shakti oder große Vidya's, unter denen die Shakta's die Braut des Çiva als ihre Schutzherrin anbeten [81]).

Die Shakta's zerfallen in zwei Abtheilungen, in die Dhakshinachári's und die Vamachári's, oder die Nachfolger der rechten Hand und die der linken Hand, der religiösen Form gemäß. Wenn die Anbetung des Shakti, den Pûrani-Verordnungen nach, öffentlich und frei von allen obscönen und schmutzigen Gebräuchen, im Einklange mit den Veda's vollzogen ist, so begreift dies die Dhakshina oder rechte Handform des Gottesdienstes in sich, und diejenigen, welche sich dieser reineren Form zuwenden, sind die Dhakshinácharis [82]). Unter den verschiedenen Weisen, wie dieser Gottesdienst ausgeübt wird, sind die folgenden die wichtigsten.

Auchmana begreift das sich Reinigen der Betenden in sich, wobei dieser aus einem kleinen kupfernen, mit Wasser gefüllten Gefäße mit der linken Hand, vermöge eines kleinen kupfernen Löffels, Wasser herausnimmt, und in kleinen Tropfen auf das Innere der halbgeschlossenen rechten Hand ausgießt. Dies muß er dann mit den Lippen dreimal auffangen, und mit den Fingern in schneller Reihenfolge die Lippen, die Augen und andere Theile des Kopfes berühren, und dabei bestimmte Formeln hersagen. Die Vorschrift sagt, wie das Wasser genommen, aufgesaugt und getröpfelt wird, und, daß es gerade soviel sein muß, daß es bis zur Kehle reicht und nicht weiter.

Die Shasti Váchana ist der Theil der Ceremonie, welcher in der Absicht vollzogen wird, dem Anbeter glücklichen Erfolg in seinem Unternehmen zu sichern. Bei dieser Gelegenheit werden der Monat, das Alter des Mondes und der Tag, an welchem die Ceremonie stattfindet, ausgesprochen, und dann

werden solche dazu passende Mantra's hergesagt, die, guten Vorbedeutungen gleich, einen glücklichen Ausgang erwarten lassen.

Sankalpa ist ein Gebet der Bitte. Der Betende spricht den Gegenstand offen aus, an dessen Erhörung sein Herz hängt, wobei wieder des Monats, der letzten vierzehn Tage, ob dunkel oder hell, und des Mondstandes Erwähnung geschieht. Zugleich muß er seinen eigenen Namen, sowie den seines Gotra aussprechen, welches einer der Rishi's oder der eines Heiligen ist. Während dieser Gespräche muß er eine Frucht, welches gewöhnlich eine Betelnuß oder eine Haretaki ist, in das in einem kleinen kupfernen Gefäße (kosha) befindliche Wasser legen und dies in der Hand halten.

Ghatastapana ist das Aufstellen des Topfes. Es besteht darin, einen aus Erde gebrannten oder aus Metall geformten Topf oder Wasserkrug auf einem kleinen, zu diesem Zwecke errichteten Erdhaufen zu stellen; wer sich hierbei des Schlammes der geheiligten Ganga bedienen kann, macht sich der Gottheit noch wohlgefälliger. Das Gefäß wird mit Wasser gefüllt, ein Bündchen Mangoblätter nebst einer Cocusnuß oder einem reifen Pisang werden auf die Oeffnung gelegt. Der die Ceremonie vollziehende muß sich dabei das heilige Castenzeichen — Jantra — mit rother Farbe auf die Stirn malen; denn dies dient der Gottheit zum vorübergehenden Aufenthalte, weil deren Anwesenheit im Gebete erfleht worden ist.

Samanya Argha Ithapana. Dieser Theil des Gottesdienstes wird durch Gebete eröffnet, welche an die zehn Cardinalpunkte gerichtet sind, nämlich Ost, Südost, Süd, Südwest, West, Nordwest, Nord, Nordost, den Zenith und den entgegengesetzten Pol, den Nadir, denen Indra, Agni, Yama, Nairit, Varuna, Vayu, Kubera, Isha oder Mahadeva, Brahma und Ananta vorstehen. Nach dieser Ceremonie, die Argha genannt wird, muß der Betende eine kleine Quantität in Wasser aufgeweichten Reis und einige Halme des Darva-Grases auf eine Muschel sich zur linken Seite hinlegen, und sollten sich außer ihm noch einige Brahmanen dabei befinden, so muß er jedem derselben einige Reiskörner reichen, welche alsdann alle den Reis auf den Topf werfen.

Ashan Süddhi, buchstäblich die Reinigung des Sitzes, technisch die Stellung, in welcher sich der Betende bei seiner Anbetung befinden muß; diese selbst verändert sich je nach dem Gegenstande, um welchen man bittet. Die Tantra's verordnen achttausend verschiedene Stellungen. Unter diesen sind der verschiedenen Weisen, wie Hände und Finger und Füße zu halten sind, unzählige,

einige höchst lächerlich, andere kaum ausführbar. Eine, welche ungestörte Gesundheit verschaffen soll, besteht darin, daß der Körper, zur Hälfte geneigt, nur auf einem Beine ruhet, während das andere bis zur Brust geführt wird, die Arme sind dabei übereinander geschlagen und die Hände gefalten. Sie sagen, daß in dieser Stellung, die eine große Anstrengung erfordert, der Appetit auf eine außerordentliche Weise angeregt wird, was ja der Gesundheit am zuträglichsten sei [83]). Die Art, sich zu setzen, von welcher bei diesem Gebete am meisten Gebrauch gemacht wird, heißt Kamalásana oder der Liliensitz. Der Betende hat dabei beide Beine zusammengeschlagen und stützt sich allein auf das Gesäß. Welcher Stellung er sich nun auch bedienen mag, er hat jedesmal zu seiner Reinigung oder um seinem Gebete Nachdruck zu geben, noch gewisse Sprüche und Formeln herzusagen.

Bhûta Sûddhi oder die Reinigung des Körpers, heißt deshalb so, weil dem Hindu-Glauben gemäß der Körper aus fünf Elementarstoffen — Bhuta — Erde, Wasser, Feuer, Luft und Aether besteht. Bhûtayajna kommt als ein allen Wesen dargebrachtes Opfer schon in den Veda's vor. Bei Verrichtung dieser Ceremonie glaubt der Betende, daß sein alter Körper verwest ist, und, daß er einen neuen oder gereinigten wieder angelegt hat. Auf Grund des Glaubens, daß Feuer und Nektar — Amrita — sich im Gehirne jedes Menschen befinden, und daß durch dies Gehirnfeuer der alte Körper in Asche verwandelt wird, indem geistiger Nektar darüber getropft ist, findet auch die Wiedergeburt eines erneuerten Körpers statt, der durch Einfluß der Mantra's ins Leben gerufen wird.

Die Pránáyáin und Rishyadinyá's sind Eingangsgebete, die Anwesenheit der Göttin erflehend. Der Betende muß, indem er die Mantra's hersagt, seinen Athem anhalten, wobei er sich die Nasenlöcher mit den Fingern zudrückt, und sich bemühet, in diesem Zustande so lange als möglich zu verharren. Dies Bemühen, sagen die Brahmanen, führt zu den wunderbarsten Eindrücken; der Betende beginnt sich leichter und leichter zu fühlen bis er in einen solchen Zustand geräth, der ihn glauben macht, sich nach Oben erheben zu können. Sollte er es mit Hülfe der Mantra's dahin bringen, daß er ohne zu athmen einige Stunden leben könnte, so würde er die Gesetze der Natur überwinden, und in dieser sitzenden Stellung in die Lüfte emporsteigen. Von vielen Personen wird es noch heute geglaubt, daß sie diese übernatürliche Macht besitzen.

Matrikanya's und Barnanya's sind sonderbare Weisen, in denen

der Betende nach der Reihe alle Buchstaben des Sanskrit-Alphabets, sowohl Consonanten als Vokale von अ bis अः und von क bis क्ष jeden mit dem Anaswara verbunden, als ang, áng kang khang, gang, ghang und sofort bis zu Ende hersagen muß [84]). Indem er diese funfzig Buchstaben hersagt, berührt er funfzig verschiedene Theile seines Körpers, je nach den Vorschriften wie sie, bis ins Kleinste, in den Tantra's angegeben sind. Wird dabei ein irdenes Götzenbild der Göttin zum ersten Male angebetet, so berührt der dienstthuende Priester die correspondirenden Theile des Götzenbildes.

Dyána ist die Gebetsart, bei welcher der Betende beide Augen schließen muß, damit er im Geiste die Form seiner Schutzgöttin zu bilden im Stande ist, und all seine Einbildungskraft dahin zu richten vermag. Die Mantra, welcher er sich bei dieser Gelegenheit zu bedienen hat, giebt eine vollständige Schilderung von der Form, dem Umfange, überhaupt den körperlichen Zügen der Göttin.

A'báhan, Chákshudán und Pranpratishtá ist die Anbetungsweise ohne das Bild der Göttin; sie wird angerufen, sich im Gefäße niederzulassen. Dies ist einfach A'báhan (Einladung) und nach den Mantra's ruft der Betende: „O Göttin! komme her, komme her! bleibe hier! bleibe hier! Nimm Deinen Aufenthalt hier und laß Dir meine Anbetung gefallen.“ Soll jedoch ein irdenes oder anderes Bild ins Leben gerufen werden, so werden die Chakshudán und Pranpratishtá-Weisen vollzogen, oder die Handlungen, um dem irdenen Götzen Augen und Leben zu geben, damit er ein Gegenstand der Anbetung werde. Der Betende berührt dabei mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand die Brust, die Backen, die Augen und die Stirn des Götzenbildes, wobei er jedesmal diese Worte wiederholt: „möge die Seele der Göttin lange in Glückseeligkeit in diesem Bilde verweilen.“

Pujah, oder das Darbringen von Reis, Früchten, Blumen und Räucherwerk, besteht aus zwei Theilen: Panchopachára und Shorasopachára. Erstere, weniger kostbar, erfordert nur fünf Dinge: Dhúrpa, Räucherung, Dipa, eine brennende Lampe, Gandha, pulverisirtes Sandelholz, Pushpa, Blumen und Naibidda, aufgeweichten Reis in Form eines umgestürzten Kegels, verziert mit Früchten, Korn, geronnener Milch und Süßbrod. Die zweite Weise bedarf sechzehn Gaben, außer den eben erwähnten noch elf und zwar: Ashana, ein kleines Stückchen Gold oder Silber, den Sitz bedeutend, den die Göttin einnehmen soll; Swagata, eine Bewillkommung, bei welcher der Anbetende Devi

frägt, ob sie glücklich angekommen ist, sich dabei selbst mit „sehr glücklich“ beantwortend; Pádya, Wasser, die Füße zu waschen, welches vermöge eines Löffels von einem Gefäße ins andere gegossen wird; Argha, aus zehn bis funfzehn Halmen des Dúrva-Grases, Sandelholz, Reis und anderen Dingen bestehend, wird als Gabe der Verehrung dargebracht; Anchmania, Wasser, den Mund zu reinigen; Madhuparka, ein kleines metallenes Gefäß mit Ghy, Honig und Zucker gefüllt; Anchmania, Wasser, den Mund zum zweiten Male zu reinigen; Snána, Wasser zum Baden; Basana, Gewänder; Avaran, Schmucksachen für die Fußgelenke, Arme, Finger, Nase und Ohren; Bandana, das siebenmalige Herumgehen des Gebete hersagenden und Lobgesänge anstimmenden Brahmanen-Priesters um das Götzenbild.

Außer diesen beiden regelmäßigen Methoden der Pujah giebt es noch andere sehr einfache und weniger kostbare, deren sich Personen von geringem Vermögen bedienen, und wobei nur Wasser, Blumen und Sandelholzpulver dargebracht werden; wenn selbst diese nicht zu haben sein sollten, so ist Wasser allein genügend. Die heutigen Hindu's begnügen sich meist mit dieser einfachen Weise.

Lelehi Mûdra, oder die Ausführung der Handübungen, Lelehi genannt, besteht darin, daß das Innere der rechten Hand auf den Rücken der linken gelegt und die Finger geschüttelt werden. Nicht weniger als vier und sechzigtausend verschiedene Arten des Mûdra sind in den Tantra's vorgeschrieben, ein Beweis, daß die Indier sich auf Combinationsrechnungen verstehen.

Abarana Pujah, oder die Anbetung des Mahákala des Çiva. Bei jeder Form des Shakti-Gottesdienstes bilden die göttlichen Ehren, welche ihrem Gatten Çiva erwiesen werden, einen wesentlichen Theil derselben. Die Shakti allein anzubeten, wird für eine große Sünde gehalten, und ist mit großen Strafen bedrohet. Wer da Shakti anbetet, ohne des Çiva dabei zu gedenken, dessen Person ist verderbt, er ist ein Sünder und der Hölle verfallen.

Balidan oder das Opfer, gewöhnlich eine blutige Opfergabe. Kabajan Pathel ist das Wiederholen der glorreichen Thaten der Göttin, und ein sich Ergehen in Lobpreisungen.

Homa, die letzte der Ceremonien, besteht darin, daß gereinigte Butter über Feuer ausgegossen wird, welches zu diesem Zwecke auf einem Sandhaufen, einen Fuß im Quadrat, angezündet worden ist. Darauf werden die Blätter des Bilwabaumes und ein oder zwei Pisangs, in Ghy getaucht und ver-

braunt. Die Asche davon wird auf die Stirn gezeichnet und der Rest höchst sorgsam verwahrt und in einer Ecke des Hauses vergraben.

Es würde schwer, ja unmöglich sein, sich all diesen religiösen Verrichtungen täglich hingeben zu wollen; zum Glück ist auch schon eine hinreichend, und der von Geschäften bedrängte Hindu begnügt sich, seine Mula Mantra hundert und acht Mal herzusagen.

Unter den Opferweisen derer, die der rechten Hand folgen und zwar unter denen, welche eine Ausnahme von den allgemeinen Vorschriften bilden, und durch welche sich die Dhakhina's mit den Vamachari's beinahe auf gleiche Stufe stellen, ist vor Allem das Blutopfer zu nennen. Bei diesem widerlichen Akte [85]) werden unzählige Ziegen, Schaafe und selbst Büffel geschlachtet. Nach den Hindu-Shastra's giebt es zwei Arten des Bali: die Rajasa und Satwika; erstere, aus Fleisch bestehend, begreift drei Arten in sich; in diesen wird eßbares Korn und Reismilch, nebst Ghy, Honig und Butter dargebracht. Die meisten der Purana's empfehlen letztere und verdammen erstere, indem sie den Opfernden zur Sünde verleitet. Einige Pûrana's, wie die Stelle der Kalika Puran, die Rhûdiradaya genannt, wo Çiva sich an Betal, Bhairav und Bhairava wendet, empfehlen dagegen das Menschenopfer. „Durch ein Menschenopfer, so heißt es in dieser Anrede, ist Devie tausend Jahre wohlgefällig, sind es drei Menschen, hunderttausend Jahre."

Die zum Opfer bestimmten Thiere sind Ziegenböcke, Schaafe, Büffel und der Mágura (Fisch). Nachdem das dazu ausersehene Thier im Flusse oder im Hause gebadet ist, legt der ausübende Priester seine Hand an dessen Stirn, zeichnet diese und die Hörner mit rother Farbe und liest eine Anrede an die Göttin: „O Göttin, ich opfere Dir diese Ziege, damit ich in Deinem Himmel leben möge bis an das Ende von zehntausend Jahren." Alsdann sagt er ihm eine Mantra ins Ohr, streuet Blumen und Wasser auf sein Haupt, und ergreift den Kharga. Es ist das Messer, mit welchem das Thier getödtet wird; auch dieses wird zuvor geheiligt, indem der Priester es mit rother Farbe bemalt, Blumen darauf streuet, und Zaubersprüche darauf schreibt, die den Jüngern der Göttin dazu angegeben sind. Nun legt er das Messer auf den Nacken des Thieres, bietet demselben Blumen als Seegenszeichen an, und reicht endlich — wenn er nicht selbst den Akt verrichtet — dasselbe dem Manne, welcher es tödten muß und gewöhnlich ein Grobschmidt ist. Alles kommt dabei darauf an, und dies gilt als Ehrensache, den Kopf des Thieres mit einem Hiebe vom

Körper zu trennen, weshalb dasselbe mit dem Halse über einen Block gelegt wird. Mißlingt es dem Schmidt, so wird er verächtlich weggejagt; denn die Shastra's bedrohen ihn mit Rache, sein Sohn wird sterben oder die Göttin des Glücks wird von ihm weichen. Ein irdenes Gefäß, in welchem ein Pisang liegt und welches auf einem Pisangblatte steht, muß das herabfließende Blut auffangen. Wenn die Person, welche das Opfer vollzieht, nicht beabsichtigt, das Fleisch der Göttin zu opfern, so schneidet der Schlächter nur ein Stückchen vom Halse ab, legt es auf den Pisang, worauf Jemand dasselbe nebst dem Kopfe, auf welchen eine brennende Lampe gestellt wird, dem Bilde der Göttin darreicht, während der Priester bestimmte Gebetsformeln hersagt. Widerlich ist der Anblick, wenn bei großen Shakta-Opfern das Kadamati vollzogen wird, wobei sich alle Anwesenden das Gesicht und den Körper mit Blut, Schmutz und Erde beschmieren, und wenn der Kopf des Thieres auf den Harkátblock — in Form eines Y — gelegt wird, und alle mit lauter Stimme: „O Mutter Dúrga, o! Kali, Jagadamba!" so lange schreien bis der Kopf vom Körper getrennt ist. Wenn dies vollzogen ist, ertönet das Getöse der Tamtams und der Becken und Flöten, und die Versammelten überlassen sich, gleich den wildesten Kannibalen, dem Tanze, schwülstigen Gesängen und den obscönsten Gliederbewegungen. Nachdem alles vorüber ist, baden sie sich in einem Teiche und kehren heim.

Die Vami's oder Vamachari's, das heißt: die Anbeter der linken Hand, bedienen sich ganz verschiedener Formen sie verehren nicht nur die Shakti des Çiva in all ihren abschreckenden Gestalten, sondern auch ihre feindlichen Umgebungen, die Yogini's, Dakini's und die Saukini's. Dem Çiva wird dabei sein Huldigungsantheil dargebracht und zwar in der Form des Bhairava, aber die Anbetungsweise geschieht nach einem Theile der Tantra's. Sie ist verschieden von jeder anderen Weise und die Vamachari's, besonders aber eine ihrer Sekten, die der Kaula's oder Kulina, machen das größte Geheimniß aus ihrem Glauben, denn würde ihre Opferungsweise bekannt, so gingen die Wirkungen verloren.

Welcher Formen sie sich nun auch bei ihrem Gottesdienste bedienen mögen, die fünf Makára's sind unumgänglich nöthig; diese sind: Mansya, Malsya, Madya, Maithuna und Mudra — Fleisch, Fisch, geistige Getränke, Frauen und gewisse mystische Bewegungen — auch dem Zwecke entsprechende Mantra's sind dabei erforderlich, welche jedoch dem Betenden meist ganz

unverständlich bleiben. Ihr Götzendienst ist höchst entwürdigend und besteht darin, daß sie sich den abscheulichsten Ausschweifungen hingeben, weshalb auch diese Sekte beinahe in allen Theilen Indiens verachtet wird. Ihre Versammlungen finden in der Nacht, an geheimen und abgelegenen Orten, statt, sie selbst meiden es, sich öffentlich zu dieser Sekte zu bekennen. Diejenigen, welche sich eine übermenschliche Macht anzueignen, oder irgend eine besondere Gunst zu erlangen streben, sind besonders abgeschlossen in ihren Verrichtungen, sie meiden jeden Genossen, selbst ihrer eigenen Brüderschaft gestatten sie es nicht, an ihren gottesdienstlichen Verrichtungen Theil zu nehmen.

Wenn sie sich zu Shidda's erhoben, das heißt: denjenigen Einfluß über ihre abergläubigen Mitgeschöpfe erlangt haben, der ihnen besondere, gleichsam überirdische Kräfte zuschreibt, so meiden sie allen vertraulicheren Umgang und verschließen geheimnißvoll in ihre Brust die Mittel und Wege, vermöge deren sie sich diese Gewalt erworben haben.

Unter den Vámácharí's ist der Genuß geistiger Getränke nicht nur eine Gewohnheit, sondern ein religiöses Gebot, denn ohne Wein wird keine religiöse Ceremonie verrichtet. Bei all ihren Religions-Verrichtungen, der Ausübung ihrer ceremoniellen Weisen, bei ihren öffentlichen religiösen Festen, und während sie ihre Sanskárá's und ihre demuthsvollen Huldigungen den Göttern darbringen, ist der Wein unumgänglich nothwendig. Jedes Opfer, welcher Art es auch sei, muß mit Wein besprengt werden. Aber dies darf kein fremder Wein sein, der orthodoxe Vámis wird sich vielmehr keines anderen geistigen Getränkes bedienen, als des im Lande gewonnenen Doasta, den er aus einem Becher schlürft, welcher entweder aus einer Cocusnußschaale oder aus einem menschlichen Schädel gemacht ist. Dabei führen sie die Trinkschaale mit den Spitzen der drei Finger: des Daumens, des Zeige- und des kleinen Fingers der linken Hand, dem Munde zu. Zuvor wird jedoch das Getränk in großen Flaschen, meist in Chaupala's oder irdenen Krügen, der Göttin dargeboten, und dann unter die Gemeindeglieder vertheilt, deren jedes dabei sein eigenes Trinkgefäß darreicht. Sie rechtfertigen diesen Gebrauch durch die Shastra's, in denen es verordnet sei, den Göttern geistige Getränke darzubringen. „Der Gourd (das aus der Kürbißpflanze gewonnene Getränk), das Zuckerrohr, geistige Liqueure und gährende Getränke werden anderen Opfergaben gleich geachtet, und sind der Göttin ebenso wohlgefällig, in Bezug auf die Dauer [illegible] Opfer einer Ziege."

Befindet sich der Betende allein, so gießt er sich das Getränk in das Trinkgefäß, und indem er es in der verordneten Weise vor den Mund hält und es dabei mit der rechten Hand bedeckt, sagt er seine Bij mantra; alsdann führt er den Becher, ob allein oder in Gemeinschaft, vor die Stirn, diese damit als ein Zeichen seiner Huldigung berührend, und leert es in einem Zuge. Kein Zeichen des Widerwillens darf sich äußern, kein Tropfen darf verloren gehen, indem dieser göttliche Nektar durch Hersagen des heiligen Textes in etwas Höheres verwandelt worden ist. Dreimal muß der Becher geleert werden, ehe der Betende andere Nahrung zu sich nehmen darf.

Sie bedienen sich bei diesem religiös bacchanalischen Feste gewisser technischer Ausdrücke; wenn Reis gereicht werden soll, so sagen sie: „vertheilt die Blumen;" der Becher heißt Pattra, Zwiebeln heißen Muskatnuß, die Flaschen oder Krüge Jantra's. Sie nennen sich und alle diejenigen, welche Wein trinken, Virs oder Helden, und diejenigen, welche sich desselben enthalten, Pasus, das heißt, Thiere. Sobald ein Kind geboren ist, so flößen sie in dessen Mund ein oder zwei Tropfen Weines ein, und zur Zeit von dessen erstem Sankra, genannt anna prasana, welches beim Knaben im sechsten Monde, beim Mädchen im siebenten Monde nach der Geburt eintritt, geben sie dem Kinde Stückchen von Kork oder Shola in Wein getaucht, um daran zu saugen, damit das kleine Wesen schon von seiner Geburt an an den Genuß geistigen Getränkes gewöhnt werde.

Zur Zeit seines mantra grahana, das ist, wenn ihm der Guru die Bij mantra gelehrt hat, trinken Beide zusammen, wobei dieser ihn anweist, wie er sich dabei des Trinkgefäßes zu bedienen hat. Wenn der geistliche Lehrer eine Kauläfamilie besucht, so versammeln sich alle Mitglieder um ihn, Männer, Frauen und Kinder trinken seine Gesundheit, sowie er selbst deren Wohlsein. Es ereignen sich bei diesem gegenseitigen Anregen im Genusse geistiger Getränke, wenn der Wein zu Kopfe gestiegen ist, sehr oft die lächerlichsten Scenen; manchmal übt dann der Schüler die Pflichten des Lehrers aus, setzt diesem seine Füße auf den Kopf, und der Lehrer unterwirft sich willig all diesen Entwürdigungen. Das Prinzip: „trink und trinke, und trinke wieder bis Du flach auf den Boden fällst; im Momente, wo Du aufstehest, trinke wieder, und Du wirst gänzliche Befreiung finden," — hat die Vámácharí's zwar nicht zu Trunkenbolden umgeschaffen, aber doch moralisch so tief entwürdigt, daß sie den Religionslehrer, der ihnen der heiligste Gegenstand ihrer Verehrung sein sollte, so verächtlich zu behandeln wagen.

In einigen der Tantra's wird das zu genießende Quantum genau angegeben, es muß wenigstens zwei Loth sein, und darf sechs Loth nicht übersteigen. Viele befolgen genau diese Vorschrift, Einige sind jedoch so vorsichtig, daß sie in einer Phiole die nöthige Menge mit sich führen und den Wein, vermöge eines Strohhalmes, langsam aussaugen; Andere bedienen sich statt des Weines des Saftes der Cocosnuß, der in ein aus Kansa gemachtes Gefäß gegossen wird; oder des Saftes der Limone, welcher, mit Zucker vermischt, der Sonne ausgesetzt gewesen ist; oder rohen, in Wasser aufgelösten Zuckers, der in einem kupfernen Gefäß aufbewahrt wird; oder des Saftes der Somalatá. Wenn sie sich, den Vorschriften ihrer Religion folgend, zum Weintrinken versammelt haben oder zu ihrem täglichen Gottesdienste — Nityakria — zusammenkommen, so pflegen sie auch wohl vertraute Freunde dazu einzuladen; wenn diese sich weigern, den Wein zu kosten, so müssen sie wenigstens einen der Finger in die Patrá tauchen und mit dem Weine ein Zeichen an die Stirn machen.

Bei allen ihren religiösen Ceremonien ist die Gegenwart eines weiblichen Wesens geboten, als des lebendigen Repräsentanten, gleichsam des Typus der Göttin. Solche Ceremonien sind ihrer Natur nach verschieden und werden Sádhaná's genannt. An einigen derselben, die mehr Gefühl für Schicklichkeit zeigen, wozu die düsteren Verrichtungen des Kali-Dienstes gehören, nehmen ihre Frauen Antheil; gewöhnlicher sind es ihre Geliebten, die zu Genossinnen bei diesen Orgien gewählt werden. Dann nimmt die Handlung einen höchst unsittlichen Charakter an, die Schöne, aller ihrer Gewänder beraubt, muß sich auf die Lende des nackten Geliebten setzen; aber wehe! wenn ihnen dabei böse Gedanken oder Absichten in den Sinn kommen. Diese Anbetungsweise — Mantra Sadhaná — wird sehr geheim gehalten und soll übernatürliche Kräfte erwecken; sie besteht einfach im Wiederholen der Mula-mantra, der die gewöhnliche Shakta-Ceremonie vorangehen oder folgen kann. Selbige beginnt erst nach zehn Uhr Abends; der Betende zieht sich in ein Privatgemach zurück, ruft dahin seine Frau oder seine Geliebte, und nachdem er sich die für die Ceremonie erforderlichen Dinge, als: Wein, Reis, Wasser, einen Rosenkranz von Bohnen, besorgt hat und Thüren und Fenster geschlossen sind, setzt er sich mit seiner Geliebten vor eine brennende Lampe und trinkt mit ihr zusammen. Wenn die Aufregung des Weines das Gefühl der Scham verdrängt hat, dann nimmt die Geliebte ihren Sitz ein. Beide wiederholen ihre Mantra bis zwei oder drei Uhr des Morgens, allein unterbrochen vom Ausleeren des Trinkgefäßes, und

überlassen sich dabei den unschicklichsten Hingebungen. Selbst reiche und im gesellschaftlichen Leben für achtbar gehaltene Hindu's ergeben sich diesen abscheulichen Orgien, und scheuen sich nicht, die Geliebte in ihrem Hause, mitten in ihrer Familie, zu beherbergen.

Eine andere Anbetungsweise, welche Shava Sádhaná genannt wird, dient dazu, über böse Geister, männliche sowohl als weibliche, als den Dana's, Tál, Betal, Butas, Pretas, Sankinis, Dakinis, entweder Gewalt oder eine Zusammenkunft mit ihnen zu erhalten, damit sich der Betende derselben zur Ausführung irgend eines Vorhabens bedienen kann. Zu dieser Anbetungsweise ist ein todter Körper erforderlich, und ein Chandala wird allen anderen vorgezogen; aber am sichersten gelangt man zu diesen höllischen Regionen, wenn der Chandala eines gewaltsamen Todes und zwar an einem Dienstage oder an einem Sonnabende, oder beim gänzlichen Verschwinden des Mondes — Tagen, die der Káli heilig sind — gestorben ist. Der Vorschrift gemäß muß sich der Betende um Mitternacht allein in einem Smashána, oder auf einer Stelle befinden, wo Todte entweder beerdigt oder verbrannt worden sind, und die religiösen Ceremonien auf dem todten Körper sitzend verrichten. Nach den Aussagen Anderer muß er sich in der tiefsten Dunkelheit der Nacht vier leblose Körper verschaffen, deren Köpfe abschneiden und heimbringen. Nachdem er diese unter die vier Ecken eines Tischbrettes gelegt, setzt er sich darauf und unter Anleitung eines Guru vollzieht er die Verrichtungen, welche mit dem Genusse von Wein, Reis und Korn und dem Hersagen seiner Mula Mantra abschließen. — Bald nach diesem Gebete, das Jap genannt wird, werden sich des Anrufenden allerlei Empfindungen der Furcht bemächtigen und sich ihm unzählige furchtbare Erscheinungen nahen; nämlich höllische Wesen, einige gleich Gerippen, andere einfüßig oder mit rückwärts geformten Füßen; noch andere mit brennenden Fackeln in ihren Händen, die sie von den Scheiterhaufen der Todten hinweggeschleppt haben; oder andere von riesiger Größe mit schrecklichen Gesichtern, mit Würmern bedeckt, die vom Körper herabhängen, werden ihn in furchtbar wilder Weise tanzend umkreisen und ihn mit Vernichtung bedrohen. Der todte Körper, auf welchem er sitzt, scheint sich plötzlich zu beleben, seine matten Augen fangen an zu leuchten, werfen wüthende Blicke um sich, bald scheint er zu lachen, bald zu wimmern, dann öffnet er wieder den Mund, als wolle er den verschlingen, der seine Bürde ist, endlich sucht er sich zu erheben, als wolle er in die Lüfte steigen. Während all dieser schreckhaften

Erscheinungen muß sich der Betende ruhig verhalten, nur seiner religiösen Pflichten gedenken, und den ihm als belebt erscheinenden Körpern und Häuptern Wein und Nahrung darreichen, sie gleichsam damit zu beschwichtigen. Gelingt es ihm, seine ruhige Haltung zu behaupten, so hat er die bösen Geister bezwungen.

Der abscheulichste und das menschliche Gefühl am tiefsten verletzende Akt des Váma-Gottesdienstes ist dagegen der sogenannte Sri-Chakra, Purnabhisheka, der Ring oder die volle Einweihung. Dieser wird in Gemeinschaft beider Geschlechter von verschiedenen Casten ausgeübt, wobei hohe und niedere Casten zusammen trinken und essen; denn während dieser Ceremonien sind alle Casten Brahmanen, die sich wieder sondern, wenn dieselben vorüber sind. Der wesentlichste Theil dabei ist die Reinigung der dabei mitwirkenden Weiber, welche die Shakti vorstellen. Noch sind sie nicht so tief gesunken, ihre Frauen dazu einzuführen, sondern bedienen sich dazu der Tänzerinnen, der weiblichen Fakire, der Wäscherfrauen, der Frau eines Haarscheerers, der Blumen- oder Milchmädchen. Nach Einigen sind es sechsundzwanzig, nach anderen vierundzwanzig Frauen, die sich dazu hergeben, und unter dem Namen Kula Shakti bekannt sind.

Sie versammeln sich zu dem Zwecke inmitten der Nacht an geheimnißvollen Orten zu neun oder elf Paaren, wobei die Männer Bhairava's oder Vira's, die Frauen Bhairavi's oder Nayika's vorstellen. In einigen Fällen stellt eine Frau die Shakti vor, von je dunklerer Farbe dann ihre Haut ist, desto werther erscheint sie des Vorzugs. Sie sitzt entkleidet, mit Zierrathen und Juwelen reich geschmückt, zur Linken eines zu diesem Zwecke beschriebenen Kreises — chakra genannt — oder sie steht, mit lang heraushängender Zunge und wild herabfallendem Haare, vor den Anbetern, die sie durch Hersagen vieler Mantra's und Zaubersprüche zu reinigen suchen. Die Ceremonie endet mit Besprengung von Wein und dreimaligem Einflüstern des Bij mantra ins Ohr. Auf dieses folgt die Anbetung der Schutzgöttin, und dann die des Weibes mit geröstetem Fisch, Fleisch, Erbsen, Reiß, Wein, Süßigkeiten und Blumen. Es ist dem weiblichen Wesen überlassen, daran Theil zu nehmen; weigert sie sich jedoch, so wird ihr Wein auf die Zunge gegossen, den die Beistehenden in ein Gefäß auffangen, wenn er am nackten Körper herabfließt. Wir übergehen das Ende eines viehischen, die menschliche Natur aufs tiefste entwürdigenden Treibens, weil es unseren Gefühlen widerstrebt, in dessen Schil-

derung einzugehen; aber wir hielten uns für berufen, zu zeigen, wie tief der Mensch sinken kann, wie jeder Funken des Edleren und Besseren in ihm erstirbt, wenn er erst dem Götzendienste verfallen ist [86]).

Die Priester gewinnen über ein an solche Dinge glaubendes Geschlecht nur zu leicht großen Einfluß, und dasselbe in dem Wahne bestärkend, daß ihnen die größten Kräfte eigen sind, daß sie unmöglich Scheinendes vermögen, muß ihr Wirken höchst verderblich sein. Frauen, welche unfruchtbar sind, und Mütter, deren Kinder an unheilbaren Krankheiten leiden, suchen Hülfe bei diesen Shidda's. In deren Händen liegen, ihrem Glauben gemäß, Leben und Tod, weshalb von deren Macht die fabelhaftesten Dinge sich im Volke von Mund zu Mund verbreiten. Nächst ihnen ist eine andere Classe von Menschen sehr gefährlich, nämlich solche, welche vorgeben, daß sie Gewalt über böse Geister besitzen, unter allerlei Formalitäten — Chandujagána genannt — ihre Betrügereien ausüben und die einfältigen Gläubigen seines Geldes berauben.

Die großen Feste, z. B. das Durga Puja, das Jagaddhatri, Kali Puja, der Charak, Bavanti, Rutanti und Falahari Puja sind alles Shaktya-Feste, welche durch ihre glänzenden, die Sinne aufregenden Aufzüge das jugendliche Gemüth und die so empfindsamen weiblichen Wesen gefangen nehmen. Die Shakta-Tempel, vor welchen eine gläubige Menge stehend oder im Staube liegend täglich das: „Kali, Kali, o Mutter, rette uns, schütze uns!" ausrufen, sind der Lieblings-Aufenthalt der Diebe, Räuber, Betrüger und Trunkenbolde und aller gefallenen Frauen.

Nach den Shakta's oder Sakta's nehmen die Vaishnava's die bedeutendste Stelle ein, denn diese Sekte gehört zu den eifrigsten und rührigsten von allen, bereits zählen sich mehr als acht Millionen Hindu's zu derselben; beinahe jedes Dorf in Bengalen besitzt Anhänger des Vishnu, und noch immer nimmt die Sekte an Einfluß zu und ihre Lehre gewinnt mehr und mehr Eingang unter den Gemüthern.

Der Vaishnava ist ein Verehrer des Vishnu, des Erhalters und Bewahrers der drei Welten, des Schützlings der himmlischen Mächte und des Retters der Menschen. Ohne die anderen Götter zu verachten, glaubt der Vaishnava, daß sein Ishta-Debta — sein Glauben — seine schützende Gottheit, der Gott seiner Wahl, der erhabenste Gott und der Aufenthalt alles Herrlichen ist. Es geschah durch Vishnu's Energie und auf sein Ansuchen, daß Brahma das Weltall schuf. Alle Dinge leben, bewegen sich, und haben ihr

Sein in ihm und durch ihn. Er war es, der in jenen fabelhaften Zeiten die Form des wundervollen Fisches, des göttlichen Ebers, des schrecklichen Mannlöwen und die der unbeweglichen Schildkröte annahm. Er war es, der sich in die Gestalt des heldenmüthigen Rama begab, den Ocean durchschiffte und Vernichtung auf den zehnköpfigen König des goldenen Lanka herabschleuderte. Er versetzte sich in die Gestalt des kühnen und ewig frohen Krishna, liebkoste in den Hainen von Brindában und gewann die Herzen der unschuldigen Milchmädchen. Und, wenn das gegenwärtige Kalpa vorüber ist, wird er noch einmal in der Gestalt des gewaltigen Kalki erscheinen. Seine Keule und Chakra — der gefürchtete Sûdarsan — sind das Schrecken der Götter. Aber der mit glänzendem Haare und dem Lotusauge, Vaikantha, ist der Verscheucher des Kummers, der Gatte des Gedeihens und der Schützling der Musen.

Aber nicht alle Vaishnava's halten diesen Glauben. Sie können, ihrer besonderen Auffassungsweise nach, in vier Sampradáyi's oder Gemeinden getheilt werden: die Sri Sampradáyi, die Madhwá Sampradáyi, die Rûdra Sampradáyi und die Sanaka Sampradáyi; jede derselben zerfällt wieder in Unter-Abtheilungen, deren es vielleicht zwanzig giebt, jedoch existiren nur sehr wenige davon im unteren Bengalen [87]). Den Vaishnava's von Bengalen ist, wie gesagt, Krishna der Gott der Anbetung; er ist ihr Páram-Atma, die Seele des Weltalls; aber sie sind, gleich den beiden anderen Sekten, Pantheisten, ihr Himmel ist Vaikantha und der Götzenbilder von Krishna und Chaitanya giebt es unzählige unter ihnen.

Der Gründer der heutigen Vaishnava's von Bengalen ist Sri Krishna Chaitanya und seine Lehre, die Chaitanya-Charitámrita, oder „das Buch," ist von Krishna Dás zusammengetragen. Dies „Buch," in einem besondern Bengali geschrieben, und mit vielen Sanskritworten verwebt, macht Ansprüche, reich an poetischen Gedanken zu sein; aber es ermangelt nicht nur dieser, sondern ist schlecht, geschmacklos und sinnlos geschrieben. Ihre Lehrer geben vor, daß es der Auszug eines größeren Sanskritwerkes sei; es umfaßt siebenhundert eng gedruckte Seiten und zerfällt in drei Abtheilungen: die Adi-Lilá, die Madhya-Lilá und die Anta-Lilá; erstere erzählt die Kindheit und Jugendjahre des incarnirten Gottes, die zweite sein einsames Leben und seine mannigfachen Prüfungen und Entsagungen und die dritte die Gespräche, die er geführt hat, die Thaten seiner Nachfolger, seine Betrachtungen und die Entzückungen, die er gehabt hat.

Sri Krishna Chaitanya wurde von den Bewohnern von Nadiyá (Naba-Dwipa), seinem Geburtsorte, als ein Wunderkind erwartet, Zeichen und Verkündigungen der auffallendsten Art sollen seiner Geburt vorangegangen sein. Er war ein dreizehnmonatliches Kind, als er das Licht der Welt erblickte, zwei Monate nach Luthers Geburt, im Monat Phalgén 1485. Von nahe und fern eilte das Volk nach dem Orte, das Kind zu sehen, selbst die Himmel waren von Freuden erfüllt und die Debta's jauchzten vor Entzücken. Doch nicht nur Menschen, sondern unzählige Götter kamen und brachten dem Kinde Geschenke. Was die Eltern desselben jedoch am tiefsten ergriff, waren die zwei und dreißig Zeichen der Person des Náráyan an ihm; sie glaubten, daß in ihrem Kinde die zweite Persönlichkeit der Hindu-Dreiheit, des Befreiers und Erhalters der Götter und Menschen, incarnirt sei [88]).

Die ersten Jahre dieses angeblichen Wunderkindes sind nichts weniger als die eines unmittelbar von Gott gesandten Wesens, sondern voll der Ausgeburten eines kleinen Bösewichts, der mit allen nur erdenklichen Unarten überreich begabt ist, welche unserer sündlichen menschlichen Natur nur eigen sein können. Selbst die heiligste der kindlichen Pflichten wurde von ihm verletzt; seiner böswilligen Streiche wegen von seiner Mutter ermahnt, soll er die liebevollen Zurechtweisungen derselben mit so grausamen Schlägen zurückgewiesen haben, daß sie sich dem Tode nahe fühlte. Er stahl aus den Tempeln die Gaben, welche von Frommen den Göttern dargebracht wurden, und verunreinigte einst in seinem böswilligen Uebermuthe das Reisgericht eines geachteten Pandit von Nadyá.

Nachdem er unter dem Namen Nimai in den Wissenschaften herangebildet worden war, verheirathete er sich, und da bald darauf sein Vater starb, widmete er sich dem Lehramte. Obgleich er in diesem Wirkungskreise viele Wißbegierige an sich zog, so fühlte er sich dennoch unbefriedigt; nach etwas Höherem strebend, begab er sich auf Reisen und suchte und fand durch Studien und im Umgange von Brahmanen, „die Reichthümer der Liebe Krishna's.“ In diesem Zustande, dem Prit Praláp, fiel er in enthusiastische Krämpfe, warf sich auf die Erde, rollte sich im Staube, weinte, lachte und tanzte; er hielt den Tag für die Nacht und diese für den Tag, dabei ausrufend: Krishna! Krishna! Haribal! Haribal!

Als er sich aus diesem Zustande, dem Prem Praláp, hergestellt fühlte, verkündete er sich als Hari oder Krishna, als einziger Retter der Menschheit.

Als solcher nannte er sich Gourhari, zählte bald viele Anhänger und unter diesen auch Brahmanen. Vom Beifall und Zulauf seiner Verehrer ermuthigt, verwandelte er sich in den sechshändigen Vishnu, und verrichtete als solcher viele Wunder. Nach einer nächtlichen Versammlung, wo eine gläubige Menge ihm andächtig zugehört hatte, befahl er seinen Jüngern die Verbreitung seiner Lehre. „Gehet, sagte er, und verkündet in jedem Hause in Nadiya den Namen des Hari. Lehret Alt und Jung, den sündhaften Chandála sowohl, als den gerechten Brahmanen; dann werden sie leicht den Fluß des Todes überschreiten."

Als er Tages darauf, gefolgt von seinen Jüngern, im Aufzuge singend den Hari verkündete, wird er von zwei ihm feindlich gesinnten Brahmanen, dem Jagai und Madhai, gewaltsam angegriffen. Ein blutiger Kampf beginnt, welcher mit der Bekehrung seiner Feinde endet, die sich nun zu den eifrigsten seiner Anhänger zählen. Seit diesem Tage führt Chaitanya das Leben eines Asceten. Er entzieht sich dem Geräusche der Welt, aber bevor er seine Pilger-Wanderungen durch die Welt antritt, besucht er noch einmal seinen Geburtsort. Von hier pilgert er nun mit seinen Anhängern nach Orissa, Kattak und nach Jagannath; daselbst verweilt er viele Stunden, versunken im Anschauen des Götzenbildes. Zu neuen Wanderungen gekräftigt, wandert er nun nach dem Süden; Arme, Vornehme und Könige werden von ihm bekehrt, sein Eifer treibt ihn rastlos nach Bengalen und wieder nach Jagannath zurück. Nach seiner Weise überkommen ihn Entzückungen, die sich durch Tanz kund thun und ihm die Macht verleihen, neue Wunder zu verrichten. In diesem halb wahnsinnigen Zustande pilgert er über Benares, Allahabad und Mathura, überall tanzt er, und seine Phantasie entartet endlich zu solcher Verkehrtheit, daß ihm jeder Wasserbehälter als ein Ganges erschien; er bildete sich ein, unter den schattigen Hainen von Brindában zu wandeln, tanzend und kosend mit den Hirtinnen und Milchmädchen; oder im Ganges zu baden, und von diesen wahnsinnigen Anfällen überwältigt, ertränkte er sich eines Tages im Meere.

Die Ansichten der Gauriya Vaishnava's zeichnen sich dadurch von allen anderen Glaubensbekenntnissen der Hindu's aus, daß sie die Lehre des Bhakti oder vom Glauben als geboten aufstellen; eine Lehre, welche den Hindu's bisher unbekannt war, indem sich all ihre Forschungen mit der Kenntniß Gottes beschäftigten. Ihre Glaubens-Artikel bestehen aus fünf Stufen: Santa, der kalte Glauben, Dasya, der dienende, Sakhya, der freundschaftliche, Bátsalya, die kindliche Liebe, und Madhurya, die Liebe zu Krishna. Die Sünder

brauchen nur an Krishna zu glauben und mögen dann dem Chaitanya vertrauen. Den Prinzipien des Bhakti liegen große Tugenden zum Grunde; die Ausübung guter Werke, und die Entsagungen des Lebens und das Wissen dieser Welt stehen weit unter Bhakti.

Der Vaishnava macht sich durch seinen besondern Tiloka kenntlich, der aus zwei horizontalen Linien aus weißem Ocker besteht, die von der obern Stirn ausgehen, sich am Nasenbeine vereinigen und dann längs dem Rücken der Nase fortgehen. Nächstdem zeichnet ihn sein Halsband aus, das aus Tûlasi-Bohnen besteht, und sein Japamálá oder Rosenkranz, der gewöhnlich aus 108 Körnern zusammengesetzt ist. Seine Brust, seine Schläfe und seine Arme, und sehr oft auch seine Gewänder, sind mit den Namen des Rádha und Krishna gezeichnet. Wenn er sein Haar abschneidet, so läßt er eine kleine Locke auf dem Wirbel des Hauptes, welche bis auf den Nacken herabhängt, und mit dem heiligen Namen Chaitanya-sikha bezeichnet wird. In diesem Aufzuge einhergehend, ruft er die Worte: Gour-bada, Rádha und Krishna aus.

Der Vairagi oder ascetische Vaishnava trägt noch außerdem einen Korb oder Topf, oder eine Kürbißschaale in seinen Händen, um darin Almosen zu sammeln; jedoch bittet er darum nicht, sondern stellt sich vor die Thüre desjenigen, von dem er ein Almosen erwartet und ruft dabei aus: „Ehre dem Rádha-Krishna!“ Einige der Vaishnava's leben in Mönchsorden, Akra's, oder Math's genannt, zusammen, die aus einem Tempel, einer Wohnung für den Makanta oder Obern, und aus den Hütten für die Mönche und solchen, die für Reisende bestimmt sind, bestehen.

Die religiösen Pflichten oder Gebote, das heißt, die Sádhána's der Vaishnava's, belaufen sich bis auf vierundsechzig. Das erste und wichtigste Gebot ist, sich von einem Guru, einem religiösen Lehrer, im Guru Pádásraya unterrichten zu lassen. Es werden jedoch nur die Auserwählten mit diesen Lehren vertraut gemacht, der Mehrzahl werden keine Lehren, sondern bloße Worte aus den Vaishnava-Mantra's zugeflüstert. In einem einsamen Gemache werden dem andächtigen Gläubigen, dem Sishya, die Worte: Kling Krishna, Kling Rádha und Ring Dhûng mit schwacher Stimme ins Ohr geflüstert. Wer solche einem anderen Sterblichen anvertraut, macht sich der ewigen Glückseeligkeit verlustig.

Die erblichen Guru's der Vaishnava's, die Goshmani's genannt, nehmen den höhern Casten der Brahmanen gegenüber eine untergeordnete Stellung ein,

deshalb stehen auch die Vaishnava's niedriger als die Shakta's, indem sie keinen Brahmanen als ihren Guru anerkennen, der mit den Sudra's umgeht, und hieraus ergiebt sichs auch, daß die Männer der höheren Classen beinahe alle zu den Anbetern der weiblichen Gottheit gehören.

In den Augen der Vaishnava's ist ihr Guru, der Goshavámi, ein überirdisches Wesen. Er kommt zu seinem Schüler in großem Pomp wie ein Fürst dahergezogen, ein Herold, mit der Trisula in einer und der Trompete in der anderen Hand, geht ihm voran, seine Annäherung verkündend. Auf den Laut der Töne kommen die Bewohner aus ihren Häusern, den Gewaltigen zu bewillkommnen, denn sein Zorn ist gleich der alles zerstörenden Flamme. Der Schüler empfängt ihn in tiefer Ehrfurcht und wirft sich vor ihm auf die Erde, worauf der Guru von seinem Pferde steigt und den in Demuth hingestreckten Sishya segnet, indem er dessen Haupt mit dem Fuße berührt. Sobald sich der Aufzug dem Hause des Schülers nähert, kommen dessen Mutter und Frau heraus, erfassen die Füße des Guru's, waschen selbige und trocknen sie mit ihren Haaren. Das Wasser, womit dem heiligen Manne die Füße gereinigt wurden, wird als ein heiliger Nektar in tiefster Andacht von der ganzen Familie getrunken. Hierauf wird das Beste, was die Familie darzureichen vermag, herbeigeschafft, und zwar in solchem Ueberflusse, daß auch die Bhakta's ihren Hunger stillen können. Wenn der Guru sich gesättigt hat, kehrt er befriedigt heim, solche Einfältigen gefunden und glücklich gemacht zu haben [89]).

Die Vaishnava's halten ihre Heirathen für nicht sehr bindend, und können sich ihrer Frauen durch eine Geldzahlung entledigen; daher kommt es, daß sie sich leicht einem ausschweifenden Leben ergeben. Ebenso leicht setzen sie sich über Casten-Vorrechte hinweg, weshalb ein Brahmane unter ihnen nicht mehr geachtet ist, als ein Vairayi; eine Ausnahme hiervon machen die nicht priesterlichen Vaishnava's, welche streng am Castenwesen festhalten. Einige Vaishnava's begraben ihre Todten, die meisten ziehen jedoch das Verbrennen der Leichen vor.

Noch zweier Sekten wollen wir gedenken, die sich unter ihnen bemerkbar gemacht haben, der Spashtha Dáyaka's und der Kharta-Bhaja's. Erstere widersetzen sich dem Einflusse der Guru's und der von ihnen beanspruchten Verehrung, und sind wegen des mystischen Zusammenkommens der beiden Geschlechter bekannt. Die Kharta-Bhaja's werden als Anbeter eines Khartá oder Schöpfers so genannt und gehören zu den Anhängern des Oule Chánd,

eines Fanatikers. Ihre Lehre liegt in dem Symbolum: „Gurú Dhara, Satya Bala, Sanga Chala“ — Vereinige Dich mit Guru, folge ihm und rede die Wahrheit.“ — Sie stehen im Rufe, große Wunder verrichten zu können, heilen Krankheiten ohne Medikamente und senden Diakonen in die Welt, die Leute zu bekehren.

Außer diesen Sekten finden wir in Indien noch eine andere Sekte, welche, obgleich sie in ihrer religiösen Auffassung von der der Hindu's sehr abweicht, doch derselben Quelle entsprungen ist; nämlich die der Jaina's [90]).

Die Jaina's, eine buddhistische Sekte, unterscheiden sich von den Buddhisten außer manchen anderen Auffassungen, namentlich darin, daß sie vier und zwanzig vergötterte Helden anbeten, wogegen jene nur sieben verehren; sie beobachten das Castenwesen und ihre Götzenbilder sind nackend, wogegen die der Bûddha's mit Gewändern bekleidet sind. Bahar, der Sitz der Mond-Dynastie, wo einst der Bûddhismus in größtem Glanze herrschte, war die Wiege des Jaina-Glaubens; aber ob er daselbst entstanden, oder von scythischen Stämmen dahin gebracht worden ist, wie dies Forscher voraussetzen, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Nach Indien kam der Jainaglauben, Wilson's Angabe gemäß, im 7ten Jahrh. nach Chr.

Wir erkennen in den Jaina's gleichsam die verbindende Kette zwischen den Bûddha's und dem Brahmanenthum. Sie leugnen, gleich den Bûddha's, das Vorhandensein eines Gottes, welcher sichtbar die Dinge der Welt leitet, und glauben dagegen an die Ewigkeit der Materie; sie beten vergötterte Heilige an; sind überaus gewissenhaft in Bewahrung thierischen Lebens und in der Vorsorge für Erhaltung aller lebenden Geschöpfe. Komarpal, der letzte König von Anhulwara, wollte deshalb seine Armee nicht in der Regenzeit marschiren lassen, weil dadurch viel thierisches Leben geopfert würde. Der strenggläubige Jaina brennt selbst in der Regenzeit keine Lampe, damit nicht die Insekten von der Flamme angezogen und getödtet werden [91]).

Die Jaina's besitzen keine erbliche Priesterschaft, sowie sie auch die göttliche Autorität der Veda's nicht anerkennen, keine Schlachtopfer verrichten, noch dem Feuer eine besondere Verehrung bezeigen. Dagegen stimmen sie in vielen anderen Punkten den Lehren der Hindu's bei; ihr strenges Festhalten an Casten-Unterschiede finden wir besonders im Süden und Westen von Indien vorherrschend; weniger auffallend zeigt sich diese Sonderung im Nordosten. Wenngleich ein Jaina die vier Casten der Hindu's nicht anerkennt, so wird er

sich jedoch bei seiner Bekehrung zum Hinduismus für eine derselben erklären, und zwar für diejenige, von welcher er abzustammen glaubt. Unter ihnen selbst sind unzählige Classen-Sonderungen, die vorzugsweise bei Heirathen sehr gewissenhaft berücksichtigt werden.

Obgleich die Jaina's die Veda's nicht als göttliche Offenbarungen anerkennen, so räumen sie denselben doch in allen den Dingen Autorität ein, wo dieselben nicht mit den Grundprinzipien ihres Glaubens im Widerspruche stehen. Auch zollen sie allen Göttern der Hindu's ihre Verehrung, einige werden besonders angebetet, jedoch ihren eigenen Heiligen nachgestellt. Diese Gegenstände ihrer Anbetung sind Heilige, welche sich durch Entsagungen und Büßungen über die Götter erhoben haben; in Ansehn und Charakter denen der Bûddha's gleich, sind sie indeß sehr verschieden durch ihre Namen und ihre geschichtlichen Ueberlieferungen. Sie heißen die Tirtankera's, die vierundzwanzig Heiligen der Vergangenheit, die vierundzwanzig der gegenwärtigen Zeit, und die vierundzwanzig der Zukunft. Von diesen wird in einigen Orten Rishoba, der erste der gegenwärtigen Zeit, am meisten angebetet; aber überall sind es Parasnáth und Mahávira, der dreiundzwanzigste und vierundzwanzigste der Heiligen jetziger Zeit, denen Anbetung widerfährt. Da alle Heilige, mit Ausnahme dieser beiden letzten, einen höchst fabelhaften Charakter haben, so glaubt man annehmen zu können, daß diese beiden die eigentlichen Gründer ihrer Religion sind. In Anbetung versunken, verhalten sie sich theilnahmlos gegen die Regierung der Welt [92]).

Die Verhältnisse und die Stellung der Hindu-Götter ist unter den Jaina's eine andere; sie geben den größten Göttern der Hindu's keinen Vorzug, haben dagegen die Zahl der Götter vermehrt und damit auch die Widersinnigkeiten dieses Religionssystemes erhöht. So stellen sie vierundsechzig Indra's und zweiundzwanzig Dévi's auf. Ebenso weichen sie darin von den Bûddha's ab, daß sie den Reliquien keine Verehrung zollen und keine klösterlichen Einrichtungen besitzen. Ihre nichterblichen Priester, welche Játi's genannt werden, gehören allen Casten an, und obgleich in Kleidung und Haltung verschieden von den Brahmanen, sind sie doch denselben in mancher Beziehung sehr ähnlich. Sie tragen weite, den Körper leicht umhüllende weiße Mäntel, gehen unbedeckten Hauptes, Haar und Bart kurz abgeschnitten, führen einen schwarzen Stab und einen Besen mit sich, um die lebenden Geschöpfe wegzufegen. Aus dieser Vorsorge entstand vielleicht das Verbot des Badens, was dem Brahmanen-

gebräuche diagonal entgegensteht. Sie stehen in ihrem Wissen und ihren Forschungen den Brahmanen wenig nach und übertreffen diese noch in phantastischen Ideen über Chronologie und Geographie. Wenn die Brahmanen von Millionen reden, führen die Jaina's Hunderte von Millionen an. Ihre heilige Sprache ist Magadi oder Pali.

Die Tempel der Jaina's übertreffen an Größe und Schönheit viele Hindutempel, aber ihrer Bauart wegen, welche meist flache Dächer, Säulenhallen und Höfe zeigt, erscheinen sie eher als die Wohnungen der Vornehmen, denn als Gotteshäuser. Einige ihrer Tempel sind denen der Hindu's sehr ähnlich, manchmal kreisförmig und von den colossalen Statuen der Tirtankera's umgeben; andere sind in Felsen gehauen, wie zu Ellora, Nassik und anderen Orten, oder mit großer Kunst und Pracht unter der Erde angelegt, wie der Tempel nahe Ahmedábád, der zu einer Zeit gebauet sein soll, als der Jaina-Glaube von den Brahmanen verfolgt wurde [93]).

Unter ihren colossalen Statuen ist die eines der Tirtankera's, in der Nähe von Chinräipatan in Mysore besonders bemerkenswerth. Sie ist aus einem Felsen gehauen und hat gegen 70′ Höhe. Desgleichen befinden sich zu Mandor, im Lande des Raja von Jodhpor, achtzehn Riesen-Figuren, in bas-relief aus Stein gehauen, die Schutzgötter der Rahtor-Radschputen vorstellend. Sie stehen in einer Reihe an einen rothen Sandsteinfelsen gelehnt; drei derselben, unter diesen Ganesa mit dem Elephantenkopfe, stehen zwischen zwei Abbildungen des Bhairon, und in einem offenen Tempel; während die anderen, um gegen den Einfluß der Witterung geschützt zu sein, unter Dächern mit einem schirmartigen Vorsprunge, die von Säulen getragen werden, aufgestellt sind. Dieser Schutz ist nothwendig, weil diese Figuren mit einem farbigen Cement verziert sind, wogegen die ersten drei nur mit goldenen Linien gezeichnet und bloß roth bemalt sind. Zwei dieser neun Figuren, die aus dem Felsen gehauen sind, stellen die achtarmige Devie Mata, die Schutzgöttin der Pocken, vor, und eine mit untergeschlagenen Beinen sitzende Figur ist Kathjie, der mehrere Tempel im Lande des Raja's gewidmet sind. Die übrigen sind Halbgötter oder Helden der Vorzeit; sie sind, auf Rossen sitzend, in ihren Rüstungen und Gewändern und mit ihren Waffen aufs künstlichste gemeißelt. Sie heißen Mûlienath, und ihnen zu zu Ehren wird die große Messe jährlich zu Tilwara gehalten, indem sich daselbst die Wittwe eines dieser Helden, des Rupa-deo, verbrannte. Sie steht vor dem Pferde ihres Gatten, nächst diesem befindet sich der Held Pabujie

auf seiner berühmten schwarzen Stute, dann kommen Nandeo, Hûrba, Gogo und Mewo.

In einem zweiten abgeschlossenen Raume sind sechs andere riesenhafte unbemalte Figuren vortrefflich erhalten, unter diesen der vierköpfige Brahma, Surya oder Apollo auf einem Wagen stehend, der von einem Pferde mit sieben Köpfen gezogen wird, ferner Hamamûn oder Mûhavier, der Affengott. Die vierte Gruppe bilden Rama und seine Braut; in der fünften steht Krishna oder Kanhaja, von vier Milchmädchen umgeben, die Flöte spielend, während diese und einige wilde Thiere, die der heilige Girraj oder König der Berge, ausgesendet hat, ihm mit Entzücken zuhören [94]). Die sechste Figur stellt Çiva dar, von dessen Haaren der Ganges herabströmt [95]).

Unter allen Tempeln der Jaina's ist jedoch der aus weißem Marmor im edelsten Stile erbaute Tempel auf dem Berge A'bú, nördlich von Guzerat, das schönste derartige Bauwerk.

Die religiösen Feste der Hindu's und Jaina's und ihre vorzüglichsten Pilger-Orte.

a. Die religiösen Feste der Hindu's.

Die Festlichkeiten der Hindu's sind meist religiöser Natur; selbst diejenigen, welche ihrem geselligen Leben angehören, tragen stets den Charakter von etwas Religiösem an sich; denn der Hindu kann sich den Freuden des Lebens nicht hingeben, ohne dabei irgend eines seiner vielen Millionen Götter zugleich zu gedenken.

Das neue Jahr, welches mit dem Monat Baisakh oder Boishakha beginnt (in den letzten Tagen des April oder den ersten des Mai), gilt ihnen als eine besonders heilige, guten Werken und religiösen Pflichten gewidmete Zeit [96]). In diesen Wochen wehen die heißesten Winde über Indien, die Ebenen von Bengalen sind erstarrt von Trockenheit, eine unerträgliche Schwüle droht Menschen und Thiere zu ersticken, und der an vielen Stellen gespaltene Boden ist so heiß, daß der nackte Fuß des Wanderers von einem brennenden Gefühle gepeinigt wird. Um den lebenden Geschöpfen diese Leiden weniger fühlbar zu machen, haben religiöse Gesetzgeber den Hindu's vorgeschrieben, solchen Uebelständen nach menschlichen Kräften abzuhelfen. Vor den Häusern der Vornehmen befinden sich mächtige Gefäße mit Wasser, damit Kühe und andere Thiere ihren Durst stillen können, auf erhöheten Punkten stehen andere für die Vögel, und



für die ermüdeten Wanderer sind Holzrinnen angelegt, in welchen Korn liegt und durch welche Wasser tröpfelt. An den Zweigen des sich weit ausbreitenden Ashwat-Baumes und am Stamme der Talsipflanze hängen mit Wasser gefüllte Töpfe, deren Inhalt auf die Wurzeln sich erfrischend ergießt. Selbst die Götterbilder werden in der Abendkühle häufiger als gewöhnlich mit Früchten und anderen köstlichen Speisen beschenkt, welche den Wächtern derselben zu Gute kommen. Ueber den Häuptern des Çiva und Shâlgrâms werden Krüge mit Gangeswasser aufgehängt, um sie vor dem Einflusse der Hitze zu schützen. Brahmanen werden mit Cocus- und Betelnüssen, Bananen, der heiligen Schnur, mit Badetüchern und mit Gold aufs reichste beschenkt.

In diesem Monate bringen Mütter für das Wohl und Gedeihen ihrer Kinder die mannigfaltigsten Gelübde dar, sowie die Eheleute andere für ihr gegenseitiges Lebensglück. Die ihren Mann liebende Gattin pflegt vor ihn hin zu treten und ihn anzubeten, das heißt, die Ceremonie Savitrievrata zu vollziehen. Sie beschenkt ihn zuerst mit neuen Gewändern, behängt ihn mit Blumenkränzen und nachdem sie seinen Körper mit rothem Zinn und mit Oel gesalbt hat, setzt sie sich auf ein Fußgestell, um ihn anzubeten. Gleich den Götzen bietet sie ihm Gaben an, sagt Gesänge her und betet zu ihm, daß sie ewig mit ihm vereint bleiben möge und nimmer eine Wittwe werde. Nachdem sie ihm noch andere Liebesdienste dargebracht hat, ladet sie ihn zu einer für ihn bereiteten Mahlzeit ein, und während er sich daran erfreuet, wandelt die liebevolle Gattin siebenmal um ihn herum [97]). — In Bengalen wird der Fluß Bhâgirathi angebetet und Gott Vishnu gebadet; aber die größten Verehrungen werden dem Dhenki dargebracht [98]). Denn durch ihn empfängt das Kind den ersten Reis, und beim Hochzeitsfeste und wenn dem Knaben die heilige Schnur angelegt wird, spendet der Dhenki den Reis zum Festmahle. Es sind die Frauen, welche an einem Tage dieses Monats mit großem Glanze dem Dhenki ihre Verehrung darbringen. Der Hammer wird dann roth bemalt, mit geheiligtem Oele bestrichen, und Reis und Darva-Gras werden ihm geopfert.

Der Sage nach soll ein Religionslehrer seinem Schüler befohlen haben, das Wort Dhenki wenigstens hundertundacht Mal des Tages herzusagen. Naran, der Musikant der himmlischen Mächte und der Schutzgott dieses Balkens, war so entzückt über die Frömmigkeit des Schülers, daß er, auf einem Dhenki reitend, zu ihm kam, ihn segnete und zum Lohne in den Himmel versetzte.

Nicht minder wichtig sind zwei Schwingfeste, deren eines dem Gott

Dharmaraj gewidmet ist, jedoch in Bengalen nur in wenigen Gegenden stattfindet. Mit diesen steht aber die Anbetung eines Stück Holzes, Debansi genannt (Theil einer göttlichen Eigenschaft) in Verbindung, welchem die Kraft beigemessen wird, heilige Orte auf unterirdischen Wegen besuchen zu können.

Dagegen sind diese religiösen Schwingfeste, Sudalu- oder Chedalfeste allgemeiner im südlichen Indien verbreitet, stehen mit dem sich Selbstzerfleischen in Verbindung, werden jedoch ausschließlich nur von den niederen Casten beobachtet. Der dem Schwingen sich Hinopfernde wird entweder vermöge eines eisernen Hakens, der ihm in die Rückenhaut gestochen wird, an einem um seinen Mittelpunkt sich drehenden Balken geschwungen; oder er sitzt in einem Korbe oder auf einem Stück Brett; oder eiserne Haken werden dem Büßer in die Seiten gestoßen, mit denen er um eine Pagoda wandern muß; oder der Büßer wird vermöge eines Strickes, der seine Brust umschlingt, an den Schwingbalken befestigt. Diese abscheulichen Feste, welche von vielen Brahmanen gemißbilligt werden, sind in der Präsidentschaft Madras auf dem Lande verbreitet, und finden am meisten statt, wenn Hungersnoth, Cholera oder ähnliche Plagen sich ereignen, sind mithin nicht immer an eine bestimmte Jahreszeit gebunden. Die zürnende Gottheit zu versöhnen, werden dabei zu gleicher Zeit Ziegen, Schaafe, Schweine und Geflügel geschlachtet, und die Reichen opfern selbst Büffel. Um die Büßer zu belohnen und die Kosten zu bestreiten, werden Beiträge gesammelt. Der Schwingpfahl befindet sich nahe bei dem Platze, auf welchem die Thiere geschlachtet werden; die Köpfe der getödteten Thiere werden auf einen Haufen aufgeschichtet; aber da Männer, Frauen und Kinder, festlich gekleidet, diesem Hinschlachten der Opferthiere beiwohnen, und Zeugen des Todeskampfes derselben sind, so wird leider jedes Mitleid in ihnen erstickt; jedes Gefühl des Widerstrebens und Abscheus, das sie im ersten Augenblicke ergreift, ist bald verschwunden, der edlere, zartere Sinn geht verloren und die so aufgeregten Gemüther finden bald Gefallen an so grausamen Scenen [99]).

Obgleich diese Gebräuche in keiner der religiösen Schriften der Hindu's erwähnt werden, so muß man dieselben dennoch als wirklich religiöse Ceremonien ansehen, indem sie der Gottheit Darmarohsawmy (wie das Tamul-Volk solche nennt, oder auch Virbadra Swamy, Sohn des Çiva genannt) gewidmet sind. In einigen Gegenden dauern die Festlichkeiten zehn bis achtzehn Tage und endigen am letzten Tage mit dem Gehen durchs Feuer. Zu

diesem Zwecke wird ein Graben ein bis zwei Fuß tief und mehrere Schritte breit gemacht, und mit Brennstoffen angefüllt, durch deren glühende Kohlen der Büßer barfuß wandern muß. Nach einer Legende steht dieser Gebrauch mit Dropadie, der Gattin der Pancha Pandavas oder der fünf Brüder, deren im Mahabharata Erwähnung geschieht, in Verbindung. Am Ende des Feuers steht das anzubetende Götzenbild, neben einem Wasser, in welches sich der Büßer dann stürzt; Musik und der Beifall der zuschauenden Menge wirken aufregend auf seine Sinne und ermuntern ihn in seinem Vorhaben. Von Denen, die sich schwingen lassen, büßt mancher das Leben ein, die durch die glühenden Kohlen Wandernden sollen sich vor deren Einwirkungen vermöge eines Oeles zu schützen wissen.

Ein erfreuliches Fest ist dagegen das, auch in diesen Monat fallende Cocusnuß-Fest zu Surat. Der Nawab, umgeben von seinen Hofleuten, begiebt sich in feierlichem Aufzuge nach dem Taptiflusse, das Volk, festlich gekleidet, wogt in den Straßen oder umgiebt die Tempel und überall ertönen Musik und Freudengesänge. Am Flusse angekommen, wird der Nawab von den Brahmanen empfangen, welche nun folgendes Gebet hersagen:

„O Tapti-Göttin! Tochter der Sonne, Gattin des Meeres, vergieb uns all unsere Sünden. Sowie von Deinen Wellen eine auf die andere folgt, so laß uns die Glückseeligkeit zu Theil werden. Sende uns Fluthen von Gold und erhalte uns im Besitze von Reichthümern und Kindern."

Sobald dies beendigt ist, wirft der Nawab eine Cocusnuß in den Fluß. Hierauf werden zwölf große Körbe herbeigebracht, welche mit Cocusnüssen angefüllt und mit farbigen Blättern und Blüthen verziert sind und deren Inhalt unter die anwesenden Gäste vertheilt wird. In diesen Momenten ertönt der Donner der Kanonen von den Wällen, vermischt mit dem Freudenrufe der Menge.

Im Monate Jaischta (Mai — Juni) wird das Herabkommen des Ganga gefeiert, der Götze Jagannáth wird gebadet, die Schutzgöttin der Kinder wird angerufen und die Schwiegersöhne werden von den Vätern ihrer Frauen bewirthet. Der Tag, an welchem das Herabströmen des heiligen Flusses Ganga von der hoch gehobenen Spitze des Vaikautha gefeiert wird, wenn seine köstlichen Wasser den triefenden Haaren des schelmischen Çiva entquollen, um den Fußspuren des mit Muscheln bedeckten Bhagirath zu folgen, dann bei unzähligen heiligen Orten vorüberfloß, die sechzigtausend Söhne des

mächtigen Königs von Audh befreiete, und sich endlich in den ewig weiten Ocean ergoß, macht uns mit einem der lieblichsten Feste, dem Dasahara, bekannt, welches mit großem Glanze an den Uferbänken dieses heiligen Flusses gehalten wird, so daß die anmuthigsten Schilderungen der glühendsten Phantasie noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Beide Ufer sind von vielen Tausenden von Menschen beider Geschlechter besetzt, die in ihren weißen oder farbigen Gewändern Kränze und Blumen dem Flusse opfern, sich dann in seinen reinigenden Fluthen baden oder damit besprengen und all die Anrufungen darbringen, welche Bittenden die Hoffnung geben, ihre Wünsche erfüllt zu sehen. Priester und Brahmanen werden reichlich beschenkt und nichts verabsäumt, sich den Flußgott verbindlich zu machen, weil seine Gunst die Sünden von zehn Geburten abwäscht. Mit Einbruch des Abenddunkels sieht man unzählige Frauen und Mädchen sich dem Flusse mit brennenden Lämpchen nähern, um solche seinen Wogen anzuvertrauen. Es sind die flimmernden Lämpchen die Schiffe, welche alle ihre Wünsche und Hoffnungen tragen, eine Jede verfolgt mit der ängstlichsten Spannung ihr brennendes Schiffchen; denn bleibt dasselbe so lange leuchtend, als das Auge es zu verfolgen vermag, so ist an deren Erfüllung nicht zu zweifeln; aber sollten die Wogen es früher ausgelöscht haben, so gehen mit ihm auch die Hoffnungen unter.

Die Schutzherrin der Mütter und Kinder, die Göttin Shasti, wird als eine Frau dargestellt, welche mit einem an ihrer Brust saugenden Kinde auf einer Katze reitet. Sie ist der Liebling der Mütter, ihr werden bei der Geburt jedes Kindes die wärmsten Huldigungen dargebracht, und bis zu der Zeit, wo das Kind seine Mannbarkeit erreicht, sucht man sich ihres gütigen Einflusses durch Geschenke zu versichern. Sind die Kinder herangewachsen, so hört dieser auf, und die Göttin ist vergessen. Wenn die Kinder von Krankheiten befallen werden, so wendet sich die Mutter in ihrer Herzensangst an Shasti; aber nicht der Göttin allein werden Geschenke gereicht, sondern auch ihrer Katze, die zu den bevorzugten Hausthieren gehört. Es sind sechs besondere Religionsfeste, welche dieser Göttin zu Ehren im Jahre gefeiert werden, das glänzendste derselben ist das im Monate Jaistha. Die Hindufrauen glauben, daß die Göttin es liebt, sich in dem Stamme des Bananenbaumes zu verbergen, weshalb jeder Ort in Indien einen solchen Baum besitzt, welcher dieser Göttin besonders geweihet ist. An einem bestimmten Tage versammeln sich die

Frauen des Ortes im Kreise unter demselben und festlich gekleidet, mit Juwelen und Blumen geschmückt, bringen sie mit frohen Blicken ihre Gebete und ihre Gaben dar, im Glauben, daß die Hoffnungen und Wünsche, welche ihre Herzen erfüllen, Gewährung finden werden. Solche, welche noch nicht mit Kindern gesegnet waren, kommen gesenkten Hauptes, tief klagend, und flehen in leise murmelnden Gebeten zur Göttin, sich ihrer zu erbarmen. Ein Priester oder eine Priesterin — denn wenn dieser fehlt übernimmt eine Frau sein Amt — sagt, vom Getöse der Tam-Tams begleitet, die hierauf bezüglichen heiligen Mantra's her, worauf die mit Kindern gesegneten Frauen die kinderlosen Frauen beschenken. Nachdem die hier Versammelten in feierlichem Aufzuge heimgekehrt sind, werden die Schwiegersöhne von ihren Vätern bewirthet und dabei mit Gewändern und Blumen beschenkt.

Ein anderes religiöses Fest ist das Baden des Jagannáth. Diesen Götzen, den „Herrn der Welt,“ stellt ein elendes und häßlich geformtes Stück Holz dar [100]). Dieser abscheuliche Götze wird an einem bestimmten Tage in Gewänder gehüllt, dann aus dem Tempel getragen und auf eine für diesen Zweck erbaute Erhöhung gestellt. Während die versammelte Menge den Brahmanen zuhört, welche Vedaverse hersingen und während sie den eintönigen Gesang derselben mit Freudengeschrei begleitet, wird der Götze entkleidet und im Wasser des Bayirathi gebadet. Sobald dies beendigt ist, bringen die Gläubigen dem rein gewaschenen Gotte Blumen, Süßigkeiten und Gold, welches die Priester für ihn in Empfang nehmen. In Bengalen wird dies Fest am glänzendsten im Dorfe Serampore (Mahesch) gefeiert, wo Alt und Jung beider Geschlechter, besonders Frauen, aus den fernsten Ortschaften zusammenkommen, und wo sich alle Welt in so ungezügelter Weise den Vergnügungen überläßt, daß das sittliche Gefühl der niederen Classen aufs Tiefste darunter leidet. Mit welcher Pracht dies Religionsfest an dem bekannten Wallfahrtsorte zu Orissa gehalten wird, werden wir später kennen lernen.

In den letzten Tagen des Juni und Anfangs Juli, im Monate A'sárka, wird das mit jener Götzen-Anbetung in Verbindung stehende Ratha-Yátrá oder Wagenfest gefeiert. Nachdem nämlich der Götze Jagannáth vierzehn Tage hintereinander gebadet ist, wird er auf einen ungeschickt und schwerfällig gebauten hölzernen Wagen gesetzt, um sich dem Vergnügen einer Spazierfahrt überlassen zu können. Der auf acht bis sechzehn Rädern ruhende Wagen wird von unzähligen seiner Verehrer gezogen und glücklich wird der gepriesen, welcher

an dem Wagen mitzieht. In großen Städten, wie zu Calcutta, findet man Hunderte solcher Wagen, und in Bengalen besitzt beinahe jedes Dorf einen solchen, auf welchem der berühmteste der Hindu-Götzen seinen Ausflug unternimmt. Dem Wagen gehen Musikanten voran, welche mit den tief tönenden Mridanga's und den weitschallenden Becken den Gesang der Priester und der Sänger zu übertäuben suchen, die sich dabei in Gesängen zum Lobe und Ruhme Krishna's hören lassen. Ergötzungen, welche das sittliche Gefühl der Anwesenden untergraben müssen, beschließen dieses die Menschheit entwürdigende Fest.

Im Monate Shrábana (Juli — August) sind es das Schwingfest und die Anbetung der Königin der Schlangen, welche alle Classen, insonderheit jedoch die niederen Stände, beschäftigen.

Beim Schwingfeste, dem Jhúlana-Yátrá, wird Krishna, dem beliebtesten der Götter des Hindu-Pantheons, Anbetung dargebracht. In einem besonderen Gemache, dem Tempel dieses Gottes zunächst, hängt an Stricken, die an der Decke befestigt sind, eine Art Thron, der entweder aus Silber oder aus Holz gearbeitet ist, und auf welchen der schwarze Götze, in glänzende Gewänder gekleidet, gesetzt wird. Auf diesem Throne wird der schelmische Schaafhirt des Gokal wie in einer Wiege einige Zeit hin und her geschwungen, dann wieder nach seinem Tempel in feierlichem Aufzuge zurückgebracht, und nun versammeln sich seine Anbeter, um ihm unter Musik und Gesangbegleitung ihre Huldigungen darzubringen, und endlich werden die Wächter dieses Gemaches reichlich bewirthet. Am Abende versammeln sich Knaben und Männer, um Krishna's Liebeleien aufzuführen, wobei die hinreißend schöne Rhada und die reizenden Milchmädchen von Brindában unter den ekelhaftesten Gestalten und Grimassen dargestellt werden. Das mehr einem Geheul als Gesange ähnliche Getön von funfzig Gesängen, die hierbei hergesagt werden müssen, macht den widerlichsten Eindruck auf den Beobachter dieser abscheulichen Orgien, welche drei und manchmal fünf Nächte hintereinander gefeiert werden und Sitten und Moralität aufs Tiefste verletzen.

Die Anbetung der Schlange, der Verführerin der Mutter der Menschheit, ist den Hindu's ein Denkmal von der Gewalt und List dieses Thieres und des der Menschen unwürdigen Falles; andererseits sehen sie in der Schlange das Bild der Ewigkeit und ihrer Macht, und wollen nun durch Anbetung ihren gefürchteten Einfluß schwächen. Die Schlange war den alten Aegyptern das Emblem der göttlichen Natur, denn in ihr sahen sie die größte

Kraft, Lebensfähigkeit und das höchste Alter. In Caschmir waren nach dem Ayien Akbery gegen siebenhundert Orte, wo aus Stein oder Holz gearbeitete Figuren der Schlange angebetet wurden; die meisten der in den Felstempeln dargestellten Gottheiten haben entweder Schlangen in ihren Händen oder sind von denselben umwunden, und die Architektur der Pagoden zeigt die Schlange als ein religiöses Symbol [101]).

Während der Regenzeit kommen die Schlangen aus ihren Höhlen hervor, und jährlich erliegen viele Hundert Menschen ihrem tödtlichen Bisse. Sie zu besänftigen, wird zu verschiedenen Zeiten des Jahres die Königin der Schlangen, die gefürchtete Manása-Devi, mit Gelübden und allerlei religiösen Ceremonien angeflehet und Gaben werden ihr dargebracht, um ihren Zorn abzuwenden. Die Mütter, um ihre Kinder vor dem Bisse der Schlangen gesichert zu wissen, flehen die Gunst Manása's an; daher sieht man in den letzten Tagen des Monats die Frauen aus ihren Dörfern mit einem irdenen Gefäße nach dem nächsten Teiche wandern; in demselben sind Reis, Milch und Zucker zusammengemischt, welches sie der Göttin für den Schutz ihrer Kinder anbieten, und da der Götze es nicht genießen kann, so verzehren sie selbst die ihm dargebrachte Gabe. Im Glauben, daß ihre Bitte Erhörung gefunden hat, kehrt die Mutter heim. Wenn die Frauen verhindert sind, sich ins Freie zu begeben, so verrichten sie diese Ceremonie, Bhan-bhojan genannt, im Hause; aber all dieser frommen Verrichtungen ungeachtet, werden Kinder von den Schlangen gebissen. Wenn ein solches Unglück eintritt, so ist es jedoch nicht die Schuld der Göttin, sondern der Kinder, die in ihrer Verehrung für die Göttin sich vergaßen, oder der Mütter, welche die erzürnte Göttin nicht zu besänftigen verstanden. Bei der Ceremonie wird das Bild der Göttin, die auf einer Wasserlilie sitzt und von Schlangen umkreist ist, in Demuth angebetet. An einigen Orten wird sie durch einen Zweig des Schlangenbaumes (einer Art euphorbia), oder durch einen mit Wasser angefüllten und mit Schlangen bemalten Topf dargestellt. Unter allen Ortschaften, wo es gefeiert wird, ist es am glänzendsten in einem kleinen Dorfe im Distrikte von Hugly, wo sich viele Tausende zu dem Zwecke versammeln. Männer, Frauen und Kinder kommen mit Gaben, um den Zorn der Götter zu beschwichtigen.

Die wichtigste Rolle spielen dabei die Schlangenfänger oder Schlangen-Bezähmer, Máls genannt. Tribunen sind dem Bilde der Gottheit zu Ehren aus Bambus aufgerichtet, und dahin werden Gefäße gebracht, die mit

Schlangen der mannigfaltigsten Arten gefüllt sind, von der schlanken und harmlosen Hele bis zur Boa Constrictor und der furchtbaren Cobra de capello. Die Mál's, von berauschenden Getränken aufgeregt, besteigen die Tribunen, nehmen die Schlangen aus den Gefäßen, um sich von ihnen in den Arm beißen zu lassen. Von dem betäubenden Beifallsgeschrei unzähliger Zuschauer aufgemuntert, lassen sie sich den Körper so lange von den Bissen zerfleischen, bis das Blut herabtröpfelt; einige fallen von der Tribune herab, als seien dies die Folgen der Wirkungen des Schlangengiftes, aber durch wiederholte Anrufungen zur Göttin gestärkt, erheben sie sich bald wieder, um dies wahnsinnige Treiben fortsetzen zu können. Alle diese blutigen, scheinbar so gefährlichen Vorstellungen sind nichts als bloße Spielereien, indem die Schlangen vorher, ihrer Giftzähne beraubt, unschädlich gemacht worden sind. Die von Bewunderung fortgerissene Menge der Zuschauer weiß dies nicht, sondern glaubt, daß die Mál's die erwählten Diener des Çiva und die Lieblinge des Manása sind.

Die Kenntniß der Mál's von der Natur, den Gewohnheiten und den Eigenschaften der Schlangen ist bewunderungswürdig; sie folgen der Schlange in ihre Schlupfwinkel und verstehen es, selbst die giftigste und gefährlichste dieser Reptile, wie die Cobra, ihrem Willen zu unterwerfen. Bei Ausübung dieses Geschäfts ist es ihre Gewohnheit, gewisse Zaubersprüche herzumurmeln, in denen die Namen Manása und Mahádeva am häufigsten vorkommen. Sie führen dabei stets ein Bündel von Wurzeln aus besondern Pflanzen mit sich, welches den wirklichen Zauber der Betäubung ausübt. Denn, sobald die Schlange aus ihrem Loche wüthend sich herauswindet und den Angreifer zornig mit dem Kopfe anhißt, während ihr Körper, zusammengerollt, zur Stütze dient, braucht der Mál ihnen nur diese Wurzeln vorzuhalten und sie sinken sofort gleichsam leblos wie ein gelähmter Aal zusammen.

Im Monate Bhádra (Ende August — Anfang September) wird das große Fest der Geburt Krishna's gefeiert. Dieses Fest, „die Freude des Nanda," Nandotsaba genannt, ist dem Andenken des berühmten Schaafhirten-Königs gewidmet und wird von den Vaishnava's vorzugsweise beobachtet. Sie reinigen Tages zuvor ihre Häuser, machen sich am Festtage einander Geschenke, kleiden sich in ihre besten Gewänder und überlassen sich dem Genusse der ausgewähltesten Speisen. Wenn das Fest vorüber ist, wird gefastet und gebeichtet. Für die Goschavámi's ist es eine Zeit der Erndte; denn an diesem Tage werden sie von ihren blinden Anhängern aufs Reichlichste beschenkt.

Die Ceremonien des Festes selbst sind höchst schmutziger Art. Wenn in früher Morgenstunde den religiösen Vorschriften Genüge geschehen ist, wird im Hofe ein Loch gegraben und in dasselbe geronnene Milch, Turmerica (eine Wurzel von gelblicher Farbe) und einige andere Dinge hineingeworfen. Die Anhänger Krishna's springen nun in dies Loch, beschmieren sich den Körper mit diesem Schmutze, und durchziehen in diesem Zustande Haus und Dorf so lange, bis ihre Kräfte erschöpft sind; dann stürzen sie sich in einen Teich, um sich den Körper zu reinigen. In der kühlen Abendstunde versammeln sich die Vaishnava's, um, vom Spiele der Mridanga begleitet, dem Radhá und Krishna Loblieder zu singen; dabei durchziehen die Ausgelassenen die Straßen, tanzen, lachen und weinen und die am höchsten Begeisterten werfen sich, von Entzückungen erfaßt, zur Belustigung der Anwesenden auf den Boden.

Eines der beliebtesten aller Feste wird im Monate Ashwina (Sept.—Okt.) der Göttin Dûrga zu Ehren gefeiert. Alle Geschlechter und alle Stände, die Männer, Frauen und Kinder der Armen sowohl als der Reichen, der stolze Brahmane sowie der verachtete Chandál sehen dem Tage mit Entzücken entgegen; Jedermann ist bemüht, diese Zeit im Kreise der Seinigen zuzubringen. In den Städten und selbst in Calcutta schließen die Mofûssiliten ihre Läden, der Handwerker legt seine Werkgeräthe bei Seite, und der Landmann läßt seinen Pflug ruhen; denn in den drei Pajá-Tagen ist Jedermann bemühet, nach all seinen Kräften den höchsten Glanz zu entfalten und den größten Reichthum zu zeigen. Die Unbemittelten haben zu diesem Zwecke Ersparnisse gemacht und da diese nicht ausreichend sind, indem jede Familie neu gekleidet erscheinen will und es geboten scheint, sich der Lust und Freude auf die zügelloseste Weise hinzugeben, so wird in diesen Tagen sehr oft der Verdienst eines ganzen Jahres solchem unverständigen Wesen zum Opfer gebracht.

In allen Ortschaften ertönt der Klang der Musik des unmelodischen Tamtam, Ausrufungen der Freude lassen sich hören, Glückwünschungen werden gewechselt und nur frohe Gesichter sind zu sehen; denn Jedermann soll eingedenk sein, daß es der Zeit gilt, wo die Göttin Dûrga, das weibliche Wesen, durch deren Einfluß das Weltall geschaffen wurde, die Gattin des Bhang essenden Gottes Çiva, außer vielen andern unsterblichen Thaten, den Riesen Mahisa vernichtete, diesen Gewaltigen, der die Götter übel behandelte und die Bewohner der drei Welten unterdrückt hatte. Zu diesem Zwecke wird die Göttin als ein furchtbar drohendes, zehnarmiges Wesen dargestellt; mit verschiedenen

Waffen in ihren Händen, steht sie mit dem rechten Fuße auf einen Löwen gestützt, während sie mit dem linken dem Riesen auf die Schulter tritt. Eine Schlange, die sich ihren Armen entwindet, versetzt ihm den tödtlichen Biß ins Herz. Ueber ihrem Haupte ist sie von einem Bogen geziert, der, gleich einem Heiligenscheine, die widerliche Schöne umgiebt, und dahinter und zur Seite sind ihre vielen Begleiter auf dem Schlachtfelde, sowie das Gemetzel der zahllosen Verbündeten des Riesen in den buntesten Farben dargestellt. Der Göttin zunächst befinden sich, in anmuthsvollen Stellungen, ihre beiden Töchter, die Göttin „des Gedeihens“ und die der „Weisheit,“ neben dieser steht Gott Ganesa mit dem Elephantenkopfe, neben jener der schöne Kartikeya, auf einem Pfau reitend [102]).

Dies aus Stroh und Thon geformte Götzenbild wird während der drei Tage verehrt und am vierten Tage in den nächsten Fluß oder Teich versenkt. Am ersten Tage erscheint die Göttin, nach allerlei Ceremonien und Vorschriften, als mit dem Geiste der Dúrga beseelt und ihr sowohl als ihren Begleitern werden Anbetungen erwiesen. Den zweiten Tag wird die Göttin unter großen Feierlichkeiten gebadet, wobei unzählige Betende sich einstellen, und die Wittwen fasten, damit aus dieser Entsagung für sie selbst und ihre Kinder Seegen erwachse; am dritten Tage wird die Anbetung nur einmal verrichtet. Während der drei Tage werden Ziegen, Schaafe und Büffel in großer Anzahl vor besonders dazu errichteten Altären von Brahmanen oder Grobschmieden geopfert; der letzte Tag ist der blutigste, aber an allen werden Brahmanen und Freunde mit Süßigkeiten, Früchten und geronnener Milch bewirthet. In den Abendstunden und während der Nächte werden vor der Göttin unter Musik und Gesang allerlei Tänze aufgeführt, die Natschmädchen erscheinen dabei gewöhnlich in so durchsichtigen Gewändern, daß jedes Glied, ja jeder Muskel, deutlich zu erkennen ist. An anderen Orten suchen Sänger sich durch ihre weit durch die Lüfte schallenden Töne zu überbieten, indem sie in ihren Gesängen den Ruhm der Göttin bis in die weitesten Fernen zu verkünden sich bemühen. Das entwürdigendste Schauspiel bieten Jünglinge dar, die sich den schamlosesten Darstellungen hingeben, um den Zuschauern die Rollen der hinreißenden Milchmädchen von Brindában zur Anschauung zu bringen.

Nachdem dies von den sittenlosesten Orgien begleitete Fest drei Tage gedauert hat, verrichten die Priester am vierten Tage gewisse religiöse Ceremonien, welche mit Gebeten schließen, die von dem Klagegetön der Frauen

begleitet sind, indem sie nun der Göttin Lebewohl sagen und sie anrufen, im nächsten Jahre wiederzukehren. Hierauf werden von den Anwesenden Geschenke dargebracht, die Anbeter reiben sich die Stirne mit dem Staube von den Füßen der Göttin, und da ihr Geist bereits entflohen ist, so erscheinen kräftige Träger, welche das Dargá-Götzenbild in feierlichem Aufzuge durch die Straßen tragen, um sie dem Wasser anzuvertrauen. Zuvor hat sich jedoch ein Jeder bemühet, der Göttin etwas von ihren Zierrathen abzureißen, um solche als Amulete mit sich nehmen zu können. Wenn die Priester von diesem letzten der Göttin erwiesenen Dienste heimkehren, so sprengen sie heiliges Wasser über die Gläubigen, ebenso wie es der römisch-katholische Priester am Feste des St. Antonio vor jener Kirche über Menschen und Thiere verrichtet, und sowie dieser, entläßt auch der Hindu-Priester seine gläubige Gemeinde mit seinem Seegen. Nach diesem umarmt man sich gegenseitig mit Herzlichkeit, bewirthet die Freunde und berauscht sich mit einem aus Hanfblättern bereiteten Getränke.

Wenige Tage nach diesem Feste tritt der Neumond ein, an welchem der Göttin Lakshmi — der des Gedeihens — die Weihe dargebracht wird. Dem Brauche gemäß wird der Korb, welcher jeder Haushaltung als Kornmaaß dient, mit Reis angefüllt, mit Blumen bekränzt und dann mit einem Shawl bedeckt. Bemittelte pflegen dabei das Bild der auf der Lotusblume sitzenden Göttin aufzustellen. Während der Nacht muß in jedem Hause wenigstens Einer wach bleiben, weil zu dieser Zeit die Göttin über alle Wohnungen der Menschen hinwegfliegt, aber nur diejenigen Häuser und Hütten segnet, in denen sie einen der Bewohner wachend findet. Um dem Schlafe nicht zu erliegen, wird in vielen Häusern diese Nacht mit Spielen und Trinken verbracht.

Im Monate Kartika (Ende Oktober und Anfang November) werden die Göttinnen Shyámá und Jagaddhátri verehrt. Das der Ersteren gewidmete Fest knüpft sich an den berühmten Krieg der Göttin Dúrga oder Kali mit Sambha und Nisambha an, wobei Kali den Sieg über Rakta Bija, den feindlichen Heerführer, erhielt. Von Wonne überwältigt, einen solchen Triumph erfochten zu haben, überließ sie sich dem Tanze, aber ihre Bewegungen erschütterten das Weltall bis in seine Grundfesten, Götter und Menschen liefen bestürzt zu ihrem Gatten Çiva, ihn anflehend, seine liebevolle Gemahlin von diesem furchtbaren Tanze abzuhalten. Çiva begab sich, den Göttern zur Liebe, in Eile nach dem Schlachtfelde, sah aber kein anderes Mittel, seine von Freuden berauschte Frau zu beruhigen, als, daß er sich selbst auf die berge-

hoch aufgeschichteten Todten warf. Sobald die Göttin wahrnahm, daß sie auf dem Körper ihres Gatten tanzte, blieb sie mit ausgestreckter Zunge wie starr und fest gebannt stehen. In dieser Stellung nun, den Körper Çiva's zu ihren Füßen, die Zunge lang herabhängend, ihre vier Arme weit ausgestreckt, in dem einen das Schwert, in dem anderen den Kopf des Riesen und die beiden anderen ihre unzähligen Heere andeutend, wird sie dargestellt. Ihre Ohrringe sind herabfallende Leichen, ihr Halsgeschmeide sind Todtenköpfe, ihre Brust umgiebt ein aus den Händen der gefallenen Riesen gebildeter Kranz, und ihre Zobelbesätze fallen bis zu den Knöcheln herab. Das Licht ihrer Augen, vom Blute der Feinde berauscht, sprüht rothglühende Zornblicke, die Augenbrauen sind blutroth gefärbt und Blut fließt ihre Brüste entlang.

Inmitten der Neumond-Nacht werden dieser Göttin im Hofe des ihr geweiheten Tempels unzählige Thiere hingeschlachtet, oft in so großer Menge, daß der Tempel im Blute zu schwimmen scheint. Die tiefe Dunkelheit der Nacht, die wehmüthigen Schmerzenstöne der hingemordeten Thiere, begleitet vom Getöse der Tam-tams und dem betäubenden Geschrei der Zuschauer, wirkt höchst verderblich auf die edlern Gefühle im Menschen, und jeder, in dessen Herz diese nicht ganz erstorben sind, muß sich mit tiefstem Abscheu von solch einem grausam ekelhaften Schauspiele wegwenden. Dazwischen hört man die weit schallenden Ausrufungen des Priesters, der das Jaya Tárá! (Singe dem Tárá) ausstößt, und das Rufen und Toben einer von geistigen Getränken berauschten Menge.

Der Anbetung der Göttin Jagaddhátri, welche auf einem Löwen reitet und in ihren vier Händen eine Seemuschel, eine Wurfscheibe, eine Wasserlilie und eine Keule hält, und eine der unzähligen Formbildungen der Göttin Dûrga ist, wird nur ein Tag gewidmet. Bei den ihr zu Ehren dargebrachten Ceremonien werden vor ihrem Bilde Zaubersprüche und heilige Geschichten hergesagt, dann blutige Opfer verrichtet und Geschenke dargebracht. Eine festliche Bewirthung an Brahmanen beschließt die Feier, wobei die gewöhnlichen obscönen Tänze und Gesänge nicht fehlen dürfen, und wenn diesen zum Uebermaße genügt ist, wird das Götzenbild dem Volke noch einmal gezeigt und dann in feierlichem Aufzuge, gleich allen Hindugötzen, nach dem nächsten Flusse oder Teiche getragen, um darin versenkt zu werden.

Nächst dieser Feier ist Rasa-Yátrá, nämlich die Jahresfeier der Jagden [illegible]'s mit den Milchmädchen von Brindaban, das bedeutendste Fest im

Monate Kartika, indem es drei Nächte hintereinander mit mancherlei Ceremonien und oft sehr glanzvoll gefeiert wird. Der Gott wird aus seinem Tempel herausgeführt und auf einem hohen und offenen, zu diesem Zwecke erbauten Gestell in ein Ruhebett gestellt, über welches verschiedene aus Papier geschnitzte Thiergestalten herabhangen. Diesem Schaubilde bringt die Menge ihre feierlichen, von Musik, Liebesgesängen und den abscheulichsten Yátrá's begleiteten Huldigungen dar. Mit Sonnenaufgang wird das Götzenbild in seinen Tempel zurückgetragen, um in den beiden folgenden Nächten auf gleiche Weise verehrt zu werden. Das Fest fällt in die Zeit des Vollmonds, dessen hellglänzendes Silberlicht den erfrischenden, von Blumenduft erfüllten Lüften der Herbstnächte einen besondern Reiz giebt; Aller Herzen sind voll von Frohsinn und die so leicht erregbaren Gemüther überlassen sich ungezügelt den Erinnerungen an die Wonnestunden von Rádhá's schalkhaftem Liebhaber. Allerlei Unterhaltungen werden veranstaltet, schattige Räume hergerichtet und die kleinen Läden, in denen allerhand Süßigkeiten, Pán-Blätter und Betelnüsse verkauft werden, sind reizend mit Blumen geschmückt und mit unzähligen bunten Lämpchen erleuchtet. Aber mancher Festgenosse begeht, von diesem Getreibe aufgeregt und von geistigen Getränken berauscht, die unsittlichsten Dinge, und namentlich die Moralität der Frauen scheint bei einem solchen Feste jedesmal untergraben oder wenigstens sehr gefährdet zu werden.

Am Ende des Monats Kártika wird dem Gotte Kartikeja, dem Mars der Indier, einem Sohne des Çiva und der Dúrga, eine Festlichkeit bereitet. Unter welchen wunderbaren Umständen der Heldengott mit seinen sechs Gesichtern, zu einer Zeit, als die Sterblichen unter dem eisernen Scepter eines übermüthigen Riesen schmachteten, geboren wurde, wie die schöne Königstochter vom Himalaja mit dem mächtigen Herrn der Kaila's liebäugelte und wie der indische Amor durch Çiva's Zorn in Asche verwandelt wurde, da er den mächtigen Gott mit einem seiner in Liebeswuth versetzenden Pfeile verwundet hatte, dies Alles wird uns in dem großen epischen Gedichte Kúmar Sambhaba bis in das kleinste Detail von Káli Dás beschrieben.

Der ritterliche Kartikeja, der auf einem Pfau reitet und in seinen Händen Bogen und Pfeile hält, gehört zu den Lieblingsgöttern der Hindu's; aber dennoch dauern die Huldigungen, die ihm dargebracht werden, nur eine Nacht, in welcher aber Tausende seiner Bilder angebetet werden. In besonderer Gunst steht er bei ausschweifenden Personen, z. B. in Calcutta; denn da er mit einer

Concubine, die ihm der König des Himmels gegeben hat, in wilder Ehe lebt, so erzeigen diese ihm große Ehren und ergötzen sich dabei an höchst indecenten Tänzen und an bacchantischen, von Musik begleiteten Aufzügen.

Dagegen hat das sogenannte Erntefest der Hindu's, das des „neuen Reis" im Monate Agrahajana (Ende November, Anfang December), wo die ersten Früchte den Göttern dargebracht werden, einen mehr religiösen Charakter. Bevor wir dies Fest näher beschreiben, haben wir indeß noch zweier eigenthümlichen Gebräuche im Monate Kartika zu gedenken. Zwei Tage nach dem Shyama-Feste pflegen die Schwestern ihren Brüdern ein Fest zu bereiten. Sie malen ihnen mit einer rothen Farbe gewisse Zeichen auf die Stirn und sprechen dazu: „Indem ich diese Farbe auf Deine Stirne bringe, möge Dir der Weg zu den Regionen des Yama (des Gottes der Unterwelt) mit Dornen bepflanzt sein!" Nachdem man sich hierauf mit gewissen Gebeten an Yama gewandt hat, werden die Brüder mit allerlei köstlichen Speisen bewirthet und mit Gewändern beschenkt. — Zu Anfang des Monats Kartika pflegen die unverheiratheten Mädchen jedes Hauses in Bengalen dem Könige des Todes ihre Huldigung darzubringen, indem sie von ihm Gatten und Söhne (letztere auch wohl ohne erstere) geschenkt zu bekommen erwarten und durch seine Vermittlung von Strafen in der künftigen Welt befreit zu werden hoffen. Hierbei wird ein kleines Loch dicht vor der Front des Hauses in die Erde gegraben, darauf in die vier Ecken Gerste und Waizen gesäet und Zweige der Paradiesfeige hineingesteckt. Wenn dies geschehen, entkleiden sich die Schönen, werfen reine Gewänder über, bespritzen ihr Haupt mit Gangeswasser, begeben sich nach der Grube und bringen dem Gotte Yama Blumen dar. Dreißig Tage lang wird dann jeden Morgen ein Kauri (eine kleine Muschel, von denen 20 [eigentlich 26⅔] ein Peiß ausmachen, von denen wieder 192 auf die Rupie gerechnet werden) in einen irdenen Topf gethan und am letzten Tage werden diese 30 Kauri's der Person dargebracht, welche das Loch gegraben hatte. Danach lebt dann jede Jungfrau in der Hoffnung, einen liebenswürdigen Gatten und hinreißend schöne Knaben zu bekommen.

Wir kehren zu dem bereits erwähnten Erntefeste im Monate Agrahajana zurück. Die ersten Reisbüschel werden in [illegible] Zeit den Göttern dankend geopfert und dabei Reis mit Mil[illegible] Wurzeln unter [illegible] Feierlichkeiten den Unsterblich[illegible] welche den Mani's und [illegible]

der Brahmanen gedacht. Selbst die Thiere des Feldes werden nicht vergessen, und es werden für sie Gaben von dem neuen Reis an hochgelegenen Orten ausgestellt.

In den Monat Poush oder Poasha (Dec. — Jan.) fällt das sogenannte Pouschali, wo auf dem Lande — denn in den Städten ist dieses Fest unbekannt — an einem bestimmten Tage Gruppen mit Körben in den Händen und Lasten auf dem Rücken von Haus zu Haus wandern und sich Reis und Gemüse erbetteln. Wenn sie hinreichend beschenkt sind, so begeben sie sich nach einem Garten oder einem schattigen Platze außerhalb des Dorfes, um die nöthigen Vorbereitungen zu einem Festmahle zu treffen. Alle männlichen Glieder eines jeden Haushalts, welcher seine Gaben dazu beigesteuert hat, werden eingeladen; damit aber kein Streit über die Annahme der Speisen entsteht, übernehmen Brahmanen das Amt der Köche. Ist eine Ortschaft sehr groß, so bilden sich zwei oder drei solcher Gesellschaften. Während die Brahmanen der heiligen Kochkunst obliegen, vergnügen sich die Gäste mit Gymnastik, Laufen, Schwimmen und den kräftigern Uebungen des Danda-guli und Hadugadu. Wenn sie ihre Lust daran befriedigt haben, nimmt Jeder ein Bad im Teiche und, davon erfrischt, setzen sie sich in das Gras, um das köstliche auf Pisangblättern servirte Mahl zu verzehren. Zum Schlusse des ländlichen Festes werden Betelnüsse und Tabak gereicht und oft verplaudert die Gesellschaft bei ihren Hukah's die halben Nächte [103]).

Im Monate Poush wird ferner das Fest der Kuchen gefeiert. Gerade zur christlichen Weihnachtszeit versorgt sich in Bengalen jede Hütte, auch die ärmste, mit Kuchen. Dieselben bestehen aus Reismehl, welches zu einem Teige geknetet wird, dem man mit den Fingern die Form eines hohlen Tassenkopfes giebt; diese Höhlung wird dann mit einem Gemisch aus dem Kerne der Cocusnuß, Milch oder geronnener Milch ausgefüllt, dann mit dem Teige geschlossen und das Ganze mehrere Minuten in Wasser gekocht. Drei Tage lang überläßt sich Alt und Jung dem Genusse dieser schwer verdaulichen Kuchen und bringt dabei der Göttin des „Gedeihens" und der Königin der Schlangen Gebete dar. Am ersten Tage werden alle Möbel des Hauses mit Strohhalmen umbunden, zum Zeichen, daß sie nie aus des Besitzers Händen kommen mögen. In einigen Ortschaften wird auch der Göttin Shasti, der Beschützerin der Kinder, ein großer Kuchen, in Gestalt einer Katze, geopfert.

Im Monate Magha (Januar — Februar) wird Saraswati, die Göttin

des Wissens, angebetet. Die schöne, durch ihre Rednergabe berühmte Saraswati steht, die Flöte spielend, auf einer Wasserlilie und sie, welche einst den erhabenen Vyasa, den mächtigen Valmiki und den versereichen Kalidasa begeisterte, ist heute die Lehrerin des armen Sudra und führt den Brahmanen ein in die Geheimnisse des Nyága und der Vedanta. Am fünften Tage dieses Monats wird diese Göttin bei zunehmendem Monde in jedem Palaste wie in jeder Hütte verehrt; aber hierin den Göttern der Hindu's unähnlich, besitzt diese schöne und liebenswerthe Tochter des Brahma keine besondere Caste, die sich ihr vorzugsweise gewidmet hätte. Allen Manuskripten, Büchern, selbst den Schreibmaterialien, wird an diesem Tage göttliche Verehrung erwiesen, indem gewisse Gebete hergesagt und die erwähnten Gegenstände mit Blumen bestreuet werden. Obgleich es eine Göttin ist, der die Hindu's diese Verehrung darbringen, so sind dennoch die Frauen von der Festfeier ausgeschlossen und die denselben bei diesem Feste vorgeworfenen Unsittlichkeiten werden von vorurtheilsfreien Beobachtern als vereinzelt und damit eigentlich in keiner Verbindung stehend angegeben [104]).

Im elften Monate des Jahres, dem Phalguna (Februar—März) wird dem Krishna zu Ehren das dem Rasa-Yatra verwandte Dol oder Holi-Fest gefeiert, eine Erinnerung an die Jagden und Scherze des heitern Liebhabers von Gokul mit den Milchmädchen von Brindában. Am glänzendsten gestaltet sich diese Feier in den westlichen Provinzen, wo bereits vor den Tagen des Vollmonds, bei Aufzügen und nächtlichen Gelagen, allerlei Unfug getrieben wird. Ehe die Engländer in Besitz jener Länder kamen, artete die Carnevalslust dieses Festes während jener Tage oft zu den gröbsten Sittenlosigkeiten und ärgsten Verbrechen aus [105]). Noch heute ist es die Zeit, wo die schmutzigsten Gesänge in den Straßen ertönen, wo Vorübergehende beschimpft werden, wo Frauen dem Unglimpf ausgesetzt sind, wobei sie durch ein rothes Pulver, welches ihnen in die Augen gespritzt wird, auf einige Zeit der Sehkraft beraubt werden, wo Hazardspiele stattfinden und überall Musik ertönt, in deren Nähe betrunkene „Heilige“ in wildem Tanze herumspringen. Die bessern Classen begnügen sich mit Gesang, Musik und Feuerwerk und schminken sich das Gesicht mit rothem Pulver.

Noch eine andere Göttin wird in diesem Monate verehrt, die liebliche Ghentu, die Schutzherrin der Krätze. Dieser schmutzigen Göttin wird auf dem Düngerhaufen geopfert, welcher sich in der Nähe eines jeden Hauses in Ben-

galen befindet. Dazu bedient sich der fromme Anbeter eines zerbrochenen irdenen Gefäßes, welches mit Kalk und rother Farbe angestrichen und mit einigen Zweigen der Ghentu-Pflanze auf einen Cocusnußstock befestigt das Bild der Göttin der Krätze darstellt. Bei dieser Gelegenheit übernimmt die Hausfrau das Amt einer Priesterin und nachdem einige nichtssagende Verse hergesagt worden, wird die erhabene Göttin in Stücke zerschlagen, worauf ihre Anbeter, Alt und Jung, auf dem Düngerhaufen herumtanzen und indem sie die einzelnen Stücke aufsammeln, Gesänge der Göttin zur Ehre oder Schande hersingen. Doch nicht nur die Krätze glauben sie durch diesen schmutzigen Dienst zu bannen, sondern noch zwei andere Göttinnen, die Shitala (Göttin der Pocken, welche bekanntlich im Orient noch arge Verheerungen anrichten) und die Ola Bibi (Schutzherrin der Cholera). Beiden werden von Zeit zu Zeit Gelübde und Gebete dargebracht, um sich ihren furchtbaren Verheerungen zu entziehen [106]).

Im Monate Choitra, dem letzten des indischen Jahres, findet das große Schwingfest, Sudalu Chiddal oder Charak puja statt. Es soll von einem Könige in alter Zeit veranstaltet worden sein, der nach harten Büßungen sich eine Begegnung mit dem Schutzgotte und Herrn von Kailás verschaffte, dem zu Ehren diese Festlichkeit stattfindet. Dieses Fest feiern besonders die sogenannten Sannyásis, denen sich indeß Hindu's aller Casten, meist aber der niedrigsten, anschließen und dafür aus gemeinsamen Beiträgen der Dorfschaften einige Rupien zum Lohne erhalten. Sie unterwerfen sich zu dem Zwecke einige Wochen hindurch vorbereitenden Reinigungen, indem sie täglich nur eine Mahlzeit halten, jeden Tag Çiva's Lingam besuchen, seine verschiedenen Namen ausrufen, um seine Tempel tanzen und sich von jeder Verunreinigung fern halten; deßhalb kleiden sie sich auch in das heilige Upabit.

Nachdem sie so genügend vorbereitet sind, werfen sich die Sannyasis am ersten Tage des Festes von einem 20′ hohen Bambusgestell herab, zu dessen Füßen Messer und eiserne Zackenspitzen auf Strohhaufen gestreuet sind; aber sei es nun die Art, wie diese Mordwerkzeuge hingelegt sind, oder sei es, daß die Sannyasi's sich mit besonderer Geschicklichkeit auf dieselben zu werfen verstehen, nur selten wird einer davon verwundet. Hierauf folgt der große Tag des Bohrens, an dem der Arm eines Sannyasi mit einem Speere durchbohrt wird; eine lange dünne Eisenstange wird einem zweiten durch die Zunge gebohrt, die Stange selbst hält er mit beiden Händen fest; ein dritter tanzt

zwischen zugespitzten Stöcken, die seine Seiten stechen, andere haben sich unzählige Nadeln in alle Glieder des Körpers gesteckt oder die Seite mit einer dünnen Eisenstange durchbohrt; viele lassen sich vom Grobschmidt ein Loch durch die Zunge bohren. Alles dies geschieht mit allerlei Pantominen.

Am letzten Tage findet das eigentliche, bereits obenerwähnte Schwingen statt. Zunächst wird ein wenigstens 20 Fuß hoher fester Pfahl aufgerichtet, auf dessen obern Ende ein großer Balken in horizontaler Lage angebracht ist, welcher sich in seinem Mittelpunkte auf dem Pfahle wie um eine Spindel dreht. An den beiden Enden des Balkens werden dann Stricke befestigt, einer, um den schwingenden Heiligen festzuhalten, der andere, um den Balken zu drehen. Ein eiserner Haken wird dem Büßer in das Fleisch des Rückens eingebohrt und dieser dann an einem der Stricke befestigt. Auf ein gegebenes Zeichen wird der Charak (der horizontale Balken) in Bewegung gesetzt und der unglückliche Büßende nun plötzlich durch die Lüfte geschwungen [107]). Das neugierige Herandrängen der Zuschauer, die ängstlich nach dem greifen, was die Hängenden herabwerfen oder gar darauf warten, daß sie, herabgeschleudert, den Hals brechen mögen, die verzweifelten Ausrufungen der von Schmerz gepeinigten, aber denselben niederkämpfenden Büßenden, das Geschrei de pák, de pák! (drehe schneller) der Umstehenden, sowie das betäubende Getöse der Tam-tams machen diese Festlichkeit zu einem so wilden und entwürdigenden Schauspiele, daß man sich nur freuen kann, daß die englische Regierung derselben Hindernisse in den Weg legt und durch Einwirkung auf die höhern Stände Abscheu vor derselben zu erregen sucht. Dennoch finden sie besonders dann immer noch statt, wenn Cholera, Hungersnoth und ähnliche Leiden das Volk heimsuchen, welches die zürnende Gottheit hierdurch zu versöhnen wähnt. Dann werden auch dabei Ziegen, Schaafe, Schweine, Hühner und, wenn reiche Personen sich betheiligen, Büffel in großer Menge geschlachtet. Die Köpfe der geopferten Thiere werden am Fuße des Pfahles hingeworfen, was auf die leider auch dem Schauspiele zusehenden Kinder anfänglich einen sehr widerlichen Eindruck macht. Bald aber gewöhnen sie sich an den grausigen Anblick und sehen dem Hinsterben der Thiere mit einer peinlichen, an Freude gränzenden Aufregung zu [108]). Man verlegt dies Fest gewöhnlich in die Nähe einer Pagode, welche zum Andenken an eine Sutie (Wittwenverbrennung) errichtet worden ist.

Ein zweites, beinahe zu derselben Zeit gehaltenes religiöses Fest, an welchem auch die Muselmänner zur Zeit des Moharrem sich betheiligen, ist das

Naruppa Terunaul- oder Feuerfest, welches gewöhnlich in der Nähe einer besondern Art von Pagoden, der sogenannten Dharmarajah, gehalten wird und an welchem nur die niedrigsten Casten Theil nehmen. Es ist dies Fest der Verehrung der Gottheit Dûrmaroysawmy, wie die Tamulen oder Vierbadrasawmy, wie die Telugu sie nennen, gewidmet und dauert 8 bis 18 Tage, während welcher Zeit gesungen und getanzt wird und die Götzen in Procession herumgetragen werden. Das Fest soll mit einer Legende aus dem Leben der Dropadie, der Frau der Pancha Pandava's (5 Brüder), in Verbindung stehen, die im Mahabharata vorkommt. Nach Andern soll es gefeiert werden, um den Zorn des Virabuddrudu, des Sohnes des Çiva, eines Hausgottes, zu beschwichtigen, damit dadurch dem Familienunglück vorgebeugt werde. Am letzten Tage findet das Durchschreiten des Feuers statt. Zu diesem Zwecke wird ein mehrere Schritte langer, einen bis zwei Fuß tiefer Graben gebildet, mit Holz ausgefüllt und nachdem dieses zu Kohlen verbrannt ist, wandert der Büßende mit bloßen Füßen über dieselben nach dem am Ende aufgestellten Götzenbilde. Hier ist ein Loch mit Wasser angefüllt, in welches er dann hineintritt. Bei diesem kindischen Feste, an welchem oft gegen 100 Menschen Theil nehmen, ereignen sich, wie bei dem des Schwingens, selten Unglücksfälle; die durch das fortwährende Barfußgehen gehärteten Fußsohlen sind meist nur wenig verbrannt; dagegen kommen dabei öfters Selbstverwundungen vor, welche sich einige dieser Wahnsinnigen im Akte der Handlung mit scharfen Messern beibringen und während welcher sie den Zorn der Gottheit über gewisse Personen herabrufen. Eine Caste im südlichen Indien, die Lingadharlu, unterwirft sich der Feuerprobe, um ihre für verloren geglaubte Heiligkeit, das verlorene Lingam, wieder zu erlangen [109]). Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf einzelne Figuren des sich zu dem Festaufzuge drängenden Haufens; da sehen wir den Brunnengraber, einen Korb in der einen, die Hacke in der andern Hand, den nackten Körper mit Erde bedeckt, den Schulknaben mit seinem kurzen Kleide und zusammengebundenen Haar, Palmblätter unter dem Arme, den zusammengeschnürten Bhisti mit seinem ledernen Massack und seinem Schöpfeisen, den halbtrunkenen Mather, in einer Hand den Besen haltend, während er sich mit der andern den Schnurbart dreht, den Kartoffelverkäufer mit einem Korbe auf dem Kopfe und fortwährend seine Waare mit melodischem Rufe feil bietend, Birmanen in ihren sonderbaren Gewändern, mit prächtigen Ohrringen, ununterbrochen ihr po-po-po schreiend, dann den bemalten und mit Goldpapier

geschmückten Tempel, in dem der Priester sitzt und liest und die versammelte Menge anredet; seltsam geformte Boote, die nach dem Takte der Musik dahinrudern, endlich die glänzenden Gemächer, in welchen tanzende Bengalesinnen nach den Tönen ihres weithin schallenden Gesanges ihre hinreißend schönen Formen entfalten. — Ehe wir die wichtigsten Wallfahrtsorte Indiens aufsuchen, schildern wir wenigstens in einem kurzen Ueberblicke

b. die Feste der Jaina's.

Die Jaina's feiern während des Jahres mehrere Feste, z. B. das der Fahnen, das Jambu-dwipu, das des Wassers, der Weihe, des Wagens; ein anderes, wo 800 Gegenstände, je 8 von einer Art, einer Jaina-Gottheit dargebracht werden; aber das größte unter allen ist das Siddha-chakra-puja, welches zweimal jährlich, in den Monaten Ashwina und Choitra, je 9 Tage lang gefeiert wird. Er schreibt dabei neun Namen, denen er seine Verehrung zollt, auf Papier oder auf die Erde, in einen Kreis mit 10 verschieden gefärbten Abtheilungen, den Namen Arihanta in die Mitte. Außerhalb des Kreises sind die Namen der 10 Beherrscher der Erde, der 64 sogenannten herrschenden Göttinnen, der zwei Bhoirawa's, der zwei Dakha's und der der Schutzgöttin dieses Kreises, Chakrischwari, aufgezeichnet. Täglich werden alle diese Namen verehrt und jeder einzelne auch der Reihe nach mit besondern Ceremonien geehrt. Die Farben der dargebotenen Blumen und Kleider müssen mit denen der einzelnen Sektoren, in denen die Namen stehen, übereinstimmen. Den gewöhnlichen Ceremonien bei der Anbetung (dem puja) fügt man Lobgesänge auf fromme Jaina's zu.

Am fünften Tage des zunehmenden Mondes haben die Jaina's monatlich ein Fest, zu Ehren von Mahaviru, dem sie je fünf Bücher, Schreibfedern, Tintenbehälter, Blätter und sonstige Gegenstände darbieten. Am 11ten Tage des zunehmenden Mondes wird ein anderes Fest, zu Ehren des Manasavrati, eines Jaina-Einsiedlers, gefeiert. Die Person, welche die Kosten dazu hergiebt, beobachtet zugleich einen Tag und eine Nacht ein Gelübde des Schweigens.

Zu Ehren der 22 andern Häupter der Jaina-Sekte werden jährliche Feste an dem Geburtstage jedes einzelnen gefeiert. Einmal jährlich, aber zu einer nicht fest bestimmten Zeit, findet das Vishavajirmana-Fest statt.

Im Monat Bhadra hören alle Jaina's aus ein und derselben Stadt acht Tage lang den Kalpa-sutra von einem ihrer ersten Bettelmönche vorlesen, der

ihn beim Lesen zugleich erklärt. An dem diesem Feste vorhergehenden Tage wird das Buch reich verziert und in Procession auf dem Kopfe eines in einem Palankin sitzenden Knaben herumgetragen, indem die Jaina's auf Pferden oder in Palankinen zugleich mit Musikern und Tänzern folgen. Im Versammlungshause wird das Buch auf einen Thron gelegt, während die Gesellschaft mit gefaltenen Händen davor steht; sie setzen sich darauf eine Weile und hören frommen Gesängen zum Lobe ihrer Heiligen und ihrer Religion zu. Während eines Theiles des Festtags wird gefastet, nachher aber ein gemeinschaftliches Mahl verzehrt. Dem Buche und dem Leser werden auch Gaben geopfert und während des Lesens beweisen die Zuhörer gelegentlich ihre Aufmerksamkeit, indem sie dschi-dschi rufen. Auch nach der Geburt jedes Kindes wird eine Art von Fest mit besondern Ceremonien gefeiert; ebenso beim Tode namentlich der Jaina-Bettler. Im letztern Falle findet dies aber erst 12 Tage nachher statt, da 11 Tage hindurch die Verunreinigung durch die Todten dauert. Die fünf Sekten, in welche die Jaina's zerfallen, sind die Digambara's, welche ebenso wie ihre Götterbilder keine Kleider tragen, die Tera-panthi's, Dhurija's, Lunka's und Buddha's; alle diese Sekten werden von den Brahmanen für Gottesleugner angesehen und verachtet.

c. Die bedeutendsten Wallfahrtsorte Indiens.

Es kann natürlich nicht in unserem Plane liegen, eine Rundreise durch die ungemein große Menge aller jener geheiligten Plätze zu unternehmen, welche die Zielpunkte indischer Pilgerfahrten sind; wir verzichten von vorn herein auf Vollständigkeit. Dagegen wollen wir versuchen, in unsern fragmentarischen Schilderungen einige Beiträge zur Charakteristik der indischen Pilgerfahrten zu geben. Zuvörderst bemerken wir, daß der Hindu für prunkende Aufzüge und bunte von Waffenglanz und flatternden Fahnen belebte Processionen eine ganz besondere Vorliebe hat. Bei den Pilgerfahrten rufen die lange angespannte Erwartung der zu vollbringenden Verehrung, das Beispiel anderer die Gottheit laut anrufender Wallfahrer und die Heiligkeit des Ortes bis zu einem gewissen Grade andächtige Gefühle hervor; man hat gewisse Ceremonien durchzumachen und manchmal nimmt die ganze Versammlung an ihnen Theil, so daß, wenn viele tausend Augen auf einen Punkt gerichtet sind und alle Stimmen zusammenbrausend denselben Namen rufen, selbst auf den gleichgültigsten Beobachter eine gewaltige Wirkung hervorgebracht wird. Den-

noch ist selbst bei den Pilgerfahrten die Reizung zum Vergnügen größer als der religiöse Eifer und die meisten Wallfahrtsorte sind zugleich Märkte und Handelsplätze und die an ihnen gefeierten Feste gewinnen deßhalb den Charakter großartiger Messen und Jahrmärkte [110]).

Wir beginnen mit dem Distrikte Soruth [111]), in welchem eines der in den Pûrana's erwähnten fünf unschätzbaren Dinge (Ratûnanie: Fluß Gumtie, schöne Frauen, gute Pferde, Somnath und Dwarka) liegt. An heiligen Orten ist überhaupt kein Theil Indiens reicher, als Soruth; hier finden wir Somnath, Pattan, Tulsiescham, Girnar und Mul Dwarka. Der berühmteste heilige Platz ist Somnath Pattan, am Zusammenflusse der drei Flüsse Hirna, Kupula und Sirsuttie, wo sich viele Tausende von Hindu's baden, um ihre Sünden abzuwaschen. Der Ort heißt eigentlich Pattan und erhielt den Namen Somnath von einem berühmten Mahadev-Götzenbilde, welches die frommen Pilger hierher zog; denn Somnath ist eines der Dwadûsjotieling oder zwölf Symbole des Mahadev, welche der Sage nach vom Himmel herabkamen. Sein Tempel hatte solche Berühmtheit erlangt, daß sich Mahmud von Ghazni dahinbegab, den Ort nach furchtbarem Gemetzel erstürmte, plünderte und das Götzenbild Lingam zerstörte [112]). Die Hindu's behaupten dagegen, daß es nicht in der Macht Mahmud's lag, den Lingam zu zerstören und daß sich dieser in das Meer zurückzog. Mehrere mohamedanische Fürsten folgten Mahmud's Beispiel und richteten ihre Eroberungszüge dahin. Der letzte war Sultan Mohamed Beghûra von Ahmedabad. Bei dieser Gelegenheit widersetzte sich ihm der Gohel-Häuptling von Lathie, wurde aber getödtet und Mohamed bauete auf der Stelle, wo der alte Tempel gestanden hatte, eine Moschee. Vor fünfzig Jahren ist aber von Ahilabaï, einer der Frauen Holkar's, ein neuer Tempel gebauet und wieder ein Symbol des Mahadev darin aufgestellt worden.

Die Pilger, welche sich nach Somnath begeben, müssen an den Nawab eine Taxe von 7 Kurie's bezahlen; nach der durch dieselbe erzielten Einnahme (ungefähr 30,000 Kurie's) zu urtheilen, muß aber die Wanderung dahin sehr abgenommen haben. Die meisten kommen in der Hoffnung dahin, daß Gott ihr Gebet, ihnen Nachkommen zu schenken, erhören werde, weßhalb der Ort auch Purbas Pattan genannt wird [113]).

Zwei Meilen von Somnath liegt, am Ufer des Sirsuttie, unter einem Pipulbaume, Bhalka, wo Krishna die tödtliche Pfeilwunde erhielt, mit der

seine Incarnation abschloß. Es heißt auch Deoswurg (Gotteshimmel) oder Pipulswurg (Pipulhimmel). Die Götzenbilder des Tulsishaum oder der Göttin Tulsi und ihres Gemahls Shaum, d. h. der Bhowani und des Shri Krishna, stehen in einem Tempel zu Babriawar, woselbst sich auch heiße Quellen befinden, zu denen die Hindu's wallfahrten und in denen sie, ohne eine Taxe zu bezahlen, baden dürfen. Auch aus dem Girnar-Berge sprudeln viele heiße Quellen hervor, an denen sich Tempel befinden. Die merkwürdigste ist die Mahta Girnari mit den zugleich das Fort von Girnar bildenden Tempeln der Götter Himnauth und Ummijira (der Wassertropfen); Wasser tröpfelt hier vom Kinne des Idols herab (Umme bedeutet „Ausschwitzung" und jurro tröpfeln). Desgleichen ist Mull Dwarka (Mull bedeutet Wurzel oder ursprünglich, Mull Dwarka also die Pforte zum Dwarka) merkwürdig, indem hier Krishna nach seiner Flucht von Mattra oder Mathura sich zuerst niederließ. Der daselbst befindliche Tempel von Runchorji enthält kein Götzenbild.

Wir werfen, Radschputana, auf das wir später zurückkommen, durcheilend, zunächst einen Blick auf das heilige Delhi und die Ufer des Ganges, nach dessen Bett fast in seiner Gesammtausdehnung, von der Quelle bis zur Mündung, die Hindu's, besonders an gewissen Festtagen, wallfahrten. Da wo der Dschamna in den Ganges tritt, bei Allahabad, ist eine Stelle, prayagwals genannt, wohin die Hindu's vorzugsweise wandern, um sich unter Leitung von Brahmanen zu baden und den nöthigen Ceremonien zu unterwerfen. Zuvor werden das Haupthaar und überhaupt alle Haare des Körpers abgeschoren; denn für jedes in den Strom fallende Haar werden Millionen Jahre im Himmel versprochen. Nicht weniger als 400 Haarscheerer finden hier auf solche Weise volle Beschäftigung. Im Jahre 1810 erhob die Regierung eine Steuer von jedem Pilger; der Fußgänger hatte eine Rupie, wer im Wagen fuhr, zwei und wer auf einem Elephanten kam, 20 zu bezahlen. Dies ergab durchschnittlich eine Jahreseinnahme von 100,000 Rupien [114]).

Calcutta selbst hat wahrscheinlich seinen Namen von dem heiligen Wallfahrtstempel Kali Ghat, welcher an der Stelle von Tolley's Nala stand und eine der Kali geweihete Pagode war; bei ihr soll der Ganges ursprünglich vorbeigeflossen sein.

Auch in der Nähe von Madras finden wir Wallfahrtsorte, vor Allen die großen Pagoden von Conjeveram am Palar, wohin jetzt eine Eisenbahn führt. Es befindet sich dort in Groß-Conjeveram ein dem Mahadeva gewid-

meter Tempel aus Felsgestein; aus Stein gehauene Figuren schmücken ihn reich und den Eingang ziert ein 200 Fuß hoher Thurm von 60 Fuß Breite. Inmitten des heiligen Raumes befindet sich ein ausgemauerter Teich, aus dessen Mitte sich wieder die große Halle oder Mondop erhebt, deren Decke von unzähligen Säulen getragen wird. In der kleinen Stadt ist eine andere Pagode, der Tempel des Vishnu, der hier Devarajswani oder „Herr der Götter" genannt wird. Die Halle im Innern ist von ungewöhnlichem Umfange, tausend Säulen, die alle aufs Reichste mit Götzenbildern verziert sind, tragen die Decke. Große Gärten mit alten schattigen Bäumen umgeben die Pagode. An hohen Festtagen wird der Gott Vishnu in feierlichem Aufzuge herausgetragen, auf einen mächtigen Wagen gesetzt und von 2000 Gläubigen gezogen, um seinem gewaltigen Rivalen in Groß-Conjeveram einen Besuch abzustatten; zu andern Zeiten schwimmt das Götzenbild, von Musikern und Sängern begleitet, auf dem Teiche, wobei Feuerwerke abgebrannt werden. Tausende von Pilgern kommen jährlich zu diesen Prozessionen. Im Jahre 1795 nahm die ostindische Compagnie auf Antrag des Collectors Lionel Place diese Pagoden unter ihre besondere Obhut und Place selbst beschenkte dieselben.

Ein noch berühmterer Wallfahrtsort ist Gayá, wo die Hindu's den Gestorbenen Todtenbrode weihen und allerlei Ceremonien verrichten, damit den Seelen der Dahingeschiedenen im Himmel des Vishnu die ewige Glückseligkeit zu Theil werde; denn hier lebte einst ein ungeheurer Riese, nach dem der Ort benannt ist. Vishnu griff ihn an, konnte ihn aber nicht besiegen. Er willigte jedoch endlich auf Vishnu's Verlangen darein, in die Hölle zu gehen, wofern ihn der Gott mit seinem Fuße hinunterdrücken könnte. Vishnu that dies und das Zeichen seines Fußes — der Vishnu-Pad genannt — ist bis heute am Felsen zu sehen. In der Nähe dieses Zeichens werden die Opfergaben dargebracht und die Gebete gesprochen, wobei die Namen der Gestorbenen ausgerufen werden. Der Raja von Nagpur soll bei einer solchen Gelegenheit die schmale Silber-Einfassung, welche das Zeichen einschließt, mit Rupien ausgefüllt und dazu drei Lack (etwas mehr als 200,000 Thaler) verwendet haben.

In Gayá leben 1300 Priesterfamilien in 6500 Häusern, in denen auch die Pilger ein Unterkommen finden. Diese Gayawall's führen die Frommen umher und wissen sie an den heiligen Orten ihrer Habe zu berauben und sie sogar zu überreden, ihnen noch nachträglich reichliche Gaben zu überschicken.

Sie senden auch Reisende durch das Land, um möglichst viele Pilger durch sie herbei zu ziehen. Die Regierung erhob eine Taxe von den Wallfahrern, welche oft bis zu 100,000 Rupien jährlich eingebracht hat.

Der Parasnath-Berg an der Ramgargränze, 136 Meilen südlich von Baglipur, ist der berühmteste Wallfahrtsort der Jaina's. Der Berg hat seinen Namen von den Tempeln, die darauf erbauet und dem Parasnath, dem 23sten der vergötterten Heiligen, gewidmet sind. Er führt auch den Namen des Madhuvanam oder des süßen Haines, in welchem in früheren Zeiten verschiedene Früchte und Blumen gepflegt wurden. Auf der höchsten Spitze, dem Berge Abu, „dem Sinai der Wüste,“ steht ein prachtvoller Tempel. Dieser besteht aber, sowie die anderen Tempel, aus je einem großen vierseitigen Gebäude mit einer Kuppel in der Mitte und kleineren Kuppeln auf den Ecken, welche mit vergoldeten Kupferplatten bedeckt sind, die in der Sonne wie reines Gold glänzen. An der Fronte jedes Tempels zieht sich eine Gallerie (Nabútkhana) hin, von welcher aus vom Auf- bis Untergang der Sonne das Getöse der Becken und Trommeln ertönt. Man ersteigt den 4250′ hohen Berg auf einem steilen Pfade, der sich durch Waldungen windet. Je höher hinauf man kommt, desto gewaltiger erscheint der Bergesumfang. Durch eine Oeffnung des Waldes sieht man die acht scharfgezackten Felsspitzen aus den Wolken hervorragen und hoch im tiefen Blau des Himmels schweben und unten im Thale dehnt sich der Terry Jungle unabsehbar aus. Die Spitze des Berges wird von den Jaina's der Asmied Sikur oder der Pik des Seegens genannt und besteht aus einer Fläche, die von zwanzig kleinen Jaina-Tempeln umgeben ist, welche zum Theil auf dem scharfen und schmalen Felsrücken, zum Theil an den Abhängen des Berges erbauet sind. Auf einem der Hügel sind die zwanzig Fußtapfen des Jaina Tirthakar's zu sehen, welcher hier die Erlösung von der Materie und persönlichen Existenz erlangte. Seitdem wurde dieser Punkt der große Wallfahrtsort der Jaina's von nah und fern. Der Jainakönig, welcher zu Rajgriha regierte, verschönerte den Platz und bauete drei Tempel, und obgleich die Muselmänner Hindernisse in den Weg legten und die kleinen Häuptlinge die Pilger mit Abgaben belasteten, so wurden dennoch deren fromme Wanderungen nicht aufgegeben. 1769 bauete ein reicher Jaina-Kaufmann zu Murschidabad einen Tempel und richtete Wohnungen für die Set-Priester ein; seinem Beispiele folgten andere Bewohner des Ortes. Der zu Benares geborene Parasnath erreichte hier sein Mukh (seine Erlösung von der Materie.)

Murschidabad (zu Fa-Hian's Zeit Champa genannt) besaß zehn Klöster und 200 buddhistische Geistliche und war einst die Residenz der Set's, einer reichen Jaina-Familie; die Stadt war zugleich ein Zufluchtsort der Jaina's, welche daselbst 6 bis 7 Tempel mit vergoldeten Thürmen und Kuppeln besaßen, in denen sich viele Götzenbilder aus weißem und schwarzem Marmor von Jagpur befanden. Auch das nordwestlich davon am Ganges liegende Bagalpur hat drei vom Könige Srenika erbauete Jainatempel und behauptet, einen Abdruck von Bûddha's Fuß zu besitzen, weßhalb Bûddha-Priester dorthin wandern. Wir selbst wenden uns nun südwestlich, nach Orissa. Als Akbar's General, Sivai Jay Sing, 1580 hierher vordrang und als er einen Blick auf den heiligen Mahanaddy gewann, mit seinen hochragenden Tempeln und all den Wundern, welche die alte Hauptstadt Bhuwaneswar umgaben, da rief er aus: „Dies Land ist nicht zur Eroberung bestimmt, noch ein Zielpunkt menschlichen Ehrgeizes; den Göttern allein gehört es an und ist ein heiliger Pilgerort." Er scheint, wie die von Rom abziehenden Hunnen, wirklich heimgekehrt zu sein, nachdem er nur bis zum heutigen Bhobaneser vorgedrungen war. Noch heute bietet der Mahanaddy hier einen überraschenden Anblick dar, auf einer Fläche von 3 Meilen Länge stehen prächtige Tempel theils noch unversehrt, theils in großartigen Ruinen. Aber unter allen Tempeln von Orissa ragt der von Jágannath bei der Stadt Puri Jágannath hervor; auf Jágannath blicken die Hindu's hin wie auf den Herrn der Welt, hier ist der Hauptsitz des finstern Brahmanenthums [115]). Die Geschichte von Orissa ist, wie die alte Geschichte Indiens überhaupt, in Fabeln gehüllt. Drei Zeitalter, das goldene (Satya-Yûg), silberne (Treta-Yûg), bronzene (Dwapar-Yûg) sollen vergangen sein und wir selbst leben im Kali-Yûg, dem eisernen. Die Fürsten, welche hier herrschten, werden im Maha-Bhárat erwähnt und nach den Annalen von Orissa sollen 13 von ihren Rajah's 3173 Jahre regiert haben. Unter dem 5ten dieser Könige soll Orissa sich vom Hugly bis Rajahmúndry am Godavery erstreckt haben, welche letztere Hauptstadt von Mahendra Dev gegründet sein soll.

Beinahe alle Fürsten werden als fromme Anbeter des Götzenbildes zu Jágannath angegeben, am eifrigsten soll Rajah Schewak Dev, der achte in ihrer Reihe gewesen sein. Drei oder vier Jahrhunderte vor Chr. sollen Fremde, welchen der Name Yavana's beigelegt wird, Orissa bedroht haben, aber stets zurückgeschlagen worden sein [116]). Aber im Jahre 318 vor Chr. nahete ein

Fremder, Bakta Bahú (der rotharmige) mit einer großen Flotte den Küsten von Purí und bemächtigte sich der Hauptstadt durch Ueberraschung. Der schwache Raja Subhan Dev flieht mit dem Idole und verbirgt es nebst all seinem Schmucke und seinen Juwelen im Westen des Landes. Durch das siegreiche Vordringen des Feindes, der Stadt und Tempel plündert, noch mehr geängstigt, vergräbt er das Götzenbild und flieht in die Jungle, wo er stirbt. Die Yavana's rücken mit voller Macht vor, „um nun auch den Ocean zu züchtigen," die See zieht sich zwei Meilen zurück und die übermüthigen Eindringlinge nehmen eine Stellung auf den Sanddünen, von der aus sie noch weiter vordringen; aber in demselben Moment tritt eine gewaltige Fluth ein, verschlingt einen Theil des Heeres und überschwemmt das ganze tiefgelegene Küstenland. Seit dieser „außerordentlichen Begebenheit" ist daselbst der schöne malerische Tschilka-See entstanden, dessen entzückende Ufer den Reisenden fesseln. Vielleicht wüthete hier der letzte Kampf zwischen Buddhisten und Brahmanen, indem die ersteren von chinesischen Tartaren oder Persern unterstützt wurden.

Die eigentliche Geschichte von Orissa, welche wir hier in der Kürze einfügen wollen, beginnt mit dem Jahre 473 nach Chr. und zwar mit der Regierung des Raja Kesari Pat oder Vansa. Er befreite das Land vom Einflusse der fremden Yavana's, gewährte den Priestern von Jágannath oder Dschaggarnat Sicherheit, entdeckte die verborgenen Götzen und stellte die Anbetung derselben in ihrem früheren Glanze wieder her. Zugleich mit dieser Wiedereinführung des alten Götzendienstes wurde die Aufstellung eines neuen Götzenbildes für nöthig erachtet. Der Raja suchte und fand ein geeignetes Stück Darú (Baumstamm), meißelte das Bild, kleidete und schmückte es und brachte es mit 5 alten Bildern in großem Aufzuge nach Puri. Ein neuer Tempel wurde zur Seite des alten errichtet, der bereits verfallen und von Sand überwehet war. Der Raja setzte 3 Götzen, Jaggernath, dessen Bruder Bulbhudra und Schwester Subdhara hinein und diese nebst dem 4ten neu gefertigten wurden nun im 13ten Jahre seiner Regierung mit großer Pracht und unter dem Zujauchzen unzähliger Menschen auf ihre Sinhason oder Throne gestellt. Besondere Beamten wurden angestellt, Feste verordnet, Throne errichtet und das Land um Puri für den Unterhalt des Tempels angewiesen. An diesem großen Tage empfing der Raja den Titel Indradyumna. Der Tempel, wie er heute steht, ist 1198 erbaut; alle 3 Tempel, von Dschaggernat, Bhaba-

neser und die schwarze Pagode sind überhaupt im Laufe eines Jahrhunderts vollendet worden.

Die Stadt Bhobaneser mit ihren 42 Straßen und unzähligen Tempeln fiel in Ruinen, als eine neue Dynastie sich aufwarf und Kattack [117]) zur Hauptstadt machte. Von diesen Fürsten, welche 400 Jahre regierten, bauete der Raja Langorah Narsinh Dev die gewaltige, massive schwarze Pagode am Meere und Unüngh Bhún Dev den Tempel. Die unabhängigen Fürsten von Orissa wurden 1558 von den Mohamedanern bedroht und gegen Ende des Jahrhunderts begab sich der hohe Priester von Jaggernath mit zwei eifrigen Genossen in einem bedeckten Wagen mit den drei sorgfältig eingewickelten Götzenbildern auf die Flucht. Sie verbergen ihre Schätze in den Bergen am Chilka- oder Tschilka-See. Seit dieser Zeit datirt sich die Pilgrimtaxe; denn die Mongolenherrscher wollten den Gläubigen nur gegen eine Abgabe erlauben, nach Jaggernath zu wallfahrten und sollen jährlich 900,000 Rupien (600,000 Thaler) eingenommen haben. Die Mahratten und Engländer thaten dasselbe; ja einer der Mahratten-Häuptlinge nahm von den durch sein Land ziehenden Pilgern 13 Rupien und ein Hindu-Raja, der mit mehr als 2000 Leuten hinzog, hatte mehr als ein Lack zu zahlen. Die ostindische Compagnie begnügte sich mit einer Steuer von 1 bis 6 Rupien von jedem Pilger.

Die jetzigen Raja's von Orissa stammen von Ramchander Dev, welcher 1580 von Akbar's General zu diesem Range erhoben wurde. Das Geschäft der alten Raja's von Jaggernath war das des Chandal oder Fegers des Ru'th Jatra und man sieht sie noch heute an einem bestimmten Tage mit dem Besen dies Amt verrichten.

Der Distrikt von Puri umfaßt 8800 (engl.) □ Meilen (110 Meilen lang, 80 breit). Die Umgegend von Puri selbst ist eintönig und sandig und an der Meeresküste rollen die Wogen über untergegangene Städte und Tempel hinweg; Bali soll dort begraben sein und die berühmte Stadt Dwarka, von der einst Vishnu auszog.

Puri Jaggernath zählt 5741 Häuser; jede Spanne ist dort heiliger Boden. „An diesem Ruhepunkte," sagen die Brahmanen, „empfängt der Geist seinen letzten Sonnenblick, wenn alle Lebenshoffnungen ihrem Ende entgegen gehen." Das ganze Land ist abgabenfrei aber die Besitzer müssen gewisse Dienste im Tempel und um denselben verrichten. Die Hauptstraße besteht beinahe ganz aus den religiösen, Math's genannten Anstalten, die aus Stein

erbauet und mit niedrigen, auf Säulen ruhenden Veranda's versehen sind, zwischen denen schattige Bäume stehen. Sie ist sehr breit und an ihrem Südende erhebt sich der Tempel, der einen ebenso malerischen als majestätischen Anblick gewährt. Aber diese Eindrücke werden dem Beschauer durch den argen Schmutz und den übeln Geruch der Schwärme von Pilgern und Bettlern wieder verdorben. Schöne fruchtbare Gärten und anmuthige Haine umgeben die Stadt an der Landseite und liefern vortreffliche Früchte. Man sieht herrliche Exemplare von Calophyllum, Inophyllum und von Cashew-Nußbäumen. In den Umgebungen sind einige schöne Teiche, und sehr alte, sonderbar aussehende religiöse Gebäude liegen zwischen der Stadt und Küste zerstreut, viele zum Theil im Dünensande begraben. Die Einwohnerzahl wird, wie dies bei einem solchen Wallfahrtsorte sehr erklärlich ist, höchst verschieden, auf 40,000 bis 80,000 angegeben. Priester sollen 4000 dort sein. Der Ort liegt 42 Meilen südlich von Kattack, 298 von Calcutta. Der Handel ist nicht bedeutend und Alles, Reis ausgenommen, theuer. Kinder verfertigen Netze, andere sammeln Muscheln; man sieht Gruppen religiöser Bettler, die betrügen oder sich betrügen lassen und einzelne Fakire stehen in der Sonne und rufen ihre Götter an.

Eine halbe Meile von der Stadt liegt an der Seeküste Súrgdwar (Swerga-dwara, das Thor des Himmels, swerga, eigentlich das Paradies Indra's), ein Ort, wo die Hindu's ihre Todten verbrennen. Zwei Meilen südwestlich davon steht ein kleiner, dem Çiva gewidmeter Tempel, Lokenath. Nahe bei einem andern Tempel, Belessur, ist der Begräbnißplatz der Engländer.

Indem man durch Piri wandert, kommt man zuerst zum Sinh Dúrwazeh — dem Löwen oder östlichen und Haupteingange zur großen Pagode; denn eine 30 Fuß hohe Steinmauer umschließt dieselbe und hat je einen besonderen Eingang auf jeder Seite. Weder Christen, noch Muselmänner dürfen eintreten. Das Ganze ist ein Quadrat von 650 Fuß Seite, innerhalb dessen gegen hundert, den vorzüglichsten Hindu-Göttern geweihte und 70 bis 80 Fuß hohe Tempel stehen. Mitten vor dem Sinh Dúrwazeh steht auf einem reich gegliederten Fußgestelle eine schöne schwarze, ungefähr 40 Fuß hohe (dorisch-korinthische?) Marmorsäule, die vom Sonnentempel zu Kanarûk stammt und zu beiden Seiten des Eingangs liegen zwei riesige Greifen. Auf der Säule stand einst das Bild des Affengottes Hanuman. Eine breite Freitreppe führt von dem Sinh Dúrwazeh aus auf eine 20 Fuß hohe Terrasse von 445 Fuß

im Quadrat, die von einer zweiten Mauer eingeschlossen ist und woselbst sich das Gemach des Bhog Mandap befindet, welchem fortwährend Speisen und Geschenke dargebracht werden. Mit demselben steht ein niedriges, auf Steinsäulen ruhendes Gebäude in Verbindung, das sogenannte Júgmohún, woselbst der Garú oder Garúr, der Vogelgott, aufbewahrt wird. An dieses stößt zunächst der Unsurpínda, wo die Götzen nach dem Badefeste oder Inanjatara, während ihrer Krankheiten verehrt werden. Dieser öffnet sich nach dem großen Thurme und zu allen diesen einzelnen Gebäuden führen besondere Eingänge und Thüren. Unsurpínda und Bhog Mandap haben je 60′ im Quadrat. Der große Thurm, Bar Dewal, soll an seinem Fuße 35 Fuß im Quadrat haben und erhebt sich an 180 Fuß hoch über die melancholische Landschaft. In ihm befindet sich eine marmorne Plattform, welche Rúttnúnsinghasún oder Thron genannt wird. Die drei Götzen, Jágannath, sein Bruder und seine Schwester sind hier aufgestellt. Der große Thurm und die angränzenden Gebäude haben das Chakra- oder Vishnu-Symbol auf ihrer Spitze. Sonst sieht man auf den pyramidischen Dachspitzen eine Art von Urne stehen.

Die pyramidalen Dächer der Gebäude, besonders das des Bar Dewal, sind mit allerlei scheußlichen Figuren von Dämonen und Riesen bedeckt, die aufs Zierlichste ausgehauen sind und auch in den Nischen der äußeren Mauer befinden sich ebenso geschickt ausgearbeitete Figuren, in denen freilich die den Hinduskulpturen eigenthümliche Obscönität stark hervortritt. Garúr, der Vogelgott [118]) in dem Júgmohún, hält in bittender Stellung seine zusammengelegten Hände dem Götzen Jágannath entgegen. In den Vishnu-Tempeln ist Garúr ein Götzenbild von hoher Wichtigkeit. Vishnu, der in menschlicher Gestalt, doch mit einem Kreise von Häuptern und vier Händen dargestellte Gott, stellt das allsehende und allwissende Wesen vor. Er reitet auf dem Garúr oder sitzt auf einer vielköpfigen Schlange. Der Vogel selbst ist als großer brauner Geier mit weißem Kopfe dargestellt und steht mitunter auch vor dem Vishnubilde [119]).

Die erhaltende Macht — in der sich die Hindu-Religion den Begriffen von Gottes Allmacht und Güte nähert — verschaffte Vishnu eine große Anzahl von Verehrern. Er wird manchmal auf einer vielköpfigen Schlange ruhend dargestellt, die auf der Oberfläche des Oceans schwimmt. Der Gott scheint in Betrachtungen versunken über die Erschaffung der Welt. Aus seinem Nabel wächst eine Lotusblume hervor, in deren Kelche Brahma sitzt, bereit, das Werk

der Schöpfung zu vollenden. Die Lotusblume ist überhaupt das Emblem der Welt. Von den vier Händen des Vishnu war bereits die Rede. Auch reitet er bisweilen auf einem aus Adler und Mensch zusammengesetzten Wesen, mit einem Bogen in der Hand, das Paradies mit seiner Gattin Lakshmi, der Hindu-Göttin der Schönheit ersteigend [120]). Diesem Gotte Vishnu zu Ehren soll der Tempel zu Jaggernath erbauet worden sein.

Ein besonderes Symbol des Gottes Çiva — nach dem Vishnu bei den Hindu's der beliebteste — ist das Lingam oder Linga, von dem wir schon gelegentlich sprachen. Es ist des Hindu's heißester Wunsch, daß seine Frau Kinder gebiert, die nach seinem Tode für seine Seele beten, damit er aus dem Fegefeuer und den ihn erwartenden Strafen befreit werde. Sowie nun Yoni die weibliche, so repräsentirt Lingam die männliche Kraft. Das Yoni von Bhavani — die weibliche Kraft des Çiva — wird von Frauen ausschließlich angebetet, doch auch dem Lingam zollen sie ihre Verehrung.

Der Lingam [121]) oder Haupttypus des wiedererzeugenden Çiva ist nichts weiter als ein kegelförmiger, glatter, schwarzer Stein. Die Anhänger des Çiva-Dienstes in Arcot sind Telugú-Brahmanen (18 Casten) und Malabar-Brahmanen (8 Casten), auf welche noch sechzig verschiedene Classen als Anbeter des Vishnu und Çiva folgen. In Bahar und Orissa ist die Çiva-Anbetung im Abnehmen und es scheint, daß in früheren Zeiten das Volk gewaltsam zum Vishnudienste gezwungen wurde; denn in dem Mahabharata heißt es, daß die Brüder Bali Rama und Krishna, große Eroberer, den berühmten König von Bahar bezwangen, das Volk zur Anbetung Vishnu's nöthigten und die alte Anbetung des Çiva beinahe vernichteten. So kam es, daß Vishnu unter dem Titel Jágannath (Herr der Welt) ungefähr 50 vor Chr. angebetet wurde.

Unter den Incarnationen Vishnu's, welche sehr verwirrter Natur sind, ist es genügend, sich die siebente und achte, Rama und Krishna, zu vergegenwärtigen; vom Parasú Rama und Rama Chandra war überdies schon oben die Rede. Letztern Namen führt Jágannath gewöhnlich in Orissa.

Was nun die äußere Gestalt der so hoch verehrten Jágannath-Götzen anbetrifft, so sind es ungeschickte, abscheuliche hölzerne Büsten. Der ältere Bruder, Bulbhuddra, ist 6 Fuß hoch, der jüngere, Jágannath, 5 und die Schwester, Subhudra, 4 Fuß. Alle drei ruhen auf einer Art Piedestal. Die Augen des Jágannath sind rund, die der beiden andern oval. Die Götzen sind schwarz, gelb und weiß bemalt, ihre Gesichter sind ganz unverhältnißmäßig

groß und ihr Körper mit buntfarbigen Gewändern bekleidet. Die beiden Brüder haben Arme, welche horizontal von den Ohren ausgehen, die Schwester ermangelt jeder äußeren Auszeichnung, ja selbst der menschlichen Form [122]). Die Erneuung dieser Idole heißt Nuah Kûllebûr und findet nach je 70 bis 80 Jahren statt. Zu diesem Zwecke wird eine melia azadorata, ein Nim-Baum, ausgesucht, auf welchem sich weder eine Krähe, noch ein Rabe niedergelassen hat, wie man dies an gewissen Zeichen erkennt. Nachdem Tischler das Zuschneiden aus dem Rohen besorgt haben, übernehmen bestimmte Priester in mysteriöser Abgeschlossenheit die Vollendung. Einer von ihnen muß aus dem alten Götzen eine kleine, den Geist enthaltende Büchse herausnehmen und sie in den neuen hineinlegen; der Priester aber, welcher dieses Amt verrichtet, überlebt nie das Jahr, in dem er dies gethan — also ein Menschenopfer im Geheimen! [123]). In diesem Kästchen soll ein dem Zahne Bûddha's ähnlicher Knochen Krishna's aufbewahrt sein.

Drei große Wagen werden gegen die Mitte jedes Jahres für die drei Götzen gebaut, um sie auf demselben in öffentlichem Aufzuge 1½ Meile weit bis Gondicha Nauour oder Gottes Landhaus zu fahren. Diese Wagen werden von Kallabethia's oder Kulie's und Tausenden aus dem Haufen der Pilger gezogen, nachdem die Götzen zuvor von den Dyta's oder Wagenlenkern feierlich auf den Wagen gelegt worden. Der größte ist 45 Fuß hoch, hat 16 Räder, jedes 7 Fuß im Durchmesser und eine Plattform von 35 Quadratfuß. Der Ruth des Bulbhudra ist 44 Fuß hoch, hat 14 Räder von 6½ Fuß Durchmesser und eine Plattform von 34 □ Fuß. Ein niedriges Gitter von 8 Zoll Höhe umgiebt dieselbe, hat aber vorn eine Oeffnung, durch welche das Götzenbild hindurchgeschoben werden kann. Die sich zudrängenden Tausende machen, während die Götzen vermöge eiserner Klammern auf den Wagen gerollt werden, ein ganz erschreckliches Getöse.

Nach einem alten Dokument begaben sich die Vorfahren einer gewissen Classe von Brahmanen in uralten Zeiten nach Jâgannath, wo ihnen die Raja's die Vollführung ihrer religiösen Ceremonien gestatteten. Unter der Mahratten-Herrschaft vermehrte sich die Zahl der Pilger und man nannte Puri einen „ehrwürdigen Ort der Hindu-Anbetung." Wir haben schon erwähnt, daß nach der Behauptung dieser Brahmanen der Geist an diesem Ruhepunkte den letzten Lichtstrahl empfängt, wenn auch alle Lebenshoffnungen zu schwinden scheinen. Die Brahmanen haben nun auch Alles gethan, um möglichst große Menschen-

massen nach diesem Wallfahrtsorte zu locken. Eine Menge von den Gosai's oder Gosain's gestiftete Klöster oder Múth's finden sich in Puri. Jedes derselben hat einen Mohunt zum Vorsteher, dem der Adhi Kari zur Seite steht. Man zählt einige 30, die sich Ländereien im Werthe von mehr als 2 Lack Rupien Rente angeeignet haben. Der Marquis Wellesley schrieb an den Obristl. Campbell, als dieser mit der Armee gegen Jágannath vordrang, daß er den Tempel nicht antasten, sich aber auch gegen die Brahmanen auf keine Verpflichtungen einlassen solle.

Die ersten Priester von Puri, welche auch innerhalb der Gränzen des heiligen Tempellandes wohnen, heißen Purharri's, Púrcha's oder Pundah's. Sie sind die eigentlichen Diener des Götzen und es ist ihre Pflicht, die sieben inneren Thürme der Pagode zu bewachen. Sie begleiten die Pilger durch den Tempel, stellen sie den Götzen vor und heißen dieses letzten Aktes wegen auch Prûtti-harri. Sie werden von vier Sirdar's befehligt, deren einer der Gomaschta ein Geschenk von den Pilgern empfängt. Es giebt über 400 Purharri's, von denen ein Theil Indien durchzieht, um Pilger herbeizuziehen. Die Púrcha's sind die Hohenpriester des Tempels, welche namentlich die financiellen Angelegenheiten sehr zu ihrem Vortheile zu leiten verstehen. In den letzten Jahren kamen jährlich gegen 200,000 Pilger nach Jágannath, darunter sehr viele Frauen aus Bengalen. 1846 zählte man 180,000. In Jágannath wird es übrigens nicht mehr gestattet, sich unter den Rúth Játra zu werfen; dagegen geschieht dies an Jágannath-Festen noch in anderen Distrikten, z. B. in Backergúnge. In Kattack hat die britische Regierung ein vortreffliches Pilgerhospital eingerichtet, das einem sehr dringenden Bedürfnisse abhilft.

Wir schließen diese Schilderung Jágannath's mit der Aufzählung der hauptsächlichsten dort gefeierten Jahresfeste. Es sind folgende: 1) Chúndún Jattra, das „süßriechende Pulver." Dies Fest beginnt am 3ten Tage des zunehmenden Mondes im Mai oder Baisakh und dauert 21 Tage. Während dieser Zeit werden Múdún Mohún und fünf andere Mahadebs oder große Götter auf Wagen nach einem Teiche Nurrundur geführt, bei welchem sich die Götter in einem dazu errichteten Tempel ausruhen. Zwei Chaups oder heilige Boote fahren auf dem Teiche, reich verziert, Nachts mit Lampen erleuchtet und Tag und Tag von rauschender Musik erklingend. In einem dieser Boote ruht Múdún Mohún, von Priestern und Frommen umgeben, die allerlei Dienste und Ceremonien verrichten; auch Tulliesawúck dauries oder Freudenmädchen

sind auf dem Boote, die ihn mit Tänzen zu unterhalten suchen. Das andere Boot trägt die 5 Mahadevs, denen Sänger und Musikanten Unterhaltung gewähren.

Unzählige Chamundia's oder Ruhebetten sind von den Múthdharrie's und andern religiösen Sekten vor ihren Wohnungen auf der großen Straße von Singhdúrwazah nach Jágannath búllúbh errichtet, wo Früchte und Süßigkeiten dargeboten werden. Während dieser Festtage überläßt sich das Volk dem Genusse des Bhang und anderer berauschenden Getränke und schwimmt im Teiche, der von Crocodillen angefüllt ist, welche sich gelegentlich einen der Schwimmer zur Nahrung erhaschen. Am 20sten Tage sieht man wohl 40,000 Menschen am Teiche versammelt und am letzten Tage des Festes wird mit Gelbwurz gefärbtes Wasser über die heiligen Boote und die Pilger gesprengt.

2. Rukunie-Hurn-Ekedusie. — Dies Fest findet am 11ten Tage des zunehmenden Mondes statt. Mohún entführt mit Gewalt Rukúnie, um sich mit ihr zu verehelichen, nachdem er mit ihrem Bruder Rokún, der die Verbindung der bereits mit Sisupal verlobten Schwester hindern will, gekämpft hat. In der Nacht wird die Heirathsceremonie in dem Tempel nahe dem Burtrie oder der Ficus Indica vollzogen.

3. Das bereits erwähnte Badefest Snan Jattra wird am Vollmonde, im Monate Juni gefeiert; bei dieser Gelegenheit werden die Götzen Jágannath, Búlbúdhra und Súbhúdra von den Dyat's (ihrem Throne) genommen und nach dem Snan Múndúp zum Baden geführt. Nach verschiedenen Ceremonien schmücken sie die Priester mit Blumen und befestigen aus Stroh gearbeitete Rüssel vor deren Gesichter, um ihnen das Aussehen von Elephanten zu geben. Dann tragen sie dieselben in das Gemach Únsúr, das sie 15 Tage als schwer Erkrankte hüten müssen. Während dieser Zeit ist es, außer den Hohenpriestern, Niemand erlaubt, die Götzen zu besuchen.

4. Ova, das Glanzfest, wird nach Verlauf dieser 15 Tage gefeiert, wenn die Idole wieder aus dem Únsúr hervorgehen und Jedermann freien Zutritt hat. Hier pflegt das Gedränge furchtbar zu werden, und es verunglücken stets eine Menge Pilger.

5. Netur Uchub, das Fest des Bemalens der Augen.

6. Das oben bereits erwähnte Rath oder Ruth Jattra, die Spazierfahrt der Götzen. Das Gedränge wird hier im Innern des Tempels so groß, daß der Magistrat von Puri selbst erklärte, daß, wenn keine Polizeimannschaft in dem Tempel angestellt würde, Diebe und Vagabunden sich desselben bemäch-

tigen würden. Auch der Raja gestand in dieser Beziehung seine Ohnmacht ein und so haben denn von 100 von den Engländern angestellten Polizisten fortwährend 16 den Dienst im Tempel, beim Ruth-Feste sind aber 164 thätig und dennoch finden beständig Streitigkeiten, Angriffe und Räubereien statt. Auch sind im Innern des Tempels enge und finstere Wege, zu denen ausgetretene und vom heiligen Wasser angefeuchtete Stufen führen. Wenn hier einzelne Pilger fallen, so wälzt sich die nachdrängende Menge über sie hinweg und viele Menschen werden erdrückt. So wurden 1853 bloß an einer Stelle 22 Menschen getödtet.

7. Hara Púnchúmie, der fünfte Tag des Wagenfestes. Lúkhiedebie besucht ihren Gatten Jágannath in der Nacht auf dem Wagen.

8. Bahurah, das Zurückkehren der Wagen vom Goundîcha Múndúp.

9. Syn-Ekadusie, das Fest des Niederlegens, am 11ten Tage des zunehmenden Mondes, im Juni.

10. Niladri Biejey, das Fest des Eintretens in den Tempel. Wenn die Karren vom Múndúp heimkehren und die Götzen von den Dyat's wieder nach dem Tempel getragen werden, werden am Löwenthore mannigfache Ceremonien verrichtet und die Bilder endlich wieder nach ihrem Throne zurückgebracht.

11. Júnúm, das Geburtsfest in der Nacht des 8ten Tages bei abnehmendem Monde. Ein Freudenmädchen, Bhietúrgaonie, vertritt die Stelle der Mutter, ein Priester die des Vaters von Jágannath und die Ceremonie der Geburt wird darauf im Tempel vollzogen.

12. Kallie Dúmúm, das Fest der Kallie-Zerstörung (der giftigen cobra de capella). Die Ceremonie wird im Teiche Markúnd vorgenommen, wohin Múdún Mohún am 11ten Tage des abnehmenden Mondes getragen wird. In der Nacht verzieren viele Priester den Jágannath mit Juwelen und an seine Stümpfe werden goldene Hände befestigt. Darauf wird um das Bild von Kopf bis zu Fuß eine aus weißen und schwarzen Lappen zusammengenähete und ausgestopfte Schlange geschlungen.

13. Baiwún Júnúm, das Zwerggeburt-Fest. Die Priester schmücken den Götzen mit dem Kleide eines Zwerges (ein Zwerg gehört gewöhnlich zu den Dienern eines Hindu-Tempels) und befestigen einen Sonnenschirm und ein goldenes Wassergefäß mit einer Schneppe an seinen Händen.

14. Kumar Punaee, ein Fest zu Ehren des Sudúrsún, der vom Tempel nach der Stadt getragen wird.

15. Uthapún Ekadusie, das Auferstehen des Jágannath aus seinem Schlafe.

16. Ubhieshek, das Einweihungsfest, wenn Jágannath mit einem königlichen Gewande bekleidet und mit großer Pracht angebetet wird.

17. Ghornagie, das Fest des Bekleidens mit warmen Gewändern.

18. Mukúr. Dem Jágannath wird ein Blumenkranz aufgesetzt und Reis dargebracht.

19. Dole Jattra, das Schwingfest. Ungefähr 200 Schritt vom Tempel ist eine Plattform, Dole Múnchúp genannt; hierher werden die Götzen Múdún Mohún, Lúkhie, Súrasúttie, Ram und Kishen am Vollmondstage des Phalguna (Februar) von den Priestern getragen und in Sesseln, die an Ketten, welche an schwarzen Steinsäulen befestigt sind, hängen, hin und hergeschwungen und nachher mit rothem Pulver bestreuet.

20. Ram Núbomie, das Geburtsfest des Ram, an welchem Jágannath das Kleid des Ram anzieht, der im Treta Júg, dem zweiten silbernen Zeitalter der Welt geboren ist. (Das jetzige vierte beginnt nach Bentley's Angabe im 11ten Jahrhunderte vor Chr. Geb.)

21. Dyna Chorie, das Fest des Dyna- (Artemisia Indica) Stehlens. Zu dem Zwecke werden die Götzen Múdún Mohún, Ram und Kishen nach dem Garten von Múth Jágannath-búllúbh geführt, um die Dyna zu stehlen, wobei die Priester unter dem Zusammenströmen unzähligen Volkes die Ceremonie verrichten.

22. Núbanko Berrha, das neunmalige Umherziehen um den Tempel. Man betet dabei die Götter mit Reis an, welchen nach der Aussage der Priester der Geist Jágannath's in sich aufnimmt.

23. Khettúr Púrrickrúma, wobei das Volk, von den Priestern geleitet, die Stadt Puri von Südwest nach Südost umzieht.

Die mehrfach erwähnten Wagen oder Gerüste auf Rädern werden in jedem Jahre auf dem Platze Rúthpúdda, nahe dem Búrdaud oder der großen Straße, neu gebaut. Man beginnt damit am 3ten Tage des zunehmenden Mondes im Mai und muß sie im Juni zum Rúth-Feste fertig haben.

Es giebt zwei Reinigungen des Tempels, Mahasnan und Búr Mahasnan. Erstere findet statt, wenn der Tempel mit Blut oder durch andere Befleckungen verunreinigt ist, oder wenn irgend Jemand die Götzen berührt hat; Búr Mahasnan ist nothwendig, wenn Jemand im Innern des Tempels

seinen Geist aufgiebt. Diese Reinigungen dauern vier Stunden. Während derselben hört jede andere Ceremonie auf und auch die heilige Nahrung, Mahapúrshad, wird während derselben den Pilgern nicht gegeben. Diese Nahrung wird den Götzen vier Mal täglich dargebracht, als Morgen-, Mittag-, Abend- und Nachtmahl. Jede Mahlzeit dauert eine Stunde, während welcher die Thore des Tempels geschlossen werden und es nur den Leibdienern des Götzen gestattet ist, anwesend zu sein. Die Tänzerinnen tanzen während dieser Zeit in der Säulenhalle, Júgomohún, der Säule des Garur gegenüber, und die Byragie's oder Hindu-Heiligen stehen an den Thoren von Jye und Bijye, mit großen Fächern in den Händen und Loblieder zu Ehren des Jágannath singend. Beim Klange einer Glocke wird das Thor des Tempels geöffnet und die heilige Nahrung von den niederen Tempeldienern weggetragen. Die zum Verkaufe bereiteten oder von den Einwohnern und Pilgern bestellten Speisen sind im Bhog-Múndúp zusammengehäuft, wo sie von den Götzen gesehen und aus der Ferne gesegnet werden können. Dies heißt Chúttúrbhoge und geschieht gleich nach dem Morgenmahle; außer diesem Bhoge wird eine andere und köstlichere Nahrung für große Festtage gewährt. Die meisten Pilger essen diese von den Tempelköchen bereitete Nahrung, welche besonders an großen Festen sehr theuer bezahlt wird. An solchen, wie z. B. an den Rúth Játtra, wird oft für 90,000 Menschen die Kost bereitet, wobei 400 Familien von Köchen beschäftigt sind. Da dieselbe in stets neuen Töpfen weggetragen wird, so machen natürlich auch viele Töpfer ein gutes Geschäft.

Nach dem Abendmahle, gegen die 11te Stunde, vollziehen bei abnehmendem Monde die Chuarah's die Ceremonien des Anzündens der Mahadiep's oder heiligen Lampen auf den Spitzen des großen Thurmes und der beiden angränzenden Tempel, um damit den Raja zu ehren. Mit lauter Stimme rufen sie dann aus: „Ramchúnder Deb Maharajanku súmrajyo aghya hau; Srie ungo aroghyo thau!“ (Befiehl das Königreich dem Maharajah Ramchúnder Deb und erhalte ihn bei guter Gesundheit!)

Bei zwei Gelegenheiten wird das Volk aus dem Tempel selbst und sogar aus dessen Nähe vertrieben. Diese Reinigungen heißen Purah Deole Shode und Údha Deole Shode. Erstere findet statt, wenn die weiblichen Mitglieder der Familie des verstorbenen Ex-Raja's von Khurdah den Tempel besuchen, um dort ihren religiösen Verrichtungen obzuliegen. Die Fürstinnen werden in Palankinen und ihr Gefolge in Dulie's nach dem Tempel getragen. Diese

Procession, welcher der Raja beiwohnt, heißt Guhunbejey, der Königin Gang mit den Ehrendamen (puelies). Sobald die Prozession den Tempel betreten hat, werden die Thore geschlossen, die Palankine werden im Jugonohún niedergesetzt, die Damen wandern zu den Götzen und werden diesen vom Raja vorgestellt. Sollten andere Fürstinnen den Vorzug einer solchen Privat-Anbetung wünschen, so müssen sie dem Raja oder Tempelverwalter einen hohen Preis bezahlen. Die zweite ist eine theilweise Reinigung, wenn die Frauen des Raja selbst, sowie die Häuptlinge der tributpflichtigen Mahal's und deren Frauen eintreten. In solchen Fällen ist der Eintritt gegen ein Chaamu Chittar oder eine schriftliche Erlaubniß des Raja, für welche eine Abgabe gezahlt werden muß, gestattet. Während die Frauen ihren Anbetungen nachgehen, halten die Priester und Leute des Raja den Jágmohún besetzt. Beide Ceremonien können nur des Nachts vorgenommen werden und den Eintretenden sind nicht mehr als zwei Fackeln erlaubt.

Die Unkosten für Lebensmittel (Kote oder Sircariebhoge) zum Gebrauche der Götzen und ihrer Diener, in Butter, Reis, Salz u. s. w., betragen jetzt täglich 4 Pf. Sterl. 8 Schill. 3½ d. (beinahe 30 Thlr.). Die sämmtlichen Ausgaben werden auf 31,000, die Einnahmen auf 46,291 Rupien berechnet [124]).

In Benares selbst, wohin wir noch einmal zurückwandern, wird der Haupttempel des Vishnu und seiner Frauen stark besucht. Es sind 15 Tage erforderlich, bis die frommen Pilger allen Pflichten genügt und Gaben und Früchte jedem Götzenbilde und Geschenke in Geld den Priestern dargebracht haben. Die Schwester des Raja von Nagpur kam 1802 nach Benares, um ihre religiösen Pflichten zu erfüllen; aber die 7000 dort lebenden Brahmanen wollten ihr dies nicht erlauben, weil sie die verlangte Geldsumme nicht bezahlen konnte. Die Engländer unterhandelten für sie mit den Brahmanen, welche dann auch mit sich handeln ließen. Dergleichen Geldgeschäfte sind noch heute an den berühmtesten Tempeln gewöhnlich.

Verfolgen wir den Lauf des Ganges stromaufwärts, so haben wir vor Allem noch Hardiwar's zu erwähnen, jenes Thores des Vishnu, durch das der heilige Strom aus dem Himalaja in die Ebene Hindostans eintritt. Jährlich pilgern die Hindu's hierher zu einem Feste, das zugleich mit einem Jahrmarkte (Mela) verbunden ist; alle zwölf Jahre aber wird ein besonders großes religiöses Fest gefeiert. Bei einem dieser Feste sah Oberst Hardwicke als Augenzeuge am letzten Tage durch die Sikhs 500 Fakire tödten und beinahe 1000 ver-

wunden. Bei dieser Gelegenheit schätzte Hardwicke die Zahl der aus allen Theilen Indiens zusammengeströmten Menschen auf 2½ Millionen. „Gegen das Ende des Festes, erzählt Capitän Raper, ist jede Straße gedrängt voll Menschen, die aus allen Weltgegenden heranströmen. Diejenigen, welche nur um sich zu baden kommen, treffen in früher Morgenstunde ein und nachdem sie ihre Waschungen verrichtet, kehren sie noch denselben Abend oder spätestens am andern Morgen heim. Hierdurch entsteht ein fortfährendes Hin- und Herwandern von Pilgern, das einen merkwürdigen Anblick gewährt. Diese Fremden, welche nur auf wenige Stunden kommen, bringen ihren Proviant mit sich; aber Tausende von Wagen führen auf den Straßen Getraide heran, die meisten vom Duab her, so daß, trotz des ungeheuren Verbrauches, Ueberfluß zu herrschen scheint. Der zehnte April, erzählt Hardwicke weiter, war der Pûrbi oder letzte Tag des Badens. Das Gedränge wurde nun furchtbar, jeder Zugang zum Flusse war von Menschen vollgestopft und die zum Flusse führenden Treppenstufen waren so von Zuströmenden überfüllt, daß die Untenstehenden in den Strom gedrängt wurden. Diese Cûmbha Mela war in früheren Zeiten häufiger Mordthaten wegen übelberüchtigt, aber die britische Regierung hat durch polizeiliche Maßregeln denselben ein Ende gemacht, indem sie namentlich das Waffentragen streng verbot. Dieselben müssen gegen Scheine abgeliefert werden und werden erst den Heimkehrenden wieder eingehändigt.

Ein berühmter Zielpunkt indischer Wallfahrten ist ferner Gangoutri. Wer dorthin geht, ist von allen Sünden und Strafen dieser Welt befreit und der Durchgang durch alle Stufen der Seelenwanderung, die er durchzumachen hat, ist ihm gesichert. Da, wo sich der Hauptarm des Ganges, Bhágirathi, und der Alcananda bei der Stadt Srinagur vereinigen, steht ein dem Ramachandra geweihter Tempel in Form einer vierseitigen, in der Mitte sich ausweitenden und nach oben spitz zulaufenden Pyramide. Eine weiße, von hölzernen Säulen getragene und mit Kupfer gedeckte Kuppel mit steil abfallendem Dache endet in der Spitze mit einer vergoldeten Kugel und einem Thürmchen. Die viereckige Terrasse, auf welcher diese 70 Fuß hohe Pagode steht, hat nur 6 Fuß im Quadrat. Im Tempel steht eine bronzene Figur in Menschengestalt mit einem Adlerschnabel und zwei von den Schultern ausgehenden Flügeln. Dies ist der chinesische Luishin, der Geist, welcher über Blitz und Donner herrscht [125]). Die dort lebenden Brahmanen wissen nicht, wer den Tempel erbaut hat, behaupten jedoch, daß derselbe 10,000 Jahre stehe. Eine

ihrer täglichen Beschäftigungen besteht darin, daß sie die Fische (Cyprinus denticulatus), von denen einige 5 Fuß lang sind, mit Brod füttern, das diese ihnen aus den Händen nehmen. Eben daselbst sind der Hindu-Venus und der Rassa Devi, der Göttin der Liebe, Tempel errichtet. In dem der ersteren geweihten Tempel leben viele Tänzerinnen, die sich der väterlichen Gewalt entzogen und den Brahmanen hingegeben haben.

In dieser Gegend feiern die Gebirgsbewohner dem Berggotte zu Ehren das sogenannte Bhart- oder Bheda-Fest, um seines Schutzes für ihre Saaten versichert zu sein. Bei dieser Gelegenheit wird das eine Ende eines langen dicken Seiles nahe am Flusse an einem Pfahle befestigt und das andere von 80 bis 100 Menschen nach einer Bergspitze, fast 4000 Fuß (?) hoch, hinaufgetragen und dort so fest als möglich um den Stamm eines großen Baumes geschlungen. An diesem Stricke läßt sich nun ein Hindu von der Caste der Nat's oder Gaukler herunter, wobei Sandsäcke an seine Beine befestigt werden, um ihn im Gleichgewichte zu erhalten. Nur wenige erreichen den Fluß lebendig; wer aber herabfällt, dem wird sogleich das Haupt vom Körper getrennt, um die erzürnten Götter damit zu versöhnen.

Ein anderer erwähnenswerther Pilgerort ist Manah. Dort sind die Bewohner, wie Raper erzählt, trotz ihres tartarischen Gesichtsausdruckes, sehr schön, besonders die Frauen. Sie und ihre Kinder waren so mit Gold- und Silberschmuck behangen, daß sie von demselben wirklich belästigt wurden. Daselbst ist der Tempel von Bhädrinath, nahe bei einer warmen Schwefelquelle, woselbst beide Geschlechter ungescheut zusammen baden. Außerdem sind noch mehrere Quellen daselbst, welche der arme Pilger alle besuchen muß, natürlich nie, ohne die Brahmanen beim Eintritte zu belohnen. Je reiner er sich wäscht von seinen Sünden, je leerer wird auch seine Börse. Siebenhundert Dörfer gehören zu diesem Tempel, welcher jährlich von 40,000 Pilgern, meist Fakiren, besucht wird. Sobald alle Reinigungen vollendet sind, müssen die Pilger, welche ihre Väter und die Frauen, die ihre Männer verloren haben, sich das Haupt scheeren lassen, wodurch sie erst fähig werden, vor dem Angesichte der Gottheit zu erscheinen. (Sollten die Massen abgeschnittenen Haars weggeworfen werden?)

Einige andere Pilgerorte, namentlich aus der Gegend von Calcutta, z. B. das stark besuchte Hughly, sind absichtlich übergangen worden, da sie schon in der in Briefen an A. v. Humboldt und C. Ritter geschilderten Reise in Ostindien näher beschrieben wurden [128].

Quellen-Angaben und Erläuterungen.

1) Die lebensgroßen Terra cotta-Figuren, welche in den letzten zwanzig Jahren in den etruskischen Gräbern gefunden worden sind, und die sich in Campana's Sammlungen befanden, gaben dem Verfasser ein so sprechend ähnliches Bild von den heutigen Hindu's, erinnerten so lebhaft an den schönen Menschenschlag der Bengalesen, daß er zu glauben geneigt war, diese Statuen wären von Indien dahin verpflanzt worden. Der Ausdruck des Gesichts, die Art, wie das Haar getragen wird, der Schmuck und die Weise, wie sie sich desselben bedienten, sowie die Gewänder und die Art, solche anzulegen, Alles dies ist in ganz ähnlicher Weise noch an den heutigen Hindu's zu beobachten.

Der Verfasser hat dem Studium der runden Thürme Irlands seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet, an Ort und Stelle zwar nur zwei derselben genau durchforscht, ist jedoch zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese Thürme die religiösen Versammlungsorte der Priester jener ersten Einwanderer waren, welche von dort aus die Sonne, den Mond und die Gestirne anbeteten und dem Feuer ihre Verehrung darbrachten. Im Inneren dieser Thürme zogen sich in schlangenartigen Windungen, vermöge wenig vorspringender Steine, Linien bis zur Spitze herauf. Auf den kleinen Absätzen standen wahrscheinlich brennende Lampen, was einen höchst glänzenden und überraschenden Anblick gewährt haben muß. Als die alten Irländer durch Missionare und besonders durch den heiligen St. Patrick zum Christenthume bekehrt wurden, fanden diese es weise, die ersten christlichen Kirchen neben diesen runden Thürmen zu erbauen, indem das Volk daran gewöhnt war, sich daselbst zu versammeln. Daher kommt es, daß man noch heute neben vielen dieser runden Thürme christliche Kirchen — meist in Ruinen — und Begräbnißplätze findet.

In George Viscount Valentin's Voyages and Travels to India, Ceylon, the Red Sea, Abyssinia and Egypt in the years 1802—1806, three Volumes. 4. London 1809, findet sich Seite 85 die Abbildung von Thürmen, die noch heute bei Bhangulpore in Bengalen zu sehen sind, und welche, wie gedachter Reisende bemerkt, den Irländischen Thürmen sehr ähnlich sind. Niemand weiß, wer sie erbaute, auch knüpfen die Hindu's keine religiöse Verehrung daran.

2) The Parsi-Religion: as contained in the Zand-Avasta and propounded and defended by the Zoroastrians of India and Persia, unfolded, refuted, and contrasted with Christianity. By John Wilson, D. D. M. R. A. S. Bombay American Mission Press. 1843. 8. 610 Seiten.

In diesem Werke hat der unermüdliche Forscher und Beförderer christlichen Geistes, welcher das religiöse Leben der Parsi's an Ort und Stelle viele Jahre hindurch beobachtete und die religiösen Pflichten ihrer heutigen Lehrer durchforschte, die Parsi-

Religion aus der Zand-Avastá zu klarer Anschauung gebracht, indem er zu diesem Zwecke das ganze System der Vandidád, wie solche im Original Zend enthalten ist, gründlich studirte. Dennoch, sagt Wilson (Seite 12), sei es ihm oft nicht möglich gewesen, das Dunkele und Geheimnißvolle, welches nur zu oft in den Blättern des Zend herrscht, entziffern zu können; wie dies auch den Parsi's selbst bis heute nicht möglich gewesen ist. Die alte Zendsprache ist übrigens todt und es finden sich heutigen Tages nur in Ghilan und Masenderan noch Reste derselben.

Das Corpus oder die Gesammtheit der Zendschriften ist in der Zend-Avesta oder dem Zend-Worte enthalten, welches der Verfasser in einer gesammelten Form niemals in den Händen der Parsi's sah. Es besteht aus der Vandidád, welches die sogenannte eigentliche Vandidád in sich begreift, und den beiden großen liturgischen Werken, der Yaçna und Visparð; der Khûrdah-Avasta oder kleineren Liturgie, den Yast's, und anderen gesonderten Abtheilungen. Die Vandidád besteht aus einem Berichte eines angenommenen Gesprächs zwischen Hormazd und Zoroaster. Die Yaçna oder Izashne, der große Opferdienst, ist in 72 Theile oder Hâ's getheilt; ihr Zweck ist die Anbetung des Hormazd und der ganzen Schöpfung, der belebten und unbelebten, die, wie es heißt, durch ihn hervorgerufen wurde.

Die Visparð ist ihrem Inhalte nach der Yaçna ähnlich und hat ihren Namen von der Zueignung „an alle Herren“ oder Gegenstände der Reinheit, angerufen von den Anhängern des Zoroaster. Sie ist in 27 kleine Abtheilungen oder Kardha's getheilt.

Die höchsten Priester der Parsi's heißen „Dastúr's,“ diesen zunächst stehen die „Mobed's,“ und die niedrigsten sind die „Herbad's.“ — Die Parsi's beten zum Feuer als zu einem Emblem Gottes, als dem Haupt-Werkzeuge zur Bildung des Weltalls, weshalb ewig Feuer in ihren Häusern brennt. Sie stehen Stunden lang vor ihren Lampen in Gebeten versunken, mit gefaltenen Händen und die Augen gen Himmel gehoben. Selbst während ihrer Geschäfte, welcher Art solche auch sind, werden Gebete ausgestoßen. Wenn man mit Hunden an ihren Wohnungen vorübergeht, so hört man den Ruf: „jo! jo!“ indem dann Jeder bemühet ist, den Hund zu füttern.

3) Zu der Veda-Literatur ist noch zu bemerken, daß Ramnohun Roy durch einen neuen Vedantismus, den Tüttwa bodhini Shaba, den sinkenden Hinduismus wieder aufzurichten suchte.

4) In den Satapatha-brahmana (1. S. 1. 1. Prap. VI., 3. 1.) wird Menu als der Vorvater der Menschen geschildert, als der Noah, dem ein Fisch den Weg der Rettung angiebt. — M. Müller, History of the Sanscrit Literature, erzählt p. 425, 564 den Hergang des Gesprächs zwischen Menu und dem Fisch.

5) Max Müller, Hist. of Sanscrit Lit. p. 564., Colebrooke's Abh. üb. d. heil. Schr. d. Ind. üb. von Poley, S. 31.

6) Siehe die Hymne des Vasischtha, VII, 77. M. Müller, Hist. of S. L. p. 551, 552.

7) M. Müller, History of the Sanscrit Lit. p. 535, 540.

8) Calcutta Review No. LXIV. 1859, Serampore. 8. p. 411.

9) Rig-Veda Sanhita. Translated from the Original Sanscrit, by H. W. Wilson. M. A. Vols. 3. London, 1857. 8. — India, Three Thousand Years ago, by John Wilson. D. D. Bombay, 1858. 8. p. 276.

Von den fünfhundert Hymnen, welche Doktor Wilson übersetzte, die Hälfte aller bekannten und die wesentlichsten, vertheilt sich die Widmung in folgender Weise: 178 an Indra, 147 an Agni, 28 an die Aswin's, 24 an Marûts, 17 an Mitra,

20 an Varuna, 11 an Uſhas, 5 an Sûrya oder Savitri, 6 an Vayú, 3 an Rudra, 2 an Brihaspati, 1 an Saraswati und 2 an Vishnu. Mithin bleiben gegen 60 Hymnen anderen Gottheiten gewidmet.

10) Wilson, Vol. I. p. 25.

11) Die säuerlich schmeckende Asclepias, welche sich nur in den Gebirgen von Mazenderan bis zum Indus und bis zu den Bergen des Bholan-Passes vorfindet. Sie wurde zwischen zwei Steinen ausgepreßt, mit Milch oder Gerstenschleim vermischt und bekam im gährenden Zustande den Geschmack und die Wirkungen des Brandweins.

12) Wilson, Vol. I. p. 415.

13) Aehnliche Erzählungen findet man in Ward, View of the Hist., Lit., and Rel. of the Hindoos. II, 48. M. Müller, Hist. of S. L. 412.

14) M. Müller, Hist. of the Sanscrit Lit. p. 420. Die Visvamitra's oder Angiraſa's — ein besonderer Stamm von Einwanderern, Visva-mitra, Menschen oder Volk des Mitra — waren die ersten, welche in verschiedenen Sakta's der Veda's Agni und Indra anbeteten.

15) ibid. p. 205.

16) ibid. p. 179.

17) Die berühmtesten Dichter der Veda's sind diejenigen, deren Hymnen zwischen dem ersten und letzten Buche der Sammlung stehen und Mâdhyama's genannt werden, wogegen die neu hinzugefügten Hymnen gemeinhin am Ende jeden Capitels unter dem Namen Khila's bekannt sind. M. Müller, Hist. of the Sanscrit Lit. p. 479.

18) Max Müller, a. a. O. p. 494. Man bemerke die ähnliche Idee in der satirischen Darstellung der homerischen Helden. Der Hymnus lautet: Nachdem sie ein Jahr lang, wie ein Gelübde vollziehende Brahmanen, auf dem Boden gelegen, haben die Frösche, von den Regenschauern des Himmels aufgeweckt, ihre Stimme ausgesandt. Als das himmlische Gewässer auf sie fiel wie auf einen in einem Teiche liegenden trockenen Fisch, da klang die Musik der Frösche zusammen, wie das Brüllen der Kühe mit ihren Kälbern. Wenn beim Herannahen der Regenzeit der Regen sie durchnäßt hat, da sie vor Durst verschmachteten, so geht der Eine zu dem Andern, indem er wie ein Sohn zu seinem Vater spricht, sagend: Akkhala. Einer umarmt den Andern, wenn sie in dem Wassergusse vor Freude springen und der braune Frosch, emporhüpfend, nachdem er untergetaucht war, vereint seine Rede mit dem grünen. Während einer von ihnen die Rede des andern wiederholt, wie ein Zögling und sein Lehrmeister, ist jedes ihrer Glieder gleichsam im Wachsen, wenn sie beredt auf der Oberfläche des Wassers sich unterhalten. Einer von ihnen ist Brüllkuh, der andere Meckergeis, einer ist braun, der andere grün; sie sind verschieden, obschon sie denselben Namen führen und ihre Stimme beim Sprechen mannigfach moduliren. Wie Brahmanen bei dem Somaopfer des Atiratra, die rund um einen vollen Teich sitzen und schwatzen, so feiert ihr, o Frösche, diesen Tag des Jahres, an dem die Regenzeit beginnt. Diese Brahmanen mit ihrem Soma haben ihren Spruch gesprochen, indem sie den jährlichen Ritus vollziehen. Diese Adhvarya's, die da schwitzen, während sie die heiligen Töpfe schleppen, huschen davon wie Eremiten. Sie haben stets die Ordnung der Götter beobachtet, wie sie im Jahreslauf zu verehren sind; diese Leute lassen ihre Zeit nicht außer Acht; die Frösche, die selbst wie heiße Töpfe waren, sind nun erlöst, da die Regenzeit eintritt. Brüllkuh und Meckergeis, der Braune und der Grüne, geben uns Schätze. Die Frösche, die uns Hunderte von Kühen geben, verlängern unser Leben in dem reichen Herbste."

19) Benares Magazine, October, 1849.

20) Vgl. über Bûddha, Bd. 1. S. 11.

21) Abel Remûsat verwandte zwanzig Jahre seines Lebens auf die Durchforschung des Buddhismus. B. Hodgson widmete eine ebenso lange Zeit dem Studium des Buddhismus während seines Aufenthalts zu Katmandu, und hat seine Forschungen in dem Werke: Illustrations of the Literature and Religion of the Bûddhist's, Serampore 1841. 8. niedergelegt. Es sind ferner vorzüglich wichtig für uns die Quellen chinesischer Dokumente; die Uebersetzung des Mahavanso oder des Pali Buddhist, Historical Annals of Ceylon, by Mr. Turner, eine geschichtlich poetische Abfassung, woraus sich die systematische Chronologie der Könige von Ceylon und Behar während 2400 Jahren ergiebt; ferner die entzifferten Münzen von Prinsep; die Mackenzie Manuscripte vom Rev. Taylor zu Madras, welche Prof. Wilson analysirt hat. Oberst H. Sykes hat in seinen »Notes on the religious, moral and political state of India, before the Mohamedan Invasion die Reise-Berichte der beiden chinesischen Bûddha-Missionare Fa Hian und Hiuan-Thsang zu Grunde gelegt. Wir können jedoch nicht dem gelehrten Forscher beipflichten, daß die buddhistische Lehre schon lange vorher sich im Deckan verbreitet haben sollte, ehe die Brahmanen solchen Einfluß erlangt und ehe Bûddha solche allgemein kund machte. Endlich verweisen wir noch auf eine kleine, aber belehrende Abhandlung: Max Müller, Buddhism and Buddhist Pilgrims. — A Review of Juliens »Voyages des Pélerins Buddhistes:« with a Letter on the original Meaning of Nirvâna. 1857. 8. London, Williams & Norgate.

22) »and it is established beyond doubt, that Brahmanism, as developed in the Veda's, preceded Buddhism.« — James Bird, Historical Researches on the Origin and Principles of the Bauddha and Jaina-Religions« etc. in der Vorrede p. IV.

23) Wir folgen hier vorzüglich dem überaus schätzbaren Werke des Herrn James Bird, Historical Researches on the Origin and Principles of the Bauddha and Jaina-Religions: — illustrated by descriptive accounts of the Sculptures in the Caves of Western India, with Translations of the Inscriptions from those of Kanari, Karli, Ajanta, Ellora, Nasik etc. etc. which indicate their connection with the Coins and Topes of the Panjab and Afghanistan. -- Bombay, 1847. Folio. Diesem Werke, welches mit der sorgsamsten Forschung an Ort und Stelle und mit strengster Kritik abgefaßt ist, gingen James Fergusson's Illustrations of the Rock-cut Temples of India, with Text. London 1845, folio voran; in Darstellung und Beschreibung ergänzt es dieses Werk und ist nächstdem das beste, was wir besitzen.

24) Der Verfasser besaß Zeichnungen von allen diesen Bauwerken, die an Ort und Stelle aufgenommen wurden und die er illustrirt herauszugeben gedachte.

James Fergusson theilt die Felsentempel in fünf verschiedene Classen. Die erste derselben, die Vihara oder klösterlichen Tempel, spaltet er wieder in drei Unter-Abtheilungen. Die erste Abtheilung, aus mehr natürlichen Felshöhlen bestehend, welche nur wenige Nachhülfe durch Menschenhand erhielten, waren unbezweifelt die ältesten; die meisten dieser Tempel findet man in Behar und Kattack, einige auch zwischen den Tempeln im Westen. Die zweite Unter-Abtheilung sind Tempel, die eine Veranda haben, aus welcher man von der Rückseite aus in Zellen tritt, welche den Priestern zum Aufenthalte dienten; die einfachsten dieser Bauten bestehen aus einer viereckigen Zelle mit einem Portiko wie zu Kattack wogegen zu Ganesa Gûmpha die

Zelle 30′ lang ist, und zu Ajanta die Veranda zu einer viereckigen Halle führt, an deren drei Seiten sich die Zellen befinden. In der dritten Unter-Abtheilung finden wir die Vihara-Tempel zu einer so großen Halle ausgearbeitet, daß deren Mitte die Stütze von Pfeilern und Säulen erforderte. Außer den Zellen, welche diese Halle umgeben, befindet sich in einer tiefen Höhlung, dem Eingange gegenüber, die Statue Bûddha's und seiner Umgebung, welches genügend darthut, daß die Halle den Priestern nicht allein zum Aufenthalte, sondern auch zum Gottesdienste diente. Zu Bhang ist diese Statue durch einen Daghop ersetzt. Zu dieser Art von Tempeln gehören die meisten Bûddha-Felsenarbeiten, wie die prächtigen Tempel zu Ajanta.

Die zweite Classe sind die buddhistischen Chaitya-Tempel, welche sich bei allen Felsentempeln im Westen von Indien befinden, keiner derselben jedoch im Osten Indiens. Der Plan und die Einrichtungen dieser Gotteshäuser ist sich immer gleich, in Ausführung der Bildhauer-Arbeiten erkennen wir die verschiedenen Epochen, welche sich in der, denen die Karlitempel ihre Entstehung verdanken, am vollendetsten zeigen; aber Fergusson ist der Ansicht, daß das Innere dieser Tempel eine Nachbildung anderer kunstvoll aufgeführter Gebäude ist, von deren Existenz heute keine Spur mehr in Indien aufzufinden ist. Alle diese Tempel bestehen aus einer äußeren Halle, einer Art Portiko oder Gallerie für Musikanten, und einer inneren Gallerie über dem Eingange, und aus einem Flügel im Centrum, dem Schiffe unserer Kirche ähnlich, mit gewölbtem Dache und zweimal so lang als breit ist; dieser endet mit einem halbkreisförmigen, gewölbten Raume, in dessen Mitte entweder ein Daghopa oder ein Haitya steht. Ein schmaler Gang, meist mit flachem Dache, selten leicht gewölbt, umgiebt das Ganze, durch eine Reihe me[illegible]r Säulen von dem Schiffe des Tempels gesondert.

Die dritte Classe besteht aus den brahmanischen Felsentempeln. In ihrer Erscheinung gleichen sie den Buddha-Vihara's und scheinen Nachahmungen derselben; aber bei näherer Betrachtung sieht man, daß weder die Säulenstellung, noch die Lage des Heiligthums dieselben sind. Hier finden wir keine Zellen und die Wände sind, statt mit Fresko-Malereien geziert zu sein, mit Bildhauerarbeiten bedeckt. Die schönsten derselben befinden sich zu Ellora und Elephanta.

Die vierte Classe bilden Felsen-Modelle von brahmanischen Tempeln, und zu diesen gehören die Kyla's zu Ellora, der Civite-Tempel zu Dunmar und die Rûth's zu Mahavellipore; alle, mit Ausnahme des letzteren, stehen in Vertiefungen, so, daß sie gleichsam von den sie umschließenden Wänden erdrückt werden.

Zur fünften Classe zählt Fergusson die reinen Jaina-Felsentempel, welche, mit Ausnahme jener zu Khandagiri in Kattack und einiger im südlichen Indien, keine besonderen Vorzüge besitzen und unbedeutend sind. In einigen Felsen, namentlich bei Gwalior, sind die colossalen Figuren eines oder des anderen der Thirthankar's so aus dem Felsen gehauen, daß eine Art Zelle zum Schutze derselben gleich einem Schirme sich davor befindet. — Fergusson's Text zu den Illustrations, p. 5, 6 u. 7. —

25) Ueber die Pancha Tantra und über die Anbetungsweise von Padmamidhi, siehe Prof. Wilson, Transactions of the R. Asiatic Society, Vol. I. p. 133; und James Bird, Seite 17 und 18. Sir Charles Mallet hat in den Asiatic Researches, Vol. VI. p. 391 und Colonel Sykes in den Transactions of the Bombay Lit. Society, Vol. VIII. p. 265 die Felsentempel zu Ellora beschrieben, jedoch haben neuere Forschungen erwiesen, daß manche der von ihnen ausgesprochenen Ansichten auf irrthümlichen Voraussetzungen beruhen.

26) James Fergusson, An Historical Inquiry into the true Principles of Beauty and Art. — Dr. Wilson, Second Memoir on the Cave Temples and Monasteries, and other ancient Buddhist, Brahmanical and Jaina remains of Western India; Journal of the Bombay Asiatic Society, January 1853.

Die Anbetung des Padmanidhi oder der neun göttlichen Schätze — welche nach dem Tantrika-System als Halbgötter verkörpert dem Kuvera, dem Gotte des Reichthums und der Lakshmi, der Göttin des Gedeihens, — beigegeben sind, lautet: „Laß den Anbeter Padmanidhi anbeten, welcher dasitzt mit seiner Gattin, die Göttin ihm zur linken Hand: Beide von der Farbe von Mennig(?), sich einander umarmend, und Jedes eine rothe und eine blaue Lotus haltend; Beide im Begriffe, Edelsteine auszuschütten, und Jedes eine Lotus als Wappenschild tragend, der männliche Padmanidhi wohlbeleibt, der weibliche schmächtig und zart." — Dieser Anbetungsweise waren die ersten Büddha's und die ersten Jaina-Secten zugethan, wie es in den Fresken zu Ajanta zu sehen ist.

Die Pancha Tantra, das Original der Fabeln von Bidpai oder Pilpay, wurde zuerst aus dem Sanskrit ins Arabische übertragen und Kalita Damana genannt. Wie Masudi uns erzählt, wurde selbige um 550 aus Indien nach Persien gebracht, zur Zeit, als König Naosherwan gegen Balkh und Khatlan zu Felde zog, und den König Akshavan der Hagatelah's oder Ephthalites tödtete, welche unter dem Namen der weißen Hunnen die nördlichen Distrikte von Persien bewohnten. Sie zeichneten sich vor allen anderen Hunnen dadurch aus, daß sie kein Wandervolk waren, sondern unter einer gut organisirten Regierung als civilisirte Stämme von Königen beherrscht wurden.

27) Uebersetzt von Fl. Babington in der Royal As. Soc. Vol. II. p. 266.

28) Im Belgaum-Collectorat.

29) Niebuhr giebt in seinem Reisewerke eine Abbildung einer Büste, welche Maurice, im 1. Bande S. 90 seiner Indian Antiquities, irrthümlich als die Drei-Gottheit von Indien angiebt; wogegen Fergusson, in seinen Illustrations of the Rock-Cut Temples of India, Seite 55 sagt, daß selbige der allgemeinen Annahme gemäß den Gott Çiva vorstellt. Die Höhe derselben ist 13′, das Gesicht des mittleren Kopfes hat 5′ Höhe und die Büste ist von Schulter zu Schulter 20′ breit. Dies Mittel-Gesicht ist beinahe ganz verschwunden, das zur Rechten trägt einen Kranz von Todtenköpfen, hat das Stirn-Auge offen und zeigt einen Ausdruck von Strenge und Aerger; auch am linken Gesicht befindet sich ein Stirn-Auge, aber da es keinen Augapfel zeigt, soll es wohl als geschlossen anzusehen sein. Çiva ist hier, wie auch schon Maurice andeutet, als der Erschaffer, Erhalter und Zerstörer dargestellt.

30) Asiatic Researches, Vol. XVI. p. 446. Essay by Mr. Hodgson; Journal of the Asiatic Society of Calcutta.

31) Oberst Sykes' höchst interessanter Aufsatz in dem Journal of the Royal Asiatic Society No. IX. bespricht diese Wanderungen der chinesischen Pilger.

Remusat sah in der erwähnten Dreiheit: Gott, das Gesetz und die Kirche.

32) Es war dies wahrscheinlich eine aus dem Felsen kommende Quelle, die zu der heißen Jahreszeit dahin geleitet worden sein mag. Im Felsentempel zu Elephanta befindet sich noch eine solche Quelle, deren Wasser so kristallklar und so eisig kühl ist, daß man dies köstliche Trinkwasser als eine große Delikatesse nach Bombay bringt.

33) In seiner Ind. Bibl. II. S. 462.

34) C. Lassen, Indische Alterthumskunde, 3. Band. S. 348, 349 u. 351.

35) Nach Kreuzer. — Prof. Wilson's Uebersetzung der Rig-Veda, Vol. I., p. 26, 27. Vgl. über das geheimnißvolle, heilige „Om." K. Graul's Reise nach Ostindien, III. p. 71. Mit diesem Worte beginnen namentlich die an Çiva und Kali gerichteten Zauberformeln zur Hinwegräumung der Feinde. Craufurd, I. 163.

36) Ausgezeichnete und hochgelehrte Brahmanen, welche mit dem berühmten evangelischen Missionar Ziegenbalg in brieflicher Verbindung standen, gaben als Grund dafür, daß sie Gott nicht anbeten könnten, an, daß das ewige Wesen ohne Form unbegreiflich sei, so daß sie sich keine Idee von ihm machen könnten; deshalb sei die Anbetung von Götzen in ihrer Religion geboten, indem Gott solche als Ihm selbst dargebracht ansehen würde. Unter diesen Brahmanen ist eine Sekte, Gnaniqueul's genannt, welche über den Narghenny-Gottesdienst oder der Anbetung des Unsichtbaren geschrieben haben. In der Vara-baddû, einem ihrer Werke, wo es unter andern heißt: „Das Wesen der Wesen ist der einzige Gott, ewig, und überall gegenwärtig, welcher jedes Ding in sich begreift; es ist kein anderer Gott als dieser" — werden die Liebe zu Gott und die Pflichten der Moralität gepredigt. Einer dieser Brahmanen schrieb an Herrn Ziegenbalg: „Gott kann erkannt werden durch seine Gesetze und seine wundervollen Werke; und es ist durch die Vernunft und die Erkenntniß, die er dem Menschen gegeben hat, daß Er erkannt wird, Er, der Erschaffer und Erhalter aller Wesen. Es ist die gebotene Pflicht jedes Menschen, an diesen Gott zu glauben und ihn zu lieben. Unser Gesetz befiehlt dies. Diese beiden Prinzipien sollten in seiner Rede, in seinem Geiste sein; sie sollten alle seine Handlungen leiten, auf diese Prinzipien sich fest stützend, sollte er Gott anrufen und sich bemühen, Alles Gottes Willen gemäß zu vollbringen." — Sketches etc. of the Hindoos, by Q. Craufurd. 2 Edit 1792. 2 Vols. I. Vol. p. 156 u. ff.

37) De la Croze, Hist. du Christ. des Indes, Tome II. liv. 6.

38) Colebrooke's Essays. Vol. I. On the Vedanta.

39) An einer Stelle der Pùrana's heißt es: „Der Narr, welcher aus Unwissenheit den einen und einzigen Gott vernachlässigt, und ein Bild von Thon, Stein, Metall oder Holz anbetet, handelt wie derjenige, welcher gereinigte Butter auf Asche ausgießt, anstatt aufs Feuer." — Ein gebildeter Hindu zu Calcutta, Brajamohún, schrieb vor nicht langer Zeit: „Die Ratzen und Mäuse sind klüger, denn sie nehmen das Holz für Holz und graben sich darin ein; aber der Mensch bildet sich ein, daß der Block von Holz ein Gott ist, dem er selbst Mund, Nase, Gesichtszüge, Hände und Füße gegeben hat. Er kann verbrannt oder in Stücke geschlagen werden, ein Gott in seiner Gestalt. So macht sich der Mensch, indem er sich weise dünkt, zum Narren." Calcutta Review, Vol. XXIV. p. 230.

Ein arabischer Schriftsteller beweist, daß die Beduinen nur von Propheten beherrscht und regiert werden können; und es scheint, daß die Kaufleute des Alterthums ihre wilden Nachbarn in Arabien wie anderswo nur durch die Religion bezähmen konnten. The Life of Mohammad, from Original Sources by A. Sprenger, M. D. Allahabad. 8. 1851. p. 4.

40) Asiatic Researches; Kennedy's Researches into the Hindoo Mythology; Ward, on the Hindoos; Craufurd's Sketches of the Hindoos, Vol. I.; Moore's, Hindoo Pantheon; Coleman's Mythology of the Hindoos; Wilson's Vishnu Puran; Powtalika Probadha und Calcutta Review, Vol. XXIV.

41) Todd's Rajasthan. 4. Vol. I. p. 774; Lt. A. E. Boileau, Perso-

nal Narrative of a Tour through the Western States of Rajwara in 1835. Calcutta, 1837. 4. p. 126.

42) Wilkins, in seiner Uebersetzung der Hitopadesa.

43) In einer Schilderung der Persönlichkeit Brahma's, Calcutta Review, XXIV. Vol., wird angegeben, daß er in der dritten Hand eine Corallenschnur halte, was wohl auf einem Irrthume beruhen muß.

44) Die feuchte Jahreszeit (Siesär), die kalte (Hiemät), die milde oder der Frühling (Bäsänt), die heiße (Griesthmá), die Regen-Jahreszeit (Bärsá) und der Herbst, das Ende der Regenzeit (Särat). Bei der Regenzeit wollen wir noch erwähnen, daß überhaupt die fruchtbaren Gewässer des Himmels', die als Regen niederträufeln und von denen also das irdische, Labung und Kraft spendende Wasser abstammt, wie das Wasser selbst, vielfach als „Mutter" angerufen und als das erzeugende, Leben schaffende Prinzip verherrlicht wurden. Vgl. Weber, Indische Studien, IV. 3. S. 397.

45) In den uralten Tempeln nahe Gaya ist das Bild der Lakshmi, eine Frau mit vollen Brüsten, und eine Schnur, die sich unter ihrem Arme windet, gleich dem Füllhorne des Ueberflusses, erinnert an die Ceres der alten Griechen und Römer; ihre Geburt ist der der Aphrodite ähnlich; s. Ward I., 170.

46) Calcutta Review, Vol. XXIV. p. 198; Craufurd's Sketches, Vol. I. p. 184.

47) Asiatic Researches, Vol. V. p. 371; Ward's Hindoos, Vol. III. p. 126; Craufurd's Sketches. I. Vol. p. 185; Calcutta Review, Vol. XXIV. p. 206.

48) Siehe Seite 48. 49.

49) Calcutta Review, Vol. XXIV. p. 204.

50) Es soll nordöstlich von Delhi gelegen haben, gegen 40 Meilen von dem Punkte entfernt, wo der Ganges nach Hindostan kommt.

51) Todd's Rajastan, Vol. I. p. 50 und 533; — Asiatic Researches, Vol. I. p. 2591, Vol. III. p. 185, Vol. XV. p. 101, Vol. VI. p. 508. — Ward's Hindoos, Vol. III. p. 148; Calcutta Review, Vol. XXIV. p. 204. — Krishna wird auch Mohûn — der Liebenswerthe — oder Maenhover — der Herzendieb — genannt.

52) Als Tangara von den Engländern genommen wurde, fand man daselbst ein Bild dieses Liebesgottes Kama-diva, der auf einem Elephanten ritt, dessen Körper aus sieben in einander verschlungenen Frauen gebildet war, die in höchst erfinderischer Weise die Form dieses großen Thieres bildeten. — Nach andern Angaben ist Kama-diva ein Sohn des Brahma. Seine Gemahlin heißt Rati.

53) Die Indier bringen das Sternbild des großen Bären mit Kartikija und seinen 6 Krittika in Verbindung, W. Ward a. a. O. I. 64.

54) Im ersten Buche der Atharvaveda erscheint Varuna als Alles bedeckender Himmel (οὐρανός) und ist als solcher der allgegenwärtige Richter der menschlichen Thaten, der gewaltige, dessen Willen und Satzung wahrhaftig ist. Indische Studien von A. Weber, IV. 3. p. 403.

55) Minute on the Administration of Pergunnah Jounsar in Dhera Dhoon; Proprietary Right in Land in Rohilcûnd, 17. Febr. 1848.

56) Raja Krishna Chandra Raj Chaitra, by Rajib Lochan, Serampore. 8.; Calcutta Review, Vol. XIII. p. 131. Ward, a View etc. S. 251.

57) James Forbes; Oriental Memoirs; selected and abridged from a

Series of Familiar Letters, written during seventeen years Residence in India: including observations on Parts of Africa and South America, and a Narrative of Occurrences in four India Voyages. Illustrated by Engravings etc. four Volumes. 4. 1813.

58) M. Wylie, Bengal, a Field of Missions. p. 225.

59) Ein heiliger Hain muß nach den Begriffen der Hindu's aus folgenden Bäumen bestehen: Bünyan oder Bürgût, Pipal (ficus religiosa), Mango, Tamarinde, Jamûn (eugenia jambolana), Bele (cratoeva marmelos), Pakûr (ficus venenosa), Mhowa (bassia latifolia), Dula (phylantus emblica), Gulûr (ficus glomerata), Khyta (feronia elephantum), Khûtal od. Jack, Mulsarie od. Bukul (mimusops elengi), Küchnar (bauhinea variegata), Nimba (melia azadirachta), Bere (fizyphus jujuba), Horseradish (sajhuna), Shieshûm (dalbergia sisa), Tun (adrela tuna) und Chûndûn oder Sandel; — Sleemann's Kingdom of Oude, 2 Vol. p. 63. — Solche Haine, von Fruchtfeldern umgeben, sind das schönste und malerischste landschaftliche Bild, welches die Natur dem menschlichen Auge darzubieten vermag.

60) Sleemann's Kingdom of Oude, I. Vol. p. 206, 207. Derselbe Verfasser erzählt bei dieser Gelegenheit einige sehr interessante Fälle von der Entführung von Kindern durch die Wölfe. So sah im Jahre 1846 ein die Eskorte bildender Dragoner im Distrikt Chandour eine Wölfin, von drei ihrer Jungen und einem kleinen Knaben gefolgt, ihrer Höhle zueilen. Der Knabe lief auf Händen und Füßen und schien mit den wilden Bestien gleichsam eine Familie zu bilden; denn er wurde, wie sich's ergab, von der Wölfin ebenso sorgsam bewacht, wie ihre eigenen Jungen und war mit ihnen aufgenährt worden. Mit großer Mühe gelang es dem Dragoner, sich mit Hülfe der Bewohner des nächsten Dorfes des Knaben zu bemächtigen; aber der Knabe war wild und unbändig und wollte sich fortwährend in Löchern verbergen, so daß man sich genöthigt sah, ihn zu binden. Seine Sprache war ein wildes Heulen oder höchst widerliche, dem menschlichen Ohre schmerzliche Töne; vor erwachsenen Menschen fürchtete er sich, dagegen machte er Miene, die Kinder, gleich einem Hunde, anzufallen oder zu beißen. Gekochtes Fleisch rührte er nicht an, das rohe Fleisch verschlang er jedoch wie ein Hund. Ungeachtet er Monate hindurch aufs Sorgsamste gepflegt und beobachtet wurde, so konnte er doch nicht zum Sprechen bewogen werden, wollte keine Kleider tragen, behielt alle Gewohnheiten eines Hundes, und zog Knochen und rohes Fleisch jeder anderen Nahrung vor. Nach vier Jahren starb er, ohne sich in irgend einer Art aus seinem thierischen Zustande erhoben zu haben. Wenige Minuten vor seinem Tode hörte man ihn das einzige Wort: „es schmerzt" sagen. Man hatte ihn niemals weder froh noch lachend gesehen, er zeigte sich gleichgültig und theilnahmlos für Alles; selbst gegen seine Eltern, die ihn wieder erkannten, fühlte er keine Zuneigung. Er ging zwar aufrecht, zog es jedoch vor, auf allen Vieren zu laufen. — Noch von einigen anderen Kindern, die von Wölfen aufgenährt wurden, werden glaubwürdige Berichte gegeben, und überall stellte es sich heraus, daß Kinder, die bis zum 8ten oder 10ten Lebensjahre unter Wölfen geblieben waren, nie mehr dem thierischen Wesen entsagen und zu keiner geistigen Regsamkeit gebracht werden konnten.

61) Die Idee, daß der Ganges von den Haaren des Çiva herabströmte, soll, wie General Hodgson behauptet, durch den Anblick entstanden sein, den das fortwährende Herabtröpfeln der Tropfen von den Eiszapfen in der Schneegrotte zu Gangatri darbietet.

62) Calcutta Review, Vol. X. p. 412, 413, 414.

63) Ganga, the Goddess mother Stream,
Has taken her mortal birth,
All in our iron age
With sin a war to wage;
Has sought our nether earth
Us mortals to redeem,
Redeemer she of Gods above,
Redeemer she of men below etc.

Gaga Benares fair,
Dwarka, Mattura there
With Gererajos cave
They all are sacred I have said,
Like Vishnu for they all are made
By Ganges holy wave.

Calcutta Review, Vol. XIII. p. 42, 43. The Ramayana of Valmiki, translated from the Original Sanscrit by Kirtibas Pandit. 7 Vols. 8 Serampore. 1849.

64) Oberst Forbes und Lady Anstruther besaßen Abbildungen von Männern dieser Paramahausa-Sekte, welche nach der Natur im Akte des Verzehrens der Leiche von Hindu-Malern dargestellt sind. Siehe Col. Moore's Hindoo Pantheon.

65) In dem Gespräche zwischen Krishna und Arjun, welches die Bhagavat Gita anführt, sagt Krishna: „Ich bin der Schöpfer aller Dinge, und alle Dinge kommen aus mir. Diejenigen, welche mit geistiger Weisheit begabt sind, wissen dies und beten mich an. — Ich bin die Seele, welche in den Körpern aller Dinge ist, ich bin der Anfang und das Ende. Ich bin Zeit; ich bin der alles verschlingende Tod; und ich bin die Auferstehung. Ich bin der Saamen aller Dinge in der Natur, und da ist nicht ein Ding lebend oder unbelebt ohne mich. Ich bin die mystische Figur Oom. (Diese drei Buchstaben sollen ein Emblem für: Erschaffer, Erhalter und Zerstörer sein), der Rig-, der Sam-, und der Yagur-Veda. Ich bin der Zeuge, der Tröster, das Asyl und der Freund. Ich bin die Wiedergeburt und Auflösung: in mir sind alle Dinge verborgen. — Das ganze Weltall ist durch mich ausgebreitet. Die Narren kennen meine erhabene und göttliche Natur nicht; sie blicken vergeblich auf Hoffnung, vergeblich bemühen sie sich, denn sie ermangeln der Vernunft; während die wahrhaft Weisen mir in ihrem Herzen dienen, ungestört von anderen Göttern. — Diejenigen, welche andere Götter anbeten, beten mich an. Ich bin in dem Opfer, in den Wohlgerüchen, in den Anrufungen, in dem Feuer, in dem Opferthiere."

Hierauf erwiedert Arjun: „Du bist der erste Schöpfer — Ewiger Gott! Du bist der Erhabene! Durch Dich wurde das Weltall ausgebreitet! Du bist Vargu, der Gott der Winde, Agni, der Gott des Feuers; Varun, der Gott des Weltmeeres: — Ehrfurcht sei Dir dargebracht, ewig und ewig Ehrfurcht, o Du, welcher Du in allem bist! Groß ist Deine Macht, groß ist Dein Ruhm! Du bist der Vater aller Dinge; deshalb beuge ich mich tief vor Dir, mit meinem Körper im Staube liegend, flehe ich um Deine Barmherzigkeit. Herr, würdig angebetet zu sein, habe Nachsicht mit mir als ein Vater mit seinem Kinde, ein Freund mit seinem Freunde, ein Geliebter mit seiner Geliebten." — —

66) „Er, welcher nicht von Yama abweicht, dem Richter der dahingeschiedenen Seelen, welcher nicht mit Vaisaswata, der strafenden Göttin, entzweit ist, oder mit dem unbegreiflichen Genius, der im Herzen wohnt, wird nicht von den Ebenen des Kura ausgestoßen werden, oder von den Wassern des Ganga." — Er, der die unsterbliche Seele verletzt, „des Menschen besten Zeugen," verliert die Frucht jeder guten Handlung, wird mit der Tortur, die dem Kindesmörder und dem Brahmanen-Tödter trifft, bestraft werden, vernichtet die Leben derer, die ihm zunächst stehen, und wird in die tiefsten Tiefen des Naraka versenkt werden." — Ein Mensch, welcher die

Unwahrheit unter dem Motiv des Dharma redet, soll nicht vom Swarga ausgeschlossen werden, „weil solche Aussage, als die Rede Gottes anzusehen ist." — Menu.

67) Unter den Hindu's herrscht auch die Glaubens-Ansicht, daß einigen Sterblichen die Macht verliehen sei, ihre Seele nach Gefallen vom Körper zu trennen, durch die Lüfte zu eilen, entfernte Länder zu sehen und sich wieder in ihren Körper zurück zu begeben. Dieses geheimnißvolle Vermögen wird durch ein Gebet, Mandiram genannt, erlangt, welches, wie uns im Leben von Vivamarken erzählt wird, einst ein mächtiger Fürst sich zu erwerben suchte, indem er, von Sehnsucht getrieben, sich dieses überirdischen Vorrechts zu erfreuen, sich täglich, von nur einem vertrauten Sclaven begleitet, nach einem in tiefer Einsamkeit gelegenen Tempel begab, um die Göttin anzuflehen, ihm die Wege zur Erlangung des Mandiram kennen zu lehren. Obgleich Sterbliche meist nicht wissen, was sie verlangen und die Götter nur Barmherzigkeit zeigen, wenn sie ihre Wünsche unerfüllt lassen, so gewährte ihm die Göttin dennoch, nach langen ernsten und andachtsvollen Gebeten, sein Anliegen, und das Geheimniß enthüllte sich vor ihm. Der Sclave, dem zwar befohlen war, in einiger Entfernung seines Herrn zu warten, hatte, von Neugierde getrieben, nicht widerstehen können, zu sehen, was seinen Herrn veranlasse, sich so lange allein abgeschlossen zu halten; er hatte sich leise der Tempelpforte genähert. So wurde er Zeuge, wie der Priester seinem Herrn die Mandiram lehrte, und nachdem er sich genau davon unterrichtet hatte, kehrte er leise nach seinem Orte zurück. Bald darauf kam auch der Fürst, auf dessen Gesichtszügen eine unbeschreibliche Freude ausgedrückt lag.

Nach diesem Tage begab sich der Fürst sehr oft mit seinem Lieblings-Sclaven nach den ödesten Gegenden eines nachbarlichen Waldes, und befahl ihm dort, seinen Körper zu bewachen, indem er sich auszuruhen gedenke. Nachdem er die Mandiram hergesagt, gab er seiner Seele Flügel und wanderte in den Himmeln umher. Diese Lebensweise entzückte ihn so, daß er seine Herrscherpflichten darüber vergaß, sie waren ihm langweilig geworden, er fand kein Gefallen mehr daran, wie ihm überhaupt alles, was ihm bisher Freude und Glückseeligkeit gewährt hatte, gleichgültig wurde. Selbst seine ihrer Schönheit und ihrer Tugenden wegen berühmte Gemahlin wurde vergessen, denn gleich einem Verliebten konnte er kaum die Stunde erwarten, in der er die Pracht und den Glanz seines Hofes verließ, um in den Sphären sich fern von allem, was ihm lieb und werth gewesen, ergehen zu können. Eines Tages war der Fürst so entzückt von seiner ätherischen Reise, daß er die seinem Sclaven festgesetzte Stunde darüber vergaß. Der Sclave, des langen Wartens müde, wünschte heimzukehren, sah bald nach dem Körper seines Herrn, bald in die Lüfte, und um sich die Zeit zu vertreiben, beschloß er das Geheimniß zu versuchen, welches er lauschend an der Tempelpforte erspäht hatte. Er vollzog die Mandiram, und siehe, seine Seele verließ plötzlich den Körper. Da sahe er nun eine schönere Form vor sich, er zog sie der seinigen vor und begab sich in den Körper des Fürsten. Damit dieser sich jedoch nicht in seinen früheren Körper zurückbegeben könne, so schlug er demselben den Kopf ab. Die Seele des Fürsten kehrte heim, aber es war zu spät, er ahnete, was sich zugetragen, und nachdem seine Seele auf längere Zeit in klagenden Tönen über dem Walde geschwebt hatte, wurde ihm befohlen, sich in den Körper eines Papageis zu begeben. Er floh sofort nach seinem Palaste, wurde gefangen und seines schönen Gefieders wegen der Fürstin gebracht. Diese fand großes Gefallen an ihm, nahm ihn in ihr Gemach; er sah seinen treulosen Diener, wie er sich mit seiner Krone geschmückt und seines Bettes bemächtigt hatte; er hörte, wie man seine letzten Handlungen und seine Fehler beurtheilte, seine Schwächen lächerlich machte; und wenn er

im Aerger all die Worte wiederholte, welche er gehört hatte, so erregte dies nur das Gelächter der Sclaven. Niemand kannte das Geheimniß, bis nach vielen Jahren ein frommer Einsiedler es kund machte. — Lettres édif. & cur. Tom. XII. p. 170. Paris 1781. Schreiben des Pater Bouchet an Monſ. Huet, Bischof von Avranches. -- Craufurd's Sketches, I. Vol. p. 215 u. ff.

68) Calcutta Review, Vol. XVII. p. 157.

69) Die Götzenbilder erhalten ihre Einweihung vermöge Waschungen mit Gangeswasser; bevor dies nicht geschehen ist, darf kein Götze aufgestellt oder angebetet werden.

70) »The Sundhya or daily Prayers of the Brahmans, Illustrated in a Series of Original Drawings from Nature, demonstrating their attitudes, and the different signs and figures performed by them during the Ceremonies of their morning devotions, and likewise their Poojas; in twenty-four Plates. Fol. by Mrs. S. C. Belnos. 1851. Die ausgezeichnete Verfasserin, welche das lehrreiche Buch Ancient India als Mrs. Spier herausgegeben hat, stellt in diesem ebenso kunstvoll aufgefaßten als belehrend dargestelltem Werke ein Bild von diesen Ceremonien dar, wie wir es bisher nicht kannten. Es war dies um so schwieriger, weil all diese Ceremonien sehr geheimnißvoll gehalten werden; daß es der Verfasserin dennoch gelang, in diese Tiefen eines dem Ungeweiheten bisher so sorgsam verschlossenen Geheimnisses einzudringen, und Brahmanen zu finden, die sich willig zeigten, sie mit allem bekannt zu machen, zeigt von dem tiefen Verfalle des Hindu-Gottesdienstes oder vielmehr von dem Untergange des Brahmanismus.

71) Ein kleines messingenes Töpfchen in Form eines Kreuzes ohne Griff.

72) Wir werden auf die Bedeutung des Lingam näher eingehen, wenn wir der Ceremonien und Glaubensweise der Vaishnava-Sekte gedenken werden.

73) Die Zahl sieben erscheint in der Religion der Hindu's als eine besonders heilige Zahl. In den urältesten Tempeln sind stets sieben Eingänge, die sieben Pforten zu Kaltinjar und die sieben Leitern in den Felsentempeln, dem Mithra-Dienste geweihet; jede dieser Leitern hatte sieben Portale, eines über das andere (Saturn, Venus, Jupiter, Merkur, Mars, den Mond und die Sonne vorstellend). Sieben Wälle und sieben Thore wiederholen sich beinahe an allen alten Hindu-Bauten. — Description of the Antiquities at Kalinjar, by Lieut. F. Maisey 67 N. J. 1848. p. 2. ff.

74) Tochter der Berge, Jungfrau, gleich der Mondglocke, Kürbißgeformte, Mutter von Scanda, Katyâyani, Mitternacht, große Gauri oder schönfarbige, Gewährerin des Unternehmens, schwer Erreichbare.

75) Aditya entspricht dem März, Divakara dem April u. s. w.

76) Der Schöne, Einzahnige, roth und gelb gezeichnete, der mit Elephantenohren, der Wohlbeleibte, Mißgestaltete, Befreie mich vom Uebel, der Führer, Rauchfahnige, Niederer Mond, der mit dem Elephantengesicht, Haupt der Banden der Halbgötter.

77) Elephanten-Rüsselartiger, Gewaltiger Gestalt.

78) All dieser Götzendienerei ungeachtet, beweisen die Brahmanen gegen Andersgläubige, wenn deren Tugenden und edeln Eigenschaften ihr Herz gewonnen haben, nicht den strengen Bigotismus, den man bei ihnen vorauszusetzen geneigt ist. Dies erfuhr Herr James Forbes, welcher uns in seinen interessanten und belehrenden »Oriental Memoirs« erzählt, daß, als er Dhuboy zu verlassen im Begriff war, wo er mit so viel Umsicht und Menschenliebe die Regierung geleitet hatte, ihn die Brah-

manen des Orts und der Umgegend begrüßten, um ihr tiefes Bedauern bei seinem Scheiden auszudrücken. Sie baten ihn, Geschenke anzunehmen; aber er wies alle Anerbietungen von der Hand. Da sie ihm bemerkten, daß seine Weigerung höchst schmerzhaft für sie wäre, so sagte er ihnen, daß er ein Geschenk annehmen könne und wolle, nämlich, wenn sie ihm einige von ihren Götzenbildern geben wollten, welche sich in den ruinenartigen Dewals des Ortes befänden. Er beabsichtige, dieselben nach England zu nehmen und in seinem Garten aufzustellen. Nachdem sie auf diese Forderung ihn und sich untereinander längere Zeit schweigsam angesehen hatten, wünschten sie zu wissen, warum ein Christ solche Götzenbilder zu besitzen den Wunsch hegen könne. Er suchte ihnen begreiflich zu machen, wie solche Dinge indischer Architektur für den Europäer großen Werth hätten, und, daß sein Wunsch nichts mit der Religion zu thun habe. Sie schienen dies nicht zu begreifen; aber als er von den Gefühlen sprach, die diese Reliquien in ihm in der Heimath erwecken müßten, wie sie ihn an ein Land und an einen Ort erinnern würden, an welchem sich so viel liebe Erinnerungen für ihn knüpften, da brachen sie in Thränen aus und baten ihn, sich deshalb mit ihren Brüdern berathen zu können. Sie kehrten Tages darauf zurück, und erklärten ihm, daß er sich auswählen und mit sich nehmen solle, was ihm beliebe.

79) Sketch of the Religious Sects of the Hindoos. By H. H. Wilson. Calcutta 1846. 8.; Calcutta Review, Vol. XXIV. p. 31 u. ff., worin sich ein höchst belehrender Artikel befindet, welcher von einem Missionair geschrieben zu sein scheint, der an Ort und Stelle vieljährige Beobachtungen gemacht haben muß.

80) Colebrooke, Asiatic Researches, Vol. VII. p. 279.

81) Das Idol des Lingam ist stets in dem Inneren, dem heiligsten Theile eines Çivatempels aufgestellt. Manchmal stellt es beide Geschlechter, den männlichen und weiblichen Theil der Schöpfung dar, manchmal nur ersteren. Dem Verfasser wurde es gestattet, in einem Tempel zu Benares wenigstens einen Blick auf dieses von Lampen erleuchtete Idol vom Eingange aus thun zu dürfen. Eine Lampe brennt Tag und Nacht vor dem Idole; wenn die eigentliche Ceremonie vor sich geht, wird die siebenarmige Lampe angezündet, welche in Form oft dem Candelaber aus dem Tempel von Jerusalem vollständig ähnlich ist, wie wir ihn an dem Triumphbogen in Rom dargestellt sehen. Verheirathete Frauen sieht man sehr oft mit einem kleinen goldenen Lingam am Halse oder am Arme. Der besonderen Anbetung des Lingam und seiner in ihm lebenden Kraft, unfruchtbaren Frauen Nachkommenschaft zu verschaffen, wird von den Hindu's folgende Fabel zum Grunde gelegt.

In uralten Zeiten hatten einige Büßende großen Ruhm und hohe Verehrung erlangt, aber die Reinheit des Herzens fehlte ihnen, und ihre Handlungen standen mit ihren Worten oder geheimen Gedanken nicht in Einklang. Sie brüsteten sich mit ihrer Armuth, aber ihr Herz hing an den Dingen dieser Welt, denn Geschenke, welche Fürsten und Edle ihnen sandten, wurden dankbar angenommen. Sie lebten abgeschlossen von den Menschen, in der Einsamkeit, aber in prächtigen und bequemen Räumen, umgeben von vielen und schönen Frauen. Den allwissenden Göttern blieb dies nicht verborgen und Çiva beschloß, ihre Schande vor der Welt aufzudecken. Er ersuchte Prakrity, ihn zu begleiten; er selbst nahm die Gestalt eines Pandaram von anmuthiger Gestalt an, Prakrity blieb in ihrer eigenen jugendlichen schönen Gestalt. Sie ging nach dem Orte, wo sich die Büßer mit ihren Anhängern versammelten, um ihren Waschungen und religiösen Ceremonien beim Aufgange der Sonne nachzukommen. Als sie sich ihnen näherte, spielten die erfrischenden Morgenlüfte mit ihren wallenden Gewändern, so, daß sie ihre herrlichen Körper-Formen in all ihrer Schön-

heit entblößten. Mit niedergeschlagenen Augen, die sich von Zeit zu Zeit mit scheuem, doch zärtlichem Blicke erhoben, und mit einer hinreißenden Stimme bat sie, an dem Opferdienste Theil nehmen zu dürfen. Die Büßer blickten auf sie mit starrer Bewunderung. Die Sonne erhob sich, aber die Reinigungen wurden vergessen, die Gegenstände für den Puja lagen unbeachtet auf der Erde und alle Verehrung wurde nur der Fremden gezollt. Der Ernst im Wesen der Büßer war dahin, sie umgaben die Schöne, wie die Fliegen in der Nacht eine brennende Lampe, angezogen von ihrem Lichte, von dessen Flamme sie verzehrt werden. Sie fragten, von wo sie käme und wohin sie ginge? „Sei nicht böse, daß wir uns Dir nahen, verzeihe unsere Dreistigkeit, aber Du kannst ja nicht zürnen, nur Seegen kommt von Dir. Wer Du auch sein mögest, welch ein Umstand Dich auch hierher führte, nimm uns auf unter die Zahl Deiner Sclaven, gönne uns wenigstens den Genuß, Dich anblicken zu können." Hier erstarben ihnen die Worte auf den Lippen; die Seele schien bereit sich zu entwinden; alle Gelübde, alle jahrelang verrichteten Ceremonien waren vergessen. — Während die Büßer in ihre Leidenschaften versunken und aus ihrer Heimath entrückt waren, trat Çiva mit einem musikalischen Instrumente in seiner Hand in ihr Dorf, singend und spielend wie einer, der ein Almosen erbittet. Bei dem Tone seiner Stimme verließen die Frauen ihre Häuser, zu sehen, was sich zutrüge, und da war ein Spielmann so schön als Krishna auf den Ebenen von Mattra. Einige ließen ihre Juwelen unbeachtet fallen, anderen glitten die Gewänder vom Körper, ohne daß sie bemerkten, daß sie auch das, was Eifersucht oder Schamgefühl zu verbergen gebietet, enthüllt hatten; alle drängten sich mit ihren Gaben heran; alle wünschten zu sprechen, jede beobachtet zu sein, und indem sie Blumen vor ihm hinstreueten, sagten sie zu ihm: „Du verlangst Almosen! Du, der Du gemacht bist, Herzen zu beherrschen! Du, dessen Gesichtszüge so frisch sind wie die Morgenluft, dessen Stimme ein Entzücken, und dessen Athem gleich dem Lenz (Vasant) in der aufbrechenden Rosenknospe, bleibe bei uns und wir wollen Dir dienen, wir wollen Deine Ruhe nicht stören, nur eifersüchtig wollen wir sein, Dir zu gefallen!

Der Pandaram fuhr fort zu spielen und sang die Liebe der Kama des Krishna und der Gopia; dabei sehnsüchtig lächelnd und um sich blickend, führte er sie nach einem nachbarlichen Haine, der dem Vergnügen und der Zurückgezogenheit gewidmet war. Surya (die Sonne) begann die westlichen Gebirge mit Gold zu beleuchten, und der Wunsch nach Ruhe folgte dem des Vergnügens, der Schlaf schloß ihre Augen und wiegte ihre Sinne ein. Am Morgen war Pandaram verschwunden. Als sie erwachten, blickten sie mit Erstaunen um sich und senkten ihre Blicke wieder auf den Boden. Einige sahen diejenigen an, die ihres verschämten Wesens wegen bekannt waren, aber ein Schleier bedeckte ihre Augen. Nachdem sie einige Zeit in Schweigen dagesessen, erhoben sie sich langsam, gedankenvoll wankten sie nach ihren Wohnungen zurück. Die Büßer kehrten zu derselben Stunde von ihren Wanderungen zur Prakrity heim. Tage der Schaam und der Verlegenheit folgten, die Frauen hatten ihre Ehrbarkeit verletzt, die Büßer ihr Gelübde gebrochen. Sie waren zwar betrübt über ihre Vergehungen, aber mancher zärtliche Seufzer entfuhr ihnen doch, die Männer blickten zu Zeiten nach dem Orte, wo ihnen zuerst die Jungfrau erschien, die Frauen nach Pandaram.

Inzwischen erkannte das Volk, daß das, was die Büßer vorhergesagt, sich nicht bestätigte. Ihre Anhänger vernachlässigten sie, die Geschenke der Fürsten und Edeln wurden geringer und seltener. Sie begingen nun allerlei Büßungen, sie suchten einsame Orte in den Wäldern auf, und nachdem sie sich gänzlich und wirklich der Welt

entzogen hatten und in tiefes Nachdenken über ihr Vergehen versunken waren, entdeckten sie, daß Çiva der Urheber ihrer Leiden war. Unverständig, anstatt sich in Demuth zu beugen und ihrer Heuchelei eingedenk zu sein, überließen sie sich den Ausbrüchen ihres Zornes und sannen auf Rache. Sie begingen neue Opfer und Anrufungen, die nur die Unverständigkeit solcher Menschen an den Tag brachten, welche sich nicht dem Willen des Himmels unterwerfen wollen. Ihre Zaubersprüche brachten zuerst einen Tiger hervor, dessen Rachen gleich einer Berghöhle und dessen Gebrüll gleich dem Donner in den Gebirgen war. Sie schickten ihn gegen Çiva, welcher sich mit Prakrity in einem Thale vergnügte; er lächelte über ihre Ohnmacht, tödtete den Tiger mit einem Keulenschlage und kleidete sich in sein Fell. Aber durch diese Vereitelung ihres Vorhabens nicht entmuthigt, sandten die Büßer Schlangen der giftigsten Art gegen ihn aus; aber als sie sich ihm näherten, wurden sie harmlos und er wand sie um seinen Nacken. Nun schleuderten sie Flüche und Verwünschungen gegen ihn, die jedoch auf sie zurückfielen. Alles dies erschütterte sie nicht, sie sammelten alle ihre Gebete, ihre Büßungen, ihre Wohlthaten und andere gute Werke, die annehmbarsten aller Opfergaben, damit ihrem Rachegefühl Genugthuung werde, und schickten ein alles verzehrendes Feuer aus, seine männliche Kraft zu verzehren. Çiva, empört hierüber, schickte das Feuer über das menschliche Geschlecht, und die Menschheit würde gänzlich vernichtet worden sein, wenn nicht Vishnu ihn gebeten hätte, im Zorne einzuhalten. Auf sein Ansuchen hielt Çiva ein, befahl jedoch, daß dieselben Theile angebetet werden sollten, welche die falschen Büßer sich freventlich bemühet hatten zu zerstören. Craufurd's Hindoo Sketches. I. Vol. p. 204 u. ff. Die Figur des Phallus findet sich bekanntlich beim Osiris- und Dionysosdienste wieder. Bei den Osirisfesten wurde sie von den ägyptischen Frauen getragen.

82) Kali, Tára, Shorasi, Bûbaneshwari, Bagala Chinamasta, Dhumábati, Bhairavi, Mantangi und Kamalátmika.

83) Kasinath, Dakshinachára, Tanta Raja.

84) Calcutta Review, Vol. XXIV. p. 43.

85) Das Sanskrit-Alphabet hat funfzig Buchstaben, von denen sechzehn Vokale sind, das ri und lri inbegriffen, beide lang und kurz. Aber die Zahl der einfachen Articulationen kann auf achtundzwanzig — fünf Vokale und dreiundzwanzig Consonanten — beschränkt werden. Benfey bezeichnet 34 consonantische Laute.

86) Bali dana, gegebenes Opfer. Geben, offerre, heißt aber hier den Göttern Fleisch der Thiere darbieten.

87) Nähere Angaben, namentlich über das Ende dieser Orgien, findet man in dem Devi Rahasya, einer Abtheilung der Rudra Yamal.

88) Calcutta Review, Vol. XV. p. 169 u. ff.

89) ibidem. Vol. XV. p. 174.

90) Calcutta Review, XV. p. 193. Einige der Sadhana's halten es unter ihrer Würde, gewisse Worte herzusagen, und dergleichen Besuche abzustatten.

91) Der Name kommt von dschei, erobern und Dschaina heißt eigentlich der, welcher die acht großen Verbrechen besiegt hat: in der Nacht zu essen; ein Thier zu tödten; die Früchte der Bäume mit Milchsaft, Kürbisse, und junge Bambuspflanzen zu genießen; Honig oder Fleisch zu kosten; Andere ihres Reichthums zu berauben; eine verheirathete Frau gewaltsam zu entführen; Blumen, Butter oder Käse zu essen und die Götter anderer Religionen anzubeten.

92) Transactions of the Bombay Geographical Society. 8. Vol. III. p. 503 etc. an Essay by Mr. Erskine. — Annals & Antiquities of Rajest-

han; by Lieut. Col. James Todd. II. Vols. 4. Vol. I. p. 519. W. Ward, a View of the History etc. of the Hindoos, Vol. II. Chap. III. Account of the Joinus, p. 243—269.

93) Transactions of the Royal Asiatic Society, Vol. I. p. 422, 424. — Asiatic Researches, by Prof. Wilson, Vol. XVII. p. 248, 270. — Elphinstone's History, p. 107—109.

94) Transactions of the Royal Asiatic Society, Vol. I. p. 422.

95) Dieser heilige Berg ist ein kleiner Hügel zu Gavardhûn, nahe bei Mathûra.

96) Personal Narrative of a tour through the Western States of Rajwara in 1835, by Lt. Boileau. 4. p. 125.

97) An dem indischen Neujahrstage pflegen die Handelsleute ihre Jahresrechnung abzuschließen, neue Rechnungsbücher anzulegen und an ihre Thüren die Bilder des Gottes Ganesha zu malen. Wer seine kleinen Ersparnisse sicher bewahrt wissen will, bringt dieselben an diesem Tage den Kaufleuten zur Aufbewahrung; letztere lieben es, zu dieser Zeit ihre Bücher mit Geldgeschäften anfüllen zu können.

98) A View of the History, Literature and Religion of the Hindoos etc. by the Rev[d] W. Ward. II. Vol. p. 74, 3. edit. 1817.

99) Dhenki ist ein in seinem Mittelpunkte schwebender Balken, an dessen einem Ende ein starkes Stück Holz so in horizontaler Weise befestigt ist, daß es, gleich einem Hammer, dem in ein Loch geworfenen Reis seine Hülsen abstoßen kann. Dieser Balken oder Dhenki wird von einer Frau mit ihrem Fuße in Bewegung gesetzt, und beinahe jede Haushaltung besitzt ihren Dhenki. — Calcutta Review, Vol. XVIII. 1852. p. 50.

100) Selections from the Records of the Madras Government. Reports on the Swinging Festival and the Ceremony of walking through Fire. Madras. 1845. 8. In 38 Jahren fanden in 1500 Dörfern, die zum Distrikte Masûlipatam gehörten, 953 Schwingfeste statt, zu denen 1666 Rupien beigesteuert wurden.

101) Jágannath ist aus zwei Worten zusammengesetzt: jagan (jagad von Indien), die Welt, und náth, der Herr.

102) Calcutta Review, Vol. XVIII. p. 53. — Indian Antiquities or Dissertations, by Thomas Maurice, 7 Vols. 8. 1800, 2. Vol. p. 194.

103) Craufurd, Sketches etc. Vol. I. p. 185.

104) Calcutta Review, Vol. XVIII. p. 65. Zu der Angabe der Feste in den einzelnen Monaten ist auch W. Ward, a View etc. Vol. II. p. 23 u. folg. zu vergleichen; seine Festaufzählung dürfte indeß auf die Gegenwart nicht mehr in allen Punkten passen.

105) Dies ist auch die Ansicht W. Ward's in seiner schätzbaren History, Literature and Religion of the Hindoos.

106) Vgl. über das Holi und andere Volksfeste Graul, Reise nach Ostindien, III. 83.

107) Ueber eine moderne „Fleischwerdung" der Choleragöttin vgl. Graul, Reise nach Ostindien, III. 72.

108) Oft hängen mehrere Büßende an ein und demselben Charak-Baume. So wurden einmal im Dorfe Santipur, nahe Kishnagur sogar 32 solcher Fanatiker zu gleicher Zeit an demselben Balken bemerkt. Auf der Gewerbe-Ausstellung zu Paris war eine Photographie eines solchen grausamen Aktes zu sehen.

109) Vgl. über das ganze Fest: Selections from the Records of the Ma-

dras Government, Reports on the Swinging Festival and the Ceremony of walking through Fire. Madras. 1854.

110) Vgl. Elphinstone, History of India, p. 178. Uebrigens sind in L. v. Orlich's Reise in Ostindien mehrere Wallfahrtsorte bereits genauer beschrieben, z. B. der Tempel der Göttin Devy bei Calcutta, ein Wallfahrtsort der Thug's (S. 258.)

111) Der alte Distrikt Soruth, wie er in der Kholasi Tawarikh angegeben ist, erstreckte sich in der Länge von Aramra bis Gogo — 250 Meilen — und in der Breite von Diû bis Sirdar — 140 Meilen.

112) Vgl. Band I. S. 17, wozu wir noch bemerken, daß Mahmud nur Türkenheere befehligte. Die in Somnath aufgehäuften Kostbarkeiten müssen von großem Werthe gewesen sein; so hing die Betglocke an einer massiv goldenen Kette, die vielleicht mehr als eine halbe Million Thaler werth war; s. Elphinstone, Hist. of India, p. 283. Sehr werthvolles Material über Somnath findet man in Colonel Alex. Walker's Reports on the Province of Kattywar and the Ceded Districts in Guzerat etc. Selections from the Records of the Bombay Government No. XXXIX. (In 2 Parts). Bombay, 1856. S. 197 u. a. a. O.

113) Purbu ist im Sanskrit einer der Namen des Gottes und „As" bedeutet Hoffnung. Auch wird der Ort Jadwistulli Pattan oder das Pattan, wo die Jado's fochten und sich einander tödteten, genannt; ferner Bilawul Pattan von seinem Hafen Bilawul oder Birawul. Nach der Kholasi Tawarikh soll nämlich vor 5000 Jahren hier eine blutige Schlacht zwischen Jado-Stämmen geschlagen worden sein.

114) Die Einnahmen von den Pilgerorten, namentlich zu Jágannath, Gaya, Allahabad, Tripety, Pajode und Dharwar in Puna, belief sich von 1810—1830 auf 2,027,767 L. Sterling. Calcutta Review, Vol. XVII. p. 128. Lord Auckland selbst besuchte 1839 Brindában und andere Pilgerorte der Hindu's und gab den verschiedenen Götzen Geschenke.

115) Ueber Jágannath ist zu vergleichen: An Account, Geographical, Statistical and Historical of Orissa Proper or Cuttack. By A. Stirling, Esq.; ferner: The History of Puri: with an Account of Jágannath etc. by Brij Rishore Ghose, Head Clerk. Cuttack. 1848.

116) Calcutta Review, Vol. X. p. 209. Man hat diese Javana's für Perser oder Tartaren gehalten, vielleicht waren es baktrische Griechen.

117) Kattack oder Cuttack bedeutet Sitz des Reiches, Residenz.

118) Ueber Garur oder Gurooru vgl. W. Ward, I. S. 256.

119) Q. Craufurd, Sketches etc. London, Vol. I. p. 181.

120) The Hindu Pantheon, by Edw. Moor, F. R. S. London, 1810. In einigen bildlichen Darstellungen soll Lakshmi der Demeter und Ceres der Griechen und Römer ähnlich sein. Calc. Review, Vol. X. p. 229.

121) Die Lingam-Anbetung des Çiva war überall in Indien verbreitet, als die Muhamedaner zuerst in das Land eindrangen. Der Hindu warf sich vor dem Götzenbilde, dem konischen Steine, nieder, indem er dem Priester seine Gabe darreichte und indem dieser ihm das Zeichen auf die Stirne machte. Das gewöhnlichste und einfachste dieser Stirnzeichen hat die Form einer Oblate. Die einzelnen Sekten werden bezeichnet durch die horizontal gezogenen breiten Striche der Çaiva's und die perpendikulär herabfallenden der Vaishnava's, wobei wieder Abweichungen vorkommen, welche sich auf die besondere Gottheit beziehen, an welche sich der Betende wendet. Die 3 horizontalen Striche der Çaiva's werden mit der Asche des heiligen

Feuers gezeichnet. Die Anbeter des Krishna werden Gocûllast-has (von Gocal, Kuhhirt des Krishna) genannt und zeichnen sich eine horizontale Doppellinie mit einem rothen Kreise in der Mitte mit Kalk und Asche auf die Stirne, die des Rama dagegen eine aufrechte rothe Linie, in deren Mitte eine doppelte weiße angebracht ist. Der kleine rothe Kreis, den man oft auf ihre Stirne gemalt findet, ist besonders bei den Radschputen gewöhnlich.

122) Nach Col. Phipp's Bericht (Asiatic Research. March, 1824. Hist. of Puri p. 19, 20), sind anstatt der Arme zwei Stümpfe (stumps) an dem Holzblocke angebracht, an welche die Priester gelegentlich goldene Hände ansetzen.

123) Peggs India's Cries to British Humanity, London 1830. S. 216.

124) Die Engländer lassen in Jágannath, Allahabad, Gaya ꝛc. die Tempelsteuern bestehen, haben aber die reichen Tempelgüter in der neuesten Zeit eingezogen und fangen an, es aus christlicher Selbstsucht und Heuchelei für sündlich zu halten, heidnische Greuel zu unterstützen. Die gläubigen Hindu's führen natürlich über die Verweigerung jeden Beitrages bittere Klage. Vgl. Neumann, Gesch. des engl. Reiches in Asien, II. 530. Indian News, Juli, 1851. Nach anderen Angaben scheint aber die Regierung, welche sich ja überhaupt aller Missionsbestrebungen enthält, wenigstens indirekt die Tempel zu Jágannath, Tripety u. s. w. doch noch zu unterstützen. Sie hat auch die Ländereien des Tempels (Sattaies Hazarie Mehal) nicht geradezu eingezogen, sondern dem Raja von Khurda überlassen, welcher nun als Oberaufseher des Tempels denselben auch unterstützt. Er soll seitdem jährlich 23,321 Rupien erhalten haben. Auch übernahm der Raja die Verpflichtung, den Bhog für den Srie Tan herbei zu schaffen. Schließlich bemerken wir noch, daß 17 verschiedene Classen niederer Caste vom Besuche des Tempels ausgeschlossen sind und daß die Pilger selbst in mehrere Classen zerfallen, von denen z. B. die erste, die Loll jattries, für 16 Tage 10 Rupien, die 3te, die Burhang's für 4 Tage 2 Rupien zahlt.

125) Wir gedenken hierbei gelegentlich eines anderen chinesischen Gottes, des metallenen zu Baharat stehenden Dreizacks. Die Stange ist 12 Fuß, die Gabeln sind 6 Fuß lang; das ganze ist das Bild eines Flußgottes. Maurice verbreitet sich in seinem 7bändigen Werke weiter über diese Dreizackgestalten.

126) Vgl. noch Band II., Abth. 1. S. 126, 284, 286, 291, 292.

3.

Schattenseiten des Volkscharakters. Menschenopfer und Mord.

Mos fuit in populis . . .
Poscere caede Deos veniam ac flagrantibus aris
(Infandum dictu!) parvos imponere natos. Silius Ital.
Weisheit Salomonis, XII, V. 3—7.

Einleitende Bemerkungen.

Obgleich wir den innigen Zusammenhang, in welchem die verschiedenartigen und in Indien leider noch sehr häufigen Tödtungen von Menschen mit den religiösen Ansichten der Indier stehen, sehr wohl kennen, so haben wir dennoch diese Erscheinungen von der Darstellung der Religion selbst trennen zu müssen geglaübt und zwar um so mehr, als wir in die Betrachtung derselben manche Episode einzuweben beabsichtigen, welche zugleich den Charakter namentlich einzelner Stämme des indischen Volkes, bei welchen diese beklagenswerthen Gebräuche vorzugsweise sich finden, näher beleuchten soll. Auch entfernen wir uns, indem wir das Thema des Kindermordes näher erörtern, insofern schon weiter von den religiösen Anschauungen, als hier die Heirathsgebräuche einzelner Stämme ganz besonders in Betracht gezogen werden müssen, welche auch bei den Suttie's mit zu beachten sind.

Der Hindu kennt keine Erlösung der Menschheit. In der Verehrung der einzelnen Götter spiegelt sich zugleich der Charakter der verschiedenen Volksstämme ab; ein Aelpler verbindet mit seinen Göttern andere Begriffe, als der weichherzigere, sanftere Bewohner des Flußthales. Wollen wir daher die mannigfachen Formen, in denen der Mord in Indien theilweise sogar als vollberechtigt und unsträflich auftritt, näher betrachten, so haben wir uns zuerst nach solchen Stämmen und Casten umzusehen, welche theils eine entschiedene

Vorliebe zum Kriege und seinen Grausamkeiten zeigen, theils zugleich mit der Selbständigkeit und Freiheitsliebe eine rohe, sich von der Culturwelt abschließende Barbarei bewahrt haben. In diesen Beziehungen haben wir besonders die Radschputen und die Chond's hervorzuheben und zwar zunächst die erstern, um durch die Schilderung ihres Charakters einen natürlichen Uebergang zu den Suttie's und Ermordungen der weiblichen Kinder zu finden, während uns die Charakteristik der Chond's zu den Menschenopfern und dem gräßlichen Thuggie hinüberführen soll.

Das Vaterland der Radschputen oder Radschputana liegt nordwestlich von Hindostan, vom Dschamna nach Osten, vom Malwa im Süden begränzt und gegen Westen an die Wüste Thurr stoßend, welche gegen den Indus ausläuft. Mewar, Marmar, Bikanir, Dschessalmir, Ambir, Bundi, und Kotah heißen die einzelnen Staaten. Die Religion des Radschputen und die Rechte des Har, des Schlachtengottes, stehen in sehr geringer Verbindung zu denen der demüthigen Hindu's, der Nachkommen des Hirtengottes, welche die Rinder verehren und von Früchten, Kräutern und Wasser leben. Der Radschpute liebt das Blut; als Gaben bringt er dem Kriegsgotte Blut und Wein, sein Opferbecher ist ein Menschenschädel. Er liebt sie als Embleme der von ihm angebeteten Gottheit; Har selbst, wie ihm gelehrt wird, trinkt Blut aus dem Schädel des Feindes und ist im Frieden der Schutzherr des Weines und der Frauen. Der Radschpute schlachtet Büffel, jagt und ißt den Eber und den Hirsch und schießt wilde Enten und Hühner; er verehrt sein Roß, sein Schwert und die Sonne und hört lieber Kriegsgesänge als die Litanei des Brahmanen. Selbst der ärmste Radschpute hat noch heute den Stolz seiner Ahnen bewahrt, der oft seine einzige Erbschaft ist. Er verabscheut den Pflug und will sich seiner Lanze nur zu Pferde bedienen. In diesen Ideen wird er durch die Art, wie die Mächtigern und Reicheren seiner Stammgenossen ihn behandeln, bestärkt und seine Untergebenen müssen sie achten. Es zeigt sich in den Ranggraden und Ehrenstufen ein sehr künstlich ausgebildeter gesellschaftlicher Culturzustand. Jeder höhere Offizier hat bei ihnen das Recht, ein Banner zu führen, ebenso kleine Pauken, denen Herolde mit Silberstäben vorangehen; besondere Geschenke und persönliche Ehren werden, eingedenk der von den Vorfahren verrichteten Thaten, jedem vornehmen Radschputen gewidmet.

Die Radschputen können die Lehnbücher der Häuptlinge und ihrer Vasallen von 5 Jahrhunderten aufweisen, ebenso das große Abgabenverzeichniß ihres Landes; in ihnen ist jedes Gut detaillirt und die Zahl der Reisigen zu Pferde und zu Fuß angegeben. Die Aemter am Hofe der Fürsten sind meist erblich, die Dienste persönlich. Die Häuptlinge waren in Classen getheilt und zwar

1) Solche, deren Besitzungen wenigstens 50,000 Rupien Rente abwarfen. Diese erscheinen vor dem Fürsten nur auf besondere Einladung, um Festlichkeiten oder feierlichen Handlungen beizuwohnen und sie sind zugleich erbliche Räthe der Krone.

2) Solche mit 5000 bis 50,000 Rupien Einnahme. Diese mußten stets Kriegsdienste thun und aus ihnen wurden die Offiziere gewählt. Die 3te Classe, von noch geringerem Einkommen, mußte die Person des Regenten fortwährend umgeben. Endlich wurde noch eine Classe aus den Seitenlinien der königlichen Familie gebildet, denen Jahresrenten zufielen.

Die Revenuen der Krone erwuchsen aus den Kronländereien, dem Durchgangshandel, aus dem Prägen des Geldes, den Minen, direkten Taxen bei besonderen Veranlassungen, aus Abgaben bei Bestätigung des Besitzes, Strafgeldern u. s. w. Die Häuptlinge hatten die Rechtspflege auf ihren Besitzungen, wogegen die Habutra's aber Gesetzesstufen in der königlichen Khalisa ihren Sitz hatten. Ein Vasall mußte zu Zeiten der Krone die Rozina leisten, d. h. einen Herold mit 4 bis 20 Pferden aufnehmen und ernähren. In guten Zeiten hatte Mewar 15,000 Pferde; mancher Häuptling, von denen jeder Lehnsherr eines Landstrichs war, erschien mit 500; denn auf 1000 Rupien Einnahme mußten 2 bis 3 Reiter gestellt werden. Jeder mußte ins Feld rücken, wenn es verlangt wurde. Der Vasall betrachtete den Fürsten als das Oberhaupt des Staates, aber seinen Lehnsherrn als das Haupt, dem er zu gehorchen hatte.

Ein Theil der Ländereien wurde als Allodialgut (Bhumia, von Bhum, Land) gehalten und die Pächter desselben sind die ältesten der Clan's, welche als solche nicht mehr an den Hof kamen. Sie widmeten sich nun dem Pfluge, ohne indeß jemals die Waffen abzulegen; beim Ackern wie auf der Weide behält der Radschpute seine stolze Haltung, nur daß er hier nachgiebiger und weniger annaßend wird, als sein bei Hofe lebender Bruder.

Die ganze Hofhaltung eines großen Häuptlings ist eine Copie der fürstlichen in kleinerem Maßstabe; dieselben Aemter vom Minister bis zum Mundschenken. Er hat seine Prachtgemächer, seine Gärten mit der Terrasse am Palaste,

seinen Privattempel für den häuslichen Gottesdienst. Wenn er die Teppichhalle betritt, gehen ihm Sänger voran, die seine und seiner Familie Thaten preisen; er nimmt seinen Sitz auf einem Throne, während die zu beiden Seiten aufgestellte Umgebung „Heil unserem Häuptlinge" ruft. Er verneigt sich dankend, setzt sich und alle schlagen jetzt auf ein gegebenes Zeichen die Schilder gegen einander. Wenn ein Häuptling stirbt, so genügt es dem Sohne, sein „An" oder den Eid der Treue in seinem Bezirke verkünden zu lassen. „Ich bin Dein Kind, mein Haupt und mein Schwert ist Dein und mein Dienst ist zu Deinem Befehl" ist die Antwort jedes Reisigen an seinen Thacur. Selten kommt es vor, daß ein Radschpute seinen Thacur verräth, wogegen viele Fälle nachzuweisen sind, wo sich Vasallen für ihren Herrn geopfert haben. Treue steht in hohem Werthe. Von Jugend auf lernt ein Jeder die Bardengesänge, in welchen der ruhmvollen Thaten der Ahnen gedacht wird, denen er nun nachzustreben sucht. Den auf die Jagd gehenden Thacur begleiteten Vasallen und lagerten sich mit ihm zum gemeinsamen Mahle, wo man zum Eber- oder Hirschbraten den Becher in die Runde herumgehen ließ. Heute sind diese edeln Züge im Volkscharakter fast verloren, Streitigkeiten und Armuth haben sie fast vernichtet.

Der Stammvater des ganzen Volkes, Kenekſen, kam von Nordosten und blühete 144 vor Chr. Gegen 524 wurde das ganze Land von den Abdelites, einem weißen Volksstamme, durchzogen und Bawlpur oder Balabipur, die Hauptstadt, gänzlich verwüstet. Nur ein Sprößling des königlichen Geschlechts, Bappa Rawûl, entkam mit dem Leben. Bappa vertrieb einen Mori-Fürsten von Chietore, der spätern Hauptstadt der Rana's von Mewar und begründete hier 728 das Königshaus von Mewar, nach mancherlei wunderbaren Lebensschicksalen und nach harten Kämpfen mit mohamedanischen Sarazenen. Sein vierter Nachfolger, Khoman, hatte 813 bis 833 einen zweiten Einfall der Mohamedaner auszuhalten, wobei er, nach den Berichten der Barden, an der Spitze einer großen aus indischen Fürsten gebildeten Macht, die carminfarbene Fahne von Mewar erfolgreich vertheidigte, den vom Feinde verlangten Tribut verächtlich verweigerte, dem Feinde entgegenzog, ihn in weiter Ebene vernichtete und Mohamed, den Anführer der Feinde, selbst gefangen heimführte. Während der 200 Jahre, wo die Ghazneviden und ihre Nachfolger in Khorassan herrschten, entzieht sich Rajasthan fast ganz der geschichtlichen Forschung. Endlich 1150 nach Chr. erhalten wir durch den Dichter Chünd Kunde von einer gla-

reichen und interessanten Epoche. In dessen 69 Gesängen, welche an 100,000 Stanzen enthalten, wird von den Thaten des Pirthi Raj berichtet, wobei jeder der edeln Familien Rajasthan's Erwähnung geschieht. Darin finden sie die ritterlichen Thaten ihrer Ahnen verzeichnet, wie sie die „Wogen der Schlacht austranken in den Pässen von Kirman, als die Wolke des Krieges vom Himachil bis zu Hindostan's Ebenen sich ausbreitete.“ In Chûnd's begeisterten Gesängen sind die Kriege von Pirthi Raj, seine Verbindungen, seine zahlreichen und mächtigen Tributfürsten, sowie deren Heimath und Abstammung, verwebt mit Mythologie, Sitten und Gebräuchen der Völker lebhaft und anziehend dargestellt. Er erzählt, wie sich Samarsi, der Fürst von Chietore, im gefährlichsten Momente mit Pirthi Raj, dem Tuar-Könige von Delhi, vereinigte. Chûnd's Gesänge leben im Gedächtnisse der Guru's und ihn zu lesen ist der sicherste Weg zu Ehren. Chûnd schildert seinen Helden Samarsi, der an der Spitze der großen indischen Fürstenverbindung stand, welche durch Heirathen und gemeinsame Interessen zusammengehalten wurde, als tapfer, besonnen, geschickt im Kampfe, klug, weise, redegewaltig im Rathe, fromm und rücksichtsvoll bei allen Gelegenheiten, geliebt von seinen Häuptlingen und verehrt von den Vasallen des Chohan. Auf dem Marsche konnte Niemand mit mehr Vorsicht handeln, im Felde keiner die Reiterschaaren geschickter ordnen oder so daß Schlachtroß tummeln und die Lanze führen wie Samarsi. In seinem Zelte sammelten sich nach dem Marsche die ersten Führer, welche er in der Schlacht durch seine hinreißenden Worte zugleich begeisterte und belehrte. Am letzten Tage eines dreitägigen verzweifelten und höchst blutigen Kampfes fällt Samarsi nebst seinem Sohne Calian, den tüchtigsten Häuptlingen und 13,000 Mann seiner besten Truppen. Seine Geliebte, Pirtha, hat kaum die Nachricht erhalten, daß ihr Gatte getödtet, ihr Bruder gefangen und daß die Helden von Delhi und Chietore „an den Ufern des Caggar durch die Woge des Stahles schlafen,“ als sie sich mit ihrem Herrn durch die Flamme vereinigt, damit sie nicht Zeuge sei von Delhi's Erstürmung und von dem Tode des letzten der Chohan's, des Fürsten Rainsi. Von den großen Hindureichen erlagen damals Delhi, Kanuj und Anhûlwara. Einige Häuptlinge von königlicher Abstammung aus Kanuj gründeten den Radschputenstaat von Marwar und nahmen den Namen Rahtores an (S. Bd. 1, 194). Mewar hielt sich und Chietore bewahrte für jetzt seine Unabhängigkeit, um 100 Jahre später einem um so traurigeren Schicksale zu erliegen. Zu jener Zeit regierte das Kind Rana Lak-

ûmsi unter der Vormundschaft seines Onkels, Bhiemsi. Gegen ihn zog Alâ-ud-din mit einem zahllosen Heere, doch nicht um Mewar zu erobern oder zu plündern, sondern um Angelica, die Schönste ihres Geschlechts, zu gewinnen.

Angelica war die Gattin des Bhiemsi und zugleich die Ursache unzähliger Uebel. Ihr Beiname, Pûdmani, drückte ihre übergroße Schönheit aus und als Pûdmani ist sie in den Bardengesängen verewigt. Ihre Schönheit, ihre Vollkommenheit und Erhabenheit, sowie ihr mit besonderen Umständen verknüpfter Untergang bilden den Gegenstand der beliebtesten Ueberlieferungen des Rajwarra. Nach langer vergeblicher Belagerung begnügt sich Alâ-ud-din mit dem Wunsche, nur einmal ihre unaussprechliche Schönheit schauen zu dürfen und willigt darein, daß sie ihm im Spiegel gezeigt werde. Dem Worte des Radschputen vertrauend, betritt er Chietore, nur von wenigen Getreuen umgeben, und nachdem man seinen Wunsch erfüllt, kehrt er zurück. Bhiemsi will dem Könige im Vertrauen nicht nachstehen und begleitet ihn bis an den Fuß der Feste, wo er unter vielen Entschuldigungen, ihm soviel Mühe bereitet zu haben, im Begriffe ist, Abschied zu nehmen, als eine im Hinterhalt liegende Schaar sich seiner bemächtigt und ihn als Gefangenen in das tartarische Lager schleppt; seine Freiheit soll ihm nur geschenkt werden, wenn Pûdmani dem Alâ-ud-din übergeben wird.

Die Kunde von dieser treulosen That verbreitet Verzweiflung in Chietore. Pûdmani erklärt sich bereit, sich dem Feinde zu ergeben, beräth sich jedoch mit ihrem Onkel Gorah und ihrem Neffen Badûl, wie ihr Vorhaben so ausgeführt werden könne, daß zugleich ihre Ehre unbefleckt bleibe und ihr Fürst und Herr befreiet werde. An Alâ-ud-din wird die Antwort gesandt, daß Pûdmani an dem Tage, an welchem er die Belagerungsgräben verlassen würde, mit einer ihrem Range angemessenen Begleitung von Freundinnen und Dienerinnen ihm zugesandt werden würde. Doch wurde, damit die Heiligkeit der edeln Fürstin nicht verletzt werde, die rücksichtsvollste Behandlung verlangt und bewilligt. Nicht weniger als 700 Palankine wurden nach dem königlichen Lager getragen; doch jeder barg einen der tapfersten Vertheidiger von Chietore, den je 6 bewaffnete Kämpfer, als Träger verkleidet, forttrugen. Sie erreichten glücklich das Lager. Die königlichen Zelte waren von Kanat's (Tuchwänden?) umgeben. Hier wurden die Palankine niedergelassen und Bhiemsi eine halbe Stunde gegönnt, um auf ewig von seiner Gattin Abschied zu nehmen. Dann wurde der Hindufürst in eine Sänfte gelegt, um nach der Feste getragen zu werden.

Aber Alâ-ud-din wollte sich nicht von seinem Gefangenen trennen. Eifersüchtig wegen der langen Abschiedsscene, wollte er eben den Fürsten festnehmen lassen, als die Krieger aus ihren Palankinen sprangen. Alâ-ud-din war leider zu gut bewacht und die Tapfern erlagen trotz heldenmüthiger Gegenwehr. Nur soviel hatten sie erlangt, daß Bhiemsi auf einem in Bereitschaft gehaltenen Pferde entfliehen konnte. Er erreichte Chietore, vor dessen äußersten Wällen der Kampf, heiß und blutig, fortgesetzt wurde. Viele der edelsten Helden, von Gorah und Badûl geführt, suchten die stürmenden Feinde abzuhalten, um ihren Fürsten zu befreien und die Ehre ihrer Königin zu retten. Obgleich Alâ-ud-din vom Sturme sich zurückziehen mußte, so überlebten doch nur wenige den Kampf, Bhiemsi und die Edelsten von Mewar waren erlegen. Badûl, der nur 12 Jahre zählte, that Wunder der Tapferkeit. Den verwundet heimkehrenden fragt die schöne Pudmâni, bevor sie sich mit dem Gatten vereinte, wie ihr Herr sich benommen habe. „Er war, sagt der Ermattete, der Schnitter der Schlachtenernte, ich folgte seinen Schritten, demüthig Nachlese haltend. Auf dem blutigen Bette der Ehre breitete er einen Teppich von Erschlagenen aus; ein Barbarenfürst ward sein Ruhekissen; er streckte ihn nieder und schläft, umgeben von todten Feinden.“ Noch einmal frägt sie ihn: „Sage mir, Badûl, wie meine Liebe (picar) sich benahm?“ — „O, Mutter! Wie soll ich Dir weiter seine Thaten schildern, wie ihn preisen, der keinen Feind übrig ließ, ihn zu fürchten oder zu bewundern?“ Sie lächelte dem Knaben ein Lebewohl zu und mit dem Rufe: „Mein Herr wird meiner warten!“ sprang sie in die Flammen.

Nach den Annalen der Barden kehrte Alâ-ud-din 1290 (Ferischta giebt 1303 an) zurück und belagerte Chietore von Neuem. Ein anderer Fürst sucht mit Hülfe seiner 12 Söhne die Feste zu vertheidigen. Während er nach einem hartnäckigen Kampfe auf seinem Lager besorgt in die Zukunft blickte und erwog, wie er wenigstens einen von seinen Söhnen am Leben erhalten könne, rief eine Stimme durch die Todtenstille der Nacht: „Ich bin hungrig“ (Myn bhuka ho) und indem er seine Augen aufschlug und bei dem düstern Scheine einer Lampe nach der Gegend blickte, woher die Worte erklungen waren, sah er zwischen den Granitsäulen die majestätische Erscheinung der Schutzgöttin von Chietore. „Noch nicht gesättigt, ruft der Rana aus, obgleich 8000 meines Geschlechts Dir geopfert sind?“ „Ich muß königliche Opfer haben, und wenn nicht zwölf von denen, die das Diadem tragen, für Chietore bluten, so wird das Land Dir genommen werden.“ Bei diesen Worten verschwand sie. Als

der Rana am Morgen den Häuptlingen erzählte, was ihm begegnet war, hielten sie Alles für einen Traum. Er befahl ihnen, ihm in der folgenden Nacht zur Seite zu bleiben. Abermals erschien die Göttin und erklärte, nur dann unter ihnen bleiben zu wollen, wenn ihre Forderung erfüllt würde. „Wenn auch Tausende von Barbaren die Erde bedecken, so schloß sie, was sind diese für mich? An jedem Tage kröne einen Prinzen. Laß den Sonnenschirm, den rothen Regenschirm und den fliegenden Schweif des wilden Stieres in goldenem Griffe seine Herrschaft verkünden und drei Tage lang gehorche seinen Befehlen, am vierten laß ihn den Feind und sein Schicksal aufsuchen. Nur dann will ich euch treu bleiben!" Ein edler Kampf entspann sich nun zwischen den Brüdern; jeder wollte sich zuerst aufopfern. Ursi machte seine Erstgeburt geltend und wurde gekrönt; der Schirm schützte sein Haupt und am 4ten Tage fand er einen ehrenvollen Tod. Ajeysi, der nächste und Lieblingssohn des Rana, verlangte zu folgen; aber vom Vater überredet, ließ er die andern Brüder vorangehen. Schon waren elf gefallen, da berief der Rana die Häuptlinge und sagte: „Jetzt werde ich mich selbst für Chietore hingeben!" Diesem Akte der Selbstaufopferung mußte jedoch die Johúr vorangehen, d. h. die Opferung der Frauen, um sie vor Schande und Gefangenschaft zu bewahren. Der Scheiterhaufen wurde innerhalb eines großen unterirdischen Gewölbes in Räumen aufgeschichtet, wohin niemals das Tageslicht drang und dahin führten Chietore's Vertheidiger in feierlichem Aufzuge die Königinnen, ihre Töchter und Dienerinnen, mehrere Tausend Frauen. Die Oeffnung wurde hinter ihnen geschlossen, damit ihre Ehre auf ewig durch das alles verzehrende Element gerettet werde. —

Nun erhob sich ein Streit zwischen dem Rana und seinem einzigen, noch lebenden Sohne, aber Ajeysi gab nach, ging dem Befehle gemäß durch die feindlichen Linien und erreichte Kailwarra unverletzt. Der Rana, nun zufrieden, daß sein Stamm nicht ausgestorben sei, machte sich jetzt bereit, seinen tapfern Söhnen zu folgen. Er rief die Kampfgenossen zusammen, für welche das Leben keinen Werth mehr hatte, öffnete die Thore, drang in die Ebene vor, wo alle verzweifelt fechtend Tod unter den dichten Kriegerhaufen Alá-ud-din's verbreiteten, aber bis auf den letzten Mann fielen. Der Tartarenfürst fand eine öde Stadt voll Todter, die Höhle noch rauchend, wo die Schönen ihren Tod gefunden hatten; seitdem ist diese Höhle heilig geblieben; kein Auge hat in ihre Dunkelheit geblickt, denn eine gewaltige Schlange hält vor ihr Wach-

und ihr giftiger Athem würde jeden Unberufenen tödten, der es wagen möchte, der Opferstätte zu nahen.

Der überlebende Sohn des Rana behauptete in der uneinnehmbaren Feste Kailwarra seine Unabhängigkeit. Ihm folgte sein Neffe Hama, seines ältern Bruders Ursi Sohn, welcher 64 Jahre lang mit den Tartaren kriegte und sich nach einer blutigen Schlacht durch ein geschicktes Manöver wieder zum Herrn von Chietore machte. Seitdem wehete die Fahne der Sonnen-Dynastie zwei Jahrhunderte hindurch auf den Wällen der Hauptstadt, ohne sich vor einem Feinde zu senken. In dieser Zeit regierte Khumbho, der prachtliebendste der Könige von Mewar, und baute viele starke Schlösser; aber er fiel nach 50jähriger Regierung durch die meuchelmörderische Hand seines Sohnes. Ueber die Regierung dieses Frevlers Uda wird uns nichts berichtet; der Sänger gedenkt seiner nur als des Mörders (Hatiaro). Um seine Regierung zu sichern, wollte er eine Verbindung mit dem mohamedanischen Fürsten von Delhi anknüpfen und bot ihm seine Tochter an. Er hatte sich aber kaum dem Könige empfohlen und seinen Divan verlassen, als ein Blitzstrahl ihn todt zur Erde streckte. Ihm folgte 1474 Racmul, in dessen Regierungszeit blutige Fehden seiner Söhne Sanga (später der ruhmreichste der Könige von Mewar) und Pirthi Raj, des Cid seiner Zeit, fallen. Der Hauptanstifter dieser traurigen Kämpfe war Surajmúl, der Onkel von Pirthi Raj. In einer Schlacht hatte jener Held seinen Vater, den Rana, aus Lebensgefahr gerettet, den Oheim angegriffen und gefährlich verwundet und die brüderlichen Heere lagerten, von der Schlacht ermüdet, um am andern Morgen den wüthenden Kampf zu erneuern. Da tritt Pirthi Raj kühn in das Lager, um seinen Onkel aufzusuchen, den er in einem kleinen Zelte, gegen einen Strohsack gelehnt, antrifft. Der Wundarzt, der seine Wunden verbunden, hatte ihn eben verlassen. Surajmúl erhebt sich, um seinen Neffen mit der ihm gebührenden Achtung zu empfangen, wie wenn nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre. Aber durch die Anstrengung beim Aufstehen öffneten sich einige Wunden von Neuem, worauf sich folgendes Gespräch entspann: „Nun, Onkel, wie steht's mit euren Wunden?“ — „Sie sind ganz geheilt, seit ich die Freude habe, Dich zu sehen.“ — „Aber, Onkel, ich habe noch nicht den Dewanji [den Rana, seinen Vater] gesehen; ich eilte, erst Euch zu sehen und bin sehr hungrig; habt Ihr etwas zu essen?“ Ein Mahl wurde bald bereitet und das sonderbare Paar setzt sich nieder, ißt aus derselben Schüssel, Pirthi Raj zögert noch, die Speise zu essen, welche Jener ihm zum

Abschied bietet. „Ihr und ich, ruft er ihm zu, wir werden unsern Kampf morgen beendigen." — „Mir ganz recht, entgegnet ihm der Onkel, „aber komm nur zeitig!" — In früher Morgenstunde begann die Schlacht, aber obgleich beide an diesem Tage und im Verlaufe des Krieges einander oft begegneten, so fiel doch keiner von Beiden. Als endlich eines Tages Pirthi Raj ins feindliche Lager eingedrungen war, verlangt der Onkel ihn zu sprechen, und indem er ihm zuruft, dem Kampfe Einhalt zu thun, sagt er: „Wenn ich getödtet werde, was schadet das? Meine Kinder sind Radschputen und werden ihr Land behaupten; aber wenn Du fallen solltest, was wird dann aus Chietore werden? Mein Antlitz wird geschwärzt sein und mein Name auf ewig verwünscht!" Das Schwert entsank ihm und Neffe und Onkel umarmten sich.

Während der Regierung Sanga's, des älteren Bruders von Prithi Raj, geriethen beinahe alle Reiche der eingeborenen Fürsten unter Baber's Botmäßigkeit (s. Bd. 1); auch Sanga blieb im Kampfe, aber Mewar behauptete seine Unabhängigkeit. Ein zweiter Sturm drohte dem Reiche Verderben, denn Bühadur, der Sultan von Gudscherat, drang mit einem mächtigen Heere gegen Chietore vor. Der damals regierende Rana, Bikramajiet, war bei seinen Unterthanen verhaßt, erlag im Kampfe und floh in die Gebirge; aber die Radschputen eilten von allen Seiten herbei, um ihr Blut für die Entsetzung von Chietore zu vergießen. Die Feste konnte nur durch einen König vertheidigt werden, weßhalb der unmündige Sohn Sanga's gekrönt und dann eiligst bei dem Raja von Bundi in Sicherheit gebracht wurde. Die Besatzung kleidete sich in gelbe Gewänder und die Johúr wurde eilig errichtet, denn es war keine Zeit zu verlieren, wenn der Scheiterhaufen fertig werden sollte. Schon viele der Tapfersten waren gefallen, die Bresche stand offen und so wurden brennbare Stoffe in den unterirdischen Räumen und Felsenhöhlen zusammengeschleppt und Pulver darunter gestreut, um eine schnelle Fortleitung des Feuers zu bewirken. Kûrnavati, die Mutter des Fürsten und Schwester des tapfern Arjun Harr, führte die Procession der sich willig opfernden Jungfrauen, deren 13,000 sich auf einmal dem Flammentode hingaben. Dann wurden die Thore geöffnet und der Häuptling Deola, ein Sohn des Surajmúl, stürzte sich an der Spitze der Ueberlebenden in den Feind, um mit Ehren unterzugehen.

Der edeln Fürstin Kûrnavati, die sich dem Flammentode übergeben hatte, war ein Rächer ihres Todes und ein Beschützer ihres Sohnes erstanden. Sie

hatte vorher an Sultan Humayun, ihren „Rakhi" gesandt; dieser hatte ihn angenommen und sich so zum Ritter ihrer Ehre und zum Vertheidiger ihrer Rechte erklärt. Das Fest des Rakhi oder die Uebersendung des Armringes wird im Frühjahre gefeiert; es ist einer der wenigen an frühere ritterliche Zeiten erinnernden Gebräuche, in welchen sich noch die beiden Geschlechter frei bewegten und die Schöne sich unter den Rittern von Radschputana ihren Kämpfer wählte. Sowohl Frauen als Jungfrauen konnten den Armring senden, aber es geschah nur in der größten Gefahr und der Erwählte trat dann an die Stelle eines Adoptivbruders. Er erklärt sich durch die Annahme bereit, sein Leben für seine Dame zu opfern und obgleich weder ein Lächeln noch ein Dank von der seinen Blicken entzogenen Schönen ihm zu Theil wird, so preist er sich dennoch glücklich, ihr „Rakhi-bünd-Bae," ihr durch den Armring verbundener Bruder, zu sein. Als Zeichen, daß er den Armring angenommen, dessen Werth von dem Stande der Uebersenderin abhängt, sendet er ihr den Katschli oder das Corset aus Seide oder einem mit Perlen verbundenen Goldgewebe zu, welches dann die Dame für immer anlegen muß. Oft begleiteten Tausende den Katschli bis zu seinem Bestimmungsorte. Der Herrscher von Delhi, Humajun, war über die Zusendung des Rakhi so erfreut, daß er sofort seinen Marsch begann, die Angreifer aus den rauchenden Ruinen von Chietore vertrieb und den eingeborenen Erbfürsten in sein Reich wieder einsetzte. Obgleich Humajun sich so ritterlich und uneigennützig benommen hatte, so ließ sich sein Sohn Baber dadurch doch nicht abhalten, als Eroberer in Mewar einzuziehen.

So hat es also Zeiten in Radschasthan gegeben, wo hochgestellte Radschputenfrauen sich nach eigenem Belieben ihren Gatten wählen konnten und wenn sich an einem bestimmten Tage die Häuptlinge versammelten, um den Frauen ihre Huldigungen darzubringen, war sie es, welche ihm die „Mala," den Bräutigamskranz, über die Schultern warf. Diese Brautwerbungen endeten aber nur zu oft mit so heftigem Kampfe, daß es zuletzt fast unmöglich wurde, ihnen ungefährdet zu entkommen. Noch heute pflegt die heranwachsende Jugend in Duab die köstlichen Sommernächte mit uralten Gesängen von Ala und Udûn zu verbringen, worin der Liebeskämpfe der Vorfahren gedacht wird; denn einst wurde im Kampfe zwischen Jyechûnd und Pirthie Raj so viel edles Blut vergossen, daß seit diesem Tage keine Mala mehr geworfen wurde. Die Radschputenstämme rieben sich in endlosen Fehden auf, sie vergaßen den ritterlichen Sinn früherer Zeiten und das zarte Geschlecht, das diese Zerrüttungen

veranlaßt hatte, mußte dafür leiden. Die eng abgeschlossenen Frauen mußten nun von anderen Stämmen durch List oder Gewalt gewonnen werden und so wurde nach und nach der Vater des Mädchens von dem Gatten desselben abhängig. Ein Radschpute darf heutzutage seinem Schwiegersohne nichts verweigern und er würde sich erniedrigen, wenn er selbst nur ein Mahl von demselben wollte. Es geht die Sage im Duab, daß einst ein Chohan Thakur aufs peinlichste von seinem Schwiegersohne bedrängt worden sei und daß er, seine Erniedrigung fühlend, seine Söhne zusammen berufen und sie zu dem eidlichen Versprechen gezwungen habe, jedes Mädchen, das ihnen geboren würde, zu tödten, damit nicht auch ihnen solche Verachtung zu Theil werde. Die Chohan's, welche zu dem kriegerischsten der 36 königlichen Radschputengeschlechter gehören und von den Göttern abzustammen behaupten, sollen so den ersten Anstoß zum Kindermorde gegeben haben.

Wir haben das vorstehende Fragment aus der Geschichte Radschputana's gegeben, um den kriegerischen Charakter der Männer und das lieber Tod als Sclaverei wählende Ehrgefühl der Frauen und Mädchen, die ein Radschpute z. B. auch nie an Jemand, der einen Mord begangen hat, verheirathen würde, zu schildern. Einige andere Erzählungen mögen noch eine andere Seite im Charakter dieses merkwürdigen Volkes beleuchten.

Achúl Singh, das Haupt der Radschputenfamilie der Kulhún's, regierte gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts über die Distrikte zwischen Gonda und Wûzier Ganga und lebte in Kurassa. Da er mit einem der größeren Grundbesitzer, der sich ihm nicht unterwerfen wollte, Streitigkeiten hatte, so bat er einen Geldwechsler, Rûtûn Pandie, eine Zusammenkunft zu veranstalten, damit er sich mit seinem Gegner verständigen könne. Rûtûn übernahm den Auftrag, verlangte aber, daß der Raja bei dem an Kurassa vorbeifließenden Flusse Sarju schwören möge, seinen Feind höflich zu empfangen und demselben kein Leid zuzufügen. Der Grundbesitzer vertraute auf die Versicherungen, erschien, befand sich aber kaum in der Gewalt des Raja's, als ihn dieser ermorden ließ. Der Geldwechsler nahm sich diesen Treubruch so zu Herzen, daß er sich aller Nahrung enthielt und, während seine Kräfte schwanden, den Fluß Sarju gegen den treulosen Fürsten zur Rache aufrief. An seinem Todeslager besuchte ihn eine der Frauen des [illegible] Schwanger war und beschwor ihn, den Fluch dem [illegible] trüge, zu Liebe, aufzuheben.

Aber der Sterbende erklärte, daß er dies nicht thun könne und daß sie, wenn sie ihr Kind retten wolle, das Haus des Raja verlassen müsse, denn der Fluß werde Niemand verschonen, der bei dem Fürsten bliebe. Sie folgte seinem Rathe, der Geldwechsler starb nach 20 Tagen und gleich nach seinem Tode schwoll der Fluß, während ein Orkan losbrach; die Stadt wurde überschwemmt und der Raja ertrank mit Allen, die sich um ihn befanden. Die Ruinen der alten Stadt werden noch bisweilen bei niedrigem Wasserstande da sichtbar, wo der Fluß jetzt einen großen und tiefen See bildet. Das heutige Dorf Kurassa liegt mitten zwischen Gonda und Wüzier Ganga [1]).

Wenn in diesem Berichte der Glaube an ein göttliches Walten, das den Meineidigen straft, unverkennbar hervortritt, so zeugen andere von weit abergläubischeren und dunklern Vorstellungen, aus denen der noch heute über ganz Indien verbreitete Glaube an Zauberei hervorgegangen ist.

Der Raja Roo Suchman Singh von Patûn, Häuptling des Tour-Stammes der Radschputen, hatte sich durch Ermordung seines Vaters auf den Thron geschwungen. Seine Augen stierten aus ihren Höhlen, als sei er Tag und Nacht von Visionen geplagt. In dem Zimmer seines Palastes, wo er die Frevelthat beging, hing ein Vorhang quer von Wand zu Wand. Ich sah hinter denselben, erzählt Boileau, und bemerkte ein einfaches Ruhebett, das mit einem weißen Tuche überdeckt war und dem zur Seite eine Flasche Rosenwasser und einiges Hausgeräth stand, das der Ermordete täglich zu gebrauchen pflegte. Der abergläubische Mörder stand nämlich noch immer in dem Glauben, daß der Geist seines Vaters dort weile und sich freue, diese Dinge täglich bereit zu finden.

Erklärt sich hier der Aberglaube aus der Gewissensangst des ruchlosen Mörders, so zeigt er sich dagegen in vielen anderen Zügen aus dem Indischen Leben noch viel auffälliger und unmotivirter. So leben die Tilokchundie Byses der Ueberzeugung, daß kein Schlangenbiß ihnen schaden könne und behaupten, obgleich sie nichts dagegen thun, daß keiner ihrer Caste daran gestorben sei. Sie sagen, daß sie von Salbahûn abstammen, welcher unmittelbar vom Schlangengotte selbst entsprossen sei. Wir finden ferner in den Regierungsberichten häufig Zauberer und Hexen erwähnt, die auch noch heute in Indien die leichtgläubige Masse betrügen [2]). Wenn in Jowar eine Frau der Hexerei angeklagt ist, so werden ihr Geldstrafen auferlegt, und läßt sie dann noch nicht von ihren Zaubereien, so werden ihr Nase und Zunge abgeschnitten. In einigen

Gegenden, wie in den Penthländern, findet man oft ganze Dörfer verlassen, weil man sie für behext und verzaubert hält. Schon zur Zeit des letzteren Rik-Liedes muß der Vorwurf des Hexens ziemlich häufig gewesen, ja sogar dem Dichter desselben, Vasishtha, selbst gemacht worden sein. (Man vergleiche Virgil als Zauberer). Jeder Atharva-Priester ist in gewisser Beziehung ein Yâtumant, da ja fast das ganze Ritual aus einem Verfluchen und Verwünschen der Feinde besteht [3]).

Wir gehen zu einigen Bemerkungen über die Iharija's über, da dieser Radschputenstamm an sich eine nähere Beachtung verdient und da wir aus ihrer Geschichte noch ein charakteristisches Beispiel von indischem Aberglauben anführen können.

Diese Iharija's sind die Nachkommen eines der vier Jadow's und entkamen der Vernichtung, welche vor 5000 Jahren zu Bilawûl Pûttûn über das Geschlecht hereingebrochen sein soll. Sie behaupten, einst Sind beherrscht zu haben und stammen wohl aus Persien. Sie haben keine Achtung vor irgend einer Religion. Sehr sonderbare Gebräuche sind bei ihnen zu finden, z. B. in der Familie des Rao von Kûtsch. Wenn sich nämlich der neue Jam (ein Ehrentitel, gleich Fürst, Häuptling) zum ersten Male auf den Gadie setzt, tritt ein Mûttang oder Brahmane an ihn heran und malt mit Blut ein Zeichen auf seine Stirne. Erst nach dieser Ceremonie, welche gleichsam die Oelung bedeutet, begrüßen ihn die Unterthanen als ihren Häuptling und dieselbe wird jährlich zu Dûsera wiederholt. Nach der Sage soll nämlich ein Brahmane von großem Rufe und astronomischen Kenntnissen vor dem Einfalle des Jam Unar von Kûtsch, dem damaligen Rao (dem Churasama, Fürst von Junagûr) verkündet haben, daß der dem Jam Unar geborene Sohn die Ursache seines Todes sein würde. Jam Unar fiel allerdings in die Halbinsel ein, belagerte jedoch Ghumlie vergeblich und kehrte unverrichteter Sache heim, worauf sein Sohn später die Ehre seines Hauses rettete. Der Brahmane hatte auch verkündet, daß der Jam Bamûnia seinen eigenen Tod herbeiführen würde; er hatte aber unterdessen eine Dher-Frau geheirathet und sich selbst dieser Caste angeschlossen. Eines Tages verlangte er von Bamûnia, daß er ihm den Kopf abhaue. Als der Prinz dies verweigerte, bespritzte der Mattang seine Augen mit Wasser und verlieh ihm dadurch die Macht, in die Zukunft zu schauen und zugleich erkannte er nun, daß es weise sein würde, den Brahmanen zu tödten. Als am folgenden Tage dessen Kopf vom Körper getrennt worden war, sprach derselbe noch eine Stunde lang

und verkündete Alles, was den Iharija's begegnen würde, besonders in Bezug auf ihre Festsetzung im Lande. Auf diese Fabel soll sich nun der erwähnte Gebrauch gründen. So stolz übrigens die Iharija's auf ihre hohe Geburt sind, so scheuen sie sich doch nicht, mit Muselmännern und anderen Casten zu essen, und kennen überhaupt die strengen Castenregeln der Hindu's nicht.

Obgleich wir nach den mancherlei Abschweifungen, welche wir uns erlaubten, nun endlich zu unserem bisher nur ganz indirekt berührten Thema, dem Morde in seinen verschiedenen Erscheinungen, übergehen müßten, erlauben wir uns doch noch eine kurze Darstellung der Heirathsgebräuche einzufügen, weil dadurch zugleich Suttie und Kinderermordung erklärt wird.

Es gab nach Menu acht verschiedene Wege, auf denen das eheliche Band geschlossen werden konnte, zwei jedoch, die Asúra, wenn der Vater der Braut ein Geschenk von seinem Schwiegersohne empfängt, und die Paisacha, wenn eine Entehrung durch Betrug statt gefunden hat, werden von ihm verdammt. Von den anderen sechs sind nur vier vorwurfsfrei; der Bräutigam erscheint in der einen mit den Veda's bekannt, die Braut sitzt da mit Schmuck bedeckt, das Brautgeschenk besteht aus einem Paar Kühen und der Vater spricht über Beide den Segen aus: „Möget ihr beide vereint die Pflichten des Lebens erfüllen!“ [1]). Die eine der Heirathsweihen, die Gandharva, ist die einfache eheliche Beiwohnung und die Rakshasa oder dämonische eine solche, wo das weinende und Hülfe schreiende Mädchen mit Gewalt aus dem Hause entführt wird; ihre Freunde und Angehörigen sind entweder verwundet oder getödtet und deren Wohnungen gewaltsam erbrochen. Selbst eine solche Heirath ist dem Kschatrija gesetzlich erlaubt.

Die Frau wurde nach ihrer äußeren Schönheit geschätzt, ihre moralischen Tugenden waren gleichgültig; sie wird nie unabhängig, sondern ist dem Vater, dem Gatten und endlich den Söhnen unterthan. Die Erfüllung der häuslichen Pflichten ist ihre edelste Aufgabe, damit sie die Zufriedenheit und das Lob ihres Hausherrn erlange.

Der Brahmane kann nach dem Absterben seiner Gattin wieder heirathen und muß während seines ehelichen Lebens, selbst wenn er für andere Frauen ein Auge hat, von seiner zu Ergebung und Geduld geborenen Gattin als „ein Gott“ angesehen werden.

Wenn bei den Brahmanen in Audh der Bräutigam kommt, um die Braut abzuholen, so liest ihnen der Priester die ehelichen Regeln vor, die Aeltern

waschen der Braut und nachher dem Bräutigam die Füße. Während beide nach diesen Ceremonien zusammensitzen, legen die Aeltern der Braut ein Gefäß mit Gold, Silber und Juwelen in die Arme und geben ihr reiche Gewänder und solche Dinge, welche sie in ihrem neuen Haushalte nothwendig braucht und erflehen dann den Segen der Götter über das Ehepaar. Während also hier die ganze Feier einen ernsten Charakter trägt, kommt bei den Hochzeiten in den niederen Casten die Vergnügungssucht oft auf sehr zügellose Weise zum Ausbruche. So pflegt man bei den Hochzeiten von Sudra's viele Stäbe, auf denen brennende Lampen befestigt sind, in den Boden zu stecken und in diesem Lichtglanze die Braut an der Hand herumzuführen. Ueberhaupt sind Hochzeiten bei dem Hange der Indier zum Wohlleben und zu prunkenden Festen im Allgemeinen sehr kostspielig. Die große Anzahl von Bettlern (Mangta's), Barden, Tänzerinnen, Taschenspielern und Brahmanen, welche für ihre Lobpreisungen und Huldigungen bei diesen Festen bezahlt sein wollen, bei denen überdies die Freigebigkeit früherer Raja's in den glühendsten Worten gerühmt wird, zwingen den Vater der Braut zu Ausgaben, die seine Mittel weit übersteigen. Chünd, der Barde der Radschputen, sagt: „Der Dahirna leert seine Koffer bei der Hochzeit seiner Tochter mit einem Pirthie Raj, aber füllt sie dafür mit den Lobpreisungen der Menschheit." So kam es, daß selbst der wenig bemittelte Raja von Udipur bei der Heirath seiner Tochter dem ersten Barden eine Lack Rupien schenkte. Hätte man die Häuptlinge verpflichtet, eine bestimmte Taxe für solche Feste ein für allemal festzustellen, welche Niemand überschreiten dürfte, so wäre dem Uebel des Kindermordes wohl schon früher wirksam entgegengearbeitet worden. Der große Häuptling Jye Singh von Amber, dem heutigen Jyepur, hatte allerdings jedem Fürsten im Radschputenstaate ein Dekret übergeben, welches ihren Vasallen mitgetheilt werden sollte, um die Mitgift und die anderen bei der Hochzeit erforderlichen Ausgaben zu regeln; er hatte diese auf eine Jahres-Einnahme aus dem Gesammtbesitze des Vaters der Braut festgesetzt, aber der Chundawût von Salumbra hintertrieb diesen heilsamen Plan, indem er bei der Verheirathung seiner Tochter größere Summen verschwendete, als sein Fürst zu zahlen im Stande gewesen wäre, um sich von den Barden und Genealogisten verewigen zu lassen. Die Chohan Thakur's haben sich endlich (22 Nov. 1851) in einem nach Jye Singh's Plane abgefaßten Dekrete über [illegible] der Heirathsausgaben geeinigt.

Es herrscht überhaupt, besonders aber unter den alten und höheren Radschputenfamilien die Sucht, die Tochter stets in noch ältere oder höhere Familien zu verheirathen und daher erhalten sie bei der Verheirathung eine große Mitgift, zu der sich noch bedeutende Summen fügen, wenn eine solche Verbindung von der niedriger stehenden Familie heftig gewünscht und eifrig betrieben wird. Daher kommt es auch, daß die Töchter hoher Radschputenfamilien gestohlen und verkauft werden [5]).

Beim Abschlusse eines Heirathsvertrags zwischen den Eltern wird bei den Radschputen vom Vater des Bräutigams dem Vater der Braut eine Geldsumme übersandt. Der Betrag ist kaum mehr als der zehnte Theil der Mitgift (Zûhiez) der Braut. Dies Geschenk ist gleichsam das Draufgeld des Bräutigams und wenn einmal diese Ceremonie des Tillûk stattgefunden hat, kann der Vater der Braut nicht mehr zurücktreten. Diesem folgt der Lúggún, der Tag, an welchem die Hälfte der vorher festgesetzten Mitgift ausgezahlt und der Tag des Hochzeitszuges (Búrat) bestimmt wird. Am Búrat, dem eigentlichen Hochzeitstage, muß der Brautvater die Gäste bewirthen, ein Fest, welches mehrere Tage dauert und wo der stolze Radschpute möglichst großen Glanz entfaltet. Sollte es an irgend etwas fehlen, so trifft den Gastgeber dafür Verachtung.

In solchen Fällen, wo Kinder aus den höheren Classen mit einander verlobt werden, sind eigentlich drei Heiraths-Ceremonien zu unterscheiden. Die erste findet statt, wenn das Paar noch in den Windeln liegt, die zweite, wenn der Knabe acht bis neun, die Braut fünf bis 6 Jahre alt ist, die dritte, wenn sie der Bräutigam als erwachsen in das Haus erhält. In der Zeit zwischen der ersten und zweiten Ceremonie können die Verlobten sich sehen, sie spielen zusammen und wissen, daß sie einst zusammen leben sollen, wobei selbst in dieser frühen Zeit eine gegenseitige Neigung entsteht. Nach der zweiten Heirathsceremonie werden sie getrennt und die Braut besonders sorgfältig abgeschlossen und bewacht. Wenn sie den höheren Ständen angehört, verlebt sie ihre Tage bei den Frauen und erscheint erst wieder, wenn der Priester als Zeichen der Fruchtbarkeit über Bräutigam und Braut mehrere Hände voll Reis ausstreut. Die Braut zieht dann, nur von ihren nächsten Verwandten begleitet, nach dem Hause ihres Gatten [6]).

Die Hindu's heirathen übrigens niemals in dieselbe Familie und dürfen weder einen der Verwandten ihrer Frauen, noch irgend einen Nachkommen der weiblichen Linie, so lange noch ein männliches Glied aus der Familie existirt,

adoptiren. Bei einzelnen Stämmen, z. B. bei den Kattie's in Kattiwar, deren Frauen sich durch große Anmuth auszeichnen und bei denen Bigamie herrscht, kommt es vor, daß, nach dem Tode des älteren Bruders, der jüngere sich dessen Wittwe als Gattin zulegt; dagegen heirathet der ältere Bruder niemals die Wittwe des jüngeren. Wenn ein Kattie-Bräutigam, von seinen Freunden umgeben, sich in feierlichem Aufzuge dem Dorfe nähert, wo seine Braut wohnt, so kommen deren Freunde und die Männer ihnen entgegen, und versuchen durch Werfen von Steinen und Lehmklumpen den Bräutigam vom Eintreten ins Dorf abzuhalten. Dieser muß sich seinen Weg mit Gewalt bahnen, und, wenn dies nicht in seiner Macht steht, seine Ohnmacht anerkennen und um Einlaß bitten. Hierauf wird dem Bräutigam und zweien Freunden der Eintritt gestattet, der Rest muß bis Mitternacht draußen bleiben, fortwährend bittend, daß auch ihnen diese Gunst gestattet werden möge. Sobald sie alle eingelassen sind, beginnen die Heiraths-Ceremonien. Diese Sitte soll den jungen Kattie daran erinnern, sein Haus und alles, was ihm werth ist, mit allen Kräften zu vertheidigen [7]).

Die bedeutend hohe Mitgift, von der wir sprachen, ist aber keineswegs bei allen Volksstämmen Indiens üblich. So wird unter den Mûtûrrica-Brahmanen bei Heirathen nichts für die Zeit der Verlobung geschenkt. Unter ihnen bestehen vier Arten von Heirathen: Die Awul-bea (Su, Soweya), der erste Tag der Hochzeits-Ceremonien kostet hier 100, der 2te 125 Rupien; Doem Seukra, erster Tag 50, 2ter 150 Rupien; Tiesra-Pûchisya, 25 und 50 Rupien und Kora, wo nur eine Rupie von der Umgebung der Braut gezahlt wird.

Die Suttie.

Wir gehen von diesen Schilderungen der Heirathsgebräuche sogleich zur Betrachtung der Katastrophe über, welche oft eintritt, wenn der Tod der Familie ihr Haupt entreißt. Nach der Lehre der Brahmanen kann nur diejenige Frau selig werden, welche zugleich mit dem Gatten auf den Scheiterhaufen gelegt wird, noch ehe dessen Seele durch das Feuer vom Körper geschieden ist. 35 Millionen Haare, heißt es, befinden sich am menschlichen Körper; das Weib aber, welches mit ihrem Manne den Scheiterhaufen besteigt, wird eben so viele Jahre im Himmel leben. Da übrigens nach den Veda's die zweite Heirath für ungesetzlich gilt, so hat auch nur die erste Frau das Vorrecht, sich mit der Leiche ihres Gatten zu verbrennen; dennoch wird in dem Mahâbhârata,

beim Tode Kunti's, erzählt, daß nicht sein ihm gesetzlich angetrautes Weib, sondern die von ihm heiß geliebte Mädri, in deren Armen er gestorben, das Vorrecht genossen habe, sich mit der Leiche zu verbrennen. Uebrigens erwähnt selbst Menu noch nicht dieses barbarischen Gebrauches, der aber doch jedenfalls sehr alt ist und vor Christi Geburt hinaufreicht [8]). Wir glauben, daß nicht sowohl die Verachtung und Entwürdigung, welche einer Frau, die ihren Gatten überlebt, zu Theil werden soll, als eine gewisse enthusiastische Erregung des überdies von dem Todesfalle erschütterten Gemüths und der feste Glaube, daß sie, mit dem Gatten vereint, unmittelbar in den Himmel eingehen, die meisten Wittwen in das Feuer treibt; daß die Verwandten namentlich in solchen Fällen, wo die Wittwe vermögend ist, dieselbe zu dieser Opferung überredet hätten, dürfte kaum in einzelnen Fällen zu erweisen sein. Im Gegentheile suchen dieselben vereint mit den Kindern, und in neuerer Zeit selbst die Brahmanen, die Wittwen vom Scheiterhaufen zurückzuhalten und namentlich während der verhängnißvollen Momente der Leichenverbrennung ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Auch ist der Gebrauch keineswegs über ganz Indien verbreitet und findet sich namentlich nicht im Süden vom Flusse Kischna. In Audh waren die Suttie's (wie eigentlich die armen Opfer heißen) in früheren Zeiten ungemein häufig [9]). Beinahe jede Stadt und jedes Dorf ist von vielen Suttie-Denkmälern umgeben, um die sich die Radschputen, weil sie weder zu ihrem Stolze, noch zu ihrer Börse in näherer Beziehung stehen, wenig kümmern. Die Anzahl der jährlich verbrannten Wittwen ist schwer zu bestimmen und überdies für die einzelnen Distrikte in denselben Jahren sehr verschieden [10]). Während der Jahre 1815—1824 wurden im Distrikte von Calcutta 3752 und in Benares 968 Wittwen verbrannt. Der Prischwa suchte oft Wittwen von ihrem Vorhaben abzubringen, aber meist erfolglos [11]).

In Gudscherat ist die Verbrennung besonders häufig und die Stelle, wo sie stattfand, wird durch ein Pallia verewigt, d. h. durch ein Denkmal, an welchem ein weiblicher Arm nebst der Hand und eine Beschreibung des ganzen Aktes eingegraben ist. In Jhalawar herrscht dieser Gebrauch nur unter den niedrigsten Casten, aber unter diesen nehmen die Wittwen selbst ihre Kinder mit ins Feuer; auch ist es vorgekommen, daß sich der Mann mit der Leiche seiner Frau verbrannte und daß sich eine Frau dem Feuertode opferte, indem der Mann als Zuschauer dabei stand und nur das Bedauern äußerte, sich nun nach einer anderen Frau umsehen zu müssen.

Obgleich wir voraussetzen, daß der Hergang bei diesem erschütternden Akte im Allgemeinen sehr bekannt ist, so wählen wir doch aus den Dutzenden von Beschreibungen, welche uns vorliegen, wenigstens ein paar besonders charakteristische aus [12]).

Hafner erzählt die Verbrennung einer Frau, die im Jahre 1790 stattfand, folgendermaßen: „Wir trafen gegen 3 Uhr in dem Dorfe ein, wo die Heldin, eine 23jährige Frau, welche sich dem Feuertode opfern wollte, wohnte. Sie saß vor der Thüre ihres Hauses und war von einigen Personen beiderlei Geschlechts umgeben, welche ihre Verwandten zu sein schienen. Sie gab ihnen von Zeit zu Zeit Betelnüsse und bewegte die Lippen, ohne jedoch ein hörbares Wort auszusprechen. Ihr Gesichtsausdruck war edel und anziehend und über ihr ganzes Wesen hatte sich eine himmlische Ruhe verbreitet. Der Scheiterhaufen war beinahe 1000 Schritt vom Dorfe errichtet, ungefähr 10 Fuß lang, 8 Fuß breit und 8 Fuß hoch und die Hindu's waren noch beschäftigt, brennbare Stoffe darauf zu häufen. Von Musik begleitet, nahete sich die Wittwe inmitten ihrer Angehörigen. Sie hielt eine Citrone, in die einige Gewürznelken gesteckt waren, in der Hand und roch von Zeit zu Zeit daran. Die Procession näherte sich zuerst einem in der Nähe befindlichen Teiche; bevor sie denselben erreichte, entkleidete sie sich und schenkte ihre Gewänder den sie begleitenden Frauen. Nachdem sie sich im Teiche gebadet hatte, legte sie weiße baumwollene Gewänder an und ging nun festen und feierlichen Schrittes, nach dem Tone der Musik, von Brahmanen umgeben, wie im Triumphe nach dem Scheiterhaufen. Die Priester sagten Hymnen her, um ihr Muth einzuflößen. Inzwischen hatte man den Scheiterhaufen mit hohen Matten so umgeben, daß der Unglücklichen der Anblick desselben so lange als möglich entzogen blieb. Nahebei lag die Leiche ihres Gatten. Indem sie sich derselben näherte und ihre Augen auf sie richtete, sprach sich ein tiefer Kummer in ihren Gesichtszügen aus, sie schlug sich die Brüste und weinte bitterlich. Alsdann verneigte sie sich vor der Leiche, ging dreimal um den Scheiterhaufen, und jedesmal, wenn sie an der Bahre vorüberkam, bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und verneigte sich tief vor ihrem Gatten. Endlich blieb sie vor der Leiche stehen und wandte sich an ihre Verwandten und Freunde, um von ihnen Abschied zu nehmen. Nun wurde ihr ein Gefäß mit Oel gegeben, wovon sie einen Theil über die Leiche ausgoß, es dann auf ihren Kopf setzt, und nun dreimal mit lauter Stimme „Narvina!“ rief. Im Augenblicke waren die Matten entfernt, die

Leiche auf den brennenden Scheiterhaufen geworfen und mit ihr stürzte sich die Wittwe ohne irgend ein Zeichen von Furcht in die auflodernden Flammen. Ein Geschrei der herumstehenden Frauen und das Getöse der Musik endete den Akt und die Umstehenden beider Geschlechter warfen Reisbündel auf sie, so daß sie ganz von ihnen bedeckt wurde [13])."

Ueber einen anderen Fall berichtet der Lord Bischof von Calcutta, Reginald Heber, als Augenzeuge. Die Wittwe war zu Pferde; Blumenkränze hingen ihr über Kopf und Schulter und ihr Gesicht war mit Sandelholz gefärbt. In der einen Hand hielt sie einen Spiegel (um sich von dem gefaßten, ruhigen Ausdrucke ihrer Mienen zu überzeugen), in der anderen einen Dolch, auf dessen Spitze eine Citrone steckte. Ihr Anzug war der gewöhnliche der Hindufrauen, den sie bei dieser Gelegenheit Sarie nennen. Da der Gatte, ein Soldat, im Felde geblieben war, so konnte die Wittwe sich nicht mit der Leiche verbrennen, mußte aber etwas, was er bei Lebzeiten getragen, mit sich nehmen; so hatte sie einen seiner Schuhe bei sich. Sie sah fast wie ein Kind aus, und war kaum 17 Jahre alt, aber gefaßt, ernst und würdevoll stieg sie vom Pferde, badete sich unter Anleitung der Brahmanen und vertheilte dann Blumen und Zuckerwaaren. Nachher hatte sie noch einige Ceremonien zu verrichten; sie stellte sich auf einen Stein, in den zwei Fußtapfen eingehauen waren und hatte einen größeren Stein, gleichsam einen Altar, vor sich, auf dem ein Feuer brannte. Nachdem sie so 5 Minuten verbracht, bestieg sie ruhig den Scheiterhaufen und setzte selbst die Baumwolle, welche denselben bedeckte, in Brand. Dann hüllte sie sich in ihre Gewänder, legte sich in die Flammen nieder und verbrannte.

In einigen Theilen Indiens wird kein Scheiterhaufen aufgebaut, sondern ein tiefes Grab gemacht, in welches die Leiche gelegt wird. Um dasselbe brennt 3 Tage lang ein Feuer und dann wird die mit einem Schleier aus den Blättern des Bananenbaumes bekleidete Wittwe dahin geführt, um sich in die Flammen zu stürzen. In anderen Theilen wird die Leiche in ein Grab gelegt, die Wittwe legt sich dann auf dieselbe und wird so lange mit Erde überschüttet, bis ihr Körper bis zum Halse bedeckt ist. Alsdann tritt ein Brahmane heran, sie tröstend und segnend und nachdem er sie erwürgt hat, wird über beide Leichen Erde geschüttet [14]).

Alia Bhye, die berühmte Mahrattenfürstin, welche nach dem Tode ihres Gatten (1765) Holcar's Thron bestieg und mit seltener Weisheit ihr Land 30 Jahre lang regierte, welche von ihren Unterthanen aufrichtig geliebt und

von allen Fürsten ihrer Zeit so gefürchtet wurde, daß Niemand es wagte, ihr ihren Besitz streitig zu machen, konnte oder wollte es nicht verhindern, daß ihre Tochter, die sie unbeschreiblich liebte, sich bei dem Tode ihres Gatten in ihrer ersten Jugendblüthe mit der Leiche verbrannte. Sie versuchte es wohl, die Prinzessin von diesem Schritte abzuhalten. „Du bist alt, Mutter, wandte die Tochter ein, und in wenigen Jahren wird Dein frommes Leben beendigt sein. Mein einziges Kind und mein Gatte sind dahin und wenn Du ihnen folgst, so weiß ich, daß mir das Leben unerträglich sein wird, die Gelegenheit aber, mein Leben ehrenvoll zu endigen, ist dann auf ewig verschwunden!" — Die Mutter wohnte dem tragischen Schauspiele selbst bei.

Gegen Ende des Jahres 1818 wurde ein junges Mädchen zu Chandernagor unter besonders traurigen Umständen verbrannt. Kaum 15 Jahre alt, sollte sie dem Gatten angetrauet werden; Alles war zur Hochzeit vorbereitet, die beiderseitigen Verwandten waren dazu eingetroffen, als den Abend vorher der Bräutigam in wenigen Stunden der Cholera erlag. Als der jungen Frau die Kunde überbracht wurde, erklärte sie sogleich auf das Bestimmteste, sich auf dem Scheiterhaufen mit der Leiche verbrennen zu wollen. Nach langer Berathung zwischen den Verwandten der Braut und den Priestern erklärten die Shastúr's, daß dieselbe dem Verstorbenen bereits angehört habe und so wurde sie am folgenden Tage an dem Ufer des Ganges mit der Leiche zur tiefsten Betrübniß ihrer Angehörigen verbrannt.

In demselben Jahre überreichten mehrere Hindu's der Regierung eine Bittschrift, in welcher sie darauf drangen, daß nur solchen Wittwen die Verbrennung gestattet werden solle, denen die Shastúr's dieselbe zuerkennen würden. Andere verlangten die gänzliche Abschaffung dieses grausamen Gebrauchs. Bykúnthnauth Bamajie, Sekretär der Brama- oder unitarischen Hindu-Gemeinde, erklärte in einem Traktate, daß es zwar die Pflicht der Wittwen sei, der Welt auf ewig zu entsagen, daß aber diejenigen, welche eine Wittwe zum Opfertode zwingen würden, des Mordes anzuklagen wären. Hierauf bezog sich ein Hindu, Hurrihúranúnd, als er unter dem 27. März 1818 die Europäer anklagte, Personen, die sich dessen schuldig gemacht, nicht der allgemeinen Verachtung Preis gegeben zu haben; zugleich verlangte er von den Babu's und Panditen, daß sie ihr Betragen durch die heiligen Hinduschriften rechtfertigen sollten [15]).

In dem Civil- und Criminal-Codex der Hindu's finden sich 5 Abschnitte

mit Bestimmungen über die Verbrennung der Wittwen vor. Im ersten sind neun Paragraphen enthalten, in welchen dieselbe untersagt ist und zwar: 1) wenn die Wittwe noch nicht 16 Jahre alt, 2) wenn sie schwanger oder Schwangerschaft zu erwarten ist, 3) wenn sie ihre Reinigung, 4) wenn sie ein Kind unter 4 Jahren, 5) wenn sie ein Kind von 5 bis 7 Jahren hat, dessen sich Niemand annehmen will, 6) wenn sie die Wittwe eines Brahmanen ist und sich auf einen anderen Scheiterhaufen zu verbrennen beabsichtigt, 7) wenn sie einer anderen Caste angehört, und, von ihrem Gatten entfernt, sich bei der Nachricht von seinem Tode nicht sogleich verbrennt, 8) wenn sie sich nicht sofort mit der Leiche ihres Gatten verbrennt und 9) wenn sie sich nicht gesetzlich verheirathet hat oder ihrem Gatten nicht treu gewesen ist.

Nach dem 2ten Abschnitte werden alle Personen bestraft, welche es versäumt haben, der Polizei Anzeige zu machen. Nach dem 3ten muß ein Polizei-Officiant die Wittwe befragen, ob sie sich zum Tode willig und bereit zeigt. Der 4te verbietet es den Wittwen des Jogie-Stammes, sich mit den Leichen ihrer Gatten zu verbrennen u. s. w.

Die ostindische Compagnie sowohl als die englische Regierung hat in ihrem Territorium schon seit etwa 40 Jahren auf die Abschaffung der Suttie's hinzuwirken gesucht. Schon der alte Gouverneur Charnock (der Vater von Calcutta," vgl. Bd. 1. S. 85) hatte ja in seiner Weise dagegen angekämpft. Dieser sah einst eine sehr junge Frau, welche mit der Leiche ihres Gatten, den sie kaum gekannt hatte, verbrannt werden sollte und befahl seiner Wache, die Wittwe gewaltsam zu entführen. Die Wache führte dies aus und es fand sich, daß die Entführte erst 15 Jahre alt und von seltener Schönheit war. Charnock nahm sie unter seinen Schutz und vermählte sich mit ihr. Nach ihrem Tode ließ er ihr ein prachtvolles Grabmal errichten, und, so lange er lebte, jedes Jahr an ihrem Todestage einen Hahn opfern, um ihre Manen zu versöhnen (!).

Lord Amherst (Bd. S. 1. 324) trug noch 1827 Bedenken, energisch einzuschreiten und hoffte nur, daß die fortschreitende Civilisation die barbarische Sitte verdrängen werde. Dagegen trat Lord William Bentinck entschiedener, wenn auch mit Vorsicht, auf und verbot noch vor Ende des Jahres 1829 die Suttie's in den englischen Provinzen bei strenger Strafe [16]). Die Maßregel war kühn und dennoch ihr Erfolg vollkommen; aber in den unabhängigen Staaten bestand die Sitte fort, bis auch da einzelne Fürsten dagegen anzukämpfen begannen; denn die Engländer selbst hielten, wie in allen nicht rein

finanziellen Fragen, eine direkte Einmischung dort für unpolitisch, desto bedeutender war ihr indirekter und im Stillen geübter Einfluß [17]). Am 23. April 1846 erklärte auch die Regierung von Jyepore den Akt für ungesetzlich und noch vor Ende des Jahres hörte die Sitte in 11 Radschputenstaaten ganz auf. Auch der Raja von Jaudspor und die Häuptlinge von Bekanier und Kischengurh sind dem guten Beispiele gefolgt und schon 1847 konnte der General-Gouverneur Lord Hardinge ankündigen, daß Suttie, Kindermord und Sklaverei selbst in dem entlegensten Hindu-Staate, in Caschmir, verboten seien.

Der Kindermord.

So unnatürlich und fast unglaublich es auch erscheint, daß Aeltern sich mit dem Blute ihrer unschuldigen Kindlein beflecken sollten, so uralt ist dennoch dies Verbrechen und leider ist es unter allen Völkern und zu allen Zeiten zu finden. In Indien ist diese entsetzliche Sitte durch Aberglauben und Hochmuth tief eingewurzelt. In früheren Zeiten wurden Tausende von Kindern den Flußgöttern im Ganges oder Dschamna geopfert, in unseren Tagen vorzüglich dem Hochmuthe der Aeltern, der leider in den höheren Casten am stärksten hervortritt. In Europa tödtet manches entehrte Mädchen in der Verzweiflung ihr männliches oder weibliches Kind, in Indien werden nur die letzteren getödtet. Treibt in Europa das Gefühl ihrer Schande die Mutter zum Verbrechen, wirkt hier das Bewußtsein, daß sie sich schwer versündigt hat, indem sie außer der Ehe geboren hat, so ist in den höheren Ständen Indiens die kalte Berechnung, daß das Mädchen nicht heirathen kann und schließlich unehelich gebären wird, die Veranlassung zum Morde.

Der Hindu glaubt überhaupt nicht an weibliche Ehre oder Tugend. Die Jungfrau bewacht er mit Mißtrauen, die Gattin mit Eifersucht und das Wittwenthum ist ihm so verhaßt, daß er der Wittwe aus ihrem Leben selbst einen Vorwurf macht. Das Leben eines weiblichen Wesens ist namentlich bei den Radschputen eine Kette von Leiden und Prüfungen. Jede ihrer Lebensstufen wird vom Todesengel bedroht. Sobald das kleine Mädchen sein Auge dem Tageslichte öffnet, droht ihm Opium oder sonst ein gewaltsamer Tod, im Alter der Scheiterhaufen und in der Zwischenzeit hängt die Existenz des Weibes vom Waffenglücke ab; denn, wenn in Kriegszeiten, nach verlorener Schlacht, der häusliche Heerd bedroht ist, so opfert der Radschpute erbarmungslos das weibliche Geschlecht, weil ihm die Gefangenschaft schrecklicher erscheint als der Tod.

Die Frau des Hindu duldet schweigend; es scheint als unterwerfe sie sich gern und willig ihrem harten Schicksale; sie verehrt den Gatten, von dessen Untreue sie überzeugt ist, sie selbst zündet den Scheiterhaufen an, welcher ihren Körper zugleich mit dem Leichnam ihres Gatten in Asche verwandeln soll und unter den Radschputen hat manche Mutter jedes der von ihr geborenen Mädchen mit eigener Hand umgebracht.

Wenn wir oben sagten, daß der Hindu nicht an die Keuschheit des weiblichen Geschlechtes glaube, so folgt daraus von selbst, daß er jedes heirathsfähige Mädchen, wenn sie nicht Gattin wird, für entwürdigt zu halten geneigt ist. Um sie vor dieser Schmach zu bewahren, sucht er nach einem Manne, der einem Zweige seiner Caste angehört und wo möglich höher steht als er selbst. Einem Radschputenvater fällt es demnach oft schwer, für seine heirathsfähige Tochter einen Gatten zu finden, besonders wenn er ein Chohan oder Rathore ist, und er muß eventuell den hohen Castenrang und die vornehme Abstammung des Schwiegersohnes theuer bezahlen. So hat er nur zwischen bedeutenden Ausgaben oder der Entwürdigung zu wählen; um beiden zu entgehen, entschließt er sich zum Morde und so vielen Kummer dieser auch manchem nicht ganz gefühllosen Vater bereitet, er sucht sich seiner Herzensangst zu entledigen, indem er den Brahmanen, der bei ihm als Hauspriester fungirt, mit Geschenken überhäuft.

Die erste Kunde von der Kinderermordung brachte Jonathan Duncan, Resident zu Benares [18]) 1791 zur Kenntniß des General-Gouverneurs und Sir John Shore veröffentlichte 1794 Duncan's Berichte im 4ten Bande der Asiatic Researches. Ein besonderer Hindu-Stamm, die Rajekumar's, an den Grenzen des Distrikts Juanpur, zog in dieser Beziehung 1789 zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; indessen wurde das Verbrechen auch bei anderen Stämmen nachgewiesen, namentlich bei den Rajebûnsie's, in der Provinz Benares. 1800 machte Duncan, der Gouverneur von Bombay, darüber Mittheilung, daß die Radschputenhäupter ihre Töchter tödteten und daß in ganz Guzerat und Kûtsch nur wenige diesem Gebrauche entsagten.

Der Capitän Seton, Resident in Kûtsch, schrieb 1805: Der Gebrauch, die weiblichen Kinder zu tödten, herrscht in Gajra Bye's Familie seit undenklichen Zeiten und jedes von einer gesetzlich angetrauten Ranie geborene Mädchen wird sofort in die Erde eingegraben und in Milch ertränkt. Alle Radschputenstämme in Guzerat beobachten denselben Gebrauch und unter den

Jharijah's waren nur zwei Männer von Bedeutung zu finden, die ihre Töchter leben ließen. Diese Jharijah-Familien in Kûtsch und Kattywar zählten nach Col. Walker 125,000 Köpfe und von diesen wurden nach den Berichten der Eingeborenen jährlich 20,000 Mädchen getödtet. Er hält dies für übertrieben, behauptet aber, daß in Kattywar jährlich gewiß wenigstens 1000, in Kûtsch 2000 Mädchen getödtet würden, in Guzerat nach anderen Angaben 5000, also seit 300 Jahren wenigstens eine Million. Auch bei den Sikhäuptlingen findet sich der Gebrauch.

Wenn in früheren Zeiten einem Häuptlinge unter den Jharijah's ein Mädchen geboren wurde, so wandte sich derselbe an den Familien-Brahmanen oder Hauspriester, daß er sich nach einem passenden Gatten für dieselbe umsehen möchte. Der Brahmane wanderte weit umher und bemühte sich nach Kräften; wenn er aber unverrichteter Sache heimkehrte, so sagte er dem Vater: Da es gegen unsere Religionsgesetze ist, daß Du Deine heranwachsende Tochter in Deinem Hause beherbergst, so werde ich sie mit mir nehmen und verbrennen(?), doch nur unter der Bedingung, daß Du mir gelobst, wenn Dir wieder ein Mädchen geboren wird, es gleich nach seiner Geburt zu tödten. Thust Du dies nicht, so soll Unheil über Dich und Dein Haus kommen.

Nach einer anderen Sage soll dieser abscheuliche Gebrauch folgenden Ursprung haben.

Einem mächtigen Raja der Jharijah's war eine Tochter von seltener Schönheit und mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens geboren worden und er beauftragte seinen Priester, sich nach einem Fürsten, der als Gatte ihrer würdig wäre, umzusehen. Der Radschpute reiste durch viele Länder, kehrte aber endlich mit der Botschaft heim, daß er Niemand gefunden, der sich zum Gatten für die Prinzessin eigne. Der Raja fühlte sich gedemüthigt und war zugleich tief betrübt, seine Tochter nicht verheirathen zu können. Der Radsch-gûr rieth ihm, der Schande, sie als alte Jungfer bei sich zu behalten, dadurch vorzubeugen, daß er sie tödte. Der Raja widerstand lange diesem Vorschlage, da die Tödtung eines weiblichen Wesens in den Shastra's streng verboten ist, ließ sich aber dennoch endlich überreden, die schöne Tochter dem Tode zu opfern.

Wenn sich hier in dieser Erzählung, der wir noch mehrere ähnliche an die Seite stellen könnten, doch noch ein menschliches Erbarmen in der Brust des Vaters regt, so zeigen leider diese Mordscenen, besonders, nachdem die Mutter den ersten Mord verübt hat, gewöhnlich keine Spur davon. Die Väter sagen,

es ist eine Angelegenheit der Frauen und der Kinderstube, mit der wir Männer nichts zu thun haben. Ein einziger bedeutungsvoller stummer Wink des Vaters besiegelt das Schicksal des Kindes und er pflegt selbst zwischen seinen Fingern die verhängnißvolle Opiumpille zu bereiten oder die Mutter reibt sich die Brustwarzen mit Opium ein, so daß die erste Muttermilch sich für das kleine Wesen in Tod bringendes Gift verwandelt. „Wie kann es schwer sein, rief ein Häuptling aus, einer Blume das Leben zu ersticken!" Eben diese Grabesstille, mit der sich das Verbrechen selbst umgiebt, erschwert jede Verfolgung, die nur dadurch möglich wird, daß an vielen Orten das ermordete Kind in einen Korb gethan und von dem Familienpriester fortgetragen und begraben wird. Für diesen Dienst empfängt er dann ein Geldgeschenk und ein Mahl. In Kûtsch pflegen die Frauen dieser Radsch-gûr's der Mutter das neugeborene Kind abzunehmen und es zu ermorden. Dieselben Menschen, welche sich scheuen, in der Regenzeit umherzuwandern, um nicht Thiere zu zertreten, welche aus derselben Vorsicht den Staub vor ihren Schritten wegfegen, welche den Mund bedecken, wenn sie athmen und sprechen, damit kein lebendes Wesen den Tod erleide, welche Krankenhäuser für Affen errichten und Krokodille hegen und pflegen, — tragen so kein Bedenken, die Neugebornen ihres eigenen Geschlechts grausam zu vernichten. Erst in der neuesten Zeit haben die energischen Bemühungen namentlich vieler menschenfreundlichen Engländer das Uebel in engere Gränzen zurückgedrängt. So wirkte z. B. Oberst Hall unter dem rohen Volksstamm von Mairwarra mit Erfolg gegen Kinderermordung und Weiberverkauf. Beide Verbrechen, schreibt er 1827, hängen eng zusammen, indem sie aus den großen Kosten der Heirathscontrakte hervorgehen. Die Summen, welche der Vater zu zahlen hat, sind bedeutend und gleich groß für Reich und Arm. Wie sie zuerst festgestellt worden, weiß keiner anzugeben, aber sie stehen unabänderlich fest. Dagegen erwirkte eben Hall ein Punchayât und sein Nachfolger, Oberst Dixon, berichtet 20 Jahre später, „daß der Kindesmord seinen Todesstoß durch die Verminderung der Kosten bei der Verheirathung erhalten habe." Mit diesen rohen Mair's konnten aber die Engländer eher über solche Lebensfragen verhandeln, als mit den stolzen, ritterlichen Radschputen des centralen und westlichen Indiens. Man hielt hier jede direkte Einmischung für bedenklich. Dennoch kam Sir John Malcolm, der damalige Gouverneur von Bombay, 1831 nach Buj und hielt an die dort versammelten Jharijah-Häuptlinge über das abscheuliche Verbrechen eine Ansprache. Er erklärte ihnen, daß man in

England solche Greuel in so hohem Grade verabscheue, daß die ostindische Compagnie mit einem damit befleckten Volke allen Verkehr abbrechen werde. Der Erfolg war aber nur, daß die Häuptlinge ihre Unschuld betheuerten und die schönsten Versprechungen gaben, die aber nur theilweise gehalten wurden. Der Mord wurde nur in tieferes Dunkel gehüllt. Doch nicht blos die Engländer, vor Allen der menschenfreundliche Wilkinson, wirkten dagegen, wir lesen z. B. auch von der edeln Menschenliebe eines Arabers, Jemedar, der dem Häuptlinge von Kersura sein ganzes erspartes Vermögen unter der Bedingung gab, daß er seine Tochter leben ließe. Einzelne Radschputen, wie der räuberische Häuptling Huttaj, machten auch aus freien Stücken eine rühmliche Ausnahme. Bei diesen traf Walker zwei hübsche Mädchen von 6 bis 8 Jahren, welche der Vater mit der innigsten Zärtlichkeit aufzog und in seiner Gegenwart liebkoste. Sie waren aber wie Knaben angezogen, trugen Turbane und versicherten, sich ihres Geschlechts gleichsam schämend oder im Gefühle einer unbestimmten Furcht, mit kindlicher Unschuld, daß sie keine Mädchen seien und daß ihr Vater dies bezeugen könne. Derselbe Walker giebt an, daß der Kindermord unter den Jharijah's schon seit 500 Jahren allgemeiner Gebrauch sei. Die Häuptlinge von Nowanaggar und Gondal waren 1807 die ersten, welche „aus Freundschaft für die ostindische Compagnie" sich verpflichteten, ihre Töchter leben zu lassen und das gute Beispiel derselben vermochte viele andere, sich gegen die Unsitte zu erklären. Man erkannte nun auch immer deutlicher, daß dieselbe gegen die Shastra's und den wahren Hinduglauben verstoße. Ueberhaupt ist der wilde Bergstamm der Mina's nach Wilkinson's Angabe der einzige, welcher behauptet, daß die Vernichtung der weiblichen Kinder der Wille des Himmels sei. Sie berufen sich auf die Autorität einer Wittwe, die beim Besteigen des Scheiterhaufens diesen Gebrauch als einen der Göttin Bhawani höchst wohlgefälligen anempfohlen habe [19]). Wenn sich so der religiöse Wahn zu den finanziellen Vortheilen und Rücksichten gesellt, ist freilich die Ausrottung des Uebels sehr erschwert. Es ist auch unter den Radschputen noch nicht ganz verschwunden. Die Senger's in Audh, wo der König schon 1833 den Kindesmord und die Castrirung verbot, sind vielleicht der einzige Stamm, wo die Mädchen nie getödtet werden, wogegen gerade dieser in Bandelkand, Boghilkand, Rawa und den Sangorländern der einzige ist oder war, der alle weiblichen Kinder tödtete. Kaum einer der Häuptlinge dieser Radschputenstämme kann sich einer legitimen Abstammung rühmen, fast alle sind adoptirte

Kinder von Frauen niederer Grade. Die Erfahrung soll gezeigt haben, daß die Häupter der Familien, welche diese Abscheulichkeit begehen, von Aussatz, Blindheit, Taubheit u. s. w. heimgesucht werden und beinahe immer an einer schrecklichen Krankheit sterben. Eine Radschputenfrau klagte weinend, daß ihr drei kleine Mädchen vom Gatten getödtet worden seien und ihr viertes Kind, ein schöner Knabe, sei ihr gestorben [20]). Nach der Ermordung des weiblichen Kindes, welches gewöhnlich in dem Boden des Zimmers, wo es geboren wurde, lebendig begraben wird, glauben die Aeltern bei der Gottheit in Ungnade gefallen zu sein und schicken nach Verlauf des 12ten Tages zum Familienpriester (Prohût), um von ihm durch Geschenke Vergebung ihrer Sünden zu erhalten. Dies ist nothwendig, denn Niemand wird ihr Haus betreten oder mit ihnen essen und trinken, bis der Priester die Vergebung ausgesprochen hat. Der Priester erhält dafür gewöhnlich nur Speisen, dagegen, wenn den Aeltern ein Sohn geboren wird, 10 Rupien. Bisweilen lassen sie eine Tochter im Dorfe leben. Die Radschputen glauben, daß weder die, welche ihre Töchter leben lassen, noch die, welche sie tödten, Segen haben. Ein Häuptling sagte, dies sei ein uralter Gebrauch; die Mütter weinten und schrieen das erste Mal, würden jedoch ruhiger, wenn der Mord zwei oder dreimal stattgefunden hätte. Die besseren Brahmanen meiden übrigens allen Umgang mit solchen, die ihre Mädchen ermordet haben, trinken kein Wasser aus der Hand eines solchen Radschputen und verabscheuen den Priester, welcher die Absolution ertheilt.

Am 13ten Tage muß der Priester auf dem Grabe Reis, Gerste und Sesam in einem metallenen Gefäße kochen. Er gießt, wenn das Gericht gar ist, Ghi darüber und verzehrt das Ganze; dies ist das Opfer „Hom“, und indem der Priester es über der Grabesstelle genießt, nimmt er den ganzen „Nüttia“ oder die Sünde auf sich und reinigt so die Familie. Einige Väter tödten ihre Kinder, indem sie ihnen die Milch der asclepias gigantea in den Mund tröpfeln. In der Präsidentschaft Bombay machte Willoughby diesem Verbrechen ein Ende, indem er den Radschputenhäuptern rundweg erklärte, daß, wer sich desselben schuldig mache, sein Land verlieren würde.

Die Sitte, die Mädchen zu tödten, findet sich auch unter vielen der mittleren Chond-Stämme, westlich von Suradah, in Kottingiah, Buni, Goladaji, Tarabandy, Jiddubody u. s. w., wo nach Russel's Bericht noch 1836 die Tödtung der Mädchen fast allgemein war, um die Kosten der späteren Verhei-

rathung zu ersparen und wo man die Frauen aus anderen Theilen des Landes kauft [21]). Nur in Bodoghoro verabscheut man diesen uralten Gebrauch. Sonst werden nur die erstgeborenen Mädchen und Töchter von Häuptlingen, welche eine Verschwägerung mit anderen beabsichtigen, verschont. Die Zahl der in diesen Distrikten (Pandacole, Goldi, Digi, Buri und Cundomi) jährlich getödteten Kinder wird auf 1200—1500 angegeben. Die Chond's glauben, daß die Seelen innerhalb der Familien, in denen sie zuerst entstanden und aufgenommen sind, in beseelte Menschengestalten zurückkehren, aber erst am Namenstage, 7 Tage nach der Geburt. Der Tod eines weiblichen Kindes vor jener Aufnahmeceremonie schließt also nach ihrem Glauben die Seele vom Familienzirkel aus und vermindert zugleich das Eintreten weiblicher Geburten für die Zukunft. Die Regierung ergriff hier insofern eine kluge Maßregel, als sie vom Tode errettete Mädchen unter ihrer Vormundschaft erziehen ließ und nachher an Häuptlinge verheirathete. Ueber die Entstehung des Gebrauches bei diesen Bergvölkern schreibt Oberstlieutenant Campbell Folgendes: Wir erfuhren von den Chond's von Jaudingibandy, Grinobandy, Sodrobandy &c., daß in alten Zeiten ein Mann lebte mit Namen Danko Mulunku; dieser hatte 4 Söhne; die drei ersten erzeugten je 8 Söhne, der letzte Bruder hatte 2 Töchter, die keine Männer bekommen konnten und sich in Folge dessen mit einigen ihrer Vettern vergingen. Dies Verbrechen veranlaßte die Brüder, deren Söhne nicht schuldig waren, den Bruder, dessen Söhne den Töchtern ihres Onkels beigewohnt hatten, aller seiner Habe zu berauben. Deßhalb ertränkten sich die beiden schuldigen Frauen in einem Teiche, Reda Bondho. Nachher söhnten sich die Brüder wieder aus und beschlossen nun, daß von jetzt an ihre weibliche Nachkommenschaft getödtet werden sollte und sie gaben diesem Beschlusse eine religiöse Weihe, indem sie die Gottheiten Pobudy und Bura Pennu anriefen. Ihr Beispiel soll dann Nachahmung gefunden haben und aus dieser Zeit die Ermordung der Mädchen stammen.

Cooverjee Rustomjee Mody beweist in seiner geist- und gefühlvoll geschriebenen Preisschrift (vgl. Anm. 18) sehr klar aus den Pûrâna's, daß alle religiösen Satzungen der Hindu's dem Kindermorde entgegen sind. Er schließt mit den Worten: O Gott, Quell der Erkenntniß, Sonne der Gerechtigkeit, gieb den Jadeja's und anderen Radschputen in Guzerat Weisheit, zu unterscheiden zwischen den guten und bösen Gebräuchen ihrer Vorfahren und verscheuche durch Dein Licht das Dunkel, welches über den Radschputen schwebt.

Der, welcher einer Seele das Leben rettet, soll sein wie wenn er dem ganzen Menschengeschlechte das Leben gerettet hätte [22]).

Menschenopfer und Selbstmord.

Der verdienstvolle Civilbeamte Russel zu Madras hat zuerst in einem Berichte vom 12. August 1836 über Menschenopfer in Indien genaue Mittheilungen gemacht, die in den bis dahin fast unbekannten Bergländern von Gumsur unter den bereits erwähnten Chond's vorkommen. Die genauere Bekanntschaft mit dem Leben und Wesen dieser Stämme in den Bergen von Orissa verdanken wir aber dem Lieutenant Charters Macpherson bei der Madras-Armee, der überall, wohin ihn seine amtlichen Pflichten führten, mit scharfem, klarem Blicke beobachtete, und deßhalb auch bald bemerkte, daß man hier den Göttern zu diesem Zwecke gekaufte oder aufgezogene Menschen als Opfer darbrachte. Von dem menschenfreundlichen Streben angetrieben, diese scheußlichen Gebräuche auszurotten, verwandte nun Macpherson die äußerste Sorgfalt und Mühe darauf, sich zunächst mit den gesellschaftlichen Zuständen der Chond's und mit ihren religiösen Ansichten genau bekannt zu machen.

Die Chond's zerfallen in zwei große Sekten, die indessen gewisse Glaubensartikel gemeinschaftlich annehmen. Sie glauben alle an ein höchstes Wesen, einen Gott des Lichts und Quell alles Guten, das sich eine Gattin, die Erdgöttin, eine Göttin der Finsterniß, von der alles Uebel herrühre, geschaffen habe. Nun nehmen aber die einen an, daß der Gott des Lichts dies böse Princip gänzlich besiegt habe, die anderen halten aber die Erdgöttin noch für unbesiegt. Sie hält nach der Letzteren Glauben die Wage des Guten und Bösen in ihrer Hand, sie lenkt die Schicksale der Menschen und jede Wohlthat, jedes Glück, das ihnen zu Theil wird, muß dadurch erkauft werden, daß man sie durch Opfer, unter denen wieder die Menschenopfer die wirksamsten sind, günstig stimmt. So kommt es, daß bei dieser Sekte der Chond's die Opferung von Menschen für einen heiligen Gebrauch gilt. Daß die Kinder gesund heranwachsen, daß die Ernte gedeiht, der Huldi eine tiefe, schöne Farbe erhält, daß die Heerden sich mehren, daß sie selbst vor den Anfällen der Raubthiere gesichert sind, daß sie ihre Feinde besiegen, daß keine Krankheit sie befällt und kein Unwetter ihnen schadet und kein Blitz sie trifft, — alles dies hängt von der gewissenhaften Beobachtung dieses heiligen Ritus ab, den daher die ganze Nation gegen die Erdgöttin — Tari Pennu — beobachtet. Zum Glücke ist es diesen

Aelplern nie eingefallen, solche Opfer in Massen darzubringen, wie die Mexikaner vor der spanischen Invasion oder wie noch heute der Negerkönig von Dahome. Man hat hier stets nur wenige Menschen geopfert, die man kaufte (besonders in Zeiten der Hungersnoth, wie sie jetzt (1861) wieder einen Theil Indiens bedroht) oder auf den Ebenen stahl. Oft schon in ihrer Kindheit der Erdgöttin geweiht, ließ man sie heranwachsen, sich sogar mit anderen Meriah's — d. i. Schlachtopfern — verheirathen, Land bebauen, Heerden halten und sich Vermögen erwerben; die Gemeinde, für die sie ihr Leben dahin geben sollten, beschenkte sie sogar und erwies ihnen mancherlei Wohlthaten. Die gewöhnliche Classe von Meriah's besteht nämlich aus solchen Individuen, welche für ganze Stämme oder Dörfer bei öffentlichen Festen getödtet werden. Bisweilen sind es aber auch Opfer, welche von einer einzelnen Familie, um den Zorn der Göttin abzuwenden, dargebracht werden. Die gewöhnlichen gemeinschaftlichen Opfer, sagt Macpherson, werden im Allgemeinen von den Stämmen oder ihren Abtheilungen so eingerichtet, daß jedes Familienhaupt wenigstens einmal im Jahre sich ein Stück Fleisch für seine Aecker verschaffen kann und zwar gewöhnlich um die Zeit der Saat für die Haupternte, d. h. im Januar, häufig auch während des Tonka-Festes. Ein Repräsentant jedes Stammes oder Dorfes wird dann nach dem Opferplatze abgesandt, um dies Stückchen Fleisch zu erhalten, während seine Brüder daheim in strengem Fasten und eifrigem Gebete seiner Rückkehr harren. Der dienstthuende Priester versetzt dem an einen Pfahl gebundenen Schlachtopfer den ersten Streich, worauf die herumstehende Menge mit ihren Beilen sich herandrängt und das zuckende Fleisch dem Meriah von den Knochen ablöst [23]). Jedes Stückchen wurde dann sorgfältig in Blätter gewickelt nach den einzelnen Dörfern gebracht und dort auf einer Rasenbank an einem öffentlichen Platze niedergelegt, wohin die Familienhäupter mit dem Priester sich in feierlicher Procession begaben. Dann theilte der letztere das Fleisch in zwei Theile, vergrub den einen und zerstückelte den anderen in kleine Stückchen für die anwesenden Familienhäupter. Darauf folgte eine Scene wilder Lustbarkeit; man jauchzte, focht, rang, schrie, und zerstörte selbst Häuser und schlug sich die Köpfe blutig. Dann vergrub Jeder seinen Antheil in seinem liebsten Acker und kehrte heim und aß und trank und war vergnügt. Darauf folgten dann noch drei Festtage, an denen man auf der Opferstätte einen Büffel schlachtete, dessen ungenießbare Theile dem Geiste des Meriah dargebracht wurden, und während welcher man sich den rohesten Ausschweifungen hingab.

Arbuthnot berichtete im Nov. 1837, daß ein Stamm der Codulu, an der Gränze von Nagpore und Hyderabad, in ähnlicher Weise an dem Sonntage vor oder nach dem Pongal-Feste dem Gotte Jenkery Menschen opfere, die dazu gekauft würden. Dies Opfer fällt in jedem Dorfe binnen zwölf Jahren höchstens einmal und zwar stets nur eines. In Bustar sind aber auch schon 20 Personen auf einmal geopfert worden. Das Volk findet indeß auch hier, wie unter den Chond's, eigentlich keinen Gefallen an diesen überdies kostspieligen Opfern [24]), glaubt aber, daß der Erntesegen von ihnen abhänge.

Das Gouvernement von Madras suchte schon 1837 auf die Abschaffung dieser barbarischen Gebräuche hinzuwirken, beschränkte sich aber doch zunächst auf sehr indirekte Maßregeln, indem es wohl in einzelnen Fällen einschritt, aber das Uebel nicht mit der Wurzel auszurotten versuchte. So durchzog z. B. Kapitän Campbell die Ghat's kurz vor der gewöhnlichen Zeit der Opferung mit einer Abtheilung bewaffneter Fußsoldaten und befreite 100 Meriah's. 1838 machte der Steuereinnehmer Bannerman selbst eine Inspektionsreise durch das Gebiet der Bergstämme und überraschte die Bewohner eines Chond-Dorfes mitten in ihren Vorbereitungen. Er fand einen viereckigen, mit Flechtwerk umgebenen Platz und dicht neben dem rohgearbeiteten Dorfgötzen eine ungefähr 40 Fuß hohe Bambusstange, an deren Spitze ein Bild in Gestalt eines Vogels mit Pfauenfedern befestigt war. An diese Stange sollte das Opfer, „eine junge Frau aus der Ebene“ festgebunden werden. Er befreite sie und ebenso sieben andere in Nachbardörfern versteckte Opfer, die man ihm mit Widerstreben überließ. Seine Versuche, sich mit den Dorfhäuptern in Unterhandlungen einzulassen, blieben ziemlich erfolglos, da sich fast alle in trunkenem Zustande befanden. Seine Expedition führte jedoch wenigstens in sofern zu einem Resultate, als man sich von der Existenz einer Classe von Unterhändlern überzeugte, welche mit den Meriah's förmlichen Handel trieben. Aber selbst gegen diesen Auswurf der menschlichen Gesellschaft ergriff die Regierung keineswegs energische Maßregeln. Wie bei dem ebenfalls schwer zu bekämpfenden Thuggie und professionellen Dakoitie wollte man zu einer Lockerung der streng gesetzlichen Formen und zu einem summarischen Verfahren schreiten; aber obgleich die Civil- und Militär-Beamten in Gumsur im Einzelnen sich um die Abstellung dieser Gräuel verdient machten, geschah doch im Allgemeinen wenig. Lord Elphinstone, der damalige Gouverneur von Madras, richtete im Mai 1841 eine sehr ausführliche Eingabe an den Generalgouver-

neur, in der er zu kräftigeren, entschiedeneren Maßregeln gegen diese cannibalischen, unter den wilden Stämmen von Ganjam und in den benachbarten Distrikten von Orissa und Behar gewöhnlichen Opfer rieth. Er empfahl 1) die Eröffnung von Straßen und Pässen durch diese Wildnisse, besonders zwischen Aska und Junagudda [25]); 2) die Förderung des Handelsverkehrs zwischen den Bergdistrikten und den Ebenen, besonders durch Einrichtung von Märkten; 3) die Aufstellung einer halbmilitärischen Polizeimannschaft auf solchem Fuß, wie die der Paik-Compagnie in Kattack. Um diese Pläne auszuführen, stellte man dem Commissär von Gumsur in der Person des Hauptmann Macpherson einen Specialagenten zur Seite, denselben verdienten Mann, der bereits über die Chond's eine treffliche Monographie verfaßt hatte. Er hatte aber mit eben so gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen wie unter ähnlichen Verhältnissen Outram und Ovans im Lande der Bheel's, vor allem mit dem Fieberklima und dem Mißtrauen der Bergvölker, ja selbst mit seinen Instruktionen, welche ihm jede direkte Einmischung in die religiösen Gebräuche der Eingeborenen — also auch in die Opferung der Meriah's untersagten. Er ließ sich durch nichts abschrecken und es gelang ihm endlich, die Häuptlinge wenigstens von den wohlwollenden Absichten der englischen Regierung zu überzeugen und sogar Gerichtstage unter den Chond's abzuhalten. Namentlich durch eine geschickte Schlichtung der früher oft zu blutigen Kämpfen führenden Rechtsstreitigkeiten wußte Macpherson endlich solchen Einfluß zu gewinnen, daß ihm 124 Schlachtopfer freiwillig ausgeliefert wurden. Zu dieser Verbesserung der Rechtsverwaltung kam nun ein regelmäßigerer Handelsverkehr mit den Bewohnern der Ebene, welche bisher die rohen Bergstämme auf alle mögliche Weise betrogen und überlistet hatten. Dennoch kamen immer noch einzelne Fälle von Menschenopfern vor, wenn schon sie nicht mehr von ganzen Stämmen, sondern von einer fanatischen Minderzahl ausgingen. Auf diese übte besonders ein schlauer Intriguant, ein Hindu, Sam Bissye, großen Einfluß, der als erbitterter Feind des edeln Macpherson den Chond's vorhielt, daß die Regierung selbst die Menschenopfer gestatte und daß sie überdies Steuern aufzulegen beabsichtige. Aber auch diesen Gegner wußte Macpherson zu stürzen und so konnte er 1844 berichten, daß in Gumsur die Opfer gänzlich aufgehört hätten. Leider bemerkten aber die Chond's selbst die Unsicher[illegible] [illegible]regeln der Regierung, da in Bengal[illegible] wohnten, fast noch gar nichts [illegible]

1845 zum Generalgouverneur für die Unterdrückung der Menschenopfer und des Kindermordes in den gesammten Bergdistrikten von Orissa ernannt. Er überschritt nun die Gränze und wirkte mit Erfolg in dem zur Präsidentschaft Bengalen gehörenden Boad-Distrikte, wobei ihm besonders zwei vortreffliche Ernten in Gumsur zu Statten kamen, statt deren der abergläubische Theil der Bevölkerung in Besorgniß vor der erzürnten Erdgöttin Hungersnoth und Elend erwartet hatte. Die Boad-Stämme nannten deßhalb die Engländer das Volk des Bura Pennu, des Gottes des Lichts. Unterdessen kam es in Gumsur zu einer allgemeinen und feierlichen Abschwörung der alten Menschenopfer-Ceremonien. Unter den Boad-Stämmen brachte dies eine eigenthümliche Wirkung hervor; sie schlachteten 120 (!) Opfer auf einmal, nahmen aber damit von ihrer als ohnmächtig erkannten Erdgöttin feierlich Abschied. Macpherson hatte aber dennoch mit neuen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn der Raja von Boad sah, so wie früher Sam Bissoye, das ganze seine Macht beeinträchtigende Treiben der Engländer mit scheelen Augen an und lieferte statt der Hunderte von Meriah's, von denen Macpherson Kenntniß hatte, nur einige 20 aus. Unterdessen brachten die aus anderen Gründen in Ungul und Gumsur ausgebrochenen Revolten neue Personen auf die Scene. Der General Dyce, der die Truppen befehligte, trieb Macpherson aus dem Lande und bewirkte sogar, daß Sir Herbert Maddock, der damalige Deputy-Governor von Bengalen und Präsident des Rathes, ihn und alle seine Gehülfen entließ. Obgleich sich Macpherson gegen die Beschuldigungen und Anklagen Dyce's glänzend vertheidigte, so ging er doch jetzt wegen seiner sehr angegriffenen Gesundheit nach Europa zurück, seine beiden Hauptagenten im Chond-Lande, Dr. Cadenhead und Lieut. Pinkney, traten aber wieder in ihre Funktionen ein. Oberst Campbell arbeitete nun pflichtgetreu an dem guten Werke weiter, dessen schwieriger Anfang dem unverdrossenen Eifer Macpherson's so wohl gelungen war. Die verschiedenen Meriah-Familien siedelten sich in Gumsur als Landbauern an und bezahlen jetzt schon ihre Steuern und die Opfer selbst werden nur noch höchst selten und in tiefster Verborgenheit dargebracht [26]).

Auf solche Weise ist es der Regierung gelungen, die Menschenopfer fast vollständig auszurotten, die Suttie's und den Kindesmord wenigstens sehr zu beschränken; dennoch erscheint der Mord in Indien noch immer in vielen anderen Formen, zu denen wir leider auch die ganz moderne Erfindung des Wegblasens der an Kanonenmündungen fest gebundenen Meuterer rech-

nen müssen. Wir betrachten zunächst die bereits erwähnten Bhat's und Charun's etwas näher.

Die Geschichte der Bhat's verliert sich in Fabeln [27]). Sie sind jedenfalls sehr alten Ursprungs und werden schon in den Mahabharat und Ramayamun erwähnt. Sie sind nicht blos über Guzerat, sondern über verschiedene Theile Indiens, besonders solche, wo Radschputen leben, verbreitet. Es giebt Wechsler und Landwirthe unter ihnen, aber keine Kaufleute [28]); ihr eigentliches Geschäft besteht im Absingen lobpreisender Gedichte und im Halten der Stammbäume und Chroniken für die Familien der Judsman's oder Radschputen. Einige Bhat'sfamilien verwalten dieses Amt erblich, wie die Wutun Weritie. Sie lassen sich insofern mit den alten Barden in Wales vergleichen. Ein ächter Bhat soll aber eigentlich nur von Almosen leben und die ihm gegebenen Geschenke an die gemeinschaftliche Casse seines Zweiges abgeben. Während der Regenzeit leben sie bei ihren Familien und bebauen ihr Feld, aber nachher wandern sie zu ihren Jahresbesuchen bei den Familien ihrer Patrone umher, wobei sie die Wuhie oder Chopra (das Stammregister der Familie) mit sich führen. Danach pflegen auch alle Streitigkeiten über Erbtheilungen geschlichtet zu werden und der Bhat heißt in sofern Wuhiewancha oder Ausleger des Familienbuchs. Nächstdem haben sie als Bürgen großen Ruf erlangt, eine Stellung, die ihnen schon in alter Zeit der Raja Todur Mall angewiesen haben soll. Wir haben schon oben (Band I. 191) gesehen, daß der Bhat, wenn seine Bürgschaft sich als unsicher und falsch erweist, sich das Leben nimmt. Er begeht dann die Tragga (Selbstverwundung, im Sanskrit Tyaga, Selbstmord). Diese Tragga wird bald von Männern, bald von Frauen vollzogen und selbst die Kinder sind vor ihr nicht sicher. Der Oberstlieut. Walker erzählt z. B. in seinem Berichte über das westliche Guzerat: „Der Jharijah-Häuptling von Mallia hatte einen Bhat als Bürgen gestellt, kam aber seinen Verpflichtungen nicht nach. Der Bhat war nun zum Selbstmorde entschlossen, aber ein anderer Bhat wollte für ihn, der für eine Familie zu sorgen habe, eintreten. Eine hitzige Debatte entwickelte sich zwischen beiden und endlich entschloß sich der ursprüngliche Bürge, seine jüngste Tochter zu opfern. Die beiden Männer brachten die Nacht fastend und betend zu und früh am Morgen holte der Vater das 6 Jahre alte Kind und sagte ihm, daß es um seiner Ehre willen sterben müsse. Das unschuldige Kind unterwarf sich stillschweigend seinem Schicksale; es wurde nach einem geeigneten Orte geführt, setzte sich freiwillig zurecht und

nahm seine langen Haare auf, damit der Hieb nicht von ihnen gehindert werde und der von Liebe und Mitleid erfüllte Vater war doch so voll Castenstolz und zugleich so hingerissen von der Hingebung des kleinen Schlachtopfers, daß er wirklich das Haupt vom Rumpfe trennen konnte. Seine Glaubensbrüder billigten aber den grausamen Akt nicht. Es ist übrigens keineswegs selten, daß Kinder freiwillig in solchen Fällen ihr Leben darbieten. Obgleich für den ersten Augenblick diese Einrichtung der Bhatbürgschaft von der großen Rohheit dieses Volksstammes zu zeugen scheint, so hat sie doch immerhin als einzige Maßregel, die ungezügelten Gelüste der Grasia's und Kulie's einigermaßen im Zaume zu halten, ihre Bedeutung. Auch muß bemerkt werden, daß der Bhat nur für Personen, welche er näher kennt, Bürgschaften übernimmt und daß dadurch zwischen den beiden Personen eine engere Verbindung und Verpflichtung eintritt. Er erhält für seine Dienstleistung auch gewisse Gratifikationen.

Die Charun's sind eine ganz ähnliche Caste, jedoch niedriger gestellt und nur in Kütsch und Guzerat bekannt. Sie weichen von den Bhat's nur in sofern ab, als sie auch als Soldaten dienen und Handel treiben. Dabei kommt ihnen die ihrer Person gezollte Achtung zu Gute, denn sie sind fast die einzigen, welche in einem Lande, wo das Eigenthum von den Kattie's und vielen Räubern fortwährend gefährdet ist, sicher Handel treiben können. Viele Dörfer in Kattywar sind nur von ihnen bewohnt, sie bezahlen keine Abgaben und sprechen jeden Reisenden von Stande, der durch ihre Dörfer kommt, um milde Gaben an. Fast überall in Kattywar findet man auf offenen Plätzen, nahe am Eingange zum Dorfe grabsteinähnliche Pallia's [29]), welche an irgend eine muthige That oder an ein Ereigniß erinnern sollen, durch das ein Charun das Leben verloren hat. Sie sind also Zeichen der von Männern oder Frauen vollzogenen Tragga, durch welche die räuberischen Kattie's, im Allgemeinen mit Erfolg, am Wegtreiben der Rinderheerden gehindert oder zur Erstattung der gestohlenen gezwungen werden sollten. Der Name des Opfers, Zeit und Ursache, sind auf diesen Pallia's angegeben und eine rohe Skulptur zeigt die Art des Todes an. Männer steigen gewöhnlich zu Pferde und stoßen sich ein Schwert oder einen Speer durch das Herz, Frauen ein Kuttar durch die Kehle. Wir haben schon erwähnt, daß solche Pallia's mit dem Symbole eines Frauenarmes, auch an den Stätten, wo sich Wittwen verbrannt haben, errichtet werden. Die Suttie selbst zeigt ja eine nahe Verwandtschaft mit dem Tragga; man wirft eben das Leben, da man es nicht mehr mit Ehren bewahren zu

können glaubt, wie ein unnützes, werthlos gewordenes Gut, fort. Man wird es unter solchen Verhältnissen ganz erklärlich finden, daß der Selbstmord in Hindostan sehr gewöhnlich ist, indem er nicht entehrt, sondern sogar verdienstlich erscheint. Er findet besonders unter den höheren Classen mit ihrem feiner entwickelten Ehrgefühle statt, z. B. unter Wittwen, die schon als Kinder dem Wittwenstande verfallen. Ein Liebesverhältniß spinnen die nicht eben keuschen Mädchen gar häufig an, sie werden schwanger und nehmen sich dann kaltblütig das Leben. Oft treibt aber auch religiöser Fanatismus zum Selbstmorde, sowie er die Charak Pujah, eine Selbstverstümmelung, welche Fanatiker zur Osterzeit mit sich vornehmen, veranlaßt. Charakteristisch ist folgendes Beispiel wohlüberlegten Selbstmords:

Ein frommen Betrachtungen sich hingebender Hindu, der in der Nähe von Bombay lebte, erklärte einst seiner Frau, sie möge ihn mit ihren vier Kindern zum Meeresstrande begleiten, wo er sie auf eine längere Reise vorzubereiten gedenke. Sie fragte ihn nach dem Ziele der Reise und nun eröffnete er der Frau, daß Gott ihn nach dem Himmel eingeladen habe, wohin er seine Familie mitzunehmen wünsche; sie wollten deßhalb nach dem Meere gehen. Die Frau zeigte sich vollkommen zufrieden und wanderte willig mit ihren Kindern nach dem Opferplatze. Die Eltern trieben die beiden ältesten Kinder ins Meer und die Wellen zogen sie bald in die Tiefe hinab; dann ertränkten sie die beiden jüngeren; die Frau folgte ihnen, ging ruhig in das Meer und verschwand bald. Der Gatte war in Begriff ihnen zu folgen, als er sich erinnerte, daß das Verschwinden einer ganzen Familie Nachforschungen veranlassen und seinen Nachbarn Ungelegenheiten bereiten könnte. So beschloß er heimzugehen und von dem vollzogenen Akte Anzeige zu machen. Sein Hindu-Nachbar hörte mit charakteristischer Gleichgültigkeit den entsetzlichen Bericht, ja schien sogar den Akt zu bewundern; nicht so ein Muselmann, der so überrascht und aufgebracht war, daß er den Mörder zwang, ihn zum Magistrate zu begleiten. Der Wahnsinnige wurde verhört und zum Tode verurtheilt, eine Strafe, die er sich längst gewünscht hatte. Er bedauerte nur, daß er so lange abgehalten worden sei, die Reise nach dem Himmel anzutreten.

Solche geheime Wunden eitern an dem Körper der indischen Nation, solch ein geheimnißvoller, systematischer Krieg, dessen Greuelscenen lange Jahre hindurch den Engländern zum großen Theil verborgen blieben, wird fast in allen Theilen des scheinbar so glücklichen, vom Himmel so begünstig-

ten Landes noch immer gegen das Leben und auch gegen das Eigenthum seiner Bewohner geführt. Obgleich wir aber bereits eine lange Kette trauriger Scenen aufgerollt haben, so bleiben doch noch manche Glieder derselben übrig, von denen wir nur der Thuggie und Dakoitie noch mit einigen Worten gedenken wollen.

Alle monströsen und verabscheuenswerthen Erscheinungen im Leben der Hindu's stehen mit religiösen Legenden in irgend einem Zusammenhange und werden so sowohl für den abergläubischen als den verworfenen Theil der Bevölkerung gewissermaßen geheiligt. So bringen die Thug's oder Thag's ihr schändliches Mordgewerbe mit der Göttin Kali und ihrem Kampfe gegen ein riesenhaftes Ungeheuer, aus dessen Blutstropfen wieder Dämonen entstanden, in Zusammenhang [30]). Wirklich war auch ihre „königliche Profession" so uralt, daß sich ein Thug rühmen konnte, daß sie von seinen Vätern schon in 20 Generationen ausgeübt worden sei. Diese Profession besteht aber bekanntlich in dem plötzlichen Ueberfallen und Erdrosseln einzelner Reisenden [31]). Die Thug's bildeten eine große Gemeinde, welche sich unter mancherlei Ceremonien, namentlich durch den Genuß von einer Art Rohzucker, in welchem ihre Gottheit verkörpert gedacht wurde, eng verbrüderten. Sie wußten sich, um ihre Mordthaten selbst in stark bevölkerten Gegenden auszuführen, wie die vollendetsten Schauspieler, in den verschiedensten Verkleidungen mit Sicherheit zu bewegen. Auch kam es ihnen, besonders früher, sehr zu Statten, daß man in Indien im Allgemeinen für den Anblick von Leichen, die an Landstraßen liegen oder in den Strömen, vor Allen im Ganges, schwimmen, sehr gleichgültig und theilnahmlos ist [32]). So konnten ganze Hekatomben der Göttin Davie geopfert werden, ohne daß man davon Notiz nahm. Dazu kam, daß die Thug's vorsichtig genug waren, nicht etwa solche Personen zu ihren Opfern zu wählen, die leicht vermißt werden konnten oder in solchen Fällen, wenn der Raub sie anlockte, ganz besonders listige Kunstgriffe erdachten. Eben deßhalb wählten sie z. B. besonders gern auf Urlaub und mit ihren Ersparnissen in ihre Heimath ziehende Sepoy's aus, da diese weder von ihrer Familie, noch bei ihrem Regimente in der nächsten Zeit vermißt werden konnten, oder reisende Unterbeamte, welche Staatsgelder bei sich hatten, da man bei deren Verschwinden zunächst an eine Veruntreuung denken und die Behörden durch allerlei List leicht von der Verfolgung der eigentlichen Mörder ablenken konnte. Wenn sie einen angesehenen Mann tödteten, so mußten auch alle seine Begleiter, bis

zum letzten Mann, sterben. Dabei hatten sie ihre besondere Gaunersprache und ihre Erkennungszeichen und einen ebenso geübten Scharfblick für gute „Mordplätze" wie ein trefflicher Maler für pittoreske Landschaften oder ein guter Jäger für das Lager des Wildes. Auch waren sie größtentheils, wie die italienischen Banditen, in Dörfern ansässig, wo ihre Familien wohnten und wo sie mitunter selbst Oekonomie im Großen trieben und viele Arbeiter beschäftigten. Ihre Nachbarn ahnten dann gewöhnlich wohl, warum sie so häufig und auf längere Zeit abwesend waren; aber der Zemindar und die Polizeibeamten zogen wohl selbst noch Vortheil von dem Blutgelde, das die Thug's mitbrachten, indem sie sich ihr Schweigen bezahlen ließen. Natürlich hütete sich auch jeder Thug, die Nachbarschaft seiner Heimath zum Schauplatze seiner Thaten zu wählen. Hehler gab es auch stets unter den in der Nähe wohnenden Krämern, welche nach der Rückkehr der Thug's von ihren Expeditionen mit ihnen ihr Geschäft machten. Dabei zogen die Thug's ihre Kinder förmlich zu ihrem Gewerbe heran, welches ja der Göttin Davie so wohl gefiel, daß sie ihre Theilnahme durch allerlei Anzeichen und Omina zu erkennen gab, welche die Thug's mit der ängstlichsten Sorgfalt beobachteten und an welche sie fest glaubten. Waren diese Vorzeichen günstig, so wurde der Mord nicht bloß zu einer religiösen Pflicht, sondern auch zu einem angenehmen Geschäfte, das der Thug, als ein willenloses Werkzeug der Gottheit, vollführt, ohne eine Entdeckung befürchten zu müssen. Auch strafte die Göttin nach dem Glauben dieser Mörder jeden, der ihnen entgegen zu treten wagte, so z. B. den Raja von Jhalone, den Madhajee Scindiah und viele Radschputen-Häuptlinge. Nur an der Compagnie erlahmte selbst der rächende Arm der Göttin Davie. Obgleich bis 1829 wenig gegen die Thug's geschehen war, so waren doch die von Lord William Bentinck angeordneten energischen und höchst einsichtsvollen Maßregeln bald von den glänzendsten Erfolgen gekrönt. Das Hauptverdienst erwarb sich hierbei Sleeman und seine Gefährten, welche sich von bestochenen Thug's in allen Geheimnissen des schändlichen Gewerbes unterrichten ließen und bald zahlreiche Banden aufhoben. Auch die, welche in die Nachbarstaaten flohen, erreichte selbst dort der englische Einfluß. Wenn die vielen Formalitäten des englischen Criminalprocesses noch manchem schlauen Thug eine Hinterthür offen gelassen hatten, so wurde auch diese durch die Akte XXX vom Jahre 1836 verschlossen. So ist es denn gelungen, das System der Thuggie zu zerstören und die Gilde aus einander zu sprengen, und es zeigen sich gegenwärtig

nur noch seltene und ganz vereinzelte Spuren von dem einst über ganz Indien verbreiteten Uebel [33]).

Ein anderer böser Feind der indischen Gesellschaft blieb aber noch zu bekämpfen; es ist dies das Dakoitiewesen, von dessen Auftreten im Pendschab schon in der ersten Abtheilung dieses Bandes (S. 262 flg.) die Rede war. Die Dakoit's in Bengalen waren Räuber von Profession und sogar von Geburt; sie waren in regelmäßigen Gemeinden vereinigt und ihre Familien lebten von dem erbeuteten Raube [34]). Sie bilden also eigentliche Räubercasten, zu denen besondere Stämme, wie die Budduck's, Hurrie's, Kheejuck's, Dosad's u. s. w. gehörten, welche ihre Mitglieder feierlich in die Dakoitie einweihten. Den eigentlichen Kern bildeten die Janam chor's, die Räuber von Geburt mit ihrem Ilm (der Geheimlehre). In vielen Beziehungen waren diese Dakoit's mit den Thug's verwandt. Sie hatten ihre Diebessprache und ihre besonderen Zeichen; sie wählten die verschiedensten Verkleidungen, sie brachten der Diebesgöttin ihre Opfer, besonders Ziegen, sie beobachteten gewisse Auspicien, glaubten an die Bedeutung des Schakalgeheuls, schworen Eide der Treue und Verschwiegenheit, standen unter Sirdar's und waren vollkommen gleichgültig gegen das Glück ihrer Nebenmenschen. Banden von 30 bis 40 bewaffneter Dakoit's pflegten in der Nacht solche Häuser, wo sie reiche Beute zu finden hofften, zu überfallen und deren Bewohner meist zu tödten. Der Zemindar des Dorfes und der Thannadar nahm dann seinen Antheil an dem gelungenen Raube (wenigstens ein Viertel) in der Stille an, wie dies schon Warren Hastings bemerkte und hart bestrafte. Die Spürer aber sagten noch in der neuesten Zeit aus, daß die meisten Mustadschir's (Zollpächter) ihre Würde nur in der Hoffnung auf ihren Löwenantheil an der Beute der Räuber annehmen, was sich vom Purneah-Distrikte bestimmt behaupten läßt. Leider pflegte die Polizei mit diesen „Dorfschulzen" der Indier nur zu oft unter einer Decke zu stecken. Die Dakoitie weiß noch immer dieselbe legale Maschinerie, die sie vernichten soll, auf höchst verschlagene Weise zu ihrer Vertheidigung zu benutzen. Sie scheut kein noch so großes Opfer, um sich wenigstens einen Theil ihrer Beute zu sichern und besticht deßhalb vor allen die Thannadar's (Bezirksvorsteher) und Zollpächter. Endlich, im April 1837, entschloß sich die Regierung zu außerordentlichen Maßregeln gegen diese frechen und oft mit den größten Grausamkeiten verbundenen Räubereien [35]), indem sie Hugh Fraser zum Commissär für die nordwestlichen Provinzen ernannte. Dieser erzielte indeß nicht so gün-

stige Erfolge, wie Sleeman bei der Ausrottung der Thuggie, der deßhalb auch 1839 die Oberleitung der Commission erhielt und in Rohilkund residirte. Aber auch Oberst Sleeman konnte gegen das tief eingewurzelte Uebel erst dann etwas ausrichten, als 1843 eine Akte (Nr. XXIV) die Bestrafung jeder Person verfügte, die irgend zu einer Dakoit-Bande gehört hatte und zwar auch in dem Falle, daß ihr kein Raub speciell nachgewiesen werden konnte[36]). Die Bemühungen der Engländer um die Unterdrückung dieser Raubmorde übten auch auf die Nachbarstaaten ihren wohlthätigen Einfluß aus. Wenn aber auch die eigentlichen Räubercasten vernichtet wurden, so erhielt sich dennoch die Dakoitie, obgleich sie jetzt mit weit mehr Vorsicht und im Verborgenen ausgeübt wurde. Soviel ist aber in neuester Zeit, namentlich durch die große Thätigkeit des höchst intelligenten Wauchope, erreicht worden, daß wenigstens der sonst so häufig und in so grausamen Formen mit der Dakoitie verbundene Mord sehr selten geworden ist; wo irgend aber diese Straßenräubereien, z. B. in der Nähe von Calcutta selbst, noch häufiger vorkommen, da liegt auch stets der Verdacht nahe, daß die Zemindare selbst im Geheimen dabei betheiligt sein dürften; ein Indigo-Pflanzer, der lange in Purneah gelebt hatte, behauptete geradezu, daß ein oder zwei Mustadschir's die Führer jeder Dakoit-Bande seien [37]).

Quellen-Angaben und Erläuterungen.

1) Vgl. Major Gen. Sir W. H. Sleeman, K. C. B. A Journey through the Kingdom of Oude in 1849—1850 in two Volumes. London. Bentley, Vol. I. p. 126. Sonst sind wir in den obigen Erzählungen meist Todd in seinem großen Werke über Rajasthan gefolgt. Ganz vortreffliche Schilderungen giebt auch Raikes, von denen wir in dem Cap. über den Ackerbau eine Probe mittheilen.

2) Selections from the Records of the Bombay Government. Bombay, 1856. 8. S. 23, 103. Graul, Reise nach Ostindien, III. 85.

3) Wir hielten es kaum für nöthig und jedenfalls für unerquicklich, die Belege für den tief eingewurzelten Aberglauben der Indier weiter zu vervollständigen. Nur einer Erscheinung wollen wir noch gedenken, daß nämlich mehrmals in ihren abergläubischen Ansichten gleichsam die Extreme sich berühren. So gilt z. B. Wasser und vor Allem das Ganges-Wasser für heilig und doch hütet sich jeder Hindu, das Wasser des Caramnasa, welcher die Gränze zwischen Bengalen nebst Behar und den nordwestlichen Provinzen bildet, nur zu berühren, da er sich dadurch zu beflecken glaubt. — Der Brahmane, welcher Wittwen zum Scheiterhaufen führt und es Müttern zur Pflicht macht, ihre eben geborenen weiblichen Kinder den Ameisen und Raubvögeln zu überlassen, welcher die Kinder beredet, ihre bejahrten Eltern in die Fluthen des Ganges zu stoßen oder, noch ehe sie ausgeathmet, ihnen Mund und Nase mit dem Schlamme aus dem Ganges zu verstopfen, welcher dem Súdra siedendes Oel ins Ohr gießt, eben derselbe Brahmane hält es für ein schweres Verbrechen, ein Insekt zu tödten!

4) Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit einen Hochzeitgesang aus dem ersten Buche des Atharvavedas.

Der Bräutigam spricht:

1. Der Jungfrau Glück und ihre Zier
nehm' ich mir, wie vom Baum den Kranz.
Festgewurzeltem Berge gleich bei meinen Eltern wohn' sie lang.

Die Verwandten der Braut.

2. Hier die Jungfrau, o König, Dir
Bänd'ger! sei unterthan als Weib.
Ans Haus der Mutter bind' sie sich,
des Bruders und des Vaters Dein.

3. Stammmutter sei sie Dir, König! Wir übergeben sie Dir jetzt.
Lang wohn' sie bei den Eltern Dein, Segen strömend, von Haupt zu Fuß.

Der Bräutigam spricht:

4. Mit dem Spruche des Asita. des Kaçyapa und des Gaya
Dein Glück ich für mich binde zu, wie die Truhe die Schwestern dein.

5) Die Tilokchûndie-Byses nehmen die Töchter von Radschputen, die einen Grad niedriger stehen, für ihre Söhne, geben aber ihre Töchter nicht an dieselben.

6) Wir wollen doch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß Braut im Sanskrit Praudhâ heißt. Dies ist herzuleiten von pravah und bedeutet „die fortgeführte, curru vecta," wodurch also vor Allem die feierliche Heimführung der Jungfrau bezeichnet wird.

7) Wir können hier natürlich auf die Hochzeitgebräuche aller der einzelnen Völkerstämme Indiens nicht speciell eingehen, verweisen aber doch wenigstens in Bezug auf die Tamulen noch auf Graul's Reise. Band IV., 173, 179.

8) Vgl. Diodorus Siculus, 19, 2, wo ein Fall in der Armee des Eumenes (ungef. 300 vor Chr.) erwähnt wird. Auch Strabo gedenkt dieser Sitte.

9) Den 15. Mai 1833 hat der König von Audh die Suttie's verboten. Ueber die Verbreitung der Sitte ist vorzüglich J. W. Kaye, the Administration of the East India Company, S. 529, zu vergleichen.

10) Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Suttie's mehr und mehr abnehmen. Selbst schon ältere Monumente bezeugen dies. So liegt 4 Meilen von Bekanier Devie-Kund, wo die verstorbenen Raja's verbrannt wurden und wo über ihrer Asche Denkmäler errichtet sind. Einige dieser Monumente haben Marmorkuppeln, das Fundament besteht aus rothem Sandstein. Viele derselben zeigen unterhalb der mittleren Kuppel Marmortafeln mit den Bildnissen des Fürsten, seiner Frauen, namentlich derjenigen, welche sich mit der Leiche des Fürsten verbrennen ließen. Einige sind ganz mit Figuren bedeckt, aber die Anzahl der Frauen, welche sich dem Feuertode widmeten, wird mit jedem Geschlechte kleiner. Mit einem der Raja's wurden 84, mit einem anderen 18 Frauen verbrannt und der letzte Maharaja wurde ohne Suttie begraben. Kinderlose Frauen widmeten sich meist dem Tode.

11) Aus den Parlamentsberichten, welche natürlich nur die Suttie's angeben, von denen die Engländer Nachricht erhielten, wollen wir nur folgende Zahlen excerpiren: 1815: 378, 1816: 442, 1817: 707, 1818: 839(!), 1819: 650, 1820: 597.

12) Eine vortreffliche und sehr umständliche Beschreibung einer Suttie giebt unter Anderen Kaye, a. a. O. S. 525.

13) Hafner, Voyages, Vol. II. p. 59.

14) Dillon, a Voyage to the East-Indies, London. 1698. Translated from the French. 8. p. 50.

15) Calcutta Journal, 11. April 1819.

16) Vgl. A regulation for declaring the practice of Suttee, or of burning or burying alive the widows of Hindoos, illegal and punishable by the Criminal Courts. Passed by the Governor-General in Council on the 4th December, 1829. Das Regulativ ist in J. W. Kaye's trefflichem Werke, S. 538 ff. abgedruckt.

17) Vor Allen ist in dieser Beziehung der Oberst Ludlow zu nennen, der besonders unter den Radschputen gegen die Suttie's agitirte und eine Schrift gegen dieselben veranlaßte, die klar bewies, daß sie in den Hinduschriften nicht vorgeschrieben seien.

18) Vgl. J. W. Kaye, S. 553. Hindu Infanticide. An Account of mea-

sures adopted for suppressing the Practice of the Systematic Murder by their Parents of Female Infants; edited, with Notes and Illustrations, by Edw. Moor, F. R. S. London 1811. — Selections from the Records of the Government of India. No. V. History of the Rise and Progress of the Operations for the Suppression of Human Sacrifice and Female Infanticide in the Hill Tracts of Orissa. Calcutta, 1854. — An Essay on Female Infanticide by Cooverjee Rustomjee Mody etc. Bombay, 1849. — An Essay on Female Infanticide by Bhawoo Dajee, assistant teacher in the Elphinstone Institution. Bombay, 1847, eine sehr begeisterte und mit tiefer Sachkenntniß geschriebene Preisschrift.

19) Major Walker stellt die allerdings wahrscheinliche Meinung auf, daß der Gebrauch bei den Radschputen daraus entstanden sei, daß sie ihre Töchter nicht mit den siegreich eindringenden Muselmännern verloben wollten. In schroffem Gegensatze zu den kurz vorher im Texte erwähnten Mina's stehen einige Stämme im Himalaja, welche von hoher Radschputencaste abzustammen behaupten und bei denen dennoch die Geburt einer Tochter viermal höher geschätzt wird, als die eines Sohnes, indem die Töchter dort sonst von den Aeltern gekauft werden müssen.

20) Wir werfen noch einen Blick auf einen alten Stammsitz hoher Radschputengeschlechter, wo das Verbrechen Jahrhunderte lang gewüthet hat. Nahe bei Mynpurie steht eine der uralten Festen, welche das Thal des Jesún-Flusses beherrschen, wo seit langer Zeit die Raja's von Mynpurie, Abkömmlinge des einst berühmten Pirthi Raja und rein königlichen Blutes residiren. Von ihren Wällen herab haben oft Freudenfeuer die Geburt eines Sohnes oder Enkels verkündet, aber in ihren Räumen ist eben so oft jedes weibliche Kind gleich nach der Geburt geopfert worden. Im Jahre 1845 wurde hier das erste Mädchen am Leben erhalten. Der Raja, deßhalb von der britischen Regierung beglückwünscht und mit einem Ehrenkleide beschenkt, fühlte sich ermuthigt, der abscheulichen Sitte des Mädchenmordes ein Ende zu machen. Sein Beispiel wirkte auf das Volk; noch in demselben Jahre wurden 57 Mädchen gerettet, 180 im folgenden. Nach 6 Jahren fanden sich in diesem Distrikte, wo früher kein einziges Chohan-Mädchen zu finden war, 1400 am Leben. Die Väter unter den Radschputen fangen endlich an, für ihre Töchter Liebe zu fühlen, welche sie oft britischen Offizieren, die durch diese Ortschaften kommen, auf ihrem Arme vorzeigen.

21) Ueber die Chond's oder Khond's sind vor Allem Kaye's treffliche Untersuchungen zu vergleichen, S. 582 flg. Wir werden bei den Meriah's auf dieselben zurückkommen.

22) Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir noch weitere Details über die von den Engländern, in neuerer Zeit auch mit erfreulichem Erfolge, gegen das Infanticidium ergriffenen Maßregeln mittheilen wollten. Die schon in Anm. 18 citirten Selections from the Records etc. theilen die Operationen in Madras, Bombay und unter der unmittelbaren Controle der Indischen Regierung sehr ausführlich mit. Wir haben jenen Berichten nur noch zuzufügen, daß Mr. Montgomery in jedem Orte einen Chûprassie ernannte, dessen Pflicht es war, die Geburt jedes Mädchens anzuzeigen; desgleichen wurden der Gorait, Chowkidar und die Hebamme unter Androhung hoher Geldstrafen verpflichtet, von der in der betreffenden Thannah stattfindenden Geburt sogleich Anzeige zu machen. Endlich wurde der Thannadar angewiesen, beim Tode eines weiblichen Kindes sofort einen Thatbestand aufzunehmen und dem Civilarzte zur Untersuchung darüber Bericht zu erstatten. Der Thesildar und Thannadar wurden dazu gemeinschaftlich verpflichtet, damit die Ueberwachung

um so sicherer sei; beiden wurden reiche Belohnungen versprochen, wenn ihre Bemühungen den Erfolg haben sollten, diesem abscheulichen Verbrechen ein Ziel zu setzen. Es gelang in den ersten Monaten, von vier Mädchen wenigstens 3 zu retten und in der allerneuesten Zeit scheint das scheußliche Verbrechen, das aber freilich bei manchen außerindischen wilden Völkerschaften noch sehr häufig begangen wird, entschieden abzunehmen.

23) Dies war die gewöhnlichste Art der Tödtung. Man liest aber auch von Fällen, wo das Opfer durch ein schwaches Feuer langsam getödtet wurde. Nach den Angaben von Ricketts werden die Opfer zwischen zwei Brettern oder Bambus, von denen eines quer über die Brust, das andere über die Schultern gelegt ist, zu Tode gequetscht, der Körper wird dann unterhalb der Bambus in zwei Theile gehauen. Der Gebrauch, ihn nachher zu zerstückeln und die Theile in möglichst weiter Verbreitung zu vergraben, scheint aber vorzuherrschen. Man findet übrigens die Sitte allgemein verbreitet, die Opfer, selbst die jungen Mädchen, vorher vollkommen betrunken zu machen. An vielen Orten wurde auch vor dem Bilde der Thadha Pennu (der Erde) ein Schwein geschlachtet, das Blut in eine Grube gesammelt und das berauschte Opfer mit dem Kopfe in den blutigen Schlamm gedrückt. Am gräßlichsten ist jene Art der Opferung, wo der Priester dem Meriah das Fleisch nach und nach von den Knochen abschneidet und vertheilt.

24) Der Preis schwankte bei den Khond's zwischen 15 bis 25 Rupien.

25) „Ich kann nicht viel für dieses Projekt sagen, bemerkt Kaye, die Idee scheint mir die einer Straße ohne Ausgangs- und Endpunkt."

26) Wir bemerken schließlich noch, daß einzelne Stämme, z. B. die von Chinna Kimedy das Opfer nicht blos der Erdgöttin, sondern noch vielen anderen Gottheiten, deren Gunst sie gewinnen wollen, darbringen, z. B. dem Manuki, Seri, Bura Pennu und Tadi Pennu. Die Meriah's befanden sich nicht bei den Reiot's, sondern stets bei den Sirdar's jedes einzelnen Dorfes. Man ließ sie auch einander beiwohnen und schlachtete dann auch ihre Kinder. Die Khond's glaubten vor Allem, daß Turmerica oder Gelbwurz, welche sie vorzugsweise bauen, in guter Qualität nur durch diese Opfer gedeihe.

27) Aus den Selections from the Records of the Bombay Government. No. XXXIX. Part II. Bombay, 1856. S. 275 flg. Die Bhat's behaupten, dem Schweiße des Mahadev bei seiner Heirath mit Parbuttie, einer Incarnation, der Tochter der Dukshprajaputtie, zu entstammen. Man hat den Namen Bhat aus den Sanskritwörtern: Bha „Platz der Freude" und Altum „gehen" herleiten wollen, so daß er also einen zu festlicher Freude Gehenden, einen Festfeiernden bezeichnen würde. Andere leiten ihn ab von Bhat, Stirn, und Alta, geboren, also „stirngeboren," aus dem Stirnschweiße des Mahadev entsprossen.

28) In v. Orlich's Nachlasse wird das Letztere behauptet, ich folge aber den oben citirten Selections. B.

29) Pal bedeutet Gränze, Schutz; Pallia eine Gränzmarke, ein Denkzeichen des Schutzes. Walker a. a. O. S. 279.

30) Vgl. The administration of the East India Company etc. by J. W. Kaye, S. 357.

31) Schon Thevenot, der im 17. Jahrhunderte Indien durchreiste, erzählt von mannigfaltiger, oft höchst sinnreicher List, durch welche die Thug's ihre Opfer heranlockten. Sie bedienten sich dazu namentlich schöner Frauen.

32) Der Hindu ruft höchstens aus: Nur gya, er ist mit Tode abgegangen, und zieht ruhig seine Straße weiter.

33) Die Namen der um die Vernichtung des Thuggiesystems hochverdienten Männer sind: Sleeman, Borthwick, Ramsay, Reynolds, Malcolm, Etwall, Hollings, Lowis, Graham, Paton, Riddell, Ludlow, Birch, Miles, Marsh, Whiteford. Vgl. Kaye, S. 377.

34) Letter from the Committee of Circuit to the Council of Fort William, dated at Cossimbazaar, Aug. 15. 1772. Colebrooke's Digest. Supplementary Volume.

35) Vgl. die sehr vollständigen Notizen darüber bei Kaye, S. 398 flg. Vor Allem arbeiteten die umfangreichen Aussagen gefangener Dakoit's, die sich ihrer Thaten förmlich rühmten, den Engländern in die Hände.

36) Es kam nicht selten vor, daß Personen, die beraubt oder deren Angehörige getödtet waren, den Raubmord absichtlich verheimlichten, um nur nicht zur Reise nach dem fernen Tribunale und zum Zeugenverhöre gezwungen zu werden. Eines schrecklichen Symptomes von der Verworfenheit indischer Räuber wollen wir noch schließlich gedenken. In allen Theilen Indiens werden fast täglich Kinder, des Schmuckes wegen, mit dem die Aeltern sie behangen haben, getödtet.

37) J. W. Kaye, the Administration etc. S. 392.

4.

Mission, Erziehung und Civilisation.

Es liegt im Wesen des angelsächsischen Volks, die schreienden Bedürfnisse der Bildung und Erziehung nie ganz außer Acht zu lassen. Neumann, II, 222.

„We are a board for wasting public money, for printing books which are of less value than the paper on which they are printed was while it was blank."

T. B. Macaulay.

Nachdem wir viele Seiten mit der Schilderung der mannigfachen Verbrechen gefüllt haben, welche vor Allem Irrthum, Aberglauben und religiöse Schwärmerei in den Hindu's hervorgerufen und bis auf den heutigen Tag genährt haben, wenden wir unsere Aufmerksamkeit erfreulicheren Erscheinungen zu, welche zugleich von der geistigen Begabtheit und der Religiosität dieser interessanten Nation ein günstigeres Zeugniß ablegen. Hindu's und Muselmänner sind offenbar von religiösen Empfindungen und Regungen erfüllt, ja viele unter ihnen haben einen solchen Drang nach dem Göttlichen, daß sie sich religiösen Betrachtungen gern hingeben, jeder Religionslehre ihr Ohr leihen und sich selbst in Wettkämpfe und Disputationen darüber einlassen. In Bezug auf den Heilsweg bilden die Hindu's im Allgemeinen drei Parteien. Die große Masse sucht das Heil in der Verrichtung religiösen Werkes, die kleinere Minderzahl in philosophischem Wissen und die größere in gläubiger Hingabe. Bei den natürlichen Anlagen, und der angeborenen geistigen Regsamkeit der Hindu's [1]) erscheint es nicht allzuschwer, dem Worte der Wahrheit Eingang zu verschaffen; aber das Evangelium muß diesen Heiden von wahren, ächten Missionären verkündet werden, nicht von solchen, wie sie noch heute allzuhäufig sind und in schönen Banjalo's, von allem Comfort umgeben, in unpassender

Tracht und Weise, oft auch ohne gründliche Kenntniß der Landessprachen zu dem Volke predigen [2]). Die Missionäre müssen, gleich Johannes dem Täufer, wie eine Art Fakire, sich unter das Volk begeben, unter und mit ihm leben, seine Gewohnheiten und seine Denkweise studiren, Freud' und Leid mit ihm theilen und ihm so das reine lautere Wort des Evangeliums verkünden. Gerade an dem Bilderwesen der Katholiken, an der Anbetung einer Jungfrau und vieler Heiligen, nehmen besonders die Mohamedaner Anstoß. „Ihr sprecht, so pflegen sie zu sagen, euer Gott ist ein Geist, den man im Geiste und in der Wahrheit anbeten soll, aber was sind denn das für Christen, welche von anderen Göttern, einer Marie und den Heiligen reden? [3]) Wenn wahre Missionäre [4]) in Indien das Evangelium predigen werden, so ist an dessen Ausbreitung nicht zu zweifeln. Wie im alten Rom schon zu Christi Zeit, hangen und kleben die Eingeborenen wohl noch an ihrem götzendienerischen Wesen, aber der Glaube daran ist erschüttert und hin und wieder werden Zweifel rege. Dann aber, wenn sich unter den Indiern das Christenthum zu verbreiten anfängt, wenn sich Heerden Gläubiger bilden, dann ist es die heilige Pflicht der Regierung, ihnen die Hülfe angedeihen zu lassen, welche ihre Existenz sichert, [5]) dann suche man nach solchen Hirten, welche die Ehre Gottes im Auge haben und nicht ihren irdischen Vortheil. Missionäre und Geistliche in einem solchen Lande müssen, den ersten Aposteln gleich, ihr erhabenes Werk beginnen. Die ersten christlichen Gemeinden müssen sich jedweder Unterstützung versichert halten können. Vor allen Dingen muß ein Erziehungssystem eingerichtet werden, durch das die Massen zur Erkenntniß geführt werden; jene verkehrte Methode muß ganz aufgegeben werden, nach der man Menschen, die sich von ihrer Hände Arbeit nähren sollen, vielerlei Dinge lehrt, die ihnen nicht allein im Leben zu nichts dienen, sondern sie noch dazu unzufrieden, unglücklich und neidisch machen [6]). Einfach und mit weiser Berücksichtigung der Bedürfnisse und des täglichen Treibens dieser Massen muß diese Erziehung geleitet werden. So sollten überall Dorfschulen eingerichtet sein, wo nur Lesen und Schreiben und solche Dinge gelehrt würden, die mit dem Berufe der Bauern in enger Verbindung stehen. Vor allen Dingen aber dürfte die Erziehung des weiblichen Geschlechts nicht vernachlässigt werden, weil der Einfluß, den die Mutter auf das kindliche Gemüth ausübt, oft die Lebensrichtung und Denkweise des Mannes bestimmt. „Daß aber auch für den Mädchenunterricht gesorgt werden müsse, daran denken die Aeltern nicht in Hindostan. Die Mäd-

chen sind sogar absichtlich von dem mangelhaften, dem Knaben ertheilten Hausunterrichte ausgeschlossen. Denn unter Hindufrauen geht die abergläubische Meinung im Schwange, daß Mädchen, die schreiben und lesen können, bald nach der Verheirathung Wittwen werden — das größte erdenkbare Unglück in jenem Lande." (Neumann, II. 235.)

Die ersten britischen Colonisten hatten in Indien nie daran gedacht, wie die Portugiesen unter Albuquerque, das Evangelium zu verbreiten [7]). Sie schienen es vielmehr zu vermeiden, sich als Christen zu zeigen, sich ihres Glaubens zu rühmen und nahmen absichtlich von dem Götzendienste der Hindu's keine Notiz. Nachdem sich die Engländer wenige Jahre in Madras niedergelassen hatten, entstand ein Streit zwischen den Hindu's und einem katholischen Geistlichen, indem dieser den ersteren nicht erlauben wollte, mit ihren Götzen in Procession vor seiner Kirche vorüber zu ziehen. Die englischen Behörden wollten sich aber schon damals nicht einmischen [8]). Nachdem die Engländer sich in Bombay festgesetzt hatten, wurde eine Verfügung veröffentlicht, in der es heißt: „Die protestantische Religion soll begünstigt werden," ohne jedoch denen unnöthigen Zwang aufzuerlegen, welche sich zu einem anderen Glauben bekennen [9]). Unter Karl II. wurden 14 Geistliche für Indien ernannt; am Ende des 17ten Jahrhunderts befanden sich 23 daselbst; die erste Kirche in Bombay wurde erst 1718 vollendet und eingeweiht; in Madras war die Marienkirche schon 1680 durch den Gouverneur Streynsham eröffnet worden. Wilhelm's III. Charter für eine zweite Indische Compagnie 1698 that der christlichen Kirche großen Schaden. Indessen förderten Humphrey Prideaux und Boyle die Verbreitung der evangelischen Kirche und der erstere drang ernstlich auf Vermehrung der Kirchen und Schulen; die Katholiken und das unmoralische Benehmen der in Indien lebenden Engländer hemmten aber diese Fortschritte. Prideaux schlug nun vor, dem Beispiele der Holländer zu folgen und drang auf Einsetzung eines Bischofs. Die Folge war, daß die Compagnie jedem Schiffe von 500 Tonnen einen Geistlichen geben und Schullehrer anstellen mußte. Im südlichen Indien hatten Missionäre schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts das Christenthum nicht ohne Erfolg gelehrt; es waren glaubensfeste und mit der Willenskraft und dem Geschick begabte Männer, die ein so erhabenes Amt erfordert. Sie lebten mitten unter den Eingeborenen, machten sich mit deren Wesen und Denkweise vertraut und sprachen alle Dialekte der Landessprache mit Leichtigkeit. Auf die Jesuiten, die hier wirkten,

folgten von Dänemark ausgesandte Lutheraner und endlich widmete sich die englische Missionsgesellschaft dem ernsten Werke. Auch diese Missionäre, beinahe ausschließlich Dänen und Deutsche, waren Männer von Talent, voll Liebe für ihren Beruf und einfach in ihren Lebensbedürfnissen. Am Ende des 18. Jahrhunderts zeichnete sich der Baptist Wilhelm Carey als Missionär aus und ersetzte durch Ausdauer und Hingebung für seinen Beruf, was ihm an Bildung abging. Obgleich er seines Lebensunterhaltes willen eine Anstellung bei einem Indigopflanzer annehmen mußte, so fand er doch noch Zeit genug zum Studium des Sanskrit und des Bengalischen, um christliche Schriften übersetzen und verbreiten zu können. Seine hoffnungsreichen Berichte waren die Veranlassung, daß sich in England eine Gesellschaft bildete, um ihn in seinem Werke zu unterstützen und so wurden 1793 einige Missionäre zu seinem Beistande nach Indien gesandt, aber die Regierung, die namentlich auch jedem Beamten die Betheiligung an Missionsbestrebungen auf das Strengste verbot, wollte deren Niederlassung in Calcutta nicht gestatten und so wandten sie sich nach Serampur. Hier bildete sich nun die erste protestantische Missionsgesellschaft, welche in den Sprachen der Eingeborenen predigte, Schulen anlegte und durch Vertheilung von heiligen Schriften und Traktaten einen Kampf gegen Islam und Götzendienst begann, der nicht ohne Erfolg blieb. Der damalige General-Gouverneur, Lord Wellesley, zeigte sich diesen Bestrebungen nicht abgeneigt und verlieh Carey eine Professorstelle an dem kürzlich errichteten Collegium von Fort William. Die Errichtung von Schulen, einer Buchdruckerei und einer Papierfabrik von Serampur erleichterte das Werk, welches nun von den Bibelgesellschaften Englands und des Continents unterstützt wurde. Die Missionäre Judson und Newell waren um dieselbe Zeit nach Pegu geflüchtet und wirkten von dort aus mit Erfolg.

Als Lord Wellesley Indien verlassen hatte, begann sich in Folge des der Jugend in Calcutta ertheilten Unterrichts eine etwas aufgeregte Stimmung zu zeigen, welche die Regierung um so besorglicher machte, als die Eingeborenen den Militär-Aufstand zu Vellore (Bd. 1, 198) mit diesem Missionswirken in Verbindung brachten. Den Missionären wurde nun das öffentliche Predigen, die Vertheilung von Traktaten und die Aussendung von eingeborenen Predigern verboten; ja der neue General-Gouverneur, Lord Minto, der wie seine Vorgänger an sich der Verbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen nicht abgeneigt war, glaubte dem Antrage des großen Rathes nachgeben zu

müssen, stellte die Presse unter strenge Controle und verordnete andere Einschränkungen. Die Veranlassung dazu hatten Pamphlete der beleidigendsten Art geboten, welche ein Neubekehrter gegen Mohamed veröffentlicht hatte. Die Missionäre hatten in den 8 Jahren ihres Wirkens (1799—1807) nur etwas über hundert Eingeborene in die christliche Kirche aufgenommen — ein wenig ermunterndes Resultat. Dagegen hatte die Theilnahme am Unterrichte, dem die Missionäre sich mit Eifer widmeten, unter den Eingeborenen stark zugenommen.

Was Halle und Franke früher für die dänische Mission gewesen waren, wurde jetzt Cambridge und der treffliche Lehrer am King's College, Simeon, für die englisch-protestantische Kirche. David Brown, Claudius Buchanan, Henry Martyn, Daniel Corrie, Thomas Thomason gingen aus dieser Pflanzschule hervor, um in Bengalen als Kaplane zu wirken. Sie waren keine Missionäre, aber der Geist der Mission beseelte sie wie einen Xavier (S. Anm. 4.) und Ziegenbalg. Einen großen Einfluß auf die Mission übte auch der für Indien in England rastlos wirkende Präsident Charles Grant (Bd. 1, 335.). Unterdessen arbeitete in Indien selbst der Schotte Buchanan an dem Aufbau der christlichen Kirche in Indien, durch den allein er die Regeneration des Landes zu ermöglichen glaubte. Er verlangte vor Allem einen Erzbischof für Indien mit weit ausgedehnter Vollmacht und Wirksamkeit. Was sollten aber hohe Würdenträger in einem unbekehrten Lande? Ein Häuflein „Regierungschristen" hätte sich vielleicht gesammelt, aber zu einer wahren Bekehrung des Volkes sind ganz andere Leute nöthig. 1813 brachte Lord Castlereagh die Religionsangelegenheiten Indiens im Parlamente zur Sprache und es wurde unter Anderem die Anstellung eines Bischofs und dreier Archidiakonen beschlossen[10].) Ueber die Missionsfrage entspann sich aber ein sehr lebhafter Kampf, in dem besonders Wilberforce mit Erfolg für das Christenthum focht. Den 28. Nov. 1814 kam der erste Bischof nach Calcutta und predigte zuerst am Weihnachtsfeste vor 1300 Personen, von denen 160 communicirten. Viele, vor Allem der Hindufreund Charles Marsh, hatten eine große Aufregung, möglicherweise ein Blutbad, prophezeiet; nichts von dem geschah; auf die gebildeteren Classen der Eingeborenen machte dies Selbstvertrauen und dies offene Bekenntniß der Christen sogar einen guten Eindruck. Auch als der Bischof seine erste Rundreise machte, wurde er überall freundlich empfangen. Er besuchte die großen Pagoden in Chillumbrum und die Brahmanen drängten sich hinzu, um

den Oberpriester der „Feringhee's“ zu sehen und baten um eine Gabe für den Restaurationsbau ihres Tempels. Von da an zeigte es sich klar, daß alle die kirchlichen Einrichtungen, welche von der britischen Legislatur ausgehen mochten, die Hindu's nicht beunruhigten. Die Zahl der Geistlichen war freilich auch sehr gering. Als der Bischof Middleton 1814 nach Indien kam, fand er in ganz Bengalen 8, in Madras 5 bis 6, in Bombay 1 Kaplan. Vom Bischof autorisirte Missionäre gab es gar nicht. Durch die Akte vom Jahre 1833 wurden 3 Bischöfe und 3 Archidiakonen eingesetzt. Um diese Zeit waren 37, 1850 61 Kaplane in Bengalen; in Madras, dem Sitze des 2ten Bischofs, 23 und 1850 29, in Bombay, wo der 3te Bischof residirt, 15 und 1850 23 und 1851 kosteten diese kirchlichen Institute im Ganzen 112,000 L. Sterl.

Aber weit wichtiger als diese Ausdehnung der Episcopalkirche war die Entfernung der lästigen Beschränkungen, welche bisher die Thätigkeit der Missionäre gehindert hatten. 1830 waren schon 10 Missionsgesellschaften in Indien in voller Thätigkeit, 1850 260 mit 403 Missionären [11]). Am Auffälligsten treten die Fortschritte des Christenthums in Tinnevelley und Travancore hervor und zwar hier, wie eigentlich überall, unter den niederen Casten. Auch im Pendschab nehmen die Uebertritte zum Christenthume in der neuesten Zeit zu. So macht z. B. die Bekehrung der Kol's im Chota Nagpore-Distrikte, einer Mittheilung der „Bombay Gazette“ zufolge, rasche Fortschritte. Vor einem halben Jahre hatten 2000 Leute des genannten Stammes die Taufe empfangen. Nicht minder groß ist die Zahl derer, welche sich von ihrer Caste losgesagt und zur Taufe gemeldet haben. Ein Missionär schreibt, daß in der Nachbarschaft von Ranchi die Bibel sich wie ein Waldbrand (!) ausbreite, schon sei sie in 800 Dorfschaften heimisch und so viele strömen von den Khol's zu, daß drei Missionäre den ganzen Tag mit dem Unterrichte derselben vollauf zu thun haben. Auch aus der Provinz Pachete Kabripuntis hatten sich 46 Personen aus 11 verschiedenen Dörfern zur Taufe gemeldet, und dabei versichert, daß viele ihrer Genossen ein Gleiches zu thun bereit seien. In Chota Nagpore sind sechs deutsche Missionäre in Thätigkeit. In Lucknau und dessen Nachbarschaft wurden seit der Rebellion 89 getauft; die amerikanische Mission in Ahmednuggin zählt viele Convertiten und in Sealcote treten immer noch viele eingeborene Soldaten zum Christenthume über.

Maharadschah Dhelip Singh, der letzte König des Fünf-strom-landes aus Ranadschit's Geschlecht, welcher seit der Einziehung seines Reiches als

anglikanischer Christ in England lebt, macht jetzt (1861) eine Reise nach Indien, welche vielleicht für die Mission bedeutend werden kann. Dabei bemerkt man in den letzten Jahren immer mehr den Verfall der alten Tempel und Religionsgebräuche. Großes Aufsehen als etwas Unerhörtes erregte z. B. in Bombay die Wiederverheirathung einer jungen Brahmanenwittwe und zwar um so mehr, als Braut und Bräutigam der strengen Caste der Gudschrati-Brahmanen angehören. In Calcutta wirkt eine Gesellschaft gegen das Aussetzen der Kranken am Ganges und gegen das Schwingen an eisernen in den Rücken eingesetzten Haken am Charak Púja. Das sind einzelne immerhin erfreuliche Symptome, aber eine vollständige Christianisirung Indiens würde eine Colonisation des Landes voraussetzen. England ist aber vor einer solchen durch die nordamerikanische Revolution gewarnt und fürchtet wohl mit Recht, eine so große Colonie werde sich früh oder spät vom Mutterlande emancipiren. Wenn nun auch auf politischem Gebiete die Regierung sich den Landesverhältnissen vielfach accommodiren kann, so geräth sie doch auf dem pädagogischen immer wieder in neue Schwierigkeiten. Die wahre Erziehung ist nun einmal mit der Religion des Landes verwebt; so kommt es, daß die Engländer zugleich mit den Fortschritten, die ihre Schulen machen, bei den Hindu's Besorgnisse einflößen. „Wir müssen uns, schreibt Sir W. H. Sleeman in einem Briefe an Mr. Erskine vom 28. August 1848, mit einem kleinen und langsamen Fortschritte begnügen und solche Zweige des Wissens, die dem Volke nützlich sind, werden von den großen Ortschaften aus dadurch Eingang finden, daß wir Gutes thun.“ Wir hegen aber begründeten Zweifel, ob dadurch mehr erreicht wird, als eine gewisse äußerliche Cultur, eine Erziehung von innen heraus wird auf diesem Wege nie gedeihen. Das Volk giebt den Einflüssen der Autorität nach oder läßt sich durch selbstsüchtige Motive bestimmen, den Wünschen seiner Herren nachzukommen, ohne die rechte und wahre Ueberzeugung. So etwa wirkten auch die Industrieschulen, welche Sleeman in Jubbulpore für die Kinder der Thug's, Outram in Candeish für die kleinen Bheel's, Macpherson für die aus den Händen der Khond's befreiten Meriah's einrichtete. Erst in der neuesten Zeit hat die britische Regierung sich zu entschiedeneren Maßregeln zur Förderung der Volkserziehung entschlossen. In dem Charter vom Jahre 1813 befindet sich eine Klausel, daß eine Summe von nicht weniger als einem Lack Rupien jährlich auf die Belebung und Förderung der Literatur, auf die Unterstützung eingeborener Gelehrten und auf die Einführung und Verbreitung

gelehrter Bildung unter den Bewohnern der britischen Territorien verwandt werden soll. (Act 53rd George III., chap. 155, clause 43). Was man eigentlich damit gewollt habe, ist nicht recht klar; man scheint vorzugsweise an orientalische Gelehrsamkeit gedacht zu haben; auch geschah thatsächlich in den nächsten 10 Jahren nichts und erst 1823 bildete sich ein Comité für den öffentlichen Unterricht in Calcutta, dem die unterdeß angesammelten Fonds zur Disposition gestellt wurden. Die Regierung hatte bis da nur an eine Förderung der Erziehung durch die Panditen und Guru's gedacht [12]). Zum Glück traten aber nun Männer auf, welche über die orientalische Gelehrsamkeit als Bildungsmittel richtigere Ansichten hatten und die Beschränktheit ihrer Mittel, ja selbst ihres Wissens durch ihre Begeisterung und Energie ersetzten. Vor Allem ist David Hare (eigentlich ein Uhrmacher) zu erwähnen, der die Hindu-Schule in Calcutta, welche 1817 im Beisein des Sir Hyde East, Oberrichters von Bengalen, des Herrn Harrington und anderer angesehenen Personen eröffnet worden war, aber aus Mangel an Theilnahme einzugehen drohte, 1823 vor ihrem Untergange rettete. Es entstanden nun auch andere von der Regierung unterstützte Institute, welche bis 1835 [13]) durchweg einen ganz orientalischen Charakter zeigen, aber sich nirgends zu frischem Leben entwickeln. Endlich trat Lord William Bentinck gegen diese Bevorzugung des orientalischen Unterrichts sehr schroff auf [14]) und Männer wie Macaulay und Trevelyan, unterstützten ihn so kräftig, daß von dieser Zeit an die englische Erziehung in den Gouvernementschulen die Oberhand gewann und besonders das Studium des Sanskrit und Arabischen, weniger das der Landessprache, an Ausdehnung und Bedeutung verlor. Um dieselbe Zeit stellte William Adam sehr sorgfältige Untersuchungen über den Zustand der einheimischen Schulen an und fand dieselben in Bengalen und Behar in traurigem Verfalle. In einigen Thanna's (Polizeidistrikten) genossen von den Kindern zwischen 5 und 14 Jahren kaum 2½ % regelmäßigen Unterricht, für den höheren Unterricht stellte sich dies Verhältniß noch ungünstiger.

Das System Bentinck's wurde auch von seinen Nachfolgern mit wenigen Abänderungen aufrecht erhalten und der nun eingesetzte Erziehungsrath verbreitete mit Erfolg europäisches Wissen unter der sehr befähigten Jugend der Hindu's und Mohamedaner; aber wenn sie auch den europäischen Lehrstoff leicht und gewandt in sich aufnahm, so vergaß sie leider eben so schnell einen großen Theil wieder unter den Eindrücken des orientalischen Lebens; statt

intelligenter, gründlich gebildeter junger Leute gewann man nichts als mechanisch abgerichtete, für den praktischen Staatsdienst kaum in seinen niedrigsten Branchen brauchbare Copisten. Lord Auckland suchte diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß er für die aus den gewöhnlichen Schulen abgehenden jungen Leute eine Art academischer Studien errichtete und Lord Hardinge interessirte sich, ehe der Krieg seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, sehr lebhaft für die höhere Erziehung der Eingeborenen zum Staatsdienste. Er förderte dieselbe wesentlich, indem er in einem Manuskripte vom 10ten Oktober 1844 erklärte, daß diejenigen Candidaten bei der Berufung zu Staatsämtern besonders berücksichtigt werden sollten, welche in den höheren Schulen gebildet wären und gute Censuren aufweisen könnten. Leider ließ man dabei Zöglinge von Privatinstituten, wenn sie auch trefflich herangebildet waren, ganz unbeachtet. Andererseits erwarben sich nun viele junge Hindu's alle die für ihr Staatsexamen verlangten Kenntnisse in den Collegien und harrten dort vergebens auf Anstellung. (Vgl. Anm. 5 und den Bericht des Delhi-College vom Jahre 1850.) Nur sehr unvollkommen suchte man diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß man die jungen Leute in ähnlicher Weise wie die Fellows an den englischen Collegien so zu sagen auf ein dürftiges Wartegeld setzte. Sie glaubten noch zu fest daran, daß, nachdem sie die ihnen fremdartige Erziehung in den Staatsinstituten sich angeeignet, nun auch der Staat für sie sorgen müsse und waren meist zu unpraktisch, um deren Früchte als Aerzte, Advokaten und Lehrer u. s. w. verwerthen zu können.

Unter der Ackerbau treibenden Bevölkerung der nordwestlichen Provinzen wurde 1845 das Interesse für europäische Bildung unter Anderem merkwürdig genug durch die damals der Landsteuern wegen vorgenommenen Ackervermessungen angeregt. Jeder wollte nun möglichst bald wenigstens so viel lesen, schreiben, rechnen und messen können, um seine Rechte zu wahren. So seltsam hängt also dort das Steuerwesen mit der Volkserziehung zusammen und die Steuereinnehmer selbst, besonders die eingeborenen Tehsildar's, wurden aufgefordert, für die Volkserziehung nach Kräften zu wirken. Die Regierung wollte nicht selbst Volksschulen einrichten, (sowie sie ja überhaupt nach allen Seiten zugewartet hat) aber den Volksunterricht wenigstens indirekt fördern. Man sammelte zugleich statistische Notizen und überzeugte sich, daß kaum 5% der schulfähigen Jugend einen noch dazu sehr ungenügenden Unterricht erhielten [15]). Um dieses traurige Verhältniß zu verbessern, schlug der bereits

erwähnte Thomason vor, in jedem größeren Dorfe eine Schule einzurichten, welcher Land zugewiesen werden sollte, um mit dessen Einkünften einen Schulmeister besolden zu können. Der Hof der Direktoren billigte indeß diesen Vorschlag nicht, da man wohl mit Recht befürchtete, daß durch diese Ausstattung mit Landbesitz sich ein erblicher Schullehrerstand heranbilden könnte, gegen den man in Fällen mangelnder Befähigung nicht recht freie Hand behielte. Dennoch wurde der Thomason'sche Plan schließlich festgehalten, nur mit dem Zusatze, daß in jedem Steuerdistrikte (Tehseldarrie) eine Musterschule errichtet und von dieser aus die anderen inspicirt werden sollten. In den regulirten Provinzen befinden sich überhaupt gegen 80,000 Mouzah's oder Dörfer, von denen etwa 18,000 100 bis 200, 5440 über 200 Häuser zählen. In diesen größeren Dörfern sollten nun Schulmeister durch den Zemindar und die angesehensten Dorfbewohner ernannt werden, aber nur solche, welche wenigstens 4 Elementarbücher in Urdu und Hindie erklären konnten. Der Collektor oder Stellvertreter sollte die Controle haben und die Anstellung bestätigen. Die Erziehung liegt trotzdem meist im Argen; die Pûtwarrie's, welche die Register führen sollen, können oft nicht einmal ordentlich schreiben und lesen.

Es ist indeß nicht zu läugnen, daß sich die Dorfschulen heben und vermehren. Der beste Beweis dafür ist das Verlangen nach Ram Sûrren Doß (Elementarbüchern). In kurzer Zeit sind gegen 22,000 verkauft worden. Das Bestreben der Collektors richtet sich darauf, zuerst ihre eigenen Omlah's, die Canungons und die Dorf-Pûtwarrie's zu unterrichten und dann das Volk, damit es vor unehrlichen Verzeichnissen in den Listen sicher gestellt sei. Die Dorfschaften ziehen die monatliche Zahlung an die Schulmeister vor, ein unsicherer Modus, dem sich die Regierung zu widersetzen pflegt. Diese hat Musterschulen errichtet, wo die Schüler, welche regelmäßig kamen und sich auszeichneten, Prämien erhielten. Solche sind zuerst in acht Distrikten eingeführt worden und kosteten jährlich 36,000 Rupien. Ein engl. Civilbeamter erhielt die Oberaufsicht. Die Schulmeister erhalten außer dem, was ihnen die Regierung giebt, noch das gewöhnliche Schulgeld von den Kindern. Der Zillah-Besucher ist zugleich der Agent für die Schulbücher und muß jährlich über den Zustand der Schulen berichten.

In der Provinz Nimar ist für die Unterhaltung von Dorfschulen eine bestimmte Summe ausgesetzt. Der ertheilte Unterricht ist fast ganz elementär. Die Schülerzahl belief sich 1849 im Mittel auf 591 Knaben, was beweist,

daß das Landvolk den Nutzen dieser Schulen einzusehen anfängt. Daneben sind besonders durch den Hauptmann French Volksbibliotheken eingerichtet worden, indem er unter den Eingeborenen selbst durch Subscription gegen 1400 Reis aufbrachte. Die Regierung richtete dazu Lesezimmer ein. So gaben die Leute im Burwai und Bûhardurpore (britisch Scindiah) 60—150 Rupien für die Errichtung hübscher Lesezimmer; diese Volksbibliotheken versprachen großen Einfluß auf die Denkweise und Bildung der Inder zu gewinnen; auch sind im Mundlaisir-Distrikte die Schulen jetzt ziemlich besucht, gewiß von 600 Knaben.

In den Pergunnah's Sumerpur, Moudha, Rath, Punwarie und Khurka existiren beinahe gar keine Schulen; in den Städten und Dörfern aller 5 Distrikte sind wohl kaum 500 Hindu's zu finden, welche Unterricht im Schreiben, Rechnen und Lesen erhalten; im Persischen werden 25—30 Knaben unterrichtet. Bei Pareil, der Residenz des Gouverneurs, hat Lady Falkland zwei Schulen angelegt. Es ist zu der bedeutenderen die Veranda eines alten Hindu-Doktors gemiethet. Das Haus liegt in einem lieblichen Garten, in dem 3 Götzen aufgestellt sind, Nandi, der Stier des Çiva, Gauesa mit dem Schmeerbauche und ein dritter, den Gräul (III, 53) nicht näher zu bezeichnen weiß, vor dem der Schulmeister, ein Heide, seine Morgenandacht verrichtet, um gleich nachher den versammelten heidnischen, muhamedanischen und christlichen Kindern unter Anderem auch biblischen Unterricht zu ertheilen.

Wir gehen nun noch zu einigen kurzen statistischen Angaben über, da es uns zu weitläuftigeren Excerpten aus den Parlamentspapieren an Raum gebricht. [16]) In den untern Provinzen der Präsidentschaft Bengalen zählt man 30 Gouvernements-Collegien und Schulen, in denen Englisch gelehrt wird, mit 283 Lehrern und 5465 Schülern, ferner 33, in denen die Landessprache gebraucht wird, mit 4685 Schülern, 1852 überhaupt 11,000, von denen nur 103 Christen waren. In den nordwestlichen Provinzen sind 7 Collegien und Schulen mit 112 Lehrern und 1582 Zöglingen; außerdem 8 Normalschulen. In Madras besteht nur eine höhere englische Schule mit 13 Lehrern und 180 Schülern und auch die einheimischen Schulen haben sich dort am wenigsten entwickelt. In Bombay steht es besser; 14 englische Schulen zählen 62 Lehrer und 2066 Schüler, und 233 einheimische mit 11,394 Schülern. Die Kosten belaufen sich für die 3 Präsidentschaften ungefähr auf eine halbe Million Thaler. Die Hindu-Universität in Calcutta zählte 1851 471 Studenten [17]). In Calcutta

befindet sich noch eine stark besuchte medicinische Hochschule [18]). Bedeutende Frequenz haben auch die Collegien zu Dacca, Midnapore, Chitagong und Sylhet. Erwähnenswerth ist endlich noch die Ingenieurschule zu Rurkhie in den nordwestlichen Provinzen [19]).

Neben den administrativen Bemühungen der Compagnie sind aber auch die Privatinstitute und Missionäre nicht zu vergessen, welche die Erziehung des Volkes an manchem Orte wesentlich gefördert haben. Welchen feurigen Eifer widmete z. B. der Schotte Alexander Duff, der mit seinen presbyterianischen Begleitern im Mai 1830 nach Indien kam, dem edeln Werke christlicher Erziehung! Er eröffnete seine Schule mit 7 Zöglingen und hatte nebst seinen Genossen bald 1200! Auch die Schulen in den größeren Orten der nordwestlichen Provinzen werden meist von Privaten oder Missionsgesellschaften geleitet und zwar die wichtigen Missionsanstalten zu Benares und Agra von Männern, denen die Erziehungsberichte die größte Anerkennung zu Theil werden lassen.

So ist es denn mit Gottes Hülfe wenigstens dahin gekommen, daß die heranwachsende Jugend nach etwas Höherem und Besserem in Denkweise und Leben strebt, daß sie sich bemüht, aus den englischen Instituten Nutzen zu ziehen und die Engländer nicht mehr als ihre Feinde, sondern als ihre Wohlthäter zu betrachten, unter deren Leitung die Wiedergeburt ihres Vaterlandes gefördert werden kann. Im Civildienste sind auch die Wenigen, welche sich der letzten großen Verschwörung anschlossen, fast nur niedere mohamedanische Beamte gewesen, wogegen der in den Schulen gebildete Hindu sich meist treu erwies. Erscheint aber die Zahl der in Schulen Gebildeten immer noch ausnehmend gering, so muß man sich mit dem Gedanken trösten, daß Viele von ihnen Lehrer werden und daß sich so die Bildung in jährlich steigender Progression auszubreiten verspricht [20]).

Quellen-Angaben und Erläuterungen.

1) Die Indier haben Geist und Gedanken und, wie die meisten Orientalen, eine lebhafte Phantasie. Wir haben aus Indien durch die Vermittelung der Araber unsere Decimalrechnung erhalten; die Fabeln des Aesop oder Pilpay sind aus dem Hitopadesa entnommen, das Schachspiel und noch manches andere Produkt der vollen Geisteskraft verdanken wir diesem merkwürdigen Volke, einem Volke, dessen Vorfahren bereits epische und dramatische Werke von hohem Werthe verfaßt und philosophische Systeme von eigenthümlicher Kraft der Erfindung aufgebauet hatten, als unsere Stammväter ihre Tage noch als Barbaren in Krieg und Jagd verlebten. Das heutige Geschlecht der Hindu's besitzt viele Gaben, welche ein Volk zu Größe und Macht erheben können und wenn dereinst das Evangelium in Indien Wurzel gefaßt haben wird, so kann sich hier das Wesen des Christenthums so herrlich und erhaben entwickeln, wie es unsere schwache Menschennatur nur in sich aufzunehmen vermag. Indien kann in sofern ein Centralpunkt der Cultur werden für ganz Asien, ja selbst Einfluß gewinnen auf das Glück und Gedeihen der gesammten Menschheit.

2) Kiernander, ein alter dänischer Missionar, erzählt 1797 in seinem Journale von den englischen Geistlichen Blanshard, Owen und Johnson, welche damals mit ihren kleinen Ersparnissen sich zur Heimreise anschickten. Sie hatten, nach seinen Angaben, jährlich im Durchschnitte 2500 L. (über 16,000 Thlr.!) verdient.

3) Sehr treffend sagte Dwarkanauth Tajore zu einem vornehmen Geistlichen in Rom, der ihn zum Uebertritte in die katholische Kirche veranlassen wollte: »I see no advantage in changing my idols for yours.«

4) Wir finden diesen ächten Missionsgeist in der ersten Begeisterung für das heilige Werk. Im Jahre 1545 landete der Jesuit St. Francis Xavier im südlichen Indien und begann sein Missionswerk mit feurigem Eifer und Selbstaufopferung, aber auch mit mancherlei Narrheiten, wie die Folge lehrte und wie sie sich in der Schule von St. Paul zu Goa und zu Madura kund thaten. Hier begannen die Studien des Sanskrit. Aus dieser Schule macht sich Robert de Nobili besonders berühmt, der kein Mittel zur Bekehrung unversucht ließ, sich für einen Brahmanen ausgab, dann für einen Sprößling des Brahma, und in seinen religiösen Werken die Ueberlieferungen der Veda's mit denen des Evangeliums zu verschmelzen suchte. Er starb 1656. Dann studirte der Deutsche Heinrich Roth Sanskrit, um mit den Eingeborenen streiten zu können. 1699 landete der Jesuit Hanxleben auf der Küste Malabar und widmete die letzten dreißig Jahre seines Lebens der Mission. Doch der größte Sanskritforscher des Zend, des Persischen und Hindostani, war Dr. Perron, der Herausgeber der Zendavesta; sein Werk verfolgte der dänische Philolog Rask. Dann folgen Jones, Wilkins, Prinsep, Dr. Wilson, Lassen, Bopp, Max Müller, Prof. Weber, Schott, Benfey und Andere.

5) Obgleich sich das von selbst zu verstehen scheint, so hat die Regierung bisher der Verbreitung des Christenthums eigentlich nur Hindernisse in den Weg gelegt. Ein Brahmane, der als Offizier in der Armee diente, wurde auf Befehl des General-Gouverneurs aus derselben entfernt, als er zum Christenthume übertrat (man vgl. z. B. den Bericht des Major M. Bood an den Oberstlieut. Nicol, Mirat, den

23. Okt. 1819); vor den Processionen der Mohamedaner und Hindu's salutiren die Truppen noch heute; gewissen Götzen werden im Namen der Regierung Geschenke gegeben und in vielen Schulen ist das Bibellesen streng verboten. Und doch erwartet in Indien, wo seit Jahrtausenden Alles von dem Regierenden abgehangen, wo sich ein die Menschheit verdummendes Centralisationssystem gebildet hat, eigentlich ein Jeder, daß die herrschenden Ideen des Fürsten auf ihn übergehen müssen, und sowie die Mongolen Millionen mit Gewalt in die Moscheen trieben, so erwartet auch der heutige Indier, daß er zum Christenthume bekehrt werden soll.

6) Während die Erziehung fortschreitet, haben die Kenntnisse und die Verbreitung der englischen Sprache unter der Hindu-Jugend so zugenommen, daß nur Wenige eine ihrer geistigen Bildung angemessene Stellung bekommen können. So kommt es, daß eine hochgebildete Classe von Eingeborenen sich in großen Städten zusammenfindet, welche vergeblich auf eine ihren Kenntnissen angemessene Stellung wartet und um nicht dem Hunger anheim zu fallen, sich mit den niedrigsten kaum ihr Leben fristenden Aemtern begnügen muß. Im Jahre 1857 gab es in Indien 856 Aemter für Eingeborene unter 120 L. Sterl. Jahresgehalt, 1377 zwischen 120 und 240 L., nur 6 mit 840—960, endlich 5 mit mehr als 960 L. Gehalt. Der durchschnittliche Jahresgehalt der englischen Civilbeamten beträgt dagegen 1750 L. (Return laid before Parliament 1858.)

7) Rev[d] J. Anderson, History of the Church of England in the Colonies. Vol. II. 2. Edit. 1856. p. 106 u. flg.

8) In einem Schreiben an den Hof der Direktoren vom 18ten Januar 1650 heißt es: »By this you may judge of the lyon by his paw, and plainly discerne, what small hopes, and how much danger wee have of converting these people, y[t] are not lyke y[e] naked and brut Americans, but a most subtle and pollitique nation, who are so zealous in their religion, or rather superstitions, y[t] even amongst their owne differing casts, is grounded an irreconcilable hatred, w[ch] often produceth very bloodic effects« — Bruce Annals, I, 455.

9) Vgl. Bruce II, 105, 134, 135, 198, 226. Für diese älteste Geschichte der Mission ist auch die indische Reise des würdigen Chaplain Edw. Terry von Interesse, welche 1622 erschien (2te Aufl. 1655). Sehr reichhaltiges Material giebt ferner J. W. Kaye, the Administration etc. S. 625 flg. in dem Kapitel über das Christenthum in Indien; ferner K. Graul in seiner Reise in Ostindien.

10) Genaueres über diese Parlamentsverhandlungen bei Kaye, S. 641 flg.

11) Vgl. Results of Missionary Labors in India (wahrscheinlich vom Rev. Mr. Mullins) in der Calcutta Review. Kaye stellt 1853 folgende Uebersichtstabelle auf:

	Missionäre.	Eingeborene Prediger.	Kirchen.	Mitglieder.	Christen.
In Bengalen, Orissa und Assam	101	135	71	3,416	14,401
In den nordwestl. Provinzen	58	39	21	608	1,828
In der Präsidentsch. Madras	164	308	162	10,464	74,512
In der Präsidentsch. Bombay	37	11	12	223	554
In Ceylon	43	58	43	2,645	11,859
Totalsumme	403	551	309	17,356	103,154

12) Als das mohammedanische Collegium zu Calcutta (1781) und das Sanskrit-Collegium zu Benares (1792) gegründet wurde, wollte man das Interesse der Eingeborenen an ihrer eigenen Literatur erregen und Mullavie's und Panditen heranbilden, welche die europäischen Richter unterstützen könnten; dies geschah zu einer Zeit, wo es noch zweifelhaft erschien, ob die Eingeborenen den Engländern erlauben würden, sich mit der Erziehung der indischen Jugend zu beschäftigen. Die Panditen, welche damals hilfreiche Hand boten, ahnten nicht, daß sie eine Macht ins Leben gerufen hatten, welche ihren Einfluß und ihr Lügensystem dereinst zerstören würde. Im Jahre 1816 traten viele der reicheren Hindu's und die Panditen zu Calcutta zusammen, um eine Anstalt zu gründen „für die Erziehung ihrer Kinder mit so liberalen Einrichtungen, wie sich solcher die vornehmeren Engländer erfreuen." Der Unterricht im Christenthume war ausgeschlossen, aber „die allgemeinen Pflichten gegen Gott" und das „englische Moralsystem" wurden in den Plan aufgenommen. Auf diesen Anfang folgte schon 1817 ein anderes Unternehmen; es bildete sich nämlich in Calcutta aus Hindu's, Muselmännern und Engländern eine Schulbuch-Gesellschaft „zur Verbreitung solcher moralischen Schriften, welche die religiöse Denkweise der einzelnen Confessionen nicht angreifen, sondern dahin wirken, daß die Vernunft und der Charakter des Lesers gehoben werde" (!). Es war die Aufgabe dieser Gesellschaft, die unter den Hindu's und Muselmännern verbreiteten Schriften, in welche mancherlei unmoralische Elemente eingemischt waren, zu unterdrücken, was man auch erreichte. Unter der Jugend selbst fing jetzt ein Geist der Prüfung an sich zu regen; denn, als einer der Hinduschüler trotz seines Widerstrebens von seinen Aeltern nach altem Brauche in die Pagode der Kalikatta, der Schutzgöttin von Calcutta, geführt wurde, um ihr seine Ehrfurcht zu bezeugen, nahm er dem abscheulichen Götzenbilde den Turban ab, machte eine spöttische Reverenz und rief mit lauter Stimme: „Wie befinden Sie sich, Frau Kali?" Kann man von einem jungen Rationalisten mehr verlangen?

13) Im Jahre 1835 entschied sich das General-Comité für öffentlichen Unterricht zu Calcutta dafür, daß bei der Erziehung der Jugend die englische Sprache und Literatur vorwalten solle und ohne dabei den Unterricht im Sanskrit, dem Persischen und Arabischen, zu unterdrücken, beschränkte man doch die für denselben bisher ausgeworfenen Unterstützungsgelder. Seitdem entstanden in Calcutta und an anderen Orten neue Schulen und Collegien, für welche geeignete Bibliotheken eingerichtet wurden. In allen diesen Schulen gehörte die christliche Religionslehre nicht zu dem Unterrichtsplane; wohl aber wurde den jungen Leuten die Bibel in die Hand gegeben und jede erforderliche Auslegung zum Verständnisse derselben dargeboten. Endlich gestattete auch die Regierung dem Herrn James Thomason die Einrichtung von Dorfschulen, wo dem Volke Unterricht in der christlichen Religion gegeben werden sollte, doch so, daß der Denkfreiheit kein Abbruch geschehe. Es sollte auch hier die Aufgabe der Regierung bleiben, sich nicht unmittelbar mit dem Missionswesen zu befassen, sondern sich nur dessen Beaufsichtigung vorzubehalten. Das Werk selbst sollte dem freien(?) Wirken der Missionsgesellschaften überlassen bleiben. Der Schutz, welchen diese beanspruchen können, wird ihnen allerdings auch mehr und mehr zu Theil. Wollte die Regierung selbst hier Partei nehmen, so könnte sie für den Augenblick der erhabenen Aufgabe in den Augen der Eingeborenen leicht schaden; sie würde ein bestimmtes Glaubensbekenntniß als Richtschnur aufstellen müssen, also, da es nur Eines giebt, das wahre und reine Wort Christi. Statt dessen hat sie es für jetzt als ihre Hauptaufgabe erkannt, die Universitäten, Collegien und Schulen aus-

zustatten, zu leiten und in ein den Bedürfnissen der Zeit und den Umständen angemessenes System zu bringen.

14) Er erklärt in einem Aktenstücke vom 7ten März 1835, daß seiner Meinung nach die britische Regierung europäische Literatur und Wissenschaft unter die Eingeborenen zu verbreiten und darauf allein alle Fonds zu verwenden habe. Die für ziemlich unnütze Studien ausgesetzten Stipendien seien nicht mehr zu bewilligen und die vakant werdenden Stellen der Lehrer orientalischer Wissenschaft nur sehr bedingungsweise wieder zu besetzen. Auch für den Druck orientalischer Werke will er keine Fonds hergeben und überhaupt die englische Literatur und Sprache überall einführen.

15) In Preußen über 90%, in Rußland wenigstens 10! Vgl. Government of the North-Western Provinces to Governm. of India, Nov. 18, 1846.

16) Besonders interessant sind in dieser Beziehung die uns vorliegenden »Copies of Correspondence with the Indian Government, showing the Progress of the Measures adopted for carrying out the Education Despatch of 19 July 1854, (in continuation of Parliamentary Paper, No. 393 of session 1854, James C. Melvill; ferner A Copy of a Letter from the Court of Directors etc., 13. April 1858, relating to Educational Proceedings in Behar. Henry J. Baillie. Was die Lehrergehalte anbelangt, so scheint ein Tehsildarie-Schulmeister im Durchschnitte monatlich 10, ein Pergunnah-Visitator 26, ein Zillah-Visitator etwa 66, ein General-Visitator 600 und ein Lehrer an einer Normalschule 100 Thaler zu erhalten. Das Schulgeld für einen Knaben wird im Süden von Indien auf 5 Thlr. jährlich berechnet, aber es muß an anderen Orten noch viel niedriger sein. In Bengalen und Behar besteht es oft nur aus etwas Korn, Gemüse und dgl. Der Unterricht selbst wird mit Hülfe von Unterlehrern (Monitoren, d. h. zum Unterrichte eingeübte Schüler) ertheilt. Die wohlhabenderen Classen schicken ihre Kinder selten in öffentliche Schulen, sondern lassen dieselben zu Hause von dazu angenommenen Brahmanen unterrichten. Gerade in den höheren Zweigen der Wissenschaft wird oft ohne Honorar unterrichtet, indem sich die Lehrer selbst und mitunter auch einen Theil ihrer Schüler von Geschenken erhalten, die ihnen Fürsten oder reiche Personen geben. Ganz wie bei uns, kommt es häufig vor, daß gerade die talentvollsten und fleißigsten Schüler sehr arm sind. So kommen in das Puna-College Schüler von ferngelegenen Dörfern her, erbetteln sich täglich ihr Brod in der Stadt und schlafen in den Höfen des Schulgebäudes.

17) Es dürfte von Interesse sein, dieselbe noch etwas näher zu betrachten. Nach den Verordnungen vom Jahre 1859 wurde zum Baccalaureats-Examen an der Universität von Calcutta Folgendes verlangt:

Englische Literatur: die ersten 6 Bücher von Milton's Paradise Lost, Pope's Essay on Criticism etc., Defoe's History of the Plague und 3 von Lord Macaulay's Essays.

Griechisch: Demosthenes, de corona; Aeschines, de corona; Euripides, Medea.

Lateinisch: 4 Bücher Oden des Horaz, Agricola und Germania von Tacitus.

Hebräisch: Genesis mit dem Targûm des Onkelos in den letzten 9 Kapiteln; Jesaias, 90—116. Psalm 92—139 und das Buch Hiob.

Der Examinand muß ferner verschiedene Werke im Arabischen, Persischen, Sanskrit, Bengali-Hindostanischen und in Urdu verstehen und Sätze aus einer Sprache in die andere übertragen können.

Geschichte: Principles of Historic Evidence, wie sie Isaac Taylor in seinen beiden Werken behandelt hat und andere darauf Bezug nehmende Werke. Die Geschichte

von England und von Indien bis zum Ende des Jahres 1845; Elphinstone's History of India; alte Geschichte von Griechenland, Rom, Judäa und alte Geographie jener Länder.

Mathematik: Arithmetik, Algebra, Logarithmen, Geometrie, Trigonometrie, Mechanik, Optik und Astronomie, Physik und Chemie, thierische Physiologie, physikalische Geographie — Logik und Moral-Philosophie.

Hat dann ein Eingeborener dies Alles gelernt und sein Examen bestanden, so kann er, wenn es gut geht, ein Aemtchen mit 15 Rupien monatlich (?) erjagen. Der höchste Amtsgehalt, der einem Eingeborenen überhaupt zu Theil werden kann, beläuft sich kaum auf 1000 L. Sterling. Malcolm erzählt (Vol. II. p. 270), daß 1804 den jungen Leuten im Collegium zu Fort William die Aufgabe gestellt wurde, welche Vortheile den Eingeborenen aus Uebersetzungen solcher Bücher erwachsen würden, welche die Prinzipien ihres Glaubens und des Christenthums darlegen. Mehrere der achtbarsten Mohamedaner Calcutta's beschwerten sich darüber, die Aufgabe wurde zurückgenommen und jede religiöse Discussion in einem öffentlichen Dokumente als die Religion der Eingeborenen herabwürdigend verboten. Eine sehr interessante Sammlung indischer Examenaufgaben (Scholarship Examination Questions) steht im Appendix B., zu dem General Report of Public Instruction, in the lower Provinces of the Bengal Presidency Calcutta: G. H. Huttmann. 1844. Im ersten Anhange stehen die 1844 gegebenen Aufgaben für das juristische Examen und zwar zuerst allgemeine Fragen, dann über Handelsgesetz. In dem erwähnten 2ten Anhange folgen dann zuerst die sogenannten Senior Scholarships von 1843 und zwar Fragen aus der Literatur (namentlich Pope!), Geschichte (z. B. Welche Politik befolgte Heinrich VII. in der inneren Verwaltung des Staats und welcher Mittel bediente er sich zu deren Ausführung?[!] Geometrie (incl. Trigonometrie), Algebra und Physik. Daran schließt sich die 2te Stufe, die Junior Scholarships.

18) Sehr genaues Detail über dieses Medical College hat Kaye gesammelt. (The Administration etc. S. 616 flg.)

19) Vgl. Report on Roorkhee College, printed by order of Government of North-Western Provinces in 1851.

20) Wir geben zum Schlusse noch einige kurze Bemerkungen aus dem bereits oben erwähnten General-Berichte über den öffentlichen Unterricht in der Präsidentschaft Bengalen. Wir finden hier Specialberichte über das Hindu-College, Patshalla, die Schule der Schulgesellschaft, Sanscrit-College, Calcutta, Madrissa, Medical College und Hooghly College, nebst den demselben untergeordneten Instituten zusammengestellt. Auf regelmäßigen Schulbesuch wird an allen diesen Anstalten in der neuesten Zeit mit großer Aufmerksamkeit geachtet. Halbjährige Examina sind Ende Juni und Anfang Juli und gegen Weihnachten eingeführt und mit Prämienvertheilung verbunden. Die Lehrerlisten zeigen viele indische Namen, aber die obersten Stellen sind immer in den Händen von Europäern. Auffallend erschien es mir, daß diesen öfters längerer Urlaub, z. B. dem 2ten Lehrer am Hooghly College auf 2 Jahre, ertheilt wird. In solchen Fällen treten dann meist eingeborene Lehrer ein, die sich mit geringerem Gehalte begnügen müssen. Die größeren Schulen, über die außer den genannten vollständige Berichte vorliegen, sind die zu Dacca, Jessore, Chittagong, Commillah, Bauleah, Cuttack, Midnapore, Gowahatty, Sibsagur, Assam, Ramree, Moorshedabad, Nizamut, Patna, Bhaugulpore, ditto Hill, Moulmein, Chybassa und Chota Nagpore, Sylhet, Burrisaul, Bancoorah und Russapagla.

5.

Lebensweise und Charakter nebst einigen Bemerkungen über indische Kunst und Wissenschaft.

Der Geist der Eingeborenen ist keineswegs abgestorben; er schlummert nur und fristet ein träumerisches Dasein fort mit Trennung, mit Wiederverbindung und Umgestaltung der Fabeln und Speculationen vergangener Jahrhunderte. (Adam.) — Q. Curt. de gestis Alex. VIII, 31 seq.

Hindostan und Deccan kommen an Ausdehnung etwa Europa gleich, wenn man Rußland davon abschneidet und die in diesen weit ausgedehnten Ländern wohnenden Völkerschaften sind unter sich fast ebenso verschieden, wie die Nationen Europa's. Eben deßhalb würde eine nur einigermaßen vollständige Schilderung der Charaktere, Sitten und Gebräuche dieser verschiedenen Volksstämme an sich schon einen starken Band füllen. Wir müssen also darauf verzichten, und weisen nur auf manchen Beitrag hin, den sowohl die Schilderungen in den vorhergehenden Abschnitten, als in dem Reisewerke über Ostindien brachten. Dennoch können wir es uns nicht versagen, einige Züge hervorzuheben, die sich in dem Wesen der Hindu's ziemlich allgemein finden. Ein solcher ist vor Allem eine gewisse Passivität und Nachgiebigkeit. Ein merkwürdiger Beleg dafür ist der Umstand, daß die Hindu's selbst die Macht und Gewalt verehren, welche sie bedrückt. „Diese Eindringlinge," sagen sie von den Mohamedanern, so erbarmungslos sie uns drückten oder geradezu vernichteten, müssen doch von Gott zu einem großen und nützlichen Zwecke gesandt sein, sonst wäre ihnen ihr Werk nie gelungen!" Deßhalb betet auch die Masse des Volkes zu den Heiligen der Mohamedaner und besucht deren Wallfahrtsorte. Aus dieser Passivität läßt es sich ferner allein erklären, daß die Reiot's, von denen wir noch genauer sprechen, in ihrer nahe an Sklaverei gränzenden Lage sich der Rebellion enthalten. Auch der Selbstmord geht aus dieser Schwäche der Willenskraft hervor. Vom 13. Januar bis 10. Februar

stürzen sich, um zu vielen früher erwähnten Beispielen nur noch eines hinzuzufügen, viele Pilger am Zusammenflusse des Jamna und Ganges in den heiligen Strom. Mit dieser Passivität hängt die abergläubische Furcht und Bangigkeit, welche den Hindu leicht überfällt, eng zusammen. Glänzende Beweise von Tapferkeit haben eigentlich nur einige Gebirgsvölker gegeben. Selbst der berühmte Heider Ali antwortete einst seinem Lieblinge, der ihn fragte, warum er sich im Schlafe so ängstlich bewegt habe: „Mein Freund, der Zustand eines Yogie (religiöse Bettler) ist herrlicher als meine beneidete Königsmacht; wenn sie aufwachen, sehen sie keine Verschwörer, und wenn sie schlafen, träumen sie von keinen Meuchelmördern."

Der Hindu liebt ferner Unterhaltung und Vergnügungen; selbst im Verkehre der niederen Classen zeigt sich eine gewisse Artigkeit und Höflichkeit, die freilich bei der geringsten Erregtheit auch schnell in ein sehr rücksichtsloses Benehmen umschlagen kann. Wenn sich die Hindu's einander besuchen oder vor den Thüren ihrer Häuser unterhalten, so dreht sich ihr Gespräch fast stets um die Frauen, um deren Alter, Tugenden, deren Anzahl, um die Aussichten zu neuen Heirathen u. s. w. In Hindostan ist das ewige Thema Liebe und Heirath, in England die Politik, in Frankreich die Fonds und der Kaiser, in Preußen das Militär. Die Hindu's pflegen sehr laut zu reden, was anfänglich jedem Fremden auffällt, aber ihr Organ ist meist angenehm. Ueber die Europäer pflegen sie, wenn unbeachtet, sehr harte Urtheile zu fällen. (Siehe die Beispiele am Schlusse der Anmerkungen.) Vor Allem ist ihnen europäisches Militär sehr zuwider und man erzählt als Belege dieser Abneigung eine Menge von Anekdoten. „Kauf Dir doch Deinen Käse in Europa!" sagte ein Käsehändler zu einem Unteroffizier, der den geforderten Preis zu hoch fand. Ein mohamedanischer Soldat rief aus: Warum verdammt ihr Christen den Mohamed, wir Mohamedaner verdammen doch nie Jesus Christus! Der Eingeborene pflegt den europäischen Soldaten Jânglah (wilder Mann) zu nennen. Der Hindu sieht ihn mit Abscheu Ochsenfleisch, der Muselmann mit ähnlichen Gefühlen Schweinefleisch verzehren. Diese Abneigung gegen die Feringhi (Fremden) ist aber bei den Frauen keineswegs allgemein. Schöne Mädchen sind gegen hübsche junge Offiziere nicht allzu spröde, sie bringen sogar ihre religiösen Vorurtheile zum Opfer. So entfloh z. B. ein reizendes Mädchen bei Bombay nach einer kurzen Fenster-Intrigue mit dem Lieut. Leith, nachdem sie sich in die schönsten Stoffe gekleidet und (als eine moderne Jessica) reich

mit Juwelen behangen hatte. Ein junger Civilbeamter in Surate hatte eine reizende Hindu-Wittwe in ihren Rechten geschützt; sie wollte ihm persönlich ihren Dank abstatten und empfing ihn verschleiert und von ihren Dienern umgeben, um ihm einen kostbaren Juwel zu schenken. Er zog es vor, nur die Juwelen ihrer Augen zu betrachten und sah nun ein Weib von blendender Schönheit vor sich, das ihm mit würdevoller ernster Haltung begegnete, aber doch — ein zweites Rendez-vous gewährte. Als er sich pünktlich einstellte, fand er aber nur eine hübsche Mongolin vor, die ihn durch ihre Grazie und Anmuth und durch ihren Witz unterhalten sollte.

Merkwürdig ist das Verhalten der Indier gegen die Thiere, welche sie im Allgemeinen sehr zart und milde behandeln und von denen sie gerade die gefährlichsten am wenigsten tödten. So fürchten sich die Einwohner im Tarai-Walde, die Spuren von Tigern, welche Menschen getödtet haben, anzugeben, indem sie erklären, daß die Geister der Getödteten über dem Haupte des Tigers schweben und ihn vor Kugeln schützen. Der Löwe heißt Abol hûrs, der Vater der Cultur, weil er von dem Wilde lebt, das dem Getreidebau am verderblichsten ist. Leider contrastirt mit dieser milden Behandlung der Thiere sehr häufig die gegen Menschen verübte Grausamkeit. So wurden unter den Mahratten die Bheel's und Garcia's gleich wilden Thieren zu Tode gehetzt. Als Forbes sich in Dhúboy aufhielt, wurde ihm einmal bei Tische der zubereitete Kopf eines Garcia vorgesetzt. Diese Garcia's hatten bis 1783 in blühenden Distrikten gelebt, bis sie durch die Tyrannei der Mahratten in solche Noth geriethen, daß sie sich der Räuberei ergaben. Die Mahrattenhäuptlinge pflegen von Weibern und Kindern auf Kriegszügen begleitet zu werden. Letztere reiten auf Pferden, Ochsen oder Eseln, während der Gatte an ihrer Seite zu Fuß geht. Erreichen sie dann das Lager, so beginnt der Dienst der Frau, sie streckt dem Manne die Matten hin, reibt und reckt seine Glieder, striegelt und füttert die Pferde, und bereitet den Reis und Curry und knetet Brodkuchen, damit der Gatte das Mahl fertig findet, wenn er erwacht. Ragonath führte sogar 7 Concubinen mit sich und ließ eine, die ihm untreu geworden war, in einen Sack nähen und ertränken.

Aus der oben erwähnten Vergnügungssucht des Hindu erklärt es sich, daß er Pracht, prunkende Aufzüge und glänzende Höfe liebt. Die vielen Casten des Volkes, von der höchsten bis zur niedrigsten etwa 27, werden stets nur einer mit Luxus und Pracht auftretenden Regierung willig folgen. Von diesem

Gesichtspunkte aus läßt sich auch allein die verweichlichende, meist asiatisch üppige Lebensweise der Civilbeamten, welche zu schildern wir für überflüssig halten, einigermaßen entschuldigen. Von dem Glanze indischer Feste haben wir schon viel erzählt; besonders kostbar sind die Hochzeitfeste. Ein reicher Kaufmann gab zu Bekanier ein solches, zu dem sich mehrere Tausende einfanden und wobei mehrere Personen im Gedränge erdrückt wurden.

Von dem Aberglauben der Hindu's haben wir schon manches Beispiel gegeben; er zeigt sich namentlich auch in den Anfragen an die Schicksalsgöttin, deren man sich fast allgemein bedient, wenn ein Diebstahl in einem Hause begangen worden ist. Man findet dazu mehrere Beispiele in den Oriental Memoirs von James Forbes. Auch zum Belege für die prophetischen Gaben mancher Brahmanen läßt sich Forbes von der Dame, in deren Hause er in Bombay die erste gastfreie Aufnahme fand, ein glänzendes Beispiel erzählen, das indeß eine sehr einfache Erklärung zuläßt. Der Brahmane konnte davon Nachricht erhalten haben, daß der junge Hindu Jesuit geworden war und nun vermuthen, daß er seine Mutter nie wieder sehen würde. Die Hindu's glauben ferner, daß einzelne Menschen die Fähigkeit besitzen, verborgene Schätze aufzufinden. In solchem Rufe stand z. B. ein blinder Mann, von dem Forbes Folgendes erzählt. Ein Goldschmidt beschuldigte seine Frau der Untreue; diese raffte alle Juwelen und Goldsachen des Mannes zusammen und stürzte sich in einen Brunnen. Der Leichnam wurde gefunden, aber nicht die Kostbarkeiten, die sie nach der Aussage einer Vertrauten geraubt hatte, damit der Mann keine zweite Ehe eingehen könne. Der blinde Mann, welcher ungewöhnlich lange tauchen konnte, fand den Sack mit Kostbarkeiten wirklich in einem andern Brunnen und verlangte, wie er vorher ausgemacht hatte, $^1/_4$ des Werthes der aufgefundenen Sachen. Der Goldschmidt wollte nicht zahlen, wurde aber durch ein Urtheil des Panchajât dazu genöthigt. Diese kleine Erzählung erinnert uns zugleich an einen Vorwurf, der dem Hindu oft gemacht worden ist, nämlich, daß er undankbar sei. Derselbe scheint jedoch im Allgemeinen nicht gerecht zu sein. Wenn z. B. Herren wirklich gütig und freundlich sind, so finden sie bei ihren indischen Dienern ein so reges Dankgefühl als irgendwo sonst in der Welt. Die Anhänglichkeit der Hindu's an ihre eigenen Häuptlinge ist sprichwörtlich und wurzelt doch jedenfalls mit im Gefühle des Dankes. Auch ist dasselbe schon oft in Fällen bewahrt worden, wo einflußreiche und mächtige Personen nach ihrem Sturze in Europa nur zu häufig von dem Troß guter

Freunde, die denselben ihr ganzes Glück verdanken, verlassen oder gar verspottet werden. Auch zeigt der Hindu gegen Gefangene mehr Erbarmen als irgend ein anderes asiatisches Volk. Tippu ließ allen denen, welche ihm aus dem britischen Lager in die Hände fielen, die rechte Hand und die Nase abschneiden. Der letzte Peschwa gab denselben Gefangenen, nachdem sie von seinen Truppen ausgeplündert worden, je eine Rupie und etwas Lebensmittel und schickte sie fort. Die Hindu's sind überhaupt gewöhnlich mitleidig und wohlwollend; aber es fehlt ihnen an aktiver Menschenfreundlichkeit, woran die sondernden Castenvorurtheile und eine gewisse Apathie schuld sind, welche sie selbst gegen das eigene Unglück abstumpft. Kaltblütige Grausamkeit, wie man sie den Brahmanen vorgeworfen hat, liegt eigentlich nicht in ihrem Charakter, und selbst ihr Jähzorn macht sich vorzugsweise in Worten Luft. Wenn demnach der Hindu die Person, mit der er sich verfeindet, sowie deren nächste Verwandten mit einer Fluth von Schimpfreden überschüttet, so rächt doch der beleidigte Theil seine Ehre auch wohl noch anders, z. B. indem er ihn mit einer wirklichen Regenfluth überschüttet. Er streuet nämlich in der Nacht Reis und Korn auf das Dach seines Gegners, die Affen merken dies bald und indem sie die zwischen die Ziegel gefallenen Körner aufsuchen, verschieben sie diese oder werfen sie ganz weg. Da nun die Dächer in Hindostan nur einfach gedeckt sind, so ist in wenigen Stunden durch den hereinströmenden Tropenregen Alles im Hause verdorben.

Zu Intriguen und mannigfacher List sind die Indier überhaupt ganz geschickt, sowie überhaupt Wahrheitsliebe ihnen mangelt. Selbst unter den orientalischen Völkern zeichnen sie sich durch Lügenhaftigkeit aus, ein Laster, das überhaupt bei unterjochten Völkern vorzugsweise angetroffen wird.

Die indischen Häuser sind im Allgemeinen höchst einfach und wurden bereits in der Reise in Ostindien näher beschrieben. In den größeren Orten sieht man oft bei reichen Kaufleuten viele Stuben mit Bildern schöner englischer Frauen behangen, man bemerkt illustrirte Prachtwerke, Uhren, Spiegel, Kronenleuchter und Möbel in neuestem Geschmack; aber dies Alles dient bei den Meisten nicht zum Gebrauche, sondern ist nur zur Schau ausgestellt. Der Besitzer lebt gleich seinen Vätern in einem einfachen Gemache, sitzt mit untergeschlagenen Beinen, oft kaum bekleidet, da, wie diese und ißt mit den Fingern. Nena Sahib richtete für den britischen Residenten in Bilhur ein Haus aufs Prachtvollste ein; aber er selbst benutzte es auch nach dessen Abreise nicht, son-

dern ließ Europäer, die ihn besuchten, darin wohnen. Selbst die Babu's in Calcutta legen, wenn ihre Amtsstunden vorüber sind, nachdem sie in ihr Haus getreten, ihre besseren Gewänder ab und unterwerfen sich einer förmlichen Reinigung durch reichliches Waschen. Den übrigen Theil des Tages sitzen sie gewöhnlich fast nackt auf dem Boden, indem nur ein leichter Shawl um ihre Hüften geschlungen ist.

Wenn die Indier früh aufzustehen im Begriffe sind, so recken sie ihre Glieder auf eine eigenthümliche Weise aus, indem sie Arme und Füße mit Schnelligkeit fortstoßen; dann begeben sie sich vor die Hausthür, hocken dort im Kreise, reinigen ihre Zähne und waschen sich Zähne und Mund; die Gentu's verrichten dabei einige besondere Ceremonien. Ohne Schuh vor Jemand zu erscheinen, ist der größte Beweis von Achtung und die Schuhe, nachdem man vorher hineingespuckt, Jemanden ins Gesicht werfen, der Superlativ von Verachtung.

Der Hindu, vor Allem der Brahmane, wäscht oder badet täglich den ganzen Körper, die Hände werden vor und nach jedem Mahle gewaschen. Personen verschiedener Casten essen nicht zusammen; auch müssen die Speisen für jede Caste in besonderen Gefäßen gekocht werden und zwar durch Mitglieder der Caste auf der Erde und nicht in Gegenwart Anderer. Deßhalb werden auch die Hindu's nicht ins Gefängniß gesetzt, sondern bekommen Wächter ins Haus, wenn sie arretirt und festgesetzt werden. Der Indier ist überhaupt in seinen Speisen sehr ekel und wählerisch. Sie sagen, die Engländer essen jedes Ding und fechten gegen jedes Wesen. Frösche gelten für sehr delikat und werden viel gegessen. Die niederen Casten in Mysur und dem Carnatic essen Insekten und Ameisen. Eine beliebte Leckerei ist bekanntlich die Betelnuß in einem Betelblatte, mit gestoßenen Perlen oder feinem Kalk bestreut. Bei der Mahlzeit bedienen sich die Gentu's desselben irdenen Geschirres stets nur ein Mal; statt der Teller und Schüsseln brauchen sie Banyanenblätter. Löffel kennt man nicht, nur große Vorlegelöffel aus Cocosnußschale sind in Gebrauch. Die Brahmanen enthalten sich bekanntlich aller thierischen Nahrung. Es machte daher einen erschütternden Eindruck auf einen hochgebildeten Brahmanen, als ihm ein befreundeter Engländer ein gutes Sonnenmikroskop zeigte, und er nun sah, daß auch in der vegetabilischen Kost unzählige Thiere lebten. „Ich bin elend geworden“ rief er aus und muß es bleiben, bis ich in einen anderen Zustand des Daseins versetzt werde.“ Um aber Andere vor einer ähnlichen

Vernichtung ihres Seelenfriedens zu bewahren, ruhte er nicht eher, als bis er dem Engländer das vortreffliche Instrument abgekauft und an einem Steine zerschmettert hatte.

Auf die gesammte Lebensweise hat natürlich der Wohnort den entschiedensten Einfluß. Man vergleiche das städtische Leben mit dem im Jangle oder auf dem Gebirge! Die Urstämme in den Jangles müssen dort aufgesucht und ihre Kinder in den Dörfern selbst unterrichtet werden, denn diese pflegen in den Städten stark am Heimweh zu leiden, wie man z. B. in Pieplode bemerkte. Die rohen Bhil's, Bhulala's und Kurku's sind wenigstens so weit cultivirt worden, daß sie Häuser bauen, Brunnen graben und ihre Jangles urbar machen. Diese wilden Stämme arbeiten mit der Axt ungemein leicht und geschickt und bewachen in der Nacht ihre Felder mit der Flinte oder dem Bogen. Sie essen das Wild, das sie erjagen. In schroffem Gegensatze zu diesen Naturzuständen steht das Leben an den indischen Höfen. Die fürstlichen Hofhaltungen pflegen enorme Summen zu kosten. So ließ z. B. der Maharaja von Jodpur, der neben 8 Gemahlinnen 9 Concubinen mit je 1200 Thlr. Nadelgeld hält, für dieselben 9 Frauenpaläste bauen. Jede Rani oder Ehefrau hat 15—20 Badaran's, Kammerfräulein, die von ihrer Tafel bewirthet werden; wenn sich diese schlecht aufführen, so werden sie mit dem Zerband gezüchtigt oder in Kotha's (geheime Gemächer) gesperrt.

Unter die mancherlei Vergnügungen, denen die Hindu's nachjagen, gehören auch die Kampfhähne und Kampfwachteln. Diese sind sehr beliebt; die Eingeborenen können ganze Nächte hindurch diesen Kämpfen zusehen und machen Wetten. Auch lassen selbst Erwachsene, wie in China, Drachen fliegen und suchen dabei dem Nachbar die Drachenschnur abzugewinnen. Man sieht ferner selbst die ältesten Leute mit einem langen Bambusrohre, an dem oben ein rothes Tuch befestigt ist, auf dem Hausdache durch Schreien und Wehen mit dem Tuche ihre Taubenschwärme treiben und die des Nachbars an sich locken (ein lukratives Vergnügen, welches nach dem Berichte eines Augenzeugen auch Berliner Taubenliebhaber exerciren sollen). In den Häusern findet man häufig Kuhmist, welcher für ein treffliches Mittel gegen Ungeziefer gehalten wird. Auch waschen die Gentu's die Stellen mit Kuhmist rein, welche ein Christ berührt hat, besonders, wenn Europäer im Kriege die Pagoden betreten oder benutzt haben.

Kunst und Literatur nebst Bemerkungen über altindisches Leben.

Wir werfen zuerst einen Blick auf die Entwickelung der schönen Künste bei den Indiern und beginnen mit der Musik. Was diese anbetrifft, so ist sie nach den Darstellungen des Sir W. Jones und Paterson's systematisch und fein ausgebildet. Wenn man von 84 Tonarten spricht, so erklärt sich dies daraus, daß die Indier ihre Skalen, wie wir, mit den 12 verschiedenen Tönen der Tonleiter beginnen, jede einzelne aber nicht bloß nach Dur und Moll, sondern durch die Stellung der halben Töne siebenfach variiren; aber von diesen 84 Skalen sind nur 36 im allgemeinen Gebrauche. Sie sind nach den Jahreszeiten und den Stunden des Tages und der Nacht benannt, da jede Eigenschaften besitzen und Stimmungen erregen soll, die diesen Zeiten angemessen sind. Die Musik soll übrigens, wie die anderen Künste, in Verfall gerathen sein und überhaupt sind die indischen Melodien, gelind gesagt, sehr eintönig. Sie haben etwas besonders Weiches, Süßes und Klagendes und klingen am Besten, wenn sie Solo und in Begleitung der Veina, der englischen Lyra, vorgetragen werden. Das Accompagnement von Geigen und mit den Fingern geschlagenen Trommeln erscheint dem Ohre des musikalisch gebildeten Europäers stets zu laut und unschön, wobei freilich zu beachten ist, daß die indische Musik von den bei Festen, Hochzeiten u. s. w. aufspielenden und singenden Musikanten ebenso ungenügend repräsentirt wird, wie etwa die europäische von Bänkelsängern und Dorfgeigern.

Die Malerei steht auf einer sehr tiefen Stufe. Die Wände der Häuser sind oft mit Wasser- oder auch mit Oelfarben bemalt. Man sieht mythologische Gegenstände, Schlachten, Processionen, Ringer, männliche und weibliche Figuren und Thiere, aber keine Landschaften, höchstens ein paar Bäume oder ein ohne alle Kenntniß der Linear- oder Luftperspektive hingemaltes Haus. Die Bilder haben einige Aehnlichkeit mit denen an den Wänden ägyptischer Gräber. Die Porträtmalerei ist ebenfalls sehr dürftig. Dagegen verstehen es die Hindu's Mänuskripte fein und kunstvoll zu verzieren; der Glanz und die Zusammenstellung der Farben ist hier ausgezeichnet, aber die menschlichen Gestalten gleichfalls unschön.

Von der Sculptur ist schon vielfach die Rede gewesen; wir bemerken deßhalb nur noch, daß leider den indischen Bildhauern, so graciös und geistvoll

auch einzelne ihrer Figuren sein mögen, jede Kenntniß der Anatomie abgeht und daß sie von künstlerischer Gruppirung auch nicht die geringste Idee haben.

Ueber die Architektur hat Râm Râz ein recht verdienstliches Werk veröffentlicht, aus dem hervorgeht, daß einige Formen und Proportionen den europäischen nahe verwandt, andere aber ganz eigenthümlich sind. Es werden dort nicht weniger als 64 Arten von Vasen aufgeführt. Bestimmte Säulen-Ordnungen giebt es nicht. Die Säulenhöhe variirt von 6—10 Durchmessern. Man hat oft auf die Verwandtschaft der indischen Baukunst mit der ägyptischen hingewiesen, indessen beweisen doch wieder mancherlei Verschiedenheiten, daß diese eine nicht allzu nahe ist. Die schräg nach innen zulaufenden Wände mit dem flachen Dache, das ein tiefer, kühner Karnieß umschließt, finden sich nicht in gleicher Weise in Indien vor. Man findet wohl auch pyramidische Dächer, aber sie sind hohl und von innen durch Wände oder Pfeiler getragen. Die massiven Pyramiden Aegyptens sind unbekannt. Auch stehen die Wände meist senkrecht. Im Süden bestehen die Thürme im Allgemeinen aus vielen Stockwerken, von denen jedes Höhere etwas gegen das Untere einspringt. Nördlich vom Godavery kommen jene thurmartigen Gebäude häufig vor, welche, auf kleiner Basis stehend, sich gegen die Mitte stark ausbauchen und dann sich zu einem Fußgestelle verjüngen, auf dem irgend ein Symbol (Dreizack, Vase u. dgl.) oder eine Metallzinne angebracht ist. Von der Einrichtung der Tempel haben wir bereits gesprochen. Die Hindu's entfalten in ihnen im Detail viel Reichthum und hier und da auch überraschende Schönheit (z. B. in den Arabesken), aber es fehlt an großartiger Auffassung des Ganzen und effektvoller Beherrschung der Massen. Was die Paläste der Fürsten anbetrifft, so sind die ältesten ziemlich planlos oder der ursprüngliche Plan ist durch die vielen Anbauten verdeckt und unkenntlich, was hier um so leichter geschehen kann, da man oft mehrere Neubauten nicht an die älteren Gebäude, sondern auf deren solide, terrassirte Dächer setzt, weßhalb diese Paläste oft eine unverhältnißmäßige Höhe haben. Die inneren Höfe sind stets mit Colonnaden umgeben. Die Staatszimmer liegen nie im Parterre, die zu ihnen führenden Treppen sind häufig steil und eng. Von der Architektur der Privathäuser kann kaum die Rede sein, aber dennoch macht das Gewirr und Gedränge kleiner Bauten mit vermittelnden und verknüpfenden Veranda's und prächtigen Baumgruppen, obgleich kein eigentlicher Baustil nachzuweisen ist, oft einen höchst malerischen Eindruck. Zu den großartigsten neueren Bauten der Hindu's sind unbedingt

die Wasserbehälter zu rechnen, welche entweder ausgegraben, also unter dem Niveau der Erdfläche, oder durch Dämme an der Ausmündung von Thälern über dem Niveau des umgebenden Landes gebildet werden. Nur die ersteren sind rings von schönen Steinterrassen umgeben und manchmal ungemein groß, so daß der Umfang selbst über eine Meile beträgt. Diese seeartigen Bassins dienen dann zugleich zur Bewässerung. Merkwürdig sind auch gewisse Steinbrücken, wie sie im Süden Indiens vorkommen. Der Stein ist an ihnen balkenartig verwandt. In früheren Zeiten war die Construktion der Bogen den Hindu's wahrscheinlich ganz unbekannt; daher haben auch die prachtvollen Triumphbögen oder besser Triumphgebäude, wie z. B. zu Barnagar im Norden von Guzerat, viereckige Oeffnungen. Von einzeln stehenden schönen Säulen, z. B. in Chietore (abgebildet und beschrieben in Tod's Rájasthán), war schon die Rede. Auch über die Industrie der Indier ist in der „Reise in Ostindien" schon soviel zusammengestellt, daß wir sie hier unbeachtet lassen und sogleich zu einigen Bemerkungen über die Wissenschaft der Hindu's übergehen.

Die ganze wissenschaftliche Entwickelung des Hindu-Volkes ist bekanntlich in ihren heiligen Büchern niedergelegt, sowie die indische Kunst sich fast allein in den Tempeln offenbart. Die Veda-Hymnen sind in derselben Form veröffentlicht, wie sie 800 vor Chr. in Manuskripten existirten. Bei der kritischen Sichtung der Sanskrit-Literatur besteht die schwierige Aufgabe darin, diejenigen Werke aufzufinden, welche dem Veda-Zeitalter angehören. Gewisse grammatische Formen und orthographische Eigenheiten charakterisiren zwar dieselben, aber selbst Menu, der Verfasser der Mânava-dharma-sâstra, bediente sich bei Abfassung seines Gesetzwerkes mancher Vedaformen oder behielt sie vielmehr beim Uebertragen der Vedaverse bei. Die Veda-Prosa hat allerdings auch ein bestimmtes Gepräge, aber, um die Poesie der Veda's von den fremden Elementen zu scheiden, muß man vor Allem das Versmaaß prüfen. M. Müller kommt hierbei zu dem Resultate, daß vor dem Ende des 8ten Jahrhunderts vor Chr. keine elegische Poesie abgefaßt worden ist. Das Veda-Zeitalter zerfällt in 4 Epochen (Chhandas, Mantra, Brâhmana und Sutra), alle anderen Sanskrit-Werke sind späteren Ursprungs. In den Brâhmana findet sich zuerst die prosaische Schreibart. Der Mantra-Periode gehört nur der Rig-Veda an, es liegt so zu sagen schon etwas Alexandrinisches in dieser Literatur. Von den 10 Büchern bezieht sich jedes auf je eine der alten Familien Indiens. Es zeigen sich Spuren, daß ein überwachender Geist die ganze Abfassung des

Werkes leitete. Die Mandala's wurden wahrscheinlich in verschiedenen Theilen Indiens und von verschiedenen Familien unter der Leitung einer bestimmten Autorität veranstaltet. Von Autoren finden sich erst in der Sûtra-Periode einige Spuren. Der Commentar ist von Sâyana Acharya, einem Manne von vornehmer Geburt und hoher Stellung, der zugleich ein berühmter Sprachforscher war. Er ward am Hofe des Raja von Bijayanagar, Virá Bûkka, im 14ten Jahrhunderte erzogen. Der erste Theil seiner Scholien enthält den Originaltext, aber in ein mehr modernes Sanskrit übergetragen.

Einige eingeborene Fürsten finden Gefallen an der Astronomie; so hat der Raja Jai Sing zu Jaipur ein mit vortrefflichen Instrumenten versehenes Observatorium. Die auf die Astronomie bezügliche Sanskrit-Literatur [1]) ist in der letzten der Vedânga's unter dem Namen Jyotisha enthalten und nicht von Bedeutung (M. Müller, 211). Aus der ältesten Epoche besitzen wir keine Schrift, welche im Stile der Sútra's abgefaßt wäre. Der Mond galt als Zeitmesser, woher auch sein Name im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Deutschen u. s. w. Der 13. und Schaltmonat war der Anhasaspati geheiligt. Sie unterschieden im Jahre überhaupt 3 Jahreszeiten nach ihrem physischen Charakter, machten aber 6 Abtheilungen: Vasanta (vgl. ver, altlat. ves), Grischma (heiße Zeit), Varscha (Regenzeit), Sarada (schwül), Hemanta (hiems), Sisira (Zeit des Thaues).

Verschiedene dem Saunaka und zweien seiner Schüler zugeschriebene Werke gehören nicht der Vedânga an und sind unter dem Namen der Anukramani's bekannt. Es sind systematisch geordnete Verzeichnisse der alten Veda-Literatur (M. Müller 216, welcher sich erlaubt, die Gränzen des Zeitalters, in welchem die brahmanische Literatur im Stile der Sútra's verfaßt wurde, versuchsweise zwischen 600 und 200 vor Chr. zu legen). Später und von geringerer Bedeutung als die Sûtra's sind die Parisishta's, gleichsam die letzten Ausläufer der Veda-Literatur. Man erkennt aus ihnen die geschichtliche Entwickelung der Hindu's. Wenn wir in der Chhandas-Epoche sehen, wie die ersten arischen Ansiedler Indiens ihren Gedanken und Empfindungen in voller Freiheit nachgingen und sich so fast unbewußt eine Welt von religiösen und politischen Ideen schufen, wie sie in dem Mantra-Zeitalter das Erworbene sorgsam ansammelten, wie sie in der Brahmanenepoche systematisch ordneten und die Gedanken ihrer Vorväter erklärten, da deren Sprache und Denkweise ihnen heilig, aber zugleich oft unerklärlich geworden war, wie in der Sudra-

Epoche alle Kräfte darauf verwandt wurden, das schwer verständliche Religionssystem und die Ceremonien der Brahmana's zu vereinfachen, — so geht das Bestreben der Parisishta's dahin, die in den Sûtra's übersehenen theologischen und ceremoniellen Punkte volksthümlich (aber auch oberflächlich) zu beleuchten. Man merkt heraus, daß die Schüler nicht mehr 20 Jahre lang die Geheimnisse und Irrgänge der Brahmanen-Literatur durchforschen wollten und daß eine ihrer Macht bewußte Priesterschaft unbedingten Glauben und Gehorsam auch ohne tiefere Forschung verlangte. Die Parisishta's bilden insofern eine Art verbindendes Glied (wie später die Aranyaka's, Abhandlungen des Waldes. Müller, 313) zwischen der Brahmana- und Sûtra-Literatur. Diese werden noch heute gelesen und zwar vorzugsweise ihre philosophischen Kapitel, die Upanishad's (wenigstens 10 von den 100 zum Theil aus neuerer Zeit stammenden). Die Aranyaka's sind in einer Beziehung alt, denn sie erforschen den ersten Keim des Gedankens, in anderer Beziehung gehören sie neueren Zeiten an, denn sie sprechen von diesem ersten Erwachen mit einer aus langen Zeitperioden gesammelten Erfahrung. In diesen letzten Erzeugnissen der Brahmana-Periode begegnet man Stellen, welche an Größe, Kühnheit und Einfachheit der Gedanken unübertrefflich schön sind; nur war das Geschlecht, aus dessen Mitte diese herrlichen Werke hervorgingen, dieser Größe und Erhabenheit nicht gewachsen. Die Brahmana's sind theologische Abhandlungen, welche, wie wir oben sahen, namentlich die Ausübung des Gottesdienstes zu lehren behaupten, aber nur Gebote für den Opferdienst und viele Erklärungen und Erläuterungen enthalten. Man kann bekanntlich die Veda's in 2 Theile Mantra's und Brahmana's theilen. Auch muß man zwischen alten Brahmana's, welche seit undenklichen Zeiten in mündlicher Ueberlieferung unter den verschiedenen Charana's lebten, und neuen Brahmana's, welche die großen Sammlungen der Werke enthalten und an denen der Einfluß der Herausgeber bemerkbar ist, unterscheiden. Es war ursprünglich, wie wir ebenfalls bereits oben bemerkten, die Pflicht jedes Brahmanen, seine Svâdhyâga, welche die Hymnen und die Brahmana's in sich begriff, zu lernen. Als dies vernachlässigt wurde, bildeten sich später 3 Classen von Charana's, die, welche aus den Texten der Sanhitâ's oder der Brahmana's entsprungen waren oder den Sûtra's angehörten.

Mahâbhârata ist nach Roth [2]) nach Buddha's Tode zusammengetragen: diese epischen Geschichten zeigen nur eine oberflächliche Kenntniß des Veda



Die Religion des Agni, Mitra und Varuna ist eine ganz andere geworden, indem sich auch das ganze religiöse Leben verändert hat. Dasselbe läßt sich von den Purâna's sagen [3]), welche einer späteren Zeit angehören.

Die Balladen und Gesänge der Hindu's stehen stets mit ihrer Religion in engster Verbindung. Die lyrischen Gedichte der Chond's sind an ihren Schlachtengott Lala Pennu und an die Erdgöttin Bira Pennu gerichtet; so wie diese, sind die Gesänge der Hindu's im Allgemeinen meist blutig und kriegerisch. Die aus dem Sanskrit entnommenen Balladen des Königs Karna und Pralhand Charitra werden unzählige Male gelesen und dabei geweint und gelacht. Der König Karna, weit berühmt wegen seiner Tugenden und Menschenliebe, in dessen Palaste die Elenden Schutz suchten und Hülfe fanden, erregte den Neid der Götter und Krishna stieg vom Bycant in der Gestalt eines blinden Brahmanen herab ihn zu versuchen. Er bat Karna um Obdach und Nahrung und der König versprach ihm Alles, was er wünsche, zu gewähren. Da erklärt der boshafte Krishna, daß ihm nichts genügen könne, als das Fleisch von Karna's Kinde. Gebeugten Hauptes theilt der König seiner Gattin das Verlangen des Gastes mit und sie beschließen, damit sie kein Vorwurf treffe, ihren geliebten Brisacatu zu schlachten. Der sorglose Knabe wird vom Felde, wo er spielte, gerufen und von Karna und seiner Frau in Stücke gesägt. Als das Mahl bereitet war, verlangte der unmenschliche Gast, daß die Aeltern auch daran Theil nehmen und daß Karna noch eine andere Person aufsuchen solle, die er erwarte. Kaum hat der König seinen Palast verlassen, siehe, da steht in geringer Entfernung Brisacatu und kommt ihm mit seinen Spielgenossen freudig entgegen gelaufen. Mit unaussprechlicher Freude umarmt der Vater den Sohn, trägt ihn entzückt zu seiner sterbenden Gattin und fällt dem nun erkannten Gotte zu Füßen.

Die Bydya Sandar ist das populärste und am meisten gelesene Buch von Bharat Chander's Werken; denn die schwülstige Schreibweise, die Schilderungen von der Schönheit, den Tugenden und dem Wissen der anmuthvollen Bydya haben soviel Anziehendes für das weibliche Geschlecht, daß die Schönen in Bengalen dies Buch stets zur Hand haben. Es thut ihrem Herzen wohl, zu lesen, wie Bydya, die Jungfrau von fünfzehn Sommern, so überaus schön war. Ihr Antlitz war reizender als der Herbstmond, bei ihrem Anblicke

entfaltete sich freudig die Lotusblume, ihre dunkeln Augen waren durchsichtiger als die der flüchtigen Gazelle, ihre Haltung war gerade und majestätisch und ihre Stimme ertönte herrlicher, denn die köstlichste Musik von der Vina (Leier) von Sarsetti; ihre schwarzen Haare hingen in natürlichen Locken herab und ihre Nägel waren roth wie Rubinen. Ihre Augenbrauen glichen dem Bogen des Cama, Lichter schossen unter ihnen hervor, die das Herz des sie Anblickenden durchbohrten, Perlen konnten mit ihren schön geformten Zähnen nicht verglichen werden u. s. w.

Solche Lektüre ist also den Frauen willkommen; aber die tieferen Lehren der Religion wollen und dürfen sie nicht kennen lernen. Die Hindu's glaubten, daß, wenn die Frauen die Lehren der Veda's verstehen lernten, sie gegen Schmerz und Vergnügen gleichgültig werden und nicht mehr die Sklavinnen ihrer Männer bleiben würden, oder daß sie, wenn sie jene Doktrinen halb verstünden, geschwätzig werden und ihre Kenntnisse auch denen mittheilen würden, welche kein Recht dazu hätten. Deßhalb finden wir auch in den Ceremonial-Sûtra's nur erwähnt, daß Frauen an gewissen Opfern zugleich mit ihrem Gatten Theil nehmen durften. Aus diesen Ansichten erklärt es sich zugleich, daß noch heute, wie wir bereits oben bemerkten, die weibliche Jugend nur einen höchst ungenügenden Unterricht genießt.

Der Rig-Veda selbst ist eine Sammlung von ungefähr 1000 Hymnen verschiedenen Inhalts, von denen jede eine Sûkta genannt wird. Das ganze Werk wird in acht Bücher, Ashtakah's oder Kânda's, getheilt. Jede Ashtakah zerfällt wiederum in Adhyaya's oder Capitel, welche in sich eine willkürliche Anzahl von Sûkta's enthalten. Die Varga's zerfallen wiederum in Unterabtheilungen, jede aus ungefähr fünf Stanzen bestehend, damit sich dieselben dem Gedächtnisse leichter einprägen. Aber diese Sonderung ist eine mehr künstliche; denn nach einem anderen Plane ist das Ganze in zehn Mandala's getheilt, deren jede wiederum in ungefähr hundert Anûvaka's zerfällt. Eine Anûvaka kann irgend eine Zahl Hymnen in sich begreifen, von 1 bis 20. Von den Mandala's werden sechs denselben Individuen oder Mitgliedern derselben Familie zugeschrieben.

Jede Hymne hat einen Rishi oder begeisterten Lehrer zu ihrem Verfasser; aber die Namen derselben sind nicht immer in den Hymnen angegeben, sondern in einem Index aus späterer Zeit angeführt, der zugleich die Metra, die Anzahl der Stanzen in jeder Hymne und die Gottheit oder die Götter angiebt,

an welche dieselbe gerichtet ist. Professor Wilson hat vier Ashtaka's, welche 502 Hymnen enthalten, ins Englische übersetzt. Colebrooke's Analysis der Veda's ist meisterhaft, aber in Bezug auf die Chronologie mit Vorsicht zu gebrauchen. Für die Hindu's sind diese englischen Bearbeitungen von geringem Nutzen; das in Apathie versunkene Volk hat seine heiligen Schriften lange vernachlässigt und erst in der neuesten Zeit wieder angefangen, dieselben in der Ursprache zu lesen, nachdem die Veda's gemeinsames Eigenthum der Babu's und Gebildeten geworden sind und ein Sudra und Mlechcha sie nach Gefallen lesen kann.

Die Veda-Hymnen sind im Ganzen überaus monoton und so mit Wiederholungen überladen, daß die Geduld des Lesers sehr in Anspruch genommen wird; aber sie werfen ein helles Licht auf den Geist, die Denkweise und den gesellschaftlichen Zustand eines Volkes der Urzeit, eines Volkes, welches sich bereits dem Nomadenleben entschwungen und seine Reichthümer in Vieh, Pferden, Schaafen, Ziegen und Büffeln besaß, dem aber gemünztes Geld oder Goldwerth unbekannt war; denn außer dem Gebrauche desselben zum Schmucke, geschieht des Goldes nur zweimal Erwähnung. „Der Rishi Garga, heißt es, empfängt vom Raja Divadasa zehn Klumpen von Gold in zehn Beuteln;" aber es war ein Theil der Beute eines besiegten Feindes; und Kakshivat empfängt hundert Nishka's Gold vom Raja Swanaya, was Sayana als ein bestimmtes Gewicht Gold und an anderer Stelle als ein Halsband bezeichnet.

Wir werfen noch einen Blick auf diese Urzustände des indischen Volkes.

In der Zeit der Rishi's war die Kuh der wahre Reichthum. Die Zahl der Kühe bedingte Macht und Ueberfluß; die Kuh war dem Hindu das, was uns heute das Geld ist. Der Himmel ist eine Kuh, die Wolken ihr Euter und der Regen ihre Milch. Die Erdgöttin Prisni ist eine Kuh und ihre Milch die Nahrung, welche aus der Erde gewonnen wird. Die Kuh war der lieblichste ihrer Gedanken, das All ihrer Gebete; sie baten um Kühe, sie fochten für Kühe und wer einem Rishi ein Geschenk von Kühen gemacht hatte, war sicher, daß seiner ehrenvoll in den Veda's gedacht wurde. Der große Raja Divadasa empfängt vier Verse voll Lobes von Garga für zehn Pferde, zehn Klumpen Gold, hundert Kühe, zehn Streitwagen, Gewänder und Nahrung. Der heilige Bharadwaja und seine Brüder widmen drei Verse und viele Lobpreisungen dem Bribhu, dem Tischler, für sein Geschenk von Tausenden von Vieh. So kommt es, daß der Rishi Vamadeva frägt: „Wer kauft dies, mein Indra, für zehn Milchkühe?" von Göttern und Menschen Kühe erflehend.

Damals war aber noch keine Idee von Heiligkeit mit der Kuh verbunden; die uralten Hindu's schlachteten und aßen die Kuh, wie ja auch in den Veda's die thierische Nahrung für die beste erklärt wird. Opfermahle fanden statt, an denen 300 Büffel getödtet, theils gebraten, theils gekocht und gemeinsam verzehrt wurden. Mit Dank wird dabei des köstlichen Geruches gedacht, die Brühe wurde in besondere Gefäße vertheilt, bedeckte Schüsseln und Messer werden erwähnt und erzählt, wie für den Gutschmecker das Fleisch in besonderen Formen bereitet wird. Die Königinnen und Frauen leisteten den Opfernden hülfreiche Hand beim Kochen und bereiteten das Mahl, welches bei ganz besonderen Gelegenheiten aus Pferdefleisch bestand. Dazu erfrischten sie sich mit einem berauschenden, aus der Somapflanze bereiteten Getränke. Einer der Rishi's dankt Aswins auf das Herzlichste für das Geschenk eines Fasses, welches hundert Vars Wein enthielt (das heutige Var enthält drei Bushels). Es kann uns da nicht Wunder nehmen, wenn nach solchen Gelagen Indra all seine Macht mit einem Ungestüm entwickelt, daß die wildesten der Asura's seinem Andringen erliegen.

Aus den Veda's ersehen wir ferner, daß die Hindu's Kunststraßen und Fähren besaßen; sie maßen ihre Felder mit einer Meßkette, fuhren in Wagen, fochten in Streitwagen von Pferden gezogen und bedienten sich der von Ochsen gezogenen Wagen. Der Wagen aus Holz mit metallenen Rädern und eisernen Gittern und Säulen und mit Sitzen und einem Verdeck fuhr sich leicht und war zuweilen sogar mit Gold ausgelegt.

Sie trugen goldene Hals- und Armbänder, Ohrringe, Ringe an den Fußknöcheln [4]) und goldene Tiara's. Eisen war allgemein im Gebrauche und es scheint, daß die Indier es zuerst in Stahl umzuarbeiten verstanden. Porus gab 30 Pfund Stahl an Alexander als das beste Geschenk, das er ihm anzubieten vermochte. Wir lesen in den Veda's von Panzern aus Eisenstahl, von glänzenden Lanzen und Helmen; von Schwerdtern und Speeren, von Pfeilen mit Stahlspitzen, von Kürassen, die mit Gold ausgelegt waren. Weber und Seiler werden erwähnt; die Frauen bedienten sich der Nadel. Pferdeknechte reinigen die Pferde. Kameele und Esel waren in Indien heimisch und von vielen Thieren geschieht des Löwen, Wolfes, Hundes, des Hirsches und der wilden Kuh Erwähnung. Wir lesen von Heerden wilder Elephanten, aber nur eines zahmen Elephanten wird gedacht. Im Kriege wußte man die Elephanten noch nicht zu gebrauchen. [illegible] Indra's noch Civa's und seines Stieres [illegible]

Die Hindu's lebten in gut und fest gebauten und luftigen Häusern und verglichen den Himmel mit einer von tausend Säulen getragenen Halle. Sie lebten in Städten und auch der Städte ihrer Feinde wird gedacht, doch niemals des Namens derselben.

Man stößt auch auf die dunkeln Schattenseiten des Lebens: Betrug, Spiel, Verstoßen der Kinder, Diebstahl, Höflinge und Eunuchen! All dieser Verbrechen gedenken die Rishi's mit Gleichgültigkeit, wogegen der Wilddieb keine Vergebung erwarten konnte. Auch See- und Flußschiffe und Kaufleute, die um des Gewinnstes willen das Meer befahren, werden erwähnt. Obgleich Bhújyu, der Sohn des Königs Tugra, ein hundertrudriges Schiff fährt und aus dem Schiffbruche durch die Zwillinge Aświns, die Söhne der See (d. i. durch die Sterne, welche ihm die Richtung angaben, um nach einem großen Sturme sich wieder zurecht finden zu können), gerettet wird, so läßt sich doch nicht behaupten, daß die alten Hindu's Seefahrer gewesen seien. Wenn Túrvasú und Yadú eine Seereise unternehmen, so wird dies als etwas Wunderbares geschildert. In der Legende von Bhújyu (Wilson, Vol. I. p. 307) heißt es: „Túgra sandte (seinen Sohn) Bhújyu auf das Meer, sich von ihm trennend wie ein sterbender Mensch von seinen Reichthümern, aber ihr brachtet ihn zurück in euren eigenen Schiffen, über dem Meere schwimmend ohne die Wasser eindringen zu lassen. Drei Nächte und drei Tage, Nasatya's, habt ihr Bhújyu in drei schnell sich selbst bewegenden Wagen fortgebracht, aus hundert Rädern bestehend und von sechs Pferden gezogen, längs dem trockenen Bette des Oceans nach der Seeküste. Dies Unternehmen vollführtest Du, Aświns, im Ocean, wo nichts ist, was Stütze gewährt, nichts, worauf Du ruhen kannst, nichts, Dich daran festzuhalten, indem Du Bhújyu in dem hundertruderigen Schiffe nach seines Vaters Haus zurückbrachtest." (Die Aświns galten für die drei Sterne des Aries (Eris) und werden im Hindu-Zodiacus durch einen Pferdekopf dargestellt.)

Die Raja's schickten einander Gesandte; es gab Hallen der Gerechtigkeit, Hallen und Gemächer für das Opfer; aber weder Tempel, noch Götzenbilder. An den großen Straßen, welche oft von Räubern gefährdet wurden, lagen Sarai's (Caravansereien). Sie hatten Aerzte und Arzneimittel ohne Zahl, unter der besonderen Obhut des Rúdra und der Aświns; zu ihrer Belustigung hatten sie Puppen und Theater.

Der Frauen geschicht in hoher Achtung Erwähnung, ihrer wird liebe-

voll als „des Lichtes der Heimath“ gedacht, der Rishi geht mit seiner Gattin zum Opfer. Liebenswürdige Mädchen erscheinen in Aufzügen, erwachsener unverheiratheter Mädchen, die noch im Vaterhause leben, wird nicht vorwurfsvoll gedacht. Dagegen finden wir, daß Kakshivat, einer der berühmtesten der Rishi's, zehn Schwestern auf einmal heirathet.

Dies Geschlecht, welches sich im Schlachtenstaube wohl fühlte, in weite Fernen vordrang, verlangte von den Göttern nicht weniger als ein Leben von hundert Wintern.

Von einem Feste an den Ufern des Indus heißt es: „Aswins, sagt Kakshivat, euere bewunderungswürdigen (Pferde) zogen den Wagen, welchen Du ausgerüstet hattest, im ruhmvollen Wettrennen nach dem Ziele der Bahn und das Mädchen, welche der Preis war, kam aus Liebe zu Dir, und erkannte Euch an, sprechend, ihr seid meine Herren.“ (Vol. I. p. 322.). Im Streitwagen-Kampfe wurde die Schöne gewonnen.

Als Alexander nach Indien kam, war dieser ritterliche Sinn verschwunden. Wir geben zum Schlusse nur einige Züge von dem Bilde, das Curtius (VIII, 32) von den indischen Fürsten entwirft.

Der abscheuliche Luxus ihrer Fürsten übertrifft alle anderen Nationen. Er ruht in goldenem Palankin mit Perlengehänge. Die Gewänder, in die er sich kleidet, sind mit Purpur und Gold verziert. Die Säulen seines Palastes sind vergoldet und ein fortlaufendes Muster von Traubengehängen aus Gold geschnitzt und Figuren von Vögeln in Silber zieren jede Säule. Der Derbar wird gehalten, während er sich kämmt und sein Haar ordnet; alsdann empfängt er Gesandte und entscheidet Streitsachen . . . Die Frauen bereiten das Mahl und schenken den Wein ein, dem alle Inder im hohen Grade zugethan sind. Wenn er oder seine Königin sich auf Reisen begeben, so sind sie von einer Schaar tanzender Mädchen in vergoldeten Palankins begleitet; und wenn er sich berauscht hat, so tragen ihn diese nach seinem Ruhekissen.“ —

Diese wenigen, aber charakteristischen Züge mögen genügen, um sich ein Bild des altindischen Lebens aus ihnen zusammenzustellen. Wir erwähnen schließlich nur noch, daß die Fingersprache den Indiern schon in den ältesten Zeiten wohlbekannt war. Sie wurde offenbar beim Vedastudium gebraucht und mag zu größerer Geheimthuerei, und, um damit zu imponiren, erfunden worden sein. Die Benennung und Symbolik der Finger reicht jedenfalls bis in die ältesten Zeiten hinauf. (Vgl. Böhtlingk-Roth im Sanskrit-Wörterbuche

nter Anâmikâ, Ringfinger. Annadîtomâ ist der Zeigefinger) Einer anderen, ist pythagoräischen Symbolik wollen wir auch noch gedenken, nämlich der er Zahlen. Die Brahmanen beschäftigen sich eifrig und gern mit dergleichen Speculationen. So suchen sie z. B. durch ihre 31 (8 + 11 + 12) Götter mit Hinzuzählung von Indra und Prajâpati die alte überlieferte, mysteriöse Zahl on 33 Göttern zusammenzubringen, die auch dem Avesta bekannt ist und ch auf eine Elfzahl von Göttern je in den drei Reichen des Himmels, der uft und der Erde bezieht. Dieselbe Dreizahl finden wir auch bereits in der Brâhmana-Periode für den Numerus in der bereits sehr fein und scharfsinnig usgebildeten Grammatik, sowie die Zahl der Casus in den Prâtiśâkhya's hon auf 7 fixirt wird.

Quellen-Angaben und Erläuterungen.

1) In den Hinduschriften wird der Mondwechsel nicht erwähnt. Das Jahr bestand aus 360 Tagen; der Festcyclus umfaßte aber 5 Jahre; im letzten wurde wahrscheinlich ein Monat eingeschaltet, um das Sonnenjahr voll zu machen. Die spätere Monats-Eintheilung kam erst mit und nach Asôka in Gebrauch. Von Sternbildern hieß z. B. der Krebs Aswins, die Krippe der Streitwagen, die 3 Sterne welche die Römer Aselli, die Griechen Onoi nannten, sind bei den Indiern der 3rädrige Kampfwagen. 90 Grad vom Krebse stehen die 3 Sterne im Widder, wohin sie den Indra versetzten; statt des Steinbockes dachten sie sich Pushan, auf seinem Ziegenbocke reitend. Man findet auch Andeutungen ihrer Kenntniß des Zodiakallichts, sowie von der siebentägigen Woche. Wenn die Sonne im Widder (mesha) stand, malten sie die Jungfrauen mit farbigem Staub auf den Boden und beteten sie Morgens und Abends an. Im Monate Mârgasirshâ zogen sie zierlich gekleidet und singend durch die Ortschaften und brachten Gott die ihnen gereichten Geschenke. Wenn die Sonne im Krebse (Karkata) stand, zur Zeit des Pûrvâ Phalgunî (Februar), beteten sie Umâ an und vertheilten geröstete Bohnen und Salz und wenn die Sonne in Uttarâ Phalgunî stand, beteten sie zur Gottheit Srî.

Mit Bûddha beginnt eine neue, dem Brahmanenthum abholde Zeit, in der sich die unteren, gedrückten Casten emporarbeiten. Mit ihr änderte sich die ganze Literatur. Max Müller findet in den Hymnen und Brahmana's der Veda's, als den älteren, eine viel größere Einfachheit als in denen der Mahâbhârata, Râmâyana oder den Pûrana's. Diese epischen Gedichte scheinen nach Sprache und Versmaaß sowohl als nach ihrem moralischen und religiösen Systeme zu einer Zeit niedergeschrieben zu sein, als die Vedawelt noch in der Ueberlieferung fortlebte; ihre Compilatoren gehörten einer viel späteren Zeit an als die Helden, die sie besingen, und waren streng orthodoxe Brahmanen aus Menu's Schule. Daß übrigens die Sprache der Veda's mit der in den Inschriften zu Persepolis gebrauchten nahe verwandt ist, glauben wir schon erwähnt zu haben.

2) In seinem Werke: Zur Geschichte des Veda.

3) Die Bhagavatapûrana von Prof. Burnouf und Auszüge aus den 17 anderen Pûrana's von Prof. Wilson.

4) Die indischen Tänzerinnen tragen noch heute die Nûpura, goldene mit Edelsteinen besetzte Ringe, an den nackten Füßen.

Ueber die Sitten der Eingeborenen und über die scharfen Urtheile, welche sie über die Engländer fällen, finden sich treffliche Bemerkungen und Beobachtungen in Miss Emma Roberts, Scenes and Characteristics of Hindostan. 3 Vols. 12°

ondon 1835. Es pflegen in persischer Sprache geschriebene — nicht gedruckte — agesnachrichten unter den vornehmen Eingeborenen im Geheimen zu circuliren, welche it den lebhaftesten Farben ausgeschmückte und auch mit mancherlei Erfindungen würzte Schildereien und Erzählungen über die Engländer und ihre Sitten enthaln. In einer solchen wird ein englisches Mittagsmahl, wie folgt, geschildert:

„Die hochwürdigen Gentlemen hatten gestern Abend ein großes Festmahl, zu elchem viele höhere Militärpersonen geladen waren. Da trug man ein kleines chwein auf die Tafel und setzte es vor Herrn M. hin, der es in kleine Stücke schnitt nd Jedem von der Gesellschaft etwas mittheilte. Selbst die Damen aßen davon! n ihrer Sprache nennen sie es „ham“ (Schinken). Nachdem sie diese unreine Nahıng (nebst vielen verschiedenen Fischen) verschlungen und viel Wein getrunken hatten, achten sie einen entsetzlichen Lärm, der ohne Zweifel durch die Trunkenheit veranlaßt urde, sprangen einige Male auf, schrieen „hip, hip!“ brüllten und tranken noch mehr Vein. Nach Tische tanzten sie in ihrer abscheulichen Weise, ihre Frauen herumzerrend.“ och carikirter ist die Schilderung einer neu angestellten Magistratsperson, die sich lerdings vor den verschlagenen Indiern einige Blößen gegeben zu haben scheint. ie indische Aristokratie fühlt sich überhaupt zurückgesetzt, die Massen gehen einer oßen Veränderung entgegen und die arbeitenden Classen sind überbürdet. Es finden h aber auch Beispiele von aufrichtiger Verehrung der Eingeborenen für verdienstolle Engländer. Zu den Gräbern einiger Engländer, z. B. des Bischofs Heber, des enerals Wallace zu Serur, wird sogar gewallfahrtet. Man sieht alte Sepoys ihre inder zu den Gräbern der Offiziere führen, unter deren Commando sie einst Ruhm nd Ehre einernteten. Noch vor 30 Jahren trat die Wache des sogenannten Piquetügels zu Serur in der Nacht zu einer bestimmten Stunde unters Gewehr, um dem eneral Wallace, der, wie die Sepoys sagen, dann auf seinem weißen Paradepferde scheine, die militärischen Ehren zu erweisen. So befindet sich auch in der Nachbarhaft zu Rajmahl ein prachtvolles Grabmahl, das dem früheren Richter in Boglipur, ugust Cleveland, zu Ehren von den dankbaren Bewohnern der anliegenden Distrikte indischem Stile erbaut ist. Zwei Fakire erhielten daneben Tag und Nacht brennende ampen und am Todestage pilgerte das Volk hin, um dem Andenken des edeln lannes seine Verehrung zu zollen. Ein anderes Grabmahl bei Agra, welches die ülle eines Offiziers birgt, der die Eingeborenen liebevoll behandelte, wird gleichfalls ehrenvollem Andenken gehalten. Solche Erscheinungen veranlassen uns zu tieferem achdenken und sollten von den Engländern noch weiser beachtet werden.

Zwischen den höheren und niederen Classen besteht übrigens in Indien nicht r große Unterschied, der in Europa den Vornehmen von einem Arbeitsmanne ennt. Die niederen Classen sind auch mit allen Lebensverhältnissen genau bekannt nd voll Intelligenz vertheidigen sie ihre eigene Sache mit großem Geschick, wogegen e höheren Classen von ihrer glänzenden Stellung meist bald herabsinken, da Glück nd Wohlleben in Indien zu geistigem und moralischem Verfall zu führen pflegt. enn sich ein Hindu aus der niedrigsten Lebensstellung in eine hohe erhebt, tritt er f, als sei er für dieselbe geboren. Wenn er im geselligen Leben in den Kreis der ebildeten geführt wird, so zeigt er solchen Takt, oft selbst solche Grazie des Benehens, daß man glauben muß, er sei schon längst an den Umgang mit solcher Gesellhaft gewöhnt. (Vgl. Modern India and its Government. By George Campell 1852. S. 63.)

Ueber die Kleidung hat der Verf. in seiner Reise in Ostindien bereits an vielen rten gesprochen. Sie ist so mannigfaltig wie wohl kaum in einem anderen Lande

der Welt. Gewöhnlich aber besteht sie aus zwei langen Stücken weißen baumwollenen Zeuges, von denen das eine um die Mitte des Körpers gewunden und zwischen den Beinen zusammengeschürzt wird, während ein Theil bis etwas unter die Kniee hinabhängt. Das andere Stück wird über die Schultern gelegt und gelegentlich über den Kopf gezogen, der sonst unbedeckt ist. (Arrian Indica, 16.) Haupt- und Barthaar werden gewöhnlich abgeschoren, nur auf dem Wirbel pflegt man einen langen Busch Haare stehen zu lassen. Schnurrbärte sind sehr allgemein und werden nur von strengen Brahmanen nicht getragen. Sehr häufig findet man jetzt auch die weiße Baumwollen-, Zitz- oder Seiden-Tunika mit einer farbigen Binde um die Taille oder einer Schärpe über die Schultern. Beinkleider sind mohamedanische Tracht. Zum vollen Anzuge gehört ein langes, weißes Gewand von fast durchsichtigem Musselin über den ganzen Körper. Tänzerinnen tragen oft überaus feinen und durchsichtigen Musselin. Der Frauenanzug ist dem der Männer sehr ähnlich, nur länger und bunter in den Farben. Schmucksachen lieben die Frauen überaus, aber auch Männer tragen Ohrringe, Arm- und Halsbänder. Hals und Beine sind unbedeckt. An letztere ziehen die Frauen gestickte Pantoffeln, welche vorn eine emporgebogene Spitze haben. In den Häusern gehen beide Geschlechter gewöhnlich barfuß. In den einzelnen Staaten finden sich von dem beschriebenen Costüm die mannigfachsten Abweichungen. So binden z. B. die Chond's im Tafellande von Gumsur nur ein Tuch um die Mitte des Körpers, dessen Zipfel hinten wie ein Rockschoß herunterhängt. Ihr Haar ist an dem Schlafe oder der Stirne in einen Busch zusammengebunden und wird mit einem wollenen, wo möglich rothen Bande oder selbst mit Papierstreifen verziert. Jedermann trägt hier eine Axt, viele auch Bogen und Pfeile. In Bekanier trägt man ganz allgemein 2 Schmucksachen um den Hals, ein Medaillon von Gold oder Silber mit dem Bilde der Sietula, der Göttin der Pocken, ferner ein dünnes, flaches Stückchen Gold gleich einem Wappenschilde, mit rother und grüner Emaille und den Namen Srie Ram-jie oder Lachmienath (ein Lieblings-Heiliger). Auch Korallenhalsbänder werden getragen. Der gelbe Turban hat 2 Spitzen und gleicht einem Kameelsattel. Ebenso häßlich ist das lange, weiße Oberkleid, das an Brust und Armen eng anliegt und wie ein Unterrock in vielen Falten herabhängt. Selbst hoch im Himálaja beim Nagûr Ghât tragen die Frauen um den Hals, in den Ohren und in der Nase Schmucksachen und, wenn sie diese nicht kaufen können, wenigstens Blumen, besonders die starkriechende, weiße Rose.

6.

Regierung und Justizverwaltung.

> Das wahre Volkswohl ist durch die größte Einfachheit der Gesetze bedingt. Die höchste Verderbtheit ist gerade in solchen Staaten zu finden, deren Gesetzcoder am dicksten ist.

Wir haben bereits im ersten Bande auf die große Gewalt der General-Gouverneure, welche Indien fast wie unabhängige Herrscher regieren, mehrfach hingewiesen. Ebenso ist schon an mehreren Stellen der Entwickelung des Gerichtswesens in Indien bis zu der wichtigen Akte vom Jahre 1843 hin gedacht worden. Trotz dieser wesentlichen Fortschritte muß doch Jedermann, der nur einige Studien über diesen Gegenstand gemacht hat, zugeben, daß die gegenwärtige Regierung der Größe des Reiches keineswegs gewachsen ist und daß die Gesetze, nach denen es regiert werden soll, unvollkommen sind und zum Theil zu den gegebenen Verhältnissen gar nicht passen. Die Zeit nahet heran, wo irgend eine große Veränderung nicht länger abzuweisen ist [1]). Das Verhalten der Regierung muß ebenso würdevoll als gemäßigt sein, Gerechtigkeit muß jede ihrer Handlungen leiten und der Vornehmste wie der ärmste Paria muß erkennen, daß Unrecht weder geduldet, noch ausgeübt wird.

In Ländern, die vom Mutterlande weit abliegen und überdies in Sprache und Gewohnheit von denselben bedeutend abweichen, pflegen Oberbeamte mit beinahe königlicher Vollmacht und Autorität zu regieren. So verhält es sich auch in Indien, wo die ganze Gewalt sich in den Händen einer verhältnißmäßig geringen Zahl von hochbesoldeten Engländern concentrirt. Es erscheint aber absolut nothwendig, daß den Eingeborenen wenigstens allmählig ein größerer Antheil an der höheren Verwaltung eingeräumt werde. Diese von

den Hindu's oft ausgesprochenen Wünsche fanden erst 1831 einige Berücksichtigung, wo Lord William Bentinck den Eingeborenen einen Antheil an den richterlichen Funktionen im Lande einräumte. Es wurden damals höhere Richterstellen für Eingeborene eingerichtet, nachdem es bis dahin nur zwei Classen eingeborener Richter mit sehr beschränkter Macht und sehr mäßigem Einkommen gegeben hatte, die Sudder Aumîn's und Munsiff's. Die ersteren konnten seit 1803 in Bagatellsachen bis zu 100 Rupien entscheiden, welche Gränze 1821 bis zu 500 Rupien ausgedehnt wurde, während die Munsiff's Processe bis zu 150 Rupien entschieden. 1827 wurden die Befugnisse dieser Gerichtshöfe noch mehr erweitert und 1000 Rupien als Maximum hingestellt. Doch wir betrachten zunächst die höheren Magistrate.

Die erste Person in der Provinz ist der Gouverneur. Alle gerichtlichen Verfügungen und Urtheile des Commissionärs oder Magistrats kommen dem oberen Gerichtshofe oder den Sitzungsrichtern zur Einsicht zu; diese haben aber keine Autorität über den Magistrat bei Polizeistrafen und können sich daher auch keine klare Idee über dessen juristische Befähigung bilden.

Die zweite Stelle nimmt der Sudder Nizamût Adawlût oder oberste Criminal-Justiz-Hof ein. Die Richter an demselben empfangen die Criminal-Verhandlungen des Magistrats zur Durchsicht, haben aber keine administrative Verantwortlichkeit. Der dritte höhere Beamte ist der Polizei-Commissär, welcher der Regierung für seine Handlungen direkt verantwortlich ist; er hat die beste Gelegenheit, die Befähigung des Magistrats zu beurtheilen, aber keine Macht, ihn zu controliren oder die gerichtlichen Akte zu unterstützen. Der vierte Beamte, unter welchem der Magistrat steht, ist der Sitzungsrichter, welcher seiner Stellung nach in dem Distrikte eigentlich nichts thun, sondern nur ungeschehen machen und Urtheile verhindern kann; denn an ihn kann der Verurtheilte appelliren und die vom Gesetze dazu gegebene Ermuthigung ist so groß, daß alle Processe dadurch ungemein in die Länge gezogen werden. Der fünfte ist der Inspector der Gefängnisse, der sechste hat die Polizei und Posten zu beaufsichtigen.

Die britische Regierung ist durch ihre Macht befähigt, ihren Unterthanen einen Schutz zu gewähren, wie ihn kein einheimischer Staat ihnen bieten kann. Auch sichern sie die englischen Gesetze und Institute in einer in diesen Staaten

bisher nicht gekannten Ausdehnung vor häuslicher Bedrückung; aber diese Wohlthaten sind theuer erkauft und zwar durch die Aufopferung der Unabhängigkeit des Nationalcharakters und Alles dessen, was ein Volk achtungswerth macht. Die Bewohner der britischen Provinzen können ohne Furcht ihren verschiedenen Geschäften nachgehen, sie können der Früchte ihrer Anstrengungen in Ruhe und Frieden froh werden, aber kein Einziger kann nach etwas Höherem als diesem so zu sagen animalischen Gedeihen streben, keiner darf auf eine direkte Mitwirkung bei der Gesetzgebung und der Civil- und Militärverwaltung seines Vaterlandes hoffen. Nach Männern, die öffentliche Aemter bekleiden oder doch zu solchen wählbar sind, bildet eine Nation ihren Charakter; wo diese fehlen, kann sich auch in anderen Classen der Gemeinde keine Energie entwickeln. Die Wirkung dieser Zustände ist in allen britischen Provinzen bemerkbar, unter deren Einwohnern sich die verworfenste Race der indischen Bevölkerung entwickelt hat. Die Eroberung Indiens durch die englische Armee hat insofern nur die Erniedrigung des ganzen Volkscharakters herbeigeführt. In den unabhängigen Staaten ist bei allen Wirren und Unruhen doch Jedermann die Möglichkeit offen gelassen, sich zu erheben und daher begegnet man hier noch einem Geiste der Nacheiferung, der rührigen Unternehmung und der Unabhängigkeit, welcher der Servilität der britischen Unterthanen weit vorzuziehen ist. (Thomas Munro). Auch muß man nicht glauben, daß die Regierung der eingeborenen Staaten durchweg eine schlechte sei. Ueber Sattara schreibt George Clerk, daß die dortige treffliche Regierung für die britische nur eine „Quelle der Stärke" gewesen sei. Um so mehr ist das ungerechte Benehmen der Engländer gegen diese Regierungen zu tadeln. Ihr Betragen gegen Curg [2]) ist abscheulich. Der Raja wurde dort ohne Grund entthront und seines Landes beraubt. Von Curg bemerken wir nachträglich, daß dort die Castenunterschiede gänzlich unbekannt sind, auch konnten sich die Brahmanen nie dort festsetzen. Tantri-Brahmanen durchziehen das bekanntlich westlich von Meisûr liegende Land nur von Zeit zu Zeit und lassen sich von den Curg's, welche vor diesen Priestern eine abergläubische Furcht haben, beschenken. Dieses geschieht besonders bei dem vor dem Eintritte des Monsun gefeierten Bhagavati-Feste. Doch wir eilen zur näheren Betrachtung der Justiz.

Als die Engländer ihre Macht in Indien begründeten, bemerkten sie bald, daß den Einwohnern ein geordnetes Gesetzwesen und eine geregelte Rechtsver-

waltung unbekannt war. Da wo die Mohamedaner, wie im oberen Indien, die Herrschaft besaßen, waren nur wenige, schwache Spuren der Hindu-Einrichtungen übrig geblieben und was an deren Stelle getreten war, hatte in seiner Unvollkommenheit keine festen Wurzeln gefaßt; selbst in den Mahrattenstaaten hatten die Hindu-Rechte oder Gebräuche unter dem tumultuarischen und willkürlichen Verfahren der Herrscher gelitten. Die Gerechtigkeit lag ganz in dem Willen des Befehlenden; meist waren die Ausübung des Rechtes und der Polizei und die Einziehung der Abgaben denselben Personen anvertraut und das Volk hatte keine Idee davon, daß es durch Gesetze gegen den Mißbrauch der Gewalt geschützt werden könnte. In der Person des Königs oder Raja's lag die Quelle des Gesetzes und der Gerechtigkeit und nach ihm beanspruchten der Subahdar, der Nawab und der Jaghirdar in ihrer kleineren Sphäre dieselbe Gewalt. In größeren Städten lebten Kazi oder Nyayadhi pati, mohamedanische oder Hindu-Gesetzausleger, aber ihre Autorität hatte kein Gewicht und ihre Bemühungen wurden schlecht belohnt. Dagegen war der Foujdar oder Kotwal, welcher in großen Orten die Polizei verwaltete und dem Gouverneur des Ortes oder Distrikts verantwortlich war, die entscheidende Behörde, sowie auf dem Lande die Patels oder Zemindare kleine Streitigkeiten schlichteten, aber auch in Criminalsachen entschieden. Aber all dieser Uebelstände ungeachtet blühten die Länder der Mahratten und es scheint, daß die Regierung, indem sie äußerst wenig für die Ausübung der Gerechtigkeit that, es dem Volke überließ, sich dieselbe selbst zu verschaffen und daß dieses sich dabei zufrieden fühlte. Die eingeborenen Richter, in Religion, Sprache, Sitte und Gewohnheit dem Volke homogen, kannten die Triebfedern des nationalen Lebens und die Denkweise ihrer Landsleute und gaben die Entscheidung nach ihrer gesunden Einsicht und ohne ihrem guten Rufe zu schaden. So wurde das Recht einfach, ohne Kosten, ohne Zeitverlust und ohne technische Kunstgriffe ausgeübt: Dieser aus uralten Hindu-Zeiten stammende Gerichtshof war das Panchayat, welches aus wenigstens fünf Richtern bestehen mußte, aber auch mehr, bisweilen sogar 50 Mitglieder zählte. Dieses Panchayat verlor aber allmählig alles Ansehen und beschäftigte sich meist nur noch mit der Regelung des Ceremonien- und Sektenwesens (S. d. Anhang).

Die Bildung regelmäßiger Gerichtshöfe der Zilla's und der Provinzialhöfe durch die Engländer verursachte anfänglich große Uebelstände, indem Jedermann sich schon durch die geringfügigsten Dinge zur Klage berechtigt

glaubte, so daß in dem einen Jahre 1797 in Bengalen mehr als 331,000 Processe anhängig gemacht wurden, welche zwar nach 10 Jahren auf die Hälfte reducirt waren, aber wegen der mannigfachen Rücksichten auf mohamedanische, Hindu- oder englische Gesetze große Kosten und viel Zeitverlust verursachten. Da man zu der Redlichkeit der Eingeborenen kein Vertrauen hatte, so wurden diese anfänglich beinahe ganz von der Verwaltung ausgeschlossen und dadurch die Kosten nur noch vergrößert, so daß sie sich in ganz Indien im Jahre 1813 auf 1,572,492 L. beliefen. Der Zilla-Richter hatte sowohl die Civil- als die Criminalprocesse zu führen und war auch mit der Leitung der Polizei-Magistratur betraut.

In Nimar werden die einfachen Streitigkeiten auf der Stelle geschlichtet, wobei sich das Volk versammelt. Durch die Panchayat sind dort viele in wenigen Stunden beigelegt worden; die klagenden Parteien kommen an einem bestimmten Tage im Zelte des die Pergûnnah durchreisenden Commissionärs zusammen, wo das öffentliche Verfahren ungerechte Forderungen verhindert und die Wahrheit an den Tag bringt; freilich können in den Landdistrikten nur wenige Leute dahin gebracht werden, vor Anderen sogleich die reine Wahrheit zu sagen.

Wilson giebt im Allgemeinen zu, daß das Gerichts- und Steuerwesen, welches die Briten in den eroberten Landestheilen einführten, den Erwartungen nicht entsprochen habe, die man bei der Einführung hegte; denn obgleich das englische System auf Recht und Menschenliebe gegründet war, so trug es doch zu viel von der europäischen Civilisation in sich, als daß der Inder nach seinen Gewohnheiten und gesellschaftlichen Begriffen sich damit hätte befreunden können. Ohne hinreichende Kenntniß von den Gesetzen und Gebräuchen der Inder, hatte man ihnen ein System plötzlich aufgezwungen, welches mit ihren bisherigen Gewohnheiten im Widerspruche stand, und Unzufriedenheit verbreitete. Weder unter den Hindu-Regierungen noch unter denen der Mohamedaner herrschte ein regelmäßig gebildetes Verwaltungs- und Gerichtswesen. Im nördlichen Indien waren noch Spuren uralter Hindu-Institutionen aus den Zeiten der mohamedanischen Herrschaft geblieben; was diese an deren Stelle eingeführt hatte, war unvollkommen und von dem Regierenden abhängig und verschwand beinahe gänzlich in Folge anarchischer Bewegungen. Ein ähnlicher Zustand trat in der Präsidentschaft Madras unter den mohamedanischen Regierungen ein; selbst in den Mahrattenstaaten verschwanden die

uralten Hindugebräuche, weil solche der tyrannischen Regierungsweise der Herrscher im Wege standen.

Ueberall waltete bei der Verwaltung das Prinzip absoluter Autorität des Herrschers vor, in dessen Händen allein die Festsetzung der Abgaben, die Ausübung des Rechts und die Handhabung der Polizei vereinigt waren, welche er nach eigenem Ermessen und mit Rücksicht auf seinen Vortheil und seine Sicherheit ausübte. In dem Fürsten waren Gesetz und Gerechtigkeit vereinigt, und die Subahdare, Nawabe oder Jaghirdare beanspruchten dieselbe Gewalt. Mohamedanische Gesetz-Ausleger (Kazi's) oder die Nyayadhi pati der Hindu's fungirten zwar in den großen Städten als Richter für Civil- und Criminalfälle; aber ihre Autorität war eine beschränkte, sie waren schlecht besoldet und gewährten dem Kläger nur sehr geringen Schutz. Ihnen zur Seite übte ein besonders angestellter Beamter, der Foujdar oder Kotwal die Polizei aus, er blieb aber dem Gouverneur des Distrikts oder der Stadt verantwortlich. In den Dörfern oder auf dem Lande versah dies Amt der Pâtel oder erste der Gemeinde oder der Zemindar, welcher als Grundbesitzer nicht nur die Abgaben einzog, sondern auch die Polizei ausübte und selbst in Civil- und Criminalfällen das Urtheil abgab. Den eingeborenen Fürsten war es vor allen Dingen darum zu thun, ihre Einnahmen so hoch als möglich zu steigern, weshalb alle Personen, die mit der Einziehung der Abgaben beauftragt waren, zugleich die richterliche und polizeiliche Gewalt ausübten; in ihren Händen lag das Schicksal des Volkes. — Es kam, wie wir schon sagten, dem Volke nie in den Sinn, daß das Gesetz gegen den Mißbrauch der Gewalt schützen könne. Wenn ein Amil in zu tyrannischer Weise verfuhr, so konnte das Volk seiner nur los werden, wenn es in Masse sich bei seiner vorgesetzten Behörde beschwerte; es war aber eigentlich seiner Gnade überlassen.

Während der Herrschaft der Mohamedaner in Bengalen war es in den großen Zemindari's, die aus mehreren Pergûnnah's bestanden, gebräuchlich, pergûnnah Cûtscheri's (Gerichtshöfe) zu haben, in denen des Zemindar's Agent, der Tehsildar oder Einsammler der Abgaben, die kleinen Klagfälle entschied. In den Dörfern übten die Gomashta's oder Agenten dieselbe Autorität aus. Die Zemindar's und ihre Dervan's entschieden Civilfälle nach den alten Hindugebräuchen; in Städten waren zu diesem Zwecke Kazi's angestellt. In den Mahratten-Ländern übte auf dem Lande der Potail die Civil-Gerichtsbarkeit aus, über ihm stand der Mamlûtdar oder Distrikt-Collector und Sirsûbahdar

(der Oberste über einen großen Distrikt) und über alle der Peischwa oder sein Minister. Die Jaghirdare übten die Gerechtigkeit in ihrem Besitzthum aus und je größer diese waren, je unumschränkter und unabhängiger von der Regierung walteten sie. In einigen Städten versah diese Pflicht der Nyáyádesi (Nyáya, Gerechtigkeit), der sein Amt unter der Autorität des Peischwa ausübte [3]). —

Ungeachtet der damit verbundenen Uebelstände, sagt Elphinstone, blüheten die Mahratten-Staaten und das Volk wußte nichts von den Uebeln, die unter dem pedantisch geordneten Systeme der Briten sich eingeschlichen haben. Es scheint, daß die Selbsthülfe, die man dem Volke überließ, wohlthätig dabei mitwirkte. So wenig verträglich dies mit den Gefühlen und Prinzipien des Briten war, so störte es doch keineswegs das Lebensglück des Indiers. Die über sie gestellten Personen gehörten ihnen an; vertraut mit ihren Gebräuchen und durch Religion und Sprache mit ihnen verbunden, verstanden sie es, sich das allgemeine Vertrauen zu erwerben. Ihre Entscheidungen gründeten sich mehr auf die Kenntniß der Personen und Verhältnisse als auf Gesetzbücher; das Verfahren der aus ihnen selbst hervorgegangenen Gerichtshöfe war höchst einfach und ihr Urtheil ein allgemein verständliches; keine verwickelten oder den klagenden Theilen unverständlichen Formen, keine technischen Spitzfindigkeiten störten das Verfahren, und das Volk entging großen Kosten und Zeitverlust, welche von einer gelehrten Justizverwaltung unzertrennlich sind. Wo irgend möglich, vermied man es, vor britischen Gerichtshöfen zu klagen und zog es vor, die Klagen dem Urtheile selbstgewählter Richter zu unterwerfen. Diese sind nach der Weise der ältesten Zeiten, in der Form und unter dem Namen des Panchájat, von dem wir bereits sprachen, bis auf unsere Tage gekommen. Aber auch dies System war in den meisten Theilen Indiens in Verfall gerathen und hatte sich nur noch im Süden und in den Mahrattenstaaten in seiner ursprünglichen Weise erhalten; selbst hier bediente man sich dessen mehr für Dinge, welche die Disziplin und Beobachtung von Ceremonien betrafen, wie solche, die Gewohnheiten und Gebräuche der verschiedenen Religionssekten verlangen. Eine richterliche Autorität übten sie nicht aus [4]). Dennoch hielten die competentesten Männer, wie Elphinstone, Oberst Munro, Walker und Grant Duff, das Panchájat für ein bedeutendes Werkzeug zur Ausübung der Gerechtigkeit. Zwar wurden dessen Mitglieder von den betreffenden Parteien gewählt, lebten jedoch der Hoffnung, von der einen oder vielleicht von Beiden dafür

beschenkt zu werden, ihr Erscheinen war nur zu oft unregelmäßig, indem es kein Mittel gab, Pünktlichkeit zu erzwingen; das Interesse der Parteien mußte hier das Meiste thun. In den Dörfern wurden die Panchâyat-Verhandlungen mehr gesprächsweise abgehalten, nichts Schriftliches wurde aufgesetzt, oft nicht einmal das Urtheil. Das Verfahren richtete sich nach ihren Rechtsbegriffen, Gesetzbücher wurden nicht zu Rathe gezogen, wohl aber in einzelnen Fällen der Sastri (Hindu-Rechtsgelehrte) befragt. Das Panchâyat besaß keine Macht, das Urtheil in Vollzug zu setzen, es mußte sich deshalb an den Regierungsbeamten wenden, wodurch dieser nicht ohne Einfluß auf die Verhandlungen blieb. Dennoch gefiel diese Gerichtsweise dem Volke, sie hatte so wohlthätig gewirkt, daß das Volk sich des Sprichwortes bediente: „Panch-Parameswara“ (Panchâyat ist Gott der Allmächtige) [5].

Als die ostindische Compagnie regelmäßige Gerichtshöfe einrichtete, vor denen Jedermann seine Klage vorbringen konnte, welche von diesen in gerechter und unparteiischer Weise untersucht werden sollte, suchte alle Welt eine Abhülfe von dem wirklichen oder eingebildeten Unrecht, die Gerichtshöfe wurden übermäßig in Anspruch genommen. Solchen Anforderungen waren die Gerichtshöfe, die über weite Landesstrecken und große Bevölkerungen ihre Wirkungskreise auszuüben hatten, nicht gewachsen. Denn in Bengalen umfaßte die Thätigkeit eines einzigen Zilla-Gerichthofes gegen eine Million Menschen; in Madras waren dieselben zahlreicher, hatten aber doch über je eine halbe Million zu richten, und in den abgetretenen Distrikten befanden sich in einem Gebiete von 29,000 □ Meilen zwei Zilla-Höfe [6]. Mit der Zeit verminderten sich, wie wir schon oben sahen, die Klagefälle, so, daß 1813 nur noch 184,790 Fälle vorkamen; aber auch diese Anzahl war einer Verhandlungsweise hinderlich, welche nach bestimmten Formen und strikter Verfahrungsweise zwar aufs Genaueste den Fall untersuchte, aber die Entscheidung viel zu spät abgab. Rücksichten auf die Hindu- und mohamedanischen Gesetze erschwerten dies noch mehr und die Möglichkeit von einem Tribunale an ein anderes zu appelliren, steigerte die Proceßsucht, verzögerte die Entscheidung und schadete den Gerichtshöfen in der Meinung des Volkes. Wenn man dabei erwägt, daß die mit dem Richteramte betrauten Engländer sehr oft eine unvollkommene Sprachkenntniß besaßen, die Gewohnheiten der Eingeborenen nicht kannten und auf die Formen mehr Gewicht legten, als auf den Geist [illegible], so kann es uns nicht überraschen, daß ihre Verfahren[illegible]

Anklang fanden. Um die Proceßsucht zu mäßigen und die Massen der unentschiedenen Fälle zu bewältigen, erhöhte man die Kosten; Hülfs-Gerichtshöfe wurden gebildet, die dem Staate zur Last fielen, und endlich gab man den Richtern größere Vollmacht und unterwarf das Vorrecht, zu appelliren, neuen Beschränkungen. Dennoch zählte man noch 1813 in Bengalen allein 145,168 Fälle, zu deren Beseitigung in den Zillahöfen drei Jahre und in den Provinz-Gerichtshöfen vier Jahre erforderlich gewesen wären [7]). Mit der Vergrößerung der Höfe und Vermehrung der Richter stiegen die Ausgaben in Bengalen von 306,000 Pf. Sterl. 1809—10 auf 806,000 Pf. Sterl. und im ganzen Reiche auf 1,260,840 Pf. Sterl.

Diesen Uebelständen einigermaßen durch vermehrte Anstellung von eingeborenen Richtern abzuhelfen, widerstand den Vorurtheilen, welche man gegen dieselben hatte. Viele der Briten, welche Gelegenheit hatten, deren richterliche Thätigkeit kennen zu lernen, erklärten, daß sie zu höheren Aemtern nicht zugelassen werden könnten, indem sie der Bestechung offen wären und deshalb stets unter der Aufsicht von Europäern stehen müßten. Andere erfahrene Männer, wie Sir Henry Strachey, die Obersten Munro und Walker, sprachen sich dahin aus, daß man den Eingeborenen das richterliche Amt allein übertragen, sie dann aber auch so besolden sollte, daß sie nicht der Versuchung, Bestechungen anzunehmen, ausgesetzt wären. Ihre Fähigkeit, die höchsten Aemter zu verwalten, bezweifelte Niemand, und der beste Beweis für ihre Begabung war, daß sie mit Geschick und zur Zufriedenheit des Volkes, ehe die Europäer Indien betraten, das Richteramt vollzogen hatten. Wo dies nicht der Fall gewesen, war es die Schuld der daselbst herrschenden Regierung. Obgleich diese Ansichten von erfahrenen Männern befürwortet wurden, so blieben doch die Dinge unter Lord Minto's Regierung beinahe unverändert. Unter seinem Nachfolger traten einige Veränderungen ein, wodurch sowohl in Bengalen als in Madras die richterliche Gewalt der Zillahöfe besser geordnet wurde. In der Präsidentschaft Bombay, wo das mohamedanische Gesetz bei Criminalfällen allein galt, wurde festgesetzt, daß die Hindu's fortan nach ihren Religionsgesetzen verurtheilt werden sollten.

Wenn bei Civilklagen sich so bedenkliche Uebelstände ergaben, so stellte sich Aehnliches, obgleich nicht in demselben Maaße, bei der Criminal-Rechtspflege heraus. Noch schärfer trat dies jedoch bei den Magistratspersonen hervor, welche mit der Verwaltung der großen Städte und Distrikte beauftragt waren.

Mit der Abwickelung der Civilklagen beschäftigt, vernachlässigten sie ihre Pflichten als Magistrate, wobei es oft vorkam, daß der Unschuldige der Gefängnißstrafe verfiel. Diesem vorzubeugen, stellte die Regierung neben den Zilla- und Stadtrichtern in eigenen Gegenden Magistrate an, denen jedoch nur bei Criminalfällen eine besondere oder theilweise richterliche Gewalt verliehen war, oder gesellte ihnen Magistratspersonen bei, um ihnen zu helfen oder je nach den Umständen unabhängig das Richteramt zu übernehmen.

Die den Richter in seinen Amtsverrichtungen unterstützende Polizei befand sich in Bengalen in einer noch schwierigeren Lage als die Criminal-Justiz und Civil-Justiz selbst. Unzählige Banden kühner und listiger Räuber, von Thûg's, Dakoit's, Choar's, Kûzzak's und Bûdhûk's, beunruhigten die unteren Provinzen von Bengalen, von deren Treiben schon die Rede war. Schon 1774 errichtete Hastings Thannah oder Polizei-Stationen, und verfügte, daß auch solche Personen, welche die Straßenräuber unterstützt oder von ihnen Geld angenommen hätten, gleich den Räubern selbst mit dem Tode bestraft werden sollten. Zugleich bildete er von Neuem die alten Aemter des Foujdar und Thannadar [8]). Nach den Verfügungen vom 6. April 1781 wurden die Foujdar's und Thannadar's wieder abberufen, die Richter der verschiedenen Dewanie Adawlût's wurden mit der Vollmacht als Magistrate bei Festnehmung der Dakoit's belehnt, obgleich die Macht, solche Verbrecher zu bestrafen, den Gerichtshöfen des Nizamût Adawlût zufiel, die im Namen des Nabob handelten. Aber um alle diese Criminal-Verfügungen und Polizeiberichte dieser Höfe unter eine Controle zu bringen, wurde ein besonders verpflichteter Beamter als »Remembrancer of the Criminal Courts« angestellt. Auf diese Weise übten britische Beamte im Namen des Nabob in etwas sehr willkürlicher Art die Gerechtigkeit aus.

Im Jahre 1787 finden wir den Distrikt-Verwalter als Richter, Einnehmer und als Magistrat, der über kleine Fälle entscheidet und die Gefängnisse überwacht. Die großen Criminal-Sachen wurden wie zuvor im Namen des Nabob in seiner Eigenschaft als Naib Nazim verhandelt. Drei Jahre später, in Folge unzähliger Räubereien und Mordthaten und anderer täglich sich ereignender Grausamkeiten, wurden neue Veränderungen ins Werk gesetzt. Der General-Gouverneur Lord Cornwallis erklärte, daß die dem Nazim, wenn auch nur dem Namen nach zugestandene Gerechtigkeitspflege zu Ende sei, und daß die britischen Behörden die Verwaltung der Criminal-Gerichts-Verwaltung in

den britischen Provinzen ausschließlich allein handhaben würden. Vier Gerichtshöfe, drei für Bengalen und einer für die Behar-Provinzen, wurden errichtet; zwei eidlich bestellte britische Beamte, von einem Kazi und Mûfti unterstützt, hatten Sitz und Stimme in diesen Höfen. Der erste Criminal-Gerichtshof oder Nizamût Adawlût wurde von Murshedabad nach Calcutta verlegt und der General-Gouverneur und Mitglieder des Rathes präsidirten daselbst mit dem Haupt-Kazi der Provinzen; wobei zwei Mûfti's als Gesetz-Ausleger angestellt waren. Die Urtheile dieses obersten Gerichtshofes wurden in gewissen Fällen nach den mohamedanischen Gesetzen gefällt; wonach z. B. die Verwandten des Ermordeten nicht mehr das Recht hatten, dem Mörder Verzeihung angedeihen zu lassen. Aber erst 1791 wurde die Strafe der Verstümmelung abgeschafft, und der Verlust eines Gliedes mit 7 Jahren Gefängniß, zweier Glieder mit 14 Jahren bestraft.

Im Jahre 1792 wurde verordnet, daß die Polizei, welche die Landbesitzer bisher ausübten, von besonders durch den Magistrat angestellten Polizei-Dienern besorgt werden sollte. Der Polizei-Daroga erhielt den Auftrag, alle müßigen und verdächtigen Subjekte festzunehmen und dem Magistrate zuzusenden. Dies war der erste Anfang der späteren „Bûd-mäash," Bestimmungen. Der Dorfwächter, dieses nützliche Glied in der Polizeikette, wurde unter Controle des Daroga gestellt, der 20 bis 50 bewaffnete Polizisten befehligte. Polizei-Dâks oder Stationen wurden errichtet und gewisse piratenartig ausgerüstete Boote auf dem Ganges wurden verboten.

Im Jahre 1793 trennte Lord Cornwallis das Amt des Magistrats oder Richters von dem des Einnehmers. Der Gerechtigkeitssinn und die praktische klare Auffassung britischer Beamten war von großem Werthe, aber das englische Gesetz den Hindu's aufzudrängen, war ein arger Mißgriff. Millionen verfluchen den Tag, an welchem es in Indien eingeführt wurde. Nach demselben muß der Bauer den Tehsildar zu Hülfe rufen, der Tehsildar, nachdem er dessen Aussage vernommen, den Collector von dem Vorfalle in Kenntniß setzen; dieser beruft nun den Regierungs-Vakiel, dieser begiebt sich zum Magistrate, welcher endlich einen Brahmanen, der sich und sein Kind zu tödten droht, wenn man ihn zwingen will, eine Rupie zu zahlen, herbeirufen läßt, denselben zur Verständigung zu bewegen. Dies mißlingt gewöhnlich und nun wird ein Chûprassey abgeschickt, die Verhandlung fortzusetzen, und da es diesem und einem anderen Brahmanen nicht gelingt, erhält der mohamedanische Bauer

den Auftrag, den Widerspenstigen ins Gefängniß zu bringen, vorausgesetzt, daß er noch seiner habhaft werden kann. Dieser kommt zu spät, der Brahmane hat seine Familie getödtet und verbrannt und der Verbrecher wird nun entweder selbst verbrannt oder transportirt [9]). Diese Formen finden sich nicht mehr in den Criminal- und Revenue-Verwaltungen, aber noch in den Civilgerichtshöfen.

Während einer Periode von 50 Jahren, von 1780 bis 1830, wurden 4534 Personen in Bengalen angestellt und im Civildienste durchschnittlich 30 Personen jährlich nach Indien gesandt. Im Militärdienste war diese Zahl natürlich weit größer. Wenn man so häufig von den vielen Beamten liest, welche England in Indien in reich dotirte Stellen einsetzen soll, so ist dagegen zu bemerken, daß auf 200 □ Meilen mit durchschnittlich 200,000 Einwohnern nur ein Civilbeamter kommt. Oft werden junge Leute, welche eben erst die Hochschule verlassen haben und im Lande fremd sind, mit der Verwaltung von Aemtern betraut, die sie über Tausende stellen. Natürlich müssen sie dann Vieles den Eingeborenen und noch dazu ohne die gehörige Controle überlassen. Ihr Amt wird noch dadurch erschwert, daß in Indien jede Kleinigkeit zu Papier gebracht und weit mehr geschrieben als gehandelt wird. Mächtige Aktenstöße wandern täglich in die Criminalhöfe und doch läßt diese Schreibseligkeit mitunter gerade da Lücken, wo sie recht wünschenswerth wäre, z. B. in Bezug auf die Geschichte der Staatseinnahmen und Ausgaben. Die Distrikte selbst sind von verschiedener Größe. Der bedeutendste in den Nordwest-Provinzen ist Gorûckpur mit 7346 □ Meilen und 2,376,533 Seelen. Delhi und Benares haben wenig Umfang, weil die Städte allein genug zu thun geben. Im Durchschnitte haben die Distrikte über 750,000 Seelen und 2322 □ Meilen.

Ein Distrikt ist in Einnahme- und Polizeikreise getheilt; erstere, welche aus fünf bis zehn bestehen, stehen unter je einem Tehsildar, welcher gemeinhin auch die Polizei oder Tehsildarie beaufsichtigt. In dieser Tehsildarie sind, je nach Größe und Bevölkerung, zwei oder mehrere Thanna's oder Haupt-Polizeistationen. Der Tehsildar hat als Deputirter des Magistrats die Vollmacht eines Magistrat-Beistandes, d. h. er kann kleine Geldstrafen und kurze Gefängnißstrafen in solchen Fällen verfügen, welche sein Vorgesetzter ihm überwiesen hat. Dagegen darf er keine Processe annehmen. Im gewöhnlichen Leben hat er streitende Parteien (über Besitz u. s. w.) zu verständigen, und ein Tehsildar als stellvertretender Magistrat hat eine sehr wichtige und einträgliche Stellung

(1—200 Rupien den Monat). Unter ihm steht der Polizei-Thannadar oder Kotwal (100 Rupien den Monat), welcher den Tehsildar in dem ihm anvertrauten Thanna zu vertreten hat. Unter dem Thannadar steht der Jemadar (8 Rupien) der Polizei, welcher unter ihm als Beistand oder Deputirter handelt, und in jedem Thanna ist ein Schreiber (Mohûrrir), der wieder seinen Deputirten hat, und außerdem 20—30 Burkûnday (4 Rupien), die Wächter der Polizei; der letzte derselben ist der Dorf- und Stadtwächter. Außerdem unterhält der Landbesitzer in jedem Dorfe einen Bûlahûr oder Goreyt. Endlich hat der Magistrat noch über 50—60 berittene Polizisten zu verfügen. Im Burdwan-Distrikte waren 1788 noch 2400 Pasbans oder Dorfwächter und 19,000 Paiks oder Polizeibeamte. Bezahlte Spione (Goyendas), eine Art geheimer Polizei, werden noch immer für nothwendig gehalten.

men. Fahrzeuge von ungefähr 200 Tonnen können in den Coringa-Hafen einfahren und überhaupt werden dort häufig Schiffe ausgebessert. Masulipatam und Madras selbst haben gefährliche Rheden und felsige Untiefen bilden die sogenannte Adamsbrücke. Ceylon besitzt aber einige vortreffliche Häfen. Vom Cap Comorin bis Bombay ist dagegen nur die Bucht von Cotschin ganz brauchbar. Mit diesem Mangel an sicheren Ausgangspunkten der Seestraßen läuft der Mangel an Landstraßen parallel, obgleich nicht zu verkennen ist, daß die Engländer in dieser Beziehung bereits viel geleistet haben [1]). Fast noch nothwendiger zum Gedeihen des Landes ist aber bei dem Klima Indiens eine gute Bewässerung. Indien würde fast in seiner ganzen Ausdehnung das fruchtbarste Land der Welt werden, wenn man überall für eine vortreffliche Canalisirung und Berieselung sorgte, welche bei Indiens klimatischen Verhältnissen unbedingt nothwendig ist [2]). Die Vernachlässigung dieses dringenden Bedürfnisses hat aber unter Anderem auch die jetzige Hungersnoth mit veranlaßt. Dieselbe tritt an schiffbaren Strömen gelinder auf, aber die armen Reiot's im Innern leiden furchtbar und werden ihre Abgaben nicht entrichten können, sowie auch die Grundsteuer wenig abwerfen wird. Am ärgsten wüthet diese Landplage in den nordwestlichen Provinzen, so daß z. B. in Amballah eine grobe Hülsenfrucht (Gram), mit der man sonst Pferde füttert, mit 10 Sgr. à Pfund bezahlt wird. Die Getreidepreise im Süden sind auf das Achtfache des gewöhnlichen Satzes gestiegen. Gerade das Ganges- und Jamna-Duab, wo für die Bewässerung schon viel geschehen sein soll, und also auch das Pendschab, ist von Mißwachs heimgesucht und wenigstens 4½ Millionen Menschen haben von der Hungersnoth zu leiden. — Ueber die Bewässerung bei Delhi theilen wir aus Sir John Lawrence's Berichten Folgendes mit. Der Sherien oder Mietha ist eine Bewässerung, welche in regelmäßigen Jahreszeiten keine außerordentliche Ernte gewährt, wohl aber in trockenen. Mûtwalla oder hartes (aus süßem und salzigem gemischtes) Wasser giebt in gewöhnlichen Jahren treffliche Ernten, nicht so in trockenen. Mûlwalla, die Bewässerung mit salzigem Wasser, ist in trockenen Jahren schlecht. Kharyshore, die Berieselung mit noch salzigerem Wasser, gewährt in regelmäßigen Jahreszeiten mit Regen die beste Frucht, in trockenen gar nichts. Bei dem Sherien wird das Wasser, vermöge eines Strickes, in ledernen Gefäßen aus dem Brunnen gezogen; gewöhnlich gehören 3 Gefäße zu einem Brunnen und 15 Acker zu einem Lao (Gefäß). Brunnen (catscha) können nur gegraben werden, wo das Erdreich sehr fest ist.

muß. Wenigstens eine Stunde vergeht, ehe er alle die ihm vom Volke überreichten Suppliken lesen und seinen Bescheid abgeben kann. Man bringt ihm die Liste der zu verhörenden Verbrecher, der zu vernehmenden Zeugen, der zum Urtheil reifen Fälle; Briefe an die Polizeicommissäre und Gefängniß-Aufseher werden geschrieben und der Tag neigt sich schon zu Ende, wenn ein Steuerbeamter mit einem ganzen Stoße von Papieren erscheint. Auch in diesen Angelegenheiten warten eine Menge Personen darauf, vorgelassen zu werden. Keiner soll eigentlich warten oder auf den folgenden Tag bestellt werden. Aber aus den Gefängnissen, dem Stempel- und Bauamt, der Registratur rc. drängen noch Beamte heran und lassen den abgematteten Magistrat erst in der Abenddämmerung nach Hause eilen. Er macht dann vielleicht noch eine kurze Spazierfahrt oder einen Ritt auf derselben Straße, die er seit Monaten besuchte und sieht dort fast täglich dieselben Leute. Dann dinirt er, versucht einen Artikel des »**Quarterly Review**« oder einen ungewöhnlich anziehenden officiellen Bericht zu genießen und wenn er ja noch in Gesellschaft geht, so ist er zu müde, um sich dort zerstreuen zu können. Er hat nur Verlangen nach seinem Bett. So verlaufen alle Wochentage des Magistrats, der Gott für den Sonntag dankt, wo er endlich einmal Ruhe hat.

Eine Bemerkung über die Verwaltung in der neuesten Zeit.

Die Verwaltung der indischen Compagnie hatte einen entschieden kaufmännischen Charakter. Ihr Gewissen hielt gleichen Schritt mit der Bilanz des Hauptbuches, aber in einer Hinsicht besaß sie ein unläugbares Verdienst: sie stand zwischen dem Uebermuthe der Eroberer und der Servilität der Eroberten. Seit der zweiten Eroberung Indiens durch Lord Clyde und seitdem die indischen Besitzungen direkt von Downingstreet aus regiert werden, hat sich dieser Zustand der Dinge bedeutend geändert. Der Uebermuth der Eroberer ist gewachsen, die Servilität der Eroberten hat einem lauernden, in thatkräftigen Haß ausartenden Mißvergnügen Platz gemacht. So herrscht z. B. selbst in der während der großen Rebellion vollkommen ruhigen Präsidentschaft Madras in Folge der neuen Einkommensteuer eine bedenkliche Stimmung, wozu freilich der Umstand mit beiträgt, daß Sir Charles Trevelyan, der von dort abberufene Governor, seine Mißbilligung dieser Maßregel offen ausgesprochen hat. Die Eingeborenen sind entwaffnet, und die „weiße Aristokratie" allein hat das Privilegium, unter der Form von Freiwilligencorps Waffen zu tragen; die Regierung selbst, anstatt zu vermitteln und abzuwehren, nimmt entweder entschieden Partei für die Unterdrücker oder erklärt sich im besten Falle neutral. Letzteres hat sie in den nun schon seit einem Jahre andauernden Zwistigkeiten zwischen den indischen Feldarbeitern und den englischen Indigobauern gethan und sich dadurch den bittersten Angriffen von Seiten der europäischen Aristokratie in Indien und der „Times" ausgesetzt.

In den Präsidentschaften von Madras und Calcutta stehen eigentlich mohamedanisches und brahmanisches Gesetz noch immer unvermittelt neben einander und nur nachträgliche Verordnungen des General-Gouverneurs auf Antrag seines gesetzgebenden Rathes schleifen allmählig die scharfen Ecken weg und durchdringen beide Seiten je länger je mehr mit dem Geiste christlicher Billigkeit. In der Präsidentschaft Bombay dagegen wurden die vorgefundenen Bestimmungen für die Rechtspflege durch den Gesetzcodex des Gouverneurs Elphinstone mit einem Male beseitigt. (S. Graul III, 105). Ueber diese Elphinstone'schen Reformen in Bombay bemerkt der Geograph

Ritter: „Vielleicht, daß eben hieraus für Bombay eine neue Gefahr hervorgeht, wenn bei der noch vorhandenen niederen Stufe der Entwickelung statt Humanität Frechheit das Ergebniß der Milde sein sollte — was der trübe Blick der Gegenpartei wenn auch nur vermuthet.“ Die von Lord William Bentinck dem Lande geschenkte Einrichtung der Geschwornengerichte war nie populär. Indien erscheint noch nicht reif für die englischen Geschwornengerichte. Hier sowie in vielen anderen Verhältnissen erkennt man bald, daß das erste und hauptsächlichste Hinderniß einer besseren Rechtspflege in den Zuständen der Eingeborenen selbst liegt. Das englische Gerichtsverfahren mißfällt dem Hindu. Es ist überhaupt die Schattenseite der englischen Gesetzgebung, daß sie nicht auf einer vollständigen Kenntniß der Bedürfnisse und Wünsche des Volkes begründet ist. Auch haben der Entwickelung des Gesetzwesens die fast ununterbrochenen Kriege natürlich stark Eintrag gethan. Ein Code geschriebener Gesetze wurde zuerst von Lord Cornwallis in Indien eingeführt. Wenn übrigens Barlow von Gesetzen sprach, so corrigirte Lord Cornwallis dafür immer Regulative (regulations. S. Kaye, S. 5). Cornwallis ist überhaupt der erste englische Herrscher, dem man eine eigentliche Verwaltung zuschreiben kann. Das Glück der Regierten wurde im Anfange als ein Mittel zum Zwecke, nicht als der Zweck selbst angesehen. Als Hauptzweck galt vielmehr der, die politische Sicherheit der indischen Besitzungen festzustellen und den Besitz selbst für die ostindische Compagnie und die britische Nation so Nutzen bringend als irgend möglich zu machen.

7.

Produkte und Handel, Finanzverwaltung.

> Minima computatione millies centena milia sestertium annis omnibus India et Seres Arabiaque imperio nostro adimunt. Tanto nobis deliciae et feminae constant. Plin. XII. 41. Vgl. IX. 56. 58.

Indien hat schon seit den ältesten Zeiten, wie auch die zum Motto gewählte Stelle beweist, eine Fülle der mannigfaltigsten Erzeugnisse nach dem Occidente exportirt, die sich von den Produkten Europa's meist dadurch unterscheiden, daß sie nicht zu den nothwendigen Lebensbedürfnissen gerechnet werden können. Das indische Reich ist überhaupt, da es alle denkbaren Verschiedenheiten des Klimas, Bodens und der Mineralien besitzt, fähig, jedes Produkt der Erde, theilweis sogar in Ueberfluß, zu gewähren. Ein großer Uebelstand, auf den wir gleich zu Anfang hindeuten wollen, ist aber der Mangel an Häfen, in welche Schiffe von irgend bedeutendem Tonnengehalte einlaufen oder in welchem sie Schutz finden können, und ebenso der Mangel an schiffbaren Strömen, einige in den Meerbusen von Bengalen einmündende ausgenommen. Der Indus, obgleich schiffbar, kann kaum zu den Flüssen gerechnet werden, auf denen die Schifffahrt gedeihen könnte. Er wird von den fruchtbarsten Gegenden Indiens durch die Thurr getrennt und auch sein Delta ist mit anderen berühmten und äußerst fruchtbaren Flußdelta's kaum zu vergleichen. Den einzigen wichtigen Seehafen in Indien bildet der Hugly und die ganze Ostküste des Golfs hat sonst kaum einen sicheren Hafen. Balasore, südlich vom Hugly, hat trockene Docks und Wasser für Schiffe von ungefähr 100 Tonnen. 5 Meilen westlich von der Palmyra-Spitze kann ein Fluß, von Melburn Kannaka genannt, Schiffe von ungefähr 12 Fuß Tiefgang aufneh-

men. Fahrzeuge von ungefähr 200 Tonnen können in den Coringa-Hafen einfahren und überhaupt werden dort häufig Schiffe ausgebessert. Masulipatam und Madras selbst haben gefährliche Rheden und felsige Untiefen bilden die sogenannte Adamsbrücke. Ceylon besitzt aber einige vortreffliche Häfen. Vom Cap Comorin bis Bombay ist dagegen nur die Bucht von Cotschin ganz brauchbar. Mit diesem Mangel an sicheren Ausgangspunkten der Seestraßen läuft der Mangel an Landstraßen parallel, obgleich nicht zu verkennen ist, daß die Engländer in dieser Beziehung bereits viel geleistet haben [1]). Fast noch nothwendiger zum Gedeihen des Landes ist aber bei dem Klima Indiens eine gute Bewässerung. Indien würde fast in seiner ganzen Ausdehnung das fruchtbarste Land der Welt werden, wenn man überall für eine vortreffliche Canalisirung und Berieselung sorgte, welche bei Indiens klimatischen Verhältnissen unbedingt nothwendig ist [2]). Die Vernachlässigung dieses dringenden Bedürfnisses hat aber unter Anderem auch die jetzige Hungersnoth mit veranlaßt. Dieselbe tritt an schiffbaren Strömen gelinder auf, aber die armen Reiot's im Innern leiden furchtbar und werden ihre Abgaben nicht entrichten können, sowie auch die Grundsteuer wenig abwerfen wird. Am ärgsten wüthet diese Landplage in den nordwestlichen Provinzen, so daß z. B. in Amballah eine grobe Hülsenfrucht (Gram), mit der man sonst Pferde füttert, mit 10 Sgr. à Pfund bezahlt wird. Die Getreidepreise im Süden sind auf das Achtfache des gewöhnlichen Satzes gestiegen. Gerade das Ganges- und Jamna-Duab, wo für die Bewässerung schon viel geschehen sein soll, und also auch das Pendschab, ist von Mißwachs heimgesucht und wenigstens 4¼ Millionen Menschen haben von der Hungersnoth zu leiden. — Ueber die Bewässerung bei Delhi theilen wir aus Sir John Lawrence's Berichten Folgendes mit. Der Sherien oder Mietha ist eine Bewässerung, welche in regelmäßigen Jahreszeiten keine außerordentliche Ernte gewährt, wohl aber in trockenen. Müttwalla oder hartes (aus süßem und salzigem gemischtes) Wasser giebt in gewöhnlichen Jahren treffliche Ernten, nicht so in trockenen. Mûlwalla, die Bewässerung mit salzigem Wasser, ist in trockenen Jahren schlecht. Kharyshore, die Berieselung mit noch salzigerem Wasser, gewährt in regelmäßigen Jahreszeiten mit Regen die beste Frucht, in trockenen gar nichts. Bei dem Sherien wird das Wasser, vermöge eines Strickes, in ledernen Gefäßen aus dem Brunnen gezogen; gewöhnlich gehören 3 Gefäße zu einem Brunnen und 15 Acker zu einem Lao (Gefäß). Brunnen (catscha) können nur gegraben werden, wo das Erdreich sehr fest ist.

auch die Ursache, weßhalb die Regierung wenigstens 8% Ueberschuß aus den Revenuen vorräthig halten muß, ja von 1849 bis 1857 betrug der Geldvorrath im Schatze und in den Cassen durchschnittlich 12 Millionen Pf. Sterl.

Geldsendungen zwischen Privaten sind nicht minder schwierig. Jede Rupie muß gezählt und abgenutzte Münzen müssen gewogen werden, weil 1000 Rupien 31¼ Troy-Pfund wiegen sollen. Die eingeborenen Kaufleute und Bankiers bedienen sich zum Geldtransporte einer besonderen Classe von Trägern, von denen jeder 1000 Rupien in seinen Gewändern verborgen trägt; aber obgleich diese Träger erfahrene und kräftige Leute sind, so unterliegen sie doch nicht selten den Thug's und Straßenräubern; überdies ist diese Art des Transportes natürlich kostspielig und zeitraubend. An edelem Metall sind in Indien beinahe 200 Millionen Pfd. Sterl. im Gebrauche (nach Mr. Newmarch's Angabe sogar 400 Mill.), ohne die bedeutenden Summen zu rechnen, welche vergraben oder zu Ornamenten verwandt werden; denn in Indien besteht die Ausstattung der Frauen vorzüglich in Schmucksachen, ja viele derselben tragen alle ihre Schätze, welche sich selbst bei Frauen des Mittelstandes oft auf 2000 Rupien belaufen, am Körper. Zum Vergraben der Schätze haben die Eingeborenen von jeher eine Neigung gehabt und so kommt es, daß viele Familien in Indien sich ihren Unterhalt durch Schätzegraben in den Ruinen alter Städte erwerben.

Indien besitzt fast keine Minen und obgleich es reich ist an kostbaren Ausfuhrprodukten, so bedarf es doch noch der Unterstützung an Metall, womit es besonders vom Westen aus versorgt wird. Sein Handel mit China (d. h. die Opiumausfuhr, welche bekanntlich alle Kriege mit China veranlaßt und dessen Eröffnung gewaltsam herbeigeführt hat) ist der einzige, durch den es einen Silberüberschuß gewinnt. Von 1855—56 betrug Indiens Ausfuhr 23,039,268 Pfd. Sterl. und die Einfuhr in Gütern 13,447,027 Pfd. Sterl., wogegen in demselben Jahre von England und den Mittelmeerhäfen aus 9,303,516 Pfd. Sterl. in Silber und 37,148 Pfd. Sterl. in Gold eingeführt werden mußten. Im Jahre 1857 wurden von denselben Häfen 13,246,684 Pfd. Sterl. in Silber und 226,750 Pfd. Sterl. in Gold nach Indien verschifft, die Einfuhr edler Metalle von China aus nicht eingerechnet. Mithin wurden beinahe 4½ Million Pfd. Sterl. in Silber mehr nach Indien gesandt, als die Silberminen Amerika's in demselben Jahre hervorbrachten, und wenn man die Silber-Ausfuhr nach China in Rechnung bringt, so wird sich die Summe ziemlich auf 12 Millionen Pfd. Sterl. belaufen. In dem neunzehnten Jahrhunderte

sind jedenfalls weit über 150 Millionen Pfd. Sterl. in Silber nach Indien ausgeführt worden; von 1851 bis 1856 5 Millionen in Gold und 36 in Silber. Aus solchen Verhältnissen ergiebt sich die Nothwendigkeit, die Goldmünze in Gebrauch zu bringen. Es befinden sich bereits Gold-Mohurs in Bengalen (seit dem 1. Juli 1835 einfache zu 15 Rupien, doppelte, ⅔ und ⅓ Stücke), Stern-Pagoden (zu 45 Fanams à 80 Cash), zu Madras und Bombay, aber deren Werth ist, obgleich das Verhältniß des Goldes zum Silber auf 15 : 1 fixirt ist, immer noch wechselnd. Als die Goldsendungen aus Californien und Neu-Süd-Wales stark zunahmen, wurde die Regierung mit Besorgniß erfüllt, daß ihre Kassen mit Gold überladen werden könnten und erließ 1852 die Verordnung, daß Goldmünzen fernerhin von den öffentlichen Kassen nicht mehr angenommen werden sollten, wodurch mithin das Silber wiederum zur einzigen laufenden Münze erklärt wurde. Es ist daher die Ansicht erfahrener Staatsmänner, daß die Goldmünzen allmählig in Indien in Gebrauch kommen sollten, wodurch auch China wahrscheinlich an dieselben gewöhnt werden könnte und darauf muß dann ein geordnetes und sicher fundirtes System für Papiergeld eingeführt werden, ohne welches die große Handelswelt kaum noch bestehen kann. Der Plan einer Paper Currency (Papiergeld-Einführung) unterliegt der Erwägung. Die fortwährende Silberausfuhr nach dem Osten muß endlich für Europa höchst gefährlich werden. Es ist daher eine von den großen finanziellen Aufgaben des civilisirten Abendlandes, die Verbreitung der edeln Metalle unter den Völkern des Ostens in einer natürlichen Weise zu regeln; dies kann aber nur dadurch ermöglicht werden, daß neben dem Silber auch das Gold als Münze verwendet und sein reeller Werth in ganz Asien wieder zur Geltung gebracht wird.

Wir gehen zunächst zu einigen Bemerkungen über die Einnahmen und Ausgaben über. Die Gesammteinnahme aller Präsidentschaften schwankte in den Jahren 1853—1857 zwischen 26,510,185 und 29,344,960 Pfd. St.; 1857—1858 belief sie sich auf 31,706,776 Pfd. Sterl., von denen nach Abzug der laufenden Totalzahlungen aus dem Einkommen (6,162,326 Pfd. Sterl.) 25,544,450 Pfd. Sterl. wirklich in den Staatsschatz flossen. Die Einnahmen waren damals:

	Pfd. Sterl.
Landrevenuen	17,310,195.
Zölle	2,148,843.
Salz	2,131,346.
Opium	6,864,209.

Der Rest erwuchs aus den kleineren Steuern. Hierzu gehört z. B. die Steuer auf geistige Getränke, wodurch deren Verbrauch leider nur zugenommen hat, ja sogar hier und da erst eingeführt worden ist. In Madras giebt es eine Tabak- und Moturpha-Steuer, ferner werfen die Münze und Post ebenfalls etwas ab. Die Einnahmen im Pendschab betrugen 1849/50 1,850,000 Pfd. Sterl. Die sämmtlichen Ausgaben betrugen 1857—1858 39,570,998 Pfd. Sterl., woraus sich ein Deficit von 7,864,222 Pfd. Sterl. ergiebt.

Die veranschlagte Revenue für 1858—1859 war 33,806,294 Pfd. Sterl., die Ausgaben stiegen aber auf 47,199,431 Pfd. Sterl., also blieb ein Deficit von nicht weniger als 13,393,137 Pfd. Sterl. zu decken und der Ausfall betrug in 2 Jahren über 20,000,000 Pfd. Sterl.! Die Armee- und Kriegskosten vom 1. Mai 1856—1. April 1857 betrugen 10,537,305 Pfd. Sterl. Es kosteten z. B.

	Pfd. Sterl.
Die königlichen Truppen 1855	960,000.
Die Sepoy-Cavallerie	1,207,000.
Artillerie und Ingenieure	652,000.
Die Sepoy-Infanterie	3,616,000.
Der Stab	416,000.
Das Medicinal-Departement	142,000.
Das schwere Geschütz	155,000.
Das Commissariat	1,249,000.
Casernen, Festungen, Munition	1,701,000.
	10,098,000.
Dazu 6½ % Unterschied zwischen Sicca- und Compagnie-Rupien	656,000.
	10,754,000.
Militär-Auslagen in England	1,300,000.
	12,054,000.

oder 12 Crore 5 Lack und 40,000 Rupien.

	Pfd. Sterl.
Die Armee von Bengalen kostete	5,296,000.
„ „ Madras	2,536,000.
„ „ Bombay	2,293,000.

außer Zuckerrohr und Baumwolle von geringer Qualität die mannigfach brauchbare Frucht Al oder Morinda citrifolia, deren Wurzeln eine schön dunkelrothe Farbe liefern. Die Bearbeitung ist schwierig und der Zoll hoch. Von der gelbfärbenden Curcuma war schon öfter die Rede. Es ist ferner allgemein bekannt, daß Indien die Heimath vieler Gewürze und aromatischen Gewächse ist. Rosen werden zur Bereitung des Atar und Rosenwassers in einigen Gegenden auf weit ausgedehnten Feldern gebaut. Auch an officinellen Pflanzen ist großer Ueberfluß. Merkwürdig und nicht unwichtig ist der bei Delhi wachsende Pala-Strauch, eine Art wilder Pflaume. Die Blätter dienen zugleich dem Vieh zur Nahrung und der dornige Busch zum Schutze und als Gränzmarke[7]).

Wenn wir auf eine nur einigermaßen vollständige Aufzählung der Produkte Indiens verzichten mußten, so fassen wir uns in der Darstellung der Handelsverhältnisse noch kürzer[8]). Der aufmerksame Leser wird überdies bemerken, daß wir viel hierher gehöriges Material schon an anderen Stellen gelegentlich mit verarbeitet haben. Wir bemerken nur, daß seit 80 Jahren, wo die Ausfuhr Indiens nach Arabien und Persien zur See kaum ½ Million Pfd. Sterl. betrug, der Privathandel der ostindischen Compagnien sich gewaltig ausgedehnt und wahrhaft riesige Dimensionen angenommen hat. Er belief sich 1826/27 auf 13,549,146 Pfd. Sterl. und in den folgenden 15 Jahren durchschnittlich auf 17 Millionen. Außer den bekannten Hauptstapelplätzen des indischen Handels entstand eine große Zahl von Faktoreien[9]).

Obgleich die Ausdehnung Indiens so bedeutend ist, bestehen in dem gewaltigen Reiche doch nur 3 Münzen, zu Calcutta, Bombay und Madras, und es giebt fast nur eine Rechnungsmünze, die seit 1835 immer allgemeiner in Gebrauch gekommene Compagnie-Rupie, welche an feinem Silber 165 engl. Troy-Grän enthält, sowie der Gold-Mohur dasselbe Gewicht an feinem Golde enthalten soll[10]). Da aber nun weder die Goldwährung recht in Gebrauch ist, noch Wechsel mit Leichtigkeit umgesetzt werden können, so müssen fast fortwährend starke Geldsendungen bis in die entferntesten Theile Indiens eskortirt werden. Diese Geldtransporte wirken aber zerstörender auf die Disciplin der Armee, als irgend eine Art des Dienstes im Frieden oder im Kriege. Der Soldat thut diesen Dienst mit Widerwillen, weil die der Hitze und der Fieberluft ausgesetzten Truppen ihr Leben ohne Lohn und Ruhm aushauchen. In den ersten zehn Monaten des Jahres 1856 wurden dazu 25,716 Mann Infanterie, 3364 Mann Cavallerie, mithin 29,080 Mann verwandt. Hierin liegt

iches die Mittel zu dessen Verwaltung keineswegs zugenommen haben, son-
rn sich immer unzureichender erwiesen und daß die Regierung von Zeit zu
it zu Anleihen ihre Zuflucht nehmen mußte. Im Jahre 1792 betrug die
verzinsende Schuld 7 Millionen Pfd. Sterl., für welche 600,000 Pfd. Sterl.
iteressen gezahlt wurden; 1799 war die Schuld bereits auf 10, 1805 auf
Millionen gewachsen; in den folgenden zwei Jahren stieg sie bis auf 26
Millionen, für welche 2,288,000 Pfd. Sterl. Zinsen gezahlt wurden; aber
eser hohe Zinsfuß wurde 1814, wo die Schuld sich auf 27 Millionen belief,
rch Anleihen reducirt, so daß man nur noch 1,636,000 Pfd. Sterl. Zinsen
zahlen hatte.

Bekanntlich soll in der neuesten Zeit die neue Einkommensteuer der indischen
nanznoth abhelfen. Man ist aber in Indien über dieselbe sehr mißgestimmt.
eitdem an die Stelle der früheren höchst verwickelten Formen einfache getre-
t sind und die Mißvergnügten ihre Oppositionsversuche nicht mehr mit dem
orwande entschuldigen können, daß sie die Steuervorschrift nicht verstehen,
einen sie jetzt geneigt, die Zahlung ganz und gar zu verweigern. Viele von
n reichen Eingeborenen verdammen diese Illoyalität und thun ihr Bestes,
eselbe dadurch zu entmuthigen, daß sie selbst prompt zahlen, aber die Masse
r kleinen Kaufleute und Krämer bleibt hartnäckig gegen jede Warnung. In
ina demonstrirten einige Tausend Eingeborene, indem sie sich vor dem Steuer-
ite versammelten und die dort angehefteten Formulare herabrissen. Die Re-
erung nahm davon fast gar keine Notiz; sie ließ die blinde Wuth der Leute
stoben und brachte es schließlich doch dahin, daß die Steuern bezahlt wurden.
ährend der jetzt herrschenden Noth werden dieselben freilich aus einem großen
heile Indiens nicht regelmäßig einkommen [12]).

Wir schließen mit einigen Auszügen aus Tucker's Werke über die indischen
nanzen [13]). „Von Faktoreien, heißt es dort, zu Befestigungen, von Befesti-
ngen zu Besatzungen, von Besatzungen zu Armeen, von Armeen zu Erobe-
ngen, das war der fortwährende Fortschritt der Europäer im Orient.

Nach Lord Clive's großer Eroberung fand eine Parlament-Untersuchung
tt, 1767, in Folge deren die Compagnie sich anheischig machte, gegen Ga-
ntirung der Eroberung während dreier Jahre der Regierung jährlich
0,000 Pfd. Sterl. zu zahlen; und 1769 wurde dies Uebereinkommen auf
r weitere Jahre mehr festgesetzt. Aber die Compagnie konnte ihren Verpflich-
ngen nicht nachkommen und war 1773 genöthigt, ein Anlehen von 1,400,000

sind jedenfalls weit über 150 Millionen Pfd. Sterl. in Silber nach Indien ausgeführt worden; von 1851 bis 1856 5 Millionen in Gold und 36 in Silber. Aus solchen Verhältnissen ergiebt sich die Nothwendigkeit, die Goldmünze in Gebrauch zu bringen. Es befinden sich bereits Gold-Mohurs in Bengalen (seit dem 1. Juli 1835 einfache zu 15 Rupien, doppelte, ⅔ und ⅓ Stücke), Stern-Pagoden (zu 45 Fanams à 80 Cash), zu Madras und Bombay, aber deren Werth ist, obgleich das Verhältniß des Goldes zum Silber auf 15:1 fixirt ist, immer noch wechselnd. Als die Goldsendungen aus Californien und Neu-Süd-Wales stark zunahmen, wurde die Regierung mit Besorgniß erfüllt, daß ihre Kassen mit Gold überladen werden könnten und erließ 1852 die Verordnung, daß Goldmünzen fernerhin von den öffentlichen Kassen nicht mehr angenommen werden sollten, wodurch mithin das Silber wiederum zur einzigen laufenden Münze erklärt wurde. Es ist daher die Ansicht erfahrener Staatsmänner, daß die Goldmünzen allmählig in Indien in Gebrauch kommen sollten, wodurch auch China wahrscheinlich an dieselben gewöhnt werden könnte und darauf muß dann ein geordnetes und sicher fundirtes System für Papiergeld eingeführt werden, ohne welches die große Handelswelt kaum noch bestehen kann. Der Plan einer Paper Currency (Papiergeld-Einführung) unterliegt der Erwägung. Die fortwährende Silberausfuhr nach dem Osten muß endlich für Europa höchst gefährlich werden. Es ist daher eine von den großen finanziellen Aufgaben des civilisirten Abendlandes, die Verbreitung der edeln Metalle unter den Völkern des Ostens in einer natürlichen Weise zu regeln; dies kann aber nur dadurch ermöglicht werden, daß neben dem Silber auch das Gold als Münze verwendet und sein reeller Werth in ganz Asien wieder zur Geltung gebracht wird.

Wir gehen zunächst zu einigen Bemerkungen über die Einnahmen und Ausgaben über. Die Gesammteinnahme aller Präsidentschaften schwankte in den Jahren 1853—1857 zwischen 26,510,185 und 29,344,960 Pfd. St.; 1857—1858 belief sie sich auf 31,706,776 Pfd. Sterl., von denen nach Abzug der laufenden Totalzahlungen aus dem Einkommen (6,162,326 Pfd. Sterl.) 25,544,450 Pfd. Sterl. wirklich in den Staatsschatz flossen. Die Einnahmen waren damals:

	Pfd. Sterl.
Landrevenuen	17,310,195.
Zölle	2,148,843.
Salz	2,131,346.
Opium	6,864,209.

Quellen-Angaben und Erläuterungen.

1) Ueber die Straßen Indiens enthält Kaye's inhaltreiches Buch treffliche Zusammenstellungen. (S. 306 flg.) Einen guten Ueberblick über die Straßen und Eisenbahnen, von denen das Parlament im Ganzen 3682 Meilen bewilligt hat, bietet ferner die bei Wm. H. Allen & Co. in London erschienene Map of the Routes in India with Tables of Distances between the Principal Towns and Military Stations. Man ersieht aus ihr, daß noch nicht einmal das gesammte Gangesthal mit Straßen hinlänglich versehen ist. Während an der Coromandelküste von Calcutta aus eine Straße bis Tranquebar hinabführt, ist dieselbe auf der Küste Malabar noch unvollständig und fehlt z. B. in dem Godavery-Thale gänzlich. Dagegen führt eine wichtige Straße von Bombay nördlich über Indore nach Agra und in das Jamna-Thal. Auch sind bedeutende Telegraphenlinien vollendet (die Karte bezeichnet sie blau) und noch größere projektirt. Einzelne Provinzen sind besonders reich an guten Straßen. So war z. B. Nimar früher fast ohne Wege. Jetzt führt eine Straße von Simrole nach Assiergurh und außer dieser sind hier noch viele andere, z. B. von Burhanpur nach Simrole Ghat eine 97 Meilen lange Chaussee, durch welche indirekt auch auf die Abschaffung der cannibalischen Menschenopfer unter den Khond's hingewirkt werden sollte (Reports on the Prov. of Nimar S. 412), angelegt worden. Ueberall sind Dhûrmsala's (Häuser zum Ausruhen) gebaut und auf einer Schiffbrücke überschreitet die Burhanpûr-Straße den Nerbudda. Die Dhûrmsala's sind zugleich Versammlungshäuser für die Dorfbewohner, welche zu dem Bau derselben beisteuern und in Jûmmabûndie-Zeiten ist ein solches Haus die Kûtscherry.

2) Die hohe Wichtigkeit einer guten Bewässerung erkannten schon die mongolischen Kaiser und sorgten auch von Zeit zu Zeit, freilich in ihrer tumultuarischen, ungeregelten Weise für dieselbe. Im Codex des Menu wird der, welcher einen Damm durchsticht, zu langer Untertauchung verurtheilt, und Timur verfügt: „Wer immer den Anbau wüsten Landes unternimmt oder eine Wasserleitung baut oder einen Kanal gräbt oder Bäume anpflanzt oder die Cultur eines verlassenen Distriktes erneuert, der soll das erste Jahr ganz abgabenfrei sein, im 2ten nach Gutdünken seine Steuer zahlen und erst im 3ten von der Regierung besteuert werden." Von eigentlichen Canälen kann übrigens vor der Zeit der mohamedanischen Herrschaft nicht die Rede sein. Man hat sehr richtig gesagt: »God meant rivers to feed canals« und insofern ist Ober-Indien überaus reich an „Canalfutter." Welch ein großartiges Flußsystem breitet sich über die Abhänge des Himalaja und wie viele für den Ackerbau höchst wichtige Canäle könnte es speisen! Die Engländer faßten auch bald nach der Eroberung des Landes die Canalbewässerung und namentlich die Reste der alten

	Pfd. Sterl.
Für die königlichen Truppen	300,000.
Militär-Arsenale	250,000.
Transport von Truppen und Material .	40,000.
Pensionen für Offiziere	600,000.
Pensionen für Sepoys	70,000.
Rekrutirungen	40,000.
	1,300,000.

Mithin kostete die gesammte europäische Armee in Indien ungefähr 28% der Gesammtkosten für die Armee. Der Generalstab beanspruchte in Bengalen 149,217, in Madras 148,106 Pfd. Sterl. Im Einzelnen kostete ein Dragoner durchschnittlich 90 Pfd. Sterl., ein Sepoy-Cavallerist 70, ein irregulärer Native-Cavallerist 37, ein europäischer Infanterist 39, ein Sepoy-Infanterist 21¼, ein irregulärer Native-Infanterist 11. — Das Board of Control, der Hof der Direktoren, Pensionen, Gerichtskosten und Verschiedenes nahm jährlich gegen 400,000 Pfd. Sterl. in Anspruch. Englands Lasten für die indischen Besitzungen betrugen 1857—1858 4,492,470 Pfd. Sterl. und die für 1858—1859 waren auf 6,051,566 Pfd. Sterl. veranschlagt. Der wirkliche Ausfall in der Einnahme von allen wirklichen Besitzungen unter der unmittelbaren Verwaltung der indischen Regierung betrug 1857—1858 11,610,734 Pfd. Sterl. und 1858—1859 ist er auf 15,900,754 Pfd. Sterl. veranschlagt [11]).

Es könnte nun allerdings scheinen, als ob Indien unter dem gewaltigen Drucke, den die hohen Summen der Steuern ausüben, fast erliegen müsse; aber es ist einerseits nicht zu vergessen, daß die gewaltig große Opium-Revenue eigentlich dem Lande gar nicht zur Last fällt; andererseits fällt, wie wir schon erwähnten, die Salzsteuer, welche etwa ein Drittel der gesammten Staatseinnahme liefert, im Allgemeinen nicht lästig. Die Opiumsteuer wird durchaus nur von Fremden, vor Allen von den Chinesen bezahlt und hat sich schon bis auf 5 Millionen Pfd. Sterl. belaufen. Diese Einnahme ist der Regierung natürlich sehr willkommen, ob aber der ganze Handel, den sie mit diesem Artikel treibt, gebilligt werden darf, ist freilich eine andere Frage und es wäre sehr zu wünschen, daß die englische Regierung ernstlich an andere Mittel und Wege dächte, ihre Einnahmen zu regeln, die allerdings mit den Ausgaben auch trotz dieser bedeutenden Revenuen in Mißverhältniß stehen. Es ist überhaupt eine merkwürdige Erscheinung, daß zugleich mit der Vergrößerung des indischen

ranie Störungen ein, welche namentlich die Finanzen der Compagnie stark beanspruchten; dennoch ließ man den Plan nicht fallen. Ein Comité von 3 tüchtigen Ingenieuren, Frederick Abbott, Baker und Cautley, berichtete im Februar 1842 mit Umsicht und Begeisterung über die zuerst zu ergreifenden Maßregeln und zu gleicher Zeit kam Lord Ellenborough nach Indien, um Alles — ins Stocken zu bringen! Nach einer Periode trauriger Stagnation trat er endlich mit der Ansicht hervor, daß der Canal vor Allem zur Schiffahrt eingerichtet werden müsse, nur das überflüssige Wasser möge nebenbei zur Bewässerung benutzt werden. Die Berücksichtigung des Handels drohte so den für den Landbau gehofften ungeheuren Gewinn ganz und gar zu vernichten. Selbst nach Ellenborough's Weggange stiegen neue Bedenken auf; man fürchtete, daß die durch den Canal hervorgebrachten Miasmen das ganze Land höchst ungesund machen würden. Endlich, nachdem auch diese Bedenken von Baker und Dr. Dempster niedergekämpft waren, gab Lord Hardinge seine Einwilligung und der Bau begann, nachdem zuerst $1^1/_4$ Million dazu ausgeworfen war. Dieses großartigste Werk, das je in Indien unternommen worden, hat mit seinen verschiedenen Abzweigungen eine Länge von weit über 800 Meilen. Der Canal beginnt bei Hurdwar, wo $2^1/_2$ Meile nördlich von der Stadt ein Zweig das rechte Ufer des Ganges verläßt und gegen 40 Meilen nach Süden wieder in den Fluß einmündet. Von Alighur verfolgt dann der Canal zwei verschiedene Linien, eine nach dem Ganges bei Cawnpur, die andere nach dem Jamna bei Humirpur. Auf der Strecke von Hurdwar nach Alighur zweigen sich noch 3 kleinere Canäle ab, einer nach Futtehghur am Ganges, einer nach Bolundshahur und ein dritter nach Coel. Die schwierigsten Stellen für den Bau befinden sich innerhalb der ersten 20 Meilen zwischen Hurdwar und Rurkhi. Eine sehr detaillirte Beschreibung giebt Kaye (the Administration etc. S. 293 flg.). Von den Canälen im Pendschab wurde bereits in der ersten Abtheilung dieses Bandes gesprochen. Auch über die Bewässerung des südlichen Indiens wäre noch Manches zu sagen, wenn nicht diese Note sich schon zu übermäßig ausgedehnt hätte. Man baut z. B. den sogenannten Cauvery Annikut am Cauvery und ähnliche Arbeiten sind für den Godavery und Kistnah in Angriff genommen, und warum sollte die Regierung auch nicht große Summen zu derartigen Arbeiten bewilligen, da die Rentabilität aller solcher Unternehmungen besonders in Zeiten der Trockenheit überaus groß ist?

3) Die jetzt in den Zeitungen öfter besprochene Indigofrage verdient die ernsteste Aufmerksamkeit von Seiten aller Menschenfreunde, da es sich bei derselben um nichts Geringeres handelt, als um den frevelhaften Versuch, freie Landbauern zu glebae adscriptis, zu Leibeigenen gewissenloser englischer Abenteurer zu machen. Herr Layard hat darüber vor Kurzem im Parlamente Klage erhoben. Die sogenannten Contrakte, durch welche ein Reiot seine und seiner Kinder Freiheit für ewige Zeiten verkauft, pflegen auf Grund von Geldvorschüssen abgeschlossen zu werden und diese mit jenen vereinigt, sollen den Landbauer zwingen, unter allen Umständen sein Land mit Indigo zu bepflanzen und der freien Verfügung über sein Eigenthum zu Gunsten des Indigopflanzers zu entsagen. Viele dieser Contrakte erwiesen sich noch dazu als gefälschte Dokumente. Es ist nur zu verwundern, daß diese Wirthschaft noch nicht eine neue Rebellion veranlaßt hat.

4) Der Opiumhandel mit China von Indien aus belief sich 1790 auf 4054 Kisten, 1830 schon auf 16,877, 1840 auf 20,619, 1850 auf 52,925 und 1857 auf 76,000 Kisten!

5) Wir erlauben uns, eine kurze Notiz über einen für Indien wichtigen und

bereits öfter erwähnten Mann hier einzufügen, welche nicht etwa bloß durch seinen zufällig „Baumwolle" bedeutenden Namen gerechtfertigt erscheinen wird.

Oberst Sir Arthur Cotton gehört zu jenen praktischen, in mehrere Sättel gerechten Männern, die aus der Bildungsschule der alten ostindischen Compagnie hervorzugehen pflegten, die als Soldaten und Beamte, als Richter, Pflanzer und Verwalter Tüchtiges zu leisten verstanden, und namentlich auch im Comptoir ebenso zu Hause waren wie im Feldlager. Sir Arthur hat 40 Jahre in Indien als Ingenieur gewirkt und durch Ausführung seiner (anfangs als phantastisch verlachten) Bewässerungspläne und Canalbauten, oder deren Wiederherstellung (Anm. 2.) — denn in alten Zeiten, noch unter der mohamedanischen Herrschaft, war besonders Südindien wohlbewässert — sich um die Fruchtbarkeit und den Wohlstand jenes asiatischen Reiches ungemeine Verdienste erworben. Als Militär hat er sich in den 2 birmanischen Kriegen hervorgethan. Sein Vater, General Sir Willoughby Cotton, befehligte im ersten birmanischen Kriege (1825) eine Brigade und gewann den Sieg bei Kokîn. Diesem Manne zu Ehren ward am 20. Februar 1861 ein Bankett gegeben, an welchem 400 Gentlemen, meistens Männer, die in amtlichen oder Handelsverbindungen mit Indien stehen, theilnahmen, und bei welchem der Graf von Shaftesbury den Vorsitz führte. Als besonders glänzendes Beispiel von der Wirksamkeit des Gefeierten ward angeführt, daß er durch ein Wehr über einen Arm des Godavery im Bezirke Radschamundey, dessen Bau er im Jahre 1844 begann, die Bewässerung von 700,000 Morgen Landes ermöglicht hat, und daß in Folge dessen die Staatseinnahmen von dem genannten Gebiete in kurzer Zeit von 196,000 auf mehr als 300,000 Pfd. Sterl. gestiegen sind. Im Tandschor-Distrikte, ebenfalls im Deckan, hat sich die Einnahme, in Folge seiner Bauten, verdoppelt. Wenn der Gangescanal (über welchen, wie erwähnt, eben jetzt insofern geklagt wird, als er der Hungersnoth im Duab nicht vorzubeugen vermocht habe) nicht alles leiste, was man von ihm erwartet, und sich nicht rentire, so liege dies an dem Umstande, daß seine Seitenarme nicht ausgebaut seien. Diese mangelhafte Ausführung bemerkt man leider an allen Regierungsbauten in Indien, so am Godavery, Kistnah und anderwärts, und die nächste Ursache sei der Mangel an Fonds. Am oberen Godavery, äußerte Sir Arthur Cotton, habe er das beste Baumwollenland gefunden, das es, nach seiner Ansicht, außerhalb Amerika's gebe; aber um es nutzbar zu machen, müßte die Regierung noch viel Geld und Sorgfalt auf dessen Canalisirung und die Organisation der Arbeitereinwanderung verwenden. Dazu, sowie zu kostspieligen Straßenbauten, will sich aber die Regierung nicht verstehen.

6) In Murshedabad beschäftigten sich schon 1803 3000 Menschen mit Seidespinnen.

7) Ich unterdrücke eine große Menge ähnlicher Notizen, die ich aus den Berichten über die einzelnen Pergunnah's zusammengestellt hatte, da sie doch kein genügendes Bild von der höchst mannigfaltigen Produktion Indiens geben. Nur ein paar Bemerkungen mögen hier noch einen Platz finden. In der Pergunnah Punassa findet sich Eisen, sowie auch Chandgurh in Nimar, Candeut und die Umgegend an Eisenerzen sehr reich ist. In Punassa findet man außerdem feinen, zum Lithographiren sehr brauchbaren Kalkstein, Khûrrimuttie, eine Erde zum Tünchen der Wände, Auch ein Gras, aus welchem ein gegen Rheumatismus sehr wirksames Oel gewonnen wird, ferner das schöne Unzîn-Holz, in welches die weiße Ameise nicht eindringt. Steinkohlen hat man 40 Meilen vom Nerbudda in den Satpura-Bergen gefunden; sie würden, zum Baroche heruntergebracht, leicht nach Bombay zu transportiren sein. Einzelne Versuche sind schon gemacht.

Quellen-Angaben und Erläuterungen.

1) Ueber die Straßen Indiens enthält Kaye's inhaltreiches Buch treffliche Zusammenstellungen. (S. 306 flg.) Einen guten Ueberblick über die Straßen und Eisenbahnen, von denen das Parlament im Ganzen 3682 Meilen bewilligt hat, bietet ferner die bei Wm. H. Allen & Co. in London erschienene Map of the Routes in India with Tables of Distances between the Principal Towns and Military Stations. Man ersieht aus ihr, daß noch nicht einmal das gesammte Gangesthal mit Straßen hinlänglich versehen ist. Während an der Coromandelküste von Calcutta aus eine Straße bis Tranquebar hinabführt, ist dieselbe auf der Küste Malabar noch unvollständig und fehlt z. B. in dem Godavery-Thale gänzlich. Dagegen führt eine wichtige Straße von Bombay nördlich über Indore nach Agra und in das Jamna-Thal. Auch sind bedeutende Telegraphenlinien vollendet (die Karte bezeichnet sie blau) und noch größere projektirt. Einzelne Provinzen sind besonders reich an guten Straßen. So war z. B. Nimar früher fast ohne Wege. Jetzt führt eine Straße von Simrole nach Assiergurh und außer dieser sind hier noch viele andere, z. B. von Burhanpur nach Simrole Ghat eine 97 Meilen lange Chaussee, durch welche indirekt auch auf die Abschaffung der cannibalischen Menschenopfer unter den Khond's hingewirkt werden sollte (Reports on the Prov. of Nimar S. 412), angelegt worden. Ueberall sind Dhûrmsala's (Häuser zum Ausruhen) gebaut und auf einer Schiffbrücke überschreitet die Burhanpûr-Straße den Nerbudda. Die Dhûrmsala's sind zugleich Versammlungshäuser für die Dorfbewohner, welche zu dem Bau derselben beisteuern und in Jûmmabûndie-Zeiten ist ein solches Haus die Kûtscherry.

2) Die hohe Wichtigkeit einer guten Bewässerung erkannten schon die mongolischen Kaiser und sorgten auch von Zeit zu Zeit, freilich in ihrer tumultuarischen, ungeregelten Weise für dieselbe. Im Codex des Menu wird der, welcher einen Damm durchsticht, zu langer Untertauchung verurtheilt, und Timur verfügt: „Wer immer den Anbau wüsten Landes unternimmt oder eine Wasserleitung baut oder einen Kanal gräbt oder Bäume anpflanzt oder die Cultur eines verlassenen Distriktes erneuert, der soll das erste Jahr ganz abgabenfrei sein, im 2ten nach Gutdünken seine Steuer zahlen und erst im 3ten von der Regierung besteuert werden." Von eigentlichen Canälen kann übrigens vor der Zeit der mohamedanischen Herrschaft nicht die Rede sein. Man hat sehr richtig gesagt: »God meant rivers to feed canals« und insofern ist Ober-Indien überaus reich an „Canalfutter." Welch ein großartiges Flußsystem breitet sich über die Abhänge des Himalaja und wie viele für den Ackerbau höchst wichtige Canäle könnte es speisen! Die Engländer faßten auch bald nach der Eroberung des Landes die Canalbewässerung und namentlich die Reste der alten

mohamedanischen Bauten ins Auge. Mercer wollte auf eigene Kosten den alten Delhi-Canal wieder herstellen, wenn man ihm auf 20 Jahre den Ertrag desselben garantire. Aber, wie in vielen anderen Dingen, verhielt sich auch hier die Regierung sehr passiv und erst 1810, unter Lord Minto's Verwaltung, fing man an, den Zustand der alten Canalreste durch eine Commission untersuchen zu lassen, deren widersprechende Berichte indessen den für Indien so wichtigen Plan durchaus nicht förderten. Erst unter Lord Hastings wurde endlich wenigstens ein Anfang gemacht. Die Linie des westlichen Jamna- oder Delhi-Canals wurde vom Lieutenant Blaine vermessen. Leider unterbrach der Gurkha-Krieg diese Vorarbeiten. Als der tüchtige Ingenieur nach dem Kriege den Canalbau energisch vollenden wollte, sah er seine so nützlichen Arbeiten durch die nur sehr spärlich bewilligten Gelder gelähmt; dennoch gelang es ihm, den Canal wieder nach Delhi zu führen. Die Ingenieure Hauptmann Tickle und nachher Oberst John Colvin bauten weiter und letzterer erhielt 1823 die Oberaufsicht über die zur Bewässerung des Delhi-Distrikts anzulegenden Werke. Trotz der Beschränktheit der bewilligten Mittel gelang es nun, den Jamna-Canal vom Fuße des Gebirges bis nach Delhi und Hissar zu führen. Seine Totallänge beträgt 425 Meilen; 159 steinerne, 54 hölzerne und eine Hängebrücke wurden vollendet und an 700 Ableitungscanäle mit Schleußen zur Bewässerung angelegt. In den im Bewässerungsdistrikte liegenden Dörfern ist die wirklich bewässerte Fläche verschieden. Am günstigsten zeigt sich das Verhältniß in dem 1807 noch ganz verödeten Distrikte von Hissar. Nach der Beschaffenheit des Bodens und dem Werthe der erzeugten Produkte wird für den bewässerten Acre eine Steuer von 1—10 Schillingen erhoben, die 1851 bereits bis auf 26,681 Pfd. Sterl. gestiegen war. Geregeltere Zustände in den gesammten Agriculturverhältnissen, von denen wir im nächsten Abschnitte sprechen, werden auch auf diese noch keineswegs vollkommenen Bewässerungsanlagen wohlthätig einwirken und insofern mag die jetzt wüthende Hungersnoth für die Zukunft vielleicht segensreich wirken. Man wird endlich einsehen, daß mit halben Maßregeln hier wie überall nichts gewonnen wird. Außer den erwähnten Bewässerungsabgaben bringen auch die Mühlen in der Nachbarschaft von Kurnaul, Delhi und Hissar, die Holzflöße und gewisse Dörfer, die selbst das Wasser für das Vieh aus dem Canal nehmen müssen, ganz erhebliche Summen ein.

Der östliche Jamna-Canal ist nur 155 engl. Meilen lang und durchschneidet großentheils eine prächtige Gegend zwischen dem Ganges und Jamna; er selbst mit seinen schönen Baumalleen, seinen üppig bewachsenen Ufern und netten Stationshäusern ist besonders in der südlichen Partie für den Reisenden ein wahrer Juwel. Tod, Debude, Robert Smith, Cautley, haben ihn nach Besiegung mannigfacher Hindernisse zu Stande gebracht. Er zeigte sich besonders während der großen Hungersnoth 1837—38 sehr segensreich und warf bedeutende Summen ab, worüber man genaue Details bei Kaye (S. 285 flg.) findet.

Der große Ganges-Canal verspricht aber alle die erwähnten Arbeiten bei weitem zu übertreffen. Der erste großartige Entwurf zu diesem ungeheuren Canalbau rührt vom Oberst Colvin her und scheint 1836 entstanden zu sein, wo derselbe die Oberaufsicht über alle Canäle hatte und den Gedanken faßte, das ganze Duab mit dem heiligen Ganges-Wasser zu befruchten. Die Hungersnoth zeitigte den Plan, über den sonst vielleicht erst länger nutzlos discutirt worden wäre. Der General-Gouverneur Lord Auckland ordnete praktische Untersuchungen des Terrains an und schon 1840 setzte Major Cautley in seinen detaillirten Berichten die Ausführbarkeit des großen Unternehmens außer Zweifel. Leider traten jetzt durch Afghanistan und Du-

ranie Störungen ein, welche namentlich die Finanzen der Compagnie stark beanspruchten; dennoch ließ man den Plan nicht fallen. Ein Comité von 3 tüchtigen Ingenieuren, Frederick Abbott, Baker und Cautley, berichtete im Februar 1842 mit Umsicht und Begeisterung über die zuerst zu ergreifenden Maßregeln und zu gleicher Zeit kam Lord Ellenborough nach Indien, um Alles — ins Stocken zu bringen! Nach einer Periode trauriger Stagnation trat er endlich mit der Ansicht hervor, daß der Canal vor Allem zur Schiffahrt eingerichtet werden müsse, nur das überflüssige Wasser möge nebenbei zur Bewässerung benutzt werden. Die Berücksichtigung des Handels drohte so den für den Landbau gehofften ungeheuren Gewinn ganz und gar zu vernichten. Selbst nach Ellenborough's Weggange stiegen neue Bedenken auf; man fürchtete, daß die durch den Canal hervorgebrachten Miasmen das ganze Land höchst ungesund machen würden. Endlich, nachdem auch diese Bedenken von Baker und Dr. Dempster niedergekämpft waren, gab Lord Hardinge seine Einwilligung und der Bau begann, nachdem zuerst 1¼ Million dazu ausgeworfen war. Dieses großartigste Werk, das je in Indien unternommen worden, hat mit seinen verschiedenen Abzweigungen eine Länge von weit über 800 Meilen. Der Canal beginnt bei Hurdwar, wo 2½ Meile nördlich von der Stadt ein Zweig das rechte Ufer des Ganges verläßt und gegen 40 Meilen nach Süden wieder in den Fluß einmündet. Von Alighur verfolgt dann der Canal zwei verschiedene Linien, eine nach dem Ganges bei Cawnpur, die andere nach dem Jamna bei Humirpur. Auf der Strecke von Hurdwar nach Alighur zweigen sich noch 3 kleinere Canäle ab, einer nach Futtehghur am Ganges, einer nach Bolundshahur und ein dritter nach Coel. Die schwierigsten Stellen für den Bau befinden sich innerhalb der ersten 20 Meilen zwischen Hurdwar und Rurkhi. Eine sehr detaillirte Beschreibung giebt Kaye (the Administration etc. S. 293 flg.). Von den Canälen im Pendschab wurde bereits in der ersten Abtheilung dieses Bandes gesprochen. Auch über die Bewässerung des südlichen Indiens wäre noch Manches zu sagen, wenn nicht diese Note sich schon zu übermäßig ausgedehnt hätte. Man baut z. B. den sogenannten Cauvery Annikut am Cauvery und ähnliche Arbeiten sind für den Godavery und Kistnah in Angriff genommen, und warum sollte die Regierung auch nicht große Summen zu derartigen Arbeiten bewilligen, da die Rentabilität aller solcher Unternehmungen besonders in Zeiten der Trockenheit überaus groß ist?

3) Die jetzt in den Zeitungen öfter besprochene Indigofrage verdient die ernsteste Aufmerksamkeit von Seiten aller Menschenfreunde, da es sich bei derselben um nichts Geringeres handelt, als um den frevelhaften Versuch, freie Landbauern zu glebae adscriptis, zu Leibeigenen gewissenloser englischer Abenteurer zu machen. Herr Layard hat darüber vor Kurzem im Parlamente Klage erhoben. Die sogenannten Contrakte, durch welche ein Reiot seine und seiner Kinder Freiheit für ewige Zeiten verkauft, pflegen auf Grund von Geldvorschüssen abgeschlossen zu werden und diese mit jenen vereinigt, sollen den Landbauer zwingen, unter allen Umständen sein Land mit Indigo zu bepflanzen und der freien Verfügung über sein Eigenthum zu Gunsten des Indigopflanzers zu entsagen. Viele dieser Contrakte erwiesen sich noch dazu als gefälschte Dokumente. Es ist nur zu verwundern, daß diese Wirthschaft noch nicht eine neue Rebellion veranlaßt hat.

4) Der Opiumhandel mit China von Indien aus belief sich 1790 auf 4054 Kisten, 1830 schon auf 16,877, 1840 auf 20,619, 1850 auf 52,925 und 1857 auf 76,000 Kisten!

5) Wir erlauben uns, eine kurze Notiz über einen für Indien wichtigen und

bereits öfter erwähnten Mann hier einzufügen, welche nicht etwa bloß durch seinen zufällig „Baumwolle" bedeutenden Namen gerechtfertigt erscheinen wird.

Oberst Sir Arthur Cotton gehört zu jenen praktischen, in mehrere Sättel gerechten Männern, die aus der Bildungsschule der alten ostindischen Compagnie hervorzugehen pflegten, die als Soldaten und Beamte, als Richter, Pflanzer und Verwalter Tüchtiges zu leisten verstanden, und namentlich auch im Comptoir ebenso zu Hause waren wie im Feldlager. Sir Arthur hat 40 Jahre in Indien als Ingenieur gewirkt und durch Ausführung seiner (anfangs als phantastisch verlachten) Bewässerungspläne und Canalbauten, oder deren Wiederherstellung (Anm. 2.) — denn in alten Zeiten, noch unter der mohamedanischen Herrschaft, war besonders Südindien wohlbewässert — sich um die Fruchtbarkeit und den Wohlstand jenes asiatischen Reiches ungemeine Verdienste erworben. Als Militär hat er sich in den 2 birmanischen Kriegen hervorgethan. Sein Vater, General Sir Willoughby Cotton, befehligte im ersten birmanischen Kriege (1825) eine Brigade und gewann den Sieg bei Kokîn. Diesem Manne zu Ehren ward am 20. Februar 1861 ein Bankett gegeben, an welchem 400 Gentlemen, meistens Männer, die in amtlichen oder Handelsverbindungen mit Indien stehen, theilnahmen, und bei welchem der Graf von Shaftesbury den Vorsitz führte. Als besonders glänzendes Beispiel von der Wirksamkeit des Gefeierten ward angeführt, daß er durch ein Wehr über einen Arm des Godavery im Bezirke Radschamundey, dessen Bau er im Jahre 1844 begann, die Bewässerung von 700,000 Morgen Landes ermöglicht hat, und daß in Folge dessen die Staatseinnahmen von dem genannten Gebiete in kurzer Zeit von 196,000 auf mehr als 300,000 Pfd. Sterl. gestiegen sind. Im Tandschor-Distrikte, ebenfalls im Dekan, hat sich die Einnahme, in Folge seiner Bauten, verdoppelt. Wenn der Gangescanal (über welchen, wie erwähnt, eben jetzt insofern geklagt wird, als er der Hungersnoth im Duab nicht vorzubeugen vermocht habe) nicht alles leiste, was man von ihm erwartet, und sich nicht rentire, so liege dies an dem Umstande, daß seine Seitenarme nicht ausgebaut seien. Diese mangelhafte Ausführung bemerkt man leider an allen Regierungsbauten in Indien, so am Godavery, Kistnah und anderwärts, und die nächste Ursache sei der Mangel an Fonds. Am oberen Godavery, äußerte Sir Arthur Cotton, habe er das beste Baumwollenland gefunden, das es, nach seiner Ansicht, außerhalb Amerika's gebe; aber um es nutzbar zu machen, müßte die Regierung noch viel Geld und Sorgfalt auf dessen Canalisirung und die Organisation der Arbeitereinwanderung verwenden. Dazu, sowie zu kostspieligen Straßenbauten, will sich aber die Regierung nicht verstehen.

6) In Murshedabad beschäftigten sich schon 1803 3000 Menschen mit Seidespinnen.

7) Ich unterdrücke eine große Menge ähnlicher Notizen, die ich aus den Berichten über die einzelnen Pergunnah's zusammengestellt hatte, da sie doch kein genügendes Bild von der höchst mannigfaltigen Produktion Indiens geben. Nur ein paar Bemerkungen mögen hier noch einen Platz finden. In der Pergunnah Punassa findet sich Eisen, sowie auch Chandgurh in Nimar, Candeut und die Umgegend an Eisenerzen sehr reich ist. In Punassa findet man außerdem feinen, zum Lithographiren sehr brauchbaren Kalkstein, Khûrrimuttie, eine Erde zum Tünchen der Wände, Rus, ein Gras, aus welchem ein gegen Rheumatismus sehr wirksames Oel gewonnen wird, ferner das schöne Unziîn-Holz, in welches die weiße Ameise nicht eindringt. Steinkohlen hat man 40 Meilen vom Nerbudda in den Satpura-Bergen gefunden; sie würden, zum Baroche heruntergebracht leicht nach Bombay zu transportiren sein. Einzelne Versuche sind schon geglückt.

8) Zur Geschichte des Handels mit Indien finden sich vortreffliche Beiträge im 23sten Bande von Macgregor's Commercial Tariffs, p. 1—115; ferner in K. F. Neumann's Gesch. des englischen Reiches in Asien.

9) Im Jahre 1813 hatte die Compagnie folgende Faktoreien eingerichtet:

In der Präsidentschaft Bengalen: Benares, Bauleah, Hurrial, Hurripaul, Junghypur, Kirpur, Midnapur, Luckipur, Chittagong, Cossimbasar, Comercolly, Malda, Patna, Radnagur, Rungpur, Santipur, Burron, Dacca, Sunanucki, Mow, Cossipur, Etawah, Calpy, Gorruckpur.

In der Präsidentschaft Madras: Tinnevelly, Ramnad, Salem, Nagore, Cuddalore, Palicat, Maddepollam, Masulipatam, Ingeram, Vizagapatam, Chandscham, Devicotta.

In der Präsidentschaft Bombay: Scindy oder Tattah, Cutsch, Amedabad, Surat, Cambay, Brodera, Baroach, Carwar, Tellitscherry, Onore, Barcelore, Mangalore, Calicut, Cranganore, Cotschin, Andschengo.

10) Vgl. über die Münzverhältnisse C. und F. Noback's Taschenbuch 2c. Bd. 1. unter Bombay, Madras und namentlich Kalkutta. S. 384.

11) Vgl. Report to the House of Commons: Territorial Accounts, July 1859. Fol.

12) Nach dem »Friend of India«, der in Calcutta erscheint, ist der Ertrag der Einkommensteuer für 1860/61: Bengalen 560,000; Madras 290,000; Bombay 310,000; Nordwestliche Provinzen 340,000; Pendschab 90,000; Pegu u. s. w. 90,000; Audh 120,000; von Amtssalarien 150,000 — zusammen 1,910,000 Pfd. Sterl. oder, da ungefähr 10% Erhebungskosten abgehen, nicht ganz 1¾ Million.

13) A Review of the Financial Situation of the East-India Company in 1824 by Henry St. George Tucker, Esq. 8. London 1825. Vgl. noch East-Jndia Annual Revenue Accounts. Printed by Order of the House of Commons, 9. May 1826.

Wir geben nachträglich noch eine kurze Notiz über die indischen Posten und Eisenbahnen. Das Briefporto scheint viel zu hoch und mehr für den Gebrauch der Regierung, als zur Bequemlichkeit des Publikums eingerichtet zu sein, indem die Privatbriefe allein die bedeutenden Kosten decken, welche aus den vielen Sendungen in Regierungssachen erwachsen. Monatlich gehen von Europa vier Posten durch Aegypten nach Indien über Southhampton und Marseille, an welche sich zweimal die Dampfboote von Triest nach Alexandrien anschließen. Die Fahrpreise sind theuer. Die Reise in Aegypten ist durch die Eisenbahn nach Suez erleichtert. Die Dampfschiffahrt auf dem rothen Meere ist gut eingerichtet, aber die Passagiere haben oft von drückender Hitze zu leiden. Wenn es gelingen sollte, von Smyrna nach Bagdad eine Eisenbahn zu bauen, so würde die Verbindung mit Indien sehr direkt und schnell sein. Die Regierung sollte dann auch die alten Caravansereien, welche sich auf der Straße nach Bagdad befinden, wieder herstellen.

Am 15. Oktober 1860 wurde die Fortsetzung der von Calcutta auslaufenden bengalischen Eisenbahn bis Radschmahal am Ganges eröffnet, von welchem Schienenwege nun 202 engl. (ca. 43½ deutsche) Meilen im Betriebe sind. Der Weg wird in nicht ganz 6 Stunden zurückgelegt. Radschmahal, die alte Hauptstadt Bengalens, ist jetzt ziemlich verfallen, zählt aber doch noch 30,000 Einwohner. Der Personen- und Güterverkehr auf der Bahn ist bereits recht lebendig und sie wirft 8% Gewinn

mehr hat. Tapfer und unerschrocken, fürchtet er den Tod nicht und liebt den Kampf; arbeitsam ohne ein System, gastfrei ohne Gränzen und sittenrein ohne Prinzipien, ist er bald freigebig und liebevoll, bald boshaft und grausam. Er liebt das Geld, aber nicht, um sich dem Wohlleben hingeben zu können; denn seine Bedürfnisse sind gering; ungesäuertes Brod, Gemüse, Milch und einige Süßigkeiten stillen seinen Hunger und ein einfaches Baumwollengewand und ein Turban machen seine Kleidung aus; in Mußestunden ist die Hukah seine einzige Erholung. Er ist ein hingebender Freund und ein bitterer Feind, und nächst seiner Ehre und seinem Sohne ist ihm auf der Welt nichts so werth als sein Land. Wenn der auf seinem Lande wohnende Eigenthümer dasselbe in den Händen behält und selbst bewirthschaftet, so heißt dies Land Sier.

Die Dorfgemeinden, sagt Lord Melcalfe in seinem Minute to the House of Commons vom 7. Nov. 1830, sind kleine Republiken, welche alles für ihren Bedarf Nöthige in sich besitzen; sie haben sich erhalten, wenn alles Andere verschwunden ist. Dynastie auf Dynastie ist untergegangen, Revolution auf Revolution gefolgt, Hindu, Patan, Mongole, Mahratte, Sikh und Engländer, jeder war der Reihe nach Herr, aber die Dorfgemeinde ist dieselbe geblieben. In Zeiten der Gefahr bewaffnen und verschanzen sie sich, und sobald eine feindliche Armee durchs Land zieht, treiben sie ihr Vieh in ihre Verstecke und hinter ihre Wälle und lassen den Feind vorüberziehen. Sollte Plünderung oder Verwüstung sie bedrohen, und ist die Macht des Feindes zu stark, so flüchten sie, Schutz suchend, zu befreundeten Dörfern; wenn aber der Sturm vorüber ist, so kehren sie in die Heimath zurück und setzen ihre Beschäftigungen fort. Selbst wenn ein Land Jahre lang der Plünderung und dem Gemetzel ausgesetzt ist und die Dörfer nicht bewohnt werden können, so kehren die Reste der nach allen Seiten zerstobenen Dorfbewohner doch wieder zurück, sobald sie friedliche Beschäftigungen wieder gesichert glauben. Ein Geschlecht mag dahinsterben, das folgende zieht wieder in seine alte Heimath. Die Söhne treten an der Väter Stelle, sie suchen die Plätze wieder auf, wo die Hütten ihrer Väter standen und nehmen die Familienäcker wieder in Besitz. Oft auch leisten Gemeinden gegen Plünderung und Unterdrückung erfolgreichen Widerstand.

Am gleichmäßigsten haben sich solche Gemeinden im Delhi-Distrikte und in Bandelcand, in einigen Gegenden des Duab, am rechten Jamna-Ufer, und im südlichen und westlichen Theile von Rohilcand erhalten; selbst in der Provinz Benares findet man [illegible] Jahren unverändert geblieben sind.

8.

Landbau, Pachtsystem und Rajats oder Reiots.

In all villages there are two descriptions of tenants, who rent the lands of the village landholders and those of the Government . . . Those tenants are commonly called ryots, and are divided into two classes, — permanent and temporary.

Elphinstone.

Indien ist das Land des Bauernstandes; vom Boden lebt die große Masse der Menschen. Aber dieser Boden ist meist dem Besitze jener alten Familien entrissen, welche ihre Besitzungen in Hindostan mehr vermöge der geheimnißvollen und doch mächtigen Einwirkungen eines patriarchalischen Systems, als durch ihre Tugenden oder durch weise Einrichtungen verwalteten. Der Feudalherr war meist das Haupt einer alten Familie und oft eines alten Stammes, der die seiner Sorge anvertrauten Bauern, von Liebe und Stolz geleitet, beherrschte. Die gewaltsamen Bewegungen der letzten hundert Jahre brachten Abenteurer zur Herrschaft, welche, von den verwerflichsten Motiven geleitet, das Land verwüsteten und den Rajat grausam und rücksichtslos behandelten. Die einfachsten Ansprüche, welche jeder Stand an das Recht stellen, und ohne welche die menschliche Gesellschaft nicht gedeihen kann, wurden verhöhnt und mit Füßen getreten. In dieser Beziehung wenigstens wirkten Englands Gesetze und mächtiger Schutz segensreich; unter ihm können die eingeborenen Agenten ihr Amt sicher verwalten. In Bengalen giebt es heute Landherren, welche fast alle den niedrigsten Classen angehören, die erst kleine Gutsbesitzer waren, dann Banditen beherbergten, und einen Handel mit Landesprodukten trieben oder vielmehr Handelsleute ausplünderten, wobei ihnen ihre eigenen Frauen und Schwestern als Spione dienten. Das Dorfleben in In-

denen die Regierung den Contrakt abschließt, wobei auf die besonderen Rechte Einzelner Rücksicht genommen wird. Die Gemeinde muß aber für den Einzelnen, wenn dieser seinen Pflichten nicht genügt, aufkommen.

Es fällt schwer, berechtigte Landeigenthümer von Unberechtigten zu unterscheiden; diese sind gewöhnlich die Nachkommen früherer, des Besitzrechts beraubter Rajats, oder sind noch bei Lebzeiten derselben eingewandert. Solche Assamies machen den Reichthum des Zemindars aus und er hütet sich wohl, sie hart zu behandeln, um sie nicht zu verlieren. Die erblichen Landbauern werden je nach dem Lande: Chüpperbünd, Khudkasht, Küdiemie, Mourusie, Hükdar genannt; Kûtcha Assamies oder Paikasht heißen die, welche das erbliche Recht nicht besitzen. Der Stellvertreter einer Gemeinde heißt Lûmbûrdar; er ist für die pünktliche und richtige Zahlung der Rente verantwortlich; sollte er jedoch nicht zahlen, so hält sich die Behörde an jeden einzelnen Pûttiedar. Solche, welche nur einzelne Theile übernehmen, heißen Thoke, Behrie oder Pûttie. Der Lûmbûrdar erhält entweder eine kleine Abgabe von den Bewohnern, oder er fühlt sich durch den Einfluß, den er dadurch über die Gemeinde gewinnt, genugsam entschädigt. Dies Amt wird entweder durch Wahl übertragen, oder es ist insofern, als der Erbe dazu befähigt ist, erblich. Die Feststellung der Rechte und Pflichten zwischen dem Lûmbûrdar und den Bauern heißt Jûmah-bûndie.

Seit undenklichen Zeiten haben in Indien alle Regierungen ihre Haupteinnahmen aus Grund und Boden bezogen; nach uralten Gesetzen ist die regierende Macht zu einer bestimmten Quote aus dem Ertrage, den der Bauer aus seinem Bigah gewinnt, berechtigt und diese Abgabe wird in Geld oder in Produkten geliefert. Der Landmann hat sie von jeher willig entrichtet, selbst wenn sie in Kriegszeiten oder bei Regierungswechseln sich auf den sechsten Theil der Einnahme und noch höher belaufen hat. Der regierende Herr giebt allein die Erlaubniß zur Bebauung des Landes, es ist nach den Hindugesetzen sein Eigenthum und Privatländereien haben in ganz Indien nur an der Küste Malabar existirt.[1]) In den frühesten Zeiten mußte sich der Bebauer mit dem begnügen, was ihm die Kosten deckte und den Unterhalt für ihn selbst und seine Familie gewährte, der Rest gehörte dem Könige. Später änder[illegible] das Besitzrecht wurde dem zuerkannt [illegible] bebaute; des Königs Rechte [illegible]

Vieh weidet, zu dem mit Lotusblumen bedeckten Teiche und umherliegenden Grabmalen oder Fruchtgärten. Ein von Menschen und Vieh ausgetretener Pfad bezeichnet den Weg zum Eingange des Walles; die dichten Bambushecken, welche früher hier standen, sind verschwunden, die Gräben mit Schutt ausgefüllt, die Mauern sind verfallen, die gewaltigen Thore verfault; aber dennoch zeigen sich noch Spuren des früheren Glanzes. Sobald man den massiven Eingang hinter sich hat, und in den vierseitigen Dorfraum eintritt, den hohe Thürme an den Ecken begränzen, stößt man auf ländliches Leben. Auf einer Seite liegen die Büffel und Kühe wiederkäuend oder fressen das Futter aus irdenen, in die Erde eingelassenen Gefäßen, auf der anderen ist ein bedeckter Raum für Pferde, Ochsen und anderes Vieh; und dabei ein weiter, offener Raum mit Palankins und Ochsenwagen für die Familien. Nicht weit davon sind die Gemächer, wo die rohen Erzeugnisse des Gutes: Getreide aller Art und Oelkuchen, oder Zucker in mächtigen Behältern aus ungebranntem Thon, der Feuchtigkeit und Insekten abhält, aufs Sorgsamste aufgehäuft sind. Am äußersten Ende dieser Einwallung führt eine kleine Treppe nach den flachen Dächern dieser Ställe und Vorrathskammern. Auf denselben befinden sich die Ruheplätze des männlichen Geschlechts der Familie, wogegen verdeckte Gallerien zu den Gemächern der Frauen führen; die Männer schlafen auf einfachen Bettstellen aus Geflechten, über welche ein Teppich ausgebreitet ist und auf welchem ein rothes mit Baumwolle gestopftes Kopfkissen liegt, Schwert und Schild über dem Haupte. Der Stuhl ist ein rohes Stück Holz oder ein umgelegtes Wagenrad. Sonstige Bequemlichkeit oder Möbel sind unbekannt; ein Haufen Papiere, ein Pulverhorn, ein Tintenfaß und vielleicht das Bild eines Gottes oder eines Helden ist alles, was man sieht. Tauben fliegen aus kleinen Kasten, die an den Mauern hängen, oder ein Pfau wandelt umher, und zu Zeiten hört man das plötzliche Herablassen des Vorhanges im Frauengemache oder das Aneinanderstoßen der Arm- oder Fußbänder der Weiber. Ein Pipûl oder Banyanbaum erhebt sich über dem Ganzen, dessen Zweige, sorgsam geleitet, einen wohlthuenden Schatten ausbreiten. Die argwöhnisch abgeschlossenen Frauen mahlen das Korn, backen das Brod, besorgen die Milch und spinnen die Baumwolle für den häuslichen Bedarf, oder pflegen die Kinder in ihrer ersten Kindheit. Ein Radschpute wird der treulosen Gattin nie vergeben; es ist vorgekommen, daß er, nachdem er sie getödtet, sich den Gerichten übergeben hat, weil auch für ihn, da seine Ehre gebrandmarkt ist, das Leben keinen Werth

mehr hat. Tapfer und unerschrocken, fürchtet er den Tod nicht und liebt den Kampf; arbeitsam ohne ein System, gastfrei ohne Gränzen und sittenrein ohne Prinzipien, ist er bald freigebig und liebevoll, bald boshaft und grausam. Er liebt das Geld, aber nicht, um sich dem Wohlleben hingeben zu können; denn seine Bedürfnisse sind gering; ungesäuertes Brod, Gemüse, Milch und einige Süßigkeiten stillen seinen Hunger und ein einfaches Baumwollengewand und ein Turban machen seine Kleidung aus; in Mußestunden ist die Hukah seine einzige Erholung. Er ist ein hingebender Freund und ein bitterer Feind, und nächst seiner Ehre und seinem Sohne ist ihm auf der Welt nichts so werth als sein Land. Wenn der auf seinem Lande wohnende Eigenthümer dasselbe in den Händen behält und selbst bewirthschaftet, so heißt dies Land Sier.

Die Dorfgemeinden, sagt Lord Melcalfe in seinem Minute to the House of Commons vom 7. Nov. 1830, sind kleine Republiken, welche alles für ihren Bedarf Nöthige in sich besitzen; sie haben sich erhalten, wenn alles Andere verschwunden ist. Dynastie auf Dynastie ist untergegangen, Revolution auf Revolution gefolgt, Hindu, Patan, Mongole, Mahratte, Sikh und Engländer, jeder war der Reihe nach Herr, aber die Dorfgemeinde ist dieselbe geblieben. In Zeiten der Gefahr bewaffnen und verschanzen sie sich, und sobald eine feindliche Armee durchs Land zieht, treiben sie ihr Vieh in ihre Verstecke und hinter ihre Wälle und lassen den Feind vorüberziehen. Sollte Plünderung oder Verwüstung sie bedrohen, und ist die Macht des Feindes zu stark, so flüchten sie, Schutz suchend, zu befreundeten Dörfern; wenn aber der Sturm vorüber ist, so kehren sie in die Heimath zurück und setzen ihre Beschäftigungen fort. Selbst wenn ein Land Jahre lang der Plünderung und dem Gemetzel ausgesetzt ist und die Dörfer nicht bewohnt werden können, so kehren die Reste der nach allen Seiten zerstobenen Dorfbewohner doch wieder zurück, sobald sie friedliche Beschäftigungen wieder gesichert glauben. Ein Geschlecht mag dahinsterben, das folgende zieht wieder in seine alte Heimath. Die Söhne treten an der Väter Stelle, sie suchen die Plätze wieder auf, wo die Hütten ihrer Väter standen und nehmen die Familienäcker wieder in Besitz. Oft auch leisten Gemeinden gegen Plünderung und Unterdrückung erfolgreichen Widerstand.

Am gleichmäßigsten haben sich solche Gemeinden im Delhi-Distrikte und in Bandelcand, in einigen Gegenden des Duab, am rechten Jamna-Ufer, und im südlichen und westlichen Theile von Rohilcand erhalten; selbst in der Provinz Benares findet man einzelne, die seit hundert Jahren unverändert geblieben sind.

Ortschaften Mandal-Erben einen Theil des Bodens oder Rechte an erbberechtigte Familienglieder abtraten, woraus es sich erklärt, daß man irrthümlich behaupten konnte, gewisse Dorfschaften seien von zwei Mandals verwaltet worden. Wie einflußreich, namentlich in großen Ortschaften, der Mandal oder Patel werden kann, geht daraus hervor, daß der Begründer der Scindia-Dynastie ein Patel war, so daß es volksthümlich hieß: „Madhaji-Scindia machte sich zum Herrn von Indien, indem er sich Patel nannte."

Zwischen den Würden eines Talukdar [4]) und Zemindar besteht kein anderer Unterschied, als daß der letztere in einzelnen Dingen mehr Gewalt ausüben kann. In einigen Gegenden ist der Zemindar der Eigenthümer des Bodens, in anderen der Feudalherr und in den englischen Besitzungen der verantwortliche Steuereinnehmer irgend eines Distrikts, wofür er einen Antheil erhält, abgesehen davon, daß er auch zugleich Landbesitzer ist. Seine Würde ist erblich und seine Stellung von nicht geringem Einflusse auf die Landbewohner, weil er diese leicht bedrücken oder sich auf Kosten des Staates bereichern kann. Wenn der Zemindar die Einziehung der Landabgaben oder das Geschäft Rankar (Brodarbeit) verweigert, weil er etwa die für einen Distrikt ausgeschriebene Taxe für zu hoch ansieht, so kann ihm dennoch sein Recht nicht genommen werden. Ein Zemindar über mehrere Ortschaften übte eine nicht geringe Gewalt über die Rajats aus [5]); aber wenn er sie nicht allzusehr bedrückte, so leisteten sie nicht nur willig die gebräuchlichen Abgaben, sondern die Rajats zeigten sich auch bereit, mit den Waffen in der Hand das Leben und Eigenthum des Zemindars zu vertheidigen. Ueberhaupt vermag der indische Bauer durchaus keinen Unterschied zwischen der Regierung und ihren Agenten zu machen.

Das Recht des Zemindars als Landbesitzer ist von den meisten Autoritäten anerkannt worden, doch haben es einige, wie der Verfasser der Mahratten-Geschichte, M. Grant-Duff, auf das Bestimmteste in Abrede gestellt und die Ansicht Duff's fand in einem Theile der Präsidentschaft Madras und in einigen Distrikten von Bombay ihre Bestätigung. Daher kam es, daß die englische Regierung bei der Feststellung der Bodeneinnahme der neu eroberten Landestheile ein Reiot-System einrichten, d. h. sich unmittelbar mit dem Reiot über die Abgaben einigen wollte. Aber die bereits eingegangenen Verpflichtungen führten so viele Schwierigkeiten herbei, daß man das System aufgab und auch hier Zemindare aufstellte, denen man auf 10 Jahre die Einziehung der Abgaben übertrug, mit der Aussicht auf Erneuerung. Das Zemindar-

denen die Regierung den Contrakt abschließt, wobei auf die besonderen Rechte Einzelner Rücksicht genommen wird. Die Gemeinde muß aber für den Einzelnen, wenn dieser seinen Pflichten nicht genügt, aufkommen.

Es fällt schwer, berechtigte Landeigenthümer von Unberechtigten zu unterscheiden; diese sind gewöhnlich die Nachkommen früherer, des Besitzrechts beraubter Rajats, oder sind noch bei Lebzeiten derselben eingewandert. Solche Assamies machen den Reichthum des Zemindars aus und er hütet sich wohl, sie hart zu behandeln, um sie nicht zu verlieren. Die erblichen Landbauern werden je nach dem Lande: Chûpperbûnd, Khudkasht, Kûdiemie, Mournsie, Hûkdar genannt; Kûtcha Assamies oder Paikasht heißen die, welche das erbliche Recht nicht besitzen. Der Stellvertreter einer Gemeinde heißt Lûmbûrdar; er ist für die pünktliche und richtige Zahlung der Rente verantwortlich; sollte er jedoch nicht zahlen, so hält sich die Behörde an jeden einzelnen Pûttiedar. Solche, welche nur einzelne Theile übernehmen, heißen Thoke, Behrie oder Pûttie. Der Lûmbûrdar erhält entweder eine kleine Abgabe von den Bewohnern, oder er fühlt sich durch den Einfluß, den er dadurch über die Gemeinde gewinnt, genugsam entschädigt. Dies Amt wird entweder durch Wahl übertragen, oder es ist insofern, als der Erbe dazu befähigt ist, erblich. Die Feststellung der Rechte und Pflichten zwischen dem Lûmbûrdar und den Bauern heißt Jûmah-bûndie.

Seit undenklichen Zeiten haben in Indien alle Regierungen ihre Haupteinnahmen aus Grund und Boden bezogen; nach uralten Gesetzen ist die regierende Macht zu einer bestimmten Quote aus dem Ertrage, den der Bauer aus seinem Bigah gewinnt, berechtigt und diese Abgabe wird in Geld oder in Produkten geliefert. Der Landmann hat sie von jeher willig entrichtet, selbst wenn sie in Kriegszeiten oder bei Regierungswechseln sich auf den sechsten Theil der Einnahme und noch höher belaufen hat. Der regierende Herr giebt allein die Erlaubniß zur Bebauung des Landes, es ist nach den Hindugesetzen sein Eigenthum und Privatländereien haben in ganz Indien nur an der Küste Malabar existirt.[1]) In den frühesten Zeiten mußte sich der Bebauer mit dem begnügen, was ihm die Kosten deckte und den Unterhalt für ihn selbst und seine Familie gewährte, der Rest gehörte dem Könige. Später änderte sich dies und das Besitzrecht wurde dem zuerkannt, welcher den Boden zuerst reinigte und bebaute; des Königs Rechte dagegen gründeten sich auf Eroberung oder auf

Dorfe seit langen Zeiten üblich war, konnte in einem anderen unpraktisch, ja selbst verderblich werden. Der englische Beamte muß sich nur, wie der Missionar, mit dem Volke vertraut machen und unter ihm leben. Diese Lebens- und Erwerbsverhältnisse der Reiots wollen wir nun auch selbst noch etwas näher ins Auge fassen.

Die meist ganz armen Reiots pflegen in ganz Indien ihre Sämereien durch Vorschüsse der Bûnniah's oder Dorf-Banquiers anzukaufen. Der Bûnniah kauft dann gleich die ganze Ernte zu einem ihm vortheilhaften Preise im Voraus und der Reiot selbst gewinnt sehr wenig. Die Vermessung der Felder wird in Gegenwart der Reiots von einem Karkun vorgenommen und durch ein Panchayat der benachbarten Patels festgestellt. Die Unzufriedenen bringen ihre Klage vor den Amil, und wenn dieser den Streit nicht beilegen kann, vor den Commissär bei Abschließung des Rugwat (Pacht-Contrakts), wo dann die Zahl der Bigah's, die er erhalten, und seine Rente festgestellt wird. Nachdem dies mit jedem Dorfe genau durchgemacht ist, versammeln sich an einem Tage alle Patels und Pûtwaries in Gegenwart des Zemindars und Amils und es wird nun über alle die Regierungsbauten, über Teiche, Wehre, Brunnen, Wege und Sûraes verhandelt. In Nimar ist so eine Fahrstraße über den einst ungangbaren Simrole Ghat, eine andere über den Kûttie-Paß bei Assierghur nach Burhanpur und Indore entstanden und 105 Teiche nebst 59 Sûraes sind vollendet. (1847.)

Das Khalsa-Pachtsystem versetzt die Regierung in die Lage eines Dorfverwalters, und indem sie dessen Pflichten und Verantwortlichkeit übernimmt, wird jede aus einem Gemeindeleben entspringende Energie durch eine Classe von Beamten unterdrückt, welche schwer zu überwachen ist und großes Unheil anrichten kann. Das Mouzawara-System, wo die ganze Gemeinde für jeden Einzelnen einsteht, war in Nimar schwer einzuführen. Nachdem die Ländereien vermessen waren, machte man jedoch mit einigen Dörfern den Anfang. Die Pacht gilt auf 30 Jahre; kein Bebauer darf seine Felder aus Mangel an Bewässerung zurückgeben; kein Feld darf unbebaut bleiben; dem Nachlässigen können die Felder abgenommen und der Gemeinde gegeben werden.

Die Unvollkommenheiten der indischen Gesetze sind eine Ursache, daß Europäer sich nicht in Indien niederlassen; die Pflanzer und Kaufleute beklagen sich mit Recht über die Art und Weise, mit welcher an den Civilhöfen und besonders in Bodenstreitigkeiten über Ländereien verfahren wird. In den

und schützt sie gegen gewaltsame Erpressungen. Dennoch ist es vorgekommen, daß ein mächtigerer Stamm, namentlich unter den Radschputen, einen anderen vertrieb oder völlig vernichtete und sich in den Besitz der Ländereien desselben setzte. Einige Dörfer, welche von den Eroberern ihren Officieren unter der Bedingung geschenkt wurden, daß diese in Kriegszeiten mit einer bestimmten Zahl von Reisigen sich stellen mußten, haben diesen militärischen Charakter behalten, andere sind wieder zu Dorf-Gemeinden geworden. Einige Theile Indiens haben in Folge unerträglicher Bedrückungen viele Dorf-Gemeinden verloren, wie in Bengalen und Telingana, wogegen sie sich in Canara, dem Dekan, Bandelcand und in den westlichen Provinzen erhalten haben.

In einzelnen Fällen gehört ein Dorf oder mehrere Dörfer einem Besitzer, doch öfter sind mehrere Personen an dem Besitze betheiligt und zwar unter gewissen Bedingungen, je nachdem ihnen Eigenthumsrechte oder nur gewisse Privilegien durch Erbschaft zugefallen sind. Wenn Land an einen fremden Käufer — namentlich um Schulden zu tilgen — abgetreten wurde, so wurde ihm damit weder die Theilnahme an der Verwaltung, noch die Aufnahme in die Gemeinde eingeräumt und der eigentliche Besitzer hatte das Recht, sein gleichsam nur als Pfand gegebenes Land wieder zu erstehen. Dagegen lebten in den meisten Dörfern, namentlich im südlichen Indien, in den Mahratten-Staaten und in Hindostan, wo die Bodenbesitzer nicht zu Tagelöhnern herabgesunken waren, solche Landleute, welche gegen Zahlung einer bestimmten Rente kleine Landstrecken bebauten. Von diesen hatten einige das Recht erblichen Besitzes, so lange sie die Rente entrichteten, andere nur auf eine bestimmte Zahl von Jahren. Ueberhaupt haben sich die Besitzrechte im Laufe der Zeit wesentlich umgestaltet und ihr Ursprung ist oft schwer festzustellen; sie entstanden entweder aus uralten Rechten, durch Colonisation oder Eroberung.

Damit das Recht jedes Besitzers gesichert werden kann, wird nach dem Hindusysteme ein Beamter (Mokaddam, Mandal oder Patel) über jedes Dorf oder jede größere Ortschaft gesetzt, welcher einem über zehn Dörfer gestellten Zemindar oder Talukdar verantwortlich ist. Dieser steht wieder unter einem 100 Dörfer beaufsichtigenden Beamten, der dem Gouverneur über 1000 Dörfer Rechenschaft ablegen muß. Die Würde des Mandal hat allein allen gewaltsamen Veränderungen Trotz geboten und sich beinahe unverändert erhalten. Sie ist sogar meist bei derselben Familie als ein erbliches Recht geblieben. Diese unantastbare Erbberechtigung brachte es ferner mit sich, daß in einigen

eine Classe von Leuten, deren Beschäftigungen und Rechte in der Gemeinde sich vom Vater auf den Sohn vererbt haben; sie heißen Mourusi oder Erbberechtigte; Chûpperbûnd oder Hauseigenthümer; Kûdiem (uralter) und Bearbeiter des Bodens von anderen Dörfern werden Paikasht genannt. Die Rechte dieser kleinen Pächter festzustellen, ist schwierig; sie geben in Produkten oder Geld $^2/_3$ oder $^3/_4$ und manchmal die Hälfte des Ertrages an den Eigenthümer und dies heißt Ram Kotûlea (Gottes Antheil). Zu den Paikasht gehören die Jâts- und Kashistämme, die besten Bearbeiter des Bodens. Sie wohnen gleichsam als dienende Classe — Tagelöhner — in Hütten außerhalb dem kleinen Fort, cultiviren die Singhara-Wurzel in den Teichen, den Hanf und alle Gemüse. Sie leben von dem schlechtesten Brode mit etwas Zucker oder Ghie; ein kleiner von ihren Frauen gearbeiter Shawl, welcher um die Hüften geschlungen wird und ein grobes Turbantuch, ist ihre einzige Kleidung; eine wollene Decke, welche der Hirte webt, dient zur Bedeckung in der Nacht. Einige Messingtöpfe, Pflüge, Brunnenseile, einige abgetriebene Ochsen und eine Kuh oder Büffelkuh, welche sie mit Milch versorgt, ist ihr ganzer Reichthum. Mit Tagesanbruch sieht man sie schon in ihren Feldern und auch in den Mondnächten des Sommers pflegen sie fleißig zu arbeiten. Männer, Frauen und Kinder sind gleich thätig und arbeitsam; ihre vortrefflich bebauten Ländereien gewähren den höchsten Ertrag. Jahr aus Jahr ein wird der Boden für Zuckerrohr, für Opium und jedwede Getreideart mit solch einer Sorgsamkeit beackert, daß jeder Erdklumpen mit dem Pfluge oder einer hölzernen Keule zu Pulver verarbeitet wird. Im Oktober säet der Kashi Waizen und Gerste, erntet es im März und April und säet sogleich wieder Wassermelonen oder Kürbisse, welche, fleißig bewässert, im Juni reifen und dann kommt die Herbstfrucht.

Thomason theilt in seinen reichhaltigen Dispatches (Calcutta, 1856) mit, daß in Bezirken, wo keine unbebauten Strecken sind, die Gräser und Bäume geschützt sein sollen, weshalb streng verboten wurde, daß die der Regierung gehörigen Thiere, Elephanten, Kameele, Ochsen rc. unrechtmäßig davon erhalten werden sollen. Ein Bûnniah wird dort von den Sipahi's als ihr gemeinsamer Feind angesehen. Es gilt als Regel, öffentliche Arbeiten an Sonntagen einzustellen; man fand, daß die Leute nach einem solchen Rasttage ihre Arbeit besser verrichteten. Die Baumwolle, von der die Umraotie für die beste gilt, wurde mehr und mehr ausgeführt und der darauf gelegte Zoll betrug 5%; sie kann in großen Mengen nur zur See ausgeführt werden. Zucker

wird am meisten in den Ländern nördlich und östlich vom Ganges gewonnen, ausgeführt wird er nur aus den britischen Besitzungen nach Bikanier. Der Zoll auf Salz ist keine Last für das Volk, unter allen Tausenden von Bittschriften ist der Salzzoll nie erwähnt worden. Seit 1837 wurde das neue Pachtsystem eingeführt, den Pächtern wurde ihr Zemindarie-Recht und der Pacht entzogen, wenn Dorf-Zemindare dasselbe gerechtlich beanspruchen konnten; wo dies nicht der Fall war, traten Pächter als Zemindare ein.

Im Distrikte Banda [a]) in Bandelcand wird der Name Bhej Bûrar denjenigen Gütern beigelegt, in welchen die Forderung der Regierung und die Dorf-Ausgaben vermöge einer Taxe (Bûrar) vom Lande gedeckt werden und nicht nach Taxen der Vorfahren; die Art der Erhebung ist verschieden in den Dörfern und nicht festgestellt, sondern den Umständen nach wechselnd. Es ist eine Art Bhyachara und die Pachten können Pûttiedarie, unvollständige Pûttiedarie oder Zemindarie sein. In der vollständigen, reinen Pûttiedarie ist das ganze Land cultivirt, Bûnjûr und das wüste Land ist unter die verschiedenen Besitzer vertheilt. Unvollständige Pûttiedarie ist die, in welcher ein Theil des Mehal von verschiedenen gehalten wird, und der Rest ist entweder wüst, Bûnjûr, oder gemeinsam von Assamies bebauet. In Zemindarie-Dörfern ist kein bestimmt gesondertes Eigenthum im Lande; Jedermann ist nach seinen Mitteln taxirt und die Bebauung wird im Anfange jeden Jahres je nach den Umständen festgestellt; wobei es ganz gleichgültig ist, ob die Pachtungen in Thokes oder Pûtties getheilt sind.

Der Boden in Bandelcand ist sehr fruchtbar, aber der Ertrag unsicher wegen der Unmöglichkeit(?) der Bewässerung. Es giebt drei bestimmte Pachtsysteme: a. die Rûkbah-Bûrar oder reine Pûttiedarie, wo alles Land vertheilt ist; der Antheil der Jûmma wird nach der vorher festgesetzten Weise von jedem Besitzer gezahlt, Jedermann muß seine Auslagen selbst decken und ist für Alles verantwortlich; b. die Mûzzna oder Mûlguzarie-Bûrar — wo der culturfähige oder nicht culturfähige Antheil des Mohals allein vertheilt ist, — und c. die Annah-Bûrar, wo das Land von Eigenthümern und Nicht-Eigenthümern nach bestimmten Summen cultivirt ist, dann in eine gemeinsame Masse geworfen wird, die unter den Eigenthümern je nach ihrem erbberechtigten Antheile vertheilt ist.

Die größte Veränderung in der Steuerverwaltung bestand darin, daß

die Regierung freiwillig sich ihres Antheils an der Ernte begab, die Bauern zu der Cultur ermuthigte, ihnen freie Hand zum Verkaufe ließ und sich daraus ihren Antheil bezahlen ließ. Anfangs betrachteten die Landleute dies neue Verfahren mit Mißtrauen, die kleinen Collectors waren dagegen, weil sie mehr Mühe dabei hatten und kleiner Vortheile verlustig gingen, und die Bûnniah's und Geldleiher waren dagegen, weil sie dabei keine Geschäfte machen konnten. Wo die Pachtungen niedrig sind, ist das Land blühend und die Revenue wird willig und regelmäßig gezahlt; die Gelder werden in größeren Summen und nur viermal des Jahres entrichtet. Die schlimmste Zeit ist der Oktober, wo manchem die Zahlung schwer wird.

In den Nordwest-Provinzen sind viele Dorfschaften von Gemeinden gepachtet, deren gegenseitige Verbindungen durch besondere Regeln und in der verschiedensten Form festgestellt sind. Getrennte oder gemeinsame Verpflichtung sind die vorherrschenden Prinzipien; jeder Besitzer ist für seine der Regierung schuldige Pacht verantwortlich, die Gemeinde für den Betrag des ganzen Mehals. Die Regierung sucht hierbei Unabhängigkeit und Selbst-Regierung der Gemeinden zu fördern.

Ueber die Polizei-Einrichtungen bemerkt Thomason ferner: Seit den 65 Jahren, daß sich die Engländer im Besitze von Bengalen und der Nordprovinzen befinden, hat sich der Charakter des Volkes gänzlich verändert; es ist nicht mehr plünderungssüchtig, Mord-Anfälle werden seltener, Thüggie und Dakoitie haben beinahe aufgehört, und von Landberaubungen ist kaum noch zu hören. Die Verbrechen, welche heute am meisten vorkommen, sind Mord oder hinterlistige Ermordung, Tödtung im Streite, Betrug und Diebstahl und seltener Beraubung auf der Straße. Alle diese Verbrechen entspringen aus dem moralisch versunkenen Zustande, und diesem abzuhelfen fällt schwer. Vor Jahren sammelte ein Beleidigter seine Freunde um sich, um den Nachbar, mit welchem er Streit hatte, offen anzugreifen, heute sieht er sich nach einem Meuchelmörder um. Wer früher seines Nachbars Land an sich zu ziehen suchte, begann Streit, griff ihn an und vertrieb ihn aus seinem Eigenthume, heute bemüht er sich, es durch Betrug und falsche Dokumente vor Gericht zu erlangen. Die Polizei früherer Zeiten erforderte Leute von persönlichem Muthe, heute unbestechliche Männer höherer Einsicht. Früher überwachten die Gemeinden die Verbrecher; die große Masse der Einwohner in den nordwestlichen

Provinzen besteht aus Landbauern, sie leben allein von dem Ertrage des Bodens, sind mit dem Dorfe eng verwachsen und besitzen eine Art erblichen Stolz, und nichts kann in ihrem Orte vorgehen, wovon sie nicht Kunde hätten. Sie müssen mehr als die Verwalter der Regierung angesehen werden, weshalb bei Mißernten auch auf sie Rücksicht genommen werden muß. Es ist der Collector, welcher die Fäden der Controle in seinen Händen hat.

Die Jat's haben ihren kriegerischen Geist verloren und leben mehr dem Landbau; die Gujûr's und Ahier's des Duab entsagen mehr dem Hirtenleben und finden, daß ihre Heerden von Gräsern und cultivirtem Korne besser leben können; die Mewattie's des Gurgaon-Distrikts sind aus schlauen Dieben gute Landleute geworden; und selbst die Raungûr's und Bhûttie's an den Gränzen der Wüste im Westen fühlen sich in friedlichen Beschäftigungen glücklicher.

Seitdem leichte Pachtsysteme eingeführt sind, haben die Plündereien in den großen Dorfschaften, in Paniepût, Rohtûk und den Hansie-Distrikten, aufgehört, jetzt ist daselbst eine Bauernschaft zu finden, die sich durch eigene Thätigkeit erhält, stolz und unabhängig ist, und sich dem Gesetze und der Ordnung fügt. Offener Widerstand gegen die gesetzliche Behörde ist jetzt unbekannt, während die Cultur und der Reichthum zunehmen. Streitigkeiten entstehen gemeinhin aus Kleinigkeiten und die Leidenschaften werden durch intriguante niedere Beamte angefacht; deshalb ist Magistrat und Collector eine und dieselbe Person und die Tehsildar's sind jetzt mit Polizeigewalt bekleidet. In Städten versehen Kotwal's die Stelle der Tehsildar's mit 100—200 Rupien monatlichem Gehalte. Bei der Bildung der Polizei-Bataillone aus Freiwilligen der Sipahi-Reste gingen übrigens die schlechtesten Leute dahin. In Bandelcand besteht die Polizei aus Infanterie und Cavallerie; erstere bildet 2 Bataillone, letztere 3 Rissallah's; die Tehsildar's sind mit Polizeigewalt bekleidet, um die Zemindare auf dem Lande verantwortlich zu machen und die Polizei-Bataillone sind hier aus den besten Leuten gebildet, welche gut bezahlt werden.

Der Preis des Holzes steigt von Jahr zu Jahr und großes Bauholz ist schwer zu erhalten. Es war Gebrauch, die Waldungen an Pächter auf eine gewisse Anzahl Jahre zu überlassen, [illegible] die Regierung sich jeder Controle beraubte; dies System ist [illegible] Pachten in Dhun und verschiedener Wälder in Rohilcund [illegible] Beaufsichtigung der Lokalbeamten über- [illegible] machen. Die besten Theile der Wal-

eine Classe von Leuten, deren Beschäftigungen und Rechte in der Gemeinde sich vom Vater auf den Sohn vererbt haben; sie heißen Mourusi oder Erbberechtigte; Chûpperbûnd oder Hauseigenthümer; Kûdiem (uralter) und Bearbeiter des Bodens von anderen Dörfern werden Paikasht genannt. Die Rechte dieser kleinen Pächter festzustellen, ist schwierig; sie geben in Produkten oder Geld ²/₅ oder ³/₄ und manchmal die Hälfte des Ertrages an den Eigenthümer und dies heißt Ram Kotûlea (Gottes Antheil). Zu den Paikasht gehören die Jâts- und Kashistämme, die besten Bearbeiter des Bodens. Sie wohnen gleichsam als dienende Classe — Tagelöhner — in Hütten außerhalb dem kleinen Fort, cultiviren die Singhara-Wurzel in den Teichen, den Hanf und alle Gemüse. Sie leben von dem schlechtesten Brode mit etwas Zucker oder Ghie; ein kleiner von ihren Frauen gearbeiter Shawl, welcher um die Hüften geschlungen wird und ein grobes Turbantuch, ist ihre einzige Kleidung; eine wollene Decke, welche der Hirte webt, dient zur Bedeckung in der Nacht. Einige Messingtöpfe, Pflüge, Brunnenseile, einige abgetriebene Ochsen und eine Kuh oder Büffelkuh, welche sie mit Milch versorgt, ist ihr ganzer Reichthum. Mit Tagesanbruch sieht man sie schon in ihren Feldern und auch in den Mondnächten des Sommers pflegen sie fleißig zu arbeiten. Männer, Frauen und Kinder sind gleich thätig und arbeitsam; ihre vortrefflich bebauten Ländereien gewähren den höchsten Ertrag. Jahr aus Jahr ein wird der Boden für Zuckerrohr, für Opium und jedwede Getreideart mit solch einer Sorgsamkeit beackert, daß jeder Erdklumpen mit dem Pfluge oder einer hölzernen Keule zu Pulver verarbeitet wird. Im Oktober säet der Kashi Waizen und Gerste, erntet es im März und April und säet sogleich wieder Wassermelonen oder Kürbisse, welche, fleißig bewässert, im Juni reifen und dann kommt die Herbstfrucht.

Thomason theilt in seinen reichhaltigen Dispatches (Calcutta, 1856) mit, daß in Bezirken, wo keine unbebauten Strecken sind, die Gräser und Bäume geschützt sein sollen, weshalb streng verboten wurde, daß die der Regierung gehörigen Thiere, Elephanten, Kameele, Ochsen rc. unrechtmäßig davon erhalten werden sollen. Ein Bûnniah wird dort von den Sipahi's als ihr gemeinsamer Feind angesehen. Es gilt als Regel, öffentliche Arbeiten an Sonntagen einzustellen; man fand, daß die Leute nach einem solchen Rasttage ihre Arbeit besser verrichteten. Die Baumwolle, von der die Umraotie für die beste gilt, wurde mehr und mehr ausgeführt und der darauf gelegte Zoll betrug 5%; sie kann in großen Mengen nur zur See ausgeführt werden. Zucker

hassen die Radschputen, weshalb sich diese nie hier festsetzen konnten. Die Mhair's unternehmen stets Raubzüge in die Ebenen und immer mit furchtbarer Grausamkeit. Die Briten unterwarfen sie; nach dem Aufstande von 1820 traten diese Staaten ihren von Mhair's bewohnten Antheil ab, Marwar gab 20 Dörfer von geringem Werthe, Meywar überließ 76 Dörfer, wofür ihm 16,000 Rupien gezahlt wird; diese gewähren jedoch heute über 90,000 Rupien, womit das Meywar Bhiel-Corps besoldet wird. Die wilden und grausamen Mhair's sind durch Oberstl. Hall's und Major Dixon's weise Maßregeln in friedliche und arbeitsame Landleute umgewandelt worden; wo einst undurchdringliche Jangles waren, findet man heute blühende Dörfer. Man pflanzt dort Baumgruppen und Brunnen in bestimmten Entfernungen, welche dem Reisenden nützlicher sind, als Baum-Alleen an den Straßen.

Die Saugor- und Nerbûdda-Länder geben ein recht auffälliges Beispiel dazu, daß in Indien in den Landbesitz-Rechten die größte Verschiedenheit besteht. Nachbarliche Länder, Distrikte und selbst angränzende Dörfer zeigen Verschiedenheiten, weshalb es unmöglich ist, die Vertheilung des Landbesitzes unter den Bundelah, Thakur's von Saugor und den Gond-Häuptlingen südlich der Nerbûdda, in dem reichen Thale der Nerbûdda und unter den wilden Bergen von Sohadschpur auf gleiche Rechte zurückzuführen.

Scindia's Besitzungen ziehen sich in Form eines Gürtels südlich und nördlich vom Chûmbûl, wo dieser mit dem Jamna sich vereinigt, bis zur Nerbûdda. Die nördlichen Distrikte werden von verschiedenen Radschputstämmen und Anderen bewohnt, die das Land nach ihren besonderen Gebräuchen besitzen und mit Leib und Seele daran hängen; sie derselben zu berauben, würde die größte Ungerechtigkeit sein. Die Siekûrwar's, die Tûar's, die Gor's, die Kiechie's und die Umûts sind alles kräftige, erregbare Clans, welche bestimmte Ländereien seit Jahrhunderten nach ihren besonderen Gebräuchen besitzen. In der reichen Provinz Malwa dagegen beansprucht Niemand ein Eigenthumsrecht auf das Land; die Regierung oder ihre Bevollmächtigten werden als die einzigen Eigenthümer angesehen, denen das Recht gehört, nach Gefallen darüber zu verfügen. Nachdem die Regierung hier 45 Jahre ungerecht regierte, nahm sie die in den nordwestlichen Provinzen eingeführten Einrichtungen an.

In diesen Distrikten herrscht die [illegible] Verschiedenheit; bei Einigen werden die Eigenthums-Rechte vom [illegible] [illegible], bei Anderen [illegible] sie in langen Verschreibu[illegible]

die Regierung freiwillig sich ihres Antheils an der Ernte begab, die Bauern zu der Cultur ermuthigte, ihnen freie Hand zum Verkaufe ließ und sich daraus ihren Antheil bezahlen ließ. Anfangs betrachteten die Landleute dies neue Verfahren mit Mißtrauen, die kleinen Collectors waren dagegen, weil sie mehr Mühe dabei hatten und kleiner Vortheile verlustig gingen, und die Bûnniah's und Geldleiher waren dagegen, weil sie dabei keine Geschäfte machen konnten. Wo die Pachtungen niedrig sind, ist das Land blühend und die Revenue wird willig und regelmäßig gezahlt; die Gelder werden in größeren Summen und nur viermal des Jahres entrichtet. Die schlimmste Zeit ist der Oktober, wo manchem die Zahlung schwer wird.

In den Nordwest-Provinzen sind viele Dorfschaften von Gemeinden gepachtet, deren gegenseitige Verbindungen durch besondere Regeln und in der verschiedensten Form festgestellt sind. Getrennte oder gemeinsame Verpflichtung sind die vorherrschenden Prinzipien; jeder Besitzer ist für seine der Regierung schuldige Pacht verantwortlich, die Gemeinde für den Betrag des ganzen Mehals. Die Regierung sucht hierbei Unabhängigkeit und Selbst-Regierung der Gemeinden zu fördern.

Ueber die Polizei-Einrichtungen bemerkt Thomason ferner: Seit den 65 Jahren, daß sich die Engländer im Besitze von Bengalen und der Nordprovinzen befinden, hat sich der Charakter des Volkes gänzlich verändert; es ist nicht mehr plünderungssüchtig, Mord-Anfälle werden seltener, Thûggie und Dakoitie haben beinahe aufgehört, und von Landberaubungen ist kaum noch zu hören. Die Verbrechen, welche heute am meisten vorkommen, sind Mord oder hinterlistige Ermordung, Tödtung im Streite, Betrug und Diebstahl und seltener Beraubung auf der Straße. Alle diese Verbrechen entspringen aus dem moralisch versunkenen Zustande, und diesem abzuhelfen fällt schwer. Vor Jahren sammelte ein Beleidigter seine Freunde um sich, um den Nachbar, mit welchem er Streit hatte, offen anzugreifen, heute sieht er sich nach einem Menchelmörder um. Wer früher seines Nachbars Land an sich zu ziehen suchte, begann Streit, griff ihn an und vertrieb ihn aus seinem Eigenthume, heute bemüht er sich, es durch Betrug und falsche Dokumente vor Gericht zu erlangen. Die Polizei früherer Zeiten erforderte Leute von persönlichem Muthe, heute unbestechliche Männer höherer Einsicht. Früher überwachten die Gemeinden die Verbrecher; die große Masse der Einwohner in den nordwestlichen

Provinzen besteht aus Landbauern, sie leben allein von dem Ertrage des Bodens, sind mit dem Dorfe eng verwachsen und besitzen eine Art erblichen Stolz, und nichts kann in ihrem Orte vorgehen, wovon sie nicht Kunde hätten. Sie müssen mehr als die Verwalter der Regierung angesehen werden, weshalb bei Mißernten auch auf sie Rücksicht genommen werden muß. Es ist der Collector, welcher die Fäden der Controle in seinen Händen hat.

Die Jat's haben ihren kriegerischen Geist verloren und leben mehr dem Landbau; die Gujûr's und Ahier's des Duab entsagen mehr dem Hirtenleben und finden, daß ihre Heerden von Gräsern und cultivirtem Korne besser leben können; die Mewattie's des Gurgaon-Distrikts sind aus schlauen Dieben gute Landleute geworden; und selbst die Raungûr's und Bhûttie's an den Gränzen der Wüste im Westen fühlen sich in friedlichen Beschäftigungen glücklicher.

Seitdem leichte Pachtsysteme eingeführt sind, haben die Plündereien in den großen Dorfschaften, in Paniepût, Rohtûk und den Hansie-Distrikten, aufgehört, jetzt ist daselbst eine Bauernschaft zu finden, die sich durch eigene Thätigkeit erhält, stolz und unabhängig ist, und sich dem Gesetze und der Ordnung fügt. Offener Widerstand gegen die gesetzliche Behörde ist jetzt unbekannt, während die Cultur und der Reichthum zunehmen. Streitigkeiten entstehen gemeinhin aus Kleinigkeiten und die Leidenschaften werden durch intriguante niedere Beamte angefacht; deshalb ist Magistrat und Collector eine und dieselbe Person und die Tehsildar's sind jetzt mit Polizeigewalt bekleidet. In Städten versehen Kotwal's die Stelle der Tehsildar's mit 100—200 Rupien monatlichem Gehalte. Bei der Bildung der Polizei-Bataillone aus Freiwilligen der Sipahi-Reste gingen übrigens die schlechtesten Leute dahin. In Bandelcand besteht die Polizei aus Infanterie und Cavallerie; erstere bildet 2 Bataillone, letztere 3 Rissallah's; die Tehsildar's sind mit Polizeigewalt bekleidet, um die Zemindare auf dem Lande verantwortlich zu machen und die Polizei-Bataillone sind hier aus den besten Leuten gebildet, welche gut bezahlt werden.

Der Preis des Holzes steigt von Jahr zu Jahr und großes Bauholz ist schwer zu erhalten. Es war Gebrauch, die Waldungen an Pächter auf eine gewisse Anzahl Jahre zu überlassen, wodurch die Regierung sich jeder Controle beraubte; dies System ist aufgegeben. Die Pachten in Dhun und verschiedener Wälder in Rohilcand sind nun der Beaufsichtigung der Lokalbeamten übergeben, um die besten Mittel ausfindig zu machen. Die besten Theile der Wal

wieder in Cultur gebracht wurden, so geschah dies durch einflußreiche Personen, welche Dörfer gründeten, Bauern einsetzten und ihre Renten in Geld oder Frucht so lange einzogen, bis wieder ein Stärkerer kam und sich in Besitz dessen brachte, was sie gegründet hatten. In vielen Fällen bildete die Regierung selbst durch ihre Lokalbeamten eine Gemeinde, die, obgleich sie auf erbliches Besitzrecht keinen Anspruch machen konnte, allmählig doch nach englischem Systeme in den Besitz kam. Daher kam es auch, daß Personen Zemindarie oder Eigenthumsrecht beanspruchten, zu dem sie der That nach kein Recht besaßen. Seitdem nun die Rechte sicher festgestellt sind, hat das Land an Werth gewonnen, es wird gesucht, wüste Strecken werden in Cultur gesetzt und die Bevölkerung vermehrt sich. Es giebt hier: Mustajúrrie Mehals, solche, wo man mit Pächtern abgeschlossen hat, weil sich kein sicheres Eigenthumsrecht ergründen ließ. 2. Maafie-Mouzah's sind unbekannt. 3. Mocúddúmmie, Abfindung (Settlement), wo mit den Häuptern der Dörfer abgeschlossen wurde, in deren oder der Gemeinde Interesse &c. Es wurde die Einrichtung getroffen, den Leuten noch 12 Jahre Zeit gelassen, um während derselben vermeintliche Rechte zur Sprache zu bringen.

Der Strich Landes südlich von Delhi, in der Umgebung von Shahjehnabad, welcher sich vom Nújjúfgúrh Thiel bis zum Jamna hinzieht und 100—200 □ Meilen weit aus niedrigen Hügeln (den Mewatbergen) besteht, bedarf der Ueberrieselungs-Canäle. Es war einst sehr bevölkert, ist bedeckt mit Ruinen großer Städte, vom höchsten Interesse für den Geschichtsforscher und zeigt die Reste alter Canäle.

Der östliche Jamna-Canal dient auch zur Fortschaffung von Bauholz und wird von Booten benutzt; die Pflanzung guter Mangobäume hat sich reichlich bezahlt gemacht. Der Canal wird auch zu ummauerten Ghats benutzt, zu welchen Treppen führen und in welchen sich das Volk baden kann; auch findet man Trinkschaalen am Wege für Vieh und Menschen. Für Reisende sind noch in der Entfernung eines Tagemarsches Lagerplätze an den Hauptstraßen bei den Dörfern eingerichtet, stets zwei, jeder 400 Schritte im Quadrat und zur Aufbewahrung von Búrdasht (Lebensmitteln: Korn, Mehl, Milch, Eiern, Holz &c.) sind Búrdasht Khanna's erbauet und an Kaufleute überlassen.

Serais sind von Zemindaris oder wohlthätigen Personen errichtet; alle 2 Meilen steht ein Murhilla, aus 2 Zimmern und einer Veranda bestehend, worin ein Búrkúndauz und zwei Chowkiedar's wohnen, den Weg zu bewachen;

desgleichen Chowkie's (größere Häuser), aus sechs Zimmern und Stall für 2 Pferde, worin ein Semadar, zwei Sowars und einige Bürkündanzes stationirt sind.

Der Mündloie ist ein Zemindar oder Chowry, meist aus der Brahmanencaste. Er hält sich einen Düfter über die Gesammteinnahme, übt die Controle über den Amil, mit dem er einsammelt, das Land vermißt, die Ausbesserungskosten für Bewässerung ꝛc. abschätzt. Er leitet auch die Polizei. Seine Hügs belaufen sich bis auf 6% von dem Bodenertrage und er erhält einen Antheil an der Sewai Jümma-Ernte. Die Patels hatten früher keine Hügs, jetzt gehören ihnen 5% von der Regierungs-Einnahme. Der Patel ist im ganzen Süden Indiens ein erblicher Dorfältester, aber Land und Bäume, die zum Pateljie gehören, werden unter die Erben vertheilt, wobei der Kamdar etwas mehr als die andern erhält. Der Patel und Pütwarie sammeln im Dorfe die Abgaben ein. Er ist Mitglied der Gemeinde und selbst Landbauer und zugleich Stellvertreter der Gemeinde und Regierung und ein großes Stück Land, „Mocüd“ genannt, wird ihm gegen eine kleinere Rente überlassen. In den Khalsa-Dörfern in Nimar gehören die meisten Länder der Regierung und können an Jedermann verpachtet werden; in den Ijara-Dörfern ist aber der Pächter im Besitze dieses Rechtes. Holz und die Produkte der Jangles zu sammeln und zu fischen, steht Jedem frei. In Indore sind der Patel und der Dorfpriester, der Pürsai (gewöhnlich der Pütwarie), mit den Büllai's und Nihal Bhiel's die einzigen Wüttündar's; der Patel ist zum Khunt berechtigt, einer kleinen Abgabe auf Kaufmannsgüter, und beim Thierkaufe oder Verkaufe, sowie zu 25 Bigah's Land. Der Pürsai erhält von jedem Pfluge 14 Siers Getraide und Geschenke bei Heirathen und anderen Familienfesten. Der Pütwarie erhält 1 Rupie oder 40 Siers per Pflug; der Büllai dasselbe; der Zimmermann und Schmidt 40—60, der Barbier 14, dasselbe der Nihal oder Bhiel, der Chumar 26; auch der Dhobie (Wäscher), Cumar (Töpfer) und Sunar werden so bezahlt. Mohamedaner besitzen keine Dörfer.

In dem Gebirgspergünnah Burreah heißen die Dörfer nach dem Pachtsysteme Aout Bundie oder Pflugabgabe. Ein Pflug zahlt 8 Rupien und auf ihn werden höchstens 32 Bigah's gerechnet. Das Pergünnah Khundwah ist in 5 Zilla's getheilt und umfaßt 245 Dörfer, welche den größten und besten Distrikt von Nimar bilden. Die Nimarie's sind rentenfreie Länder, die Ziraut's Ländereien, welche zu wohlthätigen oder religiösen Zwecken forterben oder den

Zemindars seit langer Zeit gehören oder unter der Bedingung verliehen wurden, daß der Besitzer gewisse Pflichten übernahm. Die Zemindare haben in Rimar dieselben Pflichten und Rechte, wie im übrigen Indien. Der Aelteste der Familie muß durch seine Person oder durch seinen Muktear in der Cûtcherry vertreten sein, alle Zahlungen controliren und Streitigkeiten zwischen den Regierungsbeamten und Reiots schlichten; er muß die Regierungsbevollmächtigten durch das Pergûnnah begleiten und über alle Rechte und Gewohnheiten Auskunft geben.

Die Pergûnnah's von Calpe am Jamna sind durch die übermäßigen Pachtforderungen der Regierung seit 1830 gänzlich verarmt; früher warf dort die Baumwollencultur große Summen ab. Im ganzen Baudelcand fehlt es an Bewässerung; Wasser ist meist erst in 100—125 Fuß Tiefe zu finden und dabei der Boden von Löchern und Rissen vielfach durchzogen; dieser zerfällt in 4 Classen: Mar, Kabur, Purwa und Rakur. Von einer Anhöhe bei Jelalpur sieht man z. B. unzählige Hügelrücken, die einem bewegten Meere gleichen, von denen aber alle Zeichen der Cultur in die Tiefen gespült sind. Nur bei Khurela verändert sich die Gegend; große Felsmassen thürmen sich hier gleich Eisbergen über einander. In dem Pergûnnah Kunch liegt Sümtur bedeutend hoch; es fällt hier viel Regen und das Wasser überfluthet einen großen Theil des Distrikts wie ein See und läßt außer der Feuchtigkeit auch fruchtbare Erde zurück, so, daß eine reiche Rubbie-Ernte gewonnen werden kann. Diese natürliche Ueberrieselung eines Fünftels des ganzen Pergûnnah heißt Pow. Da hier an den Dörfern stets viel Feld brach liegt, so haben die Bauern nach ihren entferntesten Feldern oft mehrere Stunden weit zu gehen und müssen noch dazu in der brennenden Sonnengluth ihren Wasserbedarf mitnehmen, da es an Brunnen und selbst an Bäumen fehlt. Die alten Zemindare haben, nachdem sie eine Zeit lang Spekulanten, die sich auch nicht halten konnten, Platz gemacht hatten, an vielen Orten ihre Rechte wieder erlangt und sind einfach, pflichtgetreu und loyal. Viele der Güter sind zu ausgedehnt, indem einige bis zu 18,000 Acres halten. Das Khûrela Khaß umfaßt 28½ □Meile, von denen nur 1090 Acres keiner Cultur fähig sind. Die Zemindare haben sich übrigens auch einer Theilung der großen Güter gern und willig gefügt.

In den 20 Pergûnnahs des Distriktes Saharanpur unterscheidet man drei Bonitätsclassen: Rouslie, Dakur und Budah. Dakur ist schwerer Boden,

die beiden anderen sind leicht. Die Schätzung war hier zu hoch, denn die frühere Wohlhabenheit ist verschwunden. Die ehemals hier lebenden Radschputen sind von den Jat's, Garûh's und anderen arbeitsamen Classen verdrängt worden. Das Eigenthumsrecht (Zemindarie) gehört in diesem Distrikte beinahe allgemein den Gemeindebewohnern selbst, jeder Bauer baut sein eigenes Land. Ein Dorf von 50 Häusern giebt dem Chokiedar jährlich 24, 75 Häuser 30, 75—100 Häuser 36 Rupien. Im Distrikte Sommerpur befanden sich von 621 Dörfern nur 139 in den Händen alter Besitzer, 75 besaß die Regierung; diese wurden den alten Zemindaren zurückgegeben, weil sie viel zu hoch besteuert worden waren. Capitalisten, welche hier Land kauften oder pachteten, verarmten und die Dörfer kamen, wenn die Mittel ihrer Besitzer vollständig erschöpft waren, in den Besitz der Regierung. Dazu kamen die Mißjahre von 1829, 1833 und 1837, wo das Vieh hinstarb und es an Dünger für das Zuckerrohr fehlte. 1837 entvölkerte diese Noth, zu der sich noch ansteckende Krankheiten und starke Auswanderung gesellten, den ganzen Distrikt. Die Regierung suchte nach Kräften zu helfen, die eingeborenen Beamten zogen aber die dazu gelieferten Gelder und Lebensmittel an sich und ließen das arme Volk verhungern. (!)

An Saharanpur stößt die Provinz Kumaon in Nepal mit dem Distrikte Gharwal, über den wir Einiges aus Batten's Berichten mittheilen. Es sind 4000 □ Meilen eines noch nicht genügend chartirten, theilweise noch unbekannten Berglandes, das 234,410 Rupien bei 20 bis 30jährigem Pachtmodus abwirft. Weite Strecken der Provinz bestehen aus kahlen Felsmassen oder bewaldeten Bergkuppen, während die Abhänge und Thäler mit den herrlichsten Wiesenmatten bedeckt sind. Manchmal liegt der Jangle oberhalb des cultivirten Landes, manchmal unterhalb; Dörfer und Häuser sind oft durch unzugängliche Abgründe und tiefe Flüsse von einander getrennt; ein Püttie zeichnet sich durch seinen Reichthum aus, während der angränzende ärmlich erscheint. Als die Engländer das Land erhielten, war es entvölkert und verwüstet, aber bald traten durch Mr. Trail's umsichtige Maßregeln bessere Zustände ein und die Bewohner konnten, obgleich nicht ohne Schwierigkeit, zu 20jähriger Pacht veranlaßt werden. Drei Viertel der Dörfer wird von den eigentlichen Besitzern cultivirt, von denen nur die Dorfsteuer erhoben werden kann. Sonst wohnen noch Leute da, die eine gewisse Geldsumme und einen Theil von den Früchten zahlen, sowie die gebräuchlichen Geschenke, z. B. eine Ziegenkeule bei Heirathen ꝛc. an den Thokedar oder Sicana (den eigentlichen Dorfeigenthümer).

Der Dorfbeamte, welcher die Regierungssteuer einzieht und die Polizei ausübt, heißt hier Pûdhan. Er wird durch Geschenke bei Heirathen und durch Land bezahlt und gewöhnlich erbt der Sohn diese Würde vom Vater. Die Thokedar's zerfallen in 2 Classen und zwar 1) in solche, welche mit der Ausübung der Dorfpolizei beauftragt sind, dafür bei der Heirath einer Tochter des Pûdhan 1 Rupie und eine Ziegenkeule und außerdem von der britischen Regierung 3% von der Jûmma erhalten. 2) Große Sieana's, die Häupter begüterter Familien, welche kleine Streitigkeiten zu schlichten haben, über den Tod von Leuten ohne Erben berichten, Verbrecher verhaften und Culie's für die Regierung stellen. Eine besondere Art von Pächtern sind die Kynie's, eine Art Vasallen, die, wie Tagelöhner, das Land des Besitzers bebauen und seinen Jhampan oder Dandie und sein Gepäck tragen müssen. Die Halia's, eine Art Sklaven, sind jetzt verschwunden. Dorf-Chowkiedar's giebt es hier nicht, sondern sogenannte Pûhrie's, welche für ihre Dienste als Boten ꝛc. durch Land oder Geschenke belohnt werden.

In dem Distrikte Mynpurie waren nach Edmonstone's Berichte die alten Besitzer und guten Verwalter Kûrar's, heute befinden sich die meisten Güter in den Händen der Kaith's, Thakur's oder Ahier's. Die Länder nahe beim Dorfe heißen hier Barah, die entfernteren Munjah und der Rest Bûrreh. Die Gegend ist von Schluchten durchzogen und die Lage der meisten Dörfer so versteckt, daß man nur mit Hülfe eines Führers auf Viehwegen den Eingang zu ihnen finden kann. Als Holkar 1804 mit seinen Armeen Indien durchzog, wurde hier der Talukdar der Rechte über 116 Dörfer (von 158 D., die er von seinen Vorfahren ererbt hatte) beraubt. Auf ähnliche Weise verloren die Talukdare in Allygurh, Tekum Sing und der Raja von Mursaun viele Dörfer. Ueber das Territorium von Delhi und namentlich über die Pergûnnah's Riwari, Borûh, Khûrkhonda, Mandowty, Rohtak Berie und Gohana hat Sir John Lawrence sehr genaue Mittheilungen herausgegeben (Agra 1846). Riwari stand, ehe die Mahratten dort herrschten, unter eingeborenen Raja's, welche das Pergûnnah verwalteten und eine Abgabe an den königlichen Schatz zahlten. Sie bauten das Schloß Gokûlgûrh, dessen Ruinen noch von seiner Größe und Festigkeit zeugen. Daselbst wurden die sogenannten Gokul sicca geprägt. Als die Engländer 1803 Delhi einnahmen, erhielt der Bhartpur-Raja das Pergûnnah, welches aber die Engländer 1805 zurücknahmen. In einigen Theilen der Provinz pflegen sich die Pächter stark zu überbieten und so zu

ruiniren. Die Einziehungsweise der Steuern ist Butai (Frucht) oder Zubtie (Geld), welches die Malguzar's von den kleinen Pächtern einsammeln, dabei jedoch für das ganze Dorf verantwortlich sind. Beim Butai, der am beliebtesten ist, bekommt der Besitzer gewöhnlich die Hälfte des Ertrages.

Die ursprüngliche Dorfverfassung ist die Bhyacharah, d. h. das Land wird von der „Brüderschaft" cultivirt, welche die Masse der Bevölkerung, die erblichen Landbauern mit eingeschlossen, bildet. Eine Ausnahme davon machen die Wyran-Dörfer, die unter den Aeltesten anderer Dörfer stehen, welche hier wie Zemindare wirthschaften. Ein Pergunnah ist in Hauptdörfer, Tuppa's, getheilt und bei Streitigkeiten hält die Brüderschaft eines Tuppa zusammen. In Criminal- und Fiskalsachen üben die Mocuddum's einen großen Einfluß aus; die Engländer wollten, als sie sich im Lande festsetzten, neue ernennen, mußten aber endlich die alten wieder einsetzen. Wenn sich der älteste Sohn zu dieser Stelle eignet, so folgt er dem Vater. In Ermangelung von Erben wählt der Thola des Dorfes mit Genehmigung des Collectors die geeignete Person, und wenn der Mocuddum wegen schlechter Führung abgesetzt wird, die Brüderschaft.

Die ackerbauende Bevölkerung besteht hier hauptsächlich aus Jat's und Radschputen; die Hindu-Radschputen, doch auch oft die die Mehrzahl bildenden Muselmänner heißen Ranghar's, Brahmanen sind nur wenige zu finden. Die Jat's sind äußerst fleißige und geschickte Landbauern und zerfallen in Gote's, eine Art Clan's; der Ranghar ist dagegen faul, diebisch und betrügerisch. Vor der englischen Occupation lebten viele Ranghar's vom Viehdiebstahle. Die Brahmanen sind zum Müßiggange geneigt. Ein besonderes System der Steuererhebung ist das sogenannte Chowbacha in 4 Formen: 1) Kury, eine Heerdabgabe auf jede Familie, 2) Pag, eine Abgabe, der jede männliche Person unterworfen ist, 3) Aug, von jedem Stück Vieh für die Weideberechtigung und 4. Dhurtie, vom jährlich bebauten Lande. Die Muhajun's (Handwerker) und solche, die sich nicht mit Landbau abgeben (Kumien's), zahlen die Kury-Taxe, welche bei wohlhabenden Kumien's sich bis auf 15 Rupien beläuft. Der Aug beträgt 1 Rupie für den Ochsen oder die Kuh (Ochsen kosten das Paar 30—100, Kühe 10—40 Rupien). An Byragie's, Jogie's und andere religiöse Bettler geben die Gemeinden gewöhnlich etwas Land steuerfrei, welches Dohlie heißt (Bohuda im Duab). Diese Bettler sind oft die Wohlthäter des Dorfes, indem sie mit ihren Ersparnissen Brunnen anlegen oder ein Cho-

Zemindars seit langer Zeit gehören oder unter der Bedingung verliehen wurden, daß der Besitzer gewisse Pflichten übernahm. Die Zemindare haben in Nimar dieselben Pflichten und Rechte, wie im übrigen Indien. Der Aelteste der Familie muß durch seine Person oder durch seinen Muktear in der Cütcherry vertreten sein, alle Zahlungen controliren und Streitigkeiten zwischen den Regierungsbeamten und Reiots schlichten; er muß die Regierungsbevollmächtigten durch das Pergünnah begleiten und über alle Rechte und Gewohnheiten Auskunft geben.

Die Pergünnah's von Calpe am Jamna sind durch die übermäßigen Pachtforderungen der Regierung seit 1830 gänzlich verarmt; früher warf dort die Baumwollencultur große Summen ab. Im ganzen Baudelcand fehlt es an Bewässerung; Wasser ist meist erst in 100—125 Fuß Tiefe zu finden und dabei der Boden von Löchern und Rissen vielfach durchzogen; dieser zerfällt in 4 Classen: Mar, Kabur, Purwa und Rakur. Von einer Anhöhe bei Jelalpur sieht man z. B. unzählige Hügelrücken, die einem bewegten Meere gleichen, von denen aber alle Zeichen der Cultur in die Tiefen gespült sind. Nur bei Khurela verändert sich die Gegend; große Felsmassen thürmen sich hier gleich Eisbergen über einander. In dem Pergünnah Kunch liegt Sumtur bedeutend hoch; es fällt hier viel Regen und das Wasser überfluthet einen großen Theil des Distrikts wie ein See und läßt außer der Feuchtigkeit auch fruchtbare Erde zurück, so, daß eine reiche Rubbie-Ernte gewonnen werden kann. Diese natürliche Ueberrieselung eines Fünftels des ganzen Pergünnah heißt Pow. Da hier an den Dörfern stets viel Feld brach liegt, so haben die Bauern nach ihren entferntesten Feldern oft mehrere Stunden weit zu gehen und müssen noch dazu in der brennenden Sonnengluth ihren Wasserbedarf mitnehmen, da es an Brunnen und selbst an Bäumen fehlt. Die alten Zemindare haben, nachdem sie eine Zeit lang Spekulanten, die sich auch nicht halten konnten, Platz gemacht hatten, an vielen Orten ihre Rechte wieder erlangt und sind einfach, pflichtgetreu und loyal. Viele der Güter sind zu ausgedehnt, indem einige bis zu 18,000 Acres halten. Das Khürela Khaß umfaßt 28½ □Meile, von denen nur 1090 Acres keiner Cultur fähig sind. Die Zemindare haben sich übrigens auch einer Theilung der großen Güter gern und willig gefügt.

In den 20 Pergünnahs des Distriktes Saharanpur unterscheidet man drei Bonitätsclassen: Rouslie, Dakur und Budah. Dakur ist schwerer Boden,

Chern's sollen sie schon vor Jahrtausenden aus den Ebenen hinaufgedrängt haben. Von den Chern's stammen die Bhur's, Rajbhur's oder Bhurputwa ab, welche ehemals in Radschputana saßen. Dieser Stamm soll auch die mächtigen Bauwerke aufgeführt haben, von denen man noch Ruinen bei Benares findet. Vier Radschputengeschlechter theilten das den trunksüchtigen Bhur's abgewonnene Land unter sich. Aus dem Mirzapur-Distrikte vertrieb Gudun Deo aus der Ghurwar-Familie, der auf einem Pilgerzuge von Kanouj nach Ramgurh begriffen war, den trunkenen und ausschweifenden Bhurfürsten. Auch im Azimgurh-Distrikte findet man Ruinen solcher colossalen Rajbhur-Bauten.

Unter den Radschputen wird jedem Manne des Dorfes der Antheil am Eigenthume gesichert, zu dem ihn seine Geburt berechtigt. Gleiches Recht und gleicher Antheil ist hier Grundprincip, wogegen unter den Hindu-Raja's das Recht der Erstgeburt gilt. Der Radschpute ging kampfgerüstet hinter seinem Pfluge und die Dorfgemeinden widerstanden gleich kleinen Republiken den gewaltsamen Revolutionen aller Zeiten. Wenn der Feind in das Land zog, wußten sie sich mit ihren Heerden in ihre Wälle oder Wälder zurück zu ziehen; aber sie kehrten, sobald der Sturm vorüber war, stets zu der heimathlichen Flur zurück, Jeder nahm wieder Besitz von seinem Lande und fremde Eindringlinge waren bald vertrieben. Zu einer Geschichte des trefflich organisirten Ryotowar unter Timur, Akbar und Aurengzib, welche wir vollständig ausgearbeitet hatten, fehlt uns leider der Raum. Erst nach dieser Zeit bildete sich jene einflußreiche und zugleich raubsüchtige Classe der Zemindare von Bengalen und der Talukdare in den oberen Provinzen, deren drückende Willkür die Existenz der Landbesitzer in Bengalen gefährdete und vernichtete. Als daher die ostindische Compagnie 1765 mit dem Rechte der Dewanny belehnt wurde, waren die alten Dorfgemeinden fast in allen Dörfern verschwunden. Mächtige Zemindare hatten fast alles Land an sich gerissen und die Talukdare in Behar, Benares und dem Duab suchten, wenn auch nicht so erfolgreich, ihrem Beispiele zu folgen. Daher wußten die britischen Beamten bei der Uebernahme der Dewanny selbst nicht recht, wem das Land eigentlich gehöre.

In den Pergûnnah's Punassa, Mundie, Attode und Seylanie sind die eigentlichen Ackersleute Bhil's, Bhulalah's und Kurku's, die in Jangles leben. Chond's kamen nach dem südlichen Ufer des Tapti und gründeten im Pergûnnah Pieplode 21 Dörfer. Diese Chond's sind treffliche Ackerbauern und höchst zuverlässige Menschen. Sie erwerben durch ihren Fleiß viel Geld,

Der Dorfbeamte, welcher die Regierungssteuer einzieht und die Polizei ausübt, heißt hier Pûdhan. Er wird durch Geschenke bei Heirathen und durch Land bezahlt und gewöhnlich erbt der Sohn diese Würde vom Vater. Die Thokedar's zerfallen in 2 Classen und zwar 1) in solche, welche mit der Ausübung der Dorfpolizei beauftragt sind, dafür bei der Heirath einer Tochter des Pûdhan 1 Rupie und eine Ziegenkeule und außerdem von der britischen Regierung 3 % von der Jûmma erhalten. 2) Große Sieana's, die Häupter begüterter Familien, welche kleine Streitigkeiten zu schlichten haben, über den Tod von Leuten ohne Erben berichten, Verbrecher verhaften und Culie's für die Regierung stellen. Eine besondere Art von Pächtern sind die Kynie's, eine Art Vasallen, die, wie Tagelöhner, das Land des Besitzers bebauen und seinen Jhampan oder Dandie und sein Gepäck tragen müssen. Die Halia's, eine Art Sklaven, sind jetzt verschwunden. Dorf-Chowkiedar's giebt es hier nicht, sondern sogenannte Pûhrie's, welche für ihre Dienste als Boten rc. durch Land oder Geschenke belohnt werden.

In dem Distrikte Mynpurie waren nach Edmonstone's Berichte die alten Besitzer und guten Verwalter Kûrar's, heute befinden sich die meisten Güter in den Händen der Kaith's, Thakur's oder Ahier's. Die Länder nahe beim Dorfe heißen hier Barah, die entfernteren Munjah und der Rest Bûrreh. Die Gegend ist von Schluchten durchzogen und die Lage der meisten Dörfer so versteckt, daß man nur mit Hülfe eines Führers auf Viehwegen den Eingang zu ihnen finden kann. Als Holkar 1804 mit seinen Armeen Indien durchzog, wurde hier der Talukdar der Rechte über 116 Dörfer (von 158 D., die er von seinen Vorfahren ererbt hatte) beraubt. Auf ähnliche Weise verloren die Talukdare in Allygurh, Tekum Sing und der Raja von Mursann viele Dörfer. Ueber das Territorium von Delhi und namentlich über die Pergûnnah's Riwari, Borûh, Khûrkhonda, Mandowty, Rohtak Berie und Gohana hat Sir John Lawrence sehr genaue Mittheilungen herausgegeben (Agra 1846). Riwari stand, ehe die Mahratten dort herrschten, unter eingeborenen Raja's, welche das Pergûnnah verwalteten und eine Abgabe an den königlichen Schatz zahlten. Sie bauten das Schloß Gokûlgûrh, dessen Ruinen noch von seiner Größe und Festigkeit zeugen. Daselbst wurden die sogenannten Gokul sicca geprägt. Als die Engländer 1803 Delhi einnahmen, erhielt der Bhartpur-Raja das Pergûnnah, welches aber die Engländer 1805 zurücknahmen. In einigen Theilen der Provinz pflegen sich die Pächter stark zu überbieten und so zu

ruiniren. Die Einziehungsweise der Steuern ist Butai (Frucht) oder Zubtie (Geld), welches die Malguzar's von den kleinen Pächtern einsammeln, dabei jedoch für das ganze Dorf verantwortlich sind. Beim Butai, der am beliebtesten ist, bekommt der Besitzer gewöhnlich die Hälfte des Ertrages.

Die ursprüngliche Dorfverfassung ist die Bhyacharah, d. h. das Land wird von der „Brüderschaft" cultivirt, welche die Masse der Bevölkerung, die erblichen Landbauern mit eingeschlossen, bildet. Eine Ausnahme davon machen die Wyran-Dörfer, die unter den Aeltesten anderer Dörfer stehen, welche hier wie Zemindare wirthschaften. Ein Pergunnah ist in Hauptdörfer, Tuppa's, getheilt und bei Streitigkeiten hält die Brüderschaft eines Tuppa zusammen. In Criminal- und Fiskalsachen üben die Mocuddum's einen großen Einfluß aus; die Engländer wollten, als sie sich im Lande festsetzten, neue ernennen, mußten aber endlich die alten wieder einsetzen. Wenn sich der älteste Sohn zu dieser Stelle eignet, so folgt er dem Vater. In Ermangelung von Erben wählt der Thola des Dorfes mit Genehmigung des Collectors die geeignete Person, und wenn der Mocuddum wegen schlechter Führung abgesetzt wird, die Brüderschaft.

Die ackerbauende Bevölkerung besteht hier hauptsächlich aus Jat's und Radschputen; die Hindu-Radschputen, doch auch oft die die Mehrzahl bildenden Muselmänner heißen Ranghar's, Brahmanen sind nur wenige zu finden. Die Jat's sind äußerst fleißige und geschickte Landbauern und zerfallen in Gote's, eine Art Clan's; der Ranghar ist dagegen faul, diebisch und betrügerisch. Vor der englischen Occupation lebten viele Ranghar's vom Viehdiebstahle. Die Brahmanen sind zum Müßiggange geneigt. Ein besonderes System der Steuererhebung ist das sogenannte Chowbacha in 4 Formen: 1) Kury, eine Heerdabgabe auf jede Familie, 2) Pag, eine Abgabe, der jede männliche Person unterworfen ist, 3) Aug, von jedem Stück Vieh für die Weideberechtigung und 4. Dhurtie, vom jährlich bebauten Lande. Die Muhajun's (Handwerker) und solche, die sich nicht mit Landbau abgeben (Kumien's), zahlen die Kury-Taxe, welche bei wohlhabenden Kumien's sich bis auf 15 Rupien beläuft. Der Aug beträgt 1 Rupie für den Ochsen oder die Kuh (Ochsen kosten das Paar 30—100, Kühe 10—40 Rupien). An Byragie's, Jogie's und andere religiöse Bettler geben die Gemeinden gewöhnlich etwas Land steuerfrei, welches Dohlie heißt (Bohuda im Duab). Diese Bettler sind oft die Wohlthäter des Dorfes, indem sie mit ihren Ersparnissen Brunnen anlegen oder ein Cho-

Quellen-Angaben und Erläuterungen.

Vorbemerkung. Das oft gebrauchte Wort Reiot ist eigentlich arabisch, Reiat, und bedeutet „Unterthan." In Indien bezeichnet es zunächst eine Steuer zahlende Person, dann einen Landbauer im Allgemeinen und endlich eine Person, welche in der im Texte angegebenen Abhängigkeit steht, in welcher die Reiots auch in ihrem Verhältnisse zum Grundherren Assámi's heißen.

1) Im Menu heißt es: „Uralte Weisen besitzen diese Erde, Prithivi, die Frau des Prithu genannt; sie gaben das Feld dem, der es reinigte oder dessen Hand die wilden Thiere tödtete." Tarka-Panchanana, der die Digesten zusammentrug, stellt das Recht auf Privatbesitz nicht in Abrede und sagt: „Es giebt an 100 Arten von Landbesitz in Indien; Besitzer ist der, welcher den Boden bebauet, auf welchem er wohnt; wenn aber das irgend einer Person gehörige Land durch den König verkauft wird, so begründet dieser Verkauf kein Recht des Besitzes.

2) Der Gesetzgeber Shams-ul-Aima von Saraks, aus der Schule des Hanifia, sagt: „Wenn der Imam ein Land erobert und die Einwohner darin läßt, mit der Kharáj von ihren Ländern und der Jezia (Kopfsteuer) belastet, so ist das Land deren Eigenthum; denn es soll Jedem, der den Boden bebauet, so viel verbleiben, als er für seinen und seiner Familie Unterhalt und zur Saat bedarf. Der Rest Kharáj soll in den Schatz abgeliefert werden.

3) Diese Personen waren: Der Reddi oder Pedda Reddi als erster Beamter, der Karnam (Buchführer), Purohit (Priester), der Schmidt, Zimmermann, der Tischler, Wechsler, der Kavel (Polizeiwächter), der Töpfer, Wäscher, Barbier, Barikudu (Bote), Chekari (Schuhmacher oder Lederarbeiter, Bara-ballowati), und in einigen Dörfern der Wasserträger.

4) Bei der Besitznahme der Nord-Provinzen fand sich's, daß Talukdare sich auf gewisse Dörfer Rechte anmaßten, welche ihnen nicht gebührten. Sie wurden den Dorfbesitzern zurückgegeben; in einigen Dörfern hatten die Dorfbesitzer neben den Tálukdaren besondere, theils erbliche, theils übertragbare Rechte. Der Talukdar ist überhaupt der größere Besitzer, welcher auf Grund eines Patents oder einer Bewilligung von Seiten der obersten Gewalt oder durch Wahl der Lokalbehörde oder durch einen freiwilligen Akt des Volkes selbst als vermittelnde Person zwischen der Regierung und den Landleuten auftritt und von diesen die Abgaben einzieht, welche die Rajats (Bauern) an die Regierung zu zahlen verpflichtet sind. Er bezahlt mithin in runder Summe die Abgaben mehrerer Dörfer und entschädigt sich selbst dabei so weit als Gebrauch oder Patent es ihm gestatten. Die kleineren Besitzer sind entweder Zemindare, Biswahdare oder Mucaddam's. Ein Taluk besteht gewöhnlich aus meh-

reren Dörfern, die oft nach und nach, indem Reichthum und Macht des Talukdar's zunahmen, in dessen Besitz kamen.

5) Zemindare großer Distrikte pflegen das Doppelte aller der Ausgaben von ihren Reiots zu entnehmen, welche ihnen die Vergrößerung ihres eigenen Hausstandes oder die Ausübung religiöser Ceremonien u. s. w. veranlaßt. Die Geburt eines Enkels kostet z. B. dem Zemindar 1200 Rupien, mithin verlangt er von den Reiots 2400, sowie diese auch alle Reisen durch den Distrikt, den Ankauf eines Elephanten, die religiösen Ceremonien und Heirathen bezahlen muß. Dem Zemindar seinen Besitz und den arbeitsamen Reiot vor Beraubung und Bedrückung zu sichern, ist in Indien die beste Wehr und Waffe gegen fremde Feinde oder innere Unruhen. Am besten erreicht man dies aber mit Hülfe der begüterten Landeigenthümer, welche Einfluß und Gewalt über die Leute haben und sie namentlich auch von dem unter vielen Stämmen so häufigen Auswandern abhalten — zugleich aber auch dafür sorgen, daß sie nicht reich werden; denn Reichthum erweckt Ehrgeiz, Ehrgeiz sehnt sich nach Macht und dieses Trachten führt in Asien stets zum Verrath.

6) In der Präsidentschaft Bombay, besonders im Dekan, waren die veräußerten Besitzthümer so bedeutend und verzehrten einen so großen Theil der Einnahmen, daß der sogenannten Inam-Commission die Regelung dieser Angelegenheit übertragen wurde. Die ostindische Compagnie machte sich hier zum Richter in ihrer eigenen Sache, ohne die früheren Versicherungen Elphinstone's und Brown's zu beachten. Wir geben über die Thätigkeit dieser 1851 zusammentretenden Commission keine weiteren Details, da dieselbe mit der Revolution gänzlich aufgehört zu haben scheint.

7) Ueber das Steuersystem der Nordwestprovinzen fügen wir gleich hier eine Notiz ein. Es befinden sich hier 31 Distrikte mit 12,485 Beamten. Diese 31 Distrikte sind in 219 Thûsildaries getheilt mit eben so vielen Thûsildaren oder eingeborenen Collectoren mit einem Monatsgehalte von 100—300 Rupien. Unter diesen stehen 10,595 Mirdar's, Jomadar's und Bauern (Peon's), Leute in Caste, Charakter und Gehalt gleich den Bûrkûndauzes. Der Einnehmer hat in jedem Dorfe einen Pûtwarie und der Chowkiedar, sowie die anderen Dorfbeamten sehen in ihm den Beschützer ihrer Rechte. Die Thûsildaries sind kleine Distrikte und umfassen 1—3 Thannah's, deren einige ein Zillah bilden. Daher würde der Thûsildar, mit Polizeigewalt bekleidet, in seinem kleinen Distrikte das sein, was der Collector und Magistrat im Zillah, der Commissionär in der Abtheilung und der Lord Gouverneur in der ganzen Provinz. Die Regierung wird am besten bedient, wenn die Thûsildarie's und Darogah's unter einem guten Magistrate und Collector und diese unter guten Commissioners stehen, nicht etwa, wenn der Darogah den Thûsildar oder der Magistrat den Collector überwacht.

8) Dieser Distrikt Banda veranlaßte unter anderen der Regierung große Schwierigkeiten, die noch dadurch vermehrt wurden, daß der übrigens sehr fruchtbare Boden dem Wechsel der Jahreszeiten sehr ausgesetzt, die Bewässerung überaus künstlich und schwierig ist und überdies die Pachtsummen zu hoch gegriffen wurden. Die Bewohner sind ein kühnes, regsames Volk und, umgeben von kleinen, unabhängigen und kriegerischen Staaten und an ein schwer zugängliches Gebirgsland stoßend, schwer an eine Unterordnung unter das Gesetz zu gewöhnen.

9) Wir stellen über das ganze allerdings bereits erwähnte Polizeiwesen noch folgende Notizen zusammen. 1774 [illegible] Hastings Thannah's oder Polizeistationen ein und verfügte, daß [illegible], sondern auch ihre Helfershelfer und alle, welche von ihnen [illegible] Tode bestraft werden sollten. Zu-

Quellen-Angaben und Erläuterungen.

Vorbemerkung. Das oft gebrauchte Wort Reiot ist eigentlich arabisch, Reiat, und bedeutet „Unterthan." In Indien bezeichnet es zunächst eine Steuer zahlende Person, dann einen Landbauer im Allgemeinen und endlich eine Person, welche in der im Texte angegebenen Abhängigkeit steht, in welcher die Reiots auch in ihrem Verhältnisse zum Grundherren Assámi's heißen.

1) Im Menu heißt es: „Uralte Weisen besitzen diese Erde, Prithivi, die Frau des Prithu genannt; sie gaben das Feld dem, der es reinigte oder dessen Hand die wilden Thiere tödtete." Tarka-Panchanana, der die Digesten zusammentrug, stellt das Recht auf Privatbesitz nicht in Abrede und sagt: „Es giebt an 100 Arten von Landbesitz in Indien; Besitzer ist der, welcher den Boden bebauet, auf welchem er wohnt; wenn aber das irgend einer Person gehörige Land durch den König verkauft wird, so begründet dieser Verkauf kein Recht des Besitzes.

2) Der Gesetzgeber Shams-ul-Aima von Saraks, aus der Schule des Hanifia, sagt: „Wenn der Imam ein Land erobert und die Einwohner darin läßt, mit der Kharáj von ihren Ländern und der Jezia (Kopfsteuer) belastet, so ist das Land deren Eigenthum; denn es soll Jedem, der den Boden bebauet, so viel verbleiben, als er für seinen und seiner Familie Unterhalt und zur Saat bedarf. Der Rest Kharáj soll in den Schatz abgeliefert werden.

3) Diese Personen waren: Der Reddi oder Pedda Reddi als erster Beamter, der Karnam (Buchführer), Purohit (Priester), der Schmidt, Zimmermann, der Tischler, Wechsler, der Kavel (Polizeiwächter), der Töpfer, Wäscher, Barbier, Barikudu (Bote), Chekari (Schuhmacher oder Lederarbeiter, Bara-ballowati), und in einigen Dörfern der Wasserträger.

4) Bei der Besitznahme der Nord-Provinzen fand sich's, daß Talukdare sich auf gewisse Dörfer Rechte anmaßten, welche ihnen nicht gebührten. Sie wurden den Dorfbesitzern zurückgegeben; in einigen Dörfern hatten die Dorfbesitzer neben den Talukdaren besondere, theils erbliche, theils übertragbare Rechte. Der Talukdar ist überhaupt der größere Besitzer, welcher auf Grund eines Patents oder einer Bewilligung von Seiten der obersten Gewalt oder durch Wahl der Lokalbehörde oder durch einen freiwilligen Akt des Volkes selbst als vermittelnde Person zwischen der Regierung und den Landleuten auftritt und von diesen die Abgaben einzieht, welche die Rajats (Bauern) an die Regierung zu zahlen verpflichtet sind. Er bezahlt mithin in runder Summe die Abgaben mehrerer Dörfer und entschädigt sich selbst dabei so weit als Gebrauch oder Patent es ihm gestatten. Die kleineren Besitzer sind entweder Zemindare, Biswahdare oder Mucaddam's. Ein Taluk besteht gewöhnlich aus meh-

In Macgregor, XXIII. S. 263 ist die **Größe und Bevölkerung** angegeben:

	Quadr. Meilen.	Einwohner.
Bengal, nebst den nordwestlichen Provinzen. . .	220,312.	69,710,071.
Distrikte mit zweifelhafter Bevölkerung . . .	85,700.	
Madras	141,923.	13,508,535.
Bombay	59,438.	6,251,546.
Zweifelhafte Distrikte	5,550.	
	512,923.	89,470,152.

Letztere liegen namentlich in Concan, Bera und Nerbudda und sind nur dünn bevölkert. Hamilton in seinem Indian Gazetteer giebt die Größe der abhängigen Staaten auf 614,610 □ Meilen an und die Bevölkerung, Nisam 10,000,000, Nagpur Rajah 3,000,000, Audh 3,000,000, Guickwar 2,000,000, Sattara 1,500,000, Mysore 3,000,000, Travancore und Cotschin 1,000,000, Radschputana und mehrere kleinere Staaten 16,500,000, zusammen 40,000,000 Einwohner.

Die Bevölkerung der unabhängigen Staaten schätzt Hamilton wie folgt: Scindia 4,000,000, Lasore 3,000,000, Scind 1,000,000, Nepal 2,000,000, Kaschmir und andere nach Cabul gehörige Distrikte 1,000,000, zusammen 11,000,000, und so würde sich eine Totalbevölkerung Indiens von 140,000,000 ergeben, welche Zahl aber nach zuverlässigeren Schätzungen bis auf 113,000,000 herabsinkt.

Nach Campbell (India as it may be, I. Vol. London, Murray 1853) stellt sich folgende Tabelle zusammen:

	Quadr. Meilen.	Einwohner.
Präsid. Bengalen	222,609.	41,961,513.
Pendschab	112,671.	24,652,633.
Bombay und Scind	131,564.	11,790,042.
Nordwest-Provinzen. . . .	74,686.	23,337,033.
Präsid. Madras.	132,099.	22,437,247.
Mysore	30,886.	3,460,696.
Nagpur	76,432.	4,650,000.
Europ. Ansiedelungen	62,993.	887,151.
Das gesammte Indien. . . .	943,911.	133,176,315.
Dagegen Europa	867,606.	132,081,768.

Nach den letzten Vermessungen enthalten die **Nord-West-Provinzen** 117,586 □ Meilen mit 34,265,876 Einwohnern, mithin 291 Seelen auf die engl. □ Meile. Die gesammten Einkünfte betrugen dort 56,639,885 Rupien oder 5 Crore 66 Lack und 39,885 Rupien. Mithin kam auf jeden Einwohner durchschnittlich 1,65 Rup. = 1 Thlr. 3 Sgr.

Die **Präsidentschaft Bombay** hat 75,806 □ Meilen und 10,265,746 Einwohner, mithin 135 Seelen auf die □ Meile. Die Gesammteinnahme des Staates betrug 19,666,558 Rupien, also auf den Kopf ungefähr 1 Thlr. 8 Sgr. 2 Pf. Bombay selbst war 1661, als es die Portugiesen an die Engländer abtraten, ein Fischerdorf mit 15,000 Seelen. 1849 hatte es 566,119 Einwohner. (Vgl. Graul. III, 322.) Die brahmanischen Hindu's [illegible] die Hälfte der ganzen Bevölkerung; ziemlich der 40ste dieser [illegible]. Eigentliche Priester heißen Bhatta's, im Gegensatze [illegible] ...ngen. Die sogenannten Schenvi-[illegible] ...r inne.

gleich erneuerte er die alten Aemter des Foujdar und Thannadar. Unter den Delhi-Kaisern verwalteten in allen Theilen Indiens die Zemindare die Polizei oder waren vielmehr in den ihnen gehörenden Ländereien für Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung verpflichtet. Unter der britischen Regierung ist zwar eine besondere Polizei eingerichtet, aber die Dorfbesitzer werden außerdem verantwortlich gemacht, ihre Bezirke zu bewachen und verdächtige Individuen zur Bestrafung zu ziehen. Der Zemindar wird im Settlement besonders dazu angetrieben, denn es sind Fälle vorgekommen, wo jene sich von den Thug's und anderem Gesindel ein Schutzgeld zahlen ließen. Auch hat es sich ergeben, daß unter den Gujür's, Mewatie's und Mhair's die Zemindare selbst zu den Verbrechern gehörten.

In den Dörfern selbst wird ein Wächter oder Chowkiedar auf je 60 Häuser gerechnet und ein Bote soll jedes Verbrechen, welches in dem Bezirke jenes Chowkiedar's ausgeführt worden, sofort der Thannah berichten. Jener soll aus einem Jaghir 3, dieser 2 Acres als Lohn erhalten. Das Land giebt der Zemindar, die Taxe bestimmt die Regierung. In einigen Gegenden hat man dem Chowkiedar auch 2—3 Rupien Monatslohn gegeben.

Längs der großen Handelsstraßen befinden sich in Distanzen von 2 Meilen Polizeiwachen von je 3 Mann, welche zur Distrikt-Polizei gehören und uniformirt und bewaffnet sind. Von 10—4 Uhr Nachts müssen stets 2 dieser Leute auf der Straße patrouilliren. Außerdem sind berittene Polizisten an gewissen Punkten stationirt und jeden Abend geht eine schriftliche (oder mündliche) Parole vom Magistratshofe aus die ganze Linie entlang und muß, nachdem alle Posten unterzeichnet haben, zurückgesandt werden. Auf 40 Meilen Länge kommen 3 berittene Jenadars, welche schriftlich berichten müssen, auf welcher Stelle sie jeden der berittenen oder Fußposten antrafen. Die größeren Zweigstraßen, wie die nach Agra, werden ebenso bewacht. Im Jahre 1851 passirten die große Straße 28,168 von 99,714 Stieren gezogene Wagen und außerdem 34,820 Kameele, Tragochsen und Packpferde. Straßenräubereien kamen auf diesem Wege nicht vor. Ganz besondere Noth machte der Regierung die Provinz Nimar. In den Berichten von den Jahren 1854 und 55 wird erzählt, daß die Bhil's, Bhilala's und Chond's fortwährender Beaufsichtigung bedürfen, um sie einigermaßen in Ordnung zu halten. Ein Streit zwischen Betrunkenen, ein Zank zwischen Weibern oder irgend eine Mißhelligkeit mit dem Patail reicht hin, binnen einem Tage die ganzen Einwohner eines Dorfes zu zerstreuen, dessen wohnliche Einrichtung 5 Jahre gekostet hat. Es ist unter diesen Leuten ein Ehrenpunkt, ein Dorf zu verlassen, wo sie beleidigt worden zu sein wähnen, und wenn der Streit nicht sogleich geschlichtet wird, so sind sie im Stande abzuziehen, wenn selbst die Ernte reif ist. Ueberdies sind z. B. die Chond's stets bereit, ein Dorf selbst aus sehr unbedeutenden Gründen sofort zu verlassen.

Anhang.

a. Geographische Notizen.

Die Größe Indiens wird gegenwärtig auf 1,466,576 □ Meilen berechnet; davon stehen 837,412 □ Meilen unter britischer Herrschaft, 627,910 □ Meilen unter eingeborenen Fürsten und 1254 gehören den Franzosen und Portugiesen. Die Bevölkerung im britischen Indien beläuft sich höchstens auf 132 Millionen, die in den unabhängigen Staaten auf 48⅓ Millionen, die in den französischen und portugiesischen Besitzungen auf 517,000.

Erfolg versucht worden. Wenn nicht der Mangel an Verkehrswegen den Transport sehr erschwerte, so könnte der Export nach den nordwestlichen Provinzen sehr bedeutend sein. Hazaribagh ist gebirgig und hat viel unbebautes Land; an der Ostgränze liegt das Sikhar-Gebirge, das besser als Parasnath, der Wallfahrtsort der Jaina's, bekannt ist. Die Einwohner sind größtentheils Hindu's und ihre Sprache Hindi. Hier und da liegt ein Santal-Dorf in dichten Jangles. Dieser Stamm ist wahrscheinlich mit den Munda's und Singbhum Coles gleichen Ursprungs. Der Santal pflegt in der Wildniß Land zu bebauen, zieht aber, nachdem er es mehrere Jahre cultivirt hat, ruhig weiter. Er betet den Tiger an, schwört auf dessen Fell und ist wahrheitsliebend. Man findet die Santal's namentlich auch in Kattack. — Tschota Nagpur ist ein Hochland, 2000′ über dem Meere. Das Volk zerfällt in verschiedene Casten, Uran's, Munda's u. s. w. Sie glauben aus dem Norden gekommen zu sein und die Munda's im Lande vorgefunden zu haben und sind thätig und intelligent. Unter dem Namen Dhangur's oder Berg-Culi's begegnet man ihnen in ganz Indien. In Calcutta werden sie wie Lastthiere betrachtet, obgleich sie eigentlich ein schöner Menschenschlag sind. Maunbhum erhebt sich als ein Plateau über Nieder-Bengalen; die dort wohnenden Hindu's sprechen Bengali. — Singbhum ist ein ganz ähnlicher Landstrich, aber die Bevölkerung ist eine ganz andere. Sie nennen sich Hos, essen Kuhfleisch und lieben Spirituosen; wahrscheinlich sind sie mit den Munda's verwandt. In Sumbhulpur wohnen Hindu's, welche die Uriasprache reden. Die steuerpflichtigen Staaten sind noch ziemlich unbekannt und das Meria-Opfer kommt in ihnen hier und da noch vor. In den Bergstrichen von Sirgudscha und Palamon giebt es Stämme, welche nie in die Ebene herabkommen und mit den Bewohnern derselben durchaus nicht verkehren. Die Hindu's in diesen Ländern theilen sich in Ram und Hari und zerfallen in unzählige Unterabtheilungen. Einzelne Stämme beten, außer einer Menge Dämonen, die Sonne an und bringen ihr auf jedem hohen Berge oder unter dichtbelaubten Bäumen Opfer. Der sittliche Zustand dieser Stämme ist sehr traurig, der Mord namentlich sehr gewöhnlich. Streitigkeiten um Landbesitz führen oft zu blutigem Kampfe. Der Glaube an Zauberei und Hexen ist allgemein verbreitet und veranlaßt nicht selten sehr tragische Ereignisse. Die Unsittlichkeit der Frauen und Mädchen ist beklagenswerth; aber es ist erfreulich, daß die Coles von Tschota Nagpur sich zu der Annahme des Evangeliums willig und geneigt zeigen. Da die Eisenbahn den Zugang zu dem nordwestlichen Theil dieser Länder eröffnet hat, so müssen wir noch einmal auf die dort wohnenden Santal's, einer zahlreichen und merkwürdigen Race von Bergbewohnern, zurückkommen. Von Moharbanja in Orissa, als ihrer Südgränze, sind sie durch die Tributstaaten, westlich von Balasore, Dschellasore, Midnapur, Bankura, Birbhum, Radschmahal und von da westlich durch Bhagalpur und Monghyr über einen Landstrich von 400 Meilen Länge verbreitet. In Orissa sind sie ein kühnes, betriebsames Volk, derb und stämmig, mit groben Zügen, dunkler Hautfarbe und krausem Haar. Sie sind gesellig, umgänglich, gastfrei und leicht zu behandeln, wenn man ihre Sprache kennt. Der Fremde, der sich einer Santalwohnung nähert, wird sogleich eingeladen, auf einer Bank am Hause Platz zu nehmen. Dabei ist bei der Arbeit und bei Vergnügungen ein viel freierer Verkehr der Geschlechter als bei den Hindu's zu bemerken und der Mann benimmt sich gegen die Frau weit rücksichtsvoller und freundlicher. Daher zeigen auch die Santalfrauen ein freieres, offeneres Wesen und sie sprechen ohne die sonst bei den Frauen des Orients gewöhnliche blöde Zurückhaltung, selbst mit Fremden. Sie üben die Gastfreundschaft oft auf höchst liebenswürdige Weise. Die Fruchtbarkeit in den Santal-Familien ist

meist sehr groß und man trifft in den Dörfern gewöhnlich ganze Schaaren munterer, dreister Kinder, welche mehrentheils ganz nackt herumlaufen. Nach ihren Ueberlieferungen entsprang das erste Menschenpaar, Bruder und Schwester, Pilchu-hanam und Pilchubrudhi aus Enteneiern und verheirathete sich unter dem Einflusse des Handia (also in der Betrunkenheit) durch Sita oder Marang Buru (vielleicht der Çiva oder Mahadev der Hindu's). Diese Urältern gingen nackt, bis ihnen Gott eine Kleidung gab. Die Verbreitung ihrer Kinder, die Sündfluth, welche in ihren Traditionen auch angedeutet wird — Alles dies erinnert an Moses. Auch die Eintheilung der Santal's in Stämme ähnelt der der Israeliten. Sie kennen keine Castenabstufungen und essen und verkehren frei mit einander. Aber unter sich selbst bilden sie eine abgesonderte Caste und genießen mit Ausnahme der mit ihnen verwandten Krumbi's nur von ihren Stammgenossen gekochte Speisen. Der Santal sucht sich stets seine Frau aus einem anderen Stamme. Ein großes Uebel ist ihre durch ihre Religion sogar geschätzte Vorliebe für starke Getränke, welche bei allen Festen und feierlichen Gelegenheiten nicht fehlen dürfen. Der Handia ist ein aus Reis bereitetes gegohrenes Getränk, welches, mäßig genossen, selten berauscht. Sie trinken es aber in großen Massen und lieben außerdem noch alle Arten von Spirituosen. Sie treiben Ackerbau und gelangen, wenn sie von ihren kleinen Hindutyrannen nicht zu hart bedrückt werden (wie dies in Orissa leider gewöhnlich ist), oft zu einem gewissen Wohlstand. Dabei lieben sie abgelegenes, culturfähiges, aber noch nicht bebautes Land und kommen selten in die Nachbarschaft großer Städte, weil sie die milde Freiheit des Waldlebens über Alles lieben. Als Diener oder Kulie's findet man sie selten. Während der trockenen Jahreszeit schneiden sie Bauholz und verkaufen dies, sowie Brennholz, Holzkohlen, Blätter, Gummi und andere Produkte aus den Jangles. Man kann dann oft Gruppen von Männern, Frauen und Kindern sehen, die mit festen, elastischen Schritten, fast unbekleidet, nach einem wohl 10 Meilen entfernten Marktplatze wandern und ihre Bürde gegen einige einfache Lebensbedürfnisse — manchmal nur gegen etwas Reis — austauschen. Wenn es hoch kommt, so erhält ein starker Mann etwa 2½ Sgr. für seine Last. Kleine Mädchen von 8—10 Jahren begleiten oft diese Caravane; nur ein kleines Tuch ist um ihre Hüften geschlungen und dabei schreiten sie kerzengerade und flüchtig wie ein Reh unter ihrer Bürde daher. Gewöhnlich singt, schwatzt und lacht der ganze fröhliche Zug, sowie der Santal auch sonst Musik und Tanz ungemein liebt; an letzteren nehmen auch beide Geschlechter Theil. Der Santal unterscheidet sich auch dadurch von dem Hindu, daß er den Stier nicht als Lastthier benutzt, sondern die Kuh, die er überdies auch an den Pflug und Wagen spannt. Bei ihrer Ackercultur brauchen sie auch häufig Büffel. In ihren Dörfern giebt es Ueberfluß an Schaafen, Ziegen, Schweinen und Federvieh; auch lieben sie die Hahnenkämpfe.

b. Sanität.

Indien hat bekanntlich ein für den Europäer im Allgemeinen nicht gesundes Klima. Man hat daher bald Orte aufgesucht, welche für Gesundheitsstationen gelten können.*) Unter diesen steht die Gegend von Darjieling, das fast unter dem Meridian von Calcutta 4—6000′ hoch am Himalaya liegt, wohl obenan; das Klima ist hier vortrefflich und der Boden eignet sich für alle europäischen Früchte und Ge-

*) Ueber diese Stationen geben die Papers relating to the Settlement of retired Officers of the Indian Armies (Return etc. dated 25 March 1858) manchen Aufschluß, obgleich in ihnen vorzugsweise die Colonisation ins Auge gefaßt wird.

müsse. Der südöstliche Himalaya hat überhaupt weniger Sonne und mehr Feuchtigkeit und wird von den Europäern vorgezogen. Gewaltige Rinderheerden werden in der heißen Jahreszeit aus der Ebene zur Weide in das Gebirge getrieben. Für sehr gesund gilt auch die Gegend von Tschôta Nagpur im Ghat-Gebirge am Mynepût-Flusse, 3500′ über dem Meere, westlich von Calcutta.

Außer der Cholera und bösen Fiebern richten namentlich die Pocken große Verheerungen an; die Hindu's bedienen sich aber eines aus Pflanzenstoffen und Oel bereiteten Mittels, um die Pockennarben zu verhindern.

c. Zwei nachträgliche Bemerkungen über den Panchayât-Gerichtshof und den bengalischen Gesetzcodex.

Sir E. J. Gambier, welcher 16 Jahre als Oberrichter in Madras gelebt hatte, schreibt im April 1858 an v. Orlich auf dessen Fragen Folgendes:

Der Panchayât oder alte Gerichtshof der Hindu existirt noch, namentlich im Gouvernement Madras; er hat aber nicht die Gewalt, irgend Jemand vor seine Schranken zu citiren. Er wird nur aus freien Stücken von den Parteien zum Schiedsrichter erkoren, 5 Personen werden dann gewählt, um ihn zu constituiren und ihrer Entscheidung müssen sich in diesem Falle die Parteien unterwerfen.

Die Eingeborenen sind innerhalb der Hauptstädte der Präsidentschaften Calcutta, Madras und Bombay den höchsten englischen Gerichtshöfen unterworfen und werden nach englischen Gesetzen verhört, außer bei Erbschaften und Contrakten, in welchen Fällen das Hindu-Gesetz auf Hindu's, das mohamedanische auf Mohamedaner Anwendung findet. Sonst richten sich die englischen Richter — kürzlich eroberte Provinzen ausgenommen — nach dem Rechtsverfahren, wie sie es unter den mohamedanischen Fürsten vorgefunden. Sollte Lord Macaulay's Codex Gesetzeskraft erhalten, so würde das gesammte Criminalrecht in Indien danach abgeändert werden.

An den obersten Gerichtshöfen sind die Kosten noch sehr bedeutend, obgleich sie während der letzten 20 Jahre erheblich reducirt worden sind. Ebenso in den Mofussil, so daß auch an den ehemaligen Compagnie-Gerichtshöfen die Kosten den Processirenden sehr beschwerlich fielen. Bei Criminaluntersuchungen werden die Kosten im Allgemeinen von der Regierung übernommen, die Anklage müßte denn ein Gegenstand von öffentlichem Interesse sein oder von Privaten ausgehen.

Englische Unterthanen stehen nirgends unter dem Hindugesetze und sind durchaus nur den Gerichtshöfen der Königin unterworfen. Man hat indeß versucht, sie in dem Mofussile unter die Gerichtsbarkeit der Compagnie-Gerichtshöfe zu bringen. In Criminalfällen ist dies indeß nie gelungen. Der Black-Act soll sie zwar auch vor einheimische Gerichtshöfe bringen, ist aber noch nicht angenommen.

Der Gerichtssprengel eines Zillah-Hofes richtet sich räumlich nach der Ausdehnung des Bezirkes und nicht nach der Zahl der Einwohner. Eingeborene werden nur in den Gerichtshöfen als Richter angestellt und haben sich, da sie entsprechend bezahlt werden, im Allgemeinen als ehrlich und zuverlässig, einige sogar als vortrefflich bewiesen.

Wir bemerken noch nachträglich, daß an die Spitze der englischen Gesetzcommission, welche 1833 in Folge der Akte 53 gebildet wurde, Lord Macaulay stand. Man erwartete, daß in wenigen Jahren Gesetzbücher für das Civil-, Criminal- und Handelsrecht erscheinen würden, aber die Sache schlief wieder ein.

Noch ein Wort über den bengalischen Gesetzcodex! Derselbe beginnt eigentlich mit den allgemeinen Regulativen für die Verwaltung der Gerechtigkeit, wie sie das

Comité zu Cossim bazar vorschlug und der Präsident und Rath von Bengalen 1772 bestätigte. Nach diesen sollte der Einnehmer eines jeden Distrikts nicht nur in dem Provinzialhofe des Dewanie an der Stelle der Compagnie, in deren Eigenschaft als des Königs von Delhi, Dewan, auftreten, sondern er sollte den Verhandlungen des Foujdarrie Adawlût beiwohnen und dessen Verhandlungen überwachen. Die Gewalt sollte damals von dem Nazim oder obersten Magistrate abhängen, dessen Autorität, als vom königlichen Hofe zu Delhi herstammend, anerkannt war; aber die wirkliche Gewalt lag in Warren Hasting's Händen. Damals war das Dakoitwesen eine Plage von Bengalen und nach dem 35sten Artikel dieser neuen Bestimmungen sollte jeder Theilnehmer an diesem Raubwesen den Tod erleiden, seine Familie aber ewig der Sklaverei verfallen. Hastings verfügte den 10. Juli 1773, daß alle solche Personen als Sklaven verkauft oder in die Sklaverei nach dem Fort Marlborough transportirt werden sollten. Auf diese Weise, fügte er, um seine harte und ungerechte Bestimmung zu rechtfertigen, hinzu, wird die Regierung der großen Ausgaben enthoben, welche die Erhaltung von Gefängnissen erfordert. Der Verkauf von Sklaven muß überdies die Fonds vermehren und die Maßregel selbst auf die Bewohner einen günstigen Eindruck machen. Endlich suchte er sich mit der Verfahrungsweise der mohamedanischen Herrscher in Indien zu entschuldigen, welche, um kein Blut zu vergießen, das Gesetz bei Seite setzten, weßhalb es auch ihm und seinen Räthen rathsam schiene, in außerordentlichen Fällen von dem Buchstaben des Gesetzes abzuweichen.

d. Nachträge über die Armee.

[Wie wir schon in der Vorrede bemerkten, kann es kaum von Interesse sein, den Uebergangszustand, in welchem sich die britisch-indische Armee gegenwärtig befindet, weitläufig zu schildern. Eben deßhalb halten wir die vollständige Veröffentlichung eines Memoir über die Armee in Ostindien (mit einer Uebersichts-Karte und einem Plane des Lagers von Ferospur), welches L. v. Orlich schon im Septbr. 1843 abgefaßt hat, selbst wenn sich in diesem Bande noch Raum dazu fände, für unpassend und zwar um so mehr, als der Verf. bereits viele Stellen dieser Schrift in der ersten Abtheilung des 2. Bandes, S. 371 flgg. benutzt hat. Dagegen dürften einige Fragmente dieses Memoirs, denen wir mehrere Notizen voranschicken, wohl von Interesse sein. B.]

Die Armee bestand 1835—1850 aus 183,000 Mann und kostete 8,050,000 Pfd. Sterl., sie stieg darauf bis auf 288,000 und kostete nun über 12 Millionen. 1853 betrug der Bestand in runder Zahl 310,000 Mann, darunter 22,000 Mann Contingent-Truppen unter europäischen Officieren und von den eingeborenen Officieren besoldet. Die bengal. Armee (Agra und Pendschab einbegriffen): 165,000 Mann; Madras: 65,000, Bombay: 58,000. Davon kamen auf die Infanterie: 234,000, auf die Kavallerie 35,000, auf Artillerie und Ingenieure: 19,000. Europäer, incl. die Offiziere der eingeborenen Truppen: 50,000 M., Eingeborene: 238,000 M. Unter den Europäern waren: königliche Truppen: 29,480 M., Artillerie und Infanterie der Compagnie 14,579; im Gehalte der Compagnie stehende Offiziere: 6297 M. Nach den Waffengattungen stellten sich die Zahlen, wie folgt: Kavallerie. Europäer 3700. Eingeborene, regulär 10,200, irregulär 21,100. Infanterie. Europäer 32,500, Eingeborene mit europäischen Offizieren 162,000, Eingeborene mit eingeborenen Offizieren, irregulär 39,500. Artillerie und Ingenieure 7700, Sepoys-Kanonen-Lascars, die Fuhrleute der Kanonen einbegriffen 11,300 M. Die Madras-Armee hatte allein reguläre Truppen, meist Mohamedaner und Eingeborene vom

nördlichen Circora und Deckan, die Bengal-Armee meist Radschputen und Brahmanen aus dem südlichen Hindostan, Audh ꝛc. Die Bombay-Armee enthielt niedere Casten und kleinere, unansehnlichere Leute, desgl. Christen und Juden. Ein Theil der Bombay-Armee besetzte den Scind und die Madras-Armee in Central-Indien, Saugor, Rougong, Jubbulpore, Aurangabad und Mhow u. s. w. Die Kavalleristen sind meist Mohamedaner und in der irregulären Kavallerie dienen überhaupt meistentheils die besseren Classen. Patan-Reiter aus dem nördlichen Hindostan dienen überall in Indien. Die irreguläre Infanterie zeigt große Mannigfaltigkeit und ist oft aus allen Classen und Casten gemischt; in einigen Regimentern gehört die Mehrzahl einer bestimmten Lokalität an; man findet so Sikh's, Gurka's, Mair's, Bheel's und Affghanen-Gränzer beisammen. Das Avancement richtet sich nach der Dienstzeit; Regiments-Commandeure sind stets über 40 Jahre alt und höhere Stellungen erhalten die Meisten erst nach dem 55sten Lebensjahre. Während die Eingeborenen in Civil-Anstellungen vorgerückt sind, hat in der Armee ein relativer Rückschritt stattgefunden; man will den Eingeborenen nicht einmal Compagnien anvertrauen. Das Commissariat ließ früher viel zu wünschen übrig; es mangelte an Thieren und Wagen bei Bewegungen; trotzdem ist die Verwaltung kostbar und verschwenderisch, die Belege sind wohl in Ordnung, aber die Eingeborenen werden nicht selten hintangesetzt und bedrückt. Die meisten Officiere in diesem Zweige verstehen ihr Amt nicht recht und fallen eingeborenen Spekulanten in die Hände. Man sollte das Commissariat aus Eingeborenen unter der Leitung von Europäern bilden, welche diesem Corps ganz angehören müßten und nicht in die europäischen Regimenter zurückkehren dürften.

In der neuesten Zeit werden im gesammten Heerwesen bald sehr wesentliche Aenderungen eintreten. In Calcutta ist die „Amalgamation Order," d. h. das Dekret zur Verschmelzung der indo-britischen Armee, welche unter der ostindischen Compagnie als besonderes Corps bestand, mit der königl. britischen Armee erschienen. Sie ward, scheint es, am 20. April 1861 veröffentlicht. Zugleich ist man endlich mit Ernst daran, die numerische Stärke der eingeborenen Truppen wesentlich zu vermindern. Es heißt, daß vierzehn Regimenter eingeborener Infanterie in der bengalischen Armee aufgehoben werden; deßgleichen das Arracan-Bataillon, die leichte Pegu-Infanterie, das Assam-Corps und andere auswärts stehende Abtheilungen. Die gesammte Reduktion beträgt nicht weniger als 25,000 Mann. Sofort werden alle eingeborenen Regimenter der Bengal-Armee ihre bisherigen Titel und Namen verlieren und in einer neuen Liste numerirt werden. Zudem sollen sie alle nach dem Systeme der irregulären Truppen mit Officieren versorgt werden, so daß bei keinem Regimente das alte Zahlenverhältniß der Officiere bleibt. Man glaubt, daß 200 bis 300 eingeborene Officiere dadurch überzählig werden, deren Wiederverwendung einige Verlegenheit bereiten dürfte. Die Regierung soll damit umgehen, jedem derselben ein Stück steuerfreies Land anzuweisen.

Wir geben nun, an den Schluß der ersten Abtheilung dieses Bandes anknüpfend, noch einige Auszüge aus dem oben erwähnten Memoir und werfen namentlich einen Blick auf die Ausrüstung, Bekleidung und taktische Ausbildung der Armee.

Das Material der britischen Armee läßt in der That nichts zu wünschen übrig. Sie ist von dieser in technischen und industriösen Dingen so weit vorgeschrittenen Nation reich und praktisch ausgestattet. Fünf große Zeughäuser: in Bombay, Madras, Calcutta, Allahabad und Delhi, deren jedes mehr als 40,000 Mann aller Waffengattungen mobil zu machen vermag, besorgen die Ausrüstung; wie denn außerdem noch jedes Regiment seine eigenen Vorräthe an Waffen und an Kleidung

besitzt. Die Gewehre, Büchsen, Säbel und Pistolen werden in England gearbeitet; die metallenen Geschütze sind dagegen in Calcutta gegossen, in einer Dampf-Kanonengießerei, welche vielleicht die großartigste und zweckmäßigste der Erde ist, und mit welcher Bohr-Anstalten und Werkstätten verbunden sind, so, daß das Geschütz als vollendet zum Gebrauche übergeben werden kann. Alle eisernen Geschützröhre läßt man aus Woolwich kommen, weil man sie dort billiger und besser erhält. Wenden wir uns zu den einzelnen Waffen:

1. Der Infanterist im Felde

ist bekleidet mit: Hemde, Socken, Schuhe, weiße weite Hosen ohne Strippen, Tragbänder, Binde, rothe Jacke, Czakot, Brodbeutel und blechernen Wasserflasche. Patrontasche und Bajonetbandelier, aus schmalen, weißen Lederriemen bestehend, wird gekreuzt um Schulter und Brust getragen; darüber der Tornister und auf demselben der überrockartige Mantel. In dem Tornister *) befindet sich eine Uniform, 1 Paar Tuchhosen, 2 Paar weiße Hosen, 2 Hemden, 2 Paar Schuhe, 2 Paar Socken, 2 wollene Jacken, eine weiße, baumwollene Jacke, eine Binde, eine Mütze und das Putz- und Waschzeug nebst 2 Handtüchern. Die Patrontasche hat einen blechernen Einsatz, aus drei Abtheilungen bestehend, in deren jeder 20 scharfe Patronen liegen. Das Gewehr des englischen Infanteristen ist schwerer als das Preußische, mit Perkussionsgewehren sind nur wenige Regimenter bewaffnet, indem sich erst 50,000 solcher Gewehre in Indien befinden. Alles, was der Infanterist an und um sich trägt, wiegt 41 Pfd. 2 Loth **). Ein Sergeant, 1 Corporal und 14 Mann liegen in einem Zelte, in dessen Mitte die Waffen und zwei Lampen angebracht sind; jeder Soldat hat eine wollene Decke zur Unterlage, eine baumwollene zum Bedecken und ein Kopfkissen, weshalb Alles mit dem Zelte verpackt wird. Ein Claschy dient zum Zelt-Aufschlagen, ein Behischty zum Wasserholen und ein Doby, um die Wäsche zu reinigen. Auf drei Soldaten wird ein Kameel gerechnet.

Der eingeborene Soldat ist einfacher equipirt, er besitzt keine Hemden, keine Socken, weder wollene noch weiße Jacken, und auch nur eine Decke; hier kommt auf sechs Soldaten ein Kameel. Sein Czakot, den zu tragen er sich erst dann bequemte, als man ihn einigen Regimentern als Auszeichnung verlieh, ist ohne Schirm und hat, gleich dem des europäischen Soldaten, einen weißen baumwollenen Ueberzug. Hier gehören 2 Sergeanten, 2 Corporale und 28 Mann zu einem Zelte, welches 2 Claschy's aufschlagen und dessen Mannschaft 2 Wasserträger bedienen.

Der Kavallerist.

Die europäischen Kavallerie-Regimenter werden gemeinhin mit arabischen Pferden beritten gemacht, deren Jedes durchschnittlich 600 Rupien = 60 Pfd. Sterl. zu stehen kommt; die übrigen Kavallerie-Regimenter erhalten, wo die arabischen Pferde nicht ausreichen, Pferde aus den Gestüten des Gouvernements oder vom Lande,

*) Man beabsichtigt jetzt, in der englischen Armee die Kalbfell-Tornister abzuschaffen und statt deren wasserdichte, aus starker Wachsleinwand gemachte Tornister einzuführen, an welchen das schmale Lederzeug sehr zweckmäßig, vermöge Widerhaken, befestigt wird. Sie scheinen allen Anforderungen zu genügen, sind leicht, dauerhaft, bequem und wohlfeil.

**) Gewehr und Ausrüstung: (Patrontasche nebst Riemen) 18 Pfd.; Munition (60 Patronen) 3 Pfd. 2 Loth; Mantel 5 Pfd. 4 Loth; Mantelsack und Lederriemen 3 Pfd. 2 Loth; Tuchhosen 2 Pfd. 8 Loth; weiße Pantalons, Hemden, Schuhe rc. 8 Pfd. 8 Loth.

nördlichen Circora und Deccan, die Bengal-Armee meist Radschputen und Brahmanen aus dem südlichen Hindostan, Audh 2c. Die Bombay-Armee enthielt niedere Casten und kleinere, unansehnlichere Leute, desgl. Christen und Juden. Ein Theil der Bombay-Armee besetzte den Scind und die Madras-Armee in Central-Indien, Saugor, Rougong, Jubbulpore, Aurangabad und Mhow u. s. w. Die Kavalleristen sind meist Mohamedaner und in der irregulären Kavallerie dienen überhaupt meistentheils die besseren Classen. Patan-Reiter aus dem nördlichen Hindostan dienen überall in Indien. Die irreguläre Infanterie zeigt große Mannigfaltigkeit und ist oft aus allen Classen und Casten gemischt; in einigen Regimentern gehört die Mehrzahl einer bestimmten Lokalität an; man findet so Sikh's, Gurka's, Mair's, Bheel's und Affghanen-Gränzer beisammen. Das Avancement richtet sich nach der Dienstzeit; Regiments-Commandeure sind stets über 40 Jahre alt und höhere Stellungen erhalten die Meisten erst nach dem 55sten Lebensjahre. Während die Eingeborenen in Civil-Anstellungen vorgerückt sind, hat in der Armee ein relativer Rückschritt stattgefunden; man will den Eingeborenen nicht einmal Compagnien anvertrauen. Das Commissariat ließ früher viel zu wünschen übrig; es mangelte an Thieren und Wagen bei Bewegungen; trotzdem ist die Verwaltung kostbar und verschwenderisch, die Belege sind wohl in Ordnung, aber die Eingeborenen werden nicht selten hintangesetzt und bedrückt. Die meisten Officiere in diesem Zweige verstehen ihr Amt nicht recht und fallen eingeborenen Spekulanten in die Hände. Man sollte das Commissariat aus Eingeborenen unter der Leitung von Europäern bilden, welche diesem Corps ganz angehören müßten und nicht in die europäischen Regimenter zurückkehren dürften.

In der neuesten Zeit werden im gesammten Heerwesen bald sehr wesentliche Aenderungen eintreten. In Calcutta ist die „Amalgamation Order," d. h. das Dekret zur Verschmelzung der indo-britischen Armee, welche unter der ostindischen Compagnie als besonderes Corps bestand, mit der königl. britischen Armee erschienen. Sie ward, scheint es, am 20. April 1861 veröffentlicht. Zugleich ist man endlich mit Ernst daran, die numerische Stärke der eingeborenen Truppen wesentlich zu vermindern. Es heißt, daß vierzehn Regimenter eingeborener Infanterie in der bengalischen Armee aufgehoben werden; deßgleichen das Arracan-Bataillon, die leichte Pegu-Infanterie, das Assam-Corps und andere auswärts stehende Abtheilungen. Die gesammte Reduktion beträgt nicht weniger als 25,000 Mann. Sofort werden alle eingeborenen Regimenter der Bengal-Armee ihre bisherigen Titel und Namen verlieren und in einer neuen Liste numerirt werden. Zudem sollen sie alle nach dem Systeme der irregulären Truppen mit Officieren versorgt werden, so daß bei keinem Regimente das alte Zahlenverhältniß der Officiere bleibt. Man glaubt, daß 200 bis 300 eingeborene Officiere dadurch überzählig werden, deren Wiederverwendung einige Verlegenheit bereiten dürfte. Die Regierung soll damit umgehen, jedem derselben ein Stück steuerfreies Land anzuweisen.

Wir geben nun, an den Schluß der ersten Abtheilung dieses Bandes anknüpfend, noch einige Auszüge aus dem oben erwähnten Memoir und werfen namentlich einen Blick auf die Ausrüstung, Bekleidung und taktische Ausbildung der Armee.

Das Material der britischen Armee läßt in der That nichts zu wünschen übrig. Sie ist von dieser in technischen und industriösen Dingen so weit vorgeschrittenen Nation reich und praktisch ausgestattet. Fünf große Zeughäuser: in Bombay, Madras, Calcutta, Allahabad und Delhi, deren jedes mehr als 40,000 Mann aller Waffengattungen mobil zu machen vermag, besorgen die Ausrüstung; wie denn außerdem noch jedes Regiment seine eigenen Vorräthe an Waffen und an Kleidung

Die Pioniere sind gleich den Infanteristen (aber in dunkelblau) gekleidet und bewaffnet, nur mit dem Unterschiede, daß sie statt der Bajonetscheide ein kurzes, breites Schwert, zum Sägen und Hauen eingerichtet, tragen. Ihr Handwerkszeug wird auf Kameelen nachgeführt.

Aus dem eben Erwähnten ersehen wir, mit welchen Schwierigkeiten der General einer indischen Armee zu kämpfen hat. Ihm liegt die Sorge für die Erhaltung zweier Heere ob, des Bewaffneten, Fechtenden und des Trosses; wo dieses das größere, weniger geordnete, schwerfälligere ist. Freilich ist seit dem Kriege gegen die Birmanen, wo Klima und Natur des Bodens einen ungewöhnlich großen Troß erforderten, großer Mißbrauch damit getrieben worden, und man ging so weit, dies auch auf Afghanistan im ersten Kriege anzuwenden. Wenn man bedenkt, daß Lord Keane, als er mit 14,000 Mann den Indus passirte, noch 40,000 Kameele mitschleppte, (er für seine Person allein hatte deren 290 und der politische Agent Mr. Roß-Bell über 700,) so könnte ihn allein dies entschuldigen, daß er zwischen diesem Flusse und Candahar auf keine Unterhaltsmittel sicher rechnen konnte. Aber es wird ihm mit Recht vorgeworfen, daß er allein 100 Kameele und Roß-Bell deren an 300 bloß mit Kisten voll Wein beladen hatte, während Kisten mit Medicamenten und anderen nothwendigen Dingen liegen bleiben mußten, weil es an Transportmitteln mangelte. In dem letzten Feldzuge, wo es an Kameelen fehlte, war man gezwungen, sich einfacher einzurichten; hier finden wir zum ersten Male, daß 2, ja selbst 3 Offiziere ein Zelt hatten, und dennoch war der Troß ungeheuer. Als die für den Krieg bestimmte Reserve-Armee zusammenkam, hielt der commandirende General Sir Jasper Nicolls seinen Einzug ins Lager mit 80 Elephanten, 300 Kameelen, 136 Zugochsen und über 1000 Dienern, bloß für sein dienstliches Etablissement und für diese Thiere; nicht diejenigen Diener und Thiere mitgerechnet, welche für seine Person und die seiner Umgebung gehörten und wohl das Doppelte betragen mochten. Sein Lager bestand aus 20 großen und einigen 50 kleinen Zelten; es war eine förmliche Zeltstadt. Noch größer erschien der General-Gouverneur, welcher allein 120 Elephanten und 700 Kameele hatte, und dessen Lager noch viel umfangreicher war. Der Reserve-Armee, aus 5 Regimentern Kavallerie, 12 Regimentern Infanterie und 48 Geschützen bestehend, waren zu ihrem Transporte 164 Elephanten, 1745 Kameele, 2000 Zugochsen und 5422 Troßdiener geliefert; wobei die den Regimentern reglementsmäßig zukommenden Diener und die der Offiziere nicht gerechnet sind, welche das Dreifache betragen mochten. Als sich die aus Afghanistan heimkehrenden Truppen mit ihr bei Ferospur vereinigt hatten, befanden sich gegen 36,000 Mann und 102 Geschütze daselbst unter den Waffen, zu denen 400 Elephanten, 25,000 Kameele, 6000 Zugochsen und gegen 80,000 Diener aller Art gehörten. Diese Armee nahm ein Lager über 2 deutsche Meilen ein und hätte nach genauer Berechnung auf dem Marsche eine Länge von 80 englischen Meilen bedurft.

Unvergeßlich wird mir der Eindruck sein, welchen General Sale's Brigade auf mich machte, als dieselbe am 17. Decbr. den Sedletj passirte. Schon Tages vorher waren die Reserve-Zelte hinübergegangen. An diesem Morgen um 8 Uhr defilirte die Brigade in 2 Abtheilungen: die Truppen (13. Königin-Regiment, 35. Nativ-Regiment, 1 Eskr. Kavallerie, 1 Fußbatterie, 1 Bergbatterie und 2 Compagnien Pioniere) über die eine der beiden Brücken, die Bagage über die andere. Auf die Truppen folgte der Troß, das wundersamste; treueste Bild eines Zuges der Kreuzfahrer. Leichte Kranke auf Elephanten und Kameele, schwere in Palankinen oder Dulies; dann Kameele, Esel, Bullbacks, schwer bepackt; hier eine Afghanin, tiefver-

schleiert in weißem Ueberwurfe, der nur die zarten Füße mit den goldgestickten Schuhen erkennen ließ, dort eine Mutter mit einem Kinde auf einem Ochsen oder einem Kameele; dann wieder Kinder auf kleinen Pferden, hier eine Katze, dort einen Hund streichelnd, oder mit Tauben und Hühnern in Körben spielend; oder gefesselte Kampfhähne und Kampfwidder. Männer, Frauen, Kinder in den sonderbarsten Kostümen, Afghanen-Häuptlinge mit ihren Familien und ihren Dienern; Kaufleute, Händler und Diener der verschiedensten Länder und Gewerbe, Schaaf- und Ziegenheerden und langsam hingezogene Heckarie's. Dieses bunte Getreibe einer Brigade zog über beide Brücken volle 4 Stunden!

Wir werden uns nun zur Beantwortung der Frage wenden, wie denn die taktische Ausbildung der Armee beschaffen ist, welche eines solchen Trosses bedarf, ihn zu schützen versteht und sich stets so heldenmüthig geschlagen hat. Gedenken wir zuerst

der Infanterie.

Die Ausbildung des einzelnen Soldaten ist weder sehr peinlich noch parademäßig, und wer von der Parade desselben auf seine Brauchbarkeit im Felde schließen wollte, möchte leicht zu einer sehr ungünstigen Meinung gestimmt werden. Der Offizier, wie der Soldat, sind der Parade zwar nicht abgeneigt, sie betrachten sie als etwas zu dem Stande Gehöriges; aber sie legen keinen hohen Werth darauf. Sehr charakteristisch war es, als bei der großen Parade in Ferospur, vor dem General-Gouverneur und mehreren indischen Fürsten, ein europäisches Regiment mit Gewehr über vorbeidefilirte. Der Commandeur hatte es vergessen, und es scheint, daß weder sein Adjutant noch einer der anderen Offiziere es der Mühe werth hielten, ihn daran zu erinnern.

Die taktische Ausbildung des einzelnen Infanteristen ist verschieden von der unsrigen, in den Griffen weniger einfach und weniger präcis. Er trägt das Bajonet statt des Säbels in einer ledernen Scheide, und steckt dasselbe nur auf, wenn es zum wirklichen Handgemenge kommen sollte, oder wenn er sich gegen Kavallerie vertheidigen will, und selbst hier oft nur das erste Glied. Im Allgemeinen haben die Bewegungen ihrer Infanterie sehr viel Aehnliches mit denen der unsrigen vor 40 Jahren. Ihr Tempo ist dreierlei: Der Schritt (Slow time), 75 in der Minute (Quick time), 108 und (Double march) 150 in der Minute. Man kann sagen, daß bei der englischen Infanterie die Linien-Taktik noch recht eigentlich zu Hause ist. Die Formation eines Bataillons ist in 2 Gliedern und in 10 Zügen, die leichte Compagnie auf dem linken Flügel, die Grenadier-Compagnie auf dem rechten; erstere ist gemeinhin mit Büchsen bewaffnet und wird zum zerstreuten Gefechte verwandt. Die Angriffs-Colonne ist der englischen Armee nur dem Namen nach bekannt. Ihre Bewegungen und Frontveränderungen geschehen durch Achsenschwenkungen, Contremärsche der rechts oder links abmarschirten Colonne und des Deployements; bei letzterem brechen die Rotten zu Dreien ab, ähnlich der Kavallerie, und schwenken beim Einrücken ins neue Allignement ein. Eine Lieblingsweise des Angriffs ist bei den Engländern der échelonartige Angriff aufmarschirter Bataillons mit Distancen von 50 Schritt. In dieser Art war mehrentheils das Vorgehen ihrer Infanterie im letzten Kriege, und dies war die Weise, in welcher Sir Charles Napier seine beiden Schlachten im Scind geliefert hat. So, ohne Quarré's zu formiren, hat die englische Infanterie selbst Angriffe bedeutender Kavalleriemassen abgeschlagen.

In der englischen Armee ist nur allein das offene Quarré im Gebrauche. Es wird gewöhnlich nach den beiden mittleren Compagnien formirt, deren erster und

zweiter Zug abbrechen und sich dahinter setzen, und die Compagnien des rechten Flügels in rechts abmarschirten Zügen die rechte Flanke, die des linken Flügels in derselben Weise die linke Flanke bilden; wogegen die Grenadiere und leichte Compagnie den Queue formiren.

Dies Quarré ist schneller hergestellt, als es den Anschein hat. Nach jeder Seite vertheidigen vier Glieder dasselbe, dessen erstes Glied auf das rechte Knie fällt, mit vorgestelltem Gewehre. Die englischen Offiziere sind von dieser Quarréformation so eingenommen, daß ich auf alle Einwendungen über dessen geringere Festigkeit und inneren Zusammenhalt die rechtfertigende Antwort erhielt, daß es noch nie von Kavallerie gesprengt worden wäre, weder in den Kriegen gegen Napoleon, noch in denen in Indien, ja, daß im Gegentheile die den Quarré's so schädliche Artillerie von viel geringerer Wirksamkeit sei, und den eigenen Artillerie-Mannschaften hinreichend Schutz gewähre. In Europa wie in Indien ist sehr oft der Fall vorgekommen, daß diese sich darin gerettet, ohne ihr Geschütz eingebüßt zu haben.

Das Tirailleursystem ist in der englischen Armee nicht so allgemein, als in der Preußischen; eigentlich sind es dort nur die leichten Compagnien und diejenigen Mannschaften, die sich unter dem Namen Schützen bei jeder Compagnie befinden, welche man für die zerstreute Fechtart verwendet. Besonders sichtbar wird dies bei der Formation der Compagnie-Colonnen. Im Kriege pflegt man aus den leichten Compagnien einer Division ein leichtes Bataillon zu formiren. An Schützen fehlt es in Indien gänzlich; erst in letzter Zeit hat man angefangen, aus den Gurka's, den Bewohnern der Vorgebirge des Himalaya, eine solche Truppe zu bilden. Nach den Schießübungen zu urtheilen, sowohl denen der Infanterie als der leichten Compagnien, steht die britische Armee der preußischen nach. Zwar wird in einem sehr gut abgefaßten Aufsatze in der United Service Gazette, worin unsere letzte Revue am Rhein besprochen ist, der preußische Tirailleur als sehr unbeholfen geschildert; aber was ich von den Bewegungen der englischen leichten Infanterie gesehen, erschien noch sehr in der Kindheit.

Die Kavallerie.

Wir glauben uns auch hier, mit Andeutung der wesentlichen Unterschiede und Hervorhebung des Besonderen begnügen zu müssen.

Die englische Kavallerie befindet sich auf einem sehr hohen Standpunkte, was sie der langen Dienstzeit ihrer Leute, dem Vertrautsein mit den Pferden verdankt. Bei ihr sieht man, wie Mann und Pferd Eins sind. Ihre Bewegungen sind einfach, schnell und geschlossen; wenn sie zur Attacke übergeht, ist es ein lebendiger Wall, welcher sich vorwärts bewegt. Die Formation in Divisions-Colonnen und das Ausfallen der vierten Züge findet man hier nicht; die englischen Offiziere verwerfen selbiges als völlig unzweckmäßig. Dagegen decken die bei jedem Trupp mit Karabinern bewaffneten 6 Mann als Scharmützler die Front. Im letzten Kriege hat oft eine einzige Schwadron den vierfach überlegenen Gegner geworfen und große Infanteriemassen auseinander gesprengt. Die Kavallerie der Afghanen, ihre beste Waffe, fürchtete die englische so sehr, daß sie zuletzt bei keiner Gelegenheit mehr Stand hielt. Auch an Ausdauer hat die englische Kavallerie Ungewöhnliches geleistet, indem beinahe 6 Wochen lang der Kavallerist auf 8 Tage das Futter für sein Pferd, und auf 4 Tage Lebensmittel für sich selbst mitführen mußte, wodurch das Pferd mit 22 Stein (à 14 Pfd.) = 308 Pfd. beladen wurde. Eine vortreffliche Waffe ist die irreguläre Kavallerie, welche sich als gleich brauchbar in Massen wie im einzelnen Gefechte bewiesen hat und durch ihre Wachsamkeit und Ortskenntniß von großem Nutzen

gewesen ist. Sie versieht hauptsächlich den leichten Dienst und das harte Werk und ist der regulären Kavallerie der Eingeborenen in jedem Betracht vorzuziehen.

Wir finden die Regimenter (in England) in drei oder vier Schwadronen formirt, die Schwadron in 2 Trupps, den Trupp in 2 Züge. Ihre Bewegungen sind:

In Linie, in geschlossener Colonne, in offener Colonne und in doppelter Colonne.

In Linie geschehen alle Front-Veränderungen vermöge Schwenkungen nach einem der Flügel oder nach der Mitte, oder durch Abbrechen, und zwar stets in Schwadronsfront oder in Trupps. Bei den Bewegungen in der geschlossenen Colonne, wo die Distance zwischen den Schwadronen zwei Pferdelängen beträgt, wird die Eskadronsfront angewandt und die Front durch Deployiren oder successives Einschwenken gewonnen. In offenen Colonnen richtet sich die Distance nach der Länge der Schwadronen oder der Trupps, und hier finden die Bewegungen mehrentheils in Trupps statt, die Herstellung der Front durch Einschwenken, Aufmärsche und Deployements. Die Formation der doppelten Colonne findet bei 3 Schwadronen in der Weise statt, daß die mittelste zwei Pferdelängen vorrückt und ihre Trupps ebenso viel Intervalle nehmen, wogegen die rechte Flügel-Schwadron in Trupps abgebrochen und in Trupp-Distance sich hinter den ersten Trupp der zweiten Schwadron, die dritte Schwadron in derselben Art sich hinter den 2. Trupp setzt. Von ihrer Anwendung wird nur sehr selten Gebrauch gemacht.

Die Artillerie ist in ihrer taktischen Organisation von der unsrigen in vielen Dingen abweichend. Wir finden bei der Fuß-Artillerie nur 9pfündige Geschütze und 10zöllige Haubitzen. Die Bedienungs-Mannschaften sind dieselben, befinden sich jedoch, von dem Augenblicke an, wo die Batterie aktiv wird, sitzend bei dem Geschütze, und zwar, 2 Mann auf dem Protzkasten, 2 Mann zu jeder Seite des Geschützrohrs und 4 Mann auf dem Munitionskarren. Alle Bewegungen geschehen durch Signale Die Organisation der reitenden Artillerie ist in den Provinzen verschieden; im Bombay- und Madras-Gouvernement gleich der unsrigen, in Bengalen dagegen, wo alle Pferde aus Hengsten bestehen, fand man das Koppeln so schwierig, daß man die Bedienungs Mannschaften theils auf den Zugpferden, theils auf dem Protzkasten und am Geschützrohre sitzen läßt. Hier sind nur 6pfündige Geschütze und 8zöllige Haubitzen.

Eine originelle, durch die Natur des Bodens bedingte Einrichtung sind die Kameel- und Elephanten-Batterien. Bei ersteren ziehen 6 Kameele in Brustsielen gespannt ein 9pfündiges Geschütz und 2 Kameele den Munitionskarren. Auf jedem der Kameele befindet sich ein Eingeborener als Reiter und per Batterie 2 Hornisten auf Kameelen. Bei der Elephanten-Batterie ziehen zwei Elephanten in Brustsielen hintereinander gespannt ein solches Geschütz und werden dabei von den Mahut's (den Elephantentreibern) geleitet. Ihre Bewegungen waren ungemein schnell und wurden in größter Ordnung ausgeführt.

Sowohl die jungen Offiziere, als die aus Europa geschickten Rekruten werden in Dam-Dam, dem Woolwich Indiens, im praktischen Dienste ausgebildet und nach vollendetem Cursus den Batterien überwiesen. Nach den Schießübungen, Batteriebauten und Exercitien zu urtheilen, stehen sie unserem Offizierkorps dieser Waffe nicht nach. Auch an Schnelligkeit werden sie es erreichen, denn mit Geschossen fiel der erste Schuß aus den Kanonen nach 60 Sekunden, aus den Haubitzen nach 72, und ohne Geschosse gemeinhin nach 50 Sekunden. Von der Anwendung der großen Congreve'schen Rakete, welche aus einem Tubus geschossen wird, ist man in Indien abgekommen. Diese Raketen sind zu sehr der Witterung unterworfen und haben, bei Versuchen sowohl, als im letzten Kriege, sehr oft die eigene Mannschaft durch Sprен-

gung im Rohr oder rückwärtiger Entladung beschädigt. Die Rakete wurde aus einem 8′ langen Tubus, der $3\frac{1}{2}''$ im Durchmesser hatte und auf zwei Böcken stand, unter einer Elevation von 15^0 abgeschossen und ging bis 800 Schritt. Die Rakete selbst war 14 Zoll lang, hatte 3″ 2‴ Durchmesser, am Punkte a befand sich eine mit Sprengungssatz gefüllte Hohlkugel, beim Punkte b ein Spiegel von Eisen mit 5 Löchern, aus denen der Zündfaden ausging, und einem Schraubengange in der Mitte, in welchem die Stange c eingelassen wurde, welche 8′ lang war. Die ganze Rakete, in Eisenblech gehüllt, glich einer Kartätschbüchse. Dagegen haben sich die Shrapnels als außerordentlich vortheilhaft erwiesen und den Feind gewöhnlich schon nach dem dritten Schusse zum Abzuge genöthigt.



Das Ingenieur-Corps hat mit seinen Mannschaften alle Jahre in den Monaten Decbr., Januar und Februar praktische Uebungen aller dahin schlagenden Arbeiten. Einige ihrer Offiziere werden zu den Vermessungen des Landes benutzt. Merkwürdig ist es indeß, daß sich in ganz Indien kein vollständiger Pontontrain befindet; daher war man genöthigt, sich zum Brückenschlagen sowohl auf dem Indus, Sedletsch als Ganges, der dort üblichen Kähne zu bedienen, was mit großen Schwierigkeiten verknüpft und sehr zeitraubend ist.

e. Rammohún Roy, eine biographische Skizze.

(Vgl. Biographical Memoir of the late Raja Rammohún Roy with a Series of illustrative Extracts from his Writings. Calc. 1834.)

Rammohún Roy, geb. 1774, stammte aus einer alten, vornehmen Brahmanenfamilie, welche sich dem geistlichen Leben seit undenklichen Zeiten gewidmet, aber die geistigen Forschungen weltlichen Zwecken und Reichthümern geopfert hatte. Sein Großvater diente unter dem Nero von Bengalen, dem Subahdar Shúrajadowla, welcher ein Vergnügen darin fand, die Häuser seiner Hindu-Unterthanen in Brand zu stecken oder mit Menschen angefüllte Boote im Ganges zu versenken.

Seine Mutter, eine streng orthodoxe Hindufrau, erklärte ihrem Sohne ein Jahr vor ihrem Tode, daß sie von den Narrheiten ihres Glaubens überzeugt sei, denselben jedoch aus angeborener Gewohnheit nicht entsagen könne. Trotz dieser Ueberzeugung unterwarf sie sich mit solcher Hingebung den Vorschriften ihres Glaubens, daß sie auf ihrer Pilgerfahrt nach Jaggernauth keine Dienerin mitnehmen wollte. Als sie in Purí anlangte, fegte sie den Tempel, in welchem das abscheuliche Götzenbild steht. Auch sie starb auf dieser Fahrt, wie beinahe immer der achte Theil aller nach Jaggernauth, Dol und Rathjatras wandernden Pilger dem Tode anheim fallen, in Folge der verpesteten Luft dieser Orte und der Strapazen der Reise.

Roy empfing die Lehren von den Geheimnissen des Súbankar von einem Gurúmahashay. Dennoch erhob er die Bengali-Sprache zu einer solchen Stufe der Vollkommenheit, daß sie eine Literatur erhalten kann. Er und der Raja Krishna Chúnder Roy wurden die größten Zierden ihrer Zeit und entfalteten eine Fülle genialer Ideen, aber leider konnte ersterer in seinem Werke (Vida-Súnder), so trefflich er auch das menschliche Herz schildert, das sittliche Element nicht festhalten. Nachdem er in Patna persische und arabische, in Benares Sanskrit-Studien gemacht hatte, erkannte er die Falschheit seiner Religion und entsagte dem Hinduismus, trat aus seiner Caste und setzte sich den Verfolgungen seiner Angehörigen aus. Er verließ seine Heimath, reiste

nach Tübet, verabscheute Lama und von seinem Vater, mit dem er sich aussöhnte, heimgerufen, widmete er sich dem Studium der Veda's und Purana's. Erst in seinem 28sten Jahre lernte er Englisch, das er vortrefflich schrieb, weniger gut sprach.

Rammohún verlor seinen Vater 1803, entsagte dem mit Schulden belasteten Erbtheile, nahm englische Dienste, wurde Dewan und Zemindar und der Verdacht, daß er gegen Bestechungsversuche nicht taub gewesen sei, lastete auf ihm, wie auf so vielen seiner Amtsgenossen. Er kam nach Calcutta, kaufte sich ein Haus mit Garten und zog sich zurück, um abgeschlossen von der Welt im 51sten Lebensjahre nur den Studien der Veda's und des Mesnavi zu leben. (Letzteres ist ein berühmtes persisches Werk des Maulano Ram über Religion, Moral und Politik, voll der erhabensten Gedanken.)

Die Hindu's beten zu ihren Göttern in ihnen unbekannten Mantra's, welche ihnen als ein Mittel, den Himmel zu erlangen, gelehrt werden. Rammohún suchte seinen Landsleuten begreiflich zu machen, daß sie ihren Schöpfer im Geiste und in der Wahrheit anbeten müßten. Sein erstes Werk war die Uebersetzung der Vedanta in Bengali und Hindostani, wozu er eine Vorrede an die Gläubigen des einen und wahren Gottes richtet, welche in meisterhafter Form seine geistigen Kämpfe den Lesern offen an das Herz legte. Dann folgten Streitschriften über die Bibel und ein religiöser Kampf entspann sich, indem Rammohún Reformator seines Glaubens werden wollte. Auch gegen die Suttie's und das Recht des Shahamaran schrieb er eine Abhandlung.

Der König von Delhi schickte ihn als Gesandten nach England, um gewisse Rechte auf Ländereien für ihn zu vertheidigen und 1830 segelte er nach Liverpool ab. Dort herrschte damals die Reformbewegung, in welcher er die Vorboten einer Umwälzung sah, welche nicht nur Englands Wohl, sondern auch das seiner Colonien, ja der ganzen Welt fördern müßte. Roscoe empfing ihn auf seinem Sterbebette. Ueberall mit Enthusiasmus aufgenommen, reiste er über Manchester nach London. Er traf mit Jeremy Bentham zusammen, welcher ausrief: „Rammohún Roy hat 330 Millionen Götter weggeworfen und uns gelehrt, die Vernunft als das wichtigste Feld der Religion zu betrachten.“ In London war sein Haus in Regent-Street von Wagen förmlich belagert. Der König gab ihm Audienz und die ostindische Compagnie veranstaltete ihm zu Ehren ein Diner. Er wollte seine Reise beschreiben und darin besonders die weiblichen Tugenden und Vorzüge der Frauen in England schildern, aber die fortwährende fieberhafte Aufregung, in der ihn das Londoner Leben erhielt, untergrub seine Gesundheit und er starb im Septbr. 1833 nach manchem Tage brünstigen Gebetes. Vor seiner Abreise von Calcutta hatte er gesagt, die Christen, Hindu's und Muselmänner, jeder wird sagen, daß ich seiner Religion angehörte, aber ich gehöre zu keiner dieser Sekten. Die Liebe zu Gott und zu den Menschen soll jeden meiner Schritte leiten.

Register.





